Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreiunddreißigster Band.

☞ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 33. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreiunddreißigster Band.

Hermann Schulze — G. Semper.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1891.

Schulze: Hermann S., Jurist, kurz vor seinem Tode von dem Großherzog von Baden geadelt unter Beilegung des Namens des väterlichen Gutes „Gävernitz", ist geboren zu Jena am 23. Sept. 1824 als Sohn des berühmten Nationalökonomen Friedr. Gottlob S. (s. A. D. B. XXXII, 769), dessen Leben er in eingehender, pietätvoller Darstellung 1867 geschrieben hat. Zweifellos von dem Vater erhielt der Jüngling, welcher mit achtzehn Jahren die Universität Jena bezog und sodann in Leipzig bis 1864 studirte, die Anregung, mit dem Berufsfache der Jurisprudenz eingehende nationalökonomische Beschäftigung zu verbinden. Diesem Umstande verdankt nicht nur eine der ersten Schriften Hermann Schulze's, die 1853 erschienenen „Nationalökonomischen Bilder aus Englands Volksleben" ihre Entstehung, sondern es liegt auch auf der Hand, wie fördersam die auf diesem Gebiet erworbenen Kenntnisse gerade für den Zweig der Rechtswissenschaft werden mußten, welchem sich S. dauernd zuwandte, nämlich das Staats- und Völkerrecht. Er habilitirte sich in Jena als Privatdocent im Jahre 1848, wurde dort 1850 außerordentlicher Professor und erhielt 1857, wohl nicht ohne Zusammenhang mit der in Preußen angenehm berührenden Tendenz seiner staatsrechtlichen Studien über die Stellung Neuenburgs, den Ruf als ordentlicher Professor nach Breslau. An dieser Universität war er, 1869 zum Geheimen Justizrath und Kronsyndikus ernannt, zwanzig Jahre unausgesetzt thätig, bis er sich 1878 bestimmen ließ, den Lehrstuhl für Reichs- und Staats- sowie Verwaltungsrecht in Heidelberg anzunehmen; auch deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte hat er dort gelehrt. Wie er in Preußen als lebenslängliches Mitglied dem Herrenhause angehört hatte, so vertrat er seit dem Aufenthaltswechsel die Universität Heidelberg in der badischen ersten Kammer. Er ist, 65 Jahre alt, zu Heidelberg am 27. October 1888 gestorben. — S. gehört zu den fruchtbarsten, bedeutendsten und wirksamsten neuesten deutschen Staatsrechtslehrern und war zugleich einer der tiefsten Kenner des deutschen Privat-Fürstenrechts. Das Programm seiner Thätigkeit hat er selbst 1867 in einem in Aegidi's Archiv für Deutsches Staatsrecht erschienenen Aufsatze „Ueber Princip, Methode und System des Deutschen Staatsrechtes" formulirt, indem er dort vor allem betonte, daß es sich um juristische Durcharbeitung dieser bis dahin so gerne einseitig philosophisch oder historisch behandelten Stoffe handele. Die Möglichkeit die so gestellte Aufgabe zu lösen, gewann S. damit, daß es ihm gelang, unter gänzlichem Bruch

mit damals immer noch vorhandenen Anklängen an die alte privatrechtliche Behandlungsweise eine rein publicistische juristische Methode sich klarzustellen und unbeirrt von allen geschichtlichen Verquickungen der Privatberechtigungen und des öffentlichen Rechts durchzuführen. Eben indem er so sein wesentliches Theil dazu beitrug, mit dem Vorurtheil aufzuräumen, daß juristische und privatrechtliche Methode mit einander identisch seien, hat er der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst geleistet. Darüber hat jedoch S., wie für einen Rechtsgelehrten unserer Tage selbstverständlich, keineswegs die historische Grundlegung vernachlässigt, deren Grundzüge in seiner „Einleitung in das Deutsche Staatsrecht" (1865) meisterhaft, namentlich auch mit Rücksicht auf die Litterärgeschichte, klargelegt sind. Und erst recht ist seitdem Schulze's ganze schriftstellerische Thätigkeit eine geschichtliche insofern im höchsten Sinne gewesen, als sie sich den politischen Ereignissen innigst anschließt. „Die Krisis des Deutschen Staatsrechts" fand schon 1867 ihre Beleuchtung; von der dogmatischen Entwicklung des Deutschen Staatsrechts selbst aber in seinem damaligen Interim sah S. mit Recht einstweilen ab, um sich ganz dem Preußischen Staatsrecht zuzuwenden, welches er 1870—1877 in drei schweren Bänden zu vollständiger, auch die Grundzüge der preußischen Verwaltung einbegreifender Darstellung brachte. Der Geist, in welchem dies geschah, geht am klarsten aus dem vom Verfasser in den Titel aufgenommenen Zusatz hervor: „auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts": nicht um das vereinzelte Recht eines noch so großen und mächtigen Einzelstaats allein handelte es sich S., sondern um dessen Darstellung als Erscheinungsform allgemein deutsch-rechtlicher Staatsrechts-Grundsätze. Das Buch ist ins Italienische und Japanische übersetzt worden und hat eine zweite Auflage erfahren, deren zweiter Band jedoch nicht mehr von dem Verfasser besorgt werden konnte; nur ein kürzerer Auszug aus demselben ist das von S. in Marquardsen's Handbuch gegebene „Staatsrecht des Königreichs Preußen". Inzwischen waren die deutschen Verhältnisse im neuen Deutschen Reiche consolidirt; S. war es gegönnt, an der juristischen Verarbeitung auch des neuen Deutschen Reichsrechtes seine wohl geschulte und vorbereitete Kraft zu bethätigen, in den durch dasselbe sich ergebenden, wennschon von Anderen angeregten und zugespitzten Controversen Stellung zu nehmen und sein Lebenswerk zu krönen durch die Vollendung des großen Gebäudes, welches er in seinem „Lehrbuche des Deutschen Staatsrechts" (I 1881, II 1886) unter Einschluß eines sogenannten, aus den einzelnen Territorial-Staatsrechten abstrahirten „Deutschen Landes-Staatsrechts" aufführte. Trotz der aus letzterem Umstande für unsere Anschauungen sich ergebenden Schwäche und selbst neben unbedingt geistreicheren Leistungen Mitstrebender wird dies Werk gewiß auf lange hinaus durch Sicherheit und Solidität gerechten Urtheiles hohen Werth behaupten. — Auf dem Gebiet des Privat-Fürstenrechts hat sich S. namentlich durch die grundlegende Veröffentlichung der Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser, mit geschichtlich-staatsrechtlicher Einleitung, ausgezeichnet; außerdem rühren hier von ihm zahlreiche Einzeluntersuchungen und geschichtliche Zusammenstellungen her; ausgewählte Rechtsgutachten und Denkschriften aus seiner verbreiteten und einflußreichen Praxis hat er 1876 herausgegeben, während es scheint, als ob eine zweite Sammlung, welche sich bei seinem Tode gesichtet und vorbereitet vorfand, unveröffentlicht bleiben sollte. Jedenfalls geht schon aus dem Veröffentlichten genugsam hervor, welche reiche Anerkennung und Werthschätzung die Ausgeglichenheit seines lauteren Charakters und seines gediegenen Wissens ihm verschafft haben. So ist er denn auch in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Bemühungen um den Rechtsschutz im Oeffentlichen Rechte. Hier hat er sich bestrebt, unter völliger Wahrung der Stärke und Macht der Centralregierung, der Willkür Rechtsschranken entgegenzusetzen und dem einzelnen

Privaten öffentliche Rechtssicherheit zu verschaffen; nicht durch die Anwendung der Schablonen sogenannter constitutioneller Garantien, sondern durch Verwandlung der Verwaltungspraxis in wirkliches Verwaltungsrecht, mit festen juristischen Grund- und Einzelsätzen sowie namentlich mit der Möglichkeit richterlicher Entscheidung. Der letzte Theil des Preußischen Staatsrechts, welcher diesen Fragen gewidmet ist, hat deshalb mit Recht vor allen übrigen Werken Schulze's allseitige Anerkennung gefunden: von Seiten der Juristen wegen der so gelehrten, methodisch glänzenden und in den Einzelheiten feinen Durchführung; von Seiten aller politisch Interessirten wegen der darin zur Geltung gebrachten, für Regierungen und Regierte gleich annehmbaren und erfreulichen, den neueren Strebungen der Verwaltungsgesetzgebung entsprechenden Gesammtauffassung.

Münchener Allgemeine Zeitung vom 31. Oct. 1888, Nr. 303, S. 4454. — v. Bulmerincq (Uebersetzung von E. Rolin), Nekrolog in der Revue de Droit international et de Législation comparée, XXI. Jahrg. 1889, S. 464 bis 475.

Ernst Landsberg.

Schulze: Hieronymus S., von der Herzogin Sibylle auch Schultheß genannt, geb. 1534 zu Hamburg, war Doctor der Rechte und seit etwa 1570 zugleich Rath der Herzöge von Holstein und von Lauenburg und des Administrators Christoph v. Ratzeburg, des mecklenburgischen Prinzen (A. D. B. IV, 240). Er tritt namentlich in den widerwärtigen Familienbeziehungen zwischen dem ewig geldbedürftigen Franz I. von Lauenburg und seinen Söhnen Magnus und Franz II., und zwar vortheilhaft hervor. Der erstere schenkte ihm als Kanzler, wol als Abfindung, das Gut Besenhorst, das S. später gegen Obermarschacht eintauschte. Letzteres verblieb bei dem Austausch Lauenburgs an Dänemark 1815 bei Hannover. Classisch für das Treiben der kleinen verarmten Fürsten mit großen Ansprüchen ist eine Denkschrift über Mißregierung, die S. dem Herzoge Franz II. durch dessen Schwester, die Herzogin Ursula von Braunschweig am 7. September 1583 überreichen ließ, in deren Folge ein schon von S. früher genommener Anlauf zur Verbesserung der Rechtspflege in der „Constitution Franz II." vom 3. Juni 1583 weiter geführt werden sollte. So wurde am 25. März 1585 eine Kirchenordnung unterzeichnet, auch erhielt S. den Auftrag, eine Justiz- und Polizeiordnung aus anderer benachbarter „Kur- und Fürsten"-Constitutionen zusammenzutragen. Als Besitzer des Rittergutes Obermarschacht hat er zur Sicherung gegen die fürstlichen Uebergriffe wol wesentlich die Union der Ritter- und Landschaft zu Lauenburg vom 16. December 1585 zu Stande gebracht und mit unterschrieben. Unter den vier ältesten der Ritter- und Landschaft, welchen Vollmacht zu deren Einberufung ertheilt wurde, ist „Er Hieronymus Schulze, der Rechte doctor, auf Marßchacht, Cantzler" als zweiter genannt. In Schleswig-Holstein war er Rath des Herzogs Adolf I. von Gottorp († am 1 October 1586), dann der Herzöge Friedrich und Philipp. Nach Adolf's Tode, als Detlev Rantzau Statthalter des Gottorpischen Antheils wurde und ein Collegium für die gemeinsame Regierung auf Betrieb des achtzehnjährigen Herzogs Friedrich und der verwittweten Herzogin Christine, geb. Landgräfin von Hessen eingesetzt ward, bildeten dieses der Statthalter, zwei Mitglieder der Ritterschaft: Dietrich Blome und Sievert Rantzau, und die drei rechtsgelehrten Räthe Hieronymus S., Kaspar Hoyer und Berent Soltau. S. hatte hier die gottorpischen Rechte auf das Bisthum Schleswig, freilich vergeblich, mit zu verfechten; ebenso gleich nachher den siegreichen ständischen Kampf um das Wahlrecht in Bezug auf die Uebertragung der gemeinsamen Regierung gegen die Königin-Wittwe Sophie, die Tochter Ulrich's von Mecklenburg. So nahm er wieder Theil an dem ganzen Landrath, den Heinrich Rantzau, der produx oder prorex Cimbriae

zum Juli 1588 einberief. Daß das Regierungscollegium „bei der herrschenden Confusion und Unordnung“ es nöthig fand, am 13. Febr. 1587 unter einander eine Union zu schließen: auf Eintracht und Frieden, gegen Verdächtigungen, üble Nachreden und Angeberei unter einander, bei Anklagen am Hof alle für einen Mann zu stehen und auch nach dem Tode eines Genossen dessen Leumund zu schützen, ist ein schweres Zeichen der Zeit. Den Anstoß wird man nach der Lauenburger Union bei S. suchen müssen. Als Kanzler des Bisthums Ratzeburg nahm er an der dortigen Kirchenvisitation von 1581 Theil. Er starb im Juni 1591. Sein Schwager war der gottorpische Rath und „Staller“ Kaspar Hoyer. Seit 1598 erscheint sein Sohn Heinrich S. in der Lauenburger Ritterschaft auf den Landtagen. Noch 1619 forderte die Familie in Kammerprocessen rückständige Kanzlergehalte, sie wurde später geadelt und starb 1750 aus.

P. v. Kobbe, Gesch. und Landesbeschreibung des Herzogth. Lauenburg II, namentlich S. 324 ff. — G. Waitz, Schleswig-Holsteins Gesch. II, 412 ff. — Masch, Gesch. d. Bisth. Ratzeburg S. 527 f. — R. Haupt und Fr. Weysser, Die Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Herz. Lauenburg, S. 19 f.

Krause.

Schulze: Johann Parum S., ein Bauer des hannoverschen Wendlandes im Regierungsbezirk Lüneburg, Hofbesitzer in Süten, Kirchspiels Küsten in der Nähe von Lüchow, schrieb in eifrigem Wissensdrang aus allem was er las einen Folianten zusammen, der aber auch Wichtigeres, die Aenderung der Sitten und Tracht von 1640 bis etwa 1740 unter den Wenden, enthält. Von 1680 gibt er an, er sei ein Knabe gewesen, die ältere Kunde hat er vom Großvater seiner Mutter. Dann hat er aber auch Reste wendischer (stark mit Deutschem versetzter) Sprache aus seiner Zeit aufbewahrt, die um so wichtiger sind, als überhaupt nur geringe Ueberbleibsel dieser Mundart erhalten blieben. Diese sind im Auszug 1794 in den „Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande“ VIII, 2, S. 269 bis 288 abgedruckt. Seltsamer Weise schrieb der alte Bauer Hochdeutsch, allerdings nicht richtig und mit der wendländischen Versetzung des h und s. Das Buch war im Lande als „Parum Schulze's Chronik“ bekannt; Spangenberg, der Herausgeber des „Neuen vaterländischen Archivs“ hat sie noch 1822 gesehen, sie war damals aus Lüchow nach Celle verliehen, wie er II, 219 angibt. Der Name Parum ist das verkürzte Paridam.

Krause.

Schulze: Johann Heinrich S., Arzt und Polyhistor, ist am 12. Mai 1687 zu Colbitz, einem Dorfe im Magdeburgischen, als Sohn eines unbemittelten Schneiders, der nebenbei Bienenzucht trieb, geboren. Da die Schule des Ortes in schlechtem Zustande war, ließ ihn der Prediger Corvinus an dem Unterrichte Theil nehmen, welchen seine eigenen Kinder durch Hauslehrer erhielten, jedoch nur im Lesen, Schreiben und in der Religion. Doch trieb S. nebenher und ganz im Stillen auch damals schon, soviel er konnte, Latein und Griechisch. Im zehnten Lebensjahre wurde er in die damals gerade gegründete Waisenhausschule von Francke in Halle aufgenommen. Infolge eines Steinleidens mußte er jedoch zwei Jahre den Schulbesuch unterbrechen. Um diese Zeit nahm S. auch an einem von Salomon Negri, einem frommen und gelehrten aus Damascus nach Halle gekommenen Manne durch Vermittlung Francke's und des Baron Canstein verschiedenen Schülern und Studirenden ein Jahr lang gegebenen Unterricht im Arabischen Theil und legte so den Grund zu einer tieferen Kenntniß der orientalischen Sprache. 1704 bezog er die Universität zu Halle zum Studium der Medicin, das ihm dadurch ermöglicht wurde, daß der Waisenhausarzt Richter ihn theils zum Besuchen von Kranken, theils zum Briefschreiben gebrauchte und er Tisch und Wohnung im Waisenhause behielt, wobei er zugleich

in der dortigen Apotheke Dienste leistete. Nach zwei Jahren ging er zur Theologie und Philologie über und trieb jetzt besonders Griechisch und Neugriechisch. 1708 übernahm er eine Lehrerstelle am Pädagogium zu Halle, lehrte anfänglich Botanik und Anatomie, später Griechisch und Hebräisch und schließlich Geographie. 1715 wurde er mit Friedrich Hoffmann bekannt und wandte sich auf dessen Veranlassung wieder der Heilkunde zu, wobei er von dem Letztgenannten außerordentlich protegirt wurde. 1717 erlangte er die Doctorwürde, habilitirte sich bald darauf als Privatdocent und folgte 1720 bei Heister's Abgang dem Ruf als Professor der Medicin und zugleich der griechischen Sprache nach Altdorf. 1732 vertauschte er diese Stellung mit einer ordentlichen Professur der Medicin in Halle, wo er zugleich Professor der Eloquenz und der Alterthümer war und — leider in tiefster Dürftigkeit — am 10. October 1744 starb. S. war ein außerordentlich gelehrter Arzt nicht bloß, sondern auch gleich ausgezeichnet als Theolog, Orientalist, Geschichtschreiber und Numismatiker. Sprengel nennt ihn in seiner Geschichte der Arzneikunde einen Polyhistor im edelsten Sinne des Wortes und den ersten wahren Geschichtschreiber der Medicin. Die auf dieses Gebiet bezüglichen seiner außerordentlich zahlreichen Arbeiten bilden seine hervorragendsten und bleibendsten Verdienste. Unter Verweisung auf das unten genannte Quellenwerk bez. die in demselben genannten weiteren Quellenschriften möge es genügen, von Schulze's Arbeiten hier die folgenden anzuführen, zunächst die leider unvollendete, mit gesunder Kritik abgefaßte „Historia medicinae a rerum initiis ad A. U. R. 535 deducta“ (Leipzig 1728), der später das gedrängte Lehrbuch „Compendium historiae medicinae a rerum initio ad Hadriani Augusti secessum“ (Halle 1741) folgte und ferner „Dissertationum academ. ad medicinam ejusque historiam pertinentium fasc. 1“ (ebenda 1743). Auch gab er eine Uebersetzung der die Diät betreffenden Dissertationen Fr. Hoffmann's unter dem Titel heraus: „Gründliche Anweisung, wie ein Mensch vor dem frühzeitigen Tod und allerhand Krankheit durch ordentliche Lebensart sich verwahren kann“ (9 Bände, ebenda 1725—28), ferner „Stephani Blancardi lexicon medicum renovatum etc.“ (ebenda 1739), schrieb die Biographie Hoffmann's zu der bekannten Genfer Folioausgabe seiner Werke und hatte Antheil an etwa hundert unter seinem Vorsitz erschienenen Dissertationen. — S. war der erste, welcher von der alten indischen Heilkunst nähere Nachrichten gab. Er erhielt sie durch seinen Freund, den dänischen Missionar J. E. Grundler unter der Bezeichnung: Malabarische Medicin.

Biogr. Lexikon ꝛc. von A. Hirsch V, 308.

Pagel.

Schulze: Johannes Karl Hartwig S., Mitbegründer und langjähriger Leiter des höheren preußischen Unterrichtswesens, wurde am 15. Januar 1786 in dem mecklenburg-schwerinschen Städtchen Bruel im Hause seines mütterlichen Großvaters als der älteste Sohn tüchtiger und wohlhabender Eltern geboren. Den Vater, Elbzollverwalter zu Dömitz an der Elbe, verlor er bereits in seinem zehnten Jahre, die lebhafte, menschenfreundliche Mutter blieb ihm bis in die höheren Mannesjahre erhalten. Seine Ausbildung erhielt er auf der Stadtschule zu Dömitz, später auf der damals ziemlich vernachlässigten Domschule zu Schwerin; nachdem er dieselbe durchgemacht, begab er sich nach höherer Vorbildung strebend statt auf die Universität zunächst noch für zwei und ein halbes Jahr auf die damals hochangesehene Schule zu Kloster Berge. Hier herrschte unter dem Einflusse des Rectors Fr. Straß ein tüchtiger und humaner Geist, durch den S. sich ebenso sehr angezogen und befriedigt fand als durch den Unterricht wackerer Lehrer; vor allen war es der jugendfrische Ribbeck (A. D. B. XXVIII, 801), der auf seine logische und ästhetische Ausbildung förderlich einwirkte.

Nicht minder in der Mathematik als in den classischen Studien wohl vorbereitet, verließ er im Frühjahr 1805 die geliebte Anstalt. Statt, wie ursprünglich beabsichtigt, die Rechte in Göttingen zu studiren, ließ er sich nunmehr als Theolog und Philolog in Halle immatriculiren. So gewannen F. A. Wolf und Schleiermacher, denen er auch persönlich näher treten durfte, vorwiegenden und dauernden Einfluß auf Richtung und Entwicklung seiner Studien. Nach der Aufhebung der Hallischen Universität im Herbste 1806 begab er sich zunächst auf einige Zeit nach Berlin, darauf nach dem heimathlichen Dömitz, wo er durch seine Sprachkenntniß sich seiner Vaterstadt den Franzosen gegenüber nützlich zu erweisen vermochte und verstand, dann als Führer eines jungen Grafen Pückler nach Leipzig. Hier setzte er unter dem von ihm lebhaft bewunderten Gottfried Hermann, daneben auch unter dem bescheidenen, von ihm stets in dankbarem Gedächtniß bewahrten G. H. Schäfer seine Studien fort. Am 19. Juli 1807 wurde er nach Einreichung einer Arbeit über das ihm gestellte Thema „De linguarum inter sese cognatione“ und nach einer zu besonderer Zufriedenheit bestandenen Prüfung promovirt. Er verließ Leipzig im Frühjahr 1808. Zunächst beschäftigte er sich einige Zeit in Dresden mit Fortsetzung schon von Halle aus begonnener Kunststudien und mit den dortigen Sallusthandschriften, dann wirkte er vorübergehend als Hauslehrer auf einem schlesischen Gute in der gräflich Stosch'schen Familie. Aber ein zufälliges kurzes, jedoch folgenschweres Zusammentreffen in Dresden mit seinem Landsmanne und gleichalterigen Freunde Franz Passow führte ihn noch im Herbste desselben Jahres nicht, wie ursprünglich die Absicht war, als Lehrer der hinterlassenen Kinder Schiller's, sondern, da diese Stelle inzwischen schon anderweit besetzt war, als Professor des Gymnasiums nach Weimar. Mit Passow vereint hatte und löste er hier die Aufgabe, das schlecht organisirte und lässig geleitete Gymnasium emporzuheben; vor allem war es das griechische Alterthum, in das er begeistert und begeisternd mit dem ebenbürtigen Genossen die Schüler ein- und dadurch zu wahrhaft humaner Bildung emporführte. Aber der feurige junge Mann beschränkte sein Interesse und seine wirksame Bethätigung in Rede und Schrift nicht nur auf die Schule: auf der Kanzel in Weimar wie in Rudolstadt und in Schwarzburg verkündete er mit hinreißender Beredsamkeit nicht ohne romantischen Anhauch das Wort Gottes („Predigten“, Leipzig 1810; „Reden über die christliche Religion“, Halle 1811). Im Gotteshause und, wie bereits in Leipzig, in der Loge nicht minder als bei geeigneten Veranlassungen in der Schule suchte er freimüthig und unerschrocken, nicht ohne drohende persönliche Gefahr und trotz ausdrücklicher Warnung des Herzogs, vaterländische Gesinnung und muthige Bewährung derselben gegenüber dem fränkischen Eroberer hervorzurufen und zu stählen. Auch Anregungen, die er durch bedeutende Werke und ihre Darstellung auf der Bühne empfing, wußte er für weitere Kreise zu verwerthen. („Ueber Ifflands Spiel auf dem Weimarischen Hof-Theater im September 1810“, Weimar in demselben Jahre; im nächsten: „Ueber den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon“.) Vor allem aber wandte er auf litterarischem Gebiete einen von Begeisterung und Einsicht getragenen, trotz vielfacher Schwierigkeiten nicht erlahmenden Fleiß der von ihm in Gemeinschaft mit Heinrich Meyer nach Fernow's Tode fortgesetzten Herausgabe der Werke Winckelmann's zu: in den Jahren des Weimarischen Aufenthaltes erschienen davon die drei ersten Bände der Geschichte der Kunst der Alterthums (Werke Bd. III—V, Dresden 1809 bis 1811); seine sehr intensive, aber bescheidene, der philologischen Seite der umfassenden Aufgabe zugewandte Thätigkeit fand nicht voll die ihr gebührende Anerkennung neben der Leistung des kunstgelehrten Genossen. Inzwischen verließ im Herbst 1810 Passow Weimar. In seinem Nachfolger Hand (A. D. B. X, 499) fand S. trotz seiner auch von ihm anerkannten Gründlichkeit nicht völligen Er-

saß; dagegen trat er in diesem Jahre, indem er Ernst v. Schiller unentgeltlichen Privatunterricht ertheilte, in ein näheres Verhältniß zu dessen Mutter, die ihm dauernd Dankbarkeit und Anhänglichkeit bewies. Goethe wurde mehrfach durch sein maurerisches und dramaturgisches Auftreten verstimmt, doch gestaltete sich allmählich auch zu ihm wenn auch kein nahes, doch ein leidliches Verhältniß. Mehr und mehr gelang es ihm überhaupt allmählich seinen lebhaften und übersprudelnden Geist zur Sammlung und zur Selbstbeschränkung zu lenken; doch war für ihn zuletzt in mehr als einer Hinsicht eine Veränderung erwünscht und förderlich. Diese wurde ihm, nachdem es Passow nicht gelungen war, ihm wieder eine Stätte neben sich zu bereiten, und nachdem er selbst das ihm angetragene Directorat des Gymnasiums in Hildburghausen abgelehnt hatte, durch Dalberg, damals Großherzog von Frankfurt, zu Theil. Durch persönliche Bekanntschaft wie durch seine Predigten hatte er S. so sehr schätzen gelernt, daß er ihn trotz seines Protestantismus und Antinapoleonismus zu Anfang des Jahres 1812 nach Hanau berief. Hier bald nach seinem Eintreffen im Frühjahr dieses Jahres zum Mitgliede der Ober-Schul- und Studiencommission und darin zum Referenten über ein neu zu errichtendes confessionsloses Gymnasium ernannt, dessen Leitung er übernehmen sollte, gelang es ihm nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten mit keineswegs ausreichenden, durch Friedrich Rückert's Flucht noch vor Antritt seiner Lehrstelle (A. D. B. XXIX, 447) von vorn herein noch mehr gelichteten Lehrkräften am 14. Januar 1813 die neue Anstalt zu eröffnen. Inzwischen hatte er die ihm durch diesen Aufschub gewährte Muße theils zur Fortsetzung der Ausgabe Winckelmann's benutzt, theils zur Beendigung der Borheck'schen Uebersetzung von Arrian's sechs Feldzügen Alexander's des Großen (Frankfurt a. M. 1813), sowie zur Vorbereitung ähnlicher Arbeiten für die auf die bildende Kunst bezüglichen Epigramme der griechischen Anthologie und für Thukydides; von letzterer Arbeit veröffentlichte er als Probe die Grabrede des Perikles im nächsten Herbstprogramm. Auch griechischen und lateinischen Unterricht hatte er bereits seit dem Herbste mit Eifer und entsprechendem Erfolge in der ersten Classe des alten reformirten Gymnasiums ertheilt. Nun wandte er sich mit voller Energie der neu gegründeten Anstalt zu; trotz der ungünstigen Verhältnisse gelang es ihm, zunächst bedeutende Erfolge zu erzielen. Auch nach der Rückkehr des vertriebenen Kurfürsten Wilhelm im Spätjahre 1813 und der damit einziehenden Reaction und einer um Beschaffung selbst des unumgänglich Nothwendigen unbekümmerten Sparsamkeit hielt er Jahre lang in muthigem Ringen tapfer Stand. Außer der hierbei bewährten Energie und Tüchtigkeit hatte er sich auch in diesen schweren Zeitläuften als echter deutscher Mann bewährt: nur Müffling's Einfluß hatte es vermocht, ihn nach der Hanauer Schlacht vom Eintritt in das preußische Heer abzuhalten und bei jedem geeigneten Anlasse hatte er durch zündende Worte wie durch schwungvolle Lieder seine Mitbürger für die Sache des Vaterlandes zu begeistern verstanden. Die schwer drückenden Lasten der Einquartirung in den vorhergehenden Monaten hatten seinen Muth ebenso wenig zu beugen vermocht als der gleich nach jener Schlacht infolge unmittelbar drohender, wenn auch schließlich abgewendeter Feuersgefahr erfolgte Verlust seiner Handschrift zum vierten Bande des Winckelmann, der trotzdem überaus stattlich mit Anmerkungen ausgerüstet bis gegen Ende des Jahres 1815 zur Herausgabe abgeschlossen werden konnte, und seiner Arbeiten für Thucydides und für eine Geschichte der griechischen Dichtkunst. In jenen schweren Stunden aber knüpfte sich unauflöslich das Band zwischen ihm und seiner Hauswirthin, Frau Caroline Böhm geb. Rößler; ihre eheliche Verbindung aber wurde durch die Unsicherheit der Verhältnisse, schließlich noch durch eine schwere Krankheit Schulze's bis in den Frühsommer 1815 verzögert. Die

Vereinigung mit dieser trefflichen Frau ist ihm eine Quelle dauernden Segens geworden: ihrem Sohne erster Ehe, dem später rühmlich bekannten Chirurgen und Augenarzt Ludwig Böhm (A. D. B. III, 65), wurde er nicht minder ein Vater im vollen Sinne des Wortes als dem eigenen, von mehreren Geschwistern nach dem Tode auch des von Jugend auf siechen ältesten Bruders (1843) schließlich übrig gebliebenen Sohne Max, der kunstbegabt, doch zu seinem Berufe die Rechtswissenschaft wählte.

Während aber S. sein häusliches Glück begründete, gestalteten sich durch die Versagung der nothwendigsten Mittel für die Erhaltung der Schule nicht minder als durch seine persönliche Lage, die auch bei seiner schließlichen Ernennung zum Oberschulrath keine materielle Sicherung erfuhr, seine amtlichen Verhältnisse zu einem so hohen Grade von Unerträglichkeit, daß er, trotz aller Anstrengung und persönlichen Aufopferung unvermögend sie zu bessern, sich dringend nach einem anderen Wirkungskreise umsah, womöglich in Preußen, wo er dachte „für seine deutsche Gesinnung den freiesten und günstigsten Spielraum zu finden“.

Die Erfüllung dieses Wunsches wurde ihm, vornehmlich auf des einsichtigen Süvern Betrieb, der auf einer Reise im Sommer des vorhergehenden Jahres mit ihm in persönliche Verbindung getreten war, durch seine im Frühjahr 1816 erfolgende Ernennung zum Schulrathe bei dem Consistorium und Schulcolleg in Coblenz zu Theil. Nur wenig über zwei Jahre blieb er in dieser Stellung. Aber sie waren von einem reichen und vielseitigen Inhalt erfüllt. Es galt eine Reorganisation des Kirchen- und Schulwesens am Niederrhein und vornehmlich im Regierungsbezirk Coblenz durchzuführen: auf der einen Seite mußten die bisherigen, vielfach verwahrlosten Zustände mit den bewährten altpreußischen möglichst in Uebereinstimmung gebracht werden, auf der anderen Seite bedurfte es großer Vorsicht, taktvoller Schonung und weitgehenden Entgegenkommens, um die der neuen Herrschaft wenig geneigten Rheinländer zu gewinnen, um namentlich auch sich in ein gutes Einvernehmen mit der katholischen Geistlichkeit zu setzen. In Uebereinstimmung mit dem ihm vorgesetzten einflußreichen Oberpräsidenten von Ingersleben und unter treuer Mitarbeit eines und des andern gleich gesinnten Amtsgenossen, nicht ohne Ueberwindung mancher Schwierigkeiten auch innerhalb seiner Behörde und sonstiger persönlicher wie sachlicher Hemmungen gelang es dem von feurigem patriotischen Eifer beseelten jungen Rath, auf diesem für die gesammte Zukunft der Rheinländer hochwichtigen Gebiete im Anschlusse an eine am Ende des ersten Jahres seiner Amtsführung vollendete Denkschrift, die sich jetzt im Berliner geheimen Staatsarchiv befindet, manches zu erreichen, anderes wenigstens anzubahnen. Vor allem richtete er seine Aufmerksamkeit auf die bessere Vorbildung und entsprechend strengere Prüfung der Geistlichen beider Confessionen wie auf die Neugestaltung der vielfach verwahrlosten Gymnasien unter Einführung der in Preußen bestehenden Abiturientenprüfung. Trotz seiner ohnehin bedeutenden Arbeitslast betheiligte er sich auch selbst an der unmittelbaren Ausführung der für nothwendig erkannten Maßregeln: auf dem Coblenzer Gymnasium übernahm er zunächst mit seinem Amtsgenossen Lange einen Theil des griechischen und lateinischen Unterrichts in den Oberclassen und betheiligte sich mit demselben an den Prüfungen der evangelischen Candidaten der Theologie, ließ sich auch im Herbste 1817 die Ordination als evangelischer Geistlicher ertheilen: Zwar als Prediger trat er nicht wieder auf, wol aber als kirchlicher Festredner bei bedeutungsvollen Anläßen, der Todtenfeier zum Andenken an die für das Vaterland Gefallenen und dem Reformationsjubelfeste am 31. October 1817 unter Betheiligung an der Darreichung des Abendmahls an die vereinigten Lutheraner und Reformirten. Auch als erwählter Redner vom Stuhl in der in Coblenz mit dem Namen Friedrich zur Vaterlandsliebe gegründeten Loge hielt

er dieser patriotischen Bezeichnung entsprechende Ansprachen, zog sich aber dann noch in Coblenz von weiterer Thätigkeit im Orden zurück. Bei so vielfach verzweigter, schaffender Thätigkeit, die erst im Herbste 1817 einigermaßen erleichtert wurde, blieb ihm doch noch Muße zur Pflege der Geselligkeit: der erlesenste Kreis war es, dem er sich gleich von vornherein anschließen durfte. Um Gneisenau als um seinen allverehrten Mittelpunkt geschaart vereinte er namentlich Clausewitz, K. v. d. Gröben, Meusebach, Schenkendorf, Görres in ebenso Geist und Gemüth anregender als zwangloser Weise. Freilich erlitt er schwere Einbuße schon durch Gneisenau's baldigen Abgang noch im Sommer 1816, im nächsten Jahre durch Schenkendorf's frühen Tod, und der Verkehr mit dem von S. trotz seines erbitterten Antipreußenthums voll anerkannten Görres bot doch manche Schwierigkeit. Daß er sich an der von diesem 1817 angeregten Adresse an den König (A. D. B. IX, 384) um baldige Verleihung der verheißenen Verfassung in patriotischem Eifer seiner Ueberzeugung gemäß durch seine Unterschrift betheiligte, zog ihm den einzigen Tadel zu, den er je von einer vorgesetzten Behörde erhielt. Noch bevor jene Erleichterung eintrat, hatte er auch zu litterarischer Thätigkeit wenigstens einige Muße gefunden: die bereits im März 1815 begonnene Uebersetzung von Winckelmann's vorläufiger Abhandlung (Trattato preliminare) vor seinen Monumenti inediti gelang es ihm noch bis zum Schlusse des Jahres 1816 (erschienen 1817 als siebenter Band der Werke) zu Ende zu führen.

Im Anfange des Jahres 1818 während eines längeren Aufenthaltes des Staatskanzlers Hardenberg am Rhein wurde durch seinen Begleiter Eichhorn, den späteren Minister, S. in persönliche Verbindung mit ihm gebracht. Die bei dieser Gelegenheit dem jungen Rathe von ihm gegebenen Aufträge erledigte dieser so sehr zu seiner Zufriedenheit, daß er ihn Altenstein, dem Leiter des erst gegen Ende des Jahres 1817 gegründeten Cultus- und Unterrichtsministeriums, warm empfahl. Im Juli 1818 wurde darauf S. als Hülfsarbeiter in das Ministerium berufen, schon am 18. November desselben Jahres zum Geheimen Oberregierungsrath und vortragenden Rath in demselben ernannt. Volle vier Jahrzehnte hat er ihm angehört; seit dem Jahre 1849 als Director der Unterrichtsabtheilung, seit 1852 als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath mit dem Range eines Rathes erster Classe. Während der ersten etwas größeren Hälfte dieser Zeit, so lange Altenstein an der Spitze stand, erscheint er, schnell mit dem höchsten Vertrauen des Ministers beehrt, in bevorzugter Stellung schöpferisch thätig und ist im Verein mit dem gleich gesinnten Minister als der eigentliche Schöpfer des höheren preußischen Bildungswesens zu betrachten. Er trat in das Ministerium unter Verhältnissen, die von vornherein seine ganze Kraft in Anspruch nahmen, ihm aber auch, da er sich ihnen völlig gewachsen zeigte, von Anbeginn an eine bevorzugte Stellung sicherten. Zu dem ihm zugetheilten Referat über die Gymnasien mußte er bald auch die Universitätsangelegenheiten übernehmen, anfänglich sogar auch auf dem Gebiete des Volksschul- und des Seminarwesens thätig sein, wovon er aber 1820 durch den an und für sich freilich unerwarteten und unwillkommenen Eintritt Beckedorff's in das Ministerium (A. D. B. II, 220) befreit wurde, dem zehn Jahre später Schulze's Landsmann und Studiengenosse Kortüm folgte. Jenen umfassenden Wirkungskreis aber behielt er während der ganzen Dauer des Ministeriums Altenstein mit Einschluß der Akademien und sonstigen gelehrten Anstalten, der öffentlichen Sammlungen und Bibliotheken. Dazu traten allmählich noch mehrfache, Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Nebenämter: 1826 wurde er zum Mitgliede der Militärstudiencommission ernannt, 1830 zum Mitgliede des Curatoriums der Charité, mit welcher Stellung sich seit 1836 auch eine Theilnahme an der Leitung der Thier-

arzneischule verband, 1831 zum Mitgliede des Directoriums der allgemeinen Kriegsschule, der späteren Kriegsakademie.

Einen glänzenden Beweis seiner Leistungsfähigkeit gab er bereits wenige Monate nach seinem Amtsantritte während des Aachener Congresses, wohin er den Minister begleitet hatte. Im letzten Augenblicke schien die nach langem Schwanken vom Könige Friedrich Wilhelm III. genehmigte Gründung der rheinischen Hochschule in Bonn wieder in Frage gestellt; es war die höchste Zeit, ihn schließlich dennoch dafür zu gewinnen und ihn zur Unterzeichnung der dazu nöthigen Actenstücke zu veranlassen: in einer Nacht (17./18. October) fertigte S. die sämmtlichen dazu nothwendigen Entwürfe an und konnte sie in früher Morgenstunde dem Minister überbringen. Mit ihm war er fortan beflissen, die Bonner Universität mit den geeigneten Persönlichkeiten und Mitteln für die Lösung ihrer schwierigen Aufgabe auszustatten und nicht minder der jungen blühenden Hochschule in der Hauptstadt ihren Glanz zu erhalten und zu mehren, als den entsprechenden Bedürfnissen der anderen Universitäten in den Provinzen gerecht zu werden und sie, so weit er vermochte, zu heben.

Aber freilich setzten sich ihrem Streben hierbei wie auf dem gesammten Gebiete ihrer Thätigkeit anderweit große, oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen: vielfach zunächst bei der Befriedigung vorhandener Bedürfnisse Schwierigkeiten finanzieller Art, gesteigert durch lästige Gepflogenheiten der Verwaltung auf diesem Gebiete, dann aber in principiell wichtigen Dingen theils die Unentschlossenheit und zaghafte Scheu des Königs, theils der jeder freien Bewegung gegenübertretende Einfluß einer Reihe hoher und bei ihm wohl angesehener Beamten: Schuckmann's, des 1819 zum Regierungsbevollmächtigten an der Berliner Universität ernannten Staatsraths Schultz, des 1824 als Director der Unterrichtsabtheilung in das Ministerium selbst versetzten Kamptz und des dem Könige selbst von allen zunächst stehenden Fürsten Wittgenstein, und ihrer unter dem Banne Metternich'scher Anschauungen stehenden Gesinnungsgenossen. Wenn Altenstein selbst gegenüber, den, wie sie wußten, der König nicht aufgeben würde, von den Gegnern eine gewisse Zurückhaltung beobachtet wurde, so gelang es doch im April 1822 Wittgenstein und Schultz, eine Cabinetsordre an ihn hervorzurufen, durch die ihm die Entlassung des schon im Herbste 1819 infolge eines mit dem Großherzoge Karl August von Weimar in Dornburg gehaltenen Gesprächs verdächtigten S. und des ihm gleich gesinnten Justitiarius Frick angekündigt wurde. Nur seiner energischen, namentlich Schulze's Verdienste in anerkennendster Weise hervorhebenden Vorstellung gelang es, ihre Ausführung abzuwenden. Aber unter den unheilvollen Nachwirkungen des Wartburgfestes, der Ermordung Kotzebue's, unter dem Drucke der Karlsbader Beschlüsse, gegenüber den Demagogenverfolgungen, der Centraluntersuchungscommission und nach ihrer endlichen Beseitigung (1829) gegenüber den infolge der Julirevolution ergriffenen Maßregeln galt es nach wie vor Universitäten und Gymnasien vor beengenden Hemmungen, Professoren, Lehrer, ehemalige und gegenwärtige Studirende so viel als möglich vor Unheil und Vernichtung ihrer Existenz zu schützen (wie es namentlich gelang, Schleiermacher und F. G. Welcker ihrem Wirkungskreise zu erhalten), auch des verfehmten Turnens sich anzunehmen, das nach langer Unterdrückung von oben und allmählicher sporadischer Duldung erst unter Friedrich Wilhelm IV. (1842) zu voller Anerkennung als Unterrichtsgegenstand an den höheren öffentlichen Schulen gelangte. Trotz aller dieser Schwierigkeiten aber wurde Bedeutendes, hoher Bewunderung Würdiges geleistet, und wenn dabei in allen die Universitäten betreffenden Angelegenheiten eine specielle Kenntnißnahme und unmittelbare Betheiligung des Ministers und von Seiten Schulze's bei seinen Vorschlägen von vornherein, soweit es mit seinen Ueberzeugungen überein-

stimmte, Rücksicht auf Altenstein's Ansichten stattfand, so durfte S. in Bezug auf die Gymnasien fast uneingeschränkt selbständig vorgehen. Aber auch in den ersteren wußte er bei abweichenden Anschauungen voll eines zunächst sprudelnden, auch wohl übersprudelnden Feuereifers, der ihn auch in höheren Jahren nicht verließ, den bedächtigen und, nicht selten auch zum Vortheile der Sache, zum Zögern geneigten, aber der Einsicht und Sachkenntniß seines bevorzugten Rathes vertrauenden Altenstein in weitaus den meisten Fällen schließlich für seine Ansicht zu gewinnen.

So war das nach mehrfachen anderen vorbereitenden Maßregeln zur Abhaltung unreifer Elemente von den Universitäten zum Ersatz des Reglements von 1812 erlassene neue Abiturientenreglement vom Jahre 1834 ausschließlich sein Werk, das von Altenstein „mit voller Anerkennung des ausgezeichneten Werthes dieser Arbeit“ unterzeichnet wurde. Auch an die Studirenden wurden seinen Anschauungen gemäße, strenge Anforderungen gestellt: namentlich wurde 1826 für die Mediciner statt des bisherigen dreijährigen ein vierjähriges Studium angeordnet und im Zusammenhange damit das tentamen philosophicum als eine theoretische Vorprüfung in den allgemeinen Hülfswissenschaften der Arzneikunde eingeführt. Ueberhaupt wurde auf eine zweckmäßige Gestaltung der akademischen und Staatsprüfungen hingewirkt, andererseits wurden die Studirenden zu selbstständiger wissenschaftlicher Forschung durch die bereits seit 1812 in Königsberg bestehende, nun aber seit 1820 auf alle preußischen Universitäten ausgedehnte Ausschreibung von Preisaufgaben angeregt. Auch für Vollständigkeit, für zweckmäßige Benutzung des Unterrichts durch Einführung von Lectionsplänen und namentlich für die Ergänzung desselben durch Seminare wurde Sorge getragen. So weit es innerhalb der steten Geldnoth möglich war, sorgte S. auch für die Bibliotheken und die sonstigen Sammlungen und Institute der Universitäten; daß er über seinen eigentlichen Amtskreis hinaus auch für die Begründung des königlichen Museums mit Ernst, Gründlichkeit und Sachkenntniß thätig war, wird von zuständigster Stelle bezeugt. Jene Sorge aber erstreckte sich nicht minder auf die Medicin und auf die Naturwissenschaften als auf die seinem unmittelbaren Gesichtskreise näher liegenden Wissenschaftszweige: wenn hier trotz Altenstein's persönlicher kenntnißreicher Vorliebe besonders für die Botanik mancher Wunsch unerfüllt blieb, wenn namentlich Liebig nicht unberechtigte Klagen über den Mangel an ausreichenden physikalischen und zumal an chemischen Instituten und Laboratorien in Preußen erheben durfte, so hat es auch an Anschuldigungen entgegengesetzter Art über unverhältnißmäßigen Aufwand für die naturwissenschaftlichen Disciplinen von bestberufenen Männern nicht gefehlt und in jedem Falle sind weder Altenstein noch S., sondern jene ungünstigen Verhältnisse deshalb anzuklagen, gegen die sie überall eben so beständig als mit vielfach ungünstigem Erfolge ankämpften; namentlich ist hier auf die beabsichtigte Gründung eines umfassenden polytechnischen Seminars in Berlin hinzuweisen, in welchem nach dem von S. ausgearbeiteten Plane Lehrer der Mathematik, Physik und Chemie für das ganze Bedürfniß des höheren Unterrichts ausgebildet werden sollten, die zwar zunächst an der Ablehnung von Gauß scheiterte, dann aber wegen des Mangels genügender finanzieller Mittel vertagt und schließlich überhaupt aufgegeben werden mußte.

In anderer Beziehung fehlte es auch auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete Schulze's Bemühungen nicht am besten Erfolge; vor allem für Berlin gelang es eine Reihe ausgezeichneter Lehrer (wie, um nur bei der Chemie und Physik zu bleiben, Mitscherlich, H. Rose, Magnus, Dove) zu gewinnen. In gleicher Weise ging das Bestreben dahin, jeden Zweig an allen Universitäten so gut als irgend möglich zu besetzen: mit Hintansetzung persönlicher Rücksichten

legte S. dabei seinen Vorschlägen allein den Maßstab der vorliegenden und der nach den bisherigen Leistungen zu erwartenden wissenschaftlichen und Lehrerfolge an, unermüdlich bestrebt, sich überall aus den zuverlässigsten Quellen über die in Frage kommenden Männer zu unterrichten und trotz seiner umfassenden Amtsthätigkeit die Litteratur aller ihm näherstehenden Fächer selbst gründlich kennen zu lernen. Wenn das im allgemeinen mit gebührendem Lobe anerkannt wurde, so wurde doch vielfach hervorgehoben, daß die Vertreter der Hegel'schen Philosophie besonders begünstigt erschienen, und da es dem Minister selbst zwar an philosophischen Interessen nicht mangelte, er aber in seinen eigenen Studien nicht über Fichte hinausgekommen war, so war es S., den man dafür besonders verantwortlich machte. Dieser hatte vor seiner Berufung nach Berlin verhältnißmäßig wenig umfassende philosophische Studien gemacht, er fühlte jetzt das lebhafte Bedürfniß, sie durch eingehende Kenntnißnahme des neuesten Systems der Philosophie zu ergänzen: zu diesem Ende besuchte er in den Jahren 1819 bis 1821 in zwei Abendstunden sämmtliche Vorlesungen des unmittelbar vorher dorthin berufenen Hegel, wiederholte sie aus seinen sorgfältig nachgeschriebenen Heften und sprach sie vielfach mit Hegel selbst durch. So entwickelte sich denn ein nahes Verhältniß zwischen beiden, so daß S. Hegel's Rath auch in amtlichen Angelegenheiten viel und gern in Anspruch nahm. Daß nun dies Verhältniß neben Schulze's Ueberzeugung von der Wahrheit der Hegel'schen Lehre nicht ohne Einfluß bei der Besetzung besonders der philosophischen Professuren geblieben ist, daß namentlich in Berlin eine über das Bedürfniß hinausgehende Anzahl außerordentlicher Professoren der Philosophie ernannt wurde, kann nicht geleugnet werden; als ein schlimmer, wenn auch nach den vorher sehr sorgfältig angestellten Ermittelungen erklärbarer Mißgriff erscheint es ferner, wenn nach Hegel's Tode nach mehrjährigem Zaudern und Suchen nicht nur „der trockenste Hegelianer strictester Observanz" (A. D. B. VIII, 294), ein Docent von unergründlicher Langweiligkeit, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, als sein Nachfolger berufen, sondern zugleich einer von jenen Extraordinarien, zu nur einigermaßen genügendem Ersatze des dahingeschiedenen Meisters auch in zweiter Linie wenig geeignet (A. D. B. XI, 777) zum ordentlichen Professor befördert wurde; andererseits aber darf nicht unbeachtet bleiben, was S. selbst Anklagen dieser Art gegenüber hervorgehoben hat, daß neben Schülern oder Anhängern Hegel's auch die Vertreter anderer philosophischer Systeme angestellt worden sind. Auch Hegel's Antrag auf Gründung einer recensirenden Zeitschrift nach Art des Journal des savants als Staatsanstalt fand nicht die Billigung des Ministeriums; den an Stelle derselben begründeten Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, die seinen philosophischen Standpunkt vertraten, wurde allerdings nach einiger Zeit ein staatlicher Zuschuß bewilligt; S. selbst betheiligte sich eifrig sowohl an den Redactionsgeschäften als durch eigene Beiträge: Anzeigen von Fr. Thiersch's Schrift „Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern" Band 1, 1827, I. Nr. 11 ff., und von der ersten Abtheilung von Cousin's „Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particulièrement en Prusse", 1832, I. Nr. 61 f. Daß auf Hegel's Betrieb Beneke die venia legendi an der Berliner Universität vom Ministerium entzogen wurde, ist freilich eine Thatsache, die dadurch nicht im besseren Lichte erscheint, daß er nach Hegel's Tode nicht nur wieder zum Halten von Vorlesungen zugelassen, sondern auch zum außerordentlichen Professor ernannt wurde (A. D. B. II, 328; XI, 370); wie weit dabei aber S. persönlich betheiligt war, habe ich nicht ermitteln können. Jedenfalls wäre es eine nur durch besondere Beweggründe zu erklärende Abweichung von seiner sonst in Wort und That stets bethätigten Anerkennung der Freiheit der Forschung und der Lehre. Seine Zugehörigkeit zu Hegel aber

bezeugte er auch durch seine Theilnahme an der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke, von denen er die Sorge für den Neudruck der Phänomenologie des Geistes übernahm.

Noch freiere Hand als bei den Universitäten ließ ihm, wie bemerkt, Altenstein in Bezug auf die Gymnasien. Für diesen Zweig seiner Thätigkeit war er von vornherein völlig vorbereitet und gerüstet durch seine Wirksamkeit als Lehrer in Weimar, als Leiter in Hanau, als Verwaltungsbeamter in Coblenz. Was er am Rhein in einem beschränkteren Kreise, mit beschränkteren Befugnissen, in kurzer Zeit einsichtig und energisch vollführt oder doch eingeleitet hatte, das war ihm nun beschieden, während eines ungefähr zehnmal so großen Zeitraums ununterbrochen und in bevorzugter Stellung ungehemmt für die ganze Monarchie ins Werk zu setzen. An diesem großen Werke, das mehr als eines Mannes Kraft zu erfordern schien, das aber die seine nicht einmal ausschließlich in Anspruch nehmen durfte und in Anspruch nahm, hat er mit voller Erkenntniß seiner Bedeutung nicht nur für Preußen, sondern für das gesammte deutsche Vaterland mit äußerster Anspannung, aber auch mit dem dieser Leistungsfähigkeit und aufopfernden Leistungswilligkeit entsprechenden Erfolge gearbeitet.

Vieles war auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten seit der Einführung der Abiturientenprüfung (1788) in Preußen geleistet worden; besonders galt es auf dem fortzubauen, was von W. v. Humboldt ins Auge gefaßt und vorgezeichnet und namentlich von Süvern ins Werk gesetzt war; hier sei davon wenigstens die neue 1812 erlassene Instruction für das Abiturientenexamen und das Edict vom Jahre 1810 über die Prüfung aller Candidaten des höheren Schulamts erwähnt. Nichts was Beachtung verdiente entging hier Schulze's Scharfblick, und wenn er einigen wegen ihrer Bedeutung besonders bevorzugten Anstalten in Berlin wie in den Provinzen (vor allen der Landesschule Pforta) in besonderem Maße persönliche Sorgfalt widmete, so hielt er sich doch stets in Kenntniß über sämmtliche ihm anvertraute Schulen und wandte ihnen, ohne dadurch in die freie Bewegung der Provinzialbehörden und der Lehrer eingreifen zu wollen, ununterbrochen seine fördernde Thätigkeit zu. Erleichtert wurde sie ihm durch die 1825 ins Werk gesetzte Abtrennung der ausschließlich für die Leitung des höheren Schulwesens bestimmten Behörden, der Provinzialschulcollegien, von den Consistorien.

Auch auf diesem Gebiete fand er sich vielfach durch die Knappheit der der Unterrichtsverwaltung zu Gebote gestellten Mittel beschränkt und nicht im Stande alles Wünschenswerthe durchzusetzen: trotzdem gelang die Gründung einer nicht geringen Anzahl von Gymnasien nicht nur in den neuen westlichen Provinzen und die Ausstattung aller Gymnasien mit Lehrerbibliotheken, deren weitaus die meisten bis dahin entbehrt hatten, sowie vieler auch mit Schülerbibliotheken und mit sonstigen mannichfachen Lehrmitteln, namentlich auch für den physikalischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Ein für die Lehrer entworfenes Pensionsreglement konnte allerdings nicht zur Ausführung gelangen. Dagegen wurde eine allgemeine Erhöhung ihrer Besoldungen und eine Erleichterung ihres Eintrittes in die allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt durchgesetzt.

Um einen geeigneten Lehrerstand zu schaffen, wurde eine Reihe von Maßregeln getroffen. Die philologischen Seminare auf den Universitäten wurden theils mit neuen Instructionen versehen, theils neu gegründet, in Münster ein philologisch-pädagogisches Seminar, und auch sonst wurde auf die Stiftung neuer, die Umgestaltung und Erweiterung der bestehenden pädagogischen Seminare der Blick gerichtet. Nach manchen vorbereitenden Anordnungen wurde am 20. April 1831 ein neues Prüfungsreglement, nach Schulze's bis auf einige, mehr formale Aenderungen von Altenstein unter Anerkennung der Schwierigkeit

und der Verdienstlichkeit dieser Arbeit durchweg gebilligtem Entwurfe erlassen. Allerdings erscheint die allzugroße Mannichfaltigkeit der für alle Candidaten gleich verordneten Prüfungsgegenstände auch in der dabei angegebenen Beschränkung der Forderungen in den Nebenfächern unstatthaft; dagegen wird man das Gewicht, das darin und in einer erläuternden Verfügung vom November desselben Jahres neben der classischen Bildung auf die Kenntniß sowohl der Logik, der Psychologie und der Geschichte der Philosophie als der deutschen Sprache und Litteratur gelegt wird, als berechtigt anerkennen müssen, wenn auch die Forderung, daß nur derjenige die unbedingte facultas docendi in den classischen Sprachen erhalten dürfe, der auch in der höchsten Classe mit Nutzen im Deutschen unterrichten könne, nach den damaligen Ansprüchen für die Ertheilung dieser Lehrbefähigung wohl gerechtfertigt erscheinen konnte, jetzt mit Recht beseitigt worden ist. Schon einige Jahre früher (September 1826) war das Probejahr nach abgelegter Prüfung eingeführt worden; einerseits sollten die Candidaten während desselben durch Lehre und Beispiel von den Directoren und älteren Lehrern für die Praxis eine Vorbildung erhalten, andererseits einen Einblick in ihr Lehrgeschick und in ihre danach zu bemessende Anstellungsfähigkeit gewähren. Als ein Mittel auch die Directoren und die älteren Lehrer zu wissenschaftlicher Fortarbeit zu veranlassen, erschien die den jährlichen Programmen der Gymnasien beizufügende Abhandlung; auch sonst wurden zuerst Bestimmungen über die regelmäßige Abfassung und über die Einrichtung der Programme getroffen und wie durch sie eine nähere Verbindung mit dem Publicum, so durch den für alle preußischen Gymnasien angeordneten, mit den meisten deutschen Gymnasien herbeigeführten Programmentausch eine Verbindung aller dieser Anstalten mit einander sowie durch die Directorenconferenzen, eine solche zum Behuf des Austausches pädagogischer Erfahrungen für den engeren Kreis der Gymnasien der einzelnen Provinzen herbeigeführt.

Dem Bestehen und der Errichtung von höheren Bürger-, allgemeinen Stadt- und Gewerbeschulen neben den Gymnasien an Orten, wo ein Bedürfniß dazu vorlag, war S. keineswegs entgegen, wohl aber den zwitterhaften „sogenannten Realschulen"; er selbst hatte mit diesen Kategorien von Schulen amtlich nur bei der Ausarbeitung des Prüfungsreglements für die Candidaten des höheren Schulamts zu thun; das Recht der Entlassung zur Universität wurde unter ihnen allen einzig und allein nur dem Kölnischen Realgymnasium in Berlin gegen seine Ansicht verliehen. Die Fahne der humanistischen Gymnasien hielt er hoch; wie die Universitäten, so suchte er auch sie, und namentlich die oberen Classen, vor dem Eindringen ungeeigneter Schüler möglichst zu bewahren, und wußte sie, von Altenstein unterstützt, unter voller Anerkennung der Bedeutung nicht nur, wie erwähnt, des deutschen, sondern auch des mathematischen Unterrichts „gegen die offenbaren und heimlichen Feinde classischer Bildung", vornehmlich auf Seiten der kirchlichen wie der staatlichen Reaction sowie namentlich auch gegen die 1836 aus wenig reiner Quelle geflossenen Anklagen Lorinser's (A. D. B. XIX, 197; ins rechte Licht gerückt erst von Varrentrapp a. u. a. O. S. 415 ff.) über die der Gesundheit nachtheiligen Einflüsse der Schulen mannhaft zu vertheidigen. Stets hielt er dabei fest an dem obligatorischen Charakter des griechischen Unterrichts und nur so weit führte eine entgegengesetzte, namentlich von Kamptz im Ministerium selbst vertretene Strömung, daß nach einem von ihm selbst nach längeren Verhandlungen darüber schließlich entworfenen Erlasse die Dispensation davon nur in seltenen außerordentlichen Fällen gestattet und ein für allemal die betreffenden Schüler von dem Erreichen eines Abgangszeugnisses mit dem Prädicat unbedingter Tüchtigkeit ausgeschlossen wurden. Andererseits trat er zu weit- und über den Standpunkt der Schüler hinausgehenden

Forderungen und jeglicher Ueberbürdung auf diesem Gebiete wie überhaupt entgegen, während er eine wohlgeordnete und wohlgeleitete Privatlectüre der Classiker lebhaft empfahl. In die obersten Classen selbst aber wurde im Falle des Vorhandenseins geeigneter Lehrkräfte die Einführung des Unterrichts in den Elementen der Logik und der empirischen Psychologie angeordnet. Im Interesse der einheitlichen Durchbildung der Schüler wie der Disciplin wurde schon bald nach seinem Amtsantritt (seit dem Frühjahr 1820) und wiederholt darauf gedrungen, den Unterricht in den einzelnen Classen auf möglichst wenige Lehrer zu vertheilen und jeder Classe einen Ordinarius vorzusetzen, der in den Unterricht und die Disciplin die nöthige Einheit zu bringen und eine entschiedene Einwirkung auf ihre Mitglieder zu üben vermöchte.

Die Summe der durch das Gymnasium zu erreichenden und von dem zur Universität Abgehenden zu fordernden Bildung wurde dann durch das S. 11 bereits erwähnte Abiturientenreglement von 1834 gezogen. Durch dasselbe wurde zunächst unter Wegfall solcher Prüfungen bei den Universitäten die Reifeprüfung den Gymnasien übertragen und als ihr Ergebniß nur die Ertheilung des Prädicats der Reife oder der Unreife, wie schon 1788, statt der bisherigen drei Zeugnißnummern angeordnet, wodurch manche Unzuträglichkeiten, die sich inzwischen herausgestellt hatten, beseitigt wurden. Ohne hier specieller in alle Einzelheiten eingehen zu können, sei nur bemerkt, daß die, durch genaue Begrenzung vor Uebertreibung gesicherte Reife im Deutschen und Lateinischen als Hauptforderung hingestellt wurde; in Bezug auf die anderen Fächer wurde durch die Gestattung von Compensationen der individuellen Ausbildung Rechnung getragen, auch wurden besondere Bestimmungen gegeben, um den für nichtreif erklärten sowie unter gewissen Voraussetzungen auch solchen, die sich keiner Prüfung unterzogen hatten, den Weg zu den Universitätsstudien wenn auch in beschränkter Weise zu eröffnen. Neu war, daß nicht nur eine mündliche Prüfung in der Religionslehre, sondern auch eine solche in der philosophischen Propädeutik angeordnet wurde.

Wenn durch dieses Reglement Schulze's Bemühungen um die Gymnasien einen gewissen Abschluß fanden, so fällt volles Licht auf sie durch ein mehr als drei Jahre später (24. October 1837) zunächst auf Veranlassung eines von dem Könige erforderten Berichts über die zu weiter Verbreitung gelangten und auch ihm mit seiner Zustimmung bekannt gewordenen Lorinser'schen Anklagen an alle Provinzialschulcollegien, Prüfungscommissionen und Regierungen erlassenes, von S. verfaßtes Circularrescript, das sogenannte „blaue Buch". Ganz abgesehen von den darin gegebenen Nachweisungen der Unrichtigkeit und Uebertreibung vieler von Lorinser vorgebrachter und von ihm selbst auf eine an ihn ergangene amtliche Aufforderung nicht näher begründeter Thatsachen auf Grund sorgfältiger Ermittelungen enthält dasselbe eine Reihe positiver Bestimmungen, die von dem Bestreben zeugen, die wirklich an den Gymnasien vorhandenen, auch durch eingeforderte sachkundige Berichte anerkannten Mängel zu heben. Sie beziehen sich, um auch hier eine kurze Skizze zu geben, sowol im Anschluß an ältere Bestimmungen auf die Gesundheit der Schüler unter, so weit die herrschenden Verhältnisse es zuließen, warmer Empfehlung körperlicher Uebungen als auf den gesammten Unterricht unter begründetem Hinweis auf die innere Zusammengehörigkeit und die erprobte Tüchtigkeit aller Hauptgegenstände desselben, „um durch sie alle geistigen Kräfte zu wecken, zu entwickeln, zu stärken und der Jugend zu einem gründlichen und gedeihlichen Studium der Wissenschaften die erforderliche Vorbereitung zu geben." S. warnte ebenso vor stofflicher Ueberfüllung der Schüler als vor zu großer Belastung der Lehrer, er empfahl aufs neue die Durchführung des Classensystems unter geeigneten Ordinarien, von der auch eine Besserung der Lehrmethode erwartet wurde, er verbot dringend die Ueberschreitung

von 32 wöchentlichen Lehrstunden unter Aufstellung eines seinen aus allem Vorhergehenden bekannten Ansichten entsprechenden Normallehrplans und schrieb geeignete Maßregeln zur Verhütung der Ueberlastung der Schüler mit häuslichen Arbeiten vor; bei Versetzungen wie bei der Reifeprüfung solle das Hauptgewicht nicht auf die Kenntnisse in einzelnen Lehrgegenständen, sondern auf die gesammte Bildung gelegt werden; aufmerksam wird auch auf die Sorge für die Ausbildung der jungen, das Probejahr ablegenden Lehrer in ihrem Berufe gemacht und die Provinzialcollegien werden unter genauem Eingehen ermahnt, ihren Einfluß auf die Besetzung von Lehrstellen und auf die Lehrer selbst in zweckmäßiger Weise geltend zu machen.

In diesem Sinne war es S. nicht lange Zeit mehr vergönnt, in einem für die Sache selbst heilsamen Verein für die Universitäten und die Gymnasien thätig zu sein. Nach dem Tode Altenstein's und Friedrich Wilhelm's III. (am 14. Mai und am 7. Juni 1840), seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und der Ernennung Eichhorn's zum Minister wurde sein Wirkungskreis und seine Wirksamkeit beschränkt. 1841 bereits wurde gleichzeitig mit der Einrichtung einer besonderen Abtheilung für katholische Kirchenangelegenheiten auch in Brüggemann ein besonderer Referent für die katholischen Gymnasien bestellt, im nächsten Jahre wurden auch die evangelischen Gymnasien S. abgenommen und Kortüm übertragen, mit dem übrigens S. ihrem altbegründeten Verhältniß (siehe S. 9 u.) entsprechend in den besten collegialischen Beziehungen stand und blieb (vgl. seinen Aufsatz über Kortüm's Thätigkeit im Ministerium in [Deyck's] Gedenkschrift auf Kortüm, Berlin 1860). Aber auch innerhalb des ihm gebliebenen Geschäftskreises fand er sich durch die auf dem Throne und bei dem vorgesetzten Minister, der einst zu seiner Berufung nach Berlin die erste Veranlassung gegeben hatte (s. S. 9), maßgebenden kirchlichen und kirchenpolitischen Ansichten beengt. Nachdem ein Versuch des Ministers sich seiner und anderer ihm gleichgesinnter Amtsgenossen zu entledigen trotz anfänglicher Geneigtheit des Königs schließlich doch nicht zur Ausführung gelangt war, übertrug jener ihm zwar manche Arbeit, bediente sich aber namentlich in rücksichtsloser Weise bei Berufungsangelegenheiten vielfach fremder Mittelspersonen und vor allem überall, wo es ihm gefiel, des in das Ministerium seit Anfang des Jahres 1841 berufenen Eilers (A. D. B. X, 756). Ein von S. in Eilers' Beisein hart gerügter, heftiger Angriff auf das Altensteinische Ministerium in der von jenem amtlich, ohne Schulze's Wissen, beeinflußten Literarischen Zeitung führte sogar 1845 auch einen persönlichen Conflict mit Eichhorn herbei, der aber schließlich so weit beigelegt wurde, daß S. ohne sich etwas zu vergeben im Amte verbleiben konnte. Daß er seine Unabhängigkeit auch Eichhorn gegenüber zu wahren verstand, bewies er auch durch seinen Rücktritt von der Theilnahme an der Redaction der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, als Eichhorn auf sie in seinem Sinne einzuwirken versuchte.

Auf die Stürme des März 1848, den Sturz Eichhorn's, den des kurzen Ministeriums Schwerin und des noch kürzeren Ministeriums Rodbertus folgte zunächst eine Zeit ruhiger, auch wieder auf die ihm unter Eichhorn völlig entzogenen evangelisch-theologischen Facultäten ausgedehnter Wirksamkeit Schulze's unter dem durch eine Reihe von Jahren (seit 1839) in dem Ministerium als Director neben ihm thätigen Ladenberg. Von diesem wurden die Geschäfte wesentlich nach altpreußischer bureaukratischer Ueberlieferung geführt, nicht ohne Beflissenheit, den Rath des bewährten Mitarbeiters in Universitätsangelegenheiten einzuholen. Ihm übertrug er auch die Abfassung des Abschnitts über die Universitäten für das in Aussicht genommene Unterrichtsgesetz und den Vorsitz in der zur Vorbereitung desselben einberufenen Versammlung von Vertretern deutscher

Hochschulen. Der Bericht über ihre Verhandlungen wurde (December 1849) von S. in Gemeinschaft mit Böckh und Lachmann veröffentlicht. Nicht überall, aber doch in vielen wesentlichen Punkten stimmte diese Versammlung mit seinen Anschauungen überein; im Ministerium aber erlitt sein mit Rücksicht auf ihre Ansichten abgefaßter Entwurf in wesentlichen Stücken Abänderungen. Ueber dieses Stadium gelangte schließlich die ganze Angelegenheit nicht hinaus.

Nach dem Tage von Olmütz (December 1850) schied Ladenberg aus dem Ministerium. Mit seinem Nachfolger Raumer hielt die politisch-kirchliche Reaction aufs neue ihren Einzug in dasselbe, wobei die von Seite des Königs geübte Nachgiebigkeit gegen ultramontane Einflüsse und Ansprüche noch über das von dem gut protestantischen Raumer gebilligte Maß hinausging. Daß er die Vorlage des Unterrichtsgesetzes zunächst nicht für geboten erachtete, war auch Schulze's Ansicht nicht zuwider. Seine eigene Wirksamkeit aber wurde freilich wiederum eingeschränkt: für die evangelisch-theologischen Facultäten wurde statt seiner Hengstenberg herangezogen und auch für andere Universitätsangelegenheiten blieb sein Einfluß nicht maßgebend, während namentlich Wiese, der 1852 an Kortüm's Stelle trat, über seinen Geschäftskreis hinaus, mit denselben vielfach betraut wurde: aber wie dieser, so war auch Raumer ein aufrichtiger Freund und Schützer der classischen Studien und der auf sie gegründeten Bildung und soweit nicht jene principiellen Meinungsverschiedenheiten ins Spiel kamen, schenkte er, Schulze's Tüchtigkeit in vollem Maße würdigend, auch seinem Rathe, wie jener es selbst anerkannte, gebührende Beachtung, vor allem bei der energisch durchgesetzten Berufung der drei in Leipzig auf Beust's Betrieb abgesetzten ausgezeichneten Lehrer und Gelehrten Moriz Haupt (1853), Otto Jahn und Theodor Mommsen (1854) an preußische Hochschulen. Als aber von dem Prinzregenten nach Uebernahme der Regierung 1858 in Bethmann-Hollweg ein neuer Leiter an die Spitze des Ministeriums berufen wurde, da erbat S., nachdem er kurz zuvor (30. August) in stiller Zurückgezogenheit, aber unter vielfachen Zeichen der Verehrung und der Anerkennung sein Jubiläum hatte begehen können, unmittelbar nach dem Amtsantritt des neuen Ministers (8. November) in Anbetracht seines Alters und seines unsicheren Gesundheitszustandes seinen Abschied, der ihm in ehrenvollster Weise gewährt wurde.

Länger als zehn Jahre war es ihm noch vergönnt, sich der ihm nach so langer, ebenso schwerer als gesegneter Arbeit gegönnten, ungestörten Muße zu erfreuen. Schon im Frühjahr 1846 hatte er, schon hart geprüft durch den Tod des unglücklichen älteren Sohnes (1843), durch eigene lebensgefährliche Krankheit (1845), die sorgsame und treffliche Gattin verloren, aber durch das Zusammenleben mit seinem geliebten Max, namentlich nachdem auch dieser einen glücklichen Ehebund geschlossen hatte, blieb ihm wenigstens eine behagliche Häuslichkeit und nicht minder fühlte er sich durch die Treue und Sorgfalt des wackeren und von ihm gleich geliebten Stiefsohns Böhm beglückt. In den nächsten Jahren bis 1864 blieb er noch Mitglied der Militärstudiencommission und der Direction der Kriegsakademie, regelmäßig betheiligte er sich während der ganzen Zeit an den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften, deren Ehrenmitglied er seit 1854 war. Zwanzig Jahre zuvor hatte er die Wahl zum ordentlichen Mitgliede der historisch-philologischen Classe abgelehnt: die mit dem ihm damals vorbehaltenen Eintritt verbundenen Verpflichtungen trug er Bedenken jetzt zu übernehmen. Ihren Zwecken und Arbeiten, die er stets zu fördern bemüht war, was namentlich für die Herausgabe der Werke Friedrich's des Großen gilt, widmete er weiter unausgesetzte Theilnahme. Mit jugendlichem Eifer aber ergab er sich nun, unterstützt durch seine stets gepflegte, reiche Bibliothek den Studien, denen er

während langer Jahre nur spärlich und mühsam im Drange der Geschäfte gewonnene Stunden hatte widmen können, vor allem den griechischen Classikern und der auf sie bezüglichen Litteratur und der Philosophie. Sein preußisches, sein deutsches, von echter tiefer Liebe zum Vaterlande erfülltes Herz durfte sich noch der Erfolge von 1866, nicht mehr der größeren von 1870 erfreuen.

Stets war er von wahrem Wohlwollen für tüchtige und strebsame Menschen erfüllt und, wo er es mit seiner Pflicht vereinen konnte, vielen ein wohlwollender Freund, ein gütiger Gönner gewesen, in ansprechendster Weise trat in dieser Zeit ruhigen Behagens der volle Reiz seiner wahrhaft hinreißenden, von Geistesblitzen belebten Liebenswürdigkeit dem Begegnenden, dem Besuchenden, gastlich Empfangenen entgegen. In den letzten Monaten seines Lebens aber, seit dem Herbst 1868 entschloß er sich, nachdem er vielfachen Aufforderungen dazu widerstanden hatte, zur Aufzeichnung von Lebenserinnerungen; mit ununterbrochenem Eifer gefördert, zwar nicht zum Drucke fertig durchgearbeitet, aber doch wenige Tage vor seinem Tode in naher Voraussicht desselben abgeschlossen, bieten sie ein reiches, unschätzbares Material zur Kenntniß seines Lebens und Wirkens. Nach kurzem Krankenlager entschlief er sanft in der Frühe des 20. Februar 1869.

Mit Benutzung der von S. hinterlassenen Denkwürdigkeiten sowie reicher amtlicher Materialien und mit umfassendster Beherrschung der Litteratur ist sein Leben und Wirken in geschichtlichem Rahmen geschildert in dem vortrefflichen Werke von C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit (Leipzig 1889), das ich hier nach Gebühr zu Grunde gelegt habe. Ein fein und pietätvoll gezeichnetes, auf genauer persönlicher Bekanntschaft beruhendes Lebensbild gab Rud. Köpke (Kl. Schriften S. 802 ff. und vorher gedruckt an dem von Varrentrapp S. 570 Anm. a. O.).

M. Hertz.

Schulze: Samuel Friedrich S., geboren 1726, Pfarrer zu Sydow im Magdeburgischen und hernach zu Geltow bei Rathenow in der Mittelmark, † am 11. Juni 1804, ist einer der thätigsten Bearbeiter der älteren geistlichen Lieder nach dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts, auch dichtete er selbst neue Lieder. Er gab fünf Sammlungen heraus unter dem Titel: „Neue geistliche Lieder zum gottesdienstlichen Gebrauch mit Gebeten“, welche zu Brandenburg 1775—1783 erschienen; frühere Ausgaben der ersten Sammlungen kamen schon von 1765 an heraus (?). Einzelne seiner Lieder haben dadurch eine weitere Verbreitung gefunden, daß J. S. Diterich sie in sein „Gesangbuch für die häusliche Andacht“, Berlin 1787 Nicolai, aufnahm; Diterich sagt das selbst in einer Anmerkung zur Vorrede, gibt aber nicht an, welche und wie viele es sind; Koch ist der Ansicht, Diterich habe Schulze's Sammlungen „vielfach benutzt“.

Richter, allg. biogr. Lexikon, S. 355. — Kayser's vollständiges Bücherlexikon, V, 1836. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. s. f., 3. Auflage, VI, 224.

l. u.

Schulze: Franz Hermann S., genannt Schulze-Delitzsch, ist geboren am 29. August 1808 in Delitzsch, einer kleinen ehemals königlich sächsischen Stadt, die 1814 an Preußen fiel und eine der Kreisstädte der Provinz Sachsen wurde, † am 29. April 1883. Die Verbindung des Namens S. mit dem Orte Delitzsch stammt aus dem Jahre 1848, als S. von seinen Mitbürgern in Delitzsch als Abgeordneter zur Nationalversammlung gewählt worden war und dort mit mehreren Namenscollegen zusammensaß. Diese Namensverbindung erhielt sich auch, nachdem S. längst von Delitzsch weggezogen und Vertreter anderer Wahlkreise geworden war.

Der Vater Schulze's war ebenso wie eine Reihe seiner Vorfahren Bürgermeister und Richter in Delitzsch und blieb dies auch unter der preußischen Regierung. Er erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und eines wohlgeordneten behäbigen Hauswesens. Von besonderem Einfluß auf Hermann S. scheint sein Großvater von mütterlicher Seite, Karl Gottlob Schmorl, gewesen zu sein, der kgl. sächsischer Generalaccise-Inspector und Stadtschreiber in der Stadt Prettin bei Torgau und später, als diese Stadt an Preußen kam, daselbst Justizcommissar und Notar war. Schmorl hatte schon im J. 1793, als er von seinem Wohnort als Abgeordneter in den Landtag nach Dresden geschickt wurde, wegen der Energie und Freimüthigkeit, mit der er die Schäden des Landes aufzudecken suchte, von sich reden gemacht. Vielfache Anregungen empfing S. in seinem Vaterhaus, in welchem Bildung, Gastlichkeit, Freude an der Musik herrschten. Das erzeugte in dem Knaben neben Frohsinn und Jugendlust und der Neigung zu Kunst und Poesie auch den ernsten Sinn zur Arbeit.

Im 13. Lebensjahre kam S. nach Leipzig in die Nicolaischule, um sich hier zum Uebertritt an die Universität vorzubereiten. Dann studirte er zwei Jahre an der Universität Leipzig und seit Ostern 1829 in Halle, vernachlässigte übrigens über dem Studium der Jurisprudenz und anderer Fächer die körperlichen Uebungen nicht, sondern war als flotter Corpsstudent auch im Fechten und Reiten wohlerfahren. Im J. 1830 machte er sein erstes juristisches Examen beim Oberlandesgericht zu Naumburg, wurde Auscultator und trat als solcher beim Landgericht in Torgau ein. Hier genügte er auch als einjährig Freiwilliger im 20. Linieninfanterieregiment der allgemeinen Wehrpflicht. Im J. 1833 bestand er bereits sein zweites Examen in Naumburg und bereitete sich ebenda nach vorübergehender Beschäftigung in Wittenberg während der Jahre 1834/35 zum dritten Examen vor. Auch der längere Aufenthalt in Naumburg mit seiner hübschen landschaftlichen Umgebung und seinem gesellschaftlichen und geistig anregenden Leben war zweifelsohne von Einfluß auf seine Neigungen und Bestrebungen.

Die schwere Erkrankung des inzwischen zum Justizrath ernannten Vaters rief den Sohn zur Stellvertretung desselben nach Delitzsch. Dort längere Zeit als Patrimonialrichter thätig, in einer halb verwaltenden, halb richterlichen Thätigkeit, hatte er Gelegenheit, sich in allen Zweigen des Rechts und der Verwaltung auszubilden und die Bedürfnisse und Regungen breiter Volksschichten, namentlich des kleinbürgerlichen Standes, kennen zu lernen. Im J. 1837/38 machte er das dritte Examen und erhielt das Patent als Oberlandesgerichtsassessor. Diese Jahre der Arbeit hatten ihm aber doch so viel Muße gelassen, daß er auch seinen poetischen Neigungen entgegen zu kommen und Ausdruck zu geben vermochte: im J. 1838 erschien bei Brockhaus in Leipzig sein „Wanderbuch, ein Gedicht in Scenen und Liedern", leichtflüssige Strophen, nicht ohne wirklich dichterisches Empfinden. Das Jahr 1840 trifft ihn wieder in Delitzsch, wo er zunächst die Patrimonialgerichtsstelle des Justitiar Hildebrandt verweste und seit dessen Tode 1841 definitiv übernahm. Die nunmehr gesicherte Stellung gestattete ihm, seine Reiselust und seine künstlerischen Anlagen zu befriedigen. So reiste er 1841 nach Tirol und Salzburg, 1842 zu längerem Aufenthalt nach München, wo er viel in Künstlerkreisen verkehrte, 1843 nach Schweden und Norwegen, 1844 nach Italien. Seine Tagebücher beweisen, freilich in etwas überschwänglicher Form, mit welchem Genuß er zu reisen verstand.

Von der letzten Reise in die Heimath zurückgekehrt, erfüllte ihn der Hauch der politischen Regungen, die um das Jahr 1845 sich zu verstärken begannen. Daß ihn schon damals die wirthschaftlichen Fragen beschäftigten, beweist seine energische und nützliche Thätigkeit, um die durch schlechte Ernteverhältnisse allent-

halben ausgebrochene Noth in seinem Wohnorte zu mildern. Es ist bekannt, wie die freiheitliche Bewegung in den 40er Jahren sich im Vereinsleben, namentlich in Turn- und Gesangvereinen, Luft machte; auch in Delitzsch bot ein von S. mitbegründeter und geleiteter Gesangverein die Gelegenheit, um Gefühle und Bestrebungen zum Ausdruck zu bringen, für welche eine andere Gelegenheit nicht vorhanden war. Die in weiten Kreisen des Volkes aufdämmernde, von den Führern eifrig geschürte Bewegung war bekanntlich vermehrt worden durch die Erfolglosigkeit des vereinigten Landtages von 1847. Sie führte zur Wahl solcher Männer, von welchen man annehmen konnte, daß sie dieser Bewegung ausdrucksvolle Worte leihen würden. Und so wurde auch S., der lange schon in diesem Sinne thätig war, im Wahlkreis Delitzsch zum Vertreter in die preußische Nationalversammlung gewählt. So trat er mit seinem 40. Jahre aus dem engen landstädtischen Leben in das größere parlamentarische ein. Ebenso nahm er, als im November 1848 die octroyirte Verfassung gegeben war, einen Sitz in der zweiten Kammer ein. Hier wie dort trat er auch auf Seite der Linken entschieden als Redner auf, hier in einer Rede zu gunsten der Annahme der deutschen Kaiserkrone durch Preußen, dort als Befürworter der Steuerverweigerung.

Als dann am 2. Januar 1849 die alte Patrimonialgerichtsbarkeit in Preußen aufgehoben wurde, wurde S. von seiner Stelle entsetzt, ohne sogleich eine andere Richterstelle zu erhalten, da gegen ihn und 41 Genossen des Landtags wegen der von ihnen ausgesprochenen Steuerverweigerung ein Proceß vor dem Geschworenengericht anhängig war. Nachdem dieser zu Gunsten der Angeklagten ausgegangen war, wurde er 1850 als Kreisrichter nach der kleinen Stadt Wreschen in der Provinz Posen versetzt, was wohl richtig als eine Strafversetzung aufgefaßt worden ist. Aber es kam bald zu einem Conflict zwischen ihm und der höchsten Justizbehörde. Im J. 1851 sollte ihm auf Weisung des Justizministers Simons der Urlaub nur unter der Bedingung ertheilt werden, daß er nicht nach Delitzsch sich begebe, weil man dort lärmende Kundgebungen befürchtete. Als er nun doch nach Delitzsch reiste und dafür durch Abzug eines Monatsgehaltes disciplinär gestraft werden sollte, forderte und erhielt er seinen Abschied. Im October 1851 siedelte er wieder nach Delitzsch über und lebte theils von den Zinsen des Vermögens, das seine Frau eingebracht hatte, theils von dem, was er durch Rechtsgutachten u. s. w. verdiente.

Hier entstand nun zunächst im Stillen und in bescheidenen Anfängen jene Thätigkeit, welche den dauernden Ruhm Schulze's begründete. Das Problem der socialen Frage, welches damals die Gemüther zu bewegen begann, suchte er durch auf Selbsthilfe gegründete Vereine zu lösen. Unzweifelhaft anknüpfend an englische Vorbilder, zum Theil vielleicht an vereinzelte Anläufe, die da und dort in Deutschland gemacht worden waren, setzte er den Gedanken der Association ins Leben.

Bereits im Sommer 1849 war unter seiner Leitung eine Kranken- und Sterbecasse und die Rohstoffassociation der Schuhmacher in Delitzsch entstanden, 1850 folgte der erste Vorschußverein. In demselben Jahre erschien auch seine Schrift „Mittheilung über gewerbliche und Arbeiterassociationen" (Leipzig, Keil, 1850). Allein er erkannte auch, daß nur das Einsetzen der Persönlichkeit und die rein persönliche Einwirkung auf einen zunächst kleinen Kreis auf diesem Gebiete Erfolge erzielen könne. Und er verstand durch unermüdliche, hingebende Thätigkeit die Keime zu entwickeln und seine Vereine auf die Nachbarstädte auszudehnen. Im J. 1852 folgte seine Schrift über „Die Magazinirung. Grundzüge eines auf Gegenseitigkeit zwischen Produzenten und Konsumenten gegründeten neuen Aufspeicherungssystems" (2. Ausg. Leipzig 1852); im J. 1853

veröffentlichte er ein Buch, das nicht nur über seine Versuche unterrichtete, sondern auch das ganze System des Genossenschaftswesens in allen seinen Zweigen beleuchtete, nämlich das ebenfalls bei Keil erschienene „Assoziationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter". Seit 1854 hatte er in der „Deutschen Gewerbe-Zeitung" von G. Wieck in Leipzig ein Preßorgan gefunden, das ihm in einem besonderen Theil unter dem Titel „Die Innung der Zukunft" für seine Genossenschaften zu wirken gestattete. Seit 1861 gab er selbständig die „Blätter für Genossenschaftswesen" heraus.

Von den Schulze'schen Genossenschaften entwickelten sich nun die Vorschußvereine am raschesten und besten. In seiner 1858 bei G. Mayer in Leipzig erschienenen Schrift „Die arbeitenden Klassen und das Assoziationswesen in Deutschland" konnte S. bereits eine Tabelle von 25 Vereinen aufstellen und von der demnächstigen Gründung mehrerer anderer berichten. Schon ein Jahr darauf war das Genossenschaftswesen so weit entwickelt, daß S. in Weimar den ersten Genossenschaftstag abhalten und die Gründung eines Centralcorrespondenzbureaus der deutschen Vorschuß- und Creditvereine veranlassen konnte, welches bestimmt sein sollte, einerseits eine geschäftliche Verbindung unter denselben herbeizuführen, andererseits einen Meinungsaustausch und eine Verständigung bei Verfolgung gemeinsamer Interessen zu ermöglichen. Damit im Zusammenhange entstand 1861 die Anwaltschaft der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, welche S. gegen ein bescheidenes Honorar übernahm.

Auch die Politik zog ihn bald wieder mächtig an, um ihn bis an sein Lebensende nicht mehr los zu lassen. Bei Gelegenheit der oben erwähnten Genossenschaftsversammlung in Weimar im J. 1859 entstand bei ihm und andern gleichgesinnten Männern der Gedanke, angesichts der nach ihrer Ansicht günstigen politischen Constellation, d. h. vornehmlich der Demüthigung Oesterreichs im italienischen Kriege, die sogenannte deutsche Frage wieder anzuregen. Aus diesen Besprechungen entstand dann der deutsche Nationalverein, dessen eifriges Mitglied S. war. Im J. 1861 trat er bei einer Nachwahl zum Landtag in Berlin als Candidat auf, wurde gewählt und schloß sich zunächst dem kleinen Häuflein demokratischer Abgeordneter an, die sich als Jung-Litthauer bezeichneten, später der unter seiner Mitwirkung begründeten deutschen Fortschrittspartei, von deren hauptsächlichsten Rednern er einer war, deren Ideen er besonders während der Conflictszeit in schroffer Weise verfocht.

Da er nun in seiner Eigenschaft als Mitglied des Abgeordnetenhauses gezwungen war, längere Zeit in der Hauptstadt zuzubringen, so siedelte er im J. 1862 von Delitzsch nach Potsdam über. Dort erschien am 4. October 1863 eine Anzahl seiner Freunde in seiner Wohnung und überreichte ihm in Anerkennung seiner Verdienste um das politische und wirthschaftlich-sociale Leben ein Ehrengeschenk von rund 50 000 Thalern. S. nahm das Geschenk an, jedoch mit der Maßgabe, daß er nur einen kleinen Theil desselben zur Erbauung eines Wohnhauses für sich und die Zinsen zur Bestreitung der ihm durch das Genossenschaftswesen erwachsenen Bureaukosten, Reisekosten u. s. w. verwendete. Daß er das Geschenk nicht zu seinem persönlichen Vortheil, wie es gemeint war, verwenden wollte, motivirte er mit den Worten, daß derjenige, der dem Volke die Selbstverantwortlichkeit für die eigene Existenz, das Stehen auf eigener Kraft als die Grundbedingung wirthschaftlicher Selbständigkeit und bürgerlicher Freiheit predige, diese Principien auch im eigenen Leben darzustellen habe. Das Capital selbst bestimmte er zu einer Stiftung, „deren Zinsen nach seinem Rücktritt zur Besoldung solcher Männer verwendet werden sollten, deren Wirken und Thatkraft man in der öffentlichen Sache zum Besten des gesammten Vaterlandes in nationaler, politischer oder socialer Hinsicht in Anspruch nimmt".

Im Mai desselben Jahres hatte er im Berliner Arbeiterverein sechs Vorträge über Gegenstände der Volkswirthschaftslehre gehalten, die gegen die bedrohliche Agitation Lassalle's in den Arbeiterkreisen gerichtet waren und die er in demselben Jahre noch unter dem Titel „Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus" (bei Keil, Leipzig) dem Drucke übergab.

In der folgenden Zeit handelte es sich für S. hauptsächlich darum, einen Plan zu verwirklichen, der bereits auf dem Vereinstage in Potsdam im J. 1862 zur Sprache gebracht worden war, nämlich um eine wirksame Gliederung der Genossenschaften. Zwischen die Centralstelle und die einzelnen Vereine sollten in den kleineren Staaten und in den einzelnen Provinzen der großen „Unterverbände" gesetzt werden, welche den benachbarten Vereinen eine leichtere Gelegenheit zur Verständigung und zum Austausch ihrer Erfahrungen bieten sollten. Es war dem Anwalt bei der wachsenden Zahl der Vereine unmöglich geworden, die einzelnen Vereine zu besuchen und zu berathen; eine solche Antheilnahme ließ sich nur mehr bei jenen Zusammenkünften bethätigen, zu denen die Unterverbände in Gruppen, die „Landes- oder Provinzialunterverbände", zusammengefaßt, zusammentraten. Es gelang S. auf dem Genossenschaftstage in Mainz 1864 ein organisches Statut in diesem Sinne aufzustellen, in welchem die Functionen der einzelnen Organe geregelt und den Unterverbänden ihre Stellung angewiesen wurde.

Eine zweite wichtige Aufgabe jener Zeit bestand in der Gründung eines Bankinstituts, das den einzelnen Genossenschaften die Unterbringung wie die Beschaffung von Capitalien auf die vortheilhafteste Weise ermöglichte und besonders ihren Großbankverkehr erleichterte. Im J. 1865 schon trat dieses Institut als eine Actienunternehmung unter dem Titel „Deutsche Genossenschaftsbank" mit einem Capital von 275 000 Thlrn. in Berlin ins Leben.

Wie diese ganze Organisation, so war auch die Genossenschaftsgesetzgebung in der Hauptsache das Werk Schulze's. Nachdem die gesetzliche Regelung schon 1860 auf einem Genossenschaftstag besprochen worden war, reichte S. einen Entwurf eines Gesetzes im J. 1863 dem Abgeordnetenhause ein, der aber trotz der Anerkennung des Bedürfnisses seitens der Regierung nicht zu einem Gesetze führte, weil die Regierung und S. sich bezüglich der Modalitäten der Eintragung sowie bezüglich der Behörden, denen die Genehmigung, beziehungsweise die Eintragung überlassen werden sollte, nicht einigen konnten. So kam erst am 27. März 1867 das preußische Genossenschaftsgesetz zu stande, welches am 4. Juli 1868 auf den Norddeutschen Bund und später auf das Reich ausgedehnt wurde. Auch an den Versuchen zu einer Reform der Genossenschaftsgesetzgebung im Mai 1881 war S. noch betheiligt, ohne daß dieselben damals Erfolg gehabt hätten. Da man bald in den anderen deutschen Staaten, das Beispiel des Norddeutschen Bundes nachahmend, den Anfang zu einer Genossenschaftsgesetzgebung machte, und nun Mitglieder der verschiedenen Kammern an S. sich um Rath und Aufklärung wandten, so behandelte S. das Thema in einer ausführlichen, mehrfach aufgelegten Schrift unter dem Titel „Die Gesetzgebung über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften mit besonderer Rücksicht auf die Haftpflicht bei kommerziellen Gesellschaften" (Berlin 1869). In dieser Schrift setzte er nicht nur die juristischen Grundsätze des Gesetzes auseinander, sondern er verglich dasselbe auch mit den entsprechenden Gesetzen Englands und Frankreichs.

Damit war in der Hauptsache die Arbeit seines Lebens gethan. Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, daß er in der Thätigkeit für die Genossenschaften niemals erlahmte, daß er in vielen Artikeln und auch in kleineren selbständigen Arbeiten sie zu vertiefen und auszubreiten bestrebt war. Auch sonst ermüdete

er trotz der vielen Arbeiten und Reisen, die seine Anwaltschaft ihm auflegte, nicht, für die Bildung des Volkes und für Verbreitung seiner wirthschaftlichen Ueberzeugung thätig zu sein. Wie er mit zu den Gründern des volkswirthschaftlichen Congresses gehört hat, so half er im Frühjahr 1871 eine Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung ins Leben rufen und als erster Vorsitzender derselben organisiren. Er war Reichstagsmitglied zuerst für Berlin, später für Wiesbaden und entzog sich auch hier keiner Last, die das Mandat mit sich brachte. So war er fast bis zu seinem am 29. April 1883 erfolgten Tode in rastloser Arbeit thätig.

Wie sein Tod eine ungewöhnliche Theilnahme hervorgerufen hat, so war auch sein Leben nicht arm an Anerkennungen. Wir erwähnen nur neben der oben besprochenen Ehrengabe, daß ihn im J. 1873 die juristische Facultät der Universität Heidelberg zum Ehrendoctor ernannte, daß aus England und Frankreich, Holland, Belgien, Italien und Amerika Ehrendiplome und Anerkennungsschriften kamen, daß er zum Ehrenmitglied des Cobden-Clubbs, der Academia Fisico-Statistica in Mailand, der lombardischen Società di Economia politica und der Academia Lynceorum (späteren R. Academia dei Lincei) ernannt wurde, daß seine Schriften in Amsterdam 1869 und Brüssel 1876 erste Preise für Leistungen im Genossenschaftswesen erhielten. Im J. 1874 hat der Pariser Nationalökonom B. Rampal in einem zweibändigen Werk mit theilweise wörtlichen Uebersetzungen Schulze'scher Schriften dem französischen Publicum die Bedeutung Schulze's nahe gelegt und nicht wenige ausländische Zeitungen haben ihm ihre Anerkennung ausgesprochen.

Nachdem wir so einen kurzen Abriß seiner Lebensgeschichte gegeben, versuchen wir ein Bild seiner geschichtlichen Bedeutung zu zeichnen. Um ihm vollauf gerecht werden zu können, scheint es das beste, seine Thätigkeit für das Genossenschaftswesen, seine Stellung zu den wirthschaftlichen und politischen Fragen und seine rein persönlichen Eigenschaften getrennt zu behandeln.

Wir beginnen mit seiner Thätigkeit für die Genossenschaften. In seinem oben erwähnten Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter (1853) hat er eine praktische Anleitung zur Gründung verschiedener Genossenschaften gegeben. Neben den Rohstoffvereinen und Magazingenossenschaften erscheinen die Consumvereine, die Krankenvereine, die Vorschußvereine und die Productivgenossenschaften. Die größte Entwicklung gewannen von diesen die Vorschußvereine, denen er auch ganz besonders sich widmete. Aufgewachsen in den kleinstädtischen Verhältnissen von Delitzsch mit seiner vornehmlich Handwerk treibenden Bevölkerung, in steter Berührung mit diesen Classen, lernte er besonders ihre Klagen und Wünsche kennen. Er erkannte die Gefahren richtig, die dem kleinen Mann durch die Entwicklung der Großindustrie drohten. Er glaubte, daß sie beseitigt werden könnten, wenn den Gewerbetreibenden selbst die Mittel geboten würden, sich die günstigen Bedingungen der Großindustrie zu verschaffen. Den zu Ende der 40er Jahre besonders in Preußen auftretenden Bestrebungen zur Wiederherstellung der Zünfte setzte er den zeitgemäßen Gedanken der Association entgegen, die er auf das entschiedenste auf Grundlage der Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit begründet wissen wollte. War dies in der Hauptsache die Aufgabe der Rohstoff- und Magazingenossenschaften, so sollten die Vorschußvereine den Handwerkern den nöthigen Credit verschaffen oder verbilligen. Die Handwerker sollten durch Aufbringung eines kleinen eigenen Vereinsvermögens und durch solidarische Haftung sich selbst creditfähig machen; dazu sollten sie durch Gewährung höheren Zinsfußes als die Sparkassen fremde Capitalien, freilich nicht in zu großem Umfange, anziehen und dadurch ihre Mittel verstärken. Den Mitgliedern des Vereines sollte aus diesen Capi-

talien nach genauer Erwägung ihrer persönlichen Eigenschaften und ihrer Geschäftsverhältnisse kurzfristiger Credit in verschiedener Form und zu solchem Zinse gewährt werden, daß der Verein noch eine erhebliche Dividende zahlen und durch sie zum Beitritt anlocken könnte. Von vornherein wies S. alle Geschenke oder zinslosen Anlehen zurück; denn die Vereine sollten nach ihm nur auf dem Grundsatze der Selbsthilfe und der Leistung und Gegenleistung beruhen.

Daß S. besonders mit der Schaffung der Creditgenossenschaften Großes geleistet hat, wird man unbedingt anerkennen, wenn man weiß, wie der Credit bis dahin, trotz vereinzelter Versuche zur Besserung, eigentlich nur den nach Stand und Vermögen bevorzugten Classen zur Verfügung stand, wie er in den mittleren und unteren Schichten entweder ganz fehlte oder nur auf eine Weise erlangt werden konnte, welche nicht selten zur Ausbeutung und zum Ruin des Creditnehmers führte. Schulze's großes Verdienst ist die Diffusion des Credits in doppelter Beziehung, einmal indem er denselben eben diesen bis dahin fast ausgeschlossenen Kreisen der kleinen Gewerbetreibenden zugänglich machte, dann, indem es ihm gelang, seine Genossenschaften in rastloser Arbeit allmählich über ganz Deutschland und selbst darüber hinaus zu verbreiten. Er hat es fertig gebracht, den untern und mittleren Classen solide Creditorgane zu geben und sie zum richtigen Gebrauch der modernen Creditformen zu erziehen. Die besten Worte der Anerkennung über diese Seite der Schulze'schen Thätigkeit scheint Schmoller gefunden zu haben, wenn er meint, daß S. auf derselben Bahn, auf der vor 300 Jahren die Franciscaner die montes pietatis, die kirchlichen und öffentlichen Leihhäuser schufen, auf der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Sparkassenwesen erstand, einen gewichtigen, man könnte fast sagen weltgeschichtlich bedeutungsvollen Schritt vorwärts gethan habe; mit der Solidarhaft, mit dem Sparzwange und den anderen bekannten strengen Grundsätzen einer kaufmännischen Creditgewährung habe er in den Kreisen des Mittelstandes jene große Zahl Volksbanken geschaffen, die auf der einen Seite ebenso sehr zu solider strenger Geschäftsmäßigkeit anregten, wie sie auf der anderen von einem idealen Zuge genossenschaftlicher Bruderliebe beseelt waren. S. hat sich auch nicht wie andere Socialpolitiker vor ihm und nach ihm mit litterarischen Hinweisen und theoretischen Belehrungen begnügt, sondern mit warmer Begeisterung für die Sache die praktischen Anleitungen gegeben und mit der Arbeit im Kleinen begonnen. Seine Kenntniß des praktischen Lebens in jenen Kreisen, für welche seine Organisationen bestimmt waren, wurde glücklich ergänzt durch seine Kenntnisse im positiven Recht und in den Formen des Creditwesens und der kaufmännischen Geschäfts- und Buchführung. Daß er dabei oft große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, kann nicht Wunder nehmen. Es mag dies schon daraus erhellen, daß er mit seinen Genossenschaften Organisationen ins Leben rief, für welche kein geeignetes Vorbild vorhanden war. Es war nicht nur mit der Verschiedenheit der gesetzlichen Bestimmungen in den verschiedenen deutschen Staaten zu rechnen, sondern auch mit der Verschiedenheit der herrschenden Anschauungen in der Verwaltung. Er hatte nicht nur gegen die Hemmnisse zu kämpfen, die man da und dort seinen Vereinen bereitete, sondern auch gegen die Uebertreibungen seiner Anhänger. Er mußte vor falschen Wegen und Verkennung der Ziele warnen, locale Verhältnisse und specielle Bedürfnisse berücksichtigen, er mußte unablässig in Briefen, auf Verbandstagen, in der Presse belehren, berathen, kritisiren, dann und wann verwickelte Processe führen. Dazu war er unablässig thätig, seinen Genossenschaften eine gesetzliche Basis zu schaffen, ihnen die Rechte der juristischen Persönlichkeit, den Schutz des Gesetzes zu schaffen und in wohlgeordneten statistischen Jahresberichten über den Zustand des Genossenschaftswesens zu berichten. Er blieb bis zu seinem Lebensende der Mittelpunkt der

zahlreichen Verbände, die in den Ländern und Provinzen sich fanden, und was alltäglich in Angelegenheiten der Genossenschaften bei ihm an Anfragen, Anträgen, Mittheilungen einging, das reichte aus, um die rüstigste Kraft ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Es muß constatirt werden, daß er diese mit reichem Nutzen verbundene Thätigkeit um eine verhältnißmäßig bescheidene Vergütung, nämlich 2000 Thaler, später 2500 und 2800 Thaler jährlich besorgte.

Der Erfolg entsprach auch seinen Bemühungen; in dem letzten Jahresbericht vor seinem Tode (vom Jahre 1882), um die späteren zu übergehen, sind 905 Vereine aufgeführt, die der Anwaltschaft specialisirte Geschäftsberichte eingesandt hatten; vielleicht noch mal so viele waren vorhanden. Diese Genossenschaften mögen zusammen 6—700000 Mitglieder gezählt und jährlich ca. 2 Milliarden Mark Vorschüsse gewährt haben. Die oben erwähnte deutsche Genossenschaftsbank, die im J. 1865 mit einem Capital von 275000 Thalern gegründet worden war, mußte zu Anfang der 80er Jahre ihr Capital nahezu verzehnfachen. Freilich haben sich manche Vorschußvereine, was S. oft hat hören müssen, rasch zu gewöhnlichen Banken verbildet, manche haben sich in Actiengesellschaften verwandelt, wieder andere, in denen Kaufleute und Fabrikanten die erste Rolle spielen, sind ihren ursprünglichen Zwecken entfremdet worden; es ist auch richtig, daß von den oben angeführten Mitgliedern vielleicht nur der dritte Theil denjenigen Classen angehört, für welche die Organisation ursprünglich bestimmt war, den Handwerksmeistern, daß viele selbständige Landwirthe und viele Personen unter denselben sich finden, die nur wegen der Dividenden und der höheren Sparkassenzinsen Mitglieder geworden sind, daß die Zinsen oft für die Creditbedürftigen hoch bemessen sind; aber das alles vermag die Thatsache nicht aufzuheben, daß die Schulze'schen Genossenschaften den Credit demokratisirt, tausende von kleinen Meistern und Geschäftsleuten creditfähig gemacht und in der Hauptsache auch auf die Erhaltung und Hebung der in ihrem Bestande schwer bedrohten Mittelclassen auf das vortheilhafteste eingewirkt haben. Man wird dies Verdienst noch bereitwilliger anerkennen, wenn man berücksichtigt, daß zu der Zeit, als S. durch den Tod aus seiner Wirksamkeit genommen wurde, neben den oben erwähnten Creditgenossenschaften noch 954 Rohstoff-, Magazin-, Werk-, Productivgenossenschaften, 621 Consumvereine und 35 Baugenossenschaften vorhanden waren, die alle den Anregungen Schulze's ihre Entstehung verdankten. Er hat es verstanden, den des Aufrüttelns höchst bedürftigen kleineren Bürger- und Handwerkerstand zur Arbeit an seiner eigenen Verbesserung heranzuziehen, ihm den Muth des erneuten Vorwärtsstrebens, der unter den ungünstigen Verhältnissen jener Zeit schwer gelitten hatte, wieder zu geben, seine Gedanken von der unfruchtbaren Sehnsucht nach den längst überwundenen Einrichtungen vergangener Zeiten abzuwenden und auf zeitgemäße Ideen zu richten. Mögen seinen und seiner Anhänger Eifer auch, besonders in späteren Zeiten, politische Motive geschürt haben, das Bestreben nämlich, die Classen, denen er die Vortheile seiner Genossenschaften zuwendete, auch für diejenigen politischen Ziele zu erwärmen, die er während seines Lebens niemals außer Augen gelassen hat, so bleibt seine Leistung nichtsdestoweniger dauernder und überzeugter Anerkennung sicher.

Wenden wir uns zu seiner allgemeinen wirthschaftlichen und politischen Anschauung, so gebietet eine unbefangene Beurtheilung den Ausspruch, daß dieselbe nicht auf der Höhe seiner praktischen Thätigkeit stand. Zweifelsohne hat er auch auf politischem Gebiete seine bedeutenden Verdienste. Die übermäßige Ausbildung des Polizeistaates in Preußen, der sich umsonst bemühte, Zustände und Einrichtungen festzuhalten, die in das moderne Wirthschaftsleben nicht mehr

paßten, die theilweise völlig beseitigt werden mußten, ehe neue, den veränderten Verhältnissen angepaßte Organisationen entstehen konnten, forderte zur Bekämpfung heraus. Nicht nur die radicaleren Elemente, sondern besonnene regierungsfreundliche Kreise widmeten sich dieser Aufgabe. S. aber stand ganz besonders im Banne der Strömung, welche seit den 40er Jahren den deutschen Mittelstand beherrschte. Mit einem gewissen überschwänglichen Idealismus und Liberalismus erwartete er wie die Anderen von dem Erlaß einer constitutionellen Verfassung und von der Gewährung der verschiedenen durch die englische Nationalökonomie empfohlenen Freiheiten, als da sind: Gewerbefreiheit, Vereinsfreiheit, Freiheit der Presse, der Kirche, des Unterrichts, der Gemeinden u. s. w., die Befreiung von allen Klagen und Leiden jener Zeit. Aus allen seinen Reden und Schriften spricht die unbedingte Anerkennung der Volkssouveränität, wenn er auch freilich wieder zögerte, das allgemeine Wahlrecht in entschiedener Weise zu fordern, da das bestehende Dreiclassensystem sich der Entwicklung seiner Partei so günstig erwiesen hatte. Es war sein gutes Recht, für das Budgetrecht der Abgeordneten zu kämpfen, Uebergriffe der Behörden zurückzuweisen, er war ebenso im Recht, als er verschiedene Freiheitspostulate verfocht, allein es kann nicht übersehen werden, daß er in dieser wesentlich negativen Richtung auch noch stehen blieb, nachdem die Freiheit des Volkes garantirt war und ein positiver Aufbau an vielen Stellen zur Nothwendigkeit wurde, und ebenso wenig, daß er in seinem oppositionellen Verhalten gegenüber der Staatsgewalt oft weniger durch die Nothwendigkeit eines solchen als durch doctrinäre Principienfestigkeit bestimmt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß ähnlich wie in Fr. List nach dessen eigenem Geständniß die reichsstädtische Luft seiner Geburtsstadt zeit seines Lebens in der Lust zum Räsonniren nachwirkte, so auch bei S. der sächsische Particularismus eine unbefangene Betrachtung der preußischen Staatszustände trübte. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Mann des Fortschritts, ein Gegner des Feudalismus und der „Reaction“, ein Vertreter des Rechtsstaates, als der er sich rühmte, das moderne Richterwesen so verkennen und ihm gegenüber die — Patrimonialgerichtsbarkeit rühmen konnte, wie er dies in der Rede that, die er zum 50jährigen Amtsjubiläum seines Vaters am 2. November 1852 gehalten hat! Es läßt sich dieser Widerspruch nur aus seinen unangenehmen persönlichen Erfahrungen und aus seiner Abneigung gegen den preußischen Staat erklären. Nicht daß er den Liberalismus so schroff vertrat, kann ihm vorgeworfen werden, aber die Nachwelt wird es nicht begreiflich finden, wie er lediglich von Grundsätzen und Principien geleitet, über den vormärzlichen Liberalismus eigentlich nicht hinausgekommen ist. Es ist bekannt, daß er der Roon'schen Armeeorganisation, auf welcher neben der genialen Führung die Siege der preußischen Armee beruhten, eine auf Turnerei gestützte Landwehr entgegenstellte, daß er seine Opposition eben in den Tagen am intensivsten entwickelte, da Preußen zu dem entscheidenden Kampfe sich vorbereiten mußte und der geschlossenen Kraft mehr als je bedurfte, daß er im J. 1867 aus Gründen, die zur Wichtigkeit der Sache in keinem Verhältnisse standen, gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes stimmte. Was seine Stärke war, bildete auch seine Schwäche. Eingenommen von dem Erfolge seiner Genossenschaften, ganz erfüllt von dem Princip der Selbsthilfe und den Vortheilen des Vereinswesens, überschätzte er die Einsicht und Wirksamkeit der Individuen und der freien Gesellschaft ebenso sehr, als er die der öffentlichen Behörden unterschätzte.

Daraus ergibt sich dann auch seine Stellung zu den wirthschaftlichen Dingen, die S. theils in seinen zahlreichen öffentlichen Reden, theils in seinen Schriften, besonders in seinem Buch: „Die arbeitenden Klassen und das Assoziationswesen in Deutschland“ und in den „Capiteln zu einem deutschen Arbeiter-

katechismus" niedergelegt hat. In der erstgenannten Schrift entwickelt er ungefähr folgenden Gedankengang: Der Großbetrieb mit seiner unaufhaltsamen, siegreichen Entwicklung hat zur Folge, daß wenige große Unternehmer und Capitalisten einer großen Schaar von Arbeitern gegenüberstehen. Durch Zunftgesetze, Almosen, Hilfscassen, Arbeiterversicherungen sei hier nicht zu helfen. Nur Associationen und Productivgenossenschaften der Arbeiter könnten helfen. Durch sie sei es den Arbeitern möglich, das Monopol der Unternehmer zu durchbrechen, die ungünstigen Folgen der Arbeitstheilung aufzuheben, ihre Intelligenz zu erhöhen und einen nachhaltigen Einfluß auf die Lohnhöhe zu gewinnen. Ohne Zweifel übersah S., anfangs wenigstens, die mißliche Lage der eigentlichen Arbeiter nicht, und daß sie es waren, welche am meisten der Hülfe bedurften. Sicherlich sollten die Vorschuß-, Rohstoff- und Magazingenossenschaften nur eine Vorschule für das höhere Ziel der Productivgenossenschaft sein. „In der Productivassociation", sagt er selbst, „begrüßen wir den Gipfelpunkt des Systems und sie hatten wir hauptsächlich bei der schwierigen Frage, mit welcher wir uns beschäftigen, im Sinn". Aber er ließ sie doch bald fallen und wandte seine Aufmerksamkeit in dieser Beziehung fast ausschließlich dem kleinen Handwerkerstande zu.

Freilich ließ er die große Masse der Arbeiter, die der Fortschrittspartei den breiten Hintergrund geben sollte und die sich von derselben auch leiten ließ, solange sie der selbständigen Führung entbehrte, nicht aus den Augen. Die oben genannten „Capitel" waren aus sechs Vorträgen entstanden, die S. vor dem Berliner Arbeiterverein im J. 1863 gehalten hatte; er machte damit den Versuch, den Arbeitern die individualistische Nationalökonomie zu verdolmetschen und mundgerecht zu machen. Diese Vorträge behandeln der Reihe nach die Arbeit, das Capital und dessen Verhältniß zur Arbeit, die Lehre von Tausch, Werth und freier Concurrenz, endlich die praktischen Mittel und Wege zur Hebung der arbeitenden Classen. Diese Vorträge, die übrigens nach Form und Inhalt sehr geschickt auf die arbeitenden Classen berechnet waren, geben in populärer Weise, ungefähr in der Art von Bastiat's Harmonielehre, eine Quintessenz der englisch-deutschen individualistischen Nationalökonomie, nicht frei von bedenklichen Anklängen an die Einseitigkeit des Manchesterthums. Es ist dabei interessant zu bemerken, wie sein gesunder praktischer Sinn durch seine Thätigkeit für das Genossenschaftswesen so vielfach in thatsächlichen Widerspruch zu seiner volkswirthschaftlichen Dogmatik gerieth. Und auch das unterscheidet ihn immer vortheilhaft von den reinen Theoretikern des Manchesterthums, daß er anknüpfend an seine Organisationen, in dem Handwerkerstand immer wieder die Pflicht der Sparsamkeit und des Fleißes, das Gefühl des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens, den Trieb eines lebendigen Idealismus zu erzeugen verstand. Wie seine Gesinnungsgenossen hatte freilich auch S. von der Bedeutung des Staates keine Vorstellung. Er will vom Staate nur, wie er den Arbeitern auseinandersetzt: Rechtsschutz, Sicherheit, Frieden, etwa noch gleichheitliche Vertheilung der Staatslasten und Förderung der Volksschule; er will „keinen büreaukratischen Staat, der die Staatsmittel übermäßig in Anspruch nimmt für ein unnützes Beamtenheer, das in der Vielregiererei und Hemmung der freien Bewegung der Bürger Beruf und Geltung sucht". Ging doch seine Abneigung gegen jede Staatseinmischung in das wirthschaftliche Leben so weit, daß er in den Fabrikinspectoren nur eine Art verschlimmerter Landräthe erblicken konnte, daß er selbst jene Schranken nicht zu billigen vermochte, die im Rahmen des Gewerbegesetzes für Leben und Gesundheit der Arbeiter, für die nothwendige Ordnung und Sicherheit zu sorgen bestimmt waren. Hand in Hand mit dieser Unterschätzung der Culturaufgaben der Gesellschaft und der öffentlichen Körper-

schaften geht bei S. die Ueberschätzung des Genossenschaftswesens und der Selbsthülfe. Sie verführte ihn, dieselbe auch da zu empfehlen, wo sie ein leerer Schall blieben. Ohne Zweifel lagen ihm die Bedürfnisse des Fabrikarbeiters ferner als jene der politisch brauchbareren kleinen Meister und Geschäftsleute. So kam es, daß er keine Genossenschaftsform fand und zu empfehlen wußte, die diese Classen, da und solange an Productivgenossenschaften nicht zu denken war, befähigt hätte, im Kampfe um den Lohn und die Arbeitsbedingungen den Unternehmern als gleichwerthige Kräfte gegenüber zu treten. Ja noch mehr: in seiner Abneigung gegen alle Einrichtungen, deren Ursprung auf die Initiative des Staates zurückführte, ließ er sich verleiten eben von jenen Instituten, welche dem Arbeiterstande damals allein einige Erleichterung bringen konnten, nämlich von den Kranken-, Invaliden- und Altersversorgungscassen zu behaupten, daß sie in gewisser Hinsicht von der Lösung der Arbeiterfrage abhielten. „Indem die von Arbeitern einzuzahlenden Prämien jeden mühsam ersparten Groschen in Anspruch nehmen, rauben sie den Leuten die Aussicht, durch Ansammlung eines kleinen Capitals jemals zu geschäftlicher Selbständigkeit zu gelangen und wird die Garantie, in alten und schwachen Tagen nicht der öffentlichen Mildthätigkeit anheimzufallen, nur durch das Opfer jeder nachhaltigen Verbesserung der Lage, jedes Aufschwungs in der socialen Stellung erkauft". Das ist, wie Schmoller mit Recht hervorhebt, eine gründliche Verwechselung der Bedürfnisse des Fabrikarbeiters mit denen des Kleinmeisters. So kam es schließlich, daß er, der seinen Gegnern so gerne den Gebrauch der Phrase vorwarf, auch nichts anderes mehr vorbringen konnte zur Lösung der Arbeiterfrage als eine Phrase; so, wenn er unter dem Beifall seiner Partei in einer Rede im Abgeordnetenhause (1865) die Behauptung aufstellte: „Die Lösung der socialen, der Arbeiterfrage, die Hebung der arbeitenden Classen in ihrer individuellen Lebenshaltung und gesellschaftlichen Stellung liegt nur in der steigenden Civilisation". Man wird die Art und Weise nicht billigen, wie Ferd. Lassalle in seinem Buche: „Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian oder Kapital und Arbeit" (Berlin 1864), das sich hauptsächlich gegen die individualistischen Lehren des Arbeiterkatechismus wendet, mit S. umspringt; aber die Gerechtigkeit gebietet es zu sagen, daß Lassalle die Frage der Zeit in dieser Hinsicht richtiger erkannte als sein Gegner.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Person Schulze's. Er erklärt die Beliebtheit, deren S. sich in den Kreisen seiner Anhänger, die Achtung, die er weit darüber hinaus genoß. Sie beruhten zunächst auf der Thatsache, daß er Zeit seines Lebens die Lehren, die er seinen Anhängern gab, die Tugenden, die er von diesen forderte, selbst übte. Sein Leben ging dahin in angestrengter Arbeit für die Ziele, die er für die richtigen erkannt zu haben glaubte; er wies in stolzer Bescheidenheit die Gabe zurück, die die begeisterte Anerkennung der Freunde ihm geboten hatte; er wollte auch im Privatleben die Lehre von der Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit zur Wahrheit machen. Eine makellose Ehrlichkeit des Lebens macht auf die weitesten Kreise einen erhebenden Eindruck nicht minder wie die Unbestechlichkeit der Gesinnung, der Muth und die Unwandelbarkeit der Ueberzeugung. Mag die letztere politisch ein Fehler sein, rein menschlich betrachtet ist sie doch das Merkmal einer starken, in sich geschlossenen Natur. S. war ein beliebter Redner; seine breitschultrige, kräftige Erscheinung, seine sympathische Stimme unterstützte die Macht seiner Worte. Ueber seinen Reden wie Schriften liegt ein Hauch des Idealismus, der besonders die mittleren Schichten der Bevölkerung anheimelt und besticht; sie sind formgewandt und eindringlich. Deshalb lag wohl auch seine Hauptwirk-

samkeit als Redner nicht im Parlamente, sondern in den Volksversammlungen. Es war eine populäre Beredsamkeit, die sich geschickt der Stimmung, dem Ideenkreise der Zuhörer anzupassen wußte, die besonders auf die kleinen Leute um so tiefer wirken mußte, als er ihnen nicht nur Worte, sondern sein aufrichtig und ehrlich von dem Wunsche beseeltes Herz entgegenbrachte, ihnen ein Berather, Helfer, Führer zu sein. Wir dürfen endlich auch nicht vergessen, daß er ein Mann war, der sein Vaterland hoch hielt und liebte, ein deutscher Patriot, vielleicht in einem etwas einseitigen Sinne, aber stets bereit, die Ehre und Unverletztheit des Vaterlandes nach außen zu wahren. Als er im J. 1867 zu einem Friedenscongreß nach Genf, den einige französische Politiker veranstaltet hatten, eingeladen wurde, da bedauerte er, an demselben nicht Theil nehmen zu können, da die Mittheilungen zuverlässiger Freunde aus Frankreich in ihm die Ueberzeugung erweckt hätten, daß Deutschland dem Angriffe Frankreichs in nächster Zeit ausgesetzt sein werde. „Soweit ist“, schreibt er, „der nationale Geist bei uns erstarkt, daß wir die Einmischung des Auslandes in unsere inneren Angelegenheiten unter keinen Umständen dulden.“ Und weiter: „Vielleicht mag es gerade für die Friedensagitation in Frankreich mit in das Gewicht fallen, wenn man sich überzeugt, daß ein Angriff auf Deutschland und dessen führende Macht, Preußen, einen Volkskrieg bei uns entzündet, dessen Tragweite über den Gesichtskreis der Anstifter weit hinausreicht.“

Die Nachwelt wird die Schwächen der Politik und Nationalökonomie Schulze's übersehen über der Stärke solcher Gesinnung und wird ihn mit Recht anerkennen als den Wohlthäter der kleineren Geschäftsleute und der Handwerker, als den Schöpfer des deutschen Genossenschaftswesens.

A. Bernstein, Schulze-Delitzsch' Leben und Wirken. (4. Aufl.) Berlin, Druck und Verlag von M. Bading, o. J. — G. Schmoller, Hermann Schulze-Delitzsch und Eduard Lasker. Im Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft, 1884, S. 595. Siehe auch mehrere Artikel über Schulze-Delitzsch in „Blätter für Genossenschaftswesen“ Jahrgang 1883 und 1884.

Eheberg.

Schumacher: Andreas S., österreichischer Schriftsteller, geboren am 27. Januar 1803 in Wien, erhielt seine erste Ausbildung in Wien und beschäftigte sich frühzeitig schon mit Sprachstudien, deren Resultat ihm später oft das Leben fristen half. Er wurde bei einem Hofamte angestellt, das er jedoch bald verließ, da er, frühzeitig litterarisch thätig, von dem Ertrage seiner Feder zu leben beabsichtigte und viel mit hervorragenden Schriftstellern und Dichtern Wiens verkehrte, unter denen insbesondere Bauernfeld zu nennen ist. Zunächst waren es Uebersetzungen Shakespeare's, welche S. herausgab, später 1833 begründete er den „Wiener Gesellschafter“, eine Art belletristischer Zeitschrift, die aber nur noch im J. 1834 erschien. Eine Sammlung von Erzählungen: „Erinnerungsblätter“ edirte er 1839, 1840 einen „Oesterreichischen Musenalmanach“, in dem sich werthvolle Beiträge der zeitgenössischen österreichischen Poeten finden und 1842 begann er die Herausgabe eines „Novellen-Almanachs“. Kurze Zeit später, um 1846, finden wir ihn als Beamten der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, dann als Begründer der Zeitschrift „Gegenwart“. An der Bewegung des Jahres 1848 mitbetheiligt, wurde S. im J. 1849 zu langjähriger Haft auf der Festung Kufstein verurtheilt, jedoch 1851 aus derselben entlassen. Kümmerlich brachte er sich darauf durch Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen sowie durch kleine Arbeiten, wie z. B. „Der Führer über den Semmering“ (1852) u. dgl. durch, dabei auch als Mitarbeiter von Journalen thätig.

Eine Anstellung, welche er schließlich in der Bibliothek des Finanzministeriums in Wien um das Jahr 1865 erhielt, bekleidete er nicht lange, denn er starb bald darauf am 3. März 1868. — Schon 1834 hatte der Dichter durch die Novelle „Der ewige Dom“ einen Preis zugesprochen erhalten. Ein Roman Schumacher's: „Sympathie“ erschien 1850 in dem Wiener Novellenbuch und weist des Dichters schöne Sprache und ergreifende Situationen auf, allerdings entspricht er nicht allen Anforderungen, die man an ein derartiges Dichtwerk stellen muß. — Daß S. übrigens Geschick zur erzählenden Darstellung besaß, beweisen die zuerst in Journalen erschienenen Romane wie: „Der Prinz von Lothringen“ (1856), „Wolfgang Schmelzl“ (1867) u. A. Im J. 1843 gab S. ein Sammelwerk: „Lebensbilder aus Oesterreich . . ., unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler“, heraus, das werthvolle Beiträge enthält. Außer den gewandt und schön übersetzten Gedichten Shakespeare's übertrug S. auch mehrere Stücke Calderon's und Moratin's sowie Eugen Scribe's. An den „Sonntagsblättern“ und dem „Oesterreichischen Morgenblatte“ betheiligte sich S. längere Zeit als sehr beliebter Mitarbeiter.

Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. XXXII. — Brümmer, Lex. d. deutsch. Dichter, Bd. 2.

Schlossar.

Schumacher: Heinrich August Metard Theodor S. wurde als der Sohn eines 1838 zu Arolsen verstorbenen Geheimen Raths am 4. September 1790 zu Corbach in Waldeck geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung seit 1796 auf dem dortigen Gymnasium und studirte von 1809 bis 1812 in Gießen Theologie. Unmittelbar nach Beendigung seiner Studien wurde er als Rector der Bürgerschule in Arolsen und zugleich als Pfarrer des nahegelegenen Dorfes Wetterburg angestellt. Die kriegerischen Ereignisse der folgenden Jahre wurden die Veranlassung zur Abfassung und Herausgabe seiner „Kriegspredigten“ (1814) und eines Heftchens „Kriegslieder“ (1815). Im Herbst des Jahres 1815 wurde er vom Fürsten von Waldeck in die Stellung eines Führers und Reisebegleiters des Prinzen Karl von Waldeck berufen, und blieb er in derselben mit dem Titel eines Konsistorialassessors bis zum Jahre 1821. Während dieser Zeit studirte er von 1817 bis 1819 in Heidelberg die Rechte, machte dann mit dem Prinzen mehrere Reisen durch Nord- und Süddeutschland, Böhmen, Oesterreich, Steiermark und die Schweiz, verweilte ein Jahr in Wien und ebenso lange in Lausanne. Diese Reisen regten ihn zu mancherlei lyrischen Ergüssen und zu Studien über Land und Leute an, die er in folgenden Schriften niederlegte: „Der Luzerner Löwe. Dichtung“ (1820); „Herz, Schmerz und Scherz in Liedern“ (1821); „Bilder aus den Alpen der Steiermark“ (1822). Letztere wurden wegen des darin enthaltenen Gedichtes „Prinz Johann“ von der Wiener Polizei mit Beschlag belegt und erst freigegeben, als das genannte Lied daraus entfernt worden war; erst 1848 tauchte es wieder auf und erlangte weite Verbreitung. Dem Wiener litterarischen Leben scheint S. auch in späterer Zeit noch nahe getreten zu sein, da das Theater an der Wien folgende Bühnenstücke von ihm zur Aufführung brachte: „Sigune. Nordisches Märchen in 3 Acten“ (1823); „Die Unzertrennlichen. Drama nach dem Französischen“ (1824) und „Der Felsenthurm auf Rabenhorst. Melodrama“ (1826). Im J. 1821 wurde S. von der Herzogin Wilhelm von Württemberg nach Florenz berufen, um ihr Reisebegleiter zu werden; doch blieb der Ruf ohne Folgen, da die Herzogin plötzlich starb. Dagegen trat er noch in demselben Jahre als Assessor bei der Domänen- und Forstkammer zu Arolsen in den Staatsdienst und wurde später Kammerrath. Diesem wenig Muße gewährenden Amte stand er bis Ende 1853 vor, worauf er mit seiner Familie nach Pyrmont übersiedelte. Von hier aus

unternahm er größere Reisen nach Belgien, den Niederlanden, Frankreich und 1860 in das südliche Rußland zu seinem dort wohnenden ältesten Sohne. Auf einer zweiten Reise dorthin erkrankte er an einem Rückenmarksleiden, dem er am 18. Januar 1864 in Moskau erlag. Bereits im J. 1832 hatte S. eine Sammlung seiner „Gedichte“ herausgegeben, wovon eine neue, gesichtete und ergänzte Ausgabe erst nach des Dichters Tode erschien (1864). „In seinen ersten Versuchen erkennt man leicht den Einfluß Goethe's, dem er besonders in den Balladen in Stoffen, Form und Ausdruck nachzuahmen pflegte. Später bewegte er sich selbständiger; er hatte aus jenen Studien den Vortheil gezogen, daß er, wie sein großes Vorbild, nur „Gelebtes“ zum Stoffe seiner Poesien machte. Charakteristisch ist der liebenswürdige humoristische Zug, der seinen Liedern eine eigenthümliche Färbung gibt, selbst denen, die von der tiefsten Empfindung eingegeben sind. Die Elegien sind anmuthig und sinnreich und selbst dann noch reizend, wenn sie Nachbildungen Goethe'scher Poesien sind.“ Gleichfalls erst nach des Dichters Tode erschien sein Buch „Jagd und Pferd“ (1865), worin er uns eine Reihe von Bildern bietet, die von sicherer Naturbeobachtung zeugen.

Goedeke, Grundriß III, 1109. — H. Kurz, Litteraturgeschichte IV, 22. — Wurzbach, Lexikon XXXII, 212.

Franz Brümmer.

Schumacher: Christoph Siegmund S., Astronom, geboren im J. 1704 zu Rothenburg a. T., † am 23. December 1768 zu Leipzig. Man weiß wenig von der Lebensgeschichte dieses Mannes, auf den, als auf einen gewandten astronomischen Rechner, Johann Bernoulli (III) in seinem „Recueil pour les astronomes“ aufmerksam gemacht hat. Er soll, in großer Dürftigkeit, im Spital, gestorben sein. Veröffentlicht wurden von ihm ein „Verbessertes astronomisches Jahr- und Tagebuch auf das Jahr 1763“ (Jena 1763) und eine graphische Darstellung des für 1774 erwarteten Venusdurchganges (Leipzig 1768).

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, II, Sp. 866.

Günther.

Schumacher: Christ. Friedrich S. wurde am 15. November 1757 zu Glückstadt geboren. Sein Vater war Unterofficier und lebte in beschränkten Verhältnissen. Da er jedoch erkannte, daß sein Sohn hervorragende geistige Fähigkeiten besaß, scheute er keine Kosten zu seiner Ausbildung und ließ ihn auch in der lateinischen Sprache unterrichten. Der Regimentschirurg, ein sehr unterrichteter Mann, fand Wohlgefallen an dem aufgeweckten Knaben und unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der medicinischen Wissenschaft, namentlich der Chirurgie und in der Botanik. Letztere Wissenschaft zog S. besonders an und erlangte er durch eifriges Studium darin bald recht gute Kenntnisse. So kam es, daß er schon in seinem sechzehnten Jahre Chirurg in demselben Regimente wurde, in dem sein Vater diente. Allein diese Stellung genügte ihm nicht; er sehnte sich darnach, tiefer in die Wissenschaften einzudringen und seine Kenntnisse zu bereichern. Als es ihm daher gelang, 1777 einen sechsmonatlichen Urlaub zu erhalten, wandte er sich nach Kopenhagen und besuchte dort die medicinischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen. Dies war entscheidend für sein späteres Leben. Sein unermüdlicher Fleiß und seine für seine Verhältnisse ungewöhnlichen Kenntnisse zogen die Aufmerksamkeit der Professoren auf ihn. Kaum hatte er nach Beendigung seines Urlaubs sein Amt wieder übernommen, als ihm die Stellung eines Prosectors an der Universität angeboten wurde. Im J. 1784 unternahm er eine längere wissenschaftliche Reise nach dem Mittelmeere. Bei der Bildung der königlichen Akademie für Chirurgie

(1785) erhielt er an derselben die Stellung eines Adjuncten und wurde darauf Chirurg am Friedrichs-Hospital. Im J. 1786 begab er sich auf Kosten der Regierung zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris und widmete sich dort vorzugsweise dem Studium der Chemie und Botanik. Nach zweijährigem Aufenthalte wandte er sich nach London, wo er namentlich die Hospitäler besuchte. Als er 1789 nach Kopenhagen zurückkehrte, wurde ihm der Lehrstuhl für Chemie übertragen, welcher gerade frei war. 1795 wurde er Professor an der Akademie und erster Chirurg am Friedrichs-Hospital. Bei der Beschießung Kopenhagens im August 1807 verlor er Alles, was er besaß, während er die Verwundeten verband. Eine reiche Heirath setzte ihn jedoch in den Stand, 1813 seine Stellung aufzugeben und sich auf ein Landgut in der nächsten Nähe von Kopenhagen zurückzuziehen, um sich völlig seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Als ihm jedoch 1819 die Stellung eines Professors der Anatomie und Directors des anthropologischen Museums an der Universität zu Kopenhagen angeboten wurde, nahm er dieselbe an und siedelte wieder nach Kopenhagen über. S. starb am 29. December 1830. Die Botanik verdankt ihm mehrere schätzenswerthe Arbeiten: „Enumeratio plantarum in partibus Saelandiae septentrionalis et orientalis.“ Havniae 1801—1803, 2 Bde. „Den Kjobenhavnske Flora, Planterne med tydelige Befrugtningsdele, overs. og forøget med danske Trivielnavne.“ Kjobenhavn 1804; mit Herholdt zusammen: „De officinelle Laegemidlar af Planteriget, som voxe vildt oller kunne dyrkes i de danske Stater.“ Kjobenhavn 1808. Schießlich bearbeitete er die von dem dänischen Etatsrath Thonning in Guinea gesammelten Pflanzen: „Beskrivelse af Guieniske Planter somere fundne af danske botanikere, isaer af Etatsraad Thonning“. Kjobenhavn 1827. Sein größeres zoologisches Werk: „Essai d'un nouveau système des habitations des vers Testacès.“ Copenhague 1817, hat jedoch wenig Werth, weil die Eintheilung nur auf die Merkmale der Schale ohne Berücksichtigung der Thiere selbst begründet ist. Von seinen zahlreichen medicinischen Werken ist namentlich seine Osteologie, Kjobenhavn 1807 zu erwähnen.

W. Heß.

Schumacher: Heinrich Christian S., Astronom, geboren am 3. September 1780 zu Bramstedt in Holstein, † am 28. December 1850 zu Altona. S. war der Sohn eines Justizamtmannes, der lange Jahre in dem holsteinischen Städtchen Segeberg lebte, und ward selbst zur juristischen Laufbahn bestimmt. Er studirte demzufolge in den Jahren 1799—1804 theils in Kiel, theils in Göttingen die Rechte, allein obwohl er 1806 an letztgenannter Universität sich die Doctorwürde erwarb und auch mehrere in sein Berufsfach einschlagende Schriften herausgab, so zogen ihn doch von Anfang an die mathematischen Studien bei weitem mehr an. Von seinen Publicationen ersterer Art seien hier genannt: „Disputationum juridicarum specimen“ (1806) und „De servis publicis populi Romani“ (im gleichen Jahre). Auch wollen wir gleich hier daran erinnern, daß S. 1821 „Lieder von Schmidt von Lübeck“ (zweite Auflage 1826) erscheinen ließ. Von 1807—1810 lebte S. in Altona, um sodann als außerordentlicher Professor der Astronomie nach Kopenhagen überzusiedeln. Schon 1813 aber wurde er als Director der Sternwarte nach Mannheim berufen, wo er zwei Jahre weilte. Als jedoch 1815 der bekannte Bugge gestorben war, erhielt S. das nunmehr frei gewordene Ordinariat an der Kopenhagener Hochschule, und diesen Posten bekleidete er fünfunddreißig Jahre lang. Freilich hielt er sich in der dänischen Hauptstadt niemals dauernd auf, denn der Staat erlaubte ihm, für gewöhnlich in Altona zu wohnen und es wurde ihm da sogar ein eigenes Observatorium erbaut.

Seine litterarische Thätigkeit im Gebiete der exacten Wissenschaften begann S. mit der deutschen Bearbeitung von Carnot's „Géométrie de position" (zwei Bände, Altona 1807—10). Durch diese Arbeit kam er mit Gauß in persönliche Beziehungen, und diese festigten sich immer mehr, so daß der dreibändige Briefwechsel zwischen beiden Männern, in welchem S. seiner Bewunderung für den genialen Freund übrigens einen mitunter wol gar zu devoten Ausdruck verleiht, als ein überaus werthvolles Sammelwerk für die Gelehrtengeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhundert anerkannt werden muß. Von Gauß angeregt, betheiligte sich S. auch an geodätischen Arbeiten und führte 1817, nachdem er mit einem neuen Apparate eine sehr genaue Basismessung vorgenommen hatte, eine Triangulirung des gesammten damals zu Dänemark gehörigen Festlandes aus, welche sonach vom Herzogthum Lauenburg aus bis zum Vorgebirge Skagen sich erstreckte. Damit stand in engster Verbindung die Bestimmung der Länge des Secundenpendels auf Schloß Güldenstein, an welche sich eine neue Regulirung des dänischen Maßsystemes anknüpfte. Schumacher's zahlreiche Einzeluntersuchungen sind theilweise in Form selbständiger Monographien erschienen, so 1816 die Bestimmung der Polhöhe von Mannheim, 1827 jene der Polhöhe von Kopenhagen, 1828 der offene Brief an Bréguet hinsichtlich einer neuen Pendeluhr, 1845 die kritische Bearbeitung der von Tycho Brahe am Kometen von 1585 angestellten Beobachtungen; dem größeren Theile nach aber finden sie sich in Zeitschriften, so zumal in v. Zach's „Monatl. Correspondenz". Von ihnen möchte besonders zu nennen sein die Untersuchung über die größte einem gegebenen Viereck einzubeschreibende Ellipse, welche für Gauß den Anstoß zu einer höchst eleganten Auflösung des einschlägigen Problemes abgab. Sehr vieles hat S. durch seine mannigfaltigen Tafelwerke geleistet. Er publicirte verschiedene Sammlungen von astronomischen Hülfstafeln (Kopenhagen 1820—29; ebenda 1822—23), gab in englischer Sprache Ephemeriden der Planeten heraus (ebenda 1821—30; 1834—35; 1838) und besorgte längere Zeit die Leitung des dänischen Kalenderwesens. Entschieden das größte Verdienst um die Sternkunde erwarb sich aber S. nicht sowohl durch eigene Leistungen, als vielmehr dadurch, daß er für sie und zugleich für die ihr nahe stehenden Disciplinen ein Centralorgan ins Leben rief, welches auf deren ganze Entwicklung einen kaum hoch genug zu schätzenden Einfluß ausgeübt hat. Bereits die „Astronomischen Abhandlungen" (Altona 1823—25) können als Vorbereitung und Einleitung zu dem größeren Unternehmen gelten. Auch das „Astronomische Jahrbuch" (Stuttgart-Tübingen 1836—44) kam den Wünschen der Fachwelt in geschickter Weise entgegen, und es sind in demselben viele vortreffliche Abhandlungen, ganz besonders aus der Feder Bessel's, vereinigt. An erster Stelle aber stehen die in Form einer fortlaufenden Zeitschrift publicirten „Astronomischen Nachrichten", deren erstes Heft im J. 1823 ausgegeben worden ist. Ihre Redaction führte S. bis zu seinem Tode; Petersen, Peters und Krüger sind ihm als Herausgeber dieses Journales gefolgt, von dem man ungescheut behaupten darf, daß darin das vornehmste Fachorgan, nicht allein Deutschlands, sondern der ganzen gebildeten Welt zu erblicken ist. Man kann sich leicht denken, daß unserem S. durch dieses Unternehmen eine führende Stellung in seiner Wissenschaft geschaffen ward, die sich auch in zahlreichen äußeren Ehrenbezeigungen kennzeichnete. Die Anzahl der gelehrten Gesellschaften, welche ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatten, war eine überaus große.

Astronomische Nachrichten, XXXVI. Bd. — Lübker-Schröder, Lexikon der schleswig-holsteinischen, lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller von 1796 bis 1812, S. 559 ff., Altona 1829. — Gersdorf's Repertorium der deutschen und ausländischen Litteratur, IX, 175. Günther.

Schumacher: Hermann Albert S., geboren zu Bremen am 15. December 1839, † daselbst am 22. Juni 1890, gehörte einer Familie an, deren Mitglieder seit drei Jahrhunderten als Rathsherren, Elterleute des Kaufmanns, Prediger und Lehrer in der Stadt Bremen gewirkt haben. Er selbst wurde durch das Beispiel des Großvaters, den er als Bürgermeister, und des Vaters, den er als Richter und dann als Senator im öffentlichen Leben der Vaterstadt thätig sah, ebensosehr wie durch seinen lebhaften Thätigkeitstrieb frühzeitig auf die Bahn gewiesen, die am sichersten den Zutritt zu den öffentlichen Geschäften eröffnet, und ergriff demgemäß das Studium der Rechte. Doch lag er daneben in Jena wie in Göttingen, dort namentlich unter Droysen's Leitung, und noch nach dem glänzend bestandenen juristischen Staatsexamen eine Zeit lang in Berlin historischen Studien ob, denen früh seine Neigung gehört hatte und denen er immer treu geblieben ist. Im Herbste 1863 ließ er sich als Rechtsanwalt in der Vaterstadt nieder. Hier war soeben durch die Publication einer neuen Strafproceßordnung ein wichtiger Fortschritt auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtslebens vollzogen und durch die zwei Jahre früher begründete historische Gesellschaft den geschichtlichen Studien ein frischer Antrieb gegeben worden. Mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Geistes und Temperaments gab sich S. diesen neuen Bestrebungen hin. Aus der Beschäftigung mit der Strafproceßordnung gewann er die Anregung zu seiner historischen Erstlingsarbeit „Der erste Schwurgerichtshof in Bremen", Bremen 1863, worin die unterscheidenden Merkmale des Proceßverfahrens zur Zeit der kurzen französischen Herrschaft und des alten gemeinrechtlichen Verfahrens in geistvoller Weise charakterisirt und der Widerspruch, der zwischen Theorie und Praxis der französischen Gerichtshöfe obwaltete, aus den erhaltenen Proceßacten erläutert wird. Gleichzeitig bearbeitete er gemeinsam mit Ehmck im ersten Bande der von der historischen Gesellschaft herausgegebenen „Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen" die Geschichte des Rathhauses. Und noch ehe diese gemeinsame Arbeit im zweiten Bande des von derselben Gesellschaft herausgegebenen Jahrbuchs durch die Publication der Rechnungen über den Rathhausbau des fünfzehnten Jahrhunderts ihren historisch-kritischen Abschluß gefunden hatte, war durch die ersten Lieferungen des bremischen Urkundenbuchs seine Aufmerksamkeit auf ältere Perioden der vaterstädtischen Geschichte gelenkt worden. Zeugniß davon gaben die 1864 im ersten Bande des genannten Jahrbuchs erschienenen Aufsätze über die älteste Geschichte des bremischen Domcapitels und über die bremischen Immunitätsprivilegien. Im Herbste desselben Jahres unterzog er, durch ein Preisausschreiben der historischen Gesellschaft aufgefordert, die Geschichte der Stedinger, jenes Bremen benachbarten Bauernvolkes, das im dreizehnten Jahrhundert durch seine Verketzerung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, einer neuen Bearbeitung. Die preisgekrönte Arbeit erschien 1865 als selbständiges Werk, das zum ersten Male dem tapfern Volke volle historische Gerechtigkeit widerfahren ließ und sowohl durch die kritische Behandlung, wie durch die Darstellung sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte.

Die außerordentliche litterarische Fruchtbarkeit dieser Jahre, im Vorstehenden noch keineswegs erschöpfend gekennzeichnet, wurde in der Folgezeit durch Schumacher's vielfache Theilnahme an den praktischen Aufgaben des Gemeinwesens wohl vermindert, blieb aber immer noch eine sehr bedeutende. Schon 1865 wurde S. in die bremische „Bürgerschaft" gewählt, die neben der Mitwirkung an der Gesetzgebung auch zu umfangreicher Betheiligung an der Staatsverwaltung berufen ist. Ein Jahr später wurde ihm das Amt eines Syndikus der Handelskammer übertragen, das ihm eine umfassende Thätigkeit für die wichtigsten Interessen des bremischen Gemeinwesens, Schifffahrt und Handel, Ver-

kehrs- und Auswandererwesen, auferlegte. Bald darauf übernahm er auch das Amt des Generalsecretärs der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die 1865 begründet, soeben im Begriffe war, für ihre humanen Bestrebungen die Herzen zu gewinnen und ihre Organisation über Deutschland zu verbreiten.

Trotz der mannigfachen Aufgaben, die ihm aus diesen Aemtern erwuchsen und vielseitiger Anforderungen, welche sociale Veranstaltungen an seine stets bereite Arbeitskraft stellten, behielt S. auch in den folgenden Jahren noch Lust und Muße zur Theilnahme an historischen Arbeiten, von denen mehrere in den späteren Bänden des bremischen Jahrbuchs gedruckt, andere handschriftlich hinterlassen sind.

S. hatte als Syndikus der bremischen Handelskammer bedeutenden Antheil genommen an den Arbeiten, welche die Umwandlung der verschiedenen deutschen Handelsmarinen in eine einheitliche erforderten und an der Vorbereitung der Vertrags- und Gesetzentwürfe, mit denen der Norddeutsche Bund und demnächst das Deutsche Reich die Beziehungen unseres Handels und unserer Schifffahrt zum Auslande, unser Auswandererwesen und unser Consulatswesen auf neue Grundlagen stellte. So konnte es am Ende nicht überraschen, als zu Beginn des Jahres 1872 der Antrag an ihn herantrat, als Vertreter des Reichs über den Ocean zu gehen. Die auf Anregung einiger Bremischer Häuser neu creirte Stellung eines Ministerresidenten und Generalconsuls in Columbien wurde ihm angeboten. Es war für den zweiunddreißigjährigen Mann, der mit jugendlichem Enthusiasmus an der Aufrichtung des deutschen Reichs und ihrer Rückwirkung auf die Stellung der Deutschen im Auslande theilgenommen hatte, eine verlockende Aufgabe, nun von hervorragender amtlicher Stellung aus an den erhöhten Aufgaben mit zu arbeiten, welche dem Deutschen Reiche im internationalen Wettbewerb gestellt wurden. Dennoch regten sich ernste Bedenken, ob er dem Anerbieten folgen dürfe. Die ernsteste Frage freilich, ob er denn seiner ganzen Persönlichkeit nach für eine diplomatische Stellung geeignet sei — und um eine solche handelte es sich in erster Linie — wurde nur flüchtig gestreift. Das Vertrauen, welches seine Bremischen Gönner ihm schenkten und das Vertrauen in die eigenen jugendlichen, in mannigfachen Aufgaben wohl bewährten Kräfte drängte solche Zweifel rasch zurück. Aber mit Frau und Kindern, er hatte sehr früh die Ehe geschlossen, über den Ocean in eine wenig bekannte Hochgebirgswelt zu gehen, eine sichere Gegenwart mit einer unsichern Zukunft zu vertauschen, die keine Antwort auf die Frage gab, wann sie einmal in die Heimath zurückführen werde, das war es, was ihn mit Zweifeln bewegte. Indeß der Optimismus siegte. Zu Anfang März 1872 schiffte er sich nach Columbien ein. Die amtliche Thätigkeit, die er während reichlich dreier Jahre in dem weltentlegenen Bogotá, dann acht Jahre lang als Generalconsul in dem rastlosen und aufreibenden Getriebe von Newyork und abermals drei Jahre lang auf dem an physischen und politischen Revolutionen reichen Boden Perus als Ministerresident in Lima ausgeübt hat, entzieht sich zur Zeit noch der Beurtheilung. Aber S. war nicht der Mann, der allein in seinen amtlichen Pflichten Genüge gefunden hätte. Die neue Umgebung, in der er lebte, regte insbesondere sein historisches und sein geographisches Interesse mächtig an.

Die Geschichte der Entdeckung Amerikas, ein Gegenstand, dessen Betrachtung dem geborenen Bremer von frühe auf nahe gelegen hatte, gewann in der neuen Welt, zumal im Lande der Conquistadoren, gewaltig an Reiz. Man darf sagen, daß S. von dem Augenblicke an, da er den Fuß auf amerikanischen Boden setzte, die Entdeckungsgeschichte als ein hohes Ziel für seine wissenschaftliche Thatkraft ins Auge faßte. Unermüdlich ist er auf den Höhen der Anden, wie in den Thälern des Magdalenenstroms, in den Bibliotheken Newyorks und in den

Archiven Spaniens und Deutschlands, in der Natur und in der Litteratur den Spuren der kühnen Eroberer und der schätzesuchenden Kaufleute, die zuerst in die amerikanische Wildniß eindrangen, nachgegangen. Leider hat sein frühzeitiger Tod die Ausführung des großen Gedankens verhindert, zu welcher die reichen Kenntnisse, die er in anderthalb Jahrzehnten erworben hatte, und die außerordentliche Begabung, die er für die kritische und formale Bewältigung eines so gewaltigen Stoffes besaß, ihn wie wenig Andere befähigt haben würden. So ist außer einigen kleineren Untersuchungen nur eine größere Vorarbeit für die Entdeckungsgeschichte von S. vollendet worden: „Petrus Martyr, der Geschichtschreiber des Weltmeers", Newyork, Steiger 1879, eine Untersuchung, welche für das Verständniß einer der vornehmsten Quellen zur Geschichte der Entdeckungsfahrten zuerst die kritische Grundlage geschaffen hat.

Aber Schumacher's historisches Interesse für die amerikanischen Länder wurde auch durch die Kämpfe gefesselt, unter denen sie sich vom Mutterlande losrissen und als selbständige Staaten constituirten. Aus diesen Studien ist die umfang- und inhaltreichste seiner Publicationen hervorgegangen: „Südamerikanische Studien. Drei Lebens- und Culturbilder. Mútis, Cáldas, Codazzi. 1760 bis 1860", Berlin 1883. Die drei Männer haben in der politischen Geschichte Columbiens eine wenig bedeutende, eine große Rolle aber in der geistigen Cultur des Landes gespielt, alle drei mit Alexander v. Humboldt in persönlichem oder brieflichem Verkehre gestanden. Doch ist das Werk zugleich für die Geschichte des Unabhängigkeitskrieges und für die folgenden inneren Parteikämpfe von bedeutendem Werthe. Zu Anfang 1883 mußte S. nach kaum überstandener schwerer Krankheit von Newyork nach Lima übersiedeln. Der dreijährige Aufenthalt dort, der ihm neben manchen Aufregungen im amtlichen und persönlichen Leben schwere und oft gefahrvolle Dienstpflichten in dem von Krieg und Revolution heimgesuchten Lande auferlegte, war nicht dazu angethan, seine erschütterte Gesundheit zu kräftigen. So wurde er zu Anfang des Jahres 1886 zu Disposition gestellt und kehrte nach langer Fahrt um die Südspitze Amerikas, um die Mitte des Jahres in die Heimath zurück.

Es wurde ihm schwer, sich wieder zu dauerndem Aufenthalte in Bremen zu entschließen, wo dem halb gebrochenen Manne sich keine Aussicht bot, noch einmal, wie ehedem, an den praktischen Aufgaben des Gemeinwesens mitthätig sein zu können. Aber Familien- und Freundschaftsbeziehungen drängten doch den Gedanken eines Ortswechsels immer wieder zurück und bald fühlte er, wie die alten Wurzeln neue Kräfte aus dem heimischen Boden sogen und frische Triebe ansetzten. Die in Amerika empfangenen Anregungen und begonnenen Arbeiten wurden unablässig weiter verfolgt. Drei weitere Biographien südamerikanischer Gelehrten, von denen zwei nahezu vollendet sind, dazu Studien über die Welser, für die in Augsburg und München neues Material gesammelt wurde, Studien über Columbus und andere Gegenstände der amerikanischen Geschichte lenkten seine Blicke immer wieder über den Ocean zurück und zeigten, wie er die Darstellung der Entdeckungsgeschichte beständig im Auge behielt. Aber eben diese Studien wurden zugleich unvermerkt zu neuen Bindemitteln mit der Heimath. Die Brücke bildeten vor allem die Reisewerke und geographischen Arbeiten seines ehemaligen alten Freundes, des bremischen Stadtbibliothekars J. G. Kohl. Von ihm wurde seine Aufmerksamkeit auf Bessel hinübergelenkt, dessen Andenken eine seiner letzten Arbeiten galt: „Fr. W. Bessel als Handlungslehrling in Bremen", im Bremischen histor. Jahrbuche Bd. 15 und in etwas veränderter Gestalt separat gedruckt; dann auf den Amtmann und Astronomen Schröter in Lilienthal bei Bremen, dem er in den Abhandlungen des bremischen naturwissenschaftlichen Vereins eine eingehende Darstellung widmete. Auch Bessel's anderer

großer Lehrer, der Arzt und Astronom Wilhelm Olbers, fesselte sein Interesse. Die jetzt in der Vorbereitung begriffene Gesammtausgabe der Werke von Olbers ist Schumacher's Anregung zu danken. Aus solchen und anderen Studien entstand der Plan einer Sammlung bremischer Charakterköpfe des 18. u. 19. Jahrhunderts, von dem Einiges zur Ausführung gelangt ist und einer Veröffentlichung im erwähnten historischen Jahrbuche noch entgegen sieht.

Mitten aus diesen Arbeiten und Entwürfen wurde er kaum 50jährig durch eine tückische Krankheit abgerufen. Er hatte ohne Zweifel selbst auf eine ungleich längere Zukunft gerechnet und deshalb sorglos von den Anregungen, die der Augenblick gewährt, seine Arbeitskraft bald hierher, bald dorthin lenken lassen. Die glückliche Fähigkeit der Concentration der Kräfte auf eine Aufgabe war seinem allzu lebhaften Naturell versagt. Es war ein von seinen Freunden oft beklagter und doch zum Theil auch durch sie verschuldeter Fehler, daß er, anstatt die Kräfte seiner letzten Lebensjahre ganz seinen amerikanischen Arbeiten zu widmen, nur zu willig den aus heimischen Quellen entspringenden Aufgaben sich wieder hingab, denen er die ersten Erfolge auf wissenschaftlichem Gebiete zu verdanken gehabt hatte.

v. Bippen.

Schumacher: Johann Ludwig S., geboren am 11. Februar 1796 als Sohn des ersten Beamten in Doberan, stammte aus einer mecklenburgischen Beamtenfamilie, die sich vielfache Verdienste um die Verwaltung ihres Vaterlandes erworben hatte und namentlich an der Herstellung geordneter agrarischer Verhältnisse im Domanium thätig und mit Erfolg theilnahm. So schon der Großvater als erster Beamter (Kammerrath) in Stavenhagen, dann in Doberan, vor allem aber der Großoheim, Christian Wilhelm Christlieb S., geboren am 9. Februar 1736, † am 21. Juni 1806, früher Baumeister in Hannover, später Amtmann zu Schwerin. Unter Oberleitung des Kammerraths Wachenhusen begann die Domanialverwaltung nach den Zerrüttungen der Regierung Karl Leopold's, dann des siebenjährigen Krieges und trotz der wüthenden immer sich erneuernden Verheerungen der Rinderpest unter der Regierung Herzog Friedrich's auf eine gründliche Verbesserung der Landwirthschaft und auf Hebung des Bauerstandes hinzuwirken, ganz im Gegensatz gegen die Ritterschaft, von deren Gütern freilich ein Achtel im Concurse lag. S. war bei dieser Wiederbelebung hauptsächlich mit thätig, er trieb zur gründlichen Vermessung und „Regulirung" des Domaniums, die freilich eine halbe Tonne Goldes kostete, aber die großen Pachthöfe selbst in der Zeit des Viehsterbens in Aufnahme brachte. Die Domanialbauern wurden nach seinen Plänen statt der Dienste und Lieferungen auf Geldrente gesetzt. Seine landwirthschaftlichen Schriften waren zum Theil epochemachend, so „Das gerechte Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau" ꝛc. Frankfurt u. Leipzig 1763; ferner „Genaue Beschreibung der ꝛc. ꝛc. mit dem besten Erfolge angewandten Inoculation der Hornviehseuche". Bützow und Wismar 1779, eine Schrift, welche 1793 in Berlin unter dem Titel „Die gehobene Gefahr beim Eintritt der Rindviehseuche" eine neue Auflage erlebte. Seine „Prüfung der Urtheile über die Mecklenburgische Wirthschaftsverfassung, die Schlagordnung und Koppelwirthschaft und deren Anwendung auf andere Länder", Berlin 1804, ist dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewidmet. In solchen Kreisen erwachsen folgte auch Johann Ludwig den Traditionen seiner Familie und arbeitete sich eifrig in die Verwaltungssachen, die agrarischen und Finanzverhältnisse hinein. Nach gründlichem Studium der Geschichte der preußischen Oberrechnungskammer wurde er Chef des in Schwerin zum Theil nach seinen Vorschlägen neugegründeten Revisionsdepartements und Geheimer Kammerrath. In den vierziger Jahren galt er mit seinen

Freunden Johann Heinrich v. Thünen und Friedrich und Georg Pogge (s. A. D. B. XXVI, 356—359) als Führer liberaler und vorwärtsstrebender Richtung in Mecklenburg, mit ihnen kämpfte er gegen die zähe Ritterschaft für Steuerreform, für Beseitigung der veralteten, aber noch heute bestehenden Feudalverfassung, für Hebung des Bauernstandes. Mit Georg Pogge wirkte er namentlich in den „Bauernversammlungen", und dieses Streben fand die volle Anerkennung des jugendlichen Großherzogs Friedrich Franz II., die noch vermehrt wurde, als die Ritterschaft jegliche Steuerreform verwarf. Als dann die Verfassung von 1848 kam, wurde er bei solcher Stellung in die mecklenburgische Abgeordnetenkammer gewählt und wurde Mitglied des Finanzministeriums. Aber die überstürzende Linke in der Kammer drängte ihn mit seinen Freunden bald zur Seite. Der Sturz der Verfassung durch den Freienwalder Schiedsspruch beseitigte auch das Ministerium. Noch ist sein Bestreben zur Hebung der Statistik zu nennen, in dem er mit dem Freiherrn v. Reden (s. A. D. B. XXVII, 513 ff.) Hand in Hand ging und die Gründung eines statistischen Büreaus für Mecklenburg nach eifrigen Bemühungen erreichte. Im „Mecklenburgischen Patriotischen Verein", einer wesentlich für Hebung landwirthschaftlicher Interessen wirkenden Vereinigung, war er ein sehr thätiges Mitglied. Eine Reihe gediegener cameralistischer und steuerpolitischer Aufsätze von ihm stehen namentlich im „Archiv der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft" von Rau und Hanssen: „Ueber Zeitpacht, Steuerverfassung, Zurundung der Landgüter in Mecklenburg", „Der preußische Zollverein und Mecklenburg" ꝛc. Er starb am 5. November 1855.

Wesentlich nach Familiennachrichten von dem Sohne, Oekonomierath Herm. Schumacher zu Zarchlin. Dessen: Johann Heinr. von Thünen. Ein Forscherleben. — Die Schriften Christ. W. Christlieb's sind vielfach benutzt von Ernst Boll, Gesch. Mecklenburgs II, Cap. 62 (S. 463—563). Ein Bild von ihm hat Krünitz, Allg. Encyklopädie.

Krause.

Schumacher: Wilhelm S., seiner Zeit als Redacteur des „Danziger Dampfboots" eine bekannte Persönlichkeit, gehört zu denjenigen Menschen, die sich unter den widrigsten Lebensverhältnissen ohne Beihülfe anderer, nur aus sich selbst und durch sich selbst eine geachtete Stellung unter den Schriftstellern erworben haben. Geboren am 3. Januar 1800 zu Danzig als der Sohn eines Fuhrmanns, späteren Regierungsboten, erhielt er in den Kriegsjahren zu Anfang unsers Jahrhunderts fast gar keinen öffentlichen Unterricht, da er überhaupt nur ein halbes Jahr lang eine Freischule besuchte. Sein Vater lehrte ihn lesen, und etwas Französisch, Polnisch und Erdkunde wurde ihm durch Privatunterricht vermittelt; als 13jähriger Knabe zwang ihn die Noth der Belagerung, die Stadt zu verlassen, und so trieb er sich bis zu deren Einnahme unter Bauern und Kosacken umher. Sein Wunsch, nunmehr das im Unterricht Versäumte nachholen und dann Theologie studiren zu dürfen, scheiterte an den Vermögensverhältnissen des Vaters, und so kam er zu einem Sattler in die Lehre. Während seiner Lehr- und Soldatenzeit widmete er indessen jede freie Minute dem ernstesten Selbststudium. Mit 21 Jahren ging er auf die Wanderschaft. In Breslau erwarb er sich durch ein Gelegenheitsgedicht das Wohlwollen des Fürsten P., und er durfte nun in dessen Gefolge die österreichischen Staaten durchreisen und dabei den Unterricht und die Belehrung seines Hofmeisters genießen. Nach zwei Jahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück, gab aber sein Handwerk auf und wurde Gelegenheitsdichter, später auch Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und trat seit 1826 als selbständiger Schriftsteller auf. Seine Schriften sind „Erstlinge" (1826), eine Sammlung von Erzählungen, Gedichten und Charaden; „Der große Eremit, oder Liebesabenteuer des Frhrn. Leopold von

Lilienfeld" (1826), ein satirisch=launiger Roman; „Luftgedränge und Harfenklänge" (1828), eine Sammlung Balladen, Erzählungen und Gedichte; „Momus" (1828), ein Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire; „Schellenklänge" (1828), Scherze, Schwänke, Glossen und Satiren; „Die Eroberung von Varna durch die Russen im J. 1828" (1829), ein Gelegenheitsschauspiel; „Zacharias Zappio oder Liebe und Leben eines Danziger Bürgers", eine historisch=romantische Erzählung (1831); „Maiblumen und Bergfrüchte" (1836), eine Sammlung vermischter Schriften in Poesie und Prosa. Wie schon aus diesen Titeln hervorgeht, war die Satire das eigentliche Element des Dichters; er räumte derselben auch ein weites Feld ein in dem von ihm 1831 gegründeten „Danziger Dampfboot", das eine „Zeitschrift für Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt= und Volksleben, Kunst, Litteratur und Theater" sein sollte. Daß der Gründer auch wirklich das bot, was er versprochen, bewies der unerwartet schnelle Aufschwung der Zeitschrift. S. leitete sie sechs Jahre und versorgte sie fast nur mit eigenen Aufsätzen: sein Geist und Humor waren eben unerschöpflich. Ein Verfechter alles Edlen, Nützlichen, Patriotischen, ein geheimer Richterstuhl im Dienste des Lichts, der Redlichkeit und Sitte, hat diese Zeitschrift einen heilsamen Einfluß auf das Lesepublicum geübt. Der Erfolg derselben versetzte S. auch in eine erfreuliche materielle Lage und enthob ihn den Sorgen, die ihn bis dahin oft niedergebeugt hatten. Leider sollte er die Früchte seines Wirkens nicht lange genießen: er starb bereits am 28. April 1837. Sein „Danziger Dampfboot" bestand bis zum Jahre 1879.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 15. Jahrg. S. 503.

Franz Brümmer.

Schumann: Christian S., ein Dichter zahlreicher geistlicher Lieder, wurde am 15. Februar 1681 als Sohn eines Krämers zu Osterfeld bei Weißenfels geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters wußte er trotz großer Armuth es doch zu erreichen, daß er studiren konnte. Er besuchte die Thomasschule in Leipzig und vom J. 1701 an ebenda die Universität, indem er theils von Unterricht, den er ertheilte, theils von Stipendien lebte. So studirte er, wohl mit Unterbrechungen, 12 Jahre; im J. 1708 ward er Magister. Vom Jahre 1712 an war er Hauslehrer in verschiedenen adeligen Familien. Im J. 1721 erhielt er, schon 40 Jahre alt, seine erste Anstellung als Pfarrer in Deschwitz und Kirchsteitz; von hier wurde er im J. 1736 nach Pötewitz bei Zeitz versetzt, wo er 1744 starb. Seine Lieder gab er in verschiedenen Sammlungen heraus, theilweise unter dem Pseudonym „Rischitani Munschani"; einige dieser Sammlungen scheinen mehrfach wieder abgedruckt zu sein, so z. B. „Das in seinem Cabinet dem Herrn ein neues Lied singende Davidsherz oder gottgeheiligte neue Liederprobe", Naumburg 1721 und dann Eisenberg 1724 und 1726, falls sich diese Angaben nicht auf verschiedene Theile desselben Werkes beziehen. Rambach hat in seine Anthologie als eins seiner besten Lieder das Lied: „Dem Herrn, der mich regieret und wunderbarlich führet", aufgenommen; dieses wird zwar mitunter durch verkehrte Deutung der Anfangsbuchstaben des Namens des Dichters dem Cyriacus Schneegaß (s. A. D. B. XXXI, 92) zugeschrieben, ist aber sicher von S., in dessen Katechismusliedern vom J. 1728 es vorkommt. In eben dieser Sammlung befindet sich das Lied: „Kommt ihr Kinder dieser Erden, wollt ihr einst beglücket werden", dessen Fischer im Kirchenliederlexikon gedenkt. Eine größere Verbreitung scheint keins seiner Lieder gefunden zu haben.

Wetzel, Hymnopoeographia III, 130 f. — Rambach, Anthologie IV, 328 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V, 531 ff. — Goedeke, 2. Aufl., III, 312. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 14a.

l. u.

Schumann: Friedrich August Gottlob S., Schriftsteller und Buchhändler, geboren am 2. März 1773 zu Entschütz bei Gera, † am 10. August 1826 zu Zwickau. Zum Kaufmann bestimmt, beschäftigte sich S. frühe mit Schriftstellerei auf den verschiedensten Gebieten, versuchte 1792 sich den Universitätsstudien ganz zu widmen, ging aber wieder zur Kaufmannschaft und endlich zum Buchhandel über, in welchem er durch Herausgabe weitverbreiteter Werke Erfolg erzielte. Nachdem er Romane, geschichtliche Erzählungen u. a. m. geschrieben und herausgegeben, erschien er mit dem „Vollständigen Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen" (1813—25), welches eines der besten Werke seiner Art und neben einigen Werken über Handelswissenschaft das einzige seiner Feder war, welches nicht bald nach dem Erscheinen vergessen wurde.

N. Nekrolog der Deutschen IV.

F. Ratzel.

Schumann: Gottfried S., † 1732, kursächsischer Geistlicher. Zu Belgern im Meißenschen im damaligen Kurkreise Sachsen, am 7. September 1671 in bürgerlichen Verhältnissen geboren, erhielt S. seine Vorbildung seit 1686 auf der Fürstenschule zu Grimma und studirte seit 1691 in Wittenberg, darauf seit 1693 in Leipzig Theologie. 1699 erhielt er ein ländliches sächsisches Pfarramt, 1706 das Pastorat und die damit verbundene Superintendentur in Zahna. In dieser Stellung verblieb er bis an seinen Tod 1732 (am 24. Januar), nachdem er hier noch die beiden höheren theologischen Würden, die eines Licentiaten 1709 und die eines Doctors der Theologie 1727, von der württembergischen theologischen Facultät erhalten hatte. Seiner Zeit ward S. als ein erfahrener und einsichtiger Geistlicher der lutherischen Landeskirche Kursachsens gerühmt; doch hat er Schriftliches nicht hinterlassen.

Epitaphium und Lebensbeschreibung desselben s. in Michael Ranfft, Leben und Schriften derer chursächsischen Gottesgelehrten u. s. w. Leipzig 1742. Zweiter Theil. S. 1140 ff.

P. Tschackert.

Schumann: Johann Michael S. wurde am 20. December 1666 zu Weißenfels geboren; sein Vater, Michael S., war ein Handwerker. Als Christian Weise, der bekannte Pädagoge, im J. 1678 von Weißenfels als Director des Gymnasiums nach seiner Vaterstadt Zittau versetzt wurde, nahm er unsern S. mit sich, um ihn in seinem Unterrichte zu behalten. Von hier aus bezog S. im J. 1688 die Universität Halle, wo er unter Christoph Cellarius Magister ward. Nach vollendeten Studien ward er 1692 Diakonus in Mücheln; von 1694—1719 stand er in verschiedenen Aemtern (Hülfsprediger, Diakonus und seit 1709 Pastor) an der Moritzkirche in Halle, von 1719 an war er in Weißenfels erst Superintendent und Kirchenrath, sodann von 1737 an Oberkirchenrath und Generalsuperintendent des Fürstenthums Querfurt. Er starb zu Weißenfels im 75. Jahre am 21. Juni 1741. — S. war ein bedeutender und einflußreicher Prediger; aber auch als Dichter geistlicher Lieder hat er sich ausgezeichnet; Koch stellt ihn als Dichter Neumeister und Löscher an die Seite, wohl gerade diesen, weil er auch als Theologe ihnen nahe stand. Darauf wird auch der Umstand weisen, daß keines seiner Lieder ins Freylinghausen'sche Gesangbuch Aufnahme gefunden hat, obgleich sie gerade auch in Halle schon bekannt waren, bevor der zweite Theil desselben (1714) erschien. Schumann's geistliche Lieder erschienen großentheils zuerst in dem von ihm herausgegebenen Andachtsbuche, „Seelenlabende Sonntagsfreude", Halle 1710. Aus diesem Werke fand eine größere Anzahl Aufnahme in dem vom Ministerium der Stadt Halle 1711 herausgegebenen Gesangbuche, an dessen Redaction S. selbst betheiligt war. Hernach

hat er in Weißenfels noch zweimal ein Gesangbuch herausgegeben 1721 und 1723; das zweite erschien wiederholt in neuen Auflagen; in ihm befinden sich 23 (so Koch; nach Bode in der Auflage von 1743 sogar 28) seiner eigenen Lieder unter seinem vollen Namen oder unter der Abkürzung J. M. Sch. Manche seiner Lieder haben bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus in Gemeindegesangbüchern Aufnahme gefunden und finden sich wohl einzeln noch in solchen. Zu nennen sind etwa: „Mein treuer Gott, was soll ich sagen, daß du mir so viel Guts gethan" (Geburtstagslied, bei Rambach abgedruckt), „Herz sei getreu in deinem Glauben", „Ich frage nichts nach Gut und Geld" u. s. w.

Wetzel, Hymnopoeographia III, 132. — Jöcher IV, Sp. 182. — Rambach, Anthologie IV, 194. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl. V, 521 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 474b. — Bode, Quellennachweis S. 149. — Goedeke, 2. Aufl., III, 310. Worauf die abweichende Angabe der beiden letztgenannten, daß S. 1668 geboren sei, beruht, vermag Schreiber dieses nicht zu sagen.

l. u.

Schumann: Karl Franz Jakob Heinrich S., Historienmaler, geboren am 8. August 1763 zu Berlin, † daselbst am 27. September 1827. — Er war der Sohn eines Rechtsgelehrten, dessen Liebe zur Musik und Dichtkunst auf das Gemüth des Knaben nicht ohne Wirkung blieb. Der väterliche Freund stand ihm bis zu seinem zehnten Jahre als Erzieher zur Seite. S. beabsichtigte dann, durch Joh. Phil. Kirnberger's Clavierspiel angeregt, sich ganz der Musik zu widmen, nahm jedoch alsbald bei dem Bildhauer Selvino Zeichenunterricht und besuchte als Schüler des Hofmalers Frisch die Akademie der Künste seiner Vaterstadt. Durch sein noch daselbst befindliches Gemälde „Grablegung" erwarb sich S. im J. 1795 ein Reisestipendium nach Italien. Heimgekehrt wandte er sich mit Vorliebe historischen Compositionen zu und malte gelegentlich auch Darstellungen aus der biblischen Geschichte, Allegorien und Genrebilder. Im J. 1801 wurde er Mitglied des Senats der Akademie und Professor für das Fach der Anatomie, später leitete er die Malclasse. Nach Kräften förderte er jüngere Talente durch das Beispiel seines eigenen Schaffens, das sich mehr im Geiste der akademischen Richtung Lesueur's, als im Einklang mit den neueren Bestrebungen bewegte. Von seinen Hauptwerken, welchen zumeist Motive aus der römischen, vaterländischen und zeitgenössischen Geschichte zu Grunde liegen, seien u. a. erwähnt: „Gefangennahme des Julius Sabinus", „Friedrich von Zollern erkennt seine Gemahlin als Reiterführer", „Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon". Sein letztes Bild „Uebergang der preußischen Armee bei Caub über den Rhein" (im königl. Schlosse zu Berlin) gilt als seine beste Leistung. S. malte auch zu wiederholten Malen die Bildnisse seines Königs und dessen Gemahlin, sowie die mehrerer Mitglieder des königlichen Hauses. Einige Porträts der Art sind von D. Berger und J. Jügel gestochen.

Nagler's Künstler-Lexicon. 16. Bd. München 1846. S. 73.

v. Donop.

Schumann: Maximilian S., preußischer Ingenieuroberstlieutenant a. D., bekannt durch sein erfolgreiches Streben, Eisenpanzerungen im Dienste der Kriegskunst zu verwenden, ward am 26. Juni 1827 zu Magdeburg, wo sein Vater als Premierlieutenant im 26. Infanterieregiment in Garnison stand, geboren und besuchte zuerst hier, dann in Halle a. S., wohin seine Eltern nach des Vaters 1841 erfolgter Verabschiedung übergesiedelt waren, verschiedene Schulen, ohne durch seine Leistungen hervorzutreten. Am meisten Reiz unter den Lehrgegenständen hatten für ihn nach seiner eigenen Angabe Physik und

Chemie; der Werth, welchen die Kenntniß der Mathematik für das Studium jener Wissenschaften hat, regte sein Interesse auch für diese an. Nachdem er die Secunda der Realschule zu Halle besucht hatte, legte er die Prüfung für den Eintritt auf Beförderung zum Officier im Heeresdienste ab, das erste Mal ohne zu genügen; als er bestanden hatte, ward er am 11. April 1845 bei der 3. Pionierabtheilung zu Magdeburg eingestellt und am 16. September 1848 zum Secondlieutenant, am 29. März 1856 zum Premierlieutenant, am 2. April 1861 zum Hauptmann ernannt. Nachdem seine wechselnde Verwendung im Pionier- und im Fortificationsdienste ihn in verschiedene Garnisonen geführt hatte, war er zu letzterer Zeit zu Mainz in Garnison. Damals trat er zuerst mit den Gedanken hervor, deren Verfolg seinen Ruhm begründet hat. Es war die Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges, welcher die Panzerfrage auf die Tagesordnung gebracht hatte. Die zunehmende Wirkung der Geschütze machte das Verlangen nach neuen Deckungsmitteln rege. S. erlangte im Sommer 1863 einen durch eine staatliche Beihülfe an Geld begünstigten Urlaub nach England, „um daselbst die weitere Entwicklung der Frage über die Verwendung des Eisens zu fortificatorischen Zwecken zu verfolgen". Ende 1865 schloß sich an diesen eine zweite vierwöchentliche Reise ebendahin. Auf Grund seiner Erfahrungen durfte S. dann in Mainz einen gepanzerten Geschützstand errichten, gegen welchen im Mai 1866, als schon die Heere der deutschen Staaten kampfgerüstet einander gegenüber standen, unter Obhut des Bundes vor einem internationalen Zuschauerkreise Versuche angestellt wurden. Der Krieg unterbrach diese Thätigkeit, S. fand während desselben verschiedenartige Verwendung im Befestigungsdienste, gelangte aber nicht zu eigentlich kriegerischer Thätigkeit. Im März 1868 wurde er in das Ingenieurcomité versetzt. Damit kam er an die richtige Stelle, um seine Pläne verwirklichen zu können. Er durfte jetzt auf dem Tegeler Schießplatze einen Panzerdrehturm errichten. Wiederum war es ein Krieg, welcher die mit demselben angestellten Versuche unterbrach, der von 1870/71. S., am 25. Juli 1870 zum Major befördert, nahm daran als Ingenieur-Stabsofficier beim Obercommando der 3. Armee theil. Aus dem Felde brachte er neben anderen Auszeichnungen das Eiserne Kreuz I. Classe zurück. Dann begann seine Thätigkeit im Ingenieurcomité von neuem. Aber nicht für lange Zeit, denn am 17. September 1872 wurde ihm der erbetene Abschied mit der gesetzlichen Pension bewilligt. Die Ansicht, daß er seine Pläne außerhalb des Dienstes leichter als in amtlicher Stellung werde ausführen können, wird Veranlassung zu seinem frühen Ausscheiden aus dem Heere gewesen sein. Er zog sich auf eine von seiner Frau, mit welcher er sich 1858 verheirathet hatte, stammende Besitzung zu Mosbach bei Biebrich am Rhein zurück und lebte zunächst ganz der Verwirklichung seines Gedankens, „der Befestigungskunst durch Ausbildung des Grundsatzes der Panzerung neue Lebenskraft zu verleihen". Im Herbst 1878 legte er seine darauf hinzielenden Entwürfe der preußischen Kriegsverwaltung vor. Unter den Entwürfen war der Vorschlag zu seiner Panzerlafette. Versuche, welche die Regierung mit derselben auf dem Schießplatze bei Cummersdorf anstellen ließ, bewiesen den Werth von Schumann's Erfindung. Gleichwohl kam es zu einem Erwerbe seiner Vorlagen durch die Kriegsverwaltung nicht und S. trat nun mit dem Besitzer der Eisengießerei und Maschinenfabrik zu Buckau bei Magdeburg H. Gruson in Verbindung. Im März 1883 schloß er mit demselben einen Vertrag ab, welcher seine ganze Kraft den Zielen jener Anstalt widmete. Es war eine sehr glückliche Vereinigung, denn sie gewährte S., was ihm fehlte, ausreichende technische und materielle Kraft. Seine Thätigkeit in dem neuen Wirkungskreise richtete sich zunächst auf die Ausführung des Entwurfes für die Panzerlafette, deren Wesen er in einem Werke „Die Bedeu-

tung drehbarer Geschützpanzer (Panzerlafetten) für eine durchgreifende Reform der permanenten Befestigung" (2. Aufl. 1885) klar legte. An die Erfindung schlossen sich zwei andere: eine Mörser=Panzerlafette, in Wahrheit ein fester Panzerstand, an welchem nur der Mörser und seine Unterlage beweglich sind, und eine versenkbare Panzerlafette. Wie viel von dem Verdienste um die Ausgestaltung seiner Gedanken auf Schumann's eigene Rechnung entfällt, wie viel davon den übrigen Mitarbeitern des Grusonwerkes, vornehmlich dem Manne zukommt, nach welchem jenes seinen Namen führt, ist nicht festzustellen. Es war eben die Vereinigung sich ergänzender Kräfte, welcher der Erfolg zu danken ist. Schumann's Bestrebungen führten ihn auch nach Rumänien, wo denselben durch die geplante Befestigung der Hauptstadt Bukarest ein weites Feld eröffnet war. Hier traf ihn im Sommer 1889 ein Schlaganfall, welchem schon 1888 zu Schierke im Harz, wo er sich eine Villa baute, ein ähnlicher vorangegangen war. Einem neuen Anfalle erlag er urplötzlich zu Schierke am Abend des 5. September 1889. Ein Jahr zuvor war seinen Leistungen eine in dieser Weise seltene Anerkennung zu Theil geworden. Kaiser Wilhelm II., welchem er gelegentlich einer Audienz einen Vortrag hatte halten dürfen, hatte ihm am 4. August 1888 den Charakter als Oberstlieutenant mit der Erlaubniß zum Tragen der Uniform der 3. Ingenieurinspection verliehen. Eine weitere Anerkennung erfolgte bald nach Schumann's Tode, indem bei den Kaisermanövern des Jahres 1889 fahrbare Panzerlafetten zur Verwendung kamen. Schumann's Gattin und ein einziger Sohn waren ihm im Tode vorangegangen.

„Maximilian Schumann. Leben und Leistungen", sowie „Schumann und die Panzer=Fortification", beides Sonderabdrücke (Berlin 1890) aus dem „Archiv für die Artillerie= und Ingenieur=Officiere des deutschen Reichsheeres" (October bis November 1889, Januar bis April 1890), von Generalmajor a. D. Schröder. — Militär=Wochenblatt Nr. 78 vom 11. September 1889. — Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Octoberheft 1889 (vom General v. Sauer).

B. Poten.

Schumann: Petrus S. oder Schuhmann wurde im J. 1533 geboren. Er gräcisirte seinen Namen S. in Hypodemander und nannte sich als Schriftsteller Petrus Hypodemander Ferrimontanus, meistens gekürzt P. H. F. Der Zusatz Ferrimontanus kann wohl nur auf seinen Geburtsort gehen, der also eines der vielen Eisenberg gewesen sein wird; ob das heute zu Altenburg gehörige, in der Mitte zwischen Weimar und Altenburg gelegene oder das in der Pfalz oder eines der andern kleineren muß zunächst dahin gestellt bleiben; Veesenmeyer und Goedeke denken an „Eisenberg im Gothaischen", wie es scheint, ohne genügenden Grund. Wahrscheinlich ist unser S. der am 30. August 1555 in Wittenberg inscribirte Petrus S., dessen Herkunft nicht angegeben ist. Außerdem hat er in Straßburg studirt. Im Jahre 1562 wurde er Präceptor der 5. Classe der lateinischen Schule in Ulm, und zugleich Pfarrer in Jungingen bei Ulm. Er bekam sodann im Jahre 1565, als er schon der 4. Classe vorstand, Streitigkeiten über pädagogische Principien mit dem Rector der Schule Martinus Balticus (s. A. D. B. II, 32 f.), infolge welcher er mehr oder weniger freiwillig seine Stellung in Ulm aufgab und noch im J. 1565 Pfarrer zu Kuchen im Vilsthale wurde. Doch wurde er im J. 1576 als Hospitalpfarrer nach Ulm zurückberufen und starb hier am 2. August 1589. — S. hat eine größere Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, meistens Ueberarbeitungen von Psalmen, die er bei besonderen Gelegenheiten einzeln drucken ließ; sie sind fast alle bei Johann Anton Ulhard in Ulm gedruckt. Außerdem

dichtete er eine „Geschichte der Verklärung Christi“ und „Ein schön Kinderlied, darin kürzlich die sechs Hauptstücke christlicher Catechismi begriffen“.

Foerstemann, Album academiae Vitebergensis, pag. 310 b. — Veesenmeyer in: Neuer oder fortgesetzter allg. liter. Anzeiger (auch Litterarische Blätter genannt), 6. Bd., Nürnberg 1805, Sp. 174—184. — Weyermann, Neue ... Nachrichten von Gelehrten und Künstlern ... aus ... Ulm, Ulm 1829, S. 198 ff. — Goedeke, 2. Aufl., II, 196. — Ueber Schumann's Streit mit Balticus: Weyermann, Nachrichten von Gelehrten aus ... Ulm, Ulm 1798, S. 39.

Bertheau.

Schumann: Robert Alexander S., der durch seltene Originalität und Tiefe des Empfindens sich vor den anderen Componisten seiner Zeit auszeichnende Tonsetzer, wurde am 8. Juni 1810 zu Zwickau geboren, wo sein Vater mit günstigem Erfolge eine Verlagsbuchhandlung begründet hatte. Seine Mutter war eine geborene Johanna Schnabel aus Zeitz. Der mit ihr 1795 geschlossenen Ehe entsprossen fünf Kinder, von denen unser Tonmeister das jüngste war. Die Musik, für die S. später so große Bedeutung gewann, fand keine Pflege im elterlichen Hause. Lediglich bestanden die ersten musikalischen Eindrücke, welche er empfing, darin, daß die Mutter ihm allerhand Lieder nach dem Gehör (denn die Noten kannte sie nicht), vorsang, wie es bekanntlich im Familienleben so häufig geschieht. Da der mit einem feinen Gehör begabte Knabe diese Sangesweisen sich schnell aneignete, beschloß seine Mutter, ihm Clavierunterricht ertheilen zu lassen. Derselbe wurde zwischen dem sechsten und siebenten Lebensjahre bei einem Lehrer des Zwickauer Gymnasiums, dem Baccalaureus Kuntzsch begonnen, welcher außerdem das Organistenamt an der Marienkirche versah. Dieser Mann erkannte zwar die ungewöhnliche Begabung seines Schülers, war aber keineswegs die geeignete Persönlichkeit, um dessen Naturell im richtigen künstlerischen Sinne zu leiten. Die Beschäftigung ihres Sohnes mit der Musik betrachtete die Mutter übrigens nur als angenehmen Zeitvertreib. Vor allem wünschte sie, daß Robert sich dereinst einem wissenschaftlichen Berufe widmen sollte. Er wurde daher, als er die Privatelementarschule des Archidiakonus Döhner in Zwickau absolvirt hatte, zum Besuche des Gymnasiums seiner Vaterstadt angehalten, dessen Schüler er von 1820—1828 war. Je mehr sich aber seine Individualität entwickelte, desto mehr machte sich der künstlerische Trieb in ihm geltend, und zwar nicht nur in musikalischer, sondern auch in litterarischer Hinsicht. Wenn er sich einerseits in Gedichten, romanhaften Gebilden und Räuberkomödien versuchte, welch' letztere mit Beihülfe seines Vaters, sowie seines älteren Bruders Julius unter Mitwirkung von Schulkameraden zur Darstellung im elterlichen Hause gebracht wurden, so unternahm er andererseits bereits als sieben- oder achtjähriger Knabe ohne jede theoretische Vorbildung auf eigene Hand musikalische Compositionsversuche, bei denen es sich um Tänze und Variationen handelte. Einige Jahre später (1822 oder 1823) wagte er sich dann an die Composition des 150. Psalmes für Chor und Orchester. Mit dem Wesen des letzteren hatte er sich einigermaßen dadurch bekannt gemacht, daß er in Gemeinschaft mit seinen musikalischen Jugendgenossen leichtere Orchesterwerke aufführte, wie solche ihm gerade erreichbar waren. In der Regel leitete er dieselben gleichsam dirigirend am Clavier, indem er die fehlenden Instrumentalpartieen zu ergänzen suchte. Auch befaßte er sich, obwol nur oberflächlich, mit dem Flöten- und Violoncellspiel, um erforderlichen Falls mit dem einen oder dem anderen aushelfen zu können. Die solchergestalt bewerkstelligten Musikaufführungen beschloß S. meist mit einer freien Clavierphantasie. Gleichzeitig ließ er es auch an fortgesetzten poetischen Versuchen nicht fehlen, zu welchen er durch die Lectüre verschiedener Autoren,

von denen er damals Sonnenberg's und Schulze's Schriften bevorzugte, in besonderer Weise angeregt wurde. Ja, er begründete sogar mit gleichgesinnten Schulkameraden einen „litterarischen Verein", dessen Vorsitzender er war. Dieser Verein hatte nach Ausweis des von ihm dafür entworfenen Statutes den Zweck der „Einführung in die deutsche Litteratur".

Man sieht, Schumann's künstlerische Bestrebungen waren von Hause aus zwiefacher Art. Diese Doppelseitigkeit ist charakteristisch für sein eigenartiges Naturell. Sie zeigt, daß seine musikalische Ader im Jünglingsalter noch nicht so entschieden bei ihm hervortrat, um ihn unwiderstehlich zur ausschließlichen Hingabe an die Tonkunst anzutreiben. Sein Schulkamerad Ferd. Röller bemerkt darüber bezeichnend, Schumann's musikalisches Talent sei in ihm während jener Jahre keineswegs so vorherrschend ausgeprägt gewesen, daß man ihn ganz allein hätte dazu bestimmt glauben können, und fügt hinzu: „Die Ueberzeugung, einmal etwas Ausgezeichnetes zu leisten, gab sich deutlich zu erkennen, aber ganz rein bestimmt scheint mir das Fach von vornherein nicht gewesen zu sein". S. muß dies selbst später noch empfunden haben, denn in seinem 21. Jahre, nachdem er sich kurz vorher schon gänzlich für die Musik entschieden hatte, schrieb er an seine Mutter: „Wäre mein Talent zur Dichtkunst und Musik nur in einem Punkte concentrirt, so wäre das Licht nicht so gebrochen, und ich getraute mir viel". Geschah es doch auch, daß S. bis zum Eintritt in das reifere Mannesalter seine Kräfte zu gleichen Theilen der musikalisch schöpferischen und litterarischen Thätigkeit widmete, — nämlich als Herausgeber der „Neuen Zeitschrift für Musik". Nach dieser Zeit nahm ihn freilich die Kunst der Töne vollständig und ausschließlich in Anspruch. Höchst wahrscheinlich ist es, daß dies schon früher geschehen wäre, wenn S. in der Jugend eine schulgerecht normale künstlerische Ausbildung, namentlich in theoretischer Beziehung erhalten hätte, denn daß seine musikalische Begabung die bei weitem stärkere Potenz in ihm war, beweist sein späteres schöpferisches Wirken.

Der Clavierunterricht, welchen S. im zarten Alter von Kuntzsch erhielt, währte nur wenige Jahre. Nachdem der Knabe nämlich, der sich durch Talent und Privatfleiß eine nicht unbeträchtliche pianistische Fertigkeit erworben hatte, in gesellschaftlichen Zirkeln, sowie in den musikalischen Vortragsabenden des Gymnasiums mehrfach als Solospieler aufgetreten war, ohne seinen Clavierlehrer dabei zu Rathe gezogen zu haben, erklärte dieser, Robert bedürfe seiner Leitung nicht mehr und könne sich nunmehr allein weiter fortbilden.

Der Vater beobachtete mit erklärlichem Antheil den regen Trieb seines Sohnes zur künstlerischen Bethätigung. Anfangs hegte er die Hoffnung, Robert werde die litterarische Laufbahn verfolgen, welche er selbst in seinen jüngeren Jahren als Verfasser mehrerer fachwissenschaftlicher und geschäftlicher Schriften mit einigem Erfolg beschritten hatte. Als sich aber die Compositionsversuche seines Sohnes mehrten, zu denen bald auch Ouverturen- und sogar Opernentwürfe kamen, gewann er den Glauben, daß derselbe zum Musiker bestimmt sei. Gegen den Willen seiner Gattin, welche von der Kunst als Lebensberuf nichts wissen mochte, wandte er sich brieflich an den hochgefeierten Schöpfer des „Freischütz" und bat ihn, seinen Sohn als Schüler anzunehmen. Weber zeigte sich dazu geneigt; aus unbekannten Ursachen kam indessen der Plan nicht zur Ausführung. Robert verblieb in Zwickau, besuchte weiter das Gymnasium und beschäftigte sich neben seinen Schulpflichten auf eigene Hand fortgesetzt mit künstlerischen Dingen. Wenn dieses Dilettiren nun auch keineswegs ganz vergeblich war, so konnte es ihn doch nicht in sicherer Weise fördern, da er einer einsichtsvollen, zielbewußten Leitung entbehrte. Vielleicht hätte der Vater noch einen zweiten Schritt gethan, um seinen Sohn einem anerkannten Tonmeister zur Aus-

bildung zu übergeben, wäre er nicht nach längerem Siechthum am 10. August 1826 aus diesem Dasein abberufen worden.

Robert war damals soeben in das siebzehnte Lebensjahr eingetreten, also in jenes Alter, in welchem sich bei lebhaft empfindenden und zu Gefühlsschwärmereien hinneigenden Naturen die ersten Herzensregungen zu melden pflegen. S., der, wie man weiß, zu diesen Naturen gehörte, machte keine Ausnahme davon. Thatsächlich hatten es ihm fast gleichzeitig zwei Jungfrauen seiner Vaterstadt angethan, denen er wechselsweise feurige Huldigungen in platonisirender Weise und, so zu sagen, aus der Ferne darbrachte, indem er sie in Dichtungen und Gesängen feierte. Zu den um jene Zeit auf Byron'sche und Schulze'sche Texte componirten Liedern wurde er noch ganz besonders durch eine von ihm verehrte gesangskundige Dilettantin, Namens Agnes Carus, angeregt, welche sich während des Sommers 1827 besuchsweise in Zwickau bei Verwandten aufhielt. Es kam hinzu, daß S. damals Jean Paul's Werke kennen lernte, welche ihm sogleich die höchste Bewunderung einflößten. Dieser Autor entsprach seiner mystisch phantastischen Empfindungsweise mehr als alle anderen Dichter, zum Theil wol auch mit deshalb, weil Jean Paul in seinen Schriften der Musik eine so bevorzugte Stellung eingeräumt hat. In erster Linie war es aber doch jedenfalls die eigenthümliche Gefühls- und Ausdrucksweise Jean Paul's, zu der S. sich wahlverwandtschaftlich hingezogen fühlte, und zwar um so mehr, als dieselbe mit seinem romantisch gestimmten Seelenleben harmonirte, durch welches ja auch seine gesammte künstlerische Productivität gekennzeichnet ist. Im März des Jahres 1828 schrieb er an seinen Jugendfreund Flechsig: „Jean Paul nimmt noch den ersten Platz bei mir ein: und ich stelle ihn über Alle, selbst Schillern (Goethe versteh' ich noch nicht) nicht ausgenommen.“ Einen wie tiefen Eindruck der Jean Paulismus auf S. gemacht hatte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß derselbe sich für längere Zeit sehr stark in seinem Schriftthum, sowie in seiner Tonsprache reflectirte.

Die Osterzeit 1828 war herbeigekommen. S. hatte das Gymnasium unter Ablegung des Abiturientenexamens durchgemacht, und es sollte nun die Entscheidung für den Lebensberuf getroffen werden. Er fühlte sich zur Kunst hingezogen, seine Mutter aber bestand auf dem Studium der Rechtswissenschaft, und so fügte er sich fürs erste dem Wunsche derselben. Nachdem er in Gemeinschaft mit einem neuerworbenen Freunde, seinem späteren Heidelberger Studiengenossen Gisbert Rosen aus Detmold eine Erholungsreise über Baireuth nach Augsburg und München, wo er Heinrich Heine's persönliche Bekanntschaft machte, unternommen hatte, bezog er zunächst die Universität Leipzig. Wol belegte er die für das ihm aufgedrungene Fach erforderlichen Collegien, doch besuchte er sie mit ausgesprochener Abneigung und nur unregelmäßig, wogegen er den sogenannten Humanioribus zeitweilig ein reges Interesse widmete. Am meisten freilich zog es ihn zur Tonkunst hin. Dieser opferte er den größten Theil seiner Zeit. Mit Zustimmung seiner Mutter, welche gegen das Musiciren des Vergnügens und der Erholung halber nichts einzuwenden hatte, ersuchte er Friedrich Wieck, in dessen Hause er bald heimisch wurde, um Clavierunterricht, der ihm auch gewährt wurde. Seine Fingerfertigkeit war damals schon eine ansehnliche, entbehrte indessen noch sehr der gründlichen Durchbildung. Er spielte, so schrieb er zwei Jahre später an Hummel, „zwar alle Concerte vom Blatt“, mußte „im Grunde aber die C-dur-Scala erst anfangen“.

Unter seinen studentischen Bekannten fand S. einige, mit denen er sich aufs eifrigste den Freuden des Zusammenspieles hingab, wobei mancherlei Werke der Kammermusik geübt und gelegentlich vor einem kleinen Kreise von Zuhörern zum besten gegeben wurden. Als Hauptstück figurirte dabei Franz Schubert's Es-dur-

Trio, Op. 100. Mit den Claviercompositionen dieses genialen Tonsetzers beschäftigte sich S. überhaupt sehr viel: er war ihm der musikalische Jean Paul. Aber auch in die Kunst Beethoven's und Bach's vertiefte er sich. Das „wohltemperirte Clavier" des Letzteren beschäftigte ihn fast täglich, und zugleich ließ er es an erneuten Compositionsversuchen nicht fehlen.

Dieses Musiktreiben wurde unterbrochen, als S. nach Ablauf eines Jahres Leipzig mit Heidelberg vertauschte, angeblich um dort seine juristischen Studien fortzusetzen, in Wirklichkeit jedoch, um fleißig weiter zu musiciren. Die Rechtswissenschaft war ihm durchaus antipathisch, und selbst ein so geistreicher Lehrer derselben wie Thibaut, vermochte ihm kaum mehr als ein vorübergehendes Interesse dafür abzugewinnen. Alle guten Vorsätze und Anläufe, die auf die Jurisprudenz bezüglichen Vorlesungen seiner Mutter zu Liebe regelmäßig wahrzunehmen, fruchteten nichts. Desto mehr drängte es ihn zur Musik: er wollte sich der Virtuosenlaufbahn widmen, ein Wunsch, der sich noch wesentlich steigerte, als S. zu Ostern 1830 Paganini in Frankfurt hatte spielen hören.

Schon nach einem halbjährigen Aufenthalt in Heidelberg (November 1829) eröffnete S. seiner Mutter den inneren Conflict, welcher ihn bedrängte, indem er ihr schrieb: „Glaube mir, hätt' ich jemals Etwas auf der Welt geleistet, es wäre in der Musik geschehen; ich habe in mir von jeher einen mächtigen Trieb für die Musik gefühlt, auch wohl schaffenden Geist, ohne mich zu überschätzen. Aber — Brodstudium! — Die Jurisprudenz verknorpelt und vereist mich noch so, daß keine Blume der Phantasie sich mehr nach dem Frühling der Welt sehnen wird."

Die Mutter antwortete auf diese Kundgebung entweder ausweichend oder in liebevoll ermahnendem Tone, bei dem Rechtsstudium zu beharren, denn vor der Hand kam die Berufsfrage nicht weiter zur Erörterung. S. verblieb ruhig in Heidelberg und — musicirte in aller Stille für sich wie bisher. Inzwischen entstanden auch wieder verschiedene Compositionen, so namentlich 1829 einige der später in den „Papillons" (Opus 2) abgedruckten Tonsätze, ferner Clavieretüden zum eigenen Gebrauch, und in der ersten Hälfte des Jahres 1830 die Abegg-Variationen (Opus 1), sowie Anfänge zu einem Clavierconcert und zu Symphonieen. An Wieck berichtete er damals, er sei „manchmal so voll von lauter Musik und so recht überfüllt von nichts als Tönen", daß es ihm „eben nicht möglich" sei, „Etwas niederzuschreiben". Der Drang zur Production war mächtig in ihm, er gebot nur noch nicht über das Vermögen, seine Gedankenwelt in wohlgeordneter formeller Gestaltung zu Papier zu bringen, da es ihm an dem dazu Nothwendigen, nämlich an der Compositionstechnik fehlte.

Unterm 30. Juli 1830 richtete S. an seine Mutter einen Brief, in welchem er abermals die Berufsfrage zur Sprache brachte und zugleich den festen Entschluß kundgab, sich gänzlich der Musik widmen zu wollen. Diese Eröffnung versetzte seine Mutter in große Bestürzung. Rathlos wie sie war, wandte sie sich auf den Wunsch ihres Sohnes an Friedrich Wieck, um dessen Gutachten zu erbitten. Dasselbe fiel zu Gunsten Schumann's aus, und damit war die Angelegenheit endgültig entschieden. S. kehrte ein paar Monate später nach Leipzig zurück, um dort sein selbstgewähltes Lebensziel zu verfolgen. Er hätte keinen geeigneteren Ort dafür wählen können, denn Leipzig besaß ein altgegründetes, wohlorganisirtes Musikleben, durch welches die Stadt eine hervorragende, und damals bezüglich der Instrumentalmusik für Norddeutschland auch maßgebende Stellung einnahm.

Da S. noch an dem Gedanken festhielt, sich als Claviervirtuose auszubilden, so begann er von neuem den entsprechenden Unterricht bei Friedrich Wieck. Bald aber schien es ihm, als ob er in technischer Beziehung nicht schnell genug

fortschreite. Um nun rascher vorwärts zu kommen, unternahm er heimlich ein mechanisches Uebungsverfahren, durch welches er, ohne es zu ahnen, seine rechte Hand beschädigte. Zunächst versagte infolge unnatürlicher Ueberanstrengung nur erst der Zeigefinger den Dienst beim Clavierspiel, dann aber trat allmählich auch eine Erlahmung der ganzen Hand ein. Jahre lang that S. mit großer Beharrlichkeit alles Mögliche, um den erlittenen Schaden zu beseitigen, doch besserte sich das Uebel schließlich nur so weit, daß das krankende Organ nach und nach wieder für das private Musiciren einigermaßen brauchbar wurde. Angesichts des Mißgeschickes, welches S. sich infolge seiner gewaltsamen Fingerexercitien zugezogen hatte, blieb ihm nur noch die Möglichkeit bei der Kunst zu bleiben, wenn er sich ausschließlich dem Schaffen widmete. Er sah dies sehr wohl ein und entschloß sich auch, bei einem damals in Leipzig anwesenden Musikdirector, Namens Kupsch, theoretischen Unterricht zu nehmen, wozu er sich bis dahin nicht hatte entschließen können. „Sie wissen, ich mag die absolute Theorie wenig leiden", schrieb er aus Heidelberg an Friedrich Wieck. Nun war er sich aber doch darüber klar geworden, daß ohne sie im Compositionsfache nichts Rechtes anzufangen sei. Indessen dauerte der Unterricht bei Kupsch nur kurze Zeit, und S. componirte wieder für sich. So arbeitete er an der Fortsetzung des in Heidelberg begonnenen, wol aber niemals beendeten Clavierconcertes, fertigte seine durch Jean Paul's „Flegeljahre" veranlaßten „Papillons" (Opus 2) und schrieb unveröffentlicht gebliebene Variationen über ein Originalthema. Alle diese Erzeugnisse, soweit sie bekannt wurden, lassen das ungewöhnlich begabte, geistreiche Naturell Schumann's erkennen, vermögen jedoch höheren Ansprüchen nicht gerecht zu werden, da sie, auf einer unsicheren künstlerischen Basis ruhend, in compositorischer Hinsicht unzulänglich sind. Als gewandter Spieler hatte S. sich für den Claviersatz gewisse Vortheile anzueignen vermocht, und auch Manches aus Meisterwerken, sowie aus theoretischen Schriften auf autodidaktischem Wege gelernt. Doch diese Selbsthülfe konnte keineswegs eine regelmäßige, folgerichtige Ausbildung in der Compositionskunst ersetzen. Nachdem er nun, auf seine eigene Kraft vertrauend, Jahre lang allein für sich gearbeitet hatte und dann zu der Erkenntniß gelangt war, daß das ins Auge gefaßte Ziel ohne fachmännisch gründliche Anleitung nicht erreicht werden könne, ersuchte er Heinrich Dorn, der zu jener Zeit Capellmeister am Leipziger Theater war, um theoretischen Unterricht. Dorn erklärte sich dazu bereit. Da es sich zeigte, daß S. in den Elementen der Harmonielehre noch ganz unsicher war, mußte der Unterricht mit Uebungen begonnen werden, wie man sie Anfängern gibt. S. war aber sehr fleißig und machte daher schnelle Fortschritte. Weil er jedoch nicht mit ausdauernder Beharrlichkeit das Studium verfolgte, brach Dorn nach Verlauf von etwa einem halben Jahre den Unterricht ab. S. wünschte weiterhin nochmals die Lehre vom Kanon unter Leitung Dorn's durchzunehmen, wozu es jedoch nicht mehr kam. Im Juli 1832 berichtete er seinem alten Lehrer Kuntzsch, er habe vor etlichen Monaten den theoretischen Cursus bei Dorn bis zum Kanon vollendet, den er nach Marpurg für sich durchstudirt. Im J. 1836 schrieb S., seiner Lehrzeit bei Dorn eingedenk, an denselben: „Also denke ich fast täglich an Sie, oft traurig, weil ich doch gar zu unordentlich lernte, immer dankbar, weil ich trotzdem mehr gelernt habe, als Sie glauben."

In der That hatte S. unter Dorn's Führung Vieles gelernt, wie aus seinen demnächst unternommenen Compositionen zu ersehen ist. Dieselben bestanden in den „Intermezzi", Opus 4, in einigen kleineren Tonsätzen, welche im Opus 124 mit zum Abdruck gelangten, in den Bearbeitungen von zwölf Paganini'schen Violincapricen (als Op. 3 und 10 in zwei Heften erschienen), sowie in den „Impromptus" Opus 5. Dann auch wurde der erste Satz einer Sym=

phonie in G-moll gefertigt, zu der im folgenden Jahre zwei weitere Stücke kamen, und außerdem begann S. seine beiden Sonaten Op. 11 und 22. Der Fortschritt in diesen Werken, so weit sie veröffentlicht sind, gegen die vorhergehenden ist unverkennbar. Freilich konnte das soeben erst absolvirte Studium nicht sogleich runde, formell vollendete Schöpfungen erzeugen. S. mußte erst den in sich aufgenommenen spröden Lehrstoff innerlich verarbeiten, und dazu gehörte Zeit. Sehr natürlich ist es daher, daß seine damaligen Compositionen inbetreff der gesammten Gestaltung zu wünschen ließen, was S. später selbst ausdrücklich anerkannt hat. Wenn im Gegensatz dazu hier und da behauptet worden ist, in Schumann's Erstlingswerken spreche sich seine Individualität am bestimmtesten und reinsten aus, so ist dies nur in einem bedingten Sinn richtig. Allerdings sind diese aus „Sturm und Drang" hervorgegangenen Geisteserzeugnisse, zu denen auch die Fis-moll-Sonate (Opus 11) zu rechnen ist, in ihrer Besonderheit eigenartig und anziehend. Doch würden sie, ohne von ihrer Ursprünglichkeit zu verlieren, weit mehr höheren künstlerischen Anforderungen entsprochen haben, wenn S. sich bereits in jüngeren Jahren die Compositionstechnik angeeignet und dadurch frühzeitig die Fähigkeit erworben hätte, sich mit der im Gesetze wurzelnden Freiheit auszudrücken. Daß dem so ist, beweisen unumstößlich die von ihm während seiner mittleren schöpferischen Periode geschriebenen Werke, welche bei durchaus eigenthümlichem Gehalt auch meistentheils schön gestaltet sind und ihm die Krone der Meisterschaft eingetragen haben.

Im J. 1834 war S. als Tonsetzer quantitativ weniger productiv als unmittelbar vorher: er schrieb nur die geist- und charaktervollen symphonischen Etüden (Op. 13), sowie den „Carneval" (Op. 9). Die Ursache dieses eingeschränkteren musikalischen Schaffens hatte ihre besonderen Gründe. S. gehörte seit dem Ende des Jahres 1833 einem geselligen Kreise jüngerer Musiker an, welche in regelmäßigen abendlichen Zusammenkünften ihre Ideen über die Tonkunst austauschten. Es stand damals das fahrende Virtuosenthum und die mit demselben eng verbundene oberflächliche Salonmusik in höchster Blüthe. Ernstere Bestrebungen wurden dadurch in den Hintergrund gedrängt, zumal auch die Verleger, welche des flotten Geschäftes halber am liebsten gangbare Modeartikel auf den Markt warfen, schwer für höhere Bestrebungen zu gewinnen waren. Dazu kam, daß die Leipziger musikalische Kritik schlaff und schwächlich geworden war, mithin nicht auf der Höhe der Zeit stand. Gegen diese unerquicklichen Zustände beschloß S. mit Gleichgesinnten Front zu machen, in der Hoffnung, das öffentliche Kunstleben wieder mehr zu heben. Demgemäß beschloß man, ein eigenes litterarisches Organ zu gründen, nicht allein um dem bestehenden Schlendrian einen Damm entgegenzusetzen, sondern auch, um jungen Talenten die Wege zu ebnen. So entstand die „Neue Zeitschrift für Musik", welche vom April 1834 ab in regelmäßiger Wochenausgabe erschien. An der Begründung derselben waren außer S. betheiligt: der talentvolle, acht Monate später schon durch ein Brustleiden dahingeraffte Pianist Ludwig Schunke, Julius Knorr und Friedrich Wieck. Im Grunde war aber S. die treibende Kraft, wie er denn auch anfangs ganz allein die Redactionslasten trug und, abgesehen von den auswärtigen Correspondenzen, die hauptsächlichsten Beiträge für die Zeitung lieferte. Knorr und Wieck zogen sich ohnehin bald von dem Unternehmen zurück. Eine wirkliche Unterstützung erlangte S. erst, als Carl Banck im Sommer 1834 nach Leipzig kam, und für mehrere Jahre sein thätiger Mitarbeiter an dem neu geschaffenen Blatte wurde. Daß dasselbe im Laufe der nächsten Jahre vollkommen den rühmlichen Zweck erreichte, dem es gewidmet war, ist genugsam bekannt.

Durch sein musiklitterarisches Wirken hat S. sich ein bedeutsames Denkmal

von bleibendem Werth gesetzt. Es ist hier indessen nicht der Ort, um auf diesen Zweig seiner Thätigkeit näher einzugehen. Nur der originellen Einkleidung sei gedacht, deren er sich mehrentheils bei seinen Schriftstücken bediente, indem er durch fingirte Charaktere den gegensätzlichen Anschauungen seiner „Doppelnatur“ beredten Ausdruck gab. Die von ihm dafür erfundenen Hauptgestalten waren Florestan und Eusebius. Florestan sollte die stürmische, leidenschaftliche, und Eusebius die sanfte, schwärmerische Seite seines Wesens versinnlichen. Dazwischen stand vermittelnd Meister Raro. Mit diesen Scheinfiguren, denen noch andere, von S. für bestimmte Persönlichkeiten seiner Sphäre ersonnene Maskennamen hinzugesellt wurden, war die romanhafte Idee des sogenannten Davidsbündlerthums verbunden, jener imaginären geistigen Verbrüderung, durch welche das Kunstphilisterthum bekämpft werden sollte. Diese „nur im Kopfe“ Schumann's existirende „Davidsbündlerschaft“, welche in der „Neuen Zeitschrift für Musik“, Wahrheit und Dichtung auf humoristische Weise verbindend, sich zum öfteren vernehmen ließ, trieb auch bald bemerkenswerthe Blüthen in der compositorischen Thätigkeit ihres Urhebers, wie der „Carneval“, Op. 9, die Fis-moll-Sonate, Op. 11, und die „Davidsbündlertänze“, Op. 6, beweisen.

Die Entstehung des „Carnevals“ fällt in die Zeit eines Herzenserlebnisses Schumann's. Ja, man kann sagen, daß das letztere geradezu die Veranlassung zu diesem Werke wurde. S. lernte nämlich zu Beginn des Sommers 1834 im Wieck'schen Hause eine junge Dame, Namens Ernestine v. Fricken, kennen. Bald entspann sich eine zarte, vollkommen erwiderte Neigung zu ihr. Ernestinens Heimathsort war das böhmische Städtchen Asch. S. hatte herausgefunden, daß die Buchstaben dieses Ortsnamens durch die Töne a es c h zu versinnlichen seien und zugleich, daß dies die einzigen musikalischen Buchstaben seines eigenen Namens waren. Dieses „Zufallsspiel“ gab S., der sich im Liebesfeuer befand, den Antrieb zur Composition einer Reihe von Claviersätzen, denen fast durchgängig die obigen vier Töne zu Grunde liegen. Das Ganze wurde schließlich durch die den einzelnen charakteristischen Stücken gegebenen Ueberschriften zu einer Art Maskenspiel. S. verlobte sich mit Ernestine v. Fricken in der Absicht, sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Aber die intime Beziehung zu ihr erkaltete von Seiten Schumann's allmählich und wurde im Januar 1836 wieder definitiv gelöst, nachdem er sich vorher innerlich schon für Clara Wieck, seine nachmalige Gattin entschieden hatte, die damals im siebzehnten Lebensjahre stand. Clara's Vater wollte indessen von diesem Verhältnisse schlechterdings nichts wissen und legte demselben, anfangs mit Erfolg, mannichfache Hindernisse in den Weg, woraus sich für S. Conflicte ergaben, die aufs tiefste in sein Seelenleben eingriffen. Die nachhaltig schweren Gemüthsbewegungen, in welche er dadurch versetzt wurde, fanden ihren künstlerischen Ausdruck in einigen Compositionen, worüber S. gelegentlich an Heinr. Dorn schrieb: „Gewiß mag von den Kämpfen, die mir Clara gekostet, Manches in meiner Musik enthalten und gewiß auch von Ihnen verstanden worden sein. Das Concert (Opus 14), die Sonate (Opus 11), die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana und die Novelletten hat sie beinah allein veranlaßt.“

Von den Tonschöpfungen, welche S. noch außer den soeben genannten während seiner Herzensbedrängnisse schrieb, sind vor allem hervorzuheben: die „Phantasiestücke“ (Op. 12) und die „Kinderscenen“ (Op. 15). Diese Clavierwerke nebst den schon erwähnten „Kreisleriana“ (Op. 16) und den „Novelletten“ (Op. 21) bilden gleichsam den Höhepunkt dessen, was S. in seiner ersten schöpferischen Periode geleistet hat. Wie Geistreiches und in gewissem Sinne Bedeutendes auch seine vorher entstandenen Compositionen, zu denen noch die anfangs 1836 geschriebene „Phantasie“ (Op. 17) gehört, immer enthalten — sie können

sich inbetreff der Gesammtgestaltung mit den vorstehend ausgezeichneten nicht messen. Dies erklärt auch, warum Werke, wie namentlich die Phantasiestücke Op. 12 und die Kinderscenen Op. 15, mit infolge ihrer leichteren Verständlichkeit, bald große Verbreitung fanden und Schumann's Namen in der musikalischen Welt erst recht eigentlich bekannt machten.

Die unverkennbare Wandelung, welche sich in S. während der Jahre 1837 und 1838 bezüglich der bei weitem bestimmter, klarer und abgerundeter gewordenen Darstellungsweise vollzog, beruhte nicht allein darin, daß er fortgesetzt an seiner Vervollkommnung arbeitete. Er wurde gleichzeitig auch wesentlich durch eine Persönlichkeit beeinflußt, deren künstlerische Ueberlegenheit er ebenso rückhaltlos als freudig anerkannte. Diese Persönlichkeit war Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mendelssohn kam zu Ende des Sommers 1835 nach Leipzig, um die Leitung der Gewandhausconcerte zu übernehmen, denen er bekanntlich einen bedeutenden Aufschwung gab. Bereits in jungen Jahren gebot er über eine seltene Meisterschaft im Tonsatz, was Schumann's aufmerksamen Blicken nicht entgangen war: schon in der Vorrede zum ersten Heft seiner Bearbeitungen der Paganini-schen Etüden (Op. 3), welche 1832 erschienen, machte er eine Hindeutung auf Mendelssohn's emporsteigenden Stern. Sehr bald nach Mendelssohn's Ankunft in Leipzig lernte S. denselben kennen. Bald auch traten beide Männer einander näher, und im häufigen Beisammensein tauschten sie ihre Ansichten über die Kunst aus. Für S. nun war dieser Verkehr ungemein fördernd, da Mendelssohn der bei weitem geschultere, erfahrenere und einsichtsvollere Musiker war. S. erkannte dies in einer, seine noble Gesinnung kennzeichnenden Weise an, indem er unterm 13. April 1838 an Clara Wieck schrieb: „Wie ich mich als Musiker zu ihm (zu Mendelssohn) verhalte, weiß ich auf's Haar und könnte noch Jahre bei ihm lernen."

Der vorstehend angedeutete Einfluß Mendelssohn's auf S. konnte begreiflicher Weise nicht urplötzlich, sondern nur allmählich seine Wirkung ausüben. Ganz entschieden trat sie erst hervor, als S. anfing, sich den großen Instrumentalformen zuzuwenden. Doch auch vor dem Jahre 1840 machen sich schon die Spuren der erwähnten Einwirkung insofern bemerklich, als S. mehr und mehr eine durchsichtigere, melodisch reichere und formvollendetere Schreibweise annahm. Während der letzten Monate des Jahres 1838, sowie des ganzen folgenden Jahres war seine Productivität jedoch keine umfänglichere. Es entstanden während dieser Zeit, abgesehen von dem mehrsätzigen „Faschingsschwank" (Opus 26) nur kleinere Claviercompositionen, nämlich: „Arabeske" (Opus 18), „Blumenstücke" (Opus 19), „Humoreske" (Opus 20), „Nachtstücke" (Opus 23), drei „Romanzen" (Opus 28), sowie einige in Op. 99 und 124 mitabgedruckte Tonsätzchen. Manches Andere wurde begonnen, aber nicht vollendet. Besondere Umstände waren eingetreten, welche Schumann's Arbeitskraft wesentlich beeinträchtigten. Es wurde bereits erwähnt, daß S. ein Seelenbündniß mit Clara Wieck geschlossen hatte, welchem deren Vater die Anerkennung versagte. Dies geschah in einer so beharrlichen und rücksichtslosen Weise, daß S. dadurch für längere Zeit in die kummervollste Lage versetzt wurde. In der Hoffnung, diesem Zustande ein Ende machen zu können, wenn er sich von dem Schauplatze seiner Seelenbedrängnisse entfernte, faßte er den Plan, von Leipzig nach Wien überzusiedeln, um sich dort, zugleich mit Rücksicht auf die Begründung der von ihm ersehnten ehelichen Verbindung, ein neues Heim zu schaffen. Ein wichtiges Moment bildete dabei die Dislocirung seiner Musikzeitung, welche er nicht in Leipzig zurücklassen wollte. Ende September 1838 begab er sich daher nach Wien, in der Ueberzeugung, dort durch seine persönliche Anwesenheit zunächst

diese ihm so wichtige Angelegenheit schnell ordnen zu können. Darin hatte er sich freilich durchaus getäuscht. Nach monatelangen zeitraubenden Verhandlungen wurden ihm von der Wiener Polizeibehörde inbetreff der Zeitungsangelegenheit so unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt, daß er sich endlich genöthigt sah, unverrichteter Sache wieder nach Leipzig zurückzukehren. Auch hier gelangte er vor der Hand nicht zur Ruhe, denn es stürmten erneute, seine Herzensangelegenheiten betreffende Gemüthserregungen auf ihn ein. Da der Vater seiner Erwählten auch ferner bei seinem Widerstand blieb, so sah S. sich genöthigt, die Hülfe der zuständigen juristischen Behörde anzurufen. Es war damit ein längerer Proceß verbunden, der schließlich zu Gunsten Schumann's entschieden wurde. Am 12. September 1840 fand seine legale eheliche Verbindung mit Clara Wieck statt.

Wurde das Jahr 1840 für S. einerseits durch die Verwirklichung seiner Herzenswünsche zu einem bedeutungsvollen, so gewann es andererseits für ihn auch in künstlerischer Beziehung Wichtigkeit. Wir sahen, daß S. von 1829 ab bis zum Jahre 1840 seine Kräfte als Tonsetzer dem instrumentalen Schaffen gewidmet hatte. Die Instrumentalcomposition war jenes Gebiet, in dem er sich heimisch fühlte, ja, er stellte sie ganz entschieden über die Vocalmusik. Dementsprechend schrieb er an Hirschbach, einen der Mitarbeiter an seiner Zeitung: „Componiren Sie doch mehr für Gesang. Oder sind Sie vielleicht wie ich, der ich Gesangscompositionen, so lange ich lebe, unter die Instrumentalmusik gesetzt habe und nie für eine große Kunst gehalten?"

Von dieser seltsamen Anschauung, die einigermaßen im Zusammenhang mit der romantischen Richtung Schumann's stand, war unser Meister, als er ihr Ausdruck gab, wohl schon zurückgekommen, denn zu Beginn des Jahres, in welchem er sich verheirathete, warf er sich mit solcher Energie auf die Vocalcomposition, daß in demselben ausschließlich nur Gesänge (der Zahl nach circa 140) für eine Stimme, sowie für zwei und mehrere Stimmen entstanden. Leicht ist zu errathen, woher ihm der Antrieb dazu kam. Das mächtig gesteigerte Liebesgefühl, welches ihn angesichts der Hoffnung beseelte, bald mit der Erwählten seines Herzens vereinigt zu sein, trieb ihn, zu dem gesungenen Worte zu greifen, um vermöge desselben die reiche Fülle seines tief bewegten Inneren austönen zu lassen.

S. schrieb weiterhin noch eine beträchtliche Anzahl von Liedern und Gesängen, aber den hohen poetischen Schwung, die innige Gemüthsschwärmerei vieler seiner im J. 1840 entstandenen Vocalsätze vermochte er nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen wieder zu erreichen.

Mit dem Jahre 1841 trat S. insofern in die Periode der bedeutendsten schöpferischen Thätigkeit ein, als von da ab seine umfangreichsten und gehaltvollsten Tongebilde entstanden. Indem er sich zunächst wieder vorzugsweise der Instrumentalmusik zuwandte, componirte er in diesem und dem folgenden Jahre nachstehende Werke: Symphonie (B-dur, Op. 38), „Ouvertüre, Scherzo und Finale" (letzteres im J. 1845 umgearbeitet, E-dur, Op. 52), erster Satz des Clavierconcertes (A-moll, Op. 54), Symphonie (D-moll, Op. 120), neu instrumentirt 1851, drei Streichquartette Op. 41, Clavierquintett Op. 44, Clavierquartett Op. 47 und „Phantasiestücke" Op. 88.

Das Jahr 1843 wurde nach Vorausgang der Variationen für 2 Claviere (Op. 46) der Composition des weltlichen Oratoriums „Paradies und Peri" (Op. 50) gewidmet. Ein äußeres Erlebniß war die vorübergehende Betheiligung Schumann's als Lehrer an der in Leipzig neu eröffneten Musikschule. Zu Beginn des Jahres 1844 unternahm er mit seiner Gattin eine Kunstreise nach Petersburg und Moskau. Von derselben anfangs Juni heimgekehrt, löste

er sein Verhältniß zu der von ihm bis dahin herausgegebenen und geleiteten Musikzeitung vollständig auf, und machte sich dann an die Composition der Schlußscene des zweiten Theiles von Goethe's Faust. Die Versenkung in diese schwierige Arbeit strengte Schumann's Geist so sehr an, daß er nach ihrer Vollendung in einen besorgnißerregenden Zustand verfiel. Diese Erscheinung war keine neue. Schon im Herbste des Jahres 1833 wurde S. aus Anlaß des Todes einer seiner Schwägerinnen von einer tiefen Exaltation ergriffen, die sich in „fürchterlicher Melancholie" äußerte und eine unnatürliche Furcht vor dem Aufenthalte in hohen Stockwerken erzeugte. Nunmehr, nach elf Jahren traten bei S. aufs neue ähnliche krankhafte Symptome hervor, aber in weit stärkerem Grade als das erste Mal. Dieser Umstand bestimmte ihn, im Spätherbst 1844 seinen Wohnsitz von Leipzig nach Dresden zu verlegen, um dort in Ruhe und Zurückgezogenheit von der Welt eine Besserung seiner Leiden herbeizuführen. Dieselbe wurde auch unter angemessener ärztlicher Behandlung allmählich erreicht, so daß S. sich im Laufe des folgenden Jahres wieder mehr und mehr seiner künstlerischen Thätigkeit zuwenden konnte. So entstanden demnächst außer vielen contrapunctischen Arbeiten die vier Fugen für Pianoforte (Op. 72), die Studien für den Pedalflügel (Op. 58) und die beiden letzten Sätze zum Clavierconcert (Op. 54). Ueberdies wurde die C-dur-Symphonie Op. 61 skizzirt, wogegen ihre Ausarbeitung erst im J. 1846 unternommen wurde.

Dem folgenden Jahr gehören, abgesehen von einigen kleineren Vocalsätzen, an größeren Werken an: die Ouvertüre zur Oper Genoveva und die beiden Claviertrios Op. 63 und 80. Im übrigen war S. mit Skizzirung der Oper Genoveva selbst beschäftigt, deren Partitur im August 1846 vollendet wurde. Die ersten Aufführungen dieser Bühnenschöpfung erfolgten zu Leipzig am 25., 28. und 30. Juni 1850. Sie erzielten kaum mehr als einen Achtungserfolg. Nach der dritten Darstellung wurde die Oper ad acta gelegt, und Jahre verflossen, ehe sie in Leipzig wieder über die Bretter ging. Die anderen Bühnen Deutschlands zögerten lange, ehe sie die „Genoveva" in Scene setzten. Eine durchgreifende, bleibende Wirkung wurde mit der Oper nirgend erreicht, was seinen Grund in dem mehrentheils undramatischen Wesen derselben hat. Abgesehen hiervon besitzt das Werk viele Züge von hervorragender musikalischer Bedeutung und Schönheit.

Im Spätherbst des Jahres 1848 entstand mit der Ouvertüre zu Byron's „Manfred" die großartigste instrumentale Schöpfung Schumann's, gleich ausgezeichnet durch tiefe Characteristik und hohen Phantasieflug. Bald nach ihrer Vollendung schrieb er auch die übrigen dazu gehörenden Tonsätze. Dann wandte er sich in einem gewissen Sinne der geistlichen Musik zu. Er benutzte dazu nicht biblische oder kirchliche Texte, sondern Rückert's „Adventlied", welches sich mit seiner allgemein gehaltenen religiösen Tendenz in contemplativer Richtung bewegt. Dieses Musikstück ist von edlem Gepräge, aber nicht sonderlich erhebend. Von derselben Art und Beschaffenheit sind die beiden im folgenden Jahre auf Rückert'sche Texte unternommenen Compositionen „Verzweifle nicht" (Op. 93) und das „Neujahrslied" (Op. 144). Mehr näherte sich S. der „religiösen" Musik gegen sein Lebensende, indem er im J. 1852 eine Messe und ein Requiem auf die überlieferten kirchlichen Texte schrieb. Doch stehen diese Werke, welche eine unverkennbare Ermattung der productiven Kraft offenbaren, in erfinderischer Hinsicht entschieden gegen seine früheren Vocalschöpfungen zurück.

Das Jahr 1849 bezeichnete S. als sein „fruchtbarstes", und er durfte es so nennen, da er in keinem anderen Zeitabschnitt so viele Werke — der Zahl nach 30 — schrieb wie in dem erwähnten. Hervorzuheben sind von diesen

Compositionen das „spanische Liederspiel“, Op. 74, das „deutsche Minnespiel“ aus Rückert's Liebesfrühling, Op. 101, das „Requiem für Mignon“, Op. 98b, das Concertstück für vier Hörner, Op. 86, das „Nachtlied“, Op. 108, sowie vier Scenen aus dem ersten und zweiten Theile von Goethe's „Faust“, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1850 durch die Hinzufügung der Scenen „Die vier grauen Weiber“ und „Faust's Tod“ vervollständigt wurden. Die gesammte von S. zu verschiedenen Zeiten componirte, und in drei Abtheilungen gruppirte Faustmusik erhielt ihren Abschluß durch eine nachträglich noch hinzugefügte größere Instrumentaleinleitung, welche im August des Jahres 1853 entstand.

Ein äußeres Erlebniß des Jahres 1850 war für S. die Berufung zum städtischen Musikdirector nach Düsseldorf. Den Obliegenheiten eines Dirigenten zeigte sich S., der sich schon zu Dresden in dieser Thätigkeit versucht hatte, nur wenig gewachsen. Indessen verblieb er in seinem neuen Amte vom Herbste des genannten Jahres bis zum Spätherbst 1853. Alsdann wurde es ihm infolge einer Differenz mit dem Concertcomité, so zu sagen, unmöglich gemacht, seine Directionsthätigkeit noch weiter fortzuführen.

Auch während seines Düsseldorfer Lebens war S. als Tonsetzer ungemein fleißig. An größeren Instrumentalwerken schrieb er noch das Concertstück für Violoncell Op. 129, die in vielem Betracht schöne Es-dur-Symphonie Op. 97, sowie die Ouvertüren zu Schiller's „Braut von Messina“, Op. 100, zu Shakespeare's „Julius Cäsar“, Op. 128, und zu Goethe's „Hermann und Dorothea“, Op. 136. Ferner die „Festouvertüre“ über das Rheinweinlied, Op. 123, die beiden Claviersonaten mit Violine, Op. 105 u. 121, das Claviertrio in G-moll Op. 110, das Concertallegro für Pianoforte mit Orchesterbegleitung, Op. 134, und die „Phantasie“ für Violine mit Orchesterbegleitung, Op. 131. Auch ein unveröffentlicht gebliebenes Violinconcert entstand. Ferner schrieb S. mehrere umfangreiche Vocalwerke in Düsseldorf, von denen die Messe und das Requiem bereits erwähnt wurden. Die Reihe dieser Gesangscompositionen eröffnete er mit „Der Rose Pilgerfahrt“, Op. 112. Auf dieses in formeller Hinsicht an das „Paradies und die Peri“ erinnernde Gebilde folgte unmittelbar die Ballade „Der Königsohn“, Op. 116. Mit derselben machte S. den Versuch, eine neue Kunstgattung ins Leben zu rufen, indem er die Ballade unter Aufbietung eines bedeutenden Apparates in breiteren Formen behandelte. Obwol die Aufnahme dieses Experiments von Seiten des Publicums keine ermunternde war und auch die nächsten Bekannten Schumann's ihre Bedenken dagegen zu erkennen gaben, schritt der Meister doch auf dem einmal betretenen Wege weiter vor und componirte in derselben Weise noch die Balladen „Des Sängers Fluch“, „Vom Pagen und der Königstochter“ und „Das Glück von Edenhall“. Letztere Composition ist dem Männergesang gewidmet, während bei den vorhergehenden gleichartigen Werken, abgesehen von den Solostimmen der gemischte Chor betheiligt ist. Mit diesen Schöpfungen wurde ebensowenig eine durchgreifende Wirkung erreicht, wie mit dem „Königsohn“.

Nachdem S. die Directionsthätigkeit aufgegeben hatte, unternahm er mit seiner Gattin einen Ausflug nach Holland, auf welchem das Künstlerpaar überall die glänzendsten Concerttriumphe feierte. Von dieser Reise heimgekehrt, beschäftigte S. sich nur noch mit kleineren Arbeiten. Inmitten derselben verfiel er, nachdem er schon längere Zeit in Besorgniß erregender Weise gekränkelt hatte, in jene beklagenswerthe Geistesumnachtung, von der er nicht wieder genesen sollte. Am 29. Juli 1856 wurde er zu Endenich bei Bonn, wohin man ihn in eine Heilanstalt gebracht hatte, von seinen Leiden durch den Tod erlöst.

Schumann's Künstlerlaufbahn, im ganzen und großen betrachtet, gewährt das Bild eines hohen, edeln, von außerordentlich bedeutenden Erfolgen beglei-

teten Strebens. Nicht allein wollte er sich, von der Natur mit einer genialen Begabung ausgestattet, einfach nur als schaffender Geist bethätigen; er fühlte auch den unwiderstehlichen Trieb, unbekannte Kunstpfade zu bahnen. Dies ist ihm bis zu einem gewissen Grade gelungen, wenn auch keineswegs in dem Maße, als es seiner reichbewegten Einbildungskraft vorschwebte. Lediglich erreichte er das ins Auge gefaßte Ziel in der von ihm geschaffenen Gattung des sogenannten „Phantasiestückes", sowie in verschiedenartigen Charakterstücken für das Clavier allein oder mit Begleitung, deren er eine beträchtliche Anzahl schrieb. Im Fach der Gesangslyrik, sowie der großen Instrumentalgattungen hat er, gestützt auf die Ueberlieferungen, eigenthümlich Neues von großem und bleibendem Werth geleistet. Seit Beethoven vermochte kein anderer Tonsetzer hinsichtlich der Qualität so geistig Hervorragendes und Tiefes zu bieten wie S.: ohne Ausnahme übertrifft er sie Alle an Phantasie, melodischem Schwung und originaler Gedankenkraft, sowie an Gemüthswärme. Einzig überlegen war ihm Felix Mendelssohn bezüglich einer meisterhaft vollendeten Beherrschung der Kunstmittel und besonders auch im Chorsatz. Der letztere entsprach Schumann's künstlerischem Naturell nicht völlig, obwol er mit der dafür erforderlichen polyphonen Schreibweise vertraut war, wie seine Instrumentalcompositionen beweisen. Sonst aber nimmt S. eine dominirende Stellung unter den productiven Musikern der Neuzeit ein: nicht wenige seiner Werke sichern ihm die Unsterblichkeit für alle Zeiten.

W. J. v. Wasielewski.

Schumann: Theophilus Salomo S., Missionar der Brüdergemeine, geboren am 1. Juli 1719 zu Grabow im Brandenburgischen, † am 6. October 1760 in Pilgerhut unter den Arawaken. Ein Zug von Ernst lag von Kind an auf dem Knaben. Sein Vater, der Pfarrer von Grabow, ersah darin etwas Bedeutsames und täuschte sich nicht. In der Schule des Conrectors Bockeroth in Brandenburg wuchs neben den Kenntnissen, die sich der begabte Knabe erwarb, auch sein innerer Mensch. Im J. 1738 bezog er die Universität Halle. Nach zwei Jahren trat er schon als Lehrer in das königliche Pädagogium. Große Gelehrsamkeit und bedeutendes Lehrgeschick zeichneten ihn aus. Er verließ Halle und fand bei dem bekannten Abt Steinmetz von Klosterbergen Friede für sein Herz und in dessen Erziehungsanstalt eine gesegnete Anstellung, doch erst in der Brüdergemeine fand er volle Ruhe. Mit seiner verwittweten Mutter zog er im J. 1743 nach Herrnhut. Im Seminar zu Marienborn arbeitete er mit vielem Erfolge. Dem Grafen v. Zinzendorf diente er als Secretär, aber nicht lange, denn schon im J. 1747 erhielt er den Ruf, als Missionar unter die Südindianer am Berbicefluß in Holländisch-Guaiana zu gehen. Vorher trat er noch in den Stand der Ehe mit Anna Maria Sonntag, deren Vater um des Evangeliums willen in Böhmen in das Gefängniß geworfen wurde und siebzehn Jahre darin schmachtete. Wäre sie nicht entflohen, so hätte sie dasselbe Schicksal getroffen. Im October 1748 trafen sie am Orte ihrer Bestimmung, in Pilgerhut ein, wo sich eine kleine Gemeine von Arawaken gebildet hatte. Die Lieblingsidee Zinzendorf's, sich solcher Heiden missionirend anzunehmen, an die sich sonst Niemand mache, sollte auch unter den Indianern, diesen freien Söhnen der Urwälder Südamerikas, verwirklicht werden. Die Arawaken sind Heiden ohne Gott. Ihre Sprache hat angeblich Aehnlichkeit mit dem Hebräischen und ist sehr schwer zu lernen. Schon im J. 1738 trafen zwei Missionare unter den Indianern ein. Sie sprachen etwas holländisch und konnten sich den Arawaken, die viel mit Holländern verkehrten, verständlich machen. Diese Waldbewohner fühlten sich von der Liebe der weißen Fremdlinge angezogen und hörten gerne zu, wenn ihnen von ihrem Schöpfer und Erlöser geredet ward. Doch diese Arbeit genügte nicht, sie mußten unter ihnen wohnen und ihre Sprache

erlernen. Sie bekamen Verstärkung aus Herrnhut und siedelten sich im Urwalde an. Ihrem Wohnort gaben sie den Namen Pilgerhut. Ihren Unterhalt mußten sie sich selbst verdienen, er war dürftig genug. Trotz des mörderischen Klimas blieben die Missionare gesund und lebten im Frieden bei einander. So beschwerlich das Reisen zu den abgelegenen Indianerhütten war, die Missionare scheuten keine Schwierigkeit. Mit Hülfe eines Mulattenknaben, der arawakisch verstand, übersetzten sie Stücke aus dem Leben und Leiden Jesu und lasen es dann den Heiden vor. Endlich regte sich bei ihnen ein Verlangen nach dem Evangelium. Es war ein besonderer Freudentag, als am 31. März 1748 eine alte Indianerin in Gegenwart von etwa vierzig Indianern die h. Taufe erhielt. Bis Ende Juni waren es bereits 39 Indianer, die sich hatten taufen lassen. Es stellte sich wirklich ein Werk Gottes heraus. Mitten in dieses Erntefeld trat unser S. Energisch wie er war und von der Liebe Christi erfüllt, griff er das Werk an. Zur Verwunderung Aller konnte er sich in wenigen Monaten selbstständig in der Arawakensprache ausdrücken. Freilich fehlten in dieser Sprache wesentliche Worte, wie Sünde, Glaube, Unglaube und desgleichen. Er konnte damals schreiben: „Das Schwerste ist nun vorbei. Wir verstehen sie jetzt besser, und sie uns, und sie beginnen in ihren Herzen zu fühlen, wovon wir reden." S. fand das Volk artig und verständig und von hübschem Wuchse. Sie haben eine Art König, den sie respectiren. Er trägt ein mit Silber beschlagenes spanisches Rohr, doch lassen sie sich nicht viel befehlen. Im Lande Berbice mögen es an 2000 gewesen sein, weiterhin noch viel mehr. Bis auf hundert Stunden hinein wurden sie von den Missionaren besucht. Aber nur die, welche feste Wohnsitze bei den Missionaren erwählten, blieben fest und brachen mit den heidnischen Verwandten. Die bekehrten Heiden führten einen würdigen Lebenswandel. Etwa achtzig Seelen lebten damals in Pilgerhut in größeren und kleineren Häusern. Da sich dieselben hauptsächlich von Jagd und Fischerei nährten, so waren sie des Tags über im Busch. Morgens und Abends hielten ihnen die Missionare Versammlung. Auch bildeten sie bereits einige Jünglinge zu Verkündigern des Wortes vom Kreuze. Da war S. in seinem Elemente. Weil er einsah, daß ein gründlich bekehrter Heide besser ist als hundert, „die man mit Noth fortschleppt", so tauften sie nicht so schnell. Aber es kamen zu seiner Freude immer wieder Taufen vor. Er drang auf Bekleidung der Bekehrten, auch der Kinder, die zum Unterrichte angehalten wurden. Haus und Versammlungssaal wurden zu klein. Die weißen Leute standen der Arbeit der Brüder feindlich entgegen, es waren Leute, die sich nur um des Geldes willen in Guaiana aufhielten und in allen Gräueln wälzten. Bisher hatte S. immer durch einen Dolmetscher gepredigt, jetzt ging es auch ohne Vermittlung. Die ersten Verstorbenen wurden nach christlicher Weise beerdigt. Es ging alles in schönster Ordnung vorüber. Wie lieblich klangen die Liederverse, welche diese ehemaligen Heiden sangen. S. hatte eine hübsche Zahl Lieder ins Arawakische übersetzt, ebenso das Evangelium Johannis und seinen ersten Brief. Er saß fleißig am Arbeitstisch, aber machte auch Missionstouren in die Wälder in Begleitung eines bekehrten Arawaken Jephtha. Der Schall des Evangeliums drang immer weiter. Der freundlich gesinnte Gouverneur Lößner wurde abgerufen, und ein Gegner trat an seine Stelle, der die Brüder gerne heimgeschickt hätte, aber er starb, und die Verleumdung, daß sie die Indianer in die Sklaverei zu führen beabsichtigten, verfing nicht. Auch der reformirte Prediger, der sehr ungünstig nach Holland berichtete, bereute sein Unrecht, wie er S. bekannte. Jetzt konnte sich die Gemeine in Ruhe bauen und ihr Licht weithin strahlen lassen. Es kamen sogar aus dem spanischen Gebiete vom Orinokoflusse her Indianer, die das Wort Gottes mit Begierde in sich aufnahmen. Man

besitzt noch Gespräche mit Heiden von S., die uns den gelehrten geistvollen Mann in seiner kindlichen populären Weise zeigen. Es war eine Art Pfingsten für Pilgerhut angebrochen. S. schrieb einem Freunde: „Die werden auf einmal licht und selig und gehen wenige Tage nachher so vergnügt zu Ihm in die ewige Heimath, als wären sie sechzig Jahre lang Christen gewesen. Und das mit anzusehen, ist etwas unaussprechlich Seliges.“ Von sich selber schreibt er: „Es bleibt mir ewig eine anbetungswürdige Wahl der Gnade, die mich nach Berbice gebracht hat.“ Sogar Kannibalen kamen in die Versammlung und wurden gerührt. Es wurde als nöthig erkannt, noch weitere Missionsplätze anzulegen, nämlich Saron an der Saramakka und Ephrem an der Corentyn. Als S. nach Pilgerhut zurückkehrte, fand er einen Leichenhügel, unter dem seine Gattin mit Zwillingskindern in den Armen lag. Sein Schmerz über diesen unerwarteten Verlust war groß. Es starben noch zwei liebe Arawaken, deren Tod ihm sehr nahe ging. Er entschloß sich im September 1758 mit zwei Töchtern nach Europa zu reisen, sein Sohn war schon seit einigen Jahren im Pädagogium. Durch seine Erzählungen regte S. das Interesse in Deutschland mächtig an. Doch es zog ihn wieder zu seinen Indianern, die sich auch nach ihm sehnten. Nachdem er sich in Zeist aufs neue verheirathet hatte, traf er mit mehreren Missionsgehülfen im Januar 1760 in Surinam ein. Der Gouverneur empfing ihn sehr liebreich. Er besuchte die neuen Gemeinlein Saron und Ephrem und konnte sich über sie nur freuen. In Pilgerhut griff er, wie immer, mit voller Hingebung seine Arbeit an, aber nur noch ein halbes Jahr durfte er arbeiten. Seine Rückkehr war zum Sterben. Nach angestrengter körperlicher Arbeit troff er von Schweiß, das Klimafieber stellte sich ein. Nicht ohne Rührung kann man das Sterbelager dieses kindlich gläubigen Dieners Christi lesen. In der Fieberhitze sprach er meistens arawakisch. Er ließ sich aus der Leidensgeschichte vorlesen und entschlief unter dem leisen Gesange von Heimgangsversen. Seine Pilgerfahrt währte nur 41 Jahre. Die weitere Geschichte der Arawaken-Mission gehört nicht hierher. Wer jetzt jene gesegneten Missionsplätze besuchen wollte, würde keinen finden, denn das Missionswerk hat schon längst dort aufgehört. Näheres in dem Werke des Unterzeichneten: „Die Mission unter den Arawakken. Ein Gemälde aus der Brüdergemeine.“ Basel 1856, ein Abdruck aus dem Missionsmagazin.

Ledderhose.

Schumann: Valentin S., ein Leipziger Buchdrucker und Buchhändler der Reformationszeit. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, er war aber eines Leipziger Bürgers Sohn, erhielt 1514 selbst das Leipziger Bürgerrecht, und von diesem Jahre an bis in den Anfang der vierziger Jahre (1542) ist eine große Anzahl Leipziger Drucke von ihm nachweisbar. (Ein Druck vom Jahre 1502, in Panzer's Annalen, beruht auf Irrthum). Wie seine vier älteren Geschäftsgenossen in Leipzig (Melchior Lotter, Martin Landsberg, Wolfgang Stöckel und Jakob Thanner), denen er 1514 als fünfter an die Seite trat, druckte er (für die Leipziger Studenten) namentlich Ausgaben römischer und griechischer Autoren, die griechischen natürlich in lateinischer Uebersetzung, Schriften und Dichtungen von Humanisten, Nachdrucke von auswärtigen, aber auch Originalarbeiten von Leipziger Humanisten, wie Petrus Mosellanus, Richard Crocus, Christoph Hegendorf u. a., dazu Lehrbücher aus verschiedenen Wissenschaften. Auf umfängliche Werke ließ er sich nicht ein; die meisten seiner Drucke umfassen nur wenige Bogen, ein Buch wie seine lateinische Ausgabe der vier Evangelien in der Uebersetzung des Erasmus (132 Blatt in 4°) bildet eine große Ausnahme. Aber er war doch ein thätiger und unternehmender Mann. Nachdem Lotter 1511 zum ersten Male in Leipzig mit lateinischer Schrift (Antiqua) ge-

druckt hatte, brachte S. 1516 das erste Buch mit griechischen Lettern, die kleine griechische Grammatik, die der damals an der Leipziger Universität lehrende englische Philolog Richard Croke (Crocus) zusammengestellt und der Rath (!) der Stadt Leipzig durch ein Privilegium geschützt hatte: R. Croci Londoniensis tabulae Graecas literas compendio discere cupientibus sane quam utiles, 1520 auch das erste Buch mit hebräischen Lettern, die kleine hebräische Grammatik, die Philipp Novenianus von Haßfurt, ebenfalls damals in Leipzig, verfaßt hatte: Elementale Hebraicum. In der stolzen Schlußschrift des letztgenannten Büchleins rühmt er sich selbst dieser seiner Verdienste: Lipsiae excussit diligentissimus stanniscribarum Valentinus Schumannus, cujus opera fit, ut hic graeca et latina (ac brevi, ut speramus, hebraica) cultissime imprimantur. Dazu war er unter allen Leipziger Druckern jener Zeit der, der die meiste Freude an künstlerischer Druckausstattung hatte. Er besaß eine große Anzahl von Holzstöcken (Bildern und Zierleisten), freilich zum großen Theil rohen Erzeugnissen des Leipziger Holzschnitts, die er überdies in geschmackloser Weise bei der Ausstattung seiner Bücher verwendete; auch Drucke, die nicht seinen Namen tragen, sind oft sofort zu erkennen an der häßlichen Art, wie er sechs, sieben, acht der verschiedensten Zierleisten zu einer Titelumrahmung zusammenstellt. Doch ließ er ohne Zweifel auch auswärts Holzstöcke anfertigen; ein Titelbild, das auf mehreren seiner Drucke wiederkehrt, der Typus ecclesiae, war, wie das Monogramm zeigt, von Heinrich Steiner in Augsburg geschnitten. Das Druckerzeichen Schumann's, das auf den meisten seiner Drucke angebracht ist, zeigt zwei nach oben einander zugeneigte Aeste, dazwischen einen dritten mit drei Eichenblättern, über den ein großes V und S gelegt ist; daneben meist noch die beiden Buchstaben L D (Laus Deo.) Leider gerieth S. in feindselige Stellung zur Reformation. Während er in den ersten Jahren nach Luther's Auftreten auch einiges von Luther gedruckt hatte; noch 1520 eine „sehr gute" Predigt, wie es auf dem Titel heißt, „von zweierlei Gerechtigkeit", schwenkte er bald darauf, sei es aus Ueberzeugung oder aus Furcht oder aus Geschäftsneid auf Lotter, den Hauptdrucker Luther's in Leipzig, ab und stellte seine Presse dann ausschließlich in den Dienst der Leipziger Gegner Luther's. Petrus Silvius, Augustin Alveld, Hieronymus Dungersheim, Hieronymus Emser, Johann Hasenberg, Johann Cochläus, sie fanden sich alle einträchtiglich in seinem Verlage zusammen. Eine ganze Reihe von Schmähschriften auf Luther, wie der Lutherus septiceps, der Lutherus biceps, der Ludus ludentem Luderum ludens u. a. sind aus Schumann's Presse hervorgegangen, nicht immer mit seinem Namen, 1528 auch eine illustrirte Kleinoctavausgabe von Emser's Gegen-Uebersetzung zu Luther's Neuem Testament — wohl das größte Unternehmen, das er gewagt hat. Dennoch und obwohl er nicht versäumte, den erbittertsten Gegner Luther's, den Herzog Georg von Sachsen, auf solchen Drucken gelegentlich als den vere catholicus princeps zu preisen, scheint er das Schicksal der meisten Leipziger Buchdrucker der Reformationszeit getheilt zu haben: es ging mit seinem Geschäfte bergab. Lutherische Schriften sollte in Leipzig keiner drucken, lutherfeindliche aber wollte niemand kaufen. Als S. 1514 sein Geschäft begann, that er dies im eignen kleinen Hause auf der Ritterstraße (in regione equestri heißt es auf einzelnen seiner damaligen Drucke) neben der Sachsenburse am großen Fürstencollegium. 1522 vertauschte er dieses Haus mit einem größeren, das er auf der Grimmischen Gasse, der Hauptstraße Leipzigs, gekauft hatte, und hielt auf der Ritterstraße einen besondern Laden; „Wirt verkaufft in Johann Haßfurts haws zu Leyptzig in der Ritter Strassen" heißt es 1528 auf Emser's Annotationen über Luther's Neues Testament. Aber nur bis 1531 konnte er das größere Haus halten, dann zog er sich wieder zurück in ein kleineres auf der Ritterstraße, den Universitätscollegien gegenüber. Dort

erlebte er noch nach Herzog Georg's Tode die Einführung der Reformation in Leipzig (Pfingsten 1539), veranstaltete nun auch, nachdem die Gefahr vorüber war, noch eine erweiterte Ausgabe des bekannten, zuerst von Klug in Wittenberg gedruckten lutherischen Gesangbuchs, die mehrere Auflagen erlebte (vgl. Koch, Gesch. des Kirchenliedes, 3. Aufl. 1, S. 252). Aber 1542 starb er, 1545 verkauften die Erben das Haus. — Sein gleichnamiger Sohn, Valentin S., ein armer Schriftgießer, wird in der Litteraturgeschichte genannt; er war der Herausgeber des bekannten „Nachtbüchleins" (1559).

Aus Acten des Leipziger Rathsarchivs und zahlreichen Drucken Schumann's auf der Leipziger Stadtbibliothek.

G. Wustmann.

Schummel: Johann Gottlieb S. wurde am 8. Mai 1748 in Seitendorf bei Hirschberg als Sohn eines Schullehrers geboren, † am 23. December 1813. Im Alter von etwa 11 Jahren kam er auf das Gymnasium zu Hirschberg, das er acht Jahre lang unter drückenden äußeren Verhältnissen besuchte. Schon frühzeitig mußte er sich hier als Mitglied des Singechors, der in der Kirche und vor den Häusern seinen Dienst hatte, seinen Lebensunterhalt erwerben. Auch innerlich aber fühlte er sich hier nicht wohl. Da der Vater ihn sehr streng hielt und seine Lehrer es nicht verstanden, ihn mit aufrichtiger Neigung zu den Studien zu erfüllen, so reifte in dem Fünfzehnjährigen, als sich zufällig eine Schauspielertruppe in Hirschberg aufhielt, der Entschluß, sich der Schule gänzlich zu entziehen und jener Truppe beizutreten. Schon nach wenigen Tagen aber, als er soeben zum ersten Male in Landshut öffentlich aufgetreten war, holte ihn der erzürnte Vater zurück und führte ihn der Schule wieder zu. Um das Jahr 1767 begann S. seine Studien auf der Universität Halle. Ueber den Gegenstand derselben steht nur so viel fest, daß er sich ernstlich mit Wolffischer Philosophie beschäftigt hat. Daß er indessen schon in Halle auch ernste litterarische Studien getrieben, läßt sich billig aus den stark und vielseitig entwickelten litterarischen Neigungen schließen, die S. schon früh zeigte und in bemerkenswerthem Umfange bethätigte.

Als er seine Universitätsstudien beendet hatte, begann er 1771 als Hauslehrer bei einem Oberamtmann Benneke in Aken seine schriftstellerische Thätigkeit. Er führte den von einem anderen begonnenen Roman „Geschichte des Herrn Redlich und seines Bedienten" zu Ende und schrieb in drei Theilen (1771—1772) seine „Empfindsamen Reisen durch Deutschland", eine schwache Nachahmung Sterne's, welche der junge Goethe in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen einer vernichtenden Kritik unterzog. Doch ließ sich S. hierdurch keineswegs entmuthigen. Als er 1772 Präceptor, bald darauf Conventual an der Klosterschule zu Unserer Lieben Frauen in Magdeburg geworden war, entwickelte er alsbald auf den verschiedensten Gebieten eine überraschend fruchtbare litterarische Thätigkeit. Neben gelegentlichen Aufsätzen in wissenschaftlichen und unterhaltenden Zeitschriften veröffentlichte S. während seines Aufenthalts in Magdeburg folgende Schriften: „Lustspiele ohne Heirathen" (1772), die gleichfalls von Goethe scharf getadelt wurden, „Lehrreiches und angenehmes Buch für den Bürger und Landmann" (1772), „Uebersetzerbibliothek zum Gebrauche der Uebersetzer, Schulmänner und Liebhaber der alten Litteratur" (1774), „Neue Beyträge zum teutschen Theater" (1774), sowie eine Reihe von Jugendschriften: „Der Würzkrämer und sein Sohn" (1773), „Fritzgens Reise nach Dessau" (1776), „Kinderspiele und Gespräche" (1776—77), „Schach Sadis persisches Rosenthal nebst Locmans Fabeln" (1775), „Recueil des plus jolis contes tirés de mille et une nuits". In Magdeburg verlebte S. nach seinen eigenen Worten acht

glückliche Jahre. Er „wohnte mitten unter den Schülern, aß mit ihnen, ging mit ihnen spazieren, und war nicht bloß ihr Lehrer auf dem Katheder, sondern gewissermaßen ihr Vater, suchte ihre Liebe und ihr Vertrauen zu gewinnen, um sodann den Kanal zu ihrem Herzen zu finden". Schon in dieser ersten Phase seiner pädagogischen Wirksamkeit zeigte S. eine gewisse, ihm auch später eigenthümlich gebliebene Abneigung gegen die humanistischen Tendenzen der Zeit; er war von der hohen erziehlichen Bedeutung, welche viele seiner Fachgenossen der Vertiefung in das classische Alterthum beilegten, ebenso wenig überzeugt wie später von der Vorzüglichkeit philanthropischer Grundsätze.

Als S. im J. 1778 dem Gedanken näher trat, sich zu verheirathen, faßte er, um sich eine auskömmlichere Einnahme zu sichern, als sie ihm am Kloster zu Magdeburg geboten wurde, den Entschluß, seine Lehrthätigkeit aufzugeben und sich ausschließlich dem Schriftstellerberufe zu widmen. Der Minister v. Zedlitz aber, der S. gelegentlich einer Inspection der Klosterschule und aus einer dreijährigen Correspondenz kennen und als Lehrer schätzen gelernt hatte, wußte ihn durch Verbesserung seiner Stelle zunächst in Magdeburg zu halten, bis er ihn im nächsten Jahre als Professor der Geschichte an die Ritterakademie nach Liegnitz berief. In die Zeit seines neunjährigen Liegnitzer Aufenthaltes fällt der wichtigste Theil von Schummel's litterarischer Thätigkeit. S. schrieb hier drei Romane: „Spitzbart. Eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert" (1779), „Wilhelm von Blumenthal oder das Kind der Natur" (1780—81) und „Der kleine Voltaire. Eine deutsche Lebensgeschichte für unser Freygeistisches Jahrhundert" (1782). Der „Spitzbart", das weitaus bedeutendste Werk Schummel's, ist ein in der breiten, geschwätzigen, selbstgefälligen Manier jener Zeit geschriebener pädagogischer Roman, dessen Satire sich im einzelnen gegen die Philanthropen, im ganzen aber gegen die Verstiegenheiten und Uebertreibungen jener pädagogischen Theorien, welche alles versprechen und wenig leisten, wendet. S. will im „Spitzbart", wie er selbst sagt, „die Idealenkrämer im Erziehungswesen in ihrer Blöße darstellen" und hat zu diesem Zwecke eine Fabel ersonnen, deren Grundzüge ihm vielleicht durch thatsächliche Vorgänge am Kloster Berge geliefert wurden. Der Held der Geschichte, Spitzbart, ein pädagogisch interessirter Pastor, hat ein bei wenigen Schwärmern Aufsehen erregendes, in Wahrheit aber recht verkehrtes Buch „Ideal einer vollkommenen Schule" geschrieben, erhält durch diese litterarische That das Directorat eines Gymnasiums, erweist sich aber sehr bald als ein gänzlich untüchtiger Lehrer und Erzieher und geht schließlich an seiner eigenen lächerlichen Unfähigkeit zu Grunde. Das Buch verräth trotz mancher Mängel in der Composition und zahlreicher Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten Gewandtheit in der Darstellung, treffende Charakteristik in der Zeichnung mancher Figuren, vor allem aber ein gesundes pädagogisches Urtheil — ein Umstand, dem S. zweifelsohne die allgemeine Beachtung, die das Werk zur Zeit seines Erscheinens fand, zu danken hatte.

Im J. 1788 wurde S. als Prorector und Professor der Geschichte an das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau berufen, an dem er 25 Jahre lang in hohem Ansehen und mit bestem Erfolge wirkte. Die französische Revolution, welche damals die Gemüther zu bewegen begann, fand in S. einen warmen Vertheidiger, einmal weil er stets eine besondere Neigung für die ihm geistesverwandten Franzosen fühlte, ferner weil er nach Menzel's Urtheil von jeher gewisse Lieblingsideen des Jahrhunderts, von deren Verwirklichung ein goldenes Zeitalter erhofft wurde, mit großer Vorliebe getheilt hatte. Auch als der Sturm der Revolution vorüber und Napoleon an die Spitze des neuen Staatswesens getreten war, trug S. offen seine Sympathien dem fremden Eroberer auch dann noch entgegen, als derselbe längst der grimmigste Feind seines preußi-

schen Vaterlandes geworden war. Nicht ohne Grund hat man daher wohl behauptet, daß die unpatriotische Gesinnung Schummel's die Ursache war, weshalb der sonst verdiente Schulmann im J. 1810, als der Magistrat von Breslau ihn zum Rector des Gymnasiums zu St. Elisabeth designirt hatte, die Bestätigung der Regierung nicht erhielt. Daß er nämlich in jeder anderen Rücksicht durchaus geeignet gewesen wäre, die Schule, deren Verhältnisse er aus 22jähriger Wirksamkeit genau kannte, erfolgreich zu leiten, hebt Menzel in seiner Biographie ausdrücklich hervor, wie er S. denn überhaupt als einen bei großer Gelehrsamkeit anspruchslosen, von trefflichen methodischen Grundsätzen geleiteten, einsichtsvollen Pädagogen schildert.

Ohne Zweifel hat die bittere Enttäuschung, welche S. die Nichtbestätigung seiner Wahl zum Rector brachte, seinen Lebensabend noch wesentlich trüber gestaltet, als er es ohnehin schon war. Seine Gattin hatte er 1802 durch den Tod verloren; und wenn er auch im folgenden Jahre eine neue Ehe eingegangen war, so vollzogen sich doch in seinen geselligen Verhältnissen manche Veränderungen, die ihn schließlich in immer größere Vereinsamung brachten. Garve und Fülleborn, seine beiden Freunde, waren gestorben, und sein einseitiger, von geringem vaterländischem Empfinden zeugender politischer Standpunkt, den er übrigens nirgends verbarg, trug immer mehr dazu bei, ihn allmählich aus all den Kreisen, in denen er vorzugsweise zu verkehren pflegte, herausfallen zu lassen. Auch während der Zeit seiner Breslauer Wirksamkeit hat S. seine litterarischen Arbeiten mit Eifer fortgeführt. So übersetzte er: „Ueber die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen von dem Grafen von Mirabeau“ in zwei Theilen (1790—91) und veröffentlichte folgende Schriften: „Reise durch Schlesien im Julius und August 1791“ (1792), „Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. I. Theil“ (1801), „Garve und Fülleborn“ (1804), „Kleine Weltstatistik“ (1805), „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller“ (zwei Theile, 1808). Neben seiner pädagogischen und litterarischen Wirksamkeit war S. in Breslau noch als erster Inspector des Stadtschullehrerseminars und als pädagogischer Examinator thätig. Einen großen Theil seiner Zeit und Kraft widmete er in seinen letzten Lebensjahren überdies der Verwaltung und Neuordnung der jetzt der Stadtbibliothek zu Breslau einverleibten werthvollen Rehdiger'schen Bibliothek zu St. Elisabeth, deren Aufsicht ihm der Magistrat zu Breslau nach dem Tode des Rectors und Bibliothekars Scheibel übertragen hatte. S. starb am 23. December 1813. Er war, wie sein Zeitgenosse und erster Biograph Menzel berichtet, „ein Mann voll Geist und Wärme und, soviel er sonst geirrt haben mag, schon als solcher ein natürlicher Feind der Gefangennehmung unter dem Gehorsam des Buchstabens: er verstand es, den Geist anzusprechen und das Herz zu erwärmen; deß sind seine Schüler Zeuge, die trotz ihrer stillen Trauer, daß der geliebte Lehrer sich mit ihnen über die Siege der Deutschen nicht freuen wollte, doch mit großer Liebe und Treue an ihm hingen.“

C. A. Menzel, Johann Gottlieb Schummel — in den Schlesischen Provinzialblättern, Februar 1814, S. 129—161. — H. Kämmel in der „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens“, 2. Aufl. VIII, 298—304. — Waldemar Kawerau, Aus Magdeburgs Vergangenheit, Halle a. S. 1886, S. 141—176. — Eine reiche Sammlung der Correspondenzen Schummel's befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Breslau.

M. Hippe.

Schunke. Eine weitverzweigte und bis in unsere Zeit reichende musikalische Familie, die sich durch ihre Virtuosität auf dem Waldhorn einen ausgebreiteten Ruf erworben hat. Der Ahnherr dieser Hornvirtuosen war ein Bäckermeister in

Schkortleben bei Weißenfels an der Saale, der neben seinem Handwerk sich durch Aufspielen zum Tanze manchen Nebenverdienst erwarb und seine sieben Söhne zu gleicher Thätigkeit anspornte, obgleich er streng darauf hielt, daß sein Handwerk die Hauptsache blieb; doch einer nach dem anderen wuchs ihm über den Kopf, ließ das Handwerk im Stich und versuchte sein Glück in der Welt als Virtuose.

Gottfried S., der älteste Sohn, geboren am 3. Januar 1777, verließ um 1794 das väterliche Haus und ging zum Stadtmusicus Wansleben in Halle, um sich auszubilden, dort lernte ihn Türk kennen, der das außergewöhnliche Talent erkannte und für seine fernere Ausbildung Sorge trug. 1798 kam er als Waldhornist an das Stadttheater in Magdeburg, 1800 nach Berlin, wo der Umgang mit dem berühmten Lebrun ihm den letzten Schliff gab. 1806 ging er in herzogl. koburgische Dienste und trat 1807 eine Kunstreise an, deren Ziel Paris war, wo er ungewöhnliche Erfolge erzielte, und sein Name einen europäischen Ruf gewann. 1809 ging er nach Kassel an den glänzenden Hof Jerome's, wo er mit seinen Brüdern zusammentraf. Durch ihre Duette für 2 Waldhörner versetzten sie Alle in Entzücken. Als die Herrlichkeit in Kassel zusammenbrach, wandte er sich nach London und langte im Januar 1814 dort an, wo er durch Concerte viel Geld verdiente, so daß er das Anerbieten, in die königliche Capelle einzutreten abschlug. Von London aus besuchte er mit seinem Bruder Michael die Provinzialstädte; beide kehrten darauf nach dem Festland zurück und durchzogen Europa kreuz und quer bis ins Jahr 1815, wo sie sich in Stuttgart niederließen und Kammermusici an der Hofcapelle wurden. Noch 1837 erwähnt seiner die Allgem. musikal. Zeitung in Leipzig, doch von da an verschwindet sein Name. Auch einige Compositionen für Horn sind von ihm gedruckt.

Michael S., der zweite Sohn, trat in des Bruders Fußtapfen, wenn auch gegen den Willen des Vaters, der seine Söhne lieber als Bäcker, wie als Musiker sah. Auch er hatte das Waldhorn gewählt, kam 1790 nach Paris und fand dort im Orchester eine gesicherte Stellung. 1794 ging er auf Kunstreisen und blieb schließlich auch in Kassel hängen, wo er mit seinem Bruder die Bewunderung der Gesellschaft erregte. Vereint gingen sie dann nach London und später nach Stuttgart, wo Michael 1821 starb. Er war der bedeutendste unter den Brüdern, sowohl in der Fülle und Schönheit des Tones, als in der Virtuosität, und die Zeitgenossen finden nicht Worte genug, seine Leistungen zu preisen.

Andreas S., der dritte der Brüder, 1778 geboren, machte dieselben Wandlungen vom Bäcker zum Stadtmusicus in Halle bis zum Virtuosen auf dem Waldhorn wie sein älterer Bruder Gottfried durch. Ging dann auf Concertreisen und siedelte sich in Berlin an. Er wurde der Stammvater der Berliner Waldhornisten Schunke. 1812 wurde er in der Berliner Hofcapelle angestellt, 1834 trat er in den Ruhestand und starb am 26. August 1849. (v. Ledebur, Berliner Tonkünstlerlexikon.)

Christoph S., der vierte der Brüder, 1796 geboren, wurde in der Hofcapelle in Karlsruhe Waldhornist.

Gotthilf S., der fünfte Bruder, 1799 geboren, ging als Waldhornist nach Stockholm und fand an der kgl. Capelle daselbst Anstellung.

Louis S., ein Sohn Gottfried's, geboren am 21. December 1810 zu Kassel, † am 7. December 1834 in Leipzig, war einer jener wunderbar begabten Menschen, die schon im kindlichen Alter durch ihre virtuosen Leistungen die Mitwelt in Erstaunen und Bewunderung versetzen. Doch nicht das Waldhorn war sein Instrument, sondern das Clavier, auf dem er so Außerordentliches

leistete. Leider werden solche wunderbare Leistungen von den Vätern der Kinder zu oft in so ausgiebiger Weise als Geldquelle ausgeschöpft, daß die körperliche Entwicklung sich nicht in dem Maße entfalten kann, um einen gesunden kräftigen Körper zu erzeugen, und so sehen wir fast alle virtuosen Wunderkinder früh ins Grab sinken, alle schönen Hoffnungen mit sich nehmend. Mit zehn Jahren trat Ludwig schon öffentlich auf, und als der Vater von dem sicheren Erfolge überzeugt war, reiste er mit ihm von Stadt zu Stadt, von Süd nach Nord, von Osten nach Westen und gab mit seinem Sohne Concerte. Im J. 1828 kamen sie nach Paris, und hier beschloß der Vater, einen Ruhepunkt eintreten zu lassen, theils um von den dortigen Virtuosen, wie Kalkbrenner, Herz u. a. Vortheil zu ziehen, theils um das sich mächtig regende Compositionstalent des Sohnes unter Reicha's Leitung auszubilden. Im August 1830 kehrte Ludwig nach Stuttgart zurück und lebte im stillen seiner Kunst, sich hauptsächlich mit Componiren beschäftigend. Im J. 1832 reiste er nach Wien, um dort seine Werke 5—8 in den Druck zu geben. Die früheren waren bereits in Paris erschienen. Im folgenden Jahr ging er auf Umwegen nach Leipzig und ließ sich dort nieder, hauptsächlich durch Robert Schumann gefesselt, mit dem er innige Freundschaft geschlossen hatte. Im Verein mit ihm gründete er 1834 die „Neue Zeitschrift für Musik", an der er ein fleißiger Mitarbeiter wurde, ohne seinen Namen zu nennen. Schumann und Ludwig wohnten in Leipzig Wand an Wand und waren unzertrennliche Freunde. Kurze Zeit war aber ihrer Freundschaft nur gewährt, denn Ludwig starb, wie oben gesagt, schon Ende 1834. Zwei Jahre darauf beurtheilte Schumann die Werke Nr. 9 und 10, zwei Capriccio, in der Neuen Zeitschrift 1836, S. 182 (wieder abgedruckt in den gesammelten Werken Schumann's, Leipzig, Reclam, Bd. 1, S. 219). Hier widmet er seinem Freunde den schönsten und treffendsten Nachruf. Ich wiederhole nur dasjenige, was sich ganz besonders auf ihn als Künstler und Mensch im allgemeinen bezieht. Er schreibt: Wenn ein Virtuose stirbt, sagen die Leute gewöhnlich: „hätt' er doch seine Finger zurückgelassen!" Diese machten's bei Ludwig Schunke nicht: ihm wuchs alles aus dem Geist zu und von da ins Leben. Hat er nun auch, nach dem jetzigen möglichen Ueberblick, als Componist nicht die Höhe erreicht, wie als Virtuos (die Sicherheit und Kühnheit seines Spiels, namentlich in den letzten Monden vor seinem Tode, stieg ins unglaubliche und hatte etwas Krankhaftes), so war ihm nach dieser einzigen zweiten Caprice eine fruchtbare und ruhmesvolle Zukunft zuzusichern .... Ja, ihn spielen zu hören! Wie ein Adler flog er und mit Jupiterblitzen, das Auge sprühend aber ruhig, jeder Nerv voll Musik .... Bei seinem Eingenommensein gegen Publicum und öffentliches Auftreten, was sich in etwas aus dem Verdachte, nicht genug anerkannt zu werden, herleitete und sich nach und nach bis zum Widerwillen gesteigert hatte, was natürlich auf die Leistungen zurückwirken mußte, kann man nicht verlangen, daß die, die ihn nur einmal obenhin gehört, in ein Urtheil einstimmen können, das sich auf dem Grund eines tagtäglichen Verkehrs zu so großer Erhebung herausstellte .... Ein ander Mal ruft Schumann aus: „Nie konnte der Tod eine Geniusfackel früher und schmerzlicher auslöschen als diese" (Neue Zeitschrift II, 156). Ein Rondo (Op. 15) erschien noch um 1847, es ist nur L. Schunke gezeichnet und wird ebendort XXVII, 44 als eine altmodische und prosaische Clavierpiece bezeichnet. Wahrscheinlich vom Vater oder den Brüdern aus seinen Jugendarbeiten entnommen und wie gewöhnlich zum Schaden des Autors ans Tageslicht gezogen. Eine anziehende Schilderung seines Lebens in Leipzig findet man auch in Jansen's Davidsbündler (Leipzig 1883, S. 123).

Ernst S., zweiter Sohn Gottfried's und Bruder Louis', war zu Kassel am 6. Mai 1812 geboren und ein würdiger Schüler seines Vaters. Schon als Knabe reiste er in Gemeinschaft mit Vater und Bruder, und man wollte wissen, daß er seinen Vater als Hornist in den Hintergrund stelle. Die große Jugend that das Uebrige, um den Enthusiasmus des Publicums zu steigern. Er wurde später Kammermusikus an der Hofcapelle in Stuttgart.

Von Gottfried's acht Kindern widmeten sich noch Adolph (geboren 1821 in Stuttgart, Violoncellist) und Hugo (geboren 1823 ebendort, Violinist) der Musik, und zeigte Letzterer besonders großes Talent, doch ist von Beiden nichts weiter bekannt.

Karl S., ein Sohn des Andreas, 1811 in Berlin geboren und am 28. April 1879 ebendort gestorben, widmete sich wie sein Vater dem Waldhorn und trat im J. 1820 bereits öffentlich mit seinem Bruder Julius in einem Concerte seines Vaters in Berlin auf. 1827 wurde er Kammermusiker an der dortigen Opernhauscapelle und bei Gründung der Hochschule für Musik Lehrer an derselben. Die Allgem. Musikztg. in Leipzig erwähnt seiner als Virtuose vom Jahre 1830 ab unzählige Male; das letzte Mal im Jahre 1843. Sein oben erwähnter Bruder Julius sagte der Musik im J. 1831 ab und wurde Schauspieler.

Hermann S., der jüngste Sohn Andreas', ist seit 1856 Waldhornist an obiger Capelle in Berlin.

Karl S., ein Sohn von Michael und Pianist, war 1801 in Magdeburg geboren und starb am 16. December 1839 zu Paris. Er war ein Schüler Ferdinand Ries', begab sich nach vollendeter Ausbildung als Claviervirtuose auf Reisen und wurde in Paris zum Pianisten der Königin von Frankreich ernannt. Seine Virtuosität setzte man derjenigen Kalkbrenner's an die Seite und auch in Hinsicht seiner Compositionen bewegte er sich in demselben seichten Fahrwasser. Nur allzusehr huldigte er dem Pariser oberflächlichen Musikgeschmacke und verzettelte seine Zeit mit Rondos und Phantasieen über beliebte Opernthemata. Die Musikverzeichnisse von Hofmeister weisen fünfzig Opuszahlen mit solchen Erzeugnissen auf.

Schilling's Musiklexikon. — v. Ledebur's Tonkünstlerlex. u. a.

Rob. Eitner.

Schuolmeister von Ezzelingen heißt in der großen Heidelberger Liederhandschrift ein höchst origineller Spruchdichter und Minnesänger aus der Zeit Rudolf's von Habsburg, den man mit einem 1279—81 urkundlich in Eßlingen nachgewiesenen magister Henricus rector scholarum seu doctor puerorum zu identificiren pflegt; dieser Schulmeister Heinrich hat spätestens bis 1289 gewirkt, in welchem Jahre sein Nachfolger Conrad zuerst erscheint. Bei der geflissentlich gewagten und würdelosen Haltung der Sprüche des Schuolmeisters ist es mir freilich sehr zweifelhaft, ob wir es mit einem Mann in Amt und Würden zu thun haben; mir scheint es glaublicher, daß der Dichter ein vagirender Cleriker aus Eßlingen war, dem der Spitzname „Schulmeister" von andern Fahrenden lediglich seiner lateinischen Bildung wegen beigelegt wurde. Der S. ist in erster Linie politischer Dichter, auf diesem Gebiete einer der wenigen Nachahmer Walther's, von dem er nicht nur zwei Töne, sondern auch ein bekanntes Bonmot auf einen geizigen Fürsten übernimmt. Die Zielscheibe seiner durchweg polemischen Sprüche ist ausschließlich Rudolf von Habsburg, dessen in den Augen des Fahrenden unverzeihlichsten Fehler, die unmilte, er ebenso wie der Stolle und der Unverzagte in einem anapherreichen Spruch, aber weit giftiger und haßerfüllter geißelt. Die sieghaften Fortschritte Rudolf's erbittern ihn um so mehr, als ihm dieser mehr eine Vogelscheuche denn ein Königsadler, dies Sinn=

bild der Freigebigkeit, scheint. Erstaunt und ergrimmt über die Erfolge des Königs läßt er ihn, einen ältern Ausruf Bischof Heinrich's von Basel variirend, mit Gott und Teufel streiten und spricht ihm als Schiedsrichter zwar den Himmel ab, aber den Besitz der Hölle zu, da er viel schlimmer als der Teufel selbst sei. Auch die Gleichgültigkeit Rudolf's gegen Italien und Karl von Anjou ist dem verdrossnen Parteimann nicht recht, wirkt auf ihn wie Feigheit. Die bürgerlichen Vorzüge des Königs, Vorsicht, praktischer Sinn für das Erreichbare, Klugheit, schwunglose Nüchternheit und Sparsamkeit, sind ihm Philistertugenden, des Reichsoberhauptes nicht würdig. Es mag aus dieser Stellungnahme, abgesehen von dem Groll des enttäuschten Fahrenden, auch der Zorn altghibellinischer Gesinnung sprechen, wie ungleich ernster aus Dante, einer Gesinnung, die es Rudolf nicht verzieh, daß er die Hohenstaufen nicht rächte, daß er ihrer gewaltigen Auffassung des Kaiserthums so ganz untreu ward. Jedesfalls war es nicht der Standpunkt der Reichsstadt Eßlingen, den der S. vertrat: sie hatte sich, zumal seit den achtziger Jahren — und die nicht genau datirbaren Sprüche des Schulmeisters sind zum Theil gewiß erst in diesen entstanden — der steten Hülfe und Freundschaft des Königs zu erfreuen; auch das mag dagegen zeugen, daß der Dichter seßhafter Eßlinger Bürger war.

Der S. ist ein ungewöhnlich realistischer Beobachter, der sich seine Bilder aus der Umgebung ohne Scheu herausgreift; Geist und Talent ist ihm nirgends abzusprechen; seine flotte Keckheit läßt manches verzeihlich erscheinen, was gegen den guten Geschmack verstößt. Er gehört in dichterischem Charakter zunächst an den Tannhäuser heran, der wol gleichfalls Cleriker war und gleichfalls keinen Sinn für die eigene Würde besaß. Aber freilich, es geht über alles in der Lyrik des 13. Jahrhunderts Erhörte hinaus, wenn der S. seine geschlechtliche Unfähigkeit zum Thema eines frech spaßenden Gedichtes macht. Da ist es kein Wunder, daß in seinen Liebesliedern das Gemüth nicht zu Worte kommt: Naturschilderung, wie sie der schwäbische Minnesang liebt, aber pointirter und gerade darum wirkungsloser, mehr oder weniger geglückte Bilder und Personificationen, der witzelnde Wunsch, die Geliebte möchte seine Blöße durch ihre Umarmung kleiden, die prickelnde Uebertreibung eines auch sonst geläufigen Wunsches, all dies Flitterwerk kann nicht darüber hinweg täuschen, daß der Dichter mit der bewußten Sucht, Neues zu bringen, aber nicht mit dem Drange eines empfindenden Herzens, nicht einmal mit der harmlosen Lust, sich in der Modedichtung zu versuchen, an seine Minnelieder herantrat.

v. d. Hagen's Minnesinger II, 137 ff.; IV, 448 fg. — Pfaff, Geschichte der Reichsstadt Eßlingen, S. 38 fgg.; Ergänzungsheft S. 14. — Germ. 33, 51.

Roethe.

Schupart: Johann Gottfried S. wurde am 22. October 1677 zu Heinsheim in der fränkischen, jetzt zum Königreich Württemberg gehörigen Grafschaft Limburg geboren, wo sein Vater Johann Friedrich S. Prediger war. Ueber den Tod seiner Mutter Marie Euphrosine, geb. Hörner, existirt noch ein Leichengedicht (gedruckt Gießen 1723). — S. studirte zu Jena, vorzugsweise Orientalia unter Danz, daneben Theologie unter Valentin Veltheim (bekannt aus seinem Streit mit Pufendorf). Er wurde Magister, dann Adjunct der philosophischen Facultät und hielt philologische Collegien. 1703 folgte er einem Rufe als gräflich Hohenlohescher Pastor und Consistorialrath nach Pfedelbach; fünf Jahre später siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Heilbronn über. 1721 wurde er nach der pietistischen Universität Gießen als dritter Professor der Theologie, Superintendent der Diöcese Alsfeld und Consistorialassessor berufen. Noch in demselben Jahre erschien er als Abgeordneter Gießens bei dem Univer-

sitätsjubiläum zu Rinteln. 1727 führte ihn ein gleicher Auftrag nach Marburg. 1729 wurde er, ohne indessen Doctor der Theologie zu sein, professor primarius und erster Superintendent. Im folgenden Jahr zum Rector gewählt, starb er während einer Badecur in Schwalbach am Schlagfluß und wurde auch dort beerdigt. — In die Jenenser Periode gehören einige Dissertationen zur jüdischen Geschichte: „De secta Karaeorum"; „De anno jubilaeo Hebraeorum ejusdemque juribus, annexa defensione contra Rich. Simonem"; „De ritibus lapidationis Hebraeorum"; „Rabbinismus philologiae sacrae ancillans". In die Gießener Periode gehören: seine Antrittsrede „Gregorius Nazianzenus, cognomento Theologus, Theologis ad imitandum propositus"; eine Grabrede auf den berühmten Pietisten Joh. Heinrich Mai: „Monumentum Sionis saeculi nostri", nebst ausführlichem Verzeichniß seiner Werke, 1723; „Diss. exeg. theol. de gratia Pauli ad ministerium data, Galat. I, 15", 1728; „Confessio Augustana per Tridentinos patres non triumphata, sed triumphans" und „Progr. de fide per confessionem vocali, occasione jubilaei sec. Aug. Conf. exhibit.", 1730. — Bedeutung hat S. durch seinen Streit mit Joh. Wilh. Petersen: Seit dem Jahre 1695 hatte der Pietismus die unbestrittene Herrschaft an der Universität Gießen gehabt. Petersen hatte hier studirt, dann selbst Vorlesungen gehalten. Auch während seines späteren bewegten Lebens blieb er in steter Verbindung mit der hessischen Geistlichkeit. Seine schwärmerischen Ideen, insbesondere der von ihm und seiner Frau ausgebildete Chiliasmus, fanden hier großen Anklang und wurden lebhaft besprochen. Das veranlaßte S. für ein collegium disputatorium, welches er leitete, ein Programm unter dem Titel „De chiliasmo Nepotis" zu veröffentlichen. Anscheinend war hier nur das rechte auf christlicher Liebe beruhende Disputiren empfohlen; thatsächlich aber hatte S., indem er die Argumente rühmte, mit denen einst der Alexandriner Bischof Dionysius den Chiliasten Nepos widerlegt hatte, alle neueren Schwärmer angegriffen. Weigel, Böhme und Dippel waren auch namentlich angeführt. Es war ein gewagter Schritt, denn selbst unter seinen nächsten Collegen erfreute sich Petersen großer Sympathieen. Sofort erschien in Frankfurt eine anonyme Gegenschrift „Apologia Nepotis", welche im Land einen reißenden Absatz fand. Der Regierung war indessen schon längst die zunehmende schwärmerische Bewegung bedenklich geworden. Ein Edict vom 20. October 1724 ließ sämmtliche Exemplare jener Schrift confisciren und erneuerte die Censur für alle theologischen Publicationen. Ein Pfarrer Stier aus Schupart's Diöcese wurde als muthmaßlicher Verfasser in Untersuchungshaft gebracht. Es stellte sich aber heraus, daß er die Schrift nur verbreitet hatte. Durch zwei deutsche Schriften, welche im folgenden Jahr gegen S. und seinen Collegen Rüdiger erschienen, gab sich Petersen selbst als Verfasser kund. Nach längerem Zögern veröffentlichte S. 1727 auf die Aufforderung der Regierung hin eine Entgegnung unter dem Titel „Examen apologiae pro nepote ejusve Chiliasmo, qua infrenem linguam, orthodoxorum conviciis plenam, calumniose et in dedecus sui nominis exercuit D. Joh. Wilh. Petersenius". Die Schrift, ein charakteristisches Glied jener großen pietistischen Streitlitteratur, hätte wegen ihres Reichthums an Personalnotizen mehr Beachtung verdient. S. ist bemüht, Männer wie Spener und Mai von den pietistischen Schwärmern zu scheiden; er thut sich etwas darauf zu gute, ein Orthodoxer zu sein. Sein Streit bezeichnet das Ende der Herrschaft des Pietismus an der Universität Gießen. S. dürfte überhaupt der erste deutliche Zeuge des Niedergangs der pietistischen Bewegung sein.

Kurtze Historie der vormaligen und gegenwärtigen Gelehrtheit derer Hessen von unpartheyischer Feder entworfen, Gießen 1725—1729. — Hessi-

sches Heb-Opfer theologischer und philologischer Anmerkungen I, Gießen 1734. — Joh. Georg Walch, Einleitung in die Streitigkeiten der evang.-luth. Kirche, II, 613 f. — Chr. Fr. Ayrmann, Libellum postumum de peregrinis in Hassia professoribus, Gießen 1751. — F. W. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, Bd. 14. — H. Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen II, 423 f. — Das Hanauische Magazin von 1785, VII, 58 berichtet von einer Dämonengeschichte, welche S. selbst erlebt haben will.

Bernhard Beß.

Schupp: Johann Balthasar S., vor allem als Satyriker bekannt, aber auch als praktischer Theologe und als Pädagoge von nicht geringer Bedeutung, wurde zu Gießen nach dem Eintrage im Kirchenbuche der dortigen evangelischen Gemeinde am 29. März 1610 getauft; mit diesem Datum ist die jetzt verbreitete Angabe, daß er am 1. März 1610 geboren sei, deren Ursprung nicht nachweisbar zu sein scheint, wohl sicher nicht zu vereinigen. Er stammte väterlicher- und mütterlicherseits aus angesehenen bürgerlichen Familien; sein Vater, Johann Eberhart (Ebert) Schupp, ward in den Jahren 1630 und 1640 erster Bürgermeister in Gießen; seine Mutter, Anna Elisabeth, war eine Tochter von Johannes Ruß, der in den Jahren 1601 und 1613 erster Bürgermeister war und am 1. Juli 1618 starb. Unser S. erhielt seinen ersten Unterricht in der Gießener Trivialschule und ward dann Schüler des dortigen „Paedagogium illustre", welches auch, nachdem aus ihm im J. 1607 die Universität herausgebildet war, ein Theil derselben blieb. In seinem 16. Lebensjahre bezog S. die Universität in Marburg, mit welcher die Gießener damals vereinigt war; am 29. December 1625 wurde er hier inscribirt. Er studirte zunächst zwei Jahre Philosophie, wobei Rudolph Goclenius und privatim auch Conrad Greber seine Lehrer waren; Goclenius führte ihn in die scholastische Philosophie von Franz Suarez und Antonius Rubio ein; hernach beschäftigte er sich besonders mit den philosophischen Schriften seines früheren Gießener Directors Christoph Scheibler, aus denen er ganze Abschnitte auswendig lernte; aber schon damals befriedigte ihn dieses Studium nicht, namentlich die damalige Logik mit ihren Subtilitäten sagte ihm nicht zu; später spottete er über diesen ganzen Betrieb der Philosophie und beklagte, seine Zeit nicht zu Besserem verwandt zu haben. Im dritten Studienjahre wandte er sich, dem Willen seiner Eltern gemäß, obschon er seiner Neigung nach lieber Jurist geworden wäre, der Theologie zu, in welcher besonders Johannes Steuber, seit 1625 in Marburg Professor der Theologie und Prediger an der Elisabethkirche, sein Lehrer wurde. Nach Vollendung des akademischen Trienniums, in seinem 19. (nicht 18.) Jahre, trat er der Sitte jener Zeit, aber auch eigenem Wissenstriebe folgend, eine akademische Reise an, die ihn meistens zu Fuß durch den größten Theil von Deutschland, nach Preußen, nach Livland, Esthland, Polen und Dänemark führte, und während welcher er auf den berühmtesten Universitäten länger oder kürzer verweilte; er lernte überall Land und Leute kennen, trat zu hervorragenden Gelehrten in persönliche Beziehung und sorgte für seine weitere Ausbildung überhaupt und namentlich auch in der Theologie. Mehrfach mußte er dabei der Kriegswirren wegen seinen Reiseplan ändern; auch sonst hatte er unter ihnen zu leiden und mancherlei Abenteuer zu bestehen; doch entging er glücklich allen Gefahren. Unter den Gelehrten, die einen nachhaltigeren Einfluß auf ihn gewannen, ist der berühmte Professor der Beredsamkeit Samuel Fuchs in Königsberg (vgl. Jöcher II, Sp. 793) zu nennen; S. selbst gedachte später ganz besonders auch seiner Rostocker Lehrer, namentlich des Professors der Poesie Petrus Lauremberg (s. A. D. B. XVIII, 59), des Theologen Johann Cothmann

(s. A. D. B. IV, 518) und des Juristen Thomas Lindemann (s. A. D. B. XVIII, 679), bei welchem er wohnte und seinen Tisch hatte; unter dem genannten Lauremberg promovirte er im J. 1631, 21 Jahre alt, zum Magister, wobei er „primum locum" hatte, was ihn damals nicht wenig mit Stolz erfüllte. Er begann auch in Rostock Vorlesungen zu halten; als aber am 15. October 1631 die kaiserliche Besatzung in Rostock vor den Schweden und Mecklenburgern capitulirte, mußte er Rostock verlassen; und unter mancherlei Beschwerden reiste er nun über Lübeck, Hamburg und Bremen nach Gießen zurück. Gegen Ende des Jahres wird er hier nach ungefähr dreijähriger Abwesenheit wieder eingetroffen sein. Schon im J. 1632 erhielt er vom Landgrafen Georg II. die Erlaubniß, in Marburg Vorlesungen zu halten; zugleich bestellte ihn derselbe zum Director und stipendiarius maior des in Marburg eingerichteten collegium und exercitium oratorium. S. mag in diesen oratorischen Uebungen etwas zu viel Politik getrieben haben; denn im December 1632 läßt der Landgraf ihn durch den Professor und Pädagogiarchen Joh. Heinr. Tonsor ermahnen, er möge nur solche Themata behandeln lassen, die dem Verständnisse seiner Schüler gemäß wären, und sich hüten, Fragen zu stellen, die den Ständen des römischen Reiches präjudiciren möchten oder sich auf die Ursachen und Streitigkeiten des jetzigen Krieges bezögen. Im Wintersemester 1633 auf 1634 lehrte S. in Gießen, wohin die Universität damals zeitweilig wieder verlegt ward; aber er scheint an seiner Thätigkeit hier keine rechte Befriedigung gefunden zu haben, und so unternahm er denn im Frühjahr 1634 als Begleiter eines jungen hessischen Adligen Rudolph Wilhelm Rauw v. Holzhausen eine zweite Studienreise, die ihn über Köln nach den Niederlanden führte. Am 3. Juni 1634 ließ er sich mit dem genannten Holzhausen und dessen Famulus Rudolph Kebel in Leiden immatriculiren. Er hörte hier wieder Vorlesungen und verkehrte u. a. mit dem berühmten Claudius Salmasius und Marcus Zuerius Boxhorn, dem Professor der Beredsamkeit; hingegen konnte er Daniel Heinsius, der für den größten Gelehrten seiner Zeit galt, nicht zu sprechen bekommen, da dieser ihn für einen Verwandten des Caspar Scioppius in Italien hielt. In Amsterdam, wo sie auch länger verweilten, machte S. die Bekanntschaft von Johann Gerhard Voß und Caspar Barläus, den dortigen Gymnasialprofessoren. Mehr noch als dieser Umgang mit einzelnen hervorragenden Gelehrten wurde der ganze Aufenthalt in Holland für Schupp's Urtheil über staatliche und kirchliche Verhältnisse von Bedeutung; seinen freien Blick und seine vorurtheilsfreie Auffassung aller Verhältnisse dankt er nicht zum mindesten dieser Reise. Als er nach etwa einem Jahre 1635 wieder in seine Heimath zurückkehrte, dachte er selbst zunächst an eine Wirksamkeit als praktischer Theologe; aber auf den entschiedenen Wunsch der Universität wurde er, obwohl erst 25 Jahre alt, da die Professur der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg durch die Versetzung des Professors Theodor Höpingk als Syndicus nach Friedberg vacant geworden war, vom Landgrafen in diese Professur berufen. S. hat die nächsten elf Jahre seines Lebens (1635—1646) in dieser akademischen Thätigkeit zugebracht. Er wußte die Studenten durch sein persönliches Interesse für sie und durch die lebendige, aller Steifheit und Pedanterie abgewandte Weise seines Vortrags und seines Verkehrs mit ihnen auch mit Eifer für ihre Studien zu erfüllen, und das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern ward ein für beide Theile förderliches. Am 9. Mai 1636 verheirathete sich S. mit Anna Elisabeth, der einzigen Tochter des schon im J. 1617 verstorbenen Professors der Geschichte und Beredsamkeit in Gießen Christoph Helwig (s. A. D. B. XI, 715), mit welcher er in einer überaus glücklichen Ehe lebte, in welcher er Vater von fünf Kindern wurde. Im J. 1638 gab er das Theatrum historicum seines Schwiegervaters,

zuerst erschienen 1616, ein für den Unterricht in der Geschichte damals sehr nützliches Hülfsmittel, neu heraus; die pädagogischen Ansichten Helwig's, in welchen dieser mit Ratich und Jungius dasselbe Ziel verfolgte, hat S. sich auch immer entschiedener angeeignet und weiter ausgebildet. Es trat das damals zunächst schon in der Art hervor, wie er seine Zuhörer zur Beredsamkeit anleitete, wobei er vom pedantischen Herkommen sich völlig lossagte; er wandte dabei eine neue Methode an, die er auch noch später, als er bedauerte, der Sitte gemäß alle diese Uebungen nur in der lateinischen Sprache gehalten zu haben, für besonders nützlich hielt. Oratorische Uebungen stellte er auch privatim auf seinem „Avellin", seiner ländlich gelegenen Sommerwohnung vor Marburg, mit Studenten an. Von der Beliebtheit, deren er sich bei seinen Collegen erfreute, und dem Erfolge seiner Arbeit zeugt das Schreiben vom 12. December 1638, in welchem sich die gesammte Universität beim Landgrafen dafür verwandte, daß ihm sein bisheriges kleines Gehalt von 140 Gulden jährlich verbessert werde, und die Antwort des Landgrafen vom 17. Januar 1639, durch welche ihm vom Beginn des Jahres 1639 an jährlich eine persönliche Zulage von hundert Gulden und für die vergangene Zeit noch außerdem fünfzig Gulden angewiesen wurden; S. wird in dem Schreiben der Universität als ein rarum ingenium bezeichnet und in beiden Schreiben ist von seinem Fleiße und seinem Eifer in der anerkennendsten Weise die Rede. Im folgenden Jahr (1640) übertrug ihm der Landgraf die Ausarbeitung eines größeren lateinischen Geschichtswerkes über seine eigene Regierung und über die seines Vaters, des im J. 1626 verstorbenen Landgrafen Ludwig V. Damit S. für diese Arbeit Muße gewinne, verfügte der Landgraf in einem Schreiben vom 29. September 1641 an die Universität, daß S. zwar seine öffentlichen Vorlesungen beibehalten und dafür sorgen solle, daß die studirende Jugend in geeigneter Weise zum Studium der Beredsamkeit und Geschichte Gelegenheit habe, daß er aber während zweier Jahre nicht verbunden sein solle, seine ordentlichen Lectionen genau zu halten; in einem weitern Schreiben vom 29. October 1641 an S. selbst bewilligte er ihm einen besonderen Amanuensis für diese Arbeit und ordnete außerdem an, daß ihm eine für jene Zeit wohl nicht geringe „fürstliche Recompenß" jährlich geliefert werden solle, nämlich zwölf Klafter Holz und zwei Stück Wild sammt einer Sau. Wie S. über seine Zeit und den Landgrafen Georg II. dachte, ersehen wir aus einer im Jahre 1638 öffentlich gehaltenen Rede, in welcher er den Landgrafen feierte, aber auch die Schrecken der Kriegszeit lebhaft schilderte; die Rede wurde von ihm unter dem Titel „Hercules togatus" 1640 herausgegeben. Uebrigens kam er mit dem Geschichtswerk nicht zu Stande; vor allem die traurigen Zeitverhältnisse, — Krieg und Pest wütheten, es mangelte mitunter am Lebensunterhalt, mehrfach mußte er Marburg verlassen, — sodann aber auch seine vielfachen anderen Arbeiten werden neben der Schwierigkeit der Aufgabe selbst, eine Geschichte der eigenen Zeit zu schreiben, dabei in Betracht kommen. Mehrfach hatte er das Decanat zu verwalten, einmal auch das Prorectorat. Es kam hinzu, daß er gerade um diese Zeit aus der philosophischen in die theologische Facultät übertrat und ernsteren theologischen Studien, bei denen ihn aber die Richtung auf das Praktische immer mehr leitete, sich zuwandte; im J. 1641 ward er Licentiat der Theologie; nach dem Tode Steuber's ernannte ihn der Comtur des Deutschen Ordens in Hessen im Jahre 1643 zum Prediger an der Elisabethkirche, welches Amt er nun neben seinem akademischen verwaltete; im J. 1645 promovirte er zum Doctor der Theologie. So wurden ihm denn die ihm zur Ausarbeitung des hessischen Geschichtswerkes übergebenen Acten wieder abgefordert, gerade rechtzeitig, um nicht bei der Eroberung Marburgs durch die Schweden am 2. November 1645 und die darauf folgende Plünderung der

Stadt mit verloren zu gehen. S. verlor damals seine ganze Habe; auch seine Bücher und Manuscripte und sein Gartenhaus verbrannten. Es ist begreiflich, daß er unter diesen Umständen der Berufung als Hofprediger und Consistorialrath nach Braubach, die von dem Bruder Georg's, dem Landgrafen Johann von Hessen-Braubach, im J. 1646 an ihn erging, Folge leistete. Er hat auch hier viel Schweres zu erleben gehabt, aber als Hofprediger wußte er sich durch seine Freimüthigkeit und seine Tüchtigkeit das volle Vertrauen seines Fürsten zu erwerben. Dieser traute seiner Geschicklichkeit auch in politischen Dingen so viel zu, daß er ihn zu seinem Bevollmächtigten für die Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster ernannte. S. ging im April 1648 nach Osnabrück; sein Briefwechsel aus dieser Zeit mit dem Landgrafen Johann, der jetzt veröffentlicht ist, läßt die Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe erkennen, zugleich aber auch, daß sich der Landgraf in ihm nicht geirrt hatte. S. wußte sich bei den hohen Diplomaten und namentlich bei dem Grafen Johann Oxenstierna, dem schwedischen Gesandten, eine geachtete Stellung zu verschaffen, ohne sich als Theologe etwas zu vergeben; Oxenstierna machte ihn sogar zum Prediger der schwedischen Gesandtschaft. Die Ansprüche des Landgrafen hat er siegreich verfochten und diesem dabei in seinen Briefen manchen Rath ertheilt und es offen ausgesprochen, wenn er das Verhalten des Landgrafen mißbilligte. Mehrfach hat er von Osnabrück aus in Angelegenheiten des Landgrafen und Oxenstierna's Reisen unternommen; auf einer Reise nach Wismar kam er auch nach Hamburg, wo damals das Pastorat (Hauptpastorat) zu St. Jacobi durch den am 16. Juli erfolgten Tod des Severin Schlüter (s. A. D. B. XXXI, 616) erledigt war. Hier wünschte der Kirchenvorstand zu St. Jacobi ihn für diese Stelle zu gewinnen und wußte gegen die bestehende Sitte es dahin zu bringen, daß S. in Hamburg unter Zustimmung des Rathes am Dienstag, den 5. September 1648, zunächst einmal eine Probepredigt hielt; der Senior D. Johannes Müller, der ihm das Zeugniß gab, daß er orthodoxus in doctrina et religione sei, hat ihm seine eigene Kanzel dazu eingeräumt. S. dachte schon damals nicht mehr an Rückkehr in sein Amt in Braubach; doch hinderten ihn zunächst seine übernommenen Verpflichtungen für die Friedensverhandlungen und seine Stellung bei der schwedischen Gesandtschaft, ein anderes Amt anzunehmen. Als am Sonnabend, den 14. October 1648 (stili veteris, wie alle Daten in diesem Artikel), die Unterzeichnung der Friedensinstrumente endlich geschehen war, mußte S. auf Geheiß Oxenstierna's sogleich am folgenden Tage die Dankespredigt halten. Er that es zu großer Befriedigung der protestantischen Fürsten und Stände. Da jedoch noch lange nicht alles bis ins Einzelne geregelt war, mußte er noch in Münster bleiben und seine Familie sehr gegen seinen Wunsch weiter in Braubach lassen, wo ihr allerlei Unannehmlichkeiten bereitet wurden. Die Verhandlungen mit Hamburg gingen inzwischen fort; auf Schupp's Wunsch schrieb sogar der Landgraf Johann zu seiner Empfehlung dorthin, und Bürgermeister und Rath der Stadt Hamburg antworteten am 8. December 1648 dem Landgrafen, sie hätten sein Schreiben den Herren des Kirchspiels zu St. Jacobi zugestellt, die bei künftiger Wahl sich gebührend desselben zu erinnern wissen würden. Offenbar war in Hamburg die Verzögerung der Sache manchen unlieb, und Schupp's Gönner hier hatten wohl deshalb keinen leichten Stand. Es ist dann auch bei Schupp's schwedischen Freunden geplant worden, er solle als Domprediger und Superintendent der Landgemeinden nach Bremen gehen; andererseits begehrte ihn die geistliche und evangelische Ritterschaft des Hochstiftes Münster zum Generalsuperintendenten und stellte ihm eine höhere Einnahme in Aussicht, als in Hamburg seiner wartete. Er selbst sagt: „Wegen Education meiner Kinder und anderer Commoditäten halber deuchte mich, es sei

ein Pastorat zu Hamburg besser, als anderswo ein großer Titel"; doch stellt er den Ausgang der Sache Gott anheim. Als dann in Münster die Friedensinstrumente nach geschehener Ratification ausgetauscht waren, gestaltete sich die Predigt Schupp's am darauffolgenden Sonntage — es war der Sonntag Quinquagesimä, der 4. Febr. 1649, an welchem er über das gewöhnliche Evangelium aus Lucä 18 predigte, — wieder zu einer Art Dankespredigt; er ermahnte in ihr die Fürsten, nachdem nun wieder die Eintracht unter ihnen hergestellt sei, sich gemeinsam gegen die Türken zu wenden, was den venetianischen Gesandten Contarini zu der Aeußerung über ihn veranlaßte: illum oportet esse hominem insigniter bonum, oportet habere cor vere catholicum. Zwei Tage vorher, am 2. Februar 1649, war S. zu Hamburg einstimmig gewählt worden; im Vocationsschreiben, das am 3. Februar an ihn abging, ward der Wunsch ausgesprochen, er möge sich am Freitag vor Palmarum, also am 16. März, in Hamburg einstellen; gleichzeitig schrieb der Senat zu Hamburg an die königlich schwedische Legation zu Münster und bat um seine Entlassung. S. nahm den Ruf an und erhielt die erbetene Entlassung. Er ging nun zunächst nach Braubach zu seiner Familie. Um diese Zeit ward ihm, als er von Darmstadt, wohin er gegangen war, um sich persönlich vom Landgrafen Georg zu verabschieden, wieder nach Braubach reiste, unterwegs in Frankfurt ein Berufungsschreiben an die evangelische Gemeinde zu Augsburg überbracht, dem eine Abschrift eines Schreibens an den Rath zu Hamburg beilag, in welchem dieser darum ersucht wurde, ihn den Augsburgern zu überlassen. Der Ruf nach Augsburg hatte für S. viel Verlockendes; vor allem wäre ihm lieb gewesen, dort die Arbeit seines Schwiegervaters Helwig zur Verbesserung des Schulwesens (vergl. über dieselbe A. D. B. XI, 717) wieder aufnehmen und fortführen zu können. Den Ausschlag gab für ihn schließlich, daß er den Hamburgern schon zugesagt habe, obschon eine „vornehme, gottesfürchtige gräfliche Dame" (wahrscheinlich die seit 1627 verwittwete Gräfin zu Lippe, Marie Magdalene, geborne Gräfin zu Waldeck), die er um Rath gefragt hatte, ihm antwortete, sie befürchte, daß ihn die Rosenobel und Ducaten nach Hamburg zögen, „allein ich sorge, ihr werdet in eurer Hoffnung betrogen werden, und wenn ihr die Augsburger verlasset, so wird es euch an Kreuz und Trübsal nicht ermangeln". Leider traf ihre Weissagung in Bezug auf Kreuz und Trübsal ein. Da in seiner Familie eine pestartige Krankheit ausgebrochen war, verzögerte sich seine Abreise nach Hamburg um einige Monate; erst im Juli siedelte er hierhin über; am Freitag, den 20. Juli 1649, ward er vom Senior Müller in sein neues Amt eingeführt. S. hat in Hamburg zwölf Jahre gewirkt, und diese Zeit ist die wichtigste seines Lebens; er trat in sie ein als ein Mann, der reiche Erfahrungen gemacht und mit dem Leben in der Welt bekannt war wie selten einer; dabei hatte er sich über alles, was die Zeit bewegte, seine bestimmten Ansichten gebildet, die durchweg gegründet waren auf seiner evangelischen Lebensanschauung, und es durchdrang ihn ein großer Eifer, dahin zu wirken, daß mit dem christlichen Glauben im Leben voller Ernst gemacht werde. Aus diesem Grunde hat man ihn nicht ganz mit Unrecht einen Vorläufer Spener's genannt, so wenig diese Bezeichnung auch sonst auf ihn paßt. Er war nicht eigentlicher Gelehrter, obschon er ein reiches Wissen hatte, sehr belesen war und ein außerordentliches Gedächtniß hatte. Seine Gabe lag auf der Seite einer Wirksamkeit ins Große und auf das Volk. So war er ohne Frage der rechte Mann für das Amt, in welchem er stand. Ein Pastor (jetzt Hauptpastor genannt) in Hamburg zu sein galt für eine der angesehensten Stellungen, die ein lutherischer Theologe haben konnte; und S. war sich der Bedeutung und Verantwortlichkeit seiner Stellung voll bewußt. Sein Amt ließ ihm Zeit zu litterarischer Thätigkeit; und es ist nicht zufällig, daß er, der

früher mit geringfügigen Ausnahmen nur lateinische Schriften herausgegeben hatte, nun die deutschen Schriften erscheinen ließ, die ihm einen bleibenden Namen in der Geschichte der deutschen Litteratur sichern. Zunächst freilich beschränkte er sich auf seine amtliche Thätigkeit. Er hatte dreimal jede Woche zu predigen, am Sonntag, am Mittwoch und am Freitag; zeitweilig hielt er auch noch am Donnerstag eine Betstunde. In seinen Predigten griff er nicht, wie das vielfältig geschah, Juden, Katholiken, Calvinisten und Atheisten an, sondern er strafte die Sünden und Thorheiten der Hamburger; dabei war seine Rede keine steife und gelehrte Abhandlung, sondern frisch und volksmäßig, treuherzig und anpackend; er scheute sich nicht, auch auf der Kanzel durch Beispiele aus dem Leben, durch kleine Geschichten und Anekdoten, ja selbst durch Witze die Zuhörer zu fesseln und so sein Wort eindringlicher zu machen. Durch diese vom Herkömmlichen sehr abweichende Weise machte er großes Aufsehen; der Zulauf zu seinen Predigten nicht nur aus seiner eigenen Gemeinde, sondern auch aus den anderen Kirchspielen und theilweise von weither, war ein gewaltiger, so daß man für Vermehrung der Kirchstühle sorgen mußte, „dafür die Kirche viele Tausend einnahm". Aber S. erweckte sich durch seine Predigtweise auch viele Feinde; da wollten solche, die sich durch seinen offenen Tadel ihrer Lebensweise getroffen fühlten, ihm das Recht, so auf das wirkliche Leben einzugehen, nicht zugestehen; andere, und unter diesen waren auch viele seiner Collegen, fanden die Form seiner Predigten ungehörig und mit dem Ernste einer Predigt unvereinbar. So zeigte sich schon bald, daß er nach links und nach rechts zu kämpfen haben werde. Dazu traf ihn schon im ersten Jahre in Hamburg der Verlust seiner Frau, die am 12. Juni 1650 starb; am 10. November 1651 schloß er eine zweite Ehe mit Sophie Eleonore Reincking, der Tochter des dänischen Kanzlers Theodor Reincking in Glückstadt. Daß Johann Rist in Wedel diese beiden Familienereignisse mit einem theilnehmenden Gedichte beehrte, zeigt uns, daß S. schon damals mit ihm in Verbindung stand. Von seiner zweiten Ehe wurde erzählt, daß sie keine glückliche sei; doch gehört das wahrscheinlich zu den vielen Verleumdungen, die seine Gegner bald über ihn verbreiteten und in denen sie auch sein häusliches Leben nicht schonten. Mit dem Jahre 1654 beginnt dann, so viel wir sehen, Schupp's deutsche schriftstellerische Thätigkeit; die erste Schrift, deren Entstehungszeit sicher bekannt ist, ist „Der lobwürdige Löw", ein Glückwunschschreiben an seinen Freund Marcus Pensin in Stade zu dessen am 30. Januar 1654 erfolgten Vermählung mit der Tochter des Oberalten zu St. Jacobi in Hamburg Hinrich Schwelund. Es folgen „Der rachgierige Lucidor", dann die am 4. Juli 1656 gehaltene Predigt über das dritte Gebot „Gedenk daran Hamburg", die einzige Predigt, die S. als solche selbst hat drucken lassen, während sich werthvolle Auszüge aus seinen Predigten auch in andern Schriften von ihm befinden; sodann das „Sendschreiben an einen vornehmen Cavallier", das er unter dem Pseudonym Ambrosius Mellilambius etwa Ende Mai 1657 schrieb, und „Ein holländisch Pratgen" vom 21. Juni 1657. Außer diesen Schriften muß, wie sich aus den Verhandlungen des Ministeriums mit ihm ergibt, auch „Der geplagte Hiob" schon vor Michaelis 1657 erschienen sein, obschon der erste bekannte Druck desselben aus dem Jahre 1659 (Nürnberg, gedruckt durch Michael Endter) stammt. Im Sommer 1657 hatte er auch zu Copenhagen eine kleine lateinische Schrift drucken lassen, in welcher er als Anhang den sogenannten 151. Psalm und den fälschlich dem Apostel Paulus zugeschriebenen Brief an die Laodicäer hatte abdrucken lassen. Diese Druckschriften von ihm lagen vor, als er Michaelis 1657 vor eine Commission des Ministeriums (der lutherischen Stadtgeistlichkeit) in Hamburg gefordert wurde, die ihn im Auftrag des Ministeriums ersuchte, er möge 1) keine theologischen Schriften

unter falschem Namen, 2) keine Apokryphen drucken lassen, 3) seine Schriften dem Senior zur Censur vorlegen und 4) nicht Fabeln, Scherze und lächerliche Geschichten unter Aussprüchen der heiligen Schrift anführen. Nach dem Bericht über diese Verhandlung, der sich von der Hand des Senior D. Müller, des Vorsitzenden der Commission, in den Protokollen des Ministeriums befindet, hat sich S. nur die beiden ersten dieser Forderungen gefallen lassen und sich im übrigen seine Freiheit gewahrt, so daß man ihn schließlich nur „freundlich" bat, „intra terminos bleiben" zu wollen. Wenige Wochen später erschienen Schupp's „Salomo oder Regentenspiegel" und „Freund in der Noth", beide, auch der Salomo im ersten Druck, unter seinem Namen; beide Schriften waren, als jene Verhandlung stattfand, schon im Druck; der Freund ist am 16. August 1657 oder kurz nach diesem Tage geschrieben, der Salomo wohl schon früher; nur die „Nachschrift an den Leser" beim Salomo ist nach jener Verhandlung hinzugefügt. Daß diese Schriften nun doch herausgegeben wurden, sah das Ministerium als eine offene Kriegserklärung an, und es begann nun einen Kampf gegen S., in welchem es sachlich zwar unterlag, aber doch S. manche bittere Stunde verursachte und ihm Kraft und Freudigkeit zu weiterem Wirken raubte. Auf den Inhalt der Schupp'schen Schriften einzugehen, ist hier nicht möglich; zu ihrer Charakterisirung mag Folgendes genügen. Es sind kleine „Tractätchen", wie er sie selbst nennt, in kleinstem Format (Duodez) gedruckt, die offenbar begierig gelesen wurden, wie die vielen Drucke und Nachdrucke beweisen. Sie haben alle einen persönlichen Anlaß; S. behandelt in ihnen Fragen des öffentlichen und privaten Lebens in anziehender Weise; sie sind leicht geschrieben, ein strenger Gedankengang wird nicht immer eingehalten, allerhand Geschichten, zu einem großen Theil aus seinem eigenen Leben, werden eingefügt. Ein Unterschied ist zwischen den erbaulichen (wie die Predigt, der Hiob, später: die Krankenwärterin, die Litanei, Golgatha) und den anderen, die S. „politische Schriften" nennt, d. h. solche, die sich auf das öffentliche Leben beziehen. In den Schriften letzterer Art ist namentlich Scherz und Ernst oft sehr ergötzlich gemischt; in ihnen wird die Geißel der Satyre über öffentliche Mißstände, z. B. über den Pennalismus, über den Gelehrtendünkel, über die Sucht nach Fremdem u. s. f., geschwungen; sie sind es, die ihm neben Moscherosch, Johann Lauremberg, Rachel u. a. einen eigenthümlichen Werth geben, namentlich wegen seiner kräftigen Volksthümlichkeit. — Nachdem der „Salomo" und der „Freund" erschienen waren, beschloß das Ministerium, das Gutachten zweier Universitäten über S. einzuholen; in Zuschriften vom 12. November 1657 legte es den theologischen Facultäten in Straßburg und in Wittenberg folgende beiden Fragen vor: 1) ob einem Doctor der Theologie und Pastor einer großen volkreichen Gemeinde anstehe, daß er facetias, fabulas, satyras, historias ridiculas predige und in Druck gebe, und 2) da ein solcher die Privatadmonitiones nicht admittire, sondern mit höhnischen Lästerworten seine Collegen angreife, wie man es dann anstelle, daß er von solchen Dingen abgehalten werde. Die Antworten der Facultäten wurden die Wittenberger am 15. Januar 1658 und die Straßburger am 22. im Ministerialconvent verlesen; sie äußern sich beide hinsichtlich der ersten Frage verneinend und rathen in Bezug auf die zweite, wenn anderes nicht helfe, sich an die staatliche Obrigkeit zu wenden. S. wurde nun wieder vor eine Ministerialdeputation geladen; als er aber bat, man möge ihm die Responsa der Facultäten vorher zustellen, daß er sie widerlegen könne, ward ihm das abgeschlagen, und das Ministerium wandte sich nun an den Senat, dem aber auch S. nun eine Klageschrift gegen das Ministerium zustellte. Deputirte des Senates hatten darauf am 27. Januar eine Unterredung mit S. und verlangten von ihm, 1) er solle auf der Kanzel dieses Streites nicht ge-

denken, 2) keine satyrischen Schriften mehr in Hamburg drucken lassen, und 3) sich in der Sitzung des Ministeriums einfinden und sich in Güte mit ihm vertragen. Die beiden ersten Punkte nahm er an; betreffs des dritten verblieb er bei seiner Forderung, er wolle erst die Antworten der Universitäten sehen. Schon am folgenden Tage beschloß das Ministerium noch einmal, dieser Forderung nicht nachzugeben; zugleich ersuchte es den Senat um mündliche Besprechung in der Angelegenheit durch beiderseitige Deputirte. Eine solche fand am 10. Februar statt; der Senior ersuchte bei derselben den Senat, er möge dem Ministerium Abschrift von Schupp's Klageschrift übergeben und S. gebieten, die Fabeln, Scherze, Satyren u. s. f. aus seinen Predigten und Schriften fortzulassen, und fragte sodann an, was geschehen solle, um das verursachte Aergerniß zu heben; es scheine das Beste, daß das Ministerium eine Schrift herausgebe, in welcher die Streitfrage zur Entscheidung gebracht werde. Der Vorsitzende der Senatsdeputation verweigerte die Mittheilung der Klageschrift und versprach, über die beiden anderen Punkte im Senat zu referiren. Am 26. Februar erschien S. darauf im Ministerialconvent, wahrscheinlich auf Wunsch des Senates; auf das Verlangen, die beim Senate eingereichte Klageschrift einzureichen, antwortete er, keine Abschrift derselben zu besitzen; und betreffs der Hauptsache, daß er anders predigen und schreiben solle, erklärte er, nach Müller's Protokoll, daß er sich sein System nicht corrigiren lasse, er wolle nichts ändern, ob er gleich mit dem Bettelstabe solle davon gehen, „es wären seine Sachen supra nostram crepidam". Jedenfalls einigte man sich in der Sache nicht, wie es auch wohl nicht möglich war; aber man scheint auch ziemlich erregt auseinander gegangen zu sein. Nicht lange danach endete der Senat diese Streitigkeiten durch ein Amnestiedecret, in welchem beiden Theilen Stillschweigen auferlegt ward; es war das eine nur äußere Beendigung des Streites, die den innerlichen Gegensatz nicht überwand. S. hat in dieser Zeit nur Schriften herausgegeben, an denen nicht leicht Jemand Anstoß nehmen konnte; „Die Krankenwärterin oder Auslegung des heiligen Vaterunser, wie man es mit armen, einfältigen kranken Leuten beten kann", (geschrieben am 2. Advent 1657, erschienen 1658) und „Sieben böse Geister, welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren und verführen" (geschrieben nach dem 8. Juni 1657 und vor dem 5. April 1658, zuerst gedruckt 1658), eine Schrift, in welcher er das Gesindewesen seiner Zeit bespricht und zu bessern sucht, die zwar nicht wie die Krankenwärterin rein erbaulich ist, sondern mehr den Charakter seiner politischen Schriften hat, aber schon um ihres Zweckes willen durchaus ernst gehalten ist, wenn es auch an Fabeln und Anekdoten nicht fehlt. S. hat in diesem Tractat mehrfach in freier Weise Peter Glaser's Gesindeteufel (Leipzig 1564) benutzt, wie er auch in anderen Schriften sich manchmal die Benutzung von Arbeiten Anderer in ähnlicher Weise erlaubt hat, ohne darum, wie ihm seine Gegner mitunter vorwarfen, unselbständig zu werden; vor diesem Tadel hätte ihn schon seine ganz eigenthümliche geistreiche Art schützen sollen. Noch unschuldiger, so sollte man meinen, hätte seinen Widersachern die dritte Schrift erscheinen müssen, die er in diesen Monaten herausgab, und doch wurde sie Anlaß zu einer litterarischen Befehdung, wie sie widerlicher kaum je vorgekommen ist. Diese Schrift ist: „Der Bücherdieb gewarnt und ermahnt durch J. B. Schuppium, D."; die Widmung ist vom 14. März 1658, und da sie auf der Frankfurter Ostermesse vertheilt werden sollte, kann sie auch nur wenig später erschienen sein. S. wendet sich in ihr gegen die unbefugten Nachdrucker seiner Schriften und der von ihm wieder herausgegebenen chronologischen Arbeit Helwig's in durchaus sachgemäßer, wenn auch deutlicher Weise; und vielleicht ist diese kleine Schrift (sie umfaßt nur einen Bogen Duodez, von den 23 kleinen Seiten werden fünf durch

den Abdruck des königlich schwedischen Privilegiums für die von ihm herausgegebenen Schriften vom 19. December 1657 ausgefüllt) gar nicht für den Handel, sondern nur zur Vertheilung in Buchhändlerkreisen bestimmt gewesen. Gegen den „Bücherdieb" erschien nun im Sommer 1658 eine Streitschrift betitelt: „Der Bücherdieb Antenors, empfangen und wieder abgefertigt durch Nectarium Butyrolambium, Ambrosii Mellilambii consobrinum, der Arzneikunst Liebhabern", angeblich gedruckt zu Amsterdam bei Pieter Jansoon. In dieser Schrift, die kurz nach einander in zwei Abdrucken erschien (ein Exemplar wahrscheinlich des ersten Druckes befindet sich in der Berliner Bibliothek Bm 8530, Titel und 58 S. 12°), wird S. auf eine Weise behandelt, die geradezu unerhört ist; ihr wesentlicher Inhalt läuft auf rohes und im Grunde sinnloses Geschimpf heraus. Der Verfasser ist nicht bekannt geworden; man meint jetzt fast allgemein, daß der Senior Müller sie geschrieben habe, und daß auch S. dieser Ansicht gewesen sei. Auch das Letztere ist keineswegs sicher; S. sagt selbst (im Calender S. 94 f. des ersten Druckes), es sei nicht nothwendig, daß Butyrolambius ein Geistlicher sei, und in einer späteren Schrift vom December 1660 (in der Litanei) citirt er einen Ausspruch Müller's in einer Weise, die doch wohl nicht zu der Verachtung stimmt, mit der er gegen diesen Butyrolambius erfüllt war. Vielleicht hat S. seine Ansicht hierüber geändert; jedenfalls hat Butyrolambius von den Verhandlungen im Ministerium gewußt, doch sind seine Mittheilungen über sie eigentlich nicht zutreffend genug, als daß sie direct von Müller stammen könnten. Man wird sagen müssen, daß die Sache nicht ausgemacht sei; was für Müller als Verfasser vorgebracht wird, ist keineswegs von zwingender Beweiskraft. Nach einer alten handschriftlich vorliegenden Angabe in einer Chronik soll S. die Schrift des Butyrolambius am 31. October 1658 mit auf die Kanzel genommen und sich vor seiner Gemeinde über die ihm gewordene Behandlung beklagt haben. Im December desselben Jahres reiste er nach Wolfenbüttel; hier fand er die Muße, zwei Schriften gegen dieses Pasquill zu schreiben, eine kleinere: „Relation aus dem Parnasso" (Vorrede vom 14. December 1658, erschienen Wolfenbüttel 1658) und eine etwas ausführlichere: „J. B. Schuppii Calender" (unterschrieben am 20. December 1658, erschienen Wolfenbüttel 1659); in der letzteren, die er seinem Sohne Anton Meno, der damals in Gießen studirte, zuschreibt, wendet er sich auch vorzüglich gegen die Vorwürfe, die Butyrolambius ihm wegen seines Privatlebens gemacht hatte. Eine dritte Schrift in dieser Sache, die er in diesen beiden ankündigte und welche „Prüfung des Geistes Nectarii Butyrolambii" betitelt werden sollte, ist nicht erschienen. Die Predigt, welche er darauf am 1. Jan. 1659 hielt, war dem Ministerium wieder besonders anstößig; aber auch der Senat war der ewigen Zänkereien satt und ließ S. warnen. Als dann Schupp's Calender etwa um die Mitte Januar 1659 in Hamburg bekannt wurde, fand sich das Ministerium veranlaßt, in einer ausführlichen Eingabe vom 27. Januar, in welcher wieder alles aufgeführt wird, was es an S. auszusetzen hat, den Senat zu bitten, „solchem ärgerlichen Wesen und großer Zerrüttung unserer Kirche, wie auch dem betrübten Zustande des Ministerii nicht länger zuzusehen"; es ist nicht bekannt, welche Folgen diese Eingabe hatte; doch blieben S. weitere Unannehmlichkeiten nicht erspart. Er ließ etwa ein halbes Jahr nach jener Eingabe seine „Abgenöthigte Ehrenrettung" erscheinen, die er den sämmtlichen Mitgliedern des Senats widmete (die Widmung ist nach dem 25. Juli 1659 geschrieben; anhangsweise ist dem Buche ein Brief Schupp's an Pastor Riese in Augsburg vom 10. Januar 1659 hinzugefügt), und in welcher er die ihm gemachten Vorwürfe noch einmal eingehend widerlegte. Inzwischen war auch ein zweiter litterarischer Gegner gegen ihn aufgestanden; M. Bernhard Schmid ließ einen Discurs de republica

academica drucken (Leipzig 1659), in welchem er die Universitäten gegen die Vorwürfe vertheidigen wollte, die S. ihnen in seinem „Freund in der Noth“ gemacht haben sollte; und um dieselbe Zeit, im Frühling 1659, hatte S. gehört, daß in Leipzig sich ein dritter Gegner gegen ihn erheben wolle mit einer Schrift gegen seinen Calender. Gegen den letzten, dessen Namen wir nicht wissen, wandte sich S. in der Schrift „Eilfertiges Sendschreiben an den Calenderschreiber zu Leipzig“ (Altona 1659); gegen Schmid ließ er zunächst seine „Erste und eilfertige Antwort auf M. Bernhard Schmid's Discurs“ (Altona 1659) ausgehen; erst im folgenden Jahre kam er dazu, seine Gedanken über Schulen und Universitäten ausführlicher aufzusetzen in seinem „Ambassadeur Zipphusius“, einer Schrift, die erst nach seinem Tode von seinem Sohne Jost Burchard in Schupp's gesammelten Schriften veröffentlicht ward. Die übrigen Schriften, welche S. noch selbst herausgegeben hat, sind „Der deutsche Lucianus“ (Leipzig 1659), „Corinna oder die ehrbare und scheinheilige Hure“ (von S. herausgegeben 1660, als handschriftlich vorhanden schon erwähnt in der Eingabe des Ministeriums vom 27. Januar 1659, und dann 1659 ohne Schupp's Wissen gedruckt), „Einfältige Erklärung der Litanei“ (Lübeck 1661) und „Golgatha“ (Lübeck 1661); unter ihnen ist die Corinna die bedeutendste; sie gibt ein ungemein zutreffendes Sittenbild aus dem großstädtischen Leben jener Zeit. Die Schriften zu nennen, welche aus seinem Nachlasse von seinen Söhnen theils in der Ausgabe seiner Werke, theils einzeln herausgegeben sind, würde hier zu weit führen. Nur der Vollständigkeit wegen sei noch angeführt, daß S. auch geistliche Lieder hat drucken lassen; sie befinden sich in zwei Sammlungen, die er schon in Marburg erscheinen ließ, „Passion und Buß, auch Trost-, Bitt- und Danklieder“, Marburg 1643, und „Morgen- und Abendlieder“, Marburg s. a.; die erstere dieser Sammlungen, die 10 Lieder enthält, erschien Hamburg 1650 wieder, und dann wurden beide (zusammen 14 Lieder) Hamburg 1655 wieder abgedruckt. Einige dieser Lieder sind in die Frankfurter Praxis pietatis vom Jahre 1666 aufgenommen, einzelne dann auch in Gemeindegesangbücher; im übrigen sind sie ziemlich unbeachtet geblieben und können auf dichterischen Werth nicht gerade großen Anspruch machen. — Die vielen Widerwärtigkeiten, die ihm zu Theil wurden, blieben nicht ohne Folgen; er starb frühzeitig an einer heftigen Krankheit in seinem 52. Jahre am 26. October 1661 „mit großer und unglaublicher Freudigkeit seines Gemüthes“; seine letzten Worte waren: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ Lange Zeit ist er dann vergessen gewesen, bis in diesem Jahrhundert erst Wachler (1819) und dann Ebert (1826 und 1834) wieder die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten; heutigen Tages gilt er allgemein für einen der bedeutendsten Männer seiner Zeit.

Die wichtigste Quelle für Schupp's Leben sind seine deutschen Schriften, welche von seinem zweiten Sohne Justus Burchard zuerst Hanau 1663 herausgegeben wurden und dann in neuen Auflagen noch viermal bis zum Jahre 1719 in Frankfurt erschienen. Mehrere seiner lateinischen, aus seiner Marburger Zeit stammenden Schriften sind in deutscher Uebersetzung in diese Sammlung aufgenommen; doch rühren diese Uebersetzungen theilweise nicht von S. selbst her und dürfen deshalb nicht zur Beurtheilung seines Stiles verwandt werden. Außerdem sind in die Sammlung einige Schriften aus seinem Nachlaß aufgenommen worden. — Die Originalausgaben seiner deutschen Schriften, kleine Hefte in kleinstem Format, sind sehr selten geworden; von manchen ist der erste Druck nicht mehr nachzuweisen. Neugedruckt erschienen die Predigt „Gedenk daran Hamburg“, Berlin 1842; der „Freund in der Noth“, in den Neudrucken deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahr-

hunderts, Nr. 9, Halle 1878 (nicht nach der ersten Ausgabe und ohne die in dieser vorangehende Widmung); und „Der deutsche Lehrmeister“, eine aus seinem Nachlaß zuerst 1667 veröffentlichte Schrift, als drittes Heft der „Neudrucke pädagogischer Schriften“, herausgegeb. von Paul Stötzner, Leipzig 1891.

Molleri Cimbria literata II, 790—804. — Ziegra, Sammlung von Urkunden zur Hamb. Kirchengesch., II, 249—338, Hamburg (1764). — Nicolaus Wilckens, Hamb. Ehrentempel, S. 417—435, Hamburg 1770. — Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, IV, 673—682. — Alexander Vial, Johann Balthasar Schuppius, ein Vorläufer Spener's, Mainz 1857. — Hölting, im Programm der Casseler Realschule von 1860 und 1861. — Ernst Oelze, Balthasar Schuppe, Hamburg (1863). — K. E. Bloch im Programm der Realschule, Vorschule u. Elisabethschule zu Berlin, 1863. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., III, 451—461. — Curt Hentschel im Programm der Realschule zu Döbeln, 1876. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VII, 119 ff. — Theologische Realencyclopädie von Herzog u. Plitt, XIII, 723 ff. (vom Unterzeichneten). — Bindewald im dritten Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte, Gießen 1883, S. 101—113. — Goedeke [2] III, 234 ff. — Blätter für Hymnologie 1887, S. 18 ff. und S. 62. — Gustav Baur, Johann Balthasar Schupp als Prediger. Leipziger Universitätsprogramm 1888. — Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen; neue Folge, 2. Bd., S. 49—93, Gießen 1890. — Theodor Bischoff, Johann Balthasar Schupp, Nürnberg 1890. (Auch als Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums.) — Paul Stötzner, Beiträge zur Würdigung von Johann Balthasar Schupp's lehrreichen Schriften, Leipzig 1891. Abweichungen von den Resultaten dieser tüchtigen und beachtenswerthen Arbeit Stötzner's im obigen Artikel, namentlich auch in der Datirung einzelner Schriften Schupp's, hofft der Unterzeichnete demnächst an einem anderen Orte rechtfertigen zu können. — Eine populäre Darstellung von Schupp's Leben und Wirken veröffentlichte Gustav Baur im Hamburger „Gemeinnützigen Almanach“ auf das Jahr 1863; sie wäre werth, durch erneuten Abdruck weiteren Kreisen unseres Volkes zugänglich gemacht zu werden.

Bertheau.

Schuppanzigh: Ignaz S. wurde 1776 in Wien geboren und starb dort am 2. März 1830. Dieser Musiker, dessen Vater Professor an der Wiener Realschule war, befaßte sich in der Jugend zu seinem Vergnügen mit dem Bratschenspiel. Später ging er zur Violine über, und im Alter von 18—19 Jahren faßte er den Entschluß, sich gänzlich der Kunst zu widmen. Unter wessen Leitung er speciell das Studium der Geige betrieb, ist nicht bekannt. Als Solospieler zeichnete sich S. nicht sonderlich aus, was mit seiner unvortheilhaften Handbildung zusammenhing. Er hatte kurze, dicke Finger, die ihm für eine saubere Intonation, besonders in den höheren und höchsten Lagen, mancherlei Schwierigkeiten verursachten. Dagegen gewann er als Quartettspieler ungewöhnliche Bedeutung. Seine öffentliche künstlerische Thätigkeit begann er 1797 mit Concerten, welche im Augartensaale während der Morgenstunden von 7—9 Uhr stattfanden. Die Gründung des von ihm geleiteten Streichquartetts erfolgte aber schon 1793. Dasselbe war an den Aufführungen betheiligt, welche zu jener Zeit regelmäßig Freitags Vormittag in der Behausung des Fürsten Lichnowsky abgehalten wurden. Zu Quartettgenossen hatte S. anfangs seinen Schüler Mayseder für die zweite Geige, sowie den Bratschisten Schreiber und den Violoncellisten Anton Kraft. Für den Letzteren trat bisweilen dessen Sohn Nikolaus ein. Weiterhin übernahm Louis Sina die zweite Violine an Stelle

Mayseder's, während Schreiber die Bratsche an Franz Weiß abtrat, und Kraft mit Lincke am Violoncell abwechselte. Ein großer Gewinn war es für diesen Verband, daß Haydn demselben persönlich beim Studium seiner Compositionen rathend zur Seite stand. Mosel und Stadler waren die Instructoren für Mozart's Quartette. Endlich gab auch Beethoven den vier Genossen Fingerzeige hinsichtlich der Auffassung seiner neucomponirten Kammermusikwerke. So durch anhaltend fleißige Uebung im Zusammenspiel für die Oeffentlichkeit gründlich vorbereitet, unternahm S. mit seinen Partnern vom Winter 1804 bis 1805 stehende Quartettakademieen. Durch dieselben gab er den Anstoß zu gleichartigen, in der Folge entstandenen Unternehmungen, die bis dahin noch nirgend gebräuchlich gewesen waren.

Damals lebte in Wien ein enthusiastischer Musikfreund. Es war der kais. russische Gesandte am dortigen Hofe, Graf Andrei Kyrillowitsch Rasoumowsky, für welchen Beethoven bekanntlich die drei Quartette Op. 57 componirte. Dieser vom russischen Kaiser 1815 in den Fürstenstand erhobene Kunstmäcen gewann das Schuppanzigh'sche Quartett im J. 1808 gegen eine feste Besoldung für seine Hausmusik. Rasoumowsky, welcher Violine spielte, betheiligte sich vielfach am Quartettspiel in seinem Palais durch Uebernahme der zweiten Stimme. Wollte er zuhören, so war Mayseder sein Stellvertreter. Die Bratsche blieb wie bisher in den Händen von Weiß, und Lincke versah den Platz am Violoncell allein, denn Kraft war nicht dabei betheiligt. Neben ihrer Thätigkeit in Rasoumowsky's Hause veranstalteten die Genannten auch öffentliche Quartettaufführungen.

Als dieser Künstlerverband sich 1816 oder 1817 auflöste, gewährte Rasoumowsky den Mitgliedern desselben auch ferner ihr bis dahin bezogenes Gehalt. S. versuchte dann sein Glück in Rußland, kehrte indessen von dort 1824 wieder nach Wien zurück. Hier fand er eine Anstellung in der kaiserlichen Capelle, die er vier Jahre später mit dem Amt des Musikdirectors an der deutschen Oper vertauschte.

In seiner Blüthezeit war S. bei den Wienern als Quartettspieler sehr beliebt. Außer der Gabe mit Leichtigkeit vom Blatt zu lesen, besaß er die Fähigkeit, in den Geist der Compositionen genau einzudringen und das Feurige, Kräftige, aber auch das Feinere, Zarte, Humoristische, Liebliche, Tändelnde bezeichnend herauszuheben, wie es in einem Correspondenzartikel der Leipziger Musikalischen Zeitung vom Jahre 1805 heißt. Dabei hatte er jedoch nach dem Zeugniß urtheilsfähiger Zeitgenossen die Neigung zu einer Vortragsweise, welche durch mancherlei Willkürlichkeiten bezüglich des Tactes, sowie durch eine unmotivirte Phrasirung und ein zu scharfes Accentuiren einzelner Töne gekennzeichnet war. Diese Eigenthümlichkeiten traten später in noch schärferer Ausprägung hervor. Dennoch bleibt S. das unbestrittene Verdienst, die Streichquartette unserer Musikheroen, namentlich aber diejenigen Beethoven's, zuerst, und zwar mit bedeutendem, tonangebendem Erfolg in die Oeffentlichkeit eingeführt zu haben.

W. J. v. Wasielewski.

Schuppen: Jacob van S., Maler, geboren am 25. Januar 1670, † am 28. Januar 1751. S. wurde als Sohn des Kupferstechers Pieter van Schuppen am 25. Januar 1670 zu Fontainebleau geboren und von seinem Oheim, dem Porträtmaler Nicolas de Largillière zum Maler ausgebildet. Seit dem Jahre 1704 Mitglied der Pariser Akademie, war er eine Zeit lang am lothringischen Hofe thätig, bis er im J. 1716 nach Wien übersiedelte, wo schon im J. 1720 seine Ernennung zum Hof- und Kammermaler erfolgte. Bei der Reorganisation der Wiener Akademie durch Gundaker Graf Althann im J. 1726 wurde S. an die Spitze der Akademie berufen, als deren Director er einen weit-

greifenden Einfluß auf die Wiener Kunst ausübte. Da er sich mit großem Eifer auf die Verwaltung seines Amtes verlegte, fand er nur wenig Zeit für selbständige Schöpfungen. Er war in erster Linie Porträtmaler und hat auf diesem Gebiete Vortreffliches geleistet. Als sein bestes Bildniß bezeichnet Janitschek das lebensgroße Reiterbildniß des Prinzen Eugen von Savoyen in der Pinakothek zu Turin. Die Gemäldesammlung im Belvedere zu Wien bewahrt zwei wichtige Porträts von seiner Hand, das des Thomas de Granger und des Malers Parocel, auf. Ein Selbstbildniß des Künstlers findet man ebendort in der Liechtenstein'schen Galerie, ein anderes in den Sammlungen der k. k. Akademie. S. starb am 28. Januar 1751. Er war nach Engerth's Urtheil „ein tüchtiger Künstler, aber der Schwerpunkt seiner Thätigkeit und seiner Verdienste lag in seinen administrativen Talenten, durch welche er in den Stand gesetzt war, dem Kunstleben in Oesterreich zu größerer Bedeutung zu verhelfen".

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXII, 218—220. Wien 1876. — E. R. v. Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhafes. Gemälde. Bd. III. Wien 1886. S. 218. — H. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890. S. 560. — [R. v. Eitelberger], Die historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877. Wien 1877. S. 117—118.

H. A. Lier.

Schupplenberg: Dietrich S., aus einem uralten Geschlechte Westfalens entsprossen, welches noch jetzt auf dem ursprünglichen seit dem Jahre 1050 urkundlich genannten Oberhofe Schöpplenberg bei Arnsberg seinen Sitz hat und einen Adler mit Anker im Brustschilde als Wappen führt, — wanderte mit seinem Bruder Heinrich am Ausgange des 13. Jahrhunderts nach Greifswald, wo er seit 1310 in dem später der Familie des Universitätsstifters Dr. Heinrich Rubenow gehörigen großen Eckhause an der Ecke der Brüggstraße und des Schuhhagens wohnhaft genannt wird. Er betrieb einen bedeutenden bis nach Gent in Flandern ausgedehnten Tuchhandel und erwarb bedeutenden Reichthum sowie Grundbesitz in Schönwalde und Groß Kysow bei Greifswald. Seit circa 1326 in den Rath gewählt und seit circa 1337 Burgemeister, gab er zu den freiwilligen Geldleistungen im rügischen Erbfolgekriege, obwohl sein Hof in Schönwalde mit der Ernte von dem Herzoge von Mecklenburg niedergebrannt war, den fünfthöchsten Beitrag von 551 Mark und übte auf diese Art mit seinem Bruder, welcher 300 M. zahlte, einen wesentlichen Einfluß auf diese Fehde, durch welche der Besitz des Fürstenthums Rügen, gemäß dem zwischen dem letzten Fürsten Wizlaw III. († 1325) und dem Herzog von Pommern, Wartislaw IV. († 1326) abgeschlossenen Erbvertrage, der Wittwe des letzteren und ihren unmündigen Söhnen Bogislaw, Barnim und Wartislaw erhalten blieb. Von seinen Söhnen Heinrich und Hermann stammen zehn Söhne, unter ihnen Johann und Eberhard, von denen jedoch keiner in Greifswald eine weitere Erwähnung fand.

Dähnert, Pom. Bibl. V, 146 ff. — Mekl. Urk.-Buch VII, Nr. 4942, S. 577. — Lisch, Gesch. d. G. Behr II, Nr. 241—242. — Kosegarten, Pom. Gesch.-Denkm. I, 207 ff. — Schöpplenberg, Die Fam. Schöpplenberg m. Abb. Berlin 1870. — Pyl, Exc. aus den Greifsw. Stadtbüchern, XIV—XVI; — Pom. Genealogien III, 1878.

Pyl.

Schupplenberg: Heinrich S., ein Neffe des Bürgermeisters Dietrich S., trat nach seines Oheims Tode ca. 1351 in den Greifswalder Rath und erwarb, außer dem erwähnten Grundbesitz in Groß Kysow, durch Erbschaft von der Familie Haveren und durch Vermählung mit Elisabeth Brasche aus einem Gr.

Patriciergeschlecht, bedeutenden Reichthum. In seine Lebenszeit fällt der mit wechselndem Glück geführte und durch den ruhmvollen Stralsunder Frieden vom 24. Mai 1370 beendete Krieg der Hansa mit dem dänischen Könige Waldemar Atterdag, in welchem Heinrich S. seine Tapferkeit als Hauptmann einer Kogge und seine diplomatischen Fähigkeiten als Gesandter der Stadt Greifswald auf den Hansetagen von 1358—1381 bewährte. Nach Everhard Rubenow's Tode circa 1379 wurde er Burgemeister und wird als solcher und Vorsteher des Hospitals St. Georg zuletzt am 24. Januar 1382 erwähnt. Von seinen vier Söhnen war Heyno von 1391—97 Rathsherr und Beisitzer des Stadtrichters, Hermann Priester und auch durch seine im J. 1383 vollendete Handschrift von Al. de Gorra's Commentar zum Lucasevangelium merkwürdig. Mit seinen Enkeln Heinrich und Thymmo, welche noch im Jahre 1436 im Besitze von Gr. Kysow genannt werden, verschwindet die Familie aus Greifswald, und führt uns die Beobachtung, daß von Dietrich's zehn Enkeln kein einziger nach 1367 genannt wird, und daß im J. 1382 die gleichen Vornamen Johann und Everhard auf dem Schöpplenberg in Westfalen vorkommen, zu der Vermuthung, daß die Familie wieder in ihre alte Heimath zurückgekehrt sei. Von ebendort ging später eine Linie nach Cleve und Schlesien und ist jetzt in Berlin wohnhaft.

Koppmann, Hanserecesse. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. III, 178. — Lisch, G. Behr III, Nr. 313. — Balt. Stud. XXI, [1], 141. — Schöpplenberg a. a. O. — Pyl, Exc. a. d. Gr. Stadtbüchern XIV—XVI; — Pom. Genealogien III. Pyl.

Schuren: Gert (= Gerhard) van der S., der bekannteste und relativ bedeutendste der mittelalterlichen Chronisten des clevischen Fürstenhauses und Landes entstammte einem alten, in Cleve mehrfach, namentlich nach Rees, Calcar, Winnekendonk und Xanten, verzweigten Geschlechte, das auch inger oder ter S. (Schueren, lateinisch de Horreo) genannt wird und dem wahrscheinlich u. a. Ritter Aemilius de Horreo, Zeuge in Urkunde des Grafen Dietrich von Mörs für die Cistercienserabtei Camp von 1226 (bei Lacomblet, Urkundenb. z. Gesch. des Niederrh. II, 138) angehörte. Daß dieses clevische Geschlecht eines und desselben Stammes war mit der altkölnischen Patricierfamilie gleichen Namens, ist nicht zu erweisen und wegen der Verschiedenheit der Wappen — denn die kölnischen van der S. führten einen sechsmal silbern und schwarz geschachten, die clevischen dagegen einen durch einen Querbalken halbirten Schild — zudem mehr als fraglich. Gert war, nach einer allerdings späten Angabe, 1411 zu Xanten geboren als der Sohn des Johann van der S., kurkölnischen Vogts und Amtmanns daselbst seit 1392 († 1439) und der Druda oder Gertrud v. Bemel († um 1450). Zu seiner gelehrten Ausbildung scheint besonders der durch seine Schriften den Zeitgenossen bekannte und am clevischen Hofe einflußreiche, auch zu politischen Missionen mehrfach verwendete Dechant Arnold Heymrich (Heymricus) von Xanten (1459—91) beigetragen zu haben, den Gert selbst in einem Briefe des Jahres 1464 „seinen Herrn und Hauptlehrer" nennt. Ob derselbe Arnold Heymrich, bevor er Dechant zu Xanten wurde, Gert dem Herzoge Adolf I. von Cleve († 1448) und dessen Sohne Johann zur Anstellung im Hofdienste empfohlen, wie in sehr späten Angaben behauptet wird, steht dahin; so viel aber läßt sich aus noch vorhandenen Correspondenzen van der Schuren's entnehmen, daß er vielleicht schon 1442, jedenfalls aber seit 1447 das wichtige Amt eines herzoglichen Secretärs bekleidete. Vorher hatte der begabte und strebsame Mann, nachdem er gleich vielen seiner Altersgenossen die niedern Weihen des geistlichen Standes als Cleriker erlangt oder mit anderen Worten „Clerk" im Bereich der Kölnischen Erzdiöcese (clerk des Coelschen creesdoms) geworden, den Beruf eines kaiserlichen öffentlichen Notars ergriffen, als welcher

er dann auch in manchen bemerkenswerthen und bedeutsamen Acten der Jahre 1440—89, u. a. in dem die St. Michaelscapelle zu Xanten betreffenden Collationsinstrumente des Propstes Johann uppen Grave daselbst vom 3. Juni 1440, bei der Erbscheidung von 1450 zwischen Johann I. von Cleve und dessen Bruder Adolf, Herrn von Ravenstein, 1472 und 1473 im Processe des Stifts Xanten gegen die Herren von Batenburg, zuletzt 1488 und 1489 bei der Erbtheilung des Herzogs Johann II. von Cleve mit Engelbert von Nivers, dessen zweitem Bruder auftritt. In seiner Eigenschaft als herzoglicher Secretär hatte Gert an der Verwaltung des Haushalts seines Fürsten wie an der Leitung der inneren und äußeren Landesangelegenheiten wesentlichen Antheil, so daß er nicht selten mit wichtigen Aufträgen betraut wurde. Unter anderem führte er zwischen 1466 und 1470 in Gemeinschaft mit den betreffenden geistlichen Commissaren Namens seines Herzogs die Reformation der Prämonstratenserklöster des Landes, insbesondere der Abtei Hamborn und des Nonnenconvents Bedbur bei Cleve durch; um Ostern und bis Juni 1468 war er zu Köln bei den vom erwählten Erzbischofe Ruprecht von der Pfalz veranlaßten Verhandlungen thätig, um in Gemäßheit des unter dem 6. März desselben Jahres von Herzog Johann mit den Pfandinhabern der Schlösser und Bezirke des Erzstifts gegen Ruprecht geschlossenen Fehdebündnisses nicht sowohl für die Aussöhnung zwischen diesem und den kölnischen Landständen, als vielmehr den letzteren gegenüber für die Interessen seines Fürsten und der Pfandherren zu wirken. Im letzten Drittel des Monats Juni 1477 zu Essen weilend, hatte Gert im Auftrage seines Herrn dem dorthin beorderten Amtmann von Bochum, Wenemar Hasenkamp, Weisungen in betreff der „Gefangenen von Bocholt", anläßlich eines der letzten Conflicte mit Erzbischof Ruprecht, wie es scheint, zu ertheilen. Und auch nach 1480 war Gert, wie Concepte desselben in clevischen Litteralien zeigen, bei den Verhandlungen seines Herzogs mit Erzbischof Hermann IV. von Köln und Landgraf Heinrich von Hessen wegen Arnsberg, Eversberg und anderer Streitpunkte thätig. Daß er in nahem persönlichen Verkehre mit dem Herzoge Johann stand und zeitweilig wenigstens auch die Verwaltung des fürstlichen Haushalts leitete, beweist eine noch erhaltene Rechnung von seiner Hand über die Reise Johanns mit Gert nach Gent im J. 1452, deren Kosten — in der Zeit vom 11. Juni bis 25. Juli —, beiläufig bemerkt, im ganzen 1607 Fl. 3 Stüber $1^1/_2$ Gr. brabantischer Währung betrugen. Wann Gert gestorben, ist bisher nicht ermittelt, doch wird er das Ende des Jahrhunderts schwerlich erreicht haben. Er war zweimal verheirathet und hatte von seiner ersten Frau Elisabeth drei Söhne, die sich dem geistlichen Stande widmeten, Stephan, Prior zu Kloster Camp und Beichtvater zu Gräfenthal oder Neukloster bei Goch († 1500), Lambert, Pfarrer zu Büderich seit 1468, Johann, Pfarrer zu Malderich in der Betau und dann seit 1480 zu Büderich, sowie Rector der Capelle zu Aspel bei Rees. Allem Anschein nach lebte G. in guten äußern Verhältnissen, und zwar, insofern er nicht durch sein Amt am fürstlichen Hofe festgehalten war, zeitweise in Wesel. 1483 und 1484 mit der zweiten Gattin Gertrudis auf seinem Hause Dornick unweit Büderich. Am bekanntesten hat er sich jedenfalls durch seine litterarische Thätigkeit gemacht, indem er (wahrscheinlich um 1471) im Auftrage seines Fürsten eine Chronik des clevischen Hauses verfaßte, die bis heute als eine der besten der niederrheinischen Chroniken gilt — sie ist zum ersten Male von Dr. Troß veröffentlicht worden (Hamm 1824) und neuerdings nach der Originalhandschrift zu Cleve mit ausführlicher Einleitung und mehreren Beigaben von Dr. R. Scholten (Cleve 1884) —, und überdies ein Wörterbuch seines heimathlichen clevischen Dialekts schrieb, das einzig in seiner Art genannt werden darf.

Dasselbe, als „Vocabularius qui intitulatur Teuthonista vulgariter dicendo der Duytschlender“ im Eingange bezeichnet, ward bei Arnold ther Hoernen zu Köln gedruckt und im ersten, deutsch-lateinischen Theile im März 1475 vollendet, wogegen der zweite, lateinisch-deutsche Theil und somit das fertige Werk (dem noch zwei Anhänge „Termini Grecorum“ und „Libellus de partibus indeclinabilibus“ beigegeben sind) am 31. Mai 1477 die Presse verließ. Diese jetzt außerordentlich seltene Incunabelausgabe in Folio ist 1777 zu Utrecht (in zwei Quartbänden) reproducirt worden, der deutsch-lateinische Theil allein außerdem 1804 zu Leiden durch C. Boonzajer und J. A. Clignett. Ob auch die von Seibertz im 3. Bande seiner Quellen der westfälischen Geschichte (S. 323 ff.) veröffentlichte anonyme Chronik der clevischen Grafen und Herzoge von Gert van der S. herrührt und als eine Vorarbeit zur Chronik von 1471 aufzufassen ist, wie Scholten (a. a. O. S. XI—XIV) wahrscheinlich machen will, steht dahin und kann hier nicht näher untersucht werden. Richtig ist, daß beide Chroniken sich als von Dienern und Secretären clevischer Herzoge verfaßt geben, sowie daß die eine lateinisch geschriebene bis 1450, die andere niederdeutsche bis zum Beginne der Münsterschen Fehde (1451) reicht, beide mithin nicht weit über die Anfänge der Regierung Johann's I. (1448—81) hinausgehen. Wenn nun aber Gert's Chronik — später von dem Goch'schen Secretär und clevischen Registrator Johann Türck fortgesetzt — mit 1451 abbricht, so wird dieses schwerlich auf einen Wink des Herzogs, vielleicht eher auf den Umstand zurückzuführen sein, daß der von Gert sehr verehrte Dechant Arnold Heymrich von Xanten mit einer Biographie Johann's beschäftigt war, deren Handschrift vor ein paar Jahrzehnten zu Xanten noch vorhanden gewesen sein soll.

Quellen und Hülfsmittel: Urkunden und Litteralien des Staatsarchivs zu Düsseldorf. — R. Scholten, Einleitung zu seiner Ausgabe der clevischen Chronik des G. v. d. Schuren, S. III—XXX, auf die hinsichtlich der Beschaffenheit, der Quellen und des Inhalts derselben Chronik hier verwiesen werden muß. — Seibertz, Quellen der westfälischen Geschichte III, 323—367.

Harleß.

Schurener: Johann S. (auch Scheurener), einer jener frühen Jünger Gutenberg's, welche die neue Kunst bis nach Rom getragen haben. Person und Druckerthätigkeit des Mannes sind bis jetzt noch sehr in Dunkel gehüllt. Doch ist aus den Schlußschriften seiner Drucke so viel zu ersehen, daß er aus Boppard stammte und „Magister“ war. Letzteres ist ohne Zweifel im Sinne der akademischen Würde zu verstehen; wo er dieselbe aber erworben hat, ließ sich nicht feststellen. In den Matrikeln derjenigen Universitäten, an welche man am ehesten denken sollte, Köln, Erfurt, Heidelberg, Freiburg, Basel, ist uns sein Name nicht begegnet. An Erzeugnissen von Schurener's Presse, welche des Meisters Namen tragen, weiß Hain, wenn uns keines entgangen ist, nur acht anzuführen, wozu jedenfalls noch ein von diesem übersehenes, aber schon von Panzer aufgeführtes kommt. Sie alle gehören den Jahren 1474—77 an; die zwei ältesten hat er in Verbindung mit einem andern deutschen Drucker, dem Mag. Nicolaus (bezw. Joh. Nicolai) Hanheymer aus Oppenheim herausgegeben, von dem man übrigens sonst nichts weiß. Außer jenen datirten Drucken weist Hain noch 14 undatirte unserem Meister zu; wenn mit Recht, so reichte dessen Thätigkeit mindestens bis 1485. Wir konnten aber bei der Seltenheit dieser römischen Drucke nicht controliren, wie weit die Angaben des großen Incunabelbibliographen richtig sind. Bleiben wir bei den sicheren Drucken Schurener's, so sind es weniger theologische als philologische und geschichtliche Werke, wie sie die Humanisten jener Zeit zu Tage förderten: ein Quintilian, Schriften von

Martinus Polonus, Poggius und namentlich mehrere von Aeneas Sylvius. Die undatirten tragen im ganzen denselben Charakter. Was die Schönheit seiner Drucke betrifft, so ist S. nach Dibdin nur ein Meister zweiten Rangs und doch z. B. seinem römischen Berufsgenossen G. Lauer weit vorzuziehen.

Vgl. Dibdin, The bibliographical Decameron I, 1817, p. 393. — Die Drucke mit Schurener's Namen s. bei Hain Nr. 166. 193. 255. 7280. 10858. 11765. 13197. 13662 und Panzer, Annales typogr. 469. 259; die undatirten, welche Hain ihm zuschreibt, s. Nr. 252. 1431. 4750. 5956. 9252. 9404. 11441. 14874. 16079. Bei den Nrn. 3286. 4366. 12881. 13108. 14031 ist es Hain selbst zweifelhaft, ob sie S. zugehören; bei zwei derselben schwankt er zwischen diesem und Joh. Gensberg. Steiff.

Schürer: Johann Georg S. (wie er sich selbst schreibt, Adam wie ihn alle Musiklexika außer dem Mendel-Reißmann'schen nennen), ein außerordentlich fruchtbarer und fleißiger Kirchencomponist. Da Dlabacz in der Stadtkirche zu Raudnitz in Böhmen ein Offertorium von 1786 von S. fand, so soll Raudnitz sein Geburtsort sein. Dlabacz selbst weiß davon nichts, er sagt nur, daß er ein Böhme war. Gegen 1746 muß er nach Dresden gekommen sein und führte sich durch die Opern „Astrea placata“ und das Pastorale „Galatea“ ein; denen folgten 1747 die Oper „Ercole sul Termodonte“ und 1748 „Calandro“. Im letzteren Jahre wurde er als Kirchencomponist mit 500 Thaler Gehalt fest angestellt, der gegen 1764 auf 700 Thaler erhöht wurde. Das sind aber auch die einzigen Nachrichten, die wir über ihn besitzen. Sein Leben scheint einzig und allein nur im Componiren bestanden zu haben. Außer den verstreut liegenden Compositionen befinden sich im Archiv der katholischen Kirche zu Dresden 615 Partituren in Handschrift, über die er selbst ein thematisches Verzeichniß angefertigt hat, welches die königl. Bibliothek zu Berlin besitzt. Sie umfassen von der Messe ab alle nur denkbaren Werke, oft in dickleibigen Partituren. Man warf ihm zu Lebzeiten vor, daß er nicht in Italien gewesen sei und daher auch die rechte Art zu schreiben nicht verstehe. Heute finden wir keinen Unterschied zwischen seinen Arbeiten und denen seiner Zeitgenossen, die in Italien ihr Können und Wissen sich geholt haben. Man machte sich einst das Componiren sehr leicht und das Handwerkmäßige drängte sich nur allzusehr hervor. Es ist, als wenn sie alle nach einem Muster gearbeitet hätten und nur die jeweiligen Themata gaben dem Satze eine klein wenig andere Färbung. Man war an diese Art Arbeit so sehr gewöhnt, daß man unwillig wurde, wenn sie sich nur ein wenig aus dem alten Geleise herausbewegte und dies ist eigentlich schon ein Beweis für die selbständige Begabung Schürer's, daß seine Zeitgenossen nicht mit allem einverstanden waren, was er schrieb und ihm daher den Mangel der Studien in Italien vorwarfen, während es nicht ein Mangel, sondern ein Vorzug seiner Werke genannt werden konnte, daß sie sich nicht ganz so sklavisch an die hergebrachte Schablone anschlossen. Im J. 1780 trat er in den Ruhestand d. h. von der amtlichen Seite her und sechs Jahre darauf verschied er am 16. Februar 1786 zu Dresden.

Fürstenau, Beiträge 155, 165 ff. Rob. Eitner.

Schürer: Lazarus S., humanistischer und reformatorischer Drucker in Schlettstadt, ebendaselbst ausgangs des 15. Jahrh. geboren, aus angesehener Familie stammend, Sohn des Hans S., Neffe des berühmtern Straßburger Druckers Matthias S. (s. u.). — Nachdem er die Schlettstadter Stadtschule unter (Hieronymus Gebwiler? und) Johannes Sapidus (s. A. D. B. XXX, 369) besucht, erhielt er seine fachmännische Ausbildung in Straßburg in der Officin seines Oheims, deren Mitbesitzer er später wurde (Fabularum quae hoc libro continentur interpret. atque autores hi sunt: Guilelmus Goudanus .... Arg.

ex aedibus Matthiae Schurerii & Lazari nepotis eius, Mense Augusto. Anno M.D.XIX). Nach dem im Herbst 1519 erfolgten Tode des Oheims führte er einen Theil der Pressen nach Schlettstadt hinüber, wo schon im November das erste Werk aus der neueingerichteten Druckerei erschien (D. Erasmi Rot. De duplici copia . . . Selestadij in aedib. Lazari Schurerij. Mense Novemb. An. M.D.XIX), dem noch im December ein zweites folgte. Auffallend, doch nicht unerklärlich, ist es, daß er die im März des folgenden Jahres bei ihm gedruckten Epigrammata Sapidi als die „Erstlinge" der Schlettstadter Officin bezeichnete (Officinam nostram quam ab obitu Matthiae Schurerij patrui nostri hic nuper instruximus nouam adhuc, ueluti imbuere libuit epigrammatibus Jo. Sapidi . . . En igitur primitias Selestadiensis officinae, quas uberiores fructus paulo post consequentur. Cal. Mart. M.D.XX). Seine Officin darf in jeder Hinsicht als die Fortsetzung der Straßburger Schürer-Druckerei gelten. Auch Lazarus S. ist vorzugsweise humanistischer Drucker; es begegnen uns dieselben Autornamen, dieselben Randleisten und Typen. Beachtenswerth ist es, daß aus seiner Druckerei eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl reformatorischer Schriften (darunter etwa ein Dutzend ohne Bezeichnung des Ortes und Druckers) hervorgegangen ist. Ein eifriges Mitglied der Schlettstadter Gelehrten Gesellschaft (auch der Straßburger Gelehrten Gesellschaft hatte er um das Jahr 1515 als Mitglied angehört) hatte er wie die Mehrzahl der diesem Kreise angehörigen Freunde die reformatorische That Luther's mit Jubel begrüßt; neben Phrygio (s. A. D. B. XXVI, 92) und Sapidus galt er als Hauptvertreter des reformatorisch gesinnten Theiles der Bürgerschaft, kehrte jedoch, weniger überzeugungstreu als die genannten Freunde, nach der siegreichen Reaction des Katholicismus infolge der Bauernniederlage bei Scherweiler (Mai 1519) zur alten Kirche zurück. Seine Druckerei hatte er schon Ende 1522 aufgegeben. Nach Sapidus' Weggang (August 1525) hat er zeitweise die Lateinschule seiner Vaterstadt geleitet. Sein Epitaph war früher in der städtischen Pfarrkirche zu lesen (ohne Datum, bei Fritsch, Etud. sur l'église paroisiale de Schl. 1860, p. 8).

Gustav Knod.

Schürer: Matthias S., aus Schlettstadt, hervorragender humanistischer Buchdrucker in Straßburg (druckte von 1508—1519), Mitglied der Straßburger Gelehrten Gesellschaft, Freund des Beatus Rhenanus, Wimpfeling, Thom. Wolf und Erasmus. Geboren anfangs der siebziger Jahre des 15. Jahrh., besuchte er unter Crato Hofmann die berühmte Lateinschule seiner Vaterstadt; 1489 nach Krakau, wo er im Sommer als Matthias Martini de Slyczstath immatriculirt wurde. Henricus Bebel war hier sein Mitschüler (H. B. Matthiae Schurerio conphilosopho suo in academia Cracouiensi apud Sarmatas. dd. 28. Mai. 1514). Im J. 1491 wurde er zum Baccalaureus, 1494 zum mag. art. promovirt. Im J. 1500 finden wir ihn in Straßburg (erst 1502 kauft er das Bürgerrecht) in der Druckerei seines Oheims Martin Flach (derselbe hatte die Schwester seiner Mutter geheirathet) als Corrector beschäftigt; als solcher besorgte er im folgenden Jahre die Grammatica noua des Bernhard Perger zum Druck, was seit Panzer Anlaß zu der oft nachgebeteten Fabel gegeben, er habe eine lateinische Grammatik „verfaßt" (Grammatica noua . . . diligenti studio tandem vindicata emendataque vigilique cura bonarum artium magistri Matthie granarij (schurer) In officina Martini Flach . . . Anno 1501. XVI. Kal. Mart. 4°. — München). Sein Name ist in den Jahren 1506 auch auf Drucken des Johannes Prüß, 1507 auch auf solchen des Johannes Knobloch zu lesen. 1508 errichtete er eine eigne Druckerei, die er durch ein kleines Sammelwerk kirchlicher und classischer Schriftsteller eröffnete (Subnotata hic continentur: Magni Athanasii in psalmos opusculum. Enchiridion Epicteti stoici etc. etc. Matthias Schürerius

artium doctor, id libelli veluti primitias ex officina sua impressoria foeliciter emisit. Die viij. Junij. Anno M.D.VIII). Sie war in der Folgezeit vorzugsweise der Verbreitung der Classiker und der Werke älterer und zeitgenössischer humanistischer (italienischer, deutscher und französischer) Schriftsteller gewidmet. Beatus Rhenanus namentlich interessirte sich für die Buchdruckerthätigkeit des ältern Freundes und stand ihm in den ersten Jahren als gelehrter Beirath zur Seite. Von Wimpfeling und Geiler ist einzelnes, von Henr. Bebel das meiste bei S. erschienen. Auch Erasmus hat ihm seine emendirte Schrift De duplici copia (sie erschien 1514—19 im ganzen 6mal bei S.), seine Apologia in Jacobum Fabrum Stapul., sowie die von ihm besorgte Ausgabe des Curtius zugewiesen. Im ganzen sind 15 Werke des Erasmus und zwar in etwa 70 Ausgaben in den Jahren 1509—19 bei Matthias S. erschienen. — Auch für die Wiener „Buchführer" Leonh. und Lucas Alantsee hat er eine Reihe hübscher (meist Folio-)Drucke geliefert (darunter Ottonis Phrisingensis Episcopi . . . Rerum ab origine mundi ad ipsius tempora gestarum libri VIII. Eiusdem de gestis Friderici I. Radevici Libri II. de eiusdem Friderici gestis. Arg. Mense Mart. M.D.XV. und die Austrias des Richard. Bartholinus). Die gelehrte theologische Litteratur ist nur durch Wimpfeling und Gerson, sowie durch die von Cono besorgte große Ausgabe des Gregorius Nyssenus vertreten (Mense Maio M.D.XVII. 2°); der volksthümlichen Litteratur gehören an die Schriften Geiler's sowie der sehr seltene Tractat des Victor von Carben, „von der edlen vnd reinen vnbefleckten junckfrawschafft Marie" (getruckt vnd vollendet in der lobelichen statt Straßburg durch den wolgelerten Matthiam Scheürer. Im Jar M.D.xix. 4°. — München); letztere sind neben dem „Regimen wie man sich in pestilentzischer luft halten sol" des Johann Wydmann (1511 u. 1519) die einzigen Schriften in deutscher Sprache, die aus seiner Officin hervorgegangen sind. — Seit 1509 kommen bei ihm vereinzelt griechische Typen, seit 1511 in umfangreicherer Anwendung vor; auch das erste in Straßburg erschienene griechische Elementarbuch [Elementale Introductorium in nominum et verborum declinationes graecas. Arg. M.D.XII. T(empus) O(bserva)] ist, wie die Vergleichung der Typen und der Wahlspruch zeigen, durch S. gedruckt worden (bis 1519 noch 6mal). Seine Verdienste um die Verbreitung der humanistischen Litteratur, seine Sorgfalt und Uneigennützigkeit haben ihm das uneingeschränkte Lob der humanistischen Autoritäten, namentlich des Erasmus, eingetragen. In jüngern Jahren hat er gelegentlich auch eigne Verse den von ihm veranstalteten Ausgaben beigefügt. Seb. Murrho jun., Wolfgang Angst, Nicolaus Gerbel waren zeitweise in seiner Druckerei als Correctoren thätig. Im J. 1515 wurde ihm und seinem Neffen Lazarus S. (s. o.) nach Einsendung seines Otho Phrisingensis auf Verwendung seines Landsmannes, des kaiserl. Secretärs Jacob Spiegel, ein Wappen durch Kaiser Maximilian verliehen. Schon seit 1518 kränkelnd starb er im Herbst 1519, ohne Kinder zu hinterlassen. Ein Theil seiner Pressen wurde durch seinen Neffen Lazarus S., der zuletzt Theilhaber der Officin gewesen, nach Schlettstadt übergeführt, während der andere Theil im Besitz der Wittwe (Katharina Speichin aus Molsheim) in Straßburg verblieb, die unter dem Namen des Gatten die Druckerei fortführte. Später scheint auch dieser Theil in den Besitz des Lazarus S. übergegangen und von diesem an die Buchdrucker Johannes Knobloch und Johannes Herwagen in Straßburg verkauft worden zu sein.

Jo. Dan. Schoepflini Vindic. Typogr. Arg. 1760, p. 108. — Jo. Friedr. Lichtenberger, Initia Typogr. Arg. 1811, p. 81. — C. Schmidt, Z. G. d. ältest. Biblioth. und des Buchdr. in Straßburg 1882, S. 132 f. und Rev. d'Alsace 1884, p. 194 f., sämmtlich ungenau und unzuverlässig. — Eine

eingehende Monographie über die Schürer'sche Officin gedenkt der Unterzeichnete demnächst zu veröffentlichen.

Gustav Knod.

Schurff: Augustin S, Arzt, geboren 1494 in St. Gallen und † 1548 als Professor der Medicin in Wittenberg, war ein tüchtiger Anatom. Er ist als solcher bemerkenswerth dadurch, daß er an genannter Universität 1526 im Monat Juli die erste Section vornahm. Er schrieb außer einigen „Consilia medica", welche im 7. Buch der Scholz'schen Collectio enthalten sind, noch „Disputatio de peste et de prima materie quae in arte medica traduntur". Von berühmten Zuhörern des S. sind zu nennen Jan. Cornarius und Magenbucchius.

Adami, Vitae medicorum Germanorum. — Kestner's med. Gelehrtenlexicon. — Haller's bibl. med. pract. I, 514; bibl. anat. II, 742.

Pagel.

Schurff: Hieronymus S., auch Schurf, Schürpff, bei eigener Unterschrift Schuirpff geschrieben, Jurist, ist geboren am 12. April 1481 und stammt aus einer alten angesehenen St. Gallener Familie: er weist in seiner Eigenart, der Besonnenheit, Bestimmtheit, Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue seines Wesens die besten Eigenschaften solcher Schweizer Patricierhäuser auf. Sein Vater Johann war, wie manche seiner Vorfahren, Bürgermeister in seiner Geburtsstadt und dem Beruf nach Arzt. Dasselbe Fach ergriff ein jüngerer Sohn, Augustin, geboren zu St. Gallen am 6. Januar 1495, welcher dem Bruder nach der Universität Wittenberg folgte, dort besonderes Aufsehen durch die 1526 vorgenommene Anatomie eines menschlichen Kopfes erregte, und als Professor der Medicin im Genusse großer Berühmtheit am 9. Mai 1548 gestorben ist. Auch Hieronymus sollte, nachdem er sich die allgemeine gelehrte Vorbildung in der Vaterstadt angeeignet hatte, Medicin studiren und begab sich zu diesem Zwecke nach Basel; hier jedoch wurde er durch den Vortrag des in italienischer Schule gebildeten Rechtsgelehrten Ulrich Krafft von Ulm so angezogen, daß er zu der Jurisprudenz überging. Mit seinem Lehrer wanderte er 1500 oder 1501 nach Tübingen, wo er bei einem Freunde seines Vaters, dem wackeren Summenhart, auch theologische Vorträge hörte, sich die Würde eines magister artium erwarb und mit Ambrosius Volland Freundschaft schloß. Da letzterer bei der Gründung der Universität Wittenberg dorthin als erster Ordinarius des Civilrechts gewonnen wurde, so begleitete ihn S. als doctor legens in artibus gegen die Zusage von 30 Gulden Gehalt und freien Lebensunterhalt; so war er schon am 18. October 1502 zugegen bei der feierlichen Eröffnung der neuen Hochschule, an welcher er fortan, während Volland bald wieder nach Hause zurückkehrte, bis gegen Ende seines Lebens verweilen, durch welche aber namentlich sein ganzes inneres Leben bestimmt werden sollte. Seine Laufbahn hier war eine rasche; nachdem er noch eine Weile gleichzeitig über Philosophie — D. Scotus — gelesen und juristische Vorlesungen gehört hatte, ward er 1505 als Legent des Liber sextus und der Clementinen, und 1507 als Ordinarius iuris civilis in Codice bestellt, auch zum Dr. jur. promovirt; später erhielt er den Titel eines kurfürstlichen Rathes und ward Beisitzer im gemeinschaftlichen sächsischen Oberhofgericht; bei der neuen Fundation der Universität 1536 endlich fiel ihm die Stelle des „ersten Legenten in Rechten" für die Pandekten zu. Sein inzwischen schon mehrfach gestiegenes Gehalt wuchs damit auf 300 Goldgulden, wozu noch Honorare und gelegentliche Zuwendungen von veräußerbaren Lehnsexpectanzen und dergleichen seitens seines Landesherrn kamen; diesem erwies sich denn auch S. in den Tagen des Unglücks, während der Gefangenschaft nach der Mühlberger Schlacht (am 24. August 1546) als getreu und anhäng=

lich, indem er ihm eine Trostschrift zukommen ließ, an welcher der alte Kurfürst in seinen Leiden sich ordentlich erlabt haben soll. Des Bleibens in Wittenberg aber war für S. nicht mehr, als das kaiserliche Heer heranrückte; er zog nach Frankfurt a. O., wohin ihn zu gewinnen man sich schon seit dem Ende der dreißiger Jahre von Berlin aus bemühte; dort hat er die letzten Lebensjahre lehrend zugebracht und ist, nachdem er einen Ruf an das Reichskammergericht wegen vorgerückten Alters abgelehnt hatte, am 6. Juni 1554 gestorben.

Schurff's große geschichtliche Bedeutung beruht hauptsächlich auf seiner persönlichen Stellung zu der Reformation und zu Luther. Allerdings hat er sich auch, für seine Zeit mit Recht, eines bedeutenden Rufes als Lehrer der Rechtswissenschaft und als Consulent erfreut, so daß er großen Herren und Fürsten mit Rath beigestanden, namhafte Schüler wie Ulrich Mordeisen, Melchior Kling u. a. m. ausgebildet hat; aber seine „Consilia", das einzige Werk, welches wir von ihm besitzen, zeigen ihn eben nur als einen tüchtigen, mit allem Wissen seiner Zeit ausgerüsteten, ernsthaft arbeitenden und denkenden Juristen, welchem keinerlei besondere Bedeutung zukommt, dem vielmehr selbst das gelegentlich hervortretende Streben nach Kürze und geschmackvollerer Einfachheit, als sie seine italienischen Muster aufweisen, durchweg mißlingt, da er in der Ausführung über diese Muster nicht hinaus kann. Zu der Reihe derjenigen, welche, mit Zasius beginnend, das Joch der italienischen Praxis humanistisch oder durch Ausbildung einer eigenen deutschen Praxis abzuschütteln beigetragen haben, kann S. nicht gezählt werden; vielmehr gründet sich die Rolle, welche er gespielt hat, gerade darauf, daß er, der Jurist von altem Schrot und Korn, der Kanonist, Scholastiker und Praktiker, der religiösen Reformation sich angeschlossen hat, welcher der juristische Reformer Zasius aus conservativen Bedenken nicht über die ersten einleitenden Schritte hinaus zu folgen wagte.

S. gehörte von Anfang an zu dem kleinen Kreis derjenigen näheren Vertrauten Luther's, welchen die im Inneren des Mannes heranreifende neue Gesinnung vertraut war, lange bevor sie bei Gelegenheit des Tetzel'schen Ablaßhandels offen für weitere Kreise hervortrat; indem aber S. so vergönnt war, das allmähliche Durchringen der Reformationsidee in Luther's Geist, gleichsam die Selbsterfahrungen und inneren Erlebnisse Luther's mit zu durchleben, hat er die evangelisch-religiöse Ueberzeugung in sich aufgenommen mit einer Festigkeit, welche durch nichts mehr erschüttert, mit einer Lauterkeit, welche durch nichts mehr getrübt werden konnte. Für Luther war es nun aber doch, als es zum Zusammenstoß kam, von unschätzbarem Werth, gerade die Wittenberger Juristen auf seiner Seite zu haben, deren Verhalten freilich durch die Ueberstürzung, mit welcher ohne Beobachtung der kanonischen Formen die Verdammungsbulle erging, wesentlich erleichtert wurde. Erhielt doch dadurch von vornherein die neue Sache ein gesetzliches und gesetztes Ansehen, der Kurfürst aber treffliche Mittel an die Hand, sein sie begünstigendes Verhalten nach außen hin zu rechtfertigen. Freilich wird S. die Verbrennung der Bulle mißbilligt haben, schon deshalb, weil damit der bisher so vortheilhaft behauptete formal gesetzliche Boden aufgegeben wurde; dennoch ließ er Luther nicht im Stiche, sondern begleitete ihn 1521 nach Worms, wo er ihm als Rechtsfreund vor dem Reichstage zur Seite stand. Die Hülfe, welche er ihm dort öffentlich leistete, war freilich von geringem Belang, so dramatisch uns auch berichtet wird, wie S., als Luther ohne weiteres eine Anzahl auf einer Bank liegender Bücher als die seinigen anerkennen wollte, überlaut dazwischen gerufen habe: „Recitentur tituli librorum!" Die Bücher waren wirklich Luther's, dieser gab Alles zu, wollte sich in gar keiner Weise vertheidigen, welche juristisch hätte Erfolg versprechen

können: da blieb dem Rechtsbeistand wenig zu leisten übrig. Desto wesentlicher war, wenn nicht die von Melanchthon, welcher es doch wohl wissen konnte, gemachten Andeutungen täuschen, Schurff's stille Thätigkeit: war ihm doch der kaiserliche Rath Lamparter ein väterlicher Freund und naher mütterlicher Verwandter, Lamparter aber Vertrauter keines Geringeren als des Gattinara. Daß es S. gelang, bei Lamparter geneigtes Gehör zu finden und diesen von der Ehrlichkeit der Gesinnung Luther's zu überzeugen, mag mehr, als exact festzustellen ist, dazu mitgewirkt haben, wenn es nicht zu einer Wiederholung der Hussischen Tragödie gekommen ist. Als dann Luther im März 1522 gegen den Willen des Kurfürsten nach Wittenberg zurückkehrte, war es wieder S., welcher dem Landesherrn gegenüber die Verantwortung des Freundes zu führen, diesen aber zu einem milderen Auftreten, namentlich zu einem Schreiben an den Kurfürsten zu bestimmen wußte, durch welches letzterer sich als um Entschuldigung gebeten und zugleich anderen Höfen gegenüber als gedeckt ansehen konnte. Nach diesen Proben lag es nahe, daß S. 1524 mit der delicaten Mission des Empfanges des durch Wittenberg reisenden kaiserlichen Gesandten Joh. Haunart betraut und 1527 bei der großen Kirchenvisitation verwandt wurde; er leitete dieselbe in den Aemtern Orla und Weida und führte sie bis 1529 zu Ende. In diesen wie in allen übrigen Geschäften scheint, abgesehen von geringen vorübergehenden Trübungen, sein Verhältniß zu Regierung und Fürst fortwährend das beste geblieben zu sein.

Weniger Dank erntete S. von Seiten Luther's. Es ist unbestreitbar, daß dieser dem weltlichen Recht, so sehr seine Lehre auch objectiv geeignet sein mag, demselben eine würdige Stellung zu begründen, persönlich mit einem vollgerüttelten Maß tiefer Abneigung gegenüberstand, ja dem Rechtsstandpunkt eigentliches Verständniß abzugewinnen zeitweilig geradezu unfähig war. Namentlich daß es höchste Gewissenspflicht des Juristen ist, das Recht wie es liegt, mag er es billigen oder nicht, zur Anwendung zu bringen; daß er dabei bis zur alleräußersten Grenze dessen zu gehen hat, was ihm ohne Verletzung der höheren religiösen Pflicht möglich erscheint; daß er demgemäß das Gesetz handhabt nicht weil er will, sondern weil er muß, so daß ihn auffordern, anders zu handeln, heißt, ihm eine Unmöglichkeit zumuthen: das hat, so gewiß doch diese Anschauung gerade vom Standpunkt Luther's aus die einzig richtige ist, Luther nie völlig begreifen wollen. Nur so ist es zu erklären, aber um nichts weniger zu mißbilligen und tieftraurig zu lesen, wie Luther seinen Groll gegen S. 1538 öffentlich in seinem vollsten Schmäh- und Kraftstil entlud, als letzterer nach längeren Unterhandlungen und trotz mehrfach vorangehender nicht ganz so heftiger Aufforderungen zur Umkehr — eine Spannung scheint schon seit 1531 bestanden zu haben — bei seiner juristischen Ansicht von der Gültigkeit der sogenannten heimlichen, d. h. ohne Vorwissen noch Einwilligung der Eltern geschlossenen, Ehen verblieb, während Luther aus moralischen Gründen für die Ungültigkeit eintrat. Daß es gar nicht in Schurff's Macht steht, hier beliebig Stellung zu wechseln, daß es bei S. dieselbe ehrliche, im großen wie im kleinen sich bewährende Ueberzeugungstreue ist, welche ihn in den Zeiten der Gefahr an die Seite des verfolgten Luther fesselte und nun in der Gegnerschaft des mächtigen Luther festhielt: das kann — oder will dieser nicht einsehen, obgleich ihm schon der Umstand hätte zu denken geben können, daß die ganze juristische Facultät sich S. anschloß. Der Streit in bezug auf diesen einzelnen Punkt war übrigens leicht beizulegen: S. brauchte bloß den Erlaß eines Gesetzes, welches heimliche Ehen für ungültig erklärte, um für die Zukunft Luther's Ansicht beizutreten; daß die kurfürstliche Verordnung dem älteren Recht derogire, bezweifelt Niemand; so ist dann durch Johann Friedrich's Vermittlung 1544 (oder Anfang 1545) zwischen

Luther und den Juristen eine sogenannte Concordia errichtet worden, welche überall im Sinne Luther's, und zwar zugleich noch eine Reihe weiterer eherechtlicher Fragen entschied und, wenn auch nicht als Gesetz verkündet, doch so weit mit dem landesherrlichen Ansehen ausgestattet erschien, daß sich die Rechtsgelehrten bei ihr beruhigen konnten.

Damit war diese Angelegenheit erledigt. Aber freilich war dieser Streit zwischen Luther und S. doch bloß ein Symptom eines viel tiefer greifenden Gegensatzes gewesen. Schurff's Ansicht von der Gültigkeit heimlicher Ehen beruhte auf der positiven Vorschrift des Kanonischen Rechts; von diesem wollte Luther in seinem Eifer gegen alles Papistische nichts mehr wissen, ohne zu bedenken, daß auf ihm als auf einem in wesentlichen Stücken weltlichen Rechte Civil- wie Criminalrecht und Proceß des Reiches in erster Linie beruhten. Seine Autorität zu beseitigen wäre eben so formal widerrechtlich, wie sachlich verderblich gewesen: eine derartige Maßregel würde zu einem wahren Chaos geführt haben. Wie daher S. früher einmal, in Luther's Abwesenheit, aber mit dessen Zustimmung, gegen die Schwarmgeister unter Karlstadt hatte auftreten müssen, welche das Römische Recht in Sachsen abgeschafft und statt desselben das mosaische Gesetz durch den von ihnen stark beeindruckten Kurfürsten eingeführt zu sehen verlangten: so war es jetzt die gesetzliche Geltung des Kanonischen Rechts, für welche er stritt und zu deren Behauptung sich alle Juristen Wittenbergs um ihn scharten. Dabei soll nicht verkannt werden, daß auch S. nach seiner Seite zu weit ging, indem er die Augen gegen die Thatsache verschloß, daß man eine kirchliche Revolution durchgemacht hatte, und indem er nicht bloß gegen die Einziehung der katholischen Kirchengüter sich aussprach, sondern auch specifisch kirchliche Lehren des Kanonischen Rechts, wie diejenigen über die successive Digamie und die Ordination der Geistlichen, noch unter den neuen Verhältnissen vertrat. Ja, er scheint sogar die erstmalige Priesterehe nicht recht gerne gesehen zu haben, und es wird behauptet, hierdurch gereizt habe Catharina Luther den Zorn ihres Eheherrn gegen den ehemaligen Freund zu nähren wesentlich beigetragen. Merkwürdig ist es nur, daß es über keinen diesen Punkte zu einem kräftigen Conflict ausgesprochenermaßen gekommen ist; hat sich doch Luther einmal sogar entgegenkommend erwiesen gegen den Wunsch Schurff's, von einem rite ordinirten Priester das Abendmahl zu empfangen; vielmehr scheint die eigentliche Controverse sich auf das Erforderniß der Oeffentlichkeit der Eheschließung mit Consens der Eltern beschränkt zu haben, so daß seit der Concordia die Polemik schließt, welche übrigens von Seiten Schurff's meist unpersönlich, stets in den ehrerbietigsten Formen geführt worden ist. Obgleich es zu einer Wiederherherstellung guter persönlicher Beziehungen nicht mehr kam, betheiligte sich S. bei dem Begräbnisse Luther's in den ersten Reihen der Leidtragenden.

Man hat wohl von protestantischer Seite S. infolge aller dieser Vorgänge den beliebten Vorwurf des Papigirens gemacht; dagegen sagt Melanchthon von dem eben Verstorbenen, er schaue auf ihn gleichwie in einen Spiegel, das Leben, die sorgfältige Prüfung der reinen Glaubenslehre, die Beherrschung der Leidenschaften anlangend; und die Genossen seiner letzten Jahre haben das Katheder, auf welchem er in Frankfurt gelehrt hatte, mit seinem Bilde und dem Spruche versehen lassen: Priscos vide iuris peritos: vix magis pium videbis Schurpfio. — Gerade auf die feste und sichere Verbindung der religiösen und der juristischen Gewissenhaftigkeit in S. muß immer wieder verwiesen werden; wie es früher der Sache der Religion gedient hatte, daß sie in ihm einen juristischen Kämpen fand, dessen Rechtstüchtigkeit nicht zu bezweifeln war; so kam es später der Sache des Kanonischen Rechts zu Gute, daß es in ihm einen Vertreter erhielt, dem man protestantische Rechtgläubigkeit denn doch mit Erfolg nicht ab-

zustreiten vermochte. So ist es ihm, seinem Ansehen, seiner Festigkeit und Ruhe gelungen, nicht nur der evangelischen Kirche, wie sein neuerer ausführlicher Biograph Muther sagt, sondern den gesammten evangelischen Ländern das hohe Gut der Rechtssicherheit und Rechtsstätigkeit zu retten: er hat am Sitze der Reform selbst die gesammte Schar der Rechtslehrer und -Schüler von der Ansicht der Gültigkeit des kanonischen Rechtsbuches in solchem Maaße zu durchdringen gewußt, daß damit für die Zukunft diesem die Anerkennung als bleibende Rechtsquelle endgültig gesichert war, wennschon für vereinzelte Punkte des Eherechts die Concordia neues Recht einführte.

S. gehört nicht zu den Männern, welche sich infolge besonders glänzender und durchdringender Begabung Mitwirksamkeit in den Geschäften erobern; seine Thätigkeit beruht auf einer Reihe mehr äußerlicher Umstände: daß er sich gerade in Wittenberg, dem Brennpunkt der geistigen Kämpfe seiner Zeit, befand; daß sich in seiner Person neuer Glauben und altes Recht begegneten; daß er zu Luther in nahen persönlichen, zu einem kaiserlichen Rath in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Aber daß er die Rolle, welche ihm so zufiel, zu einer so erfolg- und segensreichen ausgestaltet hat, das rührt her von der seltenen Festigkeit und Lauterkeit des Charakters, mit welcher er ohne jede Rücksicht der Person bei allen sich verschieden überkreuzenden Vorgängen die richtige Stellung einnahm; von der Klugheit und Besonnenheit, mit welcher er diese Stellung vertrat und wahrte; und nicht am mindesten von der Musterhaftigkeit und Trefflichkeit seines Lebenswandels, infolge deren jede von ihm eingenommene Stellung eine solche Autorität gewann, daß sie sich selbst gegen die zornige Gegnerschaft des großen siegreichen Reformators zu behaupten vermochte. Auch bei S. entspricht den Erfolgen ein Verdienst.

Rede De vita clariss. viri H. Schurffii, gehalten von M. Teuber zu Wittenberg am 7. August 1554, verfaßt von Melanchthon, abgedruckt mit guten kritischen Zusätzen und Noten in den Hallischen gelehrten Beiträgen II, 102 f. — v. Seelen, De Ictis qui Lutheranismo insigniter profuerunt, abgedruckt ebend., II, 170 fg. — Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation, S. 178—229 (Leben) und S. 415—454 (Quellen und Urkunden). — v. Stintzing, Geschichte der D. R.-W. I, 266 f., 273 f. — Köhler, Luther und die Juristen, namentlich S. 31 f. — Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation V, 345.

Ernst Landsberg.

Schurman: Anna Maria van S., holländische Dichterin, Künstlerin und polyhistorische Theologin, „das Wunder ihrer Zeit, der Ruhm ihres Geschlechtes". Geboren am 5. November 1607 zu Köln aus guter Familie, welche während des spanischen Krieges aus Antwerpen dorthin übergesiedelt war, begleitete sie ihren Vater 1615 nach Utrecht und 1623 nach Franeker, wo er starb; nachdem ihr Bruder hier seine Studien beendet, kehrte sie mit ihrer Mutter nach Utrecht zurück. Die Einweihung der Universität zu Utrecht 1636 gab ihr Gelegenheit, mit lateinischen Gedichten an die Oeffentlichkeit zu treten, und so verbreitete sich ihr Ruhm, den Beziehungen zu den ersten Namen der damaligen niederländischen Litteratur bereits begründet hatten, bald nach Frankreich, England, Deutschland, ja selbst Italien und Spanien. In der That war es staunenswerth, in welchem Grade sie sich die Bildung und Gelehrsamkeit der Renaissance angeeignet hatte. Dreijährig hatte sie schon die Bibel gelesen; dann hatte sie, dem Unterricht ihrer Brüder beiwohnend, sich fast spielend das Lateinische angeeignet, ebenso wie sie fast alle modernen Sprachen beherrschen lernte; an das Griechische schloß sich das Hebräische, das Arabische, Syrische, Persische, ja sogar das Aethiopische, für welches sie sich selbst erst eine Grammatik aus-

arbeiten mußte. In Franeker hatte sie die Gelegenheit, welche ihr die dortige Hochschule bot, benutzt, um sich in Philosophie und Theologie gründliche Kenntnisse zu verschaffen. Aber auch die Naturwissenschaften, selbst die Anatomie waren ihr nicht fremd; insbesondere trieb sie eifrig Botanik, indem sie in ihrem Garten ausländische Pflanzen pflegte. Dabei waren ihr weibliche Arbeiten durchaus nicht fremd, und ihre Hand nicht weniger geschickt als ihr Geist. Sie stickte mit höchster Kunst; aber auch in Malerei, Bildschnitzerei, Aetzkunst bildete sie sich aus und leistete Vorzügliches. Noch jetzt bewahren manche Sammlungen Werke von ihrer Hand, insbesondere eine zu Franeker befindliche, in welche ihr Nachlaß theilweise übergegangen zu sein scheint. Namentlich ist auch ihr eigenes Bild von ihrer Hand mehrfach erhalten, wie auch ausgezeichnete Künstler jener Zeit es in Oel, Kupferstich, Holzschnitt wiedergegeben haben. Die aus der Jugendzeit stammenden Abbildungen zeigen bei aller Geistesschärfe, die sich in den lebhaften Augen ausspricht, liebliche Züge; die späteren können eine gewisse Strenge und Härte nicht verleugnen. So auch das Bild in Holzschnitt, welches der Sammlung ihrer „Opuscula", Leyden 1648, vorgesetzt ist und aus dem J. 1640 stammend sie 33 jährig darstellt. Von dieser Sammlung „Nobiliss. Virginis Annae Mariae à Schurman Opuscula Hebraea, Graeca, Latina, Gallica: prosaica et metrica", erschien die zweite und vermehrte Auflage Lugd. Batavor. ex Officina Elzeviriorum 1650; andere Ausgaben folgten, noch 1749 gab Traugott Christ. Dorothea Loeber zu Leipzig einen mangelhaften Abdruck heraus. Vorangestellt ist eine Abhandlung von 1639: De vitae termino, ein citatenreicher Nachweis, daß die Prädestinationslehre auch die Bestimmung der Lebensdauer Gott anheimstelle. Interessanter dem Gegenstand nach, aber durch die Behandlung noch abstruser ist das etwas früher von der S. behandelte problema practicum: „Num Foeminae Christianae conveniat studium litterarum?", eine Frage, die sie bejahend und mit dem stärksten Apparate von Schlüssen, Argumenten und Gegengründen gegen etwaige Einwürfe beantwortete. Anmuthiger sind mehrere lateinische Briefe über dieselbe Frage an den Leydener Professor der Theologie Rivet, welcher jene Abhandlung bereits 1638 als Amica dissertatio: De capacitate ingenii muliebris ad scientias und 1641 unter etwas anderem Titel nochmals in den Druck gab. Hatte die Italienerin Lucretia Marinelli das Problem der Frauenbildung, wie es die Renaissance aufstellte, unter der spitzigen Aufschrift La nobiltà e l'excellença delle donne con diffetti e mancamenti de gli huomini behandelt, die Französin Marie de Jars Gournay schon bescheidener De l'égalité des hommes et des femmes geschrieben, so schränkt die Niederländerin ihre Ansprüche noch mehr ein und gibt ihnen eine Fassung, welche auch uns billig erscheinen wird: nur besonders begabte, nur von anderen Pflichten freie Frauen, besonders Jungfrauen haben das Recht, aber auch das volle Recht, die Wissenschaften sich anzueignen. Die in den Opuscula weiterhin mitgetheilten Briefe berühren theilweise noch andere, besonders theologische Fragen, anderen Theiles aber zeigen sie die persönlichen Beziehungen der berühmten Frau, denen auch ihre sich daran anschließenden Gedichte meist gewidmet sind. Schon 1622 war sie mit dem berühmten Cats in Verbindung getreten und hatte ihn durch lateinische Distichen gefeiert, wie er sie durch niederländische Verse pries und ihr Bild in seine Werke aufnahm. Noch mehr scheint die Dichterin Constantin Huyghens verehrt zu haben, mit welchem sie scherzhafte Verse wechselte. Einer späteren, ernsteren Zeit gehört die Verwahrung an, die sie dem durch Namensverwechselung entstandenen Gerücht, sie habe die Astrée des d'Urfé übersetzt, entgegensetzte; und ebenso die Erklärung ihres Symbols ὁ ἐμὸς ἔρως ἐσταύρωται. So zierlich und klar wie sie das Latein in Prosa und Versen schreibt, drückt sie sich auch in den französischen

Briefen und Gedichten aus, welche sie mit den Pariser Schöngeistern austauschte, ja auch an Richelieu und die Königin von Frankreich richtete. Kein Wunder, daß sie von dort aus mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien, wie sie nur immer die hochtrabende Poesie jener Zeit vorzutragen wußte, verherrlicht wurde. Selbst aus Rom sandte 1642 Domenico Gilberto einen Panegirico: La fama trionfante, voll der ausschweifendsten Bilder und Wortspiele. Die deutsche Dichtung blieb wenigstens an Schwulst nicht zurück: Zesen und Kempe widmeten der S. lyrische Strophen; Rachel nennt sie ehrenvollst in seiner letzten Satire. Noch mehr wird der Dichterin die Aufmerksamkeit der höchstgestellten Frauen geschmeichelt haben. Eine nähere Freundschaft, welche in trüben Tagen sich bewähren sollte, erzeigte ihr die Pfalzgräfin Elisabeth, die Tochter des Winterkönigs Friedrich V. Die Königin von Polen besuchte sie zu Weihnachten 1645, worüber ein näherer Bericht den Elogia beigegeben ist, welche ihre Opuscula beschließen. Auch die Königin Christine von Schweden besuchte sie; obschon mit der weltlichen Richtung und dem Religionswechsel Christinens durchaus nicht einverstanden, erwies Anna dem hohen Besuch ihre Dankbarkeit, indem sie nach der Unterredung das wohlgetroffene Bild Christinens ihr überreichte. Allein das Werthvollste war doch für die S. das außerordentliche Lob, das die gelehrtesten Männer ihrer Zeit ihr spendeten: Salmasius, mit dem sie in regem Briefwechsel stand, Heinsius, Vossius. Daß diese Zeugnisse ihren Opuscula beigedruckt wurden, darf nicht dahin gedeutet werden, als ob es ihr an Bescheidenheit gefehlt hätte; war diese Sammlung doch von einem Anderen, von dem gelehrten Frid. Spanheim veranstaltet worden. So hatte sie auch dem Dordrechter Arzt Beverwyck nur widerstrebend ihre Zustimmung dazu gegeben, daß er in seinem Buche Van de uytnemendheyt des vrouwelicken geslachts, 1639 u. ö. ihren Ruhm ausbreitete. Ihr ernster Sinn war den Lehren ihres Vaters treu geblieben, der sie auf dem Sterbebette auch ermahnt hatte, ehelos zu leben. So hatte sie die freieren Ansichten von Grotius über die Confessionsverschiedenheit verurtheilt, so an Descartes Anstoß genommen, welcher, sie besuchend, über die Bibel und die Unklarheit der mosaischen Berichte sich absprechend geäußert hatte. Ihr Lebensweg führte sie auch seit etwa 1650 Prüfungen zu, die sie wohl bestand, die aber auch ihre Abwendung von der Welt bis zur schroffen Verurtheilung der Andersdenkenden steigerten. Nachdem ihre Mutter gestorben, hatte sie zwei alte Muhmen zu pflegen, mit denen sie 1652—1655 in Köln lebte, um Vermögensangelegenheiten wahrzunehmen, dann auf das Land bei Vianen zog. Der fromme Tod ihres Bruders 1664 ließ sie in der gleichen Stimmung zurück. Bereits hatte sie in den Parteistreitigkeiten, welche die reformirte Kirche der Niederlande zu erschüttern begannen, sich der strengeren Richtung angeschlossen und über die Weltlichkeit des größten Theiles der reformirten Geistlichkeit abgeurtheilt. Da kam, von ihrem Bruder ihr angepriesen, ein fremder hochbegabter, aber leidenschaftlicher Vertreter dieser strengeren Ansichten nach den Niederlanden, welcher die schon bestehende Spannung auf das Höchste steigern und einen Riß herbeiführen sollte, der auch Anna Maria S. aus der Kirche hinaus und in die Leidensbahn der Sectirer führte. Es war Jean de Labadie, 1610 zu Bordeaux geboren, erst Jesuit, dann seit 1650 calvinistischer Prediger, und als solcher anfänglich zu Montauban, dann zu Orange, endlich zu Genf thätig. Begeistert pries er die Rückkehr zum Leben der ersten Christen und durch Spener, seinen Zuhörer, sind diese Lehren dann, wenn auch gemäßigt, in den deutschen Pietismus übergegangen. Aber was in Deutschland innerhalb der Kirche noch Raum fand, das schlug bei der leidenschaftlichen Art Labadie's, dem die gleiche Anlage in den Niederlanden entgegen kam, hier zum heftigsten Kampfe und zur schroffsten Scheidung aus. Als Labadie 1666, zum Prediger

in Middelburg berufen, durch Utrecht kam, nahm ihn Anna Maria bei sich auf, sie folgte ihm auch in die verschiedenen Städte, in welchen er, bald durch seine Schroffheit mit der kirchlichen und der Staatsgewalt in Widerspruch gekommen und seit 1668 seines Amtes entsetzt, seine Anhänger zu sammeln suchte. In Amsterdam zog sie in sein Haus und hatte mit ihm einen Pöbelaufruhr zu bestehen, der sie jedoch in ihrer Anhänglichkeit nur bestärkte. Ebensowenig wurde sie durch die Abwendung ihrer früheren Freunde und Verehrer irre gemacht; ja sie suchte ihrerseits persönlich und brieflich für die von Labadie gestiftete Nieuwe Kerk Anhänger zu gewinnen. Indessen machten doch die fortdauernden Anfeindungen sie und ihre Bekenntnißgenossen um so geneigter, einem Rufe nach Deutschland zu folgen, den die Pfalzgräfin Elisabeth als Aebtissin von Herford an sie richtete. 1670 traf Labadie mit seinen Anhängern in Herford ein. Aber die Bürgerschaft wollte nichts von den Ankömmlingen wissen und erst die Belegung der Stadt mit preußischen Dragonern verschaffte diesen einen ruhigen Aufenthalt und freie Ausübung ihres Gottesdienstes. Jetzt artete dieser aber auch aus: die Verzückungen der Heiligen, die sich durch Tanzen und Küssen äußerten, und an denen Anna Maria v. S. selbst Theil genommen haben soll, die geistlichen Ehen, für welche erst auf nachdrückliche Ermahnungen hin die bürgerliche Bestätigung nachgesucht wurde, mußten selbst die Freunde der Gemeinde irre machen. Als das Reichsgericht in Speyer sich gegen deren Duldung aussprach, zog Labadie, trotzdem die Aebtissin hülfesuchend nach Berlin reiste, 1672 nach Altona, wo allgemeine Religionsfreiheit gewährleistet war. Hier starb Labadie schon 1673; 1675 nahm die S., welche schon früher neben „Papa" Labadie als „Mama" der Gemeinde vorgestanden, auch ihr Vermögen der Gemeinde geopfert hatte, das Anerbieten von Freunden in Westfriesland an und siedelte mit ihren Getreuen nach Wieward in der Gegend von Leeuwaarden über, wo William Penn sie noch besuchte. Hier starb sie am 4. Mai 1678, nachdem sie schon längere Zeit kränklich gewesen, ihre Leiden aber mit Geduld getragen hatte. Bald darauf zerstreuten sich die Anhänger der Secte. Ihre Ueberzeugungen und ihre Schicksale hatte A. M. v. S. in der zu Altona 1673 erschienenen Schrift *Εὐκληρία* seu melioris partis electio (nach Lucas 10, 42) eingehend dargestellt. In manchen Punkten scheint sie von Labadie ihren früheren Ansichten entfremdet worden zu sein: vorher eine besondere Verehrerin der Sabbatheiligung, glaubte sie nun, daß alle Zeiten gleich heilig zu halten seien. Von ihrem ehemaligen Ruhm und den Wissenschaften sprach sie geringschätzig. Aber daß sie im Grunde nur ihre alte Ueberzeugung verschärft und den Gegensatz gegen die Welt und die Unheiligen vertieft hatte, durfte sie namentlich in Briefen aus der letzten Zeit wohl aussprechen: hatte sie doch von früh auf das Martyrium besonders hoch gehalten und die Aeußerung des Erasmus, er wünsche sich diesen Ruhm nicht und neide ihn Keinem, sehr übel genommen. Eine Fortsetzung der *Εὐκληρία*, Pars posterior, erschien zu Amsterdam 1683; und ist mit dem ersten Theil zu Dessau 1782 wieder abgedruckt worden. Sie erzählt darin ihr ferneres Leben; die Herausgeber haben auch über ihren Tod berichtet. Ganz besonders aber bekämpft sie in dieser Schrift die freieren Ansichten über die Prädestination u. a., welche eine Brabanterin Antonie de Bourignon ihr entgegengestellt hatte; ebenso wendet sie sich gegen den Vorwurf, die Wissenschaften zu verachten, der in der *Εὐκληρία ἐνκέατος* von Drechsler, Leipzig 1675 erhoben worden war. Ebenfalls nach ihrem Tode erst erschienen geistliche Gedichte, die sie in niederländischer Sprache verfaßt hatte: Bedenckingen over de Toekomste van Christi koningryck, aufgenommen in die zweite Ausgabe der für die Gemeinde bestimmten Heylige Gesangen uyt het Frantse vertaalt, Amsterdam 1683, und drei ausführliche Gedichte Uitbrei-

ding over de drie eerste Capittels van Genesis beneffens een Vertoog van het Geestelijck huwelijck van Christus met de Gelovigen, welche erst 1732 zu Groningen gedruckt wurden. In Alexandrinern geschrieben, abgesehen vom Schluß des letztgenannten, zeigen diese Dichtungen eine kräftige Ueberzeugung und die Schulung der Renaissancepoesie, aber kaum Eigenschaften, die einen nicht schon gewonnenen Leser anlocken möchten. Bei aller Anerkennung der Wahrheitsliebe und der Willenskraft der seltenen Frau, dürfte man gerade ihr Beispiel nicht anführen, wenn die Begabung der Frauen zur Wissenschaft als über Receptivität und Reproduction hinausgehend behauptet werden sollte.

Zahlreiche Lobschriften, vor allem überall da, wo es sich um berühmte Frauen handelt. Besonders eingehend: Mollerus, Cimbria litterata (Havniae 1744) II, 805—817. Zusammenfassend: A. M. v. S. door Dr. G. D. J. Schotel, predikant te Tilburg, met portret en facsimile. 's Hertogenbosch 1853. E. Martin.

Schürmann: Georg Kaspar S., einer der genialsten deutschen Operncomponisten aus dem Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts. Ueber sein Leben wissen wir nur wenig mehr als Walther in seinem Lexikon uns mittheilt. Nur Chrysander in dem ersten Jahrbuche und H. Sommer in den Monatsh. f. Musikg. XXII theilen Einiges über einzelne Episoden seines Lebens mit. Demnach war er eines Pfarrers Sohn aus dem Hannoverischen, widmete sich schon früh der Musik und bildete sich als Sänger (Männeraltist) aus. 1693 kam er nach Hamburg, und wurde an der Kirche und am Theater als Sänger angestellt. Von da aus berief ihn 1697 der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel an seinen Hof. Auf der Reise von Hamburg nach Braunschweig, die er auf einem Thespiskarren in Gemeinschaft von Schauspielern und Sängern, wohl auch Musikern machte, die der Herzog alle von Hamburg verschrieben hatte, begegnete ihm bei einem Streite mit einem Mitfahrenden das Unglück, daß er denselben im Zweikampfe erstach. Ein Schreiben an den Rath von Braunschweig von S. (abgedruckt M. f. M. XXII, 3) stellt den Thatbestand fest und bittet um Begnadigung. Wir erfahren nicht, was daraus geworden ist. Die Schlußfolgerung des Herrn H. Sommer aus dem Schreiben kann aber nicht gut geheißen werden, denn er glaubt unter einem Altisten einen Knabensänger zu verstehen und kann sich damit die Führung eines Degens nicht vereinbaren. Da man aber einst die Frauenstimmen vom öffentlichen Auftreten schied, so sangen Männer, durch eine besondere Stimmbildung erzogen, sowohl den Discant, als den Alt und traten auch in Frauenrollen auf der Bühne auf. Die dort angezogene Geburtszahl 1665 ist nur im Kopfe Fétis' entsprungen und hat keineswegs irgend welche glaubwürdige Berechtigung. Jede Muthmaßung ist bis jetzt noch ausgeschlossen. Aus den von Chrysander mitgetheilten Actenstücken und den dort aufgeführten Opern ist es ersichtlich, daß er in des Herzogs Diensten blieb, der ihn auch, wie Walther weiter berichtet, im Jahre 1701 zur weiteren Ausbildung nach Italien schickte; daß er darauf von 1702—1707 in fürstlich Meiningenschen Diensten stand, müssen wir auf Walther's Wort glauben. Da der damals regierende Herzog Bernhard von Meiningen († 1706) mit Herzog Anton Ulrich's von Braunschweig Tochter Elisabeth vermählt war, und da es einst ganz gebräuchlich unter den Fürstenhäusern war, sich gegenseitig auf Borg mit Sängern auszuhelfen, so lange man sie nicht unbedingt selbst bedurfte, so ist diese Angabe nicht ohne weiteres abzuweisen. Besondere Glaubwürdigkeit erhält dieselbe noch dadurch, daß Schürmann's Name in dem Verzeichnisse der in Braunschweig aufgeführten Opern erst mit dem Jahre 1708 auftritt und zwar mit der Festoper „Der erfreuten Ocker-Schäfer angestelltes Fest über Ihrer Majestät der Königin Elisabeth Christina von Spanien, geb. Herzogin von Braun-

schweig, glückliche Ankunft in Barcellona und des darauf vollzogenen königlichen Beilagers mit Ihrer kathol. Maj. Carl dem Dritten, König von Hispanien und beider Indien, präsentiret auf dem großen Braunschw. Theater". Nur das Textbuch findet sich in der Bibliothek in Wolfenbüttel. S. ist hier „hochfürstl. Braunschw. Süneb. Capellmeister" genannt, befindet sich aber auch unter den Sängern verzeichnet, welche in der Oper zu thun hatten. In dieser doppelten Eigenschaft treffen wir ihn noch im J. 1721, wo er in Hasse's Oper Antioco den „Seleucus" singt, während Hasse den Antiochus gibt. Daß dies in jener Zeit nichts Ungewöhnliches war, wissen wir aus Mattheson's Schriften, der ebenfalls sehr oft als Sänger und Capellmeister am ersten Flügel beschäftigt war. So erzählt er z. B., als seine Oper Cleopatra gegeben wurde, spielte er den Antonius und dirigirte ihn auch, und als sich Antonius „wohl eine halbe Stunde vor dem Beschluß des Schauspiels entleibet", wieder ins Orchester stieg und seine Oper weiter dirigiren wollte, wurde ihm dies von Händel, der indessen seinen Platz am Flügel eingenommen hatte, verweigert und es fand darauf jene ergötzliche Scene auf öffentlichem Markte statt, die in einem Zweikampfe endete. (Siehe Chrysander's Händel-Biogr., I, 102.) S. war anfänglich nur vertretender Capellmeister, wann er die Stellung wirklich erhielt, ist nicht bekannt. Die Textbücher nennen ihn stets so, wie oben bereits beim Jahre 1708 verzeichnet ist. 1731 wurde dem Capelldirector, den wir jetzt Intendant nennen, und dem Capellmeister S. die alleinige Verwaltung des Theaters übertragen. Wie lange dies Verhältniß währte, läßt sich nicht nachweisen, doch etwas Ersprießliches konnte schon deshalb nicht geleistet werden, da das zahlende Publicum fehlte und die Ausgaben die Einnahmen um ein Bedeutendes überstiegen. 1735 scheint auch wieder das alte Verhältniß hergestellt worden zu sein, wo Intendant und Capellmeister wieder in dienstliche Abhängigkeit treten, denn Chrysander theilt S. 284 eine Eingabe Schürmann's an das Hofmarschallamt mit, worin die Mitglieder nebst ihrem Gehalte verzeichnet sind. Hiernach empfing S. 500 Thlr. Gehalt, 12 Thlr. für Papier (wol Notenpapier) und zu jeder Messe aus der Chatulle noch 100 Thlr. K. H. Graun, der spätere Capellmeister am preußischen Hofe, war Vicecapellmeister. Mizler verzeichnet S. im 2. Bde., 3. Theil, S. 174 seiner Musikbibliothek noch 1741 als Capellmeister ebendort. Wann er gestorben, ist unbekannt. — Von Schürmann's Compositionen ist trotz des Verlustes der meisten Werke immer noch so viel handschriftlich erhalten, denn gedruckt scheint von denselben nichts zu sein, daß wir von seinen Leistungen doch einen ungefähren Einblick erhalten. Von den zwanzig Opern, die in Braunschweig von 1700 bis 1734 aufgeführt wurden, haben sich drei vollständig erhalten und zwar „Die getreue Alceste", 1719 aufgeführt, „Ludwig der Fromme" 1726 und „Clelia" von 1730. Die von 1719 und 1730 besitzt die königliche Bibliothek in Berlin, die andere Herr Prof. H. Sommer in Weimar, letztere erscheint 1891 im 17. Band der Publicationen der Gesellschaft für Musikforschung in Partitur und lag mir lange zur Einsicht vor, so daß ich sie durch und durch kenne. S. ist ein so eigenartiger Componist, daß er sich mit keinem anderen in Vergleich stellen läßt, auch sich an keine Richtung anlehnt. Man findet nichts von Scarlatti in ihm, obgleich er die Kunst ebenso hoch und edel auffaßt, wie derselbe, nichts von Händel, obgleich er ihm gleich steht, wenn nicht über ihm inbetreff der Opern und erst recht nichts von Keiser, trotzdem auch S. das Komische in der Kunst trefflich zu Gebote stand. S. besaß eine unerschöpfliche Quelle der Erfindung und war haushälterisch genug, nicht verschwenderisch damit umzugehen und den Zuhörer durch immer neue Motive zu blenden, sondern verstand mit geschickter Hand das kunstvoll gestaltete Motiv zu benützen und formenvollendet einen ganzen Satz daraus aufzubauen. Eine Eigenschaft, die er

nur mit seinem großen Zeitgenossen Seb. Bach gemein hatte, trotzdem sie im übrigen so verschieden waren und ihre Wege weit auseinander gingen: Der Eine vertiefte sich in das evangelisch christliche Mysterium, während der Andere seine Kunst in den Dienst der Welt auf der Bühne stellte. Doch auch einige geistliche Compositionen besitzt die königl. Bibliothek zu Berlin von ihm, es sind dies zwei Cantaten: „Es wird ein Stern aus Jacob aufgehen" und „Pflüget ein Neues und säet nicht". Letztere abgedruckt in M. f. M., 17. Band, Beilage: Cantaten 2. Theil, S. 89. Sie besteht aus Arien mit Instrumentation, Recitativen und einem Schlußchore mit Choral. Eins der Recitative ist mit Orchesterbegleitung und von vorzüglicher Wirkung. Die Arien, in einem edlen kirchlichen Stile gehalten, haben nichts von dem Schablonenhaften in der Form, nichts von dem breit Gezogenen, wie es in anderen Werken seiner Zeit bereits Gebrauch wurde, die gerade dadurch für uns so ungenießbar sind. Inhaltsvoll und in gedrängter Form athmen sie bei charakteristischer Themenbildung Innigkeit und Lebendigkeit im Ausdrucke. Das Recitativ ist vortrefflich declamirt und der vierstimmige Chor, mit kleinem damals gebräuchlichen Orchester von fünf Stimmen, ist eine Doppelfuge voll von Leben und Feuer; den Schlußchoral singt der Chor im einfachen vierstimmigen Satze, den das Orchester nur zweistimmig leicht figurirt. Aus seinen anderen Opern besitzt dieselbe Bibliothek noch einige Fragmente, die immerhin bedeutend genug sind, um sich ein Urtheil zu bilden, ferner eine weltliche Cantate: „Schönste Wangen, eure Pracht", die mir aber unbekannt ist. Zu den zwei großen Meistern Bach und Händel kann man mit Recht S. als dritten im Bunde rechnen und wenn seine Bedeutung bisher nicht anerkannt wurde, so lag es nur daran, daß man seine Werke nicht kannte und er selbst zu seinen Lebzeiten am kleinen Fürstensitze nie über die Grenzen seines engen Wirkungskreises hinausgekommen ist. Nur in Hamburg schätzte man ihn, doch überwucherte dort gerade Reinhard Keiser jedes aufkeimende Talent, und mit ihm verschwand auch die Hamburger Oper, und doch stammen gerade die uns erhaltenen Opern Schürmann's aus dem Nachlaß des Hamburger Operninventars.

Rob. Eitner.

Schürstab: Erhard S., Bürgermeister von Nürnberg, stammte aus einem schon im 13. Jahrhundert in der Reichsstadt Nürnberg ansässigen Geschlechte, dessen Ahnen, der Familienüberlieferung nach, aus Hermannstadt in Siebenbürgen, wo sie im Lande seßhaft waren und „die von Trauttenburg" hießen, eingewandert waren. Von dem Beinamen eines dieser Ahnherren rührt, wie die Familie annahm, der Name „Schürstab" her, welchem auch das „redende" Wappen — zwei gekreuzte brennende Stäbe — entsprach. Im Jahre 1668 ist das Geschlecht ausgestorben. Erhard S. war ein Sohn des 1439 gestorbenen Erhard S. und der Clara, einer Tochter des Berthold Pfinzing. 1440 wurde er Mitglied des Rathes der Stadt Nürnberg, was er bis zu seinem Lebensende blieb. Von 1454 an gehörte er in jedem zweiten Jahre zu den fünf „Wahlherren", denen die Wahl des Rathes aus den „ehrbaren Geschlechtern" oblag, 1454 wurde er „Losunger", d. h. Aufseher der Schatzkammer und der Finanzverwaltung. Außerdem war er Pfleger des neuen Spitals. In der Fehde der Stadt Nürnberg mit den Herren von Waldenfels 1443/44 war S. einer der sechs „Kriegsherren" der Stadt, und während des großen Krieges mit Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg von 1449/50 wortführender Bürgermeister. Der Bericht über diesen Krieg (im II. Bande der Chroniken deutscher Städte Leipzig 1864 herausgegeben) und die „Ordnungen", in welchen alles niedergelegt ist, was von Seiten des Nürnbergischen Stadt- und Kriegsregimentes vor dem Kriege und während desselben vorgekehrt wurde, hat man mit Unrecht dem Er-

hard S. zugeschrieben. Es ist von Hegel wahrscheinlich gemacht, daß ihm nur die — allerdings vollständigste — Sammlung dieser „Ordnungen“ und eine in manchen Punkten, besonders in der Erzählung von dem Treffen bei Pillenreut (11. März 1450) von den übrigen Redactionen wesentlich abweichende Fassung des Kriegsberichts zuzuschreiben ist. Daß er sich auch später noch mit besonderem Eifer an der städtischen Verwaltung betheiligte, beweist u. a. der Umstand, daß er im J. 1459 den Baumeister Endres Tucher veranlaßte, eine genaue Beschreibung der Brunnen und Wasserleitungen der Stadt abzufassen. (E. Tucher's Baumeisterbuch in den Publicationen des Stuttg. litt. Vereines Bd. 64, S. 163.) Dreimal vermählt, erzeugte er zwölf Kinder. S. starb im J. 1461.

v. Weech.

Schurtzfleisch: Konrad Samuel S., Polyhistor, geboren am 3. December 1641 zu Korbach, einer Stadt in der Grafschaft Waldeck, als Sohn des Prorectors am Gymnasium daselbst. Nachdem er die gelehrte Schule seiner Vaterstadt besucht, begab er sich zunächst auf die hohe Schule zu Gießen, um Theologie und Humaniora zu studiren: der polyhistorische Zug kam bei ihm schon frühe zum Durchbruch. Von Gießen wandte er sich drei Jahre später nach Wittenberg, seine Studien in der begonnenen Weise fortzusetzen. Hier erwarb er sich im J. 1664 die Würde eines Magisters der Philosophie und fing an Vorlesungen über die Fächer zu halten, die seine Neigungen gefangen hatten und einen ziemlich weiten Kreis umschrieben. Die Theologie als Wissenschaft ließ er zwar niemals gänzlich fallen; aber ein einziges Mal hat er in jungen Jahren die Kanzel bestiegen. Inzwischen schien es, als sollte er auch der akademischen Laufbahn entfremdet werden. Er folgte nämlich etwa im J. 1666 einem Rufe als Rector an der Schule seiner Vaterstadt; indeß gefiel er sich in den kleinlichen Verhältnissen dieses Wirkungskreises so wenig, daß er ihn nach kurzer Zeit wieder aufgab und nach Wittenberg in seine gewohnte Thätigkeit zurückkehrte. Der Umstand, daß er um diese Zeit das Amt eines Hofmeisters junger Studirender übernahm, führte ihn im J. 1667 nach Leipzig, wo er zwei Jahre lang als Lehrender und Lernender verblieb. Von da nach Wittenberg zurückgekehrt, trat er in die alten Verhältnisse wieder ein — an Gönnern und Anhängern fehlte es ihm schon jetzt nicht — und versuchte sich (1669) zugleich zum ersten Male, aber pseudonym, als Schriftsteller. Die bezügliche Schrift „Iudicia de novissimis prudentiae civilis scriptoribus“, im scharfen kritischen Tone gehalten, erweckte ihm viel Gegner und drohte sogar, seine Stellung in Wittenberg selbst zu gefährden. Doch ging diese Gefahr dank seiner vielen und einflußreichen Verbindungen nicht bloß ohne ernsthafte Nachtheile vorüber, sondern es dauerte nicht lange, so wurde er (Mai 1671) in Anerkennung seiner Wirksamkeit als Lehrer zum Professor der Geschichte extra statum befördert. Vermöge des polyhistorischen Charakters der Zeit und seiner eigenen Neigung entsprechend erhielt er im Jahre 1674 statt dessen die ordentliche Professur der „Poesie“ und 1678 die der Geschichte, womit sich nach kurzer Zeit das Lehramt der griechischen Sprache verband. Im J. 1680 endlich vertauschte er die Professur der griechischen Sprache mit der der „Eloquenz“ und überließ das Ordinariat der Geschichte seinem Bruder Heinrich Leonhard, während er für sich nur noch eine Ehrenprofessur der Geschichte vorbehielt. In diesen Jahren war S. bereits ein berühmter Mann, was gewiß schon durch die Thatsache bestätigt wird, daß er nach dem Tode Conring's (1681) den Ruf als dessen Nachfolger nach Helmstedt erhielt. In die Jahre 1680—81 fällt aus Veranlassung der um Wittenberg herrschenden Pest eine größere Reise, die S. nach den Niederlanden, England, Frankreich unternahm. Bei dieser Gelegenheit suchte S. in erster Linie

die berühmten Sitze der Gelehrsamkeit und die angesehensten Vertreter derselben auf. Zugleich huldigte er seiner mächtigen Neigung zum Studium der Bibliotheken, der Vergleichung der wichtigen Handschriften und Bücher und zur Erwerbung solcher für seine eigenen Sammlungen. In dieser Richtung entwickelte er im Laufe der Zeit eine solche Virtuosität, daß ihm der Beiname einer lebendigen Bibliothek und eines wandelnden Museums gegeben worden ist. Zehn Jahre später (1691) führte ihn eine zweite große Reise nach Italien, im besonderen nach Florenz und Rom, wo er 18 Wochen lang blieb; dort hat er besonders mit Magliabecchi, hier unter anderem mit Papst Innocenz XI. selbst verkehrt. Der Rückweg führte ihn über Venedig nach Wien, wo er von den hervorragenden Gelehrten, im besonderen aber vom Kaiser Leopold selbst mit Auszeichnung behandelt wurde. Von den zahlreichen Verbindungen, die er im wachsenden Maße unterhielt, legen seine Briefe, die zum Theil bei seinem Leben (1700), zum Theil nach seinem Tode (1711) im Druck erschienen sind, deutliches Zeugniß ab. Von seiner litterarischen Thätigkeit, die vielleicht hinter seiner praktischen Wirksamkeit zurückblieb, nehmen seine in das Gebiet der Geschichte fallenden Arbeiten in jeder Beziehung den ersten Platz ein. So seine Fortsetzung des Sleidan, in welcher er die Jahre 1669—1676 bearbeitete, und eine lange Reihe von Untersuchungen über Gegenstände aus der alten und der christlichen Zeit, die im J. 1699 in einem starken Bande gesammelt erschienen, und unter welchen die deutsche Geschichte das Uebergewicht hat. Doch auch seine Theilnahme an einzelnen wichtigen Fragen des öffentlichen Interesses findet in dieser Sammlung mit ihren Ausdruck. Dem damals von Ludolf und Paullini auf den Plan gebrachten Entwurf eines „historischen Reichscollegs“ hat er seinen Namen zwar nicht entzogen, sich aber über die entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht getäuscht. Seine Stellung in Wittenberg war für ihn mit den Jahren und den wachsenden Erfolgen immer lieber geworden, so daß öfters wiederkehrende Versuchungen, durch Annahme von auswärtigen Berufungen sich zu verbessern, keine Macht auf ihn ausübten. Nur eine scheinbare Ausnahme davon macht die Thatsache, daß der Herzog Ernst von Weimar ihm die Anlage und das Directorium der neugegründeten Hofbibliothek in seiner Residenz übertrug, aber nur eine scheinbare, denn mit der Uebernahme dieses Amtes war keine dauernde Uebersiedelung Schurtzfleisch's nach Weimar verbunden. Dagegen ist seine eigene, auch an handschriftlichen Schätzen reiche Büchersammlung nach seinem Tode der weimarischen Bibliothek einverleibt worden. Dieser Tod trat am 7. Juli 1708 zu Wittenberg ein und Stadt und Universität ließen bei dieser Gelegenheit keine Zweifel darüber übrig, wie hoch sie den Geschiedenen zu schätzen wußten. Mehreres aus seinem handschriftlichen Nachlaß ist nach seinem Tode publicirt worden, wie z. B. seine „Introductio in notitiam scriptorum variarum artium atque scientiarum“ (Wittenberg 1735), die uns kein ungünstiges Bild von der Art und Weise, wie er seine Vorlesungen hielt, gewährt. Schurtzfleisch's um mehrere Jahre jüngerer Bruder **Heinrich Leonhard** S. ist unter seiner sorgfältigen Obhut in seinen Fußstapfen gewandelt und hat, wie bereits erwähnt, 1680 die Professur der Geschichte aus seinen Händen überkommen. Als Schriftsteller war er nicht unfruchtbar und verdankt man ihm u. a. eine Ausgabe der Werke der Roswitha. Wittenberg hat ihn jedoch auf die Länge nicht festgehalten, sondern er hat seine Professur mit der Stellung eines Directors der Hofbibliothek in Weimar vertauscht und ist dort 1723 gestorben.

Vgl. Adolf Clarmund (J. Ch. Rüdiger), Lebensbeschreibung des weltberühmten Polyhistors K. S. Schurtzfleisch (Dresden und Leipzig 1710). — J. W. Berger's Memoria Schurtzfleisch's in der 2. Ausgabe von dessen Epist. sel. — Jöcher, s. h. v., wo auch die Schriften beider Brüder ziemlich voll-

ständig aufgeführt sind. — C. Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland, 1. Hälfte, S. 352—353.

Wegele.

Schurz: Anton Xaver S., der Schwager und Biograph Lenau's, wurde am 2. September 1794 zu Aspern an der Zaya geboren. Sein Vater, der daselbst gräflich Breuner'scher Herrschaftsverwalter war und als solcher später in Schrattenthal bei Znaim lebte, bestimmte den Sohn zum Studium des Bergfachs und sandte ihn deshalb 1810 auf die Bergakademie zu Schemnitz. Nach zwei Jahren trat S. bei dem bergmännischen Buchhaltungsfach in den Staatsdienst und erlangte nach und nach die höchste Stufe in demselben, die Stellung eines Vicehofbuchhalters und ersten Vorstandes der k. k. Münz- und Bergwesens-Hofbuchhaltung in Wien. Als solcher trat er 1854 in den Ruhestand, den er bis zu seinem Tode am 28. December 1859 in Wien genoß. — S. war eine poetische Natur und seine Bekanntschaft mit Lenau (1820) wurde für diesen bekanntlich die Veranlassung, sich selbst im Dichten zu versuchen. Am 15. August 1821 vermählte sich S. mit Lenau's Schwester Therese († 1878) und beide wetteiferten nun in der Begeisterung und Liebe für den später so unglücklichen Dichter. Nach dem Tode des letzteren schrieb S. sein bekanntes Buch „Lenau's Leben. Größtentheils aus des Dichters eigenen Briefen" (II, 1855). Diese Biographie zeichnet sich nicht nur durch eine unvergleichliche Pietät, sondern vielmehr durch eine seltene Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe aus und schildert uns den Dichter mit allen seinen Vorzügen und Schwächen; sie bietet zwar kein abgerundetes Lebensbild, wohl aber eine solche Fülle an Material, daß dieses sehr wohl die Grundlage für ein episch objectiv gestaltetes Lebensbild bilden kann. Auch eine Sammlung „Gedichte" (1841) hat S. veröffentlicht und zu verschiedenen Taschenbüchern ꝛc. poetische Beiträge geliefert. Er liegt an der Seite seines Schwagers auf dem Kirchhofe zu Weidling bei Wien begraben.

Wurzbach's Lexikon, XXXII, 221. — Nicolaus Lenau. Biogr. Skizze von G. Emil Barthel (Einleitung zu Lenau's sämmtlichen Werken. Leipzig, Ph. Reclam jun.).

Franz Brümmer.

Schüßler: Johann S., ein Augsburger Buchdrucker, wird zuerst in den Augsburger Steuerbüchern vom Jahre 1466 erwähnt und druckte in den Jahren 1470—72 in der Reichsstadt. Er soll seine Kunst von Günther Zainer, dem ersten Augsburger Buchdrucker, gelernt haben. Wir besitzen von ihm folgende Druckwerke; aus dem Jahre 1470: 1) „Josephi antiquitatum libri XX, „per Johannem Schüssler civem Augustensem . . . . non scriptorum quidem arte, sed qua nostra tandem etas dotata est, impressoria scilicet exarati““; 2) „Josephi libri VII de bello judaico“; beide Werke zusammengehörig sind die editio princeps dieses Schriftstellers; aus dem Jahre 1471: 1) „Pauli Horosii in Christiani nominis querulos libri septem“; 2) „Petri de Crescentiis commodorum ruralium libri XII“; aus dem Jahre 1472: 1) „Joannis de Turrecremata cardinalis, sancti Sixti vulgariter nuncupati explanatio in psalterium“; 2) „Historia tripartita i. e. in hoc corpore continentur tripartite historie ex Socrate Sozomeno et Theodorico in unum collecte et nuper de greco in latinum translate libri numero duodecim“; 3) „Ambrosii episcopi Mediolanensis opusculum, quod hexameron vocitatur“; 4) „Jacobi de Theramo compendium perbreve consolatio peccatorum nuncupatum et apud nonnullos Belial nuncupatum“. Von seinem Leben ist sonst nichts bekannt. Die Behauptung, daß seine Lettern vom Abte Melchior v. Stamham von St. Ulrich in Augsburg angekauft und (s. d. Art. Melchior v. Stamham) zum Drucke benutzt wurden, hat viel für sich, ohne daß sie als unumstößlich richtig angesehen werden kann.

Zapf, Annales typographiae Augustanae und desselben Augsburgs Buchdruckergeschichte nebst den Jahrbüchern derselben. 2 Theile. — P. v. Stetten, d. J., Kunstgewerbe und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg.

Wilhelm Vogt.

Schusteth-Herve: Emanuel Freiherr v. S.-H., k. k. Feldmarschalllieutenant und Ritter des Militär-Maria-Theresienordens, geboren am 10. October 1752, stammte aus einer ungarischen Adelsfamilie, welche mit ihm, als dem Letzten seines Stammes erlosch. Seine Vorliebe für den Soldatenstand bestimmte den Vater, ihn in die Wiener-Neustädter Militärakademie zur Ausbildung zu übergeben, aus welcher er im J. 1770 als Fähnrich beim Infanterieregimente Karolyi (jetzt Nr. 52) eingetheilt, am 19. April 1775 zum Unterlieutenant befördert und am 5. Juli 1778 als Oberlieutenant zu Löwenberg-Chevauxlegers übersetzt wurde. Im bairischen Erbfolgekriege gerieth er in der Nähe von Leitmeritz gelegentlich einer Fouragirung in preußische Gefangenschaft, aus welcher er im J. 1779 zurückkehrte. Am 1. November 1787 wurde S. zweiter, am 16. April 1790 erster Rittmeister und marschirte im Januar 1793 mit seinem Regimente zur Armee des Feldmarschalls Prinzen Coburg, welche damals in den Niederlanden stand, wo er schon am 4. März durch Wegnahme von sieben Kanonen Gelegenheit fand, Beweise von Entschlossenheit zu geben, für welche ihm der Feldmarschalllieutenant Ferdinand von Württemberg als Augenzeuge das ehrenvollste Zeugniß ausstellte. Bei Famars am 23. und 24. Mai deckte S. mit seiner Escadron den Angriff der englischen Reiterei und nahm bei dieser Gelegenheit zwei zurückgelassene englische Standarten in Schutz, wofür der Herzog Friedrich von York ihm seine Zufriedenheit aussprach. Im J. 1794 wurde er Major im Regimente und focht in der Schlacht bei Tournay am 22. Mai mit großer Bravour, wofür demselben die belobende Anerkennung sowohl seitens des Feldmarschalls Prinzen Coburg, als auch des Kaisers in den huldreichsten Ausdrücken ertheilt wurde. 1795 stand S. bei der Avantgarde der Armee des Feldmarschalls Grafen Clerfayt und hatte wieder Gelegenheit erhalten bei dem am 8. December auf Alsenz stattgehabten Angriffe so thätig mitzuwirken, daß Clerfayt an den Kriegspräsidenten Grafen Wallis melden konnte, daß S. auch hier sich „neuerdings auf das Vorzüglichste ausgezeichnet habe". Infolge seiner hervorragenden Leistungen vor dem Feinde mit dem Ritterkreuze des Militär-Maria-Theresienordens im J. 1796 ausgezeichnet, erhielt er bald darauf in einem der verschiedenen Gefechte um Forchheim einen Schuß in den Unterleib, wurde am 12. December Oberstlieutenant und am 29. April des folgenden Jahres Oberst bei Wurmser-Husaren, mit welchem Regimente er im Frühjahre 1798 zur Armee nach Italien ging und bald darauf am 26. März 1799 im Vereine mit dem Feldmarschalllieutenant Fröhlich, dessen Vortrab er bildete, den Feind bei Legnago in die Flucht schlug, 11 Geschütze, 32 Munitionswagen erbeutete und 200 Mann zu Gefangenen machte. Am 5. April focht er bei Magnan oder Isola della Scala abermals mit Bravour, indem er dem Feinde in die Flanke fiel und so zum Gelingen des Angriffes wesentlich beitrug, am 8. Mai war er bei dem feindlichen Ausfall aus Mantua und griff, wie Generalmajor Graf Klenau in seiner Relation sagt, den „überlegenen Feind mit gewohnter Tapferkeit an", so daß Dank seiner Entschlossenheit, seinen guten Dispositionen der Ausfall zurückgeschlagen werden konnte. Bald darauf, es war am 22. Juni, nahm er das Castell von Modena und machte die 250 Mann starke Besatzung zu Kriegsgefangenen. Im J. 1800 bei dem Blockadecorps von Genua wies er den am 11. Mai erfolgten Ausfall auf die Stellung von Monte Fascia und Monte Becco zurück, focht dann am 10. Juni in der Schlacht von Casteggio rühmlichst mit, leistete bei Marengo am 14. Juni, wo er mehrere Wunden er-

hielt, so treffliche Dienste, daß er in Anerkennung derselben am 28. October 1800 zum Generalmajor befördert wurde. Als solcher commandirte er ein leichtes Corps, welches bloß einen Parteigängerkrieg zu führen hatte, am 1. December Bondeno und Stellatta wegnahm und am 10. desselben Monats die befestigte Stadt Finale mit Erfolg angriff. Im Kriege des Jahres 1805 stand S. beim Corps des Feldmarschalllieutenants Kienmayer, befehligte nach dem Rückzuge über den Inn die Arrièregarde und bestand die Gefechte bei Membach am 30., bei Haag am 31. October und später jenes bei Neuhaus am 7. November. Bei allen diesen Gefechten bewies er die gewohnte Einsicht, Ausdauer und Tapferkeit. Die nun folgenden wenigen Friedensjahre zeigen ihn rastlos thätig in der Ausbildung der Truppen; am 14. April 1808 erfolgte seine Ernennung zum Feldmarschalllieutenant. Im J. 1809 erhielt er anfangs eine Division im 5. Armeecorps, nahm am 20. April an der Schlacht von Abensberg insofern rühmlichen Antheil, als es seiner Umsicht, seiner Entschlossenheit gelungen war, den Feind durch 8 Stunden zu beschäftigen und so Zeit für den Rückzug zu gewinnen, bei dessen weiterer Fortsetzung er von Hiller den Auftrag erhielt, den Ort Riedau festzuhalten. Hier am 1. Mai angegriffen, warf er anfangs die Spitze des feindlichen Vortrabs zurück, als aber die Franzosen Verstärkung erhielten und erneuert zum Angriffe übergingen, wurde S. bis vor Neumarkt zurückgedrängt. Die Gegner drangen jetzt auf allen Straßen vor, so daß S. in eine sehr kritische Lage gerieth, da alle seine Meldungen und Anfragen unbeantwortet blieben. Doch fand noch am Abend des 2. Mai Radetzky Mittel, S. von der gefährlichen Lage in Kenntniß zu setzen und ihn aufzufordern, eiligst die Traun bei Ebelsberg zu gewinnen, während er selbst sich auf der Welser Haide behaupten würde. S. brach unverweilt auf und zog in der Nacht weiter, um Linz zu gewinnen. Seine Vorhut stieß aber bald auf Massena's Vortruppen, wodurch er gezwungen wurde auszuweichen und auf elenden Gebirgspfaden seine Wiedergewinnung mit der Armee zu versuchen, bis es ihm endlich gelang, bei Reith unweit Ebelsberg in die Ebene zu gelangen. Hier überblickte er sogleich den wahren Stand der Dinge, indem er gewahrte, wie sein tapferer Waffenbruder Radetzky sich wiederholt dem Feinde entgegenwarf und diesen verdrängte. S., der entschlossene und versuchte Soldat beeilte sich seine Kräfte zu sammeln, fiel dem Feinde in die linke Flanke und warf ihn vollständig. Nun erst zog sich S. hinter die Traun zurück. Sein einsichtsvolles und tapferes Verhalten wurde vom Erzherzog Ludwig in ehrenvollster Weise belobt. Als Hiller am 10. Mai angewiesen wurde, 6000 Mann bei Stein und Krems stehen zu lassen, um die Strecke vor jedem feindlichen Ueberfalle und Plünderung zu schützen, dem Feinde soviel als möglich Abbruch zu thun, endlich alles zu einem Uebergange der großen Armee auf das rechte Ufer vorzubereiten, wurde S. mit 10 Bataillonen und 2 Escadronen zu dieser Aufgabe bestimmt. Dieser führte einen sehr thätigen Postenkrieg und focht bei Krems, Hollenburg und namentlich bei Wolfsberg am 31. Mai. Nach abgeschlossenem Frieden erhielt S. eine Anstellung zu Prag als Inspector der Cavallerie in Böhmen und am 28. Februar 1810 die zweite Stelle als Inhaber des Dragonerregiments Erzherzog Johann (jetzt Nr. 9). Im J. 1813 war er mit der Errichtung der Landwehr in Böhmen beauftragt und 1814 als Interims-Commandirender nach Mähren gesandt. Hier wurde er 1816 Ablatus des commandirenden Generals, am 2. Januar 1817 Geheimer Rath, am 22. Mai 1820 Commandirender in Siebenbürgen, woselbst er zu Hermannstadt am 2. Juni 1827 nach kurzer Krankheit starb. — S. hat 57 Jahre mit Auszeichnung und zur Zufriedenheit seines Kaisers gedient. Pünktlichkeit im Dienste, Handhabung einer musterhaften Ordnung, strenge Rechtlichkeit, gerade, offene

Handlungsweise gewannen ihm die Achtung Aller. Wenn auch nicht berufen als selbständiger Feldherr Großes zu leisten, hat er dennoch in seinem Wirkungskreise so viele kriegerische Tugenden an den Tag gelegt, daß er immerdar der Armee ein glänzendes Vorbild bleiben wird.

Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserthums Oesterreich. 32. Thl. Wien 1876. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc. Wien 1857. — Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden ꝛc. Fünfkirchen 1837. — (Schels), Oest. milit. Zeitschrift. 4. Bd. Wien 1834. — Leitner, Gesch. d. Wiener-Neustädter-Militär-Akademie. Hermannstadt 1872. — Schönhals, Krieg 1805 in Deutschland. Wien 1873. — Heller, Der Feldzug 1809 in Süddeutschland. Wien 1865.

Sch.

Schuster: Gottwald S., Arzt, als Sohn eines gleichnamigen Arztes zu Jena am 28. December 1701 geboren, erhielt seine Vorbildung in Altenburg, wohin sein Vater später verzog, studirte seit 1720 in Leipzig, wo er 1726 die Doctorwürde erlangte, wurde im letztgenannten Jahre fürstlich schönburgischer Stadt- und Landphysicus in Penig, 1728 Amts- und Landphysicus zu Chemnitz und war in dieser Stellung bis zu seinem am 25. December 1785 erfolgten Tode thätig. Er war ein tüchtiger Praktiker und hervorragender Gerichtsarzt. Auf dem Gebiete der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin bewegen sich die meisten seiner sehr zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten, von denen ein Theil auch philosophische und theologische Themata behandelt. Außer mehreren Aufsätzen in den Verhandlungen der k. k. Leopoldino-Carolinischen Akademie der Naturforscher (von Bd. V an) sind von selbständig erschienenen Schriften u. A. folgende hervorzuheben: „Entwurf eines compendiösen Haus- und Privatapothekgens, welches sowohl zur Präservation als Cur bei den meisten Zufällen und Unpäßlichkeiten des menschlichen Leibes in Ermangelung eines Medici heilsam zu eröffnen“ (Chemnitz 1728; unter anderem Titel: Leipzig 1749; 5. Aufl. ebenda 1778); „Commentationes difficiliora et notatu digna quaedam themata tam ad medicinam quam jurisprudentiam pertinentia complexae, singulari studio collectae et in usum utriusque fori emissae“ (Chemnitz 1741, enthält vier auf gerichtliche Medicin und Geburtshülfe bezügliche Abhandlungen); „Experimental-Untersuchung derer zu Niederwiera im Altenburgischen entsprungenen Gesundheitsquellen“ (ebenda 1738); „Hydrocardiologia sive Dissertatio medico-theologico-legalis de liquore pericardii, qua binae quaestiones, altera: ob die Feuchtigkeit, so zwischen dem Herzen und dessen Behältniß befindlich, ein Kennzeichen geschehener Erstickung abgiebt? altera: ob das Wasser, so aus der eröffneten Seite des Herrn Jesu geflossen, aqua pericardii gewesen? ad Joh. XIX. 34, novis rationibus discutiuntur. Accedit observatio curiosa etc.“ (ebenda 1740); „Genesis quadrimellorum sive historia rara et perquam curiosa de muliere diebus ..... duplices gemellos nempe masculum et tres femellas vivas et vitales enitente, ubi simul aliquot problemata generationem hominis etc. resolvuntur etc.“ (ebenda 1739). Ein vollständiges Schriftenverzeichniß Schuster's gibt das Dict. hist. par Dezeimeris IV, p. 131—134.

Vgl. Biogr. Lexicon von Hirsch u. Gurlt V, 312.

Pagel.

Schuster: Ignaz (nicht Johann) S., katholischer Geistlicher, geboren zu Ellwangen am 5. December 1813, † zu Unter-Ailingen am 24. April 1869, wurde, nachdem er seine Studien in Tübingen gemacht, am 13. September 1837 zum Priester geweiht, im April 1838 zum Repetenten im Convict zu Tübingen ernannt, trat diese Stelle aber nicht an, wurde dann Präceptoratsverweser in Gmünd, 1841 Pfarrer in Treffelhausen, 1857 in Unter-Ailingen

bei Friedrichshafen. Von Freiburg erhielt er 1847 für seine verdienstvollen Schriften den theologischen Doctorgrad. Im J. 1845 gab er einen „Katholischen Katechismus“ heraus, daneben 1846 einen „Kleinen Katechismus für die unteren Schulclassen“, die in der Diöcese Rottenburg als Diöcesan-Katechismen eingeführt wurden, aber auch sonst eine weite Verbreitung fanden und eine große Zahl von Auflagen erlebten. Eine noch größere Verbreitung fand seine „Biblische Geschichte des alten und neuen Testaments für Volksschulen“, 1858, die von sehr vielen deutschen und österreichisch-ungarischen Bischöfen approbirt, auch ins Holländische und Polnische übersetzt wurde. S. veröffentlichte ferner ein „Katechetisches Handbuch unter Zugrundelegung seines Katechismus“, 5 Bände, 1848—53, und ein „Handbuch zu biblischen Geschichte“, 2 Bände, 1861 (5. Aufl. bearbeitet von J. B. Holzammer 1891). Außerdem gab er in Verbindung mit J. Bumüller heraus ein „Lesebuch für Volksschulen“ in 2 Bänden oder 10 Abtheilungen, 1863; 5 Abtheilungen davon (Weltgeschichte, Weltkunde, Naturgeschichte, Naturlehre und Erdkunde) sind auch mit in den Text gedruckten Abbildungen in einer Reihe von Auflagen als „Kleine illustrirte Jugendbibliothek“ erschienen.

Kehrein, Lexikon II, 137. Reusch.

Schuster: Johann Martin S., Maler in Nürnberg, geboren daselbst 1667, Schüler des Malers und Radirers Johann Murren, wurde 1737 Director der Nürnberger Kunstakademie, als welcher er 1738 starb. Nähere Angaben über seine Lebensverhältnisse fehlen, nur aus einem leider nicht datirten, im Städtischen Archiv zu Nürnberg bewahrten Gutachten über den Zustand der Malereien im Großen Rathhaussaale Nürnbergs geht hervor, daß er in Rom Studien gemacht und sich auch in Florenz aufgehalten hat. Sein Hauptwerk ist das im J. 1718 an der Decke der Aegidienkirche in Nürnberg, an welcher Johann Daniel Preisler die vier Evangelisten malte, ausgeführte Freskogemälde mit der Darstellung des jüngsten Gerichts. 1724 malte er die früher den Hauptaltar der Lorenzkirche Nürnbergs schmückende Abendmahlsdarstellung, welche 1743 der Nürnberger Kupferstecher Johann Michael Seligmann in Großfolio stach. Auf diesem Gemälde trägt einer der Jünger die Züge des Stifters Hieronymus Löffelholz. Von seinen Bildnissen, unter denen sich vornehmlich Nürnberger Patricier befinden, werden besonders hervorgehoben die von Georg Martin Preisler gestochenen Porträts des Lazarus Imhof und des Johann Daniel Preisler. — Er soll auch Bilder historischen Inhalts gemalt haben, doch ist keines derselben bekannt. Nach seinen Zeichnungen stach sein Schüler Johann Kenkel (1688—1722) in Schwarzkunst eine größere Reihe von Actstudien, welche zur Illustration eines mit dem Titel „Nürnberger Mahler-Academie“ versehenen Werkes dienten. Einige seiner in schwarzer und weißer Kreide ausgeführten Zeichnungen, darunter der Kopf eines bärtigen Mannes weisen die Bezeichnung: J. M. S. del. auf.

Joh. Gabr. Doppelmayr, Historische Nachrichten von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern ꝛc. 1730. — Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon 1845. — Nagler, Monogrammisten IV. 1871. — Ernst Mummenhoff, Das Rathaus in Nürnberg, 1891.

P. J. R.

Schuster: Joseph S., geboren am 11. August 1748 zu Dresden und † am 24. Juli 1812 ebendaselbst. Sein Vater, Bassist an der Hofcapelle in Dresden, bestimmte ihn schon in früher Jugend zum Studium der Musik und unter Schürer's Anleitung genoß er die beste Schule, auch wird er wohl als Knabensänger der Hofcapelle bereits angehört haben, obgleich wir darüber keine Nachrichten haben. Hier wird sich auch die Freundschaft mit dem gleichaltrigen

Franz Ignaz Seydelmann gebildet haben, die sie fürs ganze Leben band und die noch dadurch befestigt wurde, daß sie stets gleichzeitig im Amte an der Hofcapelle befördert wurden und zwar oft in gleicher Eigenschaft, so daß die Beförderung des Einen, bis auf das Datum, die Beförderung des Anderen einschließt. S. trat im J. 1764, also mit 16 Jahren, als Bassist in den Verband der Hofcapelle, zeichnete sich hier bereits als Componist so hervorragend aus, daß, als Naumann 1765 vom Kurfürsten nach Italien behufs Anwerbung von Sängern geschickt wurde, S. und Seydelmann ihn begleiten durften, um Kenntniß von dem Musiktreiben in Italien, dem damaligen eingebildeten Eldorado für jeden Musiker, zu erhalten. Zurückgekehrt, überreichten sie beide dem Kurfürsten eine Messe ihrer Composition, wofür sie ein Geldgeschenk erhielten; am 16. Januar 1771 wurde ihnen schriftlich zugesagt, daß sie für jede eingereichte Kirchencomposition ein bestimmtes Honorar empfangen sollten und am 25. April 1772 erhielten sie die Anstellung als Kirchencomponisten mit 200 Thlr. jährlichem Gehalt. Die Capelle besaß zu der Zeit vier Componisten: Schürer, Naumann und die beiden Neuangestellten. In den Jahren 1774—76 und 1778—82 hielt er sich in Italien auf, theils um zu studiren, theils um auf italienischen Bühnen seine Opern aufzuführen, die in Italien großes Gefallen erzeugten, wohl aber auch um Sänger zu werben, denn die italienischen Sänger waren Zugvögel, die nirgends lange aushielten und sich durch Versprechungen leicht zum Contractbruch verleiten ließen, besonders da den Castraten fast durchweg die Eigenschaft des Geizes anhaftete. So kam es, daß größere Capellen wie die sächsische fortwährend in Noth waren, die entstandenen Lücken zu füllen. Am 17. Februar 1787 wurde S. zum Capellmeister ernannt. Bei seinem zweiten Aufenthalte in Neapel soll ihn auch der König von Neapel zum Titularcapellmeister ernannt haben, ein Beweis, wie er nur allzusehr als Componist in die Fußtapfen der Italiener trat. — Als Componist war er ungemein fruchtbar; man zählt von ihm 27 Opern und Singspiele, eine große Anzahl Messen, Vespern, Litaneien, Stabat mater, Oratorien, Te Deum und viele kleinere Kirchenmusiken. Das Kirchenarchiv der katholischen Kirche in Dresden besitzt im Manuscript zahlreiche Werke, darunter allein 19 Messen. Auch für Kammermusik schrieb er vieles. Gedruckt ist nur weniges: eine Cantate, Lob der Musik, Leipzig bei Breitkopf 1784 (Bibl. Berlin und Wernigerode) und eine Sammlung kleinerer Clavierpiecen zu vier Händen, Dresden bei Hilscher unter französischem Titel (Bibl. Berlin). Zahlreiche Handschriften, auch Autographe, besitzen die Bibliotheken zu Berlin, Königsberg u. a. Schuster's Stil entbehrt jeglicher Tiefe und eine leichte angenehme Erfindungsgabe mit einem geschickten Gestaltungstungstalent verbunden, blendete einst den Zuhörer und machte ihn zum Liebling des Publicums. Mit seinem Tode traten andere an seine Stelle, die es ebenso machten und so war er auch mit dem Austritt aus dem Wirkungskreise vergessen. Sein Porträt findet man im 15. Bde. der Allg. musik. Ztg., Leipzig, Breitkopf & Härtel, Beilage Nr. 7.

Rob. Eitner.

Schuster: Martin S., Geistlicher, Dichter und Dramatiker. Geboren am 28. Februar 1649 zu Memmingen als der Sohn des dortigen Pfarrers Mag. Daniel S., studirte Theologie und wurde Magister, daneben ein begeisterter Freund der schönen Wissenschaften. Eine große dichterische Thätigkeit entfaltete er bei den Einzugsfeierlichkeiten der Herzogin Magdalena Sibylla in Stuttgart. Schon vorher hatte er ein fünfactiges Mischspiel „Bestrafte Verläumbung und belohnte Gottesfurcht“ (Straßburg 1668) verfaßt, das von Gottsched seines schlechten Geschmacks, der elsässischen Mundart und des ungereimten Inhalts wegen getadelt wird. Die Einzugsfeierlichkeiten des seit 6. November 1673

vermählten fürstlichen Paares, des Herzogs Wilhem Ludwig zu Württemberg und der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, Magdalena Sibylla, in die Residenz Stuttgart begannen am 12. Februar 1674 und währten bis zum 18. Februar. Außer drei Schaugerichten, die am 13., 15. und 17. Februar gestellt wurden, nämlich von den zwölf Sibyllen, von der alleredelsten Weibertreu (die Geschichte von den Weibern zu Weinsberg) und vom Fastnachtbutzen, verfaßte S. eine Art Oper, „ein singendes und sonst musikalisches Freudenspiel von der in der Fremde erworbenen Lavinia" in drei Acten, das am 17. Februar in dem neuerbauten fürstlichen Komödienhause zu Stuttgart durch die fürstlich württembergischen Hofmusiker aufgeführt wurde. Es erschien das Spiel als ein Theil der „Vorstellung Stuttgartischer jüngst gehaltener hochfürstlich Württemberg-Hessischer Heimführungsbegängnis", die 1675 der Hofbuchdrucker Weyrich Rößlin in Stuttgart herausgab, sodann aber auch in einer Sonderausgabe (Straßburg 1674). In der Vorrede nennt S. noch ein von ihm verfaßtes Drama „Die äthiopische Fräulein Chariklea", das wahrscheinlich Heliodor's bekanntem Roman nachgebildet ist. Der Aufbau des Dramas von der Lavinia ruht auf dem Bericht des Vergil: auf der Irrfahrt kommt Aeneas nach Latium und erwirbt im Kampfe mit Turnus die Hand der Lavinia, der Tochter des Königs Latinus. Wie es bei allen Gelegenheitsdichtungen jener Zeit, besonders bei solchen, die an fürstlichen Höfen zur Aufführung kamen, der Fall ist, so zieht sich auch in des Verfassers „Freudenspiel" nur ein loser Faden durch die ganze Dichtung, die durch die glänzende Pracht äußerer Ausstattung, durch eingelegte Arien und durch sonstige musikalische Beigaben die Bewunderung der eingeladenen Hofgesellschaft erregen sollte. Eine Götterversammlung, Meernymphen mit Sirenen, Neptun mit Triton, Glaucon und Proteus, die Sibylle von Cumä, Aeneas mit seinen Gefährten im Sturm, Kampf zwischen den Leuten des Aeneas und Turnus u. s. w. zieht in buntem Wechsel über die Bühne. Die Sprache zeugt von dichterischer Begabung des Verfassers, sie ist edel und vornehm, dem Geschmack der Zeit entsprechend; auch die Verskunst zeugt von Geschick, lebhaftem Wechsel zwischen Trochäen und Jamben, Turnus spricht in Anapästen. Selbst zum Sonett versteigt sich der Verfasser bei der Beschreibung des künstlichen Luftfeuers, das am 16. Februar das Entzücken der fürstlichen Gesellschaft hervorrief. Die Bevorzugung des antiken Stoffes zeigt sich auch in dem schon erwähnten Schaugericht von den zwölf Sibyllen, sowie in dem Anhang zu dem zweiten Schaugericht, der aus zwei nach Ovid gebildeten längeren Dichtungen besteht: Perseus und Andromeda, Jason und Medea. S. war 1678 Pfarrer in Heroldingen (als solcher schrieb er „Poetische Gedanken über den schrecklichen Cometen, welcher 1680 den 16. December sqq. erschienen"), wurde 1681 fürstlich öttingischer Pfarrer zu Deiningen und Zimmer, 1686 erhielt er die Pfarrei Unterringingen, 1692 die zu Binsenzimmern, wo er 1693 starb. S. ist auch Verfasser eines ascetischen Werkes: „Hellleuchtender Buß-, Beicht- und Communion-Spiegel aus dem bittren Leiden und Sterben Jesu Christi in 28 Betrachtungen und ebenso vielen Kupfern vorgestellt" (Nürnberg 1685) und einer Leichenpredigt: „Gefährliches Tigrisbad und schmerzlicher Egerschad bei Beerdigung eines zehnjährigen Knaben, der in der Eger 1690 ertrunken" (Nördlingen 1690). In den heftigen Simultanstreitigkeiten trat er sehr energisch auf und wußte seine Gegner zuweilen mit beißendem Spotte abzufertigen.

Seine Frau Sibylla S. geb. Neithart, zu Memmingen als die Tochter eines Goldschmieds und Siegelschneiders am 5. Februar 1639 geboren, seit 1678 vermählt, schrieb ein fünfactiges Drama: „Verkehrter Bekehrter und wieder Bethörter Ophiletes, auf die Traur-Bühne gestellet von Sibylla Schusterin", das ihr Mann nach ihrem Tode († am 19. Mai 1685) veröffentlichte (Oettingen

1685). Es ist das Erzeugniß einer von Mysticismus und religiösem Fanatismus erfüllten Frau, die das Schicksal eines Menschen schildert, der sich dem Teufel mit seinem eigenen Blute verschreibt, nach Ablauf der festgesetzten zwanzig Jahre aber mit Hülfe der Geistlichen von der Gewalt des Teufels wieder befreit wird. Es liegt nach eigener Mittheilung der Verfasserin eine wahre Geschichte zu Grunde, die sich 1646 zu Memmingen ereignete. Man erkennt leicht, daß der Verfasserin sowohl die Theophilussage, als die mit der Homulus- und Hekastusgruppe zusammenhängenden Dramen, wenigstens die vornehmsten, bekannt waren: so ist denn ein seltsames, aus verschiedenen Elementen gemischtes Werk entstanden. Die Sprache ist schwülstig und ungewandt, die Verse, abwechselnd zwischen Trochäen und Jamben, wenig fließend. Ihr Gatte beklagte mit vielen Freunden (Pfarrer Joh. Andreas Müntscher in Grosselfingen hielt ihr die Leichenrede, gedruckt zu Oettingen 1685) und Freundinnen das Hinscheiden der im engeren Kreise gefeierten Dichterin; er widmete ihr einen „unauslöschlichen Liebesglanz und unverwelklichen Cypressenkranz". Hier sagt er, die Verstorbene habe alle gleichzeitigen Dichter gelesen und eifrig studirt.

Was Lohenstein, der kaiserliche Dichter,
Der Phöbus selbst und aller Musen Richter,
So künstlich schrieb, das fiel Dir ganz nicht schwer,
Du konntest es auswendig sagen her.
Cleopatra, die schlaue Agrippine,
Epicharis und Ibrahim, der diene
Zum sichern Grund, daß ich die Wahrheit schreib:
Der große Gryph, der war Dein Zeitvertreib.
Herr Opitz, Rist, Frank, Schirmer, der von Zesen,
Harsdörffer, Schoch, ward oft von Dir durchlesen,
Herr Kaldenbach, Dach, Hoffmannswaldau auch
War dir bekannt durch öfteren Gebrauch.

Einen langen lateinischen Epilog, der sich im Sterberegister der Pfarrei zu Deiningen beim Todestage seiner Frau befindet, beginnt er mit den Worten: Quam vellem nescire litteras! — Auch viele Lieder und religiöse Gesänge verfaßte sie, doch sind sie nicht erhalten. — Das Exemplar der königlichen Bibliothek zu Berlin besaß 1726 Georg Jacob S., Pfarrer zu Grosselfingen, vermuthlich ein Nachkomme des Dichterpaares. Dasselbe enthält auch ein von G. A. Wolffgang gemaltes Bild der Sibylla S. mit folgenden Versen des M. Johannes Crophius, Ephorus des evangelischen Collegiums in Augsburg:

Diß Bild soll stellen vor ein trefflichen Verstand,
Die wahr Gottseligkeit, ein kunstberühmte Hand,
Samt raren Tugenden. Ums Muster ists geschehen,
Der Tod steht für, das man den Selbstand nicht kann sehen.

Neben der Dichtkunst übte sie die Kunst der feinen Stickerei und hatte es darin zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht.

Gottsched, Nöthiger Vorrath I, 235; II, 255, 259. — Freyesleben, Nachlese S. 46. — Goedeke, Grundriß II², 223 Nr. 51; 228 Nr. 95. — Gütige Mittheilungen des Decans Dr. Prinzius in Memmingen und des Pfarrers Strößenreuther in Deiningen aus den dortigen Pfarrbüchern.

H. Holstein.

Schut: Cornelis S., Maler und Radirer. Die Angaben seines Geburts- und Sterbejahres wechseln bei den verschiedenen Schriftstellern, die sich mit dem Künstler beschäftigen. Nach den neuesten Forschungen ist er in Antwerpen am 13. Mai 1597 geboren. Die fruchtbare Kunstentwicklung Antwerpens in jener Zeit blieb nicht ohne günstigen Einfluß auf ihn, und dieser war um so lebendiger, als Rubens selbst sein Lehrer wurde. Als Historienmaler führte er große

Werke aus, kirchliche wie allegorische und Rubens scheint seinem Zögling recht gewogen gewesen zu sein, da er ihm Bestellungen für Altarbilder übergab; man erzählt, daß dieser dennoch auf seinen Lehrer neidisch war und vermuthete, derselbe überlasse ihm Arbeiten nur für Landkirchen; was übrigens zu dem oft vorkommenden Klatsch zu rechnen sein dürfte. Uebrigens besitzt seine Vaterstadt ebenfalls mehrere Hauptwerke von ihm, so auch eine Himmelfahrt der Maria, ein Plafondgemälde in der Hauptkirche, eine Magdalena beim Leichnam Christi in S. Jacob. Neben Brüssel besitzen auch außerhalb Belgiens verschiedene Museen Werke seiner Hand; so ist im Belvedere zu Wien ein Hero und Leander. Gerard Seghers malte ihm oft Blumenkränze und S. hat namentlich Madonnen in denselben angebracht. Solche Gemälde trifft man oft an, wie im Dresdener Museum. Er soll auch bei der Ausschmückung von Gent bei Gelegenheit des Einzugs des Erzherzogs Ferdinand mit verschiedenen Künstlern beschäftigt gewesen sein. Diese Malereien erschienen in Stichen als Illustrationen des Werkes: Ser. Principis Ferdinandi triumphantis Introitus . . . 1636. Nach den Bildern Schut's stachen verschiedene Künstler, vornehmlich sein Schüler Witdoeck, der von der Malerei zum Stiche überging, Hollar, Natalis u. a. Er selbst war auch mit der Radirnadel vielfach beschäftigt, da wir über 130 Blätter von ihm zählen. Die meisten sind in kleinem Formate und oft flüchtig aber geistreich ausgeführt. Man glaubte auch nach dem Bericht des Bermudes, er wäre in Spanien gewesen, doch dürfte hier eine Verwechslung mit einem anderen Künstler desselben Namens obwalten. Der Künstler ist um 1660 gestorben und in der S. Willibrorduskirche außerhalb Antwerpen begraben. Sein Bildniß, nach van Dyck's Zeichnung, hat Vorstermann für die Ikonographie gestochen.

s. Immerzeel. — Kramm. — v. Lerius, Katalog von Antwerpen.

W e s s e l y.

Schütt: Johann Karl S., als lyrischer Dichter und geschmackvoller Uebersetzer, vornehmlich skandinavischer Poesien namhaft, wurde am 15. Mai 1786 zu Griebenow unfern Greifswald geboren, † am 9. März 1839 in Stettin. Sein Vater Christian Gottfried S. ward nach neunjähriger Wirksamkeit als Dorfschullehrer nach dem Dorfe Wyk nahe bei Greifswald versetzt und versah daselbst 40 Jahre hindurch mit unermüdlicher Ausdauer und regem Pflichteifer die Schullehrer- und Küsterstelle. Der älteste Sohn genoß bis zum 14. Jahre der Erziehung und Unterweisung des Vaters und trat 1800 als Lehrling in ein Greifswalder Handlungshaus. Während dieser Zeit trieb der wißbegierige Jüngling mit Eifer das Studium der französischen Sprache unter der Leitung des akademischen Docenten Dr. Wortberg, beschäftigte sich auch mit wissenschaftlichen Gegenständen mancherlei Art und gab schon damals der entschiedenen Neigung zu poetischem Schaffen Raum. Die Zeitverhältnisse trieben ihn in den Militärstand, seit 1806 diente er mit Auszeichnung auf schwedischen Kriegsschaluppen und ward nach Jahresfrist von König Gustav IV. Adolf bei dessen Anwesenheit in Stralsund zum Sergeanten bei der Sweagarde ernannt. Später unter das Corps der Leibtrabanten versetzt, von denen jeder Officiersrang besaß, folgte er dem Könige nach Schweden und hatte bei der Entthronung des unglücklichen Monarchen 1809 die Wache in einem der Schloßgemächer. Auch jetzt verwandte er jede Stunde der Muße auf seine Fortbildung, vornehmlich in fremden Sprachen, vor allem in der schwedischen. Im J. 1812 nach Pommern zurückgekehrt, ward er mit einem kleinen Detachement zu Wyk gefangen genommen und nach Frankreich abgeführt. Während seines zweijährigen Aufenthaltes daselbst studirte er mit großem Fleiße die italienische, sowie die spanische und portugiesische Sprache und sang manches Lied voll Sehnsucht nach der Heimath. Zurückgekehrt nahm er seine Stelle bei den schwedischen Truppen

wieder ein und ging nach Stockholm; trat jedoch nicht lange darauf ganz aus dem Militärstande und beschäftigte sich eine kurze Zeit mit Arbeiten im Civilfache. Als aber 1815 das jetzige Neuvorpommern an Preußen fiel, trat er in preußische Dienste, wurde unterm 28. December des gedachten Jahres Premierlieutenant, bald darauf Adjutant der Generale v. Engelbrechten und v. Kemphen, und avancirte laut Patents vom 28. August 1819 zum Hauptmann. Indeß bestimmten ihn wohlerwogene Gründe, dem Militärdienste zu entsagen und, auf Wartegeld gesetzt, eine Civilanstellung zu suchen. Er arbeitete in verschiedenen Zweigen der Civilverwaltung, wandte sich schließlich dem Steuerfach zu und rückte 1836 zum Steuerinspector empor. Mit treuester Pflichterfüllung im Militär- und Civildienst hatte er unausgesetzt die Pflege geistiger Interessen und litterarischer Beschäftigungen gepaart. Im J. 1825 brachte ihn seine eifrige Beschäftigung mit schwedischer Sprache und Litteratur in nähere Beziehung zum Schul- und Consistorialrath Mohnike, welcher damals seine so erfolgreiche Thätigkeit skandinavischer Sprache und Litteratur zuzuwenden begann. Beide übertrugen in vereinter Geistesarbeit Lieder Tegner's, Nicander's, Franzens und Atterbom's und erwarben sich um die Einbürgerung nordischer Poesien in Deutschland ein gemeinsames Verdienst. Als Frucht solchen Strebens erschien 1832 die Sammlung „Skandinavisches". Auch wurden Mohnike's Gesammtausgabe der Dichterwerke Tegner's, Leipzig 1840, viele kleinere von Schütt verdeutschte einverleibt. Eine Sammlung seiner zu großem Theile früher in der „Sundine" veröffentlichten Gedichte und Uebersetzungen erschien zu Berlin 1841; derselben geht eine von Mohnike verfaßte Biographie vorauf, welche unserer Lebensskizze zu Grunde gelegt ward.

Häckermann.

Schütz, Künstlerfamilie. Christian Georg S. der ältere, geboren am 27. September 1718 zu Flörsheim am Main, beerdigt am 6. November 1791 zu Frankfurt a. M., 1731—35 Schüler von Hugo Schlegel (1684—1737) in Frankfurt, dann Schüler von Appiani in Mainz, Fresko-, dann Landschaftsmaler in Frankfurt, bildete sich weiter in der Galerie des Baron Heckel in Frankfurt an Bildern von Saftleben, dessen Rheinlandschaften die seinen nachgebildet sind. Die Thiere und Figuren darin sind häufig von Hirt, J. L. E. Morgenstern und Pforr ausgeführt. 1749 malte er mit Nicolini das Theater zu Salzdahlen, 1750 das Schloß Amalienthal bei Kassel. Oefter bereiste er die Rheingegend und 1762 die Schweiz. Die besten seiner Bilder fallen in die Zeit von 1762—75. Auch Frankfurter Prospecte, Inneres von Kirchen ꝛc. hat er gemalt. Weniger glücklich war er im Radiren. Seine Bilder befinden sich, soweit sie nicht in Frankfurt im Privatbesitz sind, in der Galerie des Städel'schen Instituts, in Darmstadt, Kassel, Aschaffenburg und Mannheim. Er war zweimal verheirathet. Sein ältester Sohn

Franz S., geboren am 15. December 1751 in Frankfurt, † am 14. Mai 1781 in Genf, malte schweizer und italienische Landschaften, von denen sich mehrere in den Frankfurter Sammlungen (Städel'sche und städtische Galerie) und in Aschaffenburg befinden. Der zweite Sohn erster Ehe,

Johann Georg S., geboren am 16. Mai 1755 zu Frankfurt, † daselbst im Mai 1813, bildete sich 1776—79 auf der Düsseldorfer Akademie aus, arbeitete dann in Frankfurt und war 1784—90 in Rom, wo er Goethe kennen lernte. Als Historienmaler war er nicht bedeutend.

Heinrich Josef S., Sohn zweiter Ehe, geboren 1760 in Frankfurt, † daselbst am 2. Juli 1822, Schüler von J. G. Prestel, arbeitete 1792 bis 1798 in London als Kupferstecher und dann bei Prestel in Frankfurt.

Christian Georg S., genannt der Vetter, Neffe und Pathe des alten Christian Georg S., geb. 1758 zu Flörsheim, † am 10. April 1823 in Frankfurt, nach dem Genannten der bedeutendste Künstler der Familie, malte nach einer 1779 unternommenen Reise an den Rhein gleichfalls Landschaften. später besuchte er die Schweiz, dann den Harz, Sachsen und Holstein. Viele seiner Landschaften sind gestochen und 1804 und 1819 in Sammlungen erschienen. Viele seiner Zeichnungen befinden sich in den Sammlungen des Städel'schen Instituts, seine Oelgemälde in den Frankfurter beiden Galerien und in Aschaffenburg. 1809 vom Fürsten Primas mit der Herstellung der aus den aufgehobenen Klöstern in Frankfurt stammenden Gemälde und ihrer Ablieferung an das Museum beauftragt, hat er acht Bilder des älteren Holbein unterschlagen und an den Regierungsrath Martinengo († 1857) in Würzburg verkauft. Aus dessen Nachlaß sind sieben der Bilder 1866 um 4000 fl. für die städtische Sammlung zurückgekauft worden. Auch die Kupferstichsammlung, welche Senator Brönner der Stadt geschenkt hatte, ist von S. dem Vetter spoliirt worden.

Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt, 1862. Zusätze 1867. — Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 7. Heft, S. 52. — Goethe, Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar.

W. Stricker.

Schütz: Balthasar Friedrich v. S., geboren um 1664 in Regenwalde in Pommern als Sohn des dortigen Präpositus Mag. Balthasar S. († 1711) und der Katharina Volduan. Nach Vollendung seiner Studien, in deren Bereich er auch die Mathematik und Baukunst gezogen hatte, wurde er Hauslehrer bei einer Frau v. Flemming auf Böeck bei Greifenberg. Der Umstand, daß er dort einem Herrn v. Steinwehr im Duell den Arm zerschoß, wurde die Veranlassung für ihn, die militärische Laufbahn zu betreten. Er ging in kurmainzische Dienste, brachte es in kurzer Zeit bis zum Obersten und wurde vom Kaiser Joseph I. in den Freiherrnstand erhoben. In die Heimath zurückgekehrt, verwendete ihn König Friedrich I. zur Regulirung des Regaflusses; ein Project, durch Verbindung der Warthe und Drage mit der Rega eine von der damals noch schwedischen Oder unabhängige Wasserstraße in die Ostsee zu schaffen, gerieth durch den Tod des Königs ins Stocken und wurde durch die Eroberung Stettins und die preußische Besitzergreifung Altvorpommerns überflüssig. Schon vor dieser letzteren war S. in russische Dienste gegangen, war Generalmajor geworden und hatte als solcher bei der Eroberung von Stettin mitgewirkt. Nach dem Frieden trat er in preußische, dann in hessische Dienste und wurde mit dem Charakter eines schwedischen Generalmajors Commandant von Kassel, bis er seinen Abschied nahm und nach Braunschweig zog. In dieser Mußezeit kehrte er wieder zu theologischen Beschäftigungen zurück und übersetzte unter dem Pseudonym Amadeus Creutzberg geistliche Werke ins Deutsche, so z. B. „Augustini Soliloquia“, in 12°, „Kern des Christenthums“, in 8°, aus dem Englischen. Er verfaßte auch eine „Concordantia Bibliorum portabilis et realis“, Braunschweig 1732 in 12°. Auf einer Reise nach Berlin Michaelis 1734 starb er daselbst. Jöcher IV, 374 nimmt eine andere Persönlichkeit als Träger des Pseudonyms A. Creutzberg und Verfasser oder Uebersetzer der geistlichen Schriften an.

Vanselow, Heldenregister.

v. Bülow.

Schütz: Christian S. (Sagittarius), kursächsischer Theolog des 16. Jahrhunderts, war als Sohn des hessischen, später nach Sachsen berufenen Pfarrers Johann S. 1526 zu Waldkappel geboren. In Rochlitz, wo sein Vater

seit 1544 das Amt eines Superintendenten bekleidete, besuchte er die lateinische Schule, worauf er die Universität Wittenberg bezog und sich besonders an Melanchthon anschloß. Hier erwarb er sich auch zugleich mit Cyriacus Spangenberg die Magisterwürde. Nachdem er von 1549 an ein Jahr lang Baccalaureus in Rochlitz gewesen war, trat er ins geistliche Amt ein und rückte schnell in einflußreiche Stellungen auf. 1550 wurde er Pfarrer zu Reinersdorf (Ephorie Großenhain), 1551 Diakonus zu Dresden, 1552 Superintendent zu Chemnitz, 1553 Hofprediger des Herzogs August. Nachdem dieser infolge des frühen Todes seines Bruders Moritz die Kurwürde überkommen hatte, wurde S. kurfürstlicher Hofprediger in Dresden. Zugleich wurde ihm die Erziehung der Prinzen Christian und Alexander anvertraut. In dieser Stellung wußte er sich das Vertrauen des Hofes in hohem Grade zu erwerben und wurde vom Kurfürsten bei wichtigen theologischen Fragen als Rathgeber herangezogen. Er nahm theil an den Verhandlungen der Tage zu Frankfurt und Naumburg und besorgte hier mit Daniel Greiser die Vergleichung des Textes der Augsburgischen Confession, wußte auch den Kurfürsten im Einverständniß mit den Wittenbergern Eber und Major von der Theilnahme an dem Maulbronner Colloquium fernzuhalten. Er benutzte seinen Einfluß, um für die Festigung der Stellung des Philippismus zu wirken und in scharfer Weise gegen die Andersdenkenden aufzutreten. Dies zeigte sich bei persönlichen Fragen, z. B. der Besetzung einflußreicher Aemter, namentlich aber bei der Bekämpfung der Partei der Flacianer. Er veranlaßte den Kurfürsten, gegen die Anhänger des Illyricus in den Superintendenturen Chemnitz und Penig, „do der Flazianer Synagoga vnd Asylum", mit Gewaltmaßregeln vorzugehen, wie er ihn auch zu Schritten gegen die Vertreter dieser Richtung in Braunschweig drängte. Während Kurfürst August ihn bis dahin vielfach ausgezeichnet und ihm mancherlei Bitten erfüllt hatte, gerieth seine Stellung ins Schwanken, als im J. 1573 ihm in Georg Lysthenius (s. A. D. B. XIX, 744) ein College an die Seite trat, der auf streng lutherischem Standpunkt stand und die durch die dänische und Wiener Reise genährte Verstimmung des Kurfürsten gegen die Philippisten in dem Interesse seiner Anschauungen ausnutzte. Auch hatte sich S. zu Schritten hinreißen lassen, die weder klug noch ehrlich waren. So hatte er eine reformirte Bibel in die Dresdner Hofkirche gebracht, so hatte er das bezüglich des vielen verdächtigen Wittenberger Katechismus 1571 vom Kurfürsten eingeforderte Gutachten des Superintendenten Stößel, das stilistisch gewandt den Kern der Frage vertuschte, beifällig begutachtet. Wohl machte er seinen ganzen Einfluß als Prediger und Beichtvater dem Kurfürsten gegenüber geltend, doch erhielt er bereits zu Anfang des Jahres 1574 auf seinen Glückwunsch eine scharfe Antwort. Da wußte Lysthenius im Frühling 1574 nach längeren mehr oder minder offenen Auseinandersetzungen einen verdächtigen Brief Stößel's an S. dem Kurfürsten in die Hände zu spielen. Nach erfolgter Verhaftung fanden sich bei der Durchsicht des Briefwechsels Schütz's, wie seiner Freunde Stößel, Peucer und Craco, scharfe Bemerkungen über Lysthenius, Selnekker und das Meißner Consistorium, spöttische Ausführungen über den Hof und das Weiberregiment an demselben, namentlich aber Anschauungen über die Abendmahlslehre in reformirtem Sinne, Anschauungen, die wenigstes S. dem Kurfürsten gegenüber beständig in Abrede gestellt hatte. Jedenfalls liegt hierin für S. eine Verschuldung, die er schwer büßen mußte. Im höchsten Grade erzürnt, sprach sich der Kurfürst in einem eigenhändigen Bedenken überaus ungünstig über ihn aus, ließ ihn wie seine Freunde vor ein Gericht der Hofräthe, dann des Landtagsausschusses zu Torgau stellen, ihn zunächst im Schlosse in Gewahrsam halten und gewährte ihm erst nach Unterwerfung unter die lutherische Lehre in der Wohnung eine freiere Haft. Doch blieben die zahlreichen

Gesuche des Gefangenen erfolglos, bis ihm nach dem Tode des Kurfürsten durch Vermittlung von Pierius und Krell freie Bewegung gestattet wurde. In ein Amt trat er nicht wieder ein. Als er am 10. Januar 1592 gestorben war, entstand vor seinem Hause ein Volkstumult, so daß dasselbe durch Wachen geschützt wurde. Auch mußte die Leiche auf den Friedhof gefahren werden, da ehrliche Leute sich weigerten, dieselbe der Gewohnheit der Zeit gemäß hinaus zu tragen. — Vermählt war S. mit einer Tochter des Freiberger Superintendenten Kaspar Zeuner, die als mala herba bezeichnet wird. Dieser Ehe entstammten mehrere Kinder, von denen August S., wie seine beiden Brüder, vom Kurfürsten vielfach unterstützt, schließlich Geistlicher in Bremen wurde.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883. S. 428. 103. 100. 64; vgl. über seinen Vater S. 331. 158. 435. — J. A. Gleich, Annales Ecclesiastici I, 27 bis 77. Dresden und Leipzig 1730. — J. C. R. Käuffer, Reihenfolge der evangelischen Hofprediger in Dresden. S. 17. 20. Dresden und Leipzig. — Heppe, Gesch. d. deutschen Protestantismus, II, 416—439. Marburg 1853. — M. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges, I, 454—458. Stuttgart 1889. — A. Kluckhohn, Der Sturz der Kryptocalvinisten in Sachsen 1574 in H. von Sybel's Histor. Zeitschrift XVIII (1867), S. 77—127. — R. Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen. Leipzig 1866. — R. Calinich, Der Naumburger Fürstentag. Gotha 1870. — Th. Distel, Der Flacianismus und die schönburgsche Landesschule zu Geringswalde. S. 24. Leipzig 1879. — Heidenhain, Die Unionspolitik Landgraf Philipps von Hessen 1557 bis 1562. S. 262. 342. Halle 1890. — Mallet, Caspar Peucer in Herzog-Plitt, Real-Encyklopädie für prot. Theol. u. Kirche. 2. Auflage herausgegeben von Hauck. Bd. XI. — Oswald Schmidt, Nikolaus Krell. Ebenda Bd. VIII. — Wagenmann, Maulbronn. Ebenda Bd. IX. — Wagenmann, Naumburger Fürstentag. Ebenda Bd. X. — Im kgl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden befindet sich außer mehreren Briefen ein Aktenstück (Loc. 10297 Chronol. Nachricht), in welchem S. die litterarische und akademische Thätigkeit Melanchthon's annalistisch zusammenfaßt und seine eigenen Beziehungen zur kirchlichen Bewegung, z. B. zum Maulbronner Colloquium, in knappen Angaben hinzufügt.

Georg Müller.

Schütz: Christian Gottfried S., angesehener Philologe des 18. und 19. Jahrhunderts, der Begründer der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Er wurde am 19. Mai 1747 in dem Dorfe Dederstädt in der Grafschaft Mansfeld als ältester Sohn des dortigen Pfarrers geboren, erhielt hier und in Aschersleben, wohin der Vater als Oberprediger berufen wurde, seine erste Bildung und besuchte dann die Lateinische Hauptschule des Hallischen Waisenhauses. Vortrefflich vorbereitet konnte er 1765 zur Universität übergehen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Sein Eifer und seine Begabung lenkten bald die Aufmerksamkeit Joh. Jak. Semler's auf ihn, der sich väterlich seiner annahm und seine Studien in der Richtung auf eine spätere akademische Laufbahn leitete. Neben der Theologie beschäftigte sich S. eifrig mit Philosophie, Geschichte und den alten Sprachen, wenngleich die damaligen Vorlesungen in diesen Gebieten ihn nur wenig anzogen. Am 21. März 1768 erwarb er den Magistergrad; den Wunsch, bei der Universität zu bleiben, mußte er jedoch aufgeben, da seine Vermögensverhältnisse ihm die Erlangung einer besoldeten Stellung wünschenswerth erscheinen ließen. Auf Semler's Rath entschloß er sich daher, eine ihm angebotene Stelle als Lehrer der Mathematik an der Ritterakademie in Branden-

burg a. d. H. anzunehmen; schon nach Jahresfrist (1769) erwirkte aber Semler seine Berufung in das Amt eines Inspectors des theologischen Seminars in Halle, dessen Oberleitung er selbst hatte, wodurch sich für S. nunmehr die sichere Aussicht auf eine Professur eröffnete. Da das Seminar damals mehr ein philologisches, als ein theologisches war, wurde auch Schütz's Thätigkeit im wesentlichen auf die Interpretation der Alten gerichtet; außer den Uebungen im Seminar hielt er wöchentlich fünf bis sechs öffentliche Vorlesungen, deren Ergebnisse u. a. seine mehrfach aufgelegten Ausgaben der „Wolken" des Aristophanes (1770) und der „Phönizierinnen" des Euripides (1772) waren; 1773 wurde er außerordentlicher Professor. Auf Semler's Anregung unternahm es S., die Seminaristen auch durch pädagogische Unterweisungen für den Beruf als Lehrer an höheren Schulen vorzubereiten; der Minister v. Zedlitz veranlaßte ihn, sich in Dessau mit Basedow's Bestrebungen bekannt zu machen, um die Seminaristen auch in diese einführen zu können. S. übernahm die ihm gestellte neue Aufgabe mit großem Eifer. Da sich die bloß theoretische Unterweisung der Seminaristen als wenig fruchtbringend erwies, wurde 1778 ein Institut für 20 Zöglinge eröffnet, an welchem die jungen Männer ihre ersten Unterrichtsversuche machen sollten; S. verfaßte für diesen Zweck eine Reihe von Elementarbüchern („Deutsche Sprachlehre", ein Lesebuch mit einer „Kinderlogik" u. a.), namentlich aber das umfangreiche „Neue Elementarwerk" für die niederen Classen lateinischer Schulen und Gymnasien (1780—87), in welchem er als ein entschiedener Gegner Basedow's auftrat. Trotz aller Anerkennung, die seine eifrige Thätigkeit fand — er war bereits 1777 ordentlicher Professor geworden —, konnte ihn diese Stellung am Seminar auf die Dauer um so weniger befriedigen, als das „Institut" zu rechtem Gedeihen nicht kam. Als daher im J. 1779 von Jena aus die Anfrage an ihn erging, ob er die dortige Professur für Poesie und Beredsamkeit übernehmen wolle, und der Minister v. Zedlitz sich außer Stande erklärte, S. eine Zulage zu seinem kärglichen Gehalte von 300 Thalern zu bewilligen, nahm dieser den Ruf an; das Institut, von dessen Oberleitung nun auch Semler zurücktrat, wurde aufgelöst.

Die Stellung, welche S. in Jena erlangte, war zunächst wenigstens eine nicht sehr erfreuliche. Zwar fand er hier in seinen Schwägern Griesbach, dem Gatten seiner Schwester, und Danovius, dem Bruder seiner Frau, zuverlässige Stützen, aber sein Erfolg als Lehrer blieb gering, die Zahl der Zuhörer erhob sich selten über zwölf, er selbst fand keine besondere Befriedigung in dem Halten von Vorlesungen. Erst die Gründung der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung", zu der er sich mit Stroth († 1785 als Director des Gymnasiums in Gotha), Wieland, Hufeland und Bertuch 1784 verband, erwarb ihm größeres Ansehen und auch eine bessere finanzielle Lage. S. übernahm die Redaction und hat dieselbe vom ersten Erscheinen der Litteratur-Zeitung (1785) bis in sein hohes Alter mit vorzüglichem Erfolge geführt. Er besaß die für den Redacteur einer gelehrten Zeitschrift erforderlichen Eigenschaften in besonderem Maße: seine Gelehrsamkeit war zwar nicht von großer Tiefe, aber überaus vielseitig, er fand sich leicht in die verschiedensten Interessen hinein, verstand es mit Menschen jeder Art zu verkehren, war fleißig, unparteiisch und verschwiegen. Durch S. bekam die Litteratur-Zeitung von Anfang an den Charakter der Opposition gegen jede Art von Autoritätsglauben, den sie dauernd bewahrt hat, und wurde eine der einflußreichsten Vorkämpferinnen für die Sache des Rationalismus, wie er denn selbst nach Goethe's treffendem Worte „vom Sittlichen den Begriff einer Diät hatte, die eben dadurch nur Diät ist, wenn man sie zur Lebensregel macht und das ganze Jahr hindurch nicht außer Augen läßt". Für Verbreitung und Popularisirung der Kant'schen Philosophie hat S. in der Litteraturzeitung vor

Anderen gewirkt. — Neben der Redactionsthätigkeit nahm auch die durch die Professur der Poesie bedingte Vorsteherschaft des Vereins der Studirenden zu gegenseitigen poetischen Versuchen, dem u. a. auch Kotzebue angehörte, seine Theilnahme in Anspruch; im Zusammenhange hiermit stehen auch die ästhetischen Studien, die in der Schrift über Lessing (1789) ihren Ausdruck fanden. Seine philologischen Leistungen, von denen aus der Jenenser Zeit die Ausgaben von Xenophon's Memorabilien (1780) und von Aeschylus (1782—94) und die Ausgabe des Hoogeveen'schen Werkes „De particulis graecis" (1788) zu nennen sind, zeigen grammatische Gründlichkeit und sorgsame Erforschung des Wortsinns, lassen dagegen einen eigentlich kritischen Sinn vermissen; so kühn er in seinen Conjecturen war, er verdiente doch das Spottwort Fr. Ritschl's, er sei der Schütz, der immer zielt und niemals trifft. Meisterhaft dagegen war sein Geschick der geschmackvollen Uebersetzung, das reichte aber nicht aus, um ihn zum einflußreichen philologischen Lehrer zu machen; seine Einwirkung auf die Studirenden war immer nur gering. Dagegen war sein Haus, in dem seine kluge und feine Frau Anna Henriette, geb. Danovius, waltete, lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs in Jena; Goethe, Schiller, W. v. Humboldt, Fichte, Paulus, Reinhold, selbst der Herzog Karl August von Weimar und viele andere suchten dasselbe oft und gern auf; seit 1797 trat Eichstädt, wie in die Redaction der Litteraturzeitung, so auch in das Schütz'sche Haus als Genosse ein. Erst das Auftreten Aug. Wilh. Schlegel's brachte hierin eine wesentliche Aenderung hervor; „August Schlegel, seines Namens der Erste", wie Goethe scherzte, machte höhere Ansprüche geltend und zeichnete sich durch eine gewisse vornehme Sprödigkeit aus; bald war das Haus Schütz's in den Hintergrund gedrängt. Persönliche Conflicte mit Schlegel kamen hinzu und machten das Leben in Jena immer weniger erträglich. So begrüßte S. es als eine Erlösung, als ihm 1803 von Berlin aus, wohin inzwischen Hufeland berufen worden war, das Anerbieten der Professur für Beredsamkeit in Halle gemacht wurde; gleichzeitig wurde ihm nahe gelegt, die „Allgemeine Litteraturzeitung" nach Halle zu verpflanzen, völlige Censurfreiheit und Exemption von der Einmischung der Universität wurden zugesichert. S. nahm das gemachte Anerbieten an, gerieth aber dadurch in unliebsame Verwicklungen mit der Jenaer Universitätsbehörde, welche die Verlegung der Litteraturzeitung nicht ohne weiteres gutthieß (vgl. Goethe, Tageblätter); auch auf die Mitwirkung des in Jena verbleibenden Eichstädt mußte er von jetzt an verzichten, für den J. S. Ersch eintrat, welchem eine außerordentliche Professur in Halle von der preußischen Regierung bewilligt wurde.

Ostern 1804 siedelte S. nach Halle über, mit ihm und Ersch auch sein Sohn, der Doctor Friedrich Karl Julius S., der ebenfalls zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden war. Ein königliches Gnadengeschenk von 10 000 Thalern in Gold ermöglichte den Ankauf des Semler'schen Hauses, in welchem nun auch die Expedition der Litteraturzeitung untergebracht wurde. Mit den meist von früher her schon bekannten Professoren Niemeyer, Voigtel, Maaß, Knapp, Jakob, Reil u. a. bildete sich bald ein lebhaftes Freundschaftsverhältniß, welches auch der Litteraturzeitung zu Gute kam, welcher in der in Jena neubegründeten „Jenaischen Litteraturzeitung" jetzt eine nicht zu unterschätzende Nebenbuhlerin erwachsen war. Mit Fr. A. Wolf verkehrte S. zwar freundlich, wie sie auch schon früher in Briefwechsel gestanden hatten; die beiden Männer kamen sich jedoch nicht näher. In das erste Jahr der Halleschen Professur fällt das philologische Hauptwerk Schütz's, die Ausgabe der rhetorischen Schriften Cicero's (1804—8); die scharfsinnigen Untersuchungen über die Ab-

fassungszeit der Bücher De oratore, die geschmackvollen Einleitungen und die meist glückliche Behandlung des Textes verschafften dieser Arbeit vielfache Anerkennung.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1806 berührten S. besonders hart. Der Umstand, daß am 17. October auf die gegen Halle vorrückenden Franzosen aus Schütz's Hause von Fremden geschossen war, veranlaßte die fast gänzliche Verwüstung und Ausplünderung des Hauses; S. selbst wurde verhaftet und erst nach allerlei Ungemach wieder freigelassen. Härter noch traf ihn die am 20. October von Napoleon verfügte Aufhebung der Universität, welche zunächst die Einziehung der Besoldungen für die Professoren zur Folge hatte; S. sah sich, da erst nach 11 Monaten die Zahlungen in beschränktem Umfange wieder aufgenommen wurden, zum Verkaufe eines namhaften Theiles seiner werthvollen Bibliothek genöthigt. Es bedurfte der ganzen Kraft seines heitern Gemüthes, um nicht den Sorgen zu erliegen. Angestrengte Arbeit half ihm über die unfreiwillige Muße hinweg: eine neue Ausgabe seines Aeschylus wurde vorbereitet, auch eine große Aristophanes-Ausgabe, vornehmlich aber nahm die Arbeit für die „Allgemeine Litteratur-Zeitung“ alle Kraft in Anspruch.

Der Plan einer Verlegung derselben tauchte auf, namentlich wurde ernstlich die Uebersiedlung nach Berlin erwogen; schließlich entschied die Wiederherstellung der Universität für das Verbleiben in Halle. Die westfälische Regierung hatte S. nicht — wie seinen Collegen Wolf, Schleiermacher und Schmalz geschehen — seines Amtes verlustig erklärt, er trat also seine amtliche Thätigkeit wieder an, dagegen wurde sein Sohn nicht wieder zur Professur zugelassen. Nach einem mißglückten Versuche, in Berlin eine Zeitschrift „Teutonia“ zu gründen, kehrte dieser in des Vaters Haus zurück, verheirathete sich aber bald darauf mit der berühmten Sängerin Frau Hendel, die er sodann auf den zahlreichen Kunstreisen, welche sie als Frau Hendel-Schütz durch verschiedene Länder Europas machte, begleitete, während die Tochter dieser Ehe, Sappho, im großväterlichen Hause verblieb. — Da die Zahl der Studirenden an der wiederhergestellten Universität nur gering war und die Lehrthätigkeit Schütz's nur geringen Umfang zu haben brauchte, so konnte neben kleineren Arbeiten (über Persius in dem Lectionum antiquarum specimen 1811, Memoria Johannis Mülleri 1809 u. a.) auch der alte Plan einer großen Gesammtausgabe Cicero's wieder aufgenommen und die Vorarbeiten dazu begonnen werden. Freilich kam durch die politischen Verhältnisse doch wieder allerlei Störung; das Jahr 1812 war auch für S. die Zeit der bangen Erwartung, die ihm durch den Tod seines Schwagers Griesbach noch schwerer wurde; als Napoleon im August 1813 die Universität Halle zum zweiten Male aufhob, stand die Sorge um die Existenz wieder vor der Thür. Erst die Schlacht bei Leipzig brachte die Erlösung; die Universität wurde ganz auf den alten Fuß wieder eingerichtet, die volle Besoldung wieder gezahlt.

Mit dieser Wiederherstellung der Universität, die nun durch die Vereinigung mit der Universität Wittenberg eine in jeder Beziehung glückliche Erweiterung erfuhr, beginnt die letzte Periode des amtlichen und litterarischen Lebens von S. Die Allgemeine Litteraturzeitung, welche unter der Noth der Zeit bedenklich zurückgegangen war, suchte er mit allem Eifer wieder zu heben; er hatte die Freude, seine Bemühungen bald mit Erfolg gekrönt zu sehen. Seine akademische Thätigkeit beschränkte er allmählich mehr und mehr auf nebensächliche Dinge, wie Festreden und Doctorprüfungen, auch war er einige Jahre hindurch Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission; dagegen hatten seine Vorlesungen nicht den rechten Erfolg: man tadelte seine Unregelmäßigkeit in der Abhaltung, auch die Vernachlässigung der Hauptsachen über unwesentlichen Nebendingen; die Schriftsteller seien ihm nur Vehikel für sehr heterogene Fragen. Im philo-

logischen Seminar trat diese Schwäche noch mehr zu Tage, so daß die philologischen Uebungen oft zu theologischen — von S. in streng rationalistischem Sinne geführten — Disputationen wurden, welche den Philologen für ihre Fachbildung nur wenig nützten. Zu verwundern war es daher nicht, daß man ihm im J. 1817 einen Condirector in der Person J. F. Aug. Seidler's gab, dem nun die Studirenden sich mit Eifer zuwendeten: S. blieb eigentlich nur dem Namen nach noch der Director des Seminars. — Von litterarischen Arbeiten fällt in diese Zeit die große Ausgabe des Cicero (1814—23), die bei manchen guten Verbesserungen doch zu oberflächlich bearbeitet ist, als daß sie einen besonderen Werth hätte haben können, ferner eine Handausgabe des Aeschylus (1827) und eine ziemlich mißglückte Ausgabe des Aristophanes (1826), die aber schon mit dem zweiten Bande ins Stocken gerathen ist. — Im J. 1818 hatte S. die Freude, sein 50jähriges Doctorjubiläum mit großem Glanze gefeiert zu sehen, auch wurde sein Sohn wieder zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt, aber trübe Zerwürfnisse innerhalb der Familie und der Tod seiner Gattin (1823) lasteten schwer auf dem alten Manne, der zuletzt, da der Sohn Halle verlassen hatte und auch die Schwiegertochter zu ihrer inzwischen verheiratheten Tochter gezogen war, einsam ein trauriges Dasein führte und außer einer Magd Niemand zur Pflege hatte. Ein geistiger Verfall trat allmählich ein; seine akademischen Reden erregten durch ihre Sonderbarkeiten so viel Anstoß, daß man ihn zum Aufgeben dieser ihm noch obliegenden Pflicht bestimmen mußte. Die Allgemeine Litteratur-Zeitung hatte er schon 1824 an den Buchhändler Schwetschke verkauft, unter dessen kluger Leitung sie ein neues Leben begann, während S. nur nominell noch als Hauptredacteur geführt wurde. Auch seine letzte litterarische Veröffentlichung, die Sammlung seiner „Opuscula philologica“ (1830) zeigt seine Schwäche; er ließ einfach die alten und vielfach veralteten Abhandlungen ohne jede Berichtigung und Ergänzung wieder abdrucken. — S. starb fast 85jährig am 7. Mai 1832. — Von seinen drei Kindern hat ihn nur der älteste Sohn, der vor dem Tode des Vaters wieder nach Halle zurückgekehrt war, überlebt; eine von diesem unternommene ausführliche „Darstellung des Lebens, Charakters und Verdienstes“ seines Vaters ist nur bis zu zwei Bänden (1834 und 35) gediehen, welche ausschließlich Briefe an und von S. enthalten, die Biographie selbst ist nicht erschienen.

Biographie in den „Zeitgenossen“ von Hasse, 3. Reihe, III und IV, S. 1—49. — Vielfache Einzelheiten im Briefwechsel.

R. Hoche.

Schütz: Christophorus S. ist der Dichter eines längeren evangelischen geistlichen Liedes, das ursprünglich in alemannischer Mundart verfaßt im J. 1524 etwa mit bairischen Wortformen untermengt auf einem Einzeldruck (acht Blätter 8°) in Augsburg erschien. Die Anfangsbuchstaben der Strophen des Liedes in der alemannischen Mundart ergeben den Namen des Dichters, über dessen Person nichts weiter bekannt ist. Eine Abschrift des Liedes befindet sich in Valentin Holl's Handschrift.

Wackernagel, Bibliographie S. 57 und S. 80 ff. — Derselbe, Das Deutsche Kirchenlied III, 512 ff.

l. u.

Schütz: Christoph S. wurde im J. 1693 zu Umstadt in der Rheinpfalz geboren. In seinem 11. oder 12. Jahre lernte er Arndt's Wahres Christenthum kennen und seitdem suchte er die Einsamkeit zum Beten und zum Lesen von Arndt. Als dann im J. 1709 ein preußischer Feldprediger in Umstadt auf ein ernstes christliches Leben drang und deshalb vom Ortspfarrer als ein Pietist bekämpft ward, merkte S., daß er selbst ein Pietist sei; er zog sich nun

immer mehr zurück und freute sich, daß sein Beruf — er hatte beim Feld- und Weinbau zu thun und war Küfer — ihm Gelegenheit zur Einsamkeit gab. Im J. 1716 ward er dann völliger Separatist, indem er sich entschloß, niemals mehr zur Kirche und zum Abendmahl zu gehen. Eine Zeitlang schloß er sich an die sog. Inspirationsbrüder an, vom J. 1733 lebte er als gräflicher Kammerschreiber in Homburg vor der Höhe; er wohnte hier bei seiner Cousine (nicht Tante), der Jungfer Maria Katharina S. (geb. am 2. März 1687, Tochter von Johann Jacob S. in Frankfurt, † 1740), die auch Separatistin war. In Homburg hatte S. mit der wunderlichen Bücherlotterie zu thun, in welcher man auf ein Loos für 24 Kreuzer wenigstens ein großes neugedrucktes Gesangbuch gewann. Hierüber zerwarf er sich mit dem Leiter der Inspirationsgemeinden Johann Friedrich Rock (s. A. D. B. XXVIII, 735), was dann zu einer Trennung der Separatisten von den Inspirirten führte; die ersteren hielten sich zu S., dessen Schriften bei ihnen in hohem Ansehen standen. S. starb im J. 1750. — Seine zahlreichen Schriften können hier nicht aufgeführt werden; sie sind erbaulicher Art und wollen den Chiliasmus rechtfertigen. Unter dem Titel „Geistliches Harfenspiel der Kinder Zions“ gab er 1725 100 (in der 2. Aufl. von 1730 sind es 121) geistliche Lieder heraus; außerdem ist von ihm das große Sammelwerk der mystischen und separatistischen Lieder besorgt, das unter dem Titel „Würtz-, Kräuter- und Blumengarten oder Universalgesangbuch“ in drei Theilen, Homburg 1738—40, erschien.

Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evang.-luth. Kirche V, 1062 f. — Zeitschrift für historische Theologie, Jahrgang 1855, S. 367 bis 369, von Goebel. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl. IV, 174 f. — Ueber Jungfer Schütz vgl. Kerler, Gerhard Tersteegen, 2. Aufl., Mühlheim 1853, S. 61 und S. 132—136; ferner: Die christliche Welt 1890, Sp. 956.

Bertheau.

Schütz: Constantin S., der geistvolle und gelehrte Vertreter des sog. Pietismus in Danzig und im Nordosten überhaupt, ist am 14. September 1646 in Danzig geboren und war der Sohn des aus Breslau stammenden Kaufmanns Gottfried S. Nach der Vorbildung auf dem Danziger Gymnasium besuchte er von 1668 an die Universitäten Königsberg, Wittenberg, Leipzig, Jena, und kehrte 1673 nach Danzig zurück. Er bestand vor dem „geistlichen Ministerium“ das theologische Examen mit großem Erfolg, wonach er in die Zahl der Candidaten aufgenommen wurde. 1676 erhielt er eine Landpfarre im Danziger Patronat, 1680 das Diakonat an der St. Katharinenkirche und noch in demselben Jahre die zweite Pastorstelle an der St. Marienkirche. In der Verwaltung dieses Amtes hat er eine große und segensreiche Wirksamkeit ausgeübt, aber auch langjährige, mitunter recht heftige Lehrstreitigkeiten bestanden. Nach seiner eigenen herzlichen Frömmigkeit hatte sich S. der von Spener ins Leben gerufenen kirchlichen Bewegung, die man den Pietismus nennt, ganz und voll angeschlossen. Als er sie durch seine Predigten wie durch seine ganze Amtsführung in seine Vaterstadt hineinzuleiten suchte, traten ihm, obwohl er maßvoll und besonnen verfuhr, die Anhänger der Orthodoxie entgegen, namentlich und besonders heftig Sam. Schelwig, Rector des akademischen Gymnasiums und Pastor von St. Trinitatis, der mit Spener selbst Streitschriften wechselte (vgl. Albr. Ritschl, Geschichte des Pietismus II, 1. S. 150 u. a.). Von 1692 bis 1703 währten in Danzig diese „pietistischen“ Streitigkeiten, deren Ausdehnung und Erbitterung jedoch durch das besonnene und energische Eingreifen des Danziger Rathes sehr eingedämmt wurde und die dadurch auch schließlich beigelegt wurden. S. hat danach an der Versorgung seiner Gemeinde wie an der Ver-

waltung der Kirche seiner Heimath bis zu seinem Tode (12. April 1712) mit großem Erfolge sich betheiligt.

Die von ihm veröffentlichten Schriften, deren eine ganze Anzahl ist, sind verzeichnet auf S. 46 u. 47 in Christ. Frid. Charitius, Spicilegii ad Andreae Charitii commentationem de viris eruditis Gedani ortis anno 1715 excusam pars prior, Ged. 1719 (4°). — Andr. Charitius, Commentatio hist.-liter. de viris eruditis Gedani ortis. Wittemb. Sax. 1715 (4°) S. 130—133. — Joh. Laur. Fischer, Diakon zu St. Marien, Predigt bei dem Begräbniß Schützens 1712. — E. Schnaase, Gesch. der evang. Kirche Danzigs. Danzig 1863, S. 332—353.

A. Bertling.

Schütz: Friedrich Karl Julius S. (Sohn von Christ. Gottfr. S.), geboren am 31. Mai 1779 (nicht 1780) zu Jena, wuchs, über Durchschnitt begabt, in den vielseitigen Anregungen des Elternhauses frühreif heran und fand bereits damals Gelegenheit, durch rege Theilnahme an einer Privatbühne dem inneren Zuge zum Theater unmittelbar zu genügen. Nach sorgfältiger Vorbildung durch den Vater genoß er den höheren Unterricht auf dem trefflichen Gymnasium zu Gotha, wo u. a. Chr. Fr. W. Jacobs (s. A. D. B. XIII, 600) seinen für Geschichte und Schönwissenschaft empfänglichen Sinn nährte. Er entschloß sich infolge dessen für das Studium der Geschichte und betrieb es neben dem der Aesthetik auf Wunsch der Familie zunächst zu Jena, wo der Vater Professor war, dann, unfest und unstet, auf den Universitäten Erlangen und Göttingen, und zwar mit solchem Eifer, daß er sich schon Ende 1800 an der heimathlichen Hochschule (mit einer „Dissertatio de vera historiae catholicae idea ejusque conscribendae praeceptis et experimentis“, Jena 1801) habilitiren konnte. Hier trat er in enge Beziehung zu der von seinem Vater herausgegebenen „Allgemeinen Litteraturzeitung“ und folgte, als diese 1804 nach Halle verlegt wurde, ebendorthin einem Rufe als außerordentlicher Professor der Philosophie. Hier war er, wie schon in Jena, journalistisch, besonders kritisch äußerst geschäftig. 1806, nach dem Tode der heiß geliebten ersten Gattin, die er 1800 heimgeführt hatte, siedelte er, durch manche Widrigkeiten mit veranlaßt, nach Berlin über, theils um den Gesichtskreis zu erweitern, theils um seine Zukunft aussichtsreicher zu gestalten. Hier trat er der um sieben Jahre älteren Henriette geb. Schüler, die er vielleicht schon in Halle kennen gelernt hatte, näher und führte sie, die bereits zweimal geschiedene und eben Wittwe eines Stettiner Militärarztes Händel (Hendel) aus Halle gewordene, 1811 heim. Aber die Ehe mit dieser schönen und durch und durch koketten, dabei freilich geistreichen, aber auch innerlich unglücklichen Frau scheint eine Uebertölpelung ihrerseits gewesen zu sein und gestaltete sich für beide Theile nicht befriedigend. Nachdem sie auf deutschem Boden Ruhm und reiche klingende Ehre geerntet hatte, folgte ihr S. bis 1818 auf den auf seinen Antrieb unternommenen erfolggekrönten Kunstreisen im Auslande (Paris, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm, Rußland), betrat dabei auf ihr Drängen auch selbst die Bühne. Dann trennte er sich, bitter enttäuscht, von ihr in Halle, hielt daselbst wieder für kurze Zeit Vorlesungen, bis er vor ihr weichend nach Hamburg ging. 1820 nahm sie in Leipzig vom Theater Abschied, lebte aber dann noch in Halle, angeblich als Wirthschafterin des Schwiegervaters; 1824 schieden sie sich völlig, doch erst 1827 gerichtlich. S. heirathete nochmals, brachte einige Zeit in Leipzig zu und nahm von neuem seine Vorlesungen in Halle auf, mußte sie aber abbrechen, weil sein Mangel an Würde und Nachdruck Ausschreitungen der Studenten hervorrief. Körperlich und seelisch längst ein gebrochener Mann, starb er in kümmerlichen Verhältnissen am 5. September 1844 in Leipzig (nicht in Halle). — S. war allerdings kein

Mann von starkem ursprünglichen Geist, jedoch mannichfach beanlagt und gelangte zeitig zu einem ziemlich umfassenden Wissen. Aber dieses selbstschöpferisch und fruchtbringend zu verwerthen lernte er nie, sondern trat, überwiegend Compilator und Recensent, als Gelehrter für die breite Oeffentlichkeit ganz in die Fußstapfen seines Vaters, dessen Art ihm maßgebend eingeimpft war. Ein Sklave in der Gewalt von allerlei mißlichen Umständen, schwamm er, haltlos und ohne eigenen Willen, mit den Strömungen der Zeit. Keine seiner Schriften und Skizzen trägt eine tiefere Bedeutung. Ob die gegen seine Ehrenhaftigkeit geschleuderten Vorwürfe einen echten Kern enthalten, ist, wenn auch kaum zweifelhaft, doch für die Nachwelt nicht zu ermessen; insbesondere gilt das von dem vielfach unaufgeklärten Zwiste mit seiner Gattin. Ueberaus eitel sowie ohne irgend welchen geistig-sittlichen Boden zeigte er sich stets und stand neben seinem mehrseitig verdienten Vater damit entschieden im Schatten. Doch kommt ihm für seine Zeit die Geltung eines im ganzen aufgeklärten, neuerer Lebensanschauung geneigten Gelehrten zu, der zudem eine gewandte schriftstellerische Feder führte. Freilich bewies er immer ebenso wenig historischen Blick wie ein tieferes Verständniß für Poesie und Kunst (z. B. bezüglich Goethe's). Schon bei Lebzeiten war der einst vielgenannte und von kurzsichtigen Bewunderern sogar Gefeierte völlig verschollen.

Seine zahlreichen Veröffentlichungen sind: die Habilitationsschrift (s. o.) Jena 1801; „Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg“: Woltmann's Zeitschrift für Geschichte und Politik, Bd. 2 ff. Berlin 1801 ff.; „Geschichte der Republik Frankreich im Grundriß für akademische Vorlesungen“ 1802; 2. Aufl. (u. d. T.: Chronologische Darstellung der französischen Revolutionsgeschichte) 1808; „Shakespeare's Hamlet für das deutsche Theater bearbeitet“, 1806, Titelauflage 1819; „Epigrammatische Anthologie“, 1806 f. 3 Bde.; Text zu den Kupfern von J. Jak. Roux, Ansichten der Gegenden um Jena, 1808. Zeitschrift „Teutonia“, 1. Heft (Januar) 1808; „Die katholische Freischule zu Halberstadt“: Zeitung für die elegante Welt 1809; „Handbuch zur Geschichte Napoleons I. und seines Zeitalters“, 1810; „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Frau Henr. Händel-Schütz geb. Schüler“, 1815; „Vincenzo Galeotti, königl. dänischer Balletmeister zu Kopenhagen“: Zeitg. f. d. eleg. Welt, 1815; „Sperlings Theaterpredigt. Eine Parodie der Capuzinerpredigt in Schiller's Wallenstein“: ebd. Nr. 191 f.; „Ueber die Posse ‚Unser Verkehr‘ (von K. B. A. Sessa, 1814, jüdisch-deutsch) und ihren Verfasser“: ebd. Nr. 218 f.; „Auch ein Wort über den gegenwärtigen Verfall unserer tragischen Bühne“: ebd. 1816; „Henriette Händel-Schütz geschetst benevens eenige Byzonderheden het Leven van deze Kunstenares betreffende“, 1816; „Die Inseln Norderney und Helgoland, ein Fragment aus meinem Reisejournal“: Ztg. f. d. eleg. Welt 1817; „Benedicte Naubert“: ebd. Nr. 36; „Die Pariser Rutschberge“: ebd.; „Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Journalistik, nebst einer Uebersicht der in Paris jetzt erscheinenden Zeitungen, Journale u. s. w.“: Hallische Literaturzeitung 1817, 293 f.; „Entwurf einer Darstellung der Geschichte der französischen Revolution, und der Entwicklung der gegenwärtigen Zeit aus ihren Folgen“, 1820; „Leben und Charakter der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, nebst einem Auszuge des Denkwürdigsten aus ihren Briefen; ein Beytrag zur Charakteristik des französischen Hofs unter Ludwig XIV“. 1820; „Biographie des deutschen Schauspielers Schüler, Vaters der Händel-Schüler“, 1820; „Zur Erinnerung an Friederike Bethmann“: Zeitung für die elegante Welt, 1822; „Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie und Poetik“, 1822; „Biographie von Karo-

line Luise Brachmann", vor deren Auserlesenen Werken, 1824 (neue Ausgabe 1834); „Goethes Philosophie. Eine vollständige systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen. Herausgegeben und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet", 1825—27, 7 Bde.; „Antwort an Herrn J. A. Libbertz zu Hamburg, auf die in seiner Dissertation für seine neue Kessel-Theorie in Betreff der Russischen Dampf-Bäder, an mich gerichteten Fragen", 1827, 2 Bde. (von Fr. K. J. S.?); „Kritik der neuesten Cotta'schen Ausgabe von Goethe's Werken, nebst einem Plane zu einer vollständigen und kritisch geordneten Ausgabe derselben. Eine Beilage zu dem Werke Goethe's Philosophie u. s. w.", 1828; „Die Stimme Friedrichs des Großen im 19. Jahrhundert, eine vollständige und systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Politik, Staats- und Kriegskunst, Religion, Moral, Geschichte, Literatur, über sich selbst und seine Zeit. Aus seinen sämmtlichen Werken, wie sonstigen schriftlichen und auch denkwürdigsten mündlichen Aeußerungen, herausgegeben und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet", 1828; „Taschen-Bibliothek der neuesten und unterhaltendsten Erzählungen, Novellen, Sagen und Mährchen", 1828, 4 Bde.; „Müllner's Leben, Charakter und Geist, dargestellt". 1830 (vgl. Deinhardstein in den Wiener Jahrb. d. Lit. 49, 107—137); „Anthologie der geistreichsten und witzigsten Gedanken Müllner's über Literatur, Kunst und Leben, aus seinen sämmtlichen poetischen und kritischen Schriften", 1830; „Leben, Charakter und Kunst des Ritters Nicolo Paganini. Eine Skizze", 1830; „Englisch-französischer Rasirspiegel für Deutschlands Universitäten, beleuchtet", 1830; „Ueber den Begriff des Rechts. Mit besonderer Beziehung auf die Henrici'sche Schrift darüber", 1831; „Janus. Leipzig, wie es war und ist. Ein Scherz-, Toiletten- und Sonntagsblatt für Theater, Literatur, Geselligkeit und Lokalität. Herausgegeben von H. Meynert und K. Fr. Jul. Schütz". Jahrg. 1831, 104 Nrn.; „Charaktergemälde von Dresden, grau in grau; für Alle, welche die Elbresidenz bewohnen oder kennen zu lernen wünschen, aufgestellt von Janus", 1833; „Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes, nebst einer Auswahl aus seinem litterarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit". 1. und 2. Band (den Briefwechsel enthaltend) 1834 f.; „Deutsches Nationalblatt, herausgegeben von Schütz", 1. Jahrgang, October bis December 1837 (13 Nrn.), 2. Jahrgang 1838 (52 Nrn.). Mit Abbildungen und Modeblättern. Berlin; „Zacharias Werners Biographie und Charakteristik, nebst Original-Mittheilung aus dessen handschriftlichen Tagebüchern herausgegeben", 1841, 2 Bde.

Eine Reihe von Daten aus Schütz's Leben wird schwankend angegeben, ebenso mehrere Titel der Schriften. Letztere sind hier zum ersten Male sämmtlich (bis auf die nicht zu ermittelnde Biographie der Staël) und genau aufgeführt. Ein Versuch einer Bibliographie fand sich bis jetzt bloß in dem Artikel über S., den die 4. Aufl. von Pierer's Universal-Lexikon Bd. 15 (1862) S. 482b enthält. Auf einige entlegene Beiträge zu Zeitschriften machte die Anmerkung der Redaction zum Nachruf im „Neuen Nekrolog der Deutschen" XXII, 1, S. 642 aufmerksam; dieser Nachruf (S. 639—643) bildet die Grundlage aller späteren Lebensabrisse, liefert auch ein drastisches Gemälde von Schütz's verkommenem Aeußern in den letzten Jahren und weist auf den reichhaltigen ungedruckten Briefwechsel („den er mit den ersten Geistern seiner Zeit geführt hat") hin, der aus dem Besitze eines Leipziger Antiquars in alle Winde zerstreut zu werden drohe. Ueber das Schicksal dieser Correspondenz war nichts zu erfahren. Diesen ganzen Bericht eines Augenzeugen benutzte selbständig Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung[1] III, 691 f. Vgl. noch T. Z. über Henr. Händel-Schütz im Allgem. Theater-Lexikon von Blum, Herloßsohn und Marg-

graff III (1840), 213—215 und J. Kürschner's Artikel über dieselbe A. D. B. XI, 734—736, auch Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts II, 302—305 und III, 237.

Ludwig Fränkel.

Schütz: Gabriel S., geboren am 1. Februar 1633 in Lübeck, † 1711 in Nürnberg, gehört zu jenen Musikernaturen des 17. Jahrhunderts, die, von unbezwinglicher Sehnsucht nach dem Süden ergriffen, alles hinter sich ließen, dem ersehnten Ziele zuzustreben. Gleicher Zug wie ihn erfüllte die meisten seiner Zeitgenossen, so H. Schütz (Sagittarius), Haßler, Mich. Jacobi (der deutsche Amphion), Hasse, Händel und zahlreiche andere. Nicht zu bändigende Wanderlust ist heute noch eine Musikanteneigenthümlichkeit, aber man strebt nun nicht mehr darnach, nach Italien zu kommen, um dort zu lernen, sondern darnach, Kunstreisen zu machen, um das Erlernte vor aller Welt zu Gehör zu bringen. Und da im Süden heute nur noch wenig oder nichts mehr zu holen ist, so wählen sich unsere Virtuosen klugerweise jetzt Rußland, England und Nordamerika als Reiseziele. Als unser S. bei dem Lübecker Rathsmusiker Nikl. Bleyer seine Lehrzeit durchgemacht und einen tüchtigen Grund als praktischer Musiker gelegt hatte, begab er sich nach Hamburg, um dort seine Studien fortzusetzen. Nach einem weitern Jahre folgte er dann dem Zuge seines Herzens und machte sich, seine Viola da Gamba auf dem Rücken und sein Cornetto im Seitensack auf den nächsten Weg nach Welschland. Der führte ihn aber nun durch Nürnberg, wo er 1655 ankam, und diese reiche, große, gar interessante und gemüthliche Stadt, die es schon manchem Wanderer so angethan hatte, daß er aus ihrem Zauberkreise sich nicht mehr zu lösen vermochte, hielt auch ihn fest. Er muß es damals, insbesondere auf den genannten Instrumenten, bereits zu bedeutender Virtuosität gebracht gehabt haben, denn sein Spiel erregte in den musikalischen Kreisen der alten Reichsstadt ungewöhnliches Aufsehen und allgemein gab sich der Wunsch kund, einen solchen Künstler ersten Ranges dauernd festhalten zu können. Man erwies ihm Artigkeiten aller Art und bald meldeten sich auch eine Anzahl Scholaren, die seinen Unterricht begierig suchten, unter ihnen namentlich der nachmalige fürstlich weißenfelsische Hofcapellmeister J. Ph. Krieger (1649 bis 1725), Vorgänger des Titularcapellmeisters J. S. Bach und durch seine für Hamburg geschriebenen Opern einer der Neubegründer des deutschen Singspiels. Vier Jahre hielt es für diesmal S. in Nürnberg aus, dann zog er weiter nach Ansbach, Baireuth, Oettingen, Mergentheim, Stuttgart, Salzburg, überall neue Ehren sammelnd und von den betreffenden Fürsten stets reich beschenkt. Nach Italien kam er aber doch nicht. Damit er nicht anderweitige Stellung suchte, bevor in Nürnberg eine passende für ihn frei würde, hatte ihm noch vor seiner Abreise der Rath schon eine ansehnliche Besoldung ausgesetzt. 1666 kehrte er wieder in die ihm so liebgewordene Stadt zurück und weder ein sehr ehrenvoller Antrag, die Charge eines Hofmusikus in Stuttgart anzunehmen, noch ein viel verlockenderer, in kaiserliche Dienste zu treten, vermochten ihn untreu zu machen. Der Magistrat ernannte ihn nun zum Stadtmusikus. Dies muß damals, wenn solch verdienstvoller Künstler, wie S. es war, sich durch solche Anstellung geehrt fühlte, ein sehr geachteter Posten gewesen sein. Als Kaiser Leopold I. gelegentlich eines Reichstages in Regensburg war, begab sich S. mit dem Violinisten J. Chr. Hoffmann, einem sehr geschickten Dilettanten, und dem Organisten und Musikdirector bei St. Sebald, Paul Heinlein (1626 bis 1686), der zugleich ein guter Geiger war, dorthin und alle wußten durch ihre Leistungen den vollen Beifall k. Majestät zu gewinnen. S. wurde 78 Jahre alt. Sein Porträt haben Leonart und Fleischberger gestochen. Nürnberger Dichter — es gab deren bekanntlich eine erkleckliche Zahl, nur allein im

Pegnesischen Blumenorden — wurden nicht müde, in zierlichen und beweglichen Reimen seine Kunst zu verherrlichen. — Sein Sohn, Jacob Balthasar, geboren am 5. Januar 1661, † am 22. Januar 1770, erhielt von seinem Vater schon frühzeitig Unterricht auf der Violine und Gambe. Zehnjährig konnte er sich bereits vor dem Markgrafen in Ansbach hören lassen. Auch im Singen, worin ihn der Cantor H. Schwemmer, Heinlein's Nachfolger bei St. Sebald, unterwies, machte er so ungewöhnlich schnelle Fortschritte, daß er schon im 12. Jahre als Rathsdiscantist angestellt wurde. Später jedoch wurde ihm der Gesang Nebensache und er lebte jetzt nur noch seiner Violine und Gambe. 1686 trat er als Geiger in die Rathscapelle. Man versicherte, daß selbst in der kaiserlichen Capelle in Wien kein geschickterer Violinspieler gewesen sei. Unter seinem Nachlaß befanden sich mehrere Violinsolos und Partieen seiner Composition, die aber leider verloren gingen.

H. M. Schletterer.

Schütz: George Ludwig Christoph S., hervorragender Industrieller und ausgezeichneter Musterzeichner, geboren am 2. Juli 1802 zu Hannover; † zu Wurzen i. S. am 22. März 1877. S. wurde am 2. Juli 1802 zu Hannover als Sohn eines Goldschmiedes geboren. Als solcher wurde er vom Vater gleichfalls für das Goldschmiedhandwerk bestimmt und trat mit 14 Jahren als Lehrling in das Geschäft seines Vaters ein, nachdem er bereits durch einen gewissen Winkelmann tüchtigen Unterricht im Zeichnen empfangen hatte. Am liebsten wäre er Maler geworden, aber die Bedenken des Vaters gegen diesen unsicheren Lebensberuf verhinderten die Ausführung seines Wunsches. Nach Vollendung der Lehrjahre begab sich S. auf die Wanderschaft. Noch nicht 18 Jahre alt, arbeitete er ein Jahr lang bei einem Goldschmied zu Kassel, wo er durch den Verkehr mit mehreren gebildeten Familien für Herz und Geist mannichfache Anregung erfuhr. Von Kassel kehrte er für die Dauer eines Jahres nochmals ins väterliche Haus zurück, um sodann in Stuttgart im Geschäfte von Sick jun. eine Stellung als Ciseleur anzunehmen, wo er 20 volle Monate hindurch als Volontär ohne Gehalt mit Anfertigung von figürlichen Arbeiten zu Tafelservicen und Tafelaufsätzen für den König von Württemberg beschäftigt war. Von Stuttgart wandte er sich nach Straßburg i. E. Die Arbeiten des genialen Goldschmiedes Kirstein, die er hier sah, erregten in ihm den sehnlichen Wunsch, sich ebenfalls als Künstler in seinem Fache auszuzeichnen. Obwohl ohne alle Mittel und nur auf die Unterstützung eines Gönners, des Justizkanzleidirectors v. Hinüber aus Hannover, angewiesen, begann er die Ausführung einer Silberplatte, welche im Hochrelief Hercules im Kampf mit dem Löwen darstellte. Um das Werk vollenden zu können, mußte er sich während der Arbeit jeglichen Genusses enthalten. Ohne etwas Warmes zu sich zu nehmen, lebte er sieben bis acht Wochen von frischen Zwetschen und Brod, mußte aber dennoch nach vierzehn Wochen seine Thätigkeit einstellen, da sich Niemand mehr fand, um ihm Unterstützung zu gewähren. Ein Befehl des Vaters, der den künstlerischen Versuch des Sohnes mißbilligte, bestimmte S. nach Basel überzusiedeln und in dem Geschäfte eines gewissen Hauptmann Pfander eine Stelle anzunehmen. Da er sich jedoch mit seinem durchaus unkünstlerischen Principal nicht ins Einvernehmen setzen konnte, beschloß er, den ganzen Goldschmiedskram für immer an den Nagel zu hängen und die Miniaturmalerei auf Elfenbein auf eigene Faust zu erlernen. Unter den erschwerendsten Umständen fertigte er eine Copie nach einem Christuskopf an, welche ihm für acht Laubthaler von einem Kunstfreund abgekauft wurde. S. verwandte sie, um noch zwei weitere Copien desselben Werkes anzufertigen, da ihn sein erster Versuch nicht befriedigte. Der Lohn für solchen Fleiß blieb nicht aus. S. erhielt zahlreiche Aufträge für Porträts, namentlich in Altkirch,

wohin er sich von Basel aus begeben hatte. Im Begriff, die gemachten Ersparnisse zu seiner weiteren künstlerischen Ausbildung in München oder Rom zu verwenden, lernte er in Altkirch einen gewissen Kraft kennen, der mit der Erfindung einer Gravirmaschine beschäftigt war, aber aus Mangel an Vermögen sie nicht vollenden konnte. S. beschloß daher, nicht nur ihm das nöthige Geld aus eigenen Mitteln vorzustrecken, sondern reiste sogar mit Kraft zu seinem Vater nach Hannover, um ihn zur Unterstützung des Unternehmens zu bestimmen. Dieser ging auf den Plan, obwohl höchst ungern, ein, und S. begab sich mit Kraft wieder nach Altkirch zurück. Hier zeigte sich jedoch, daß er von Kraft schmählich betrogen war, da dessen Maschine nur zu untergeordneten Zwecken im Graviren nutzbar war, niemals aber für wirklich künstlerische Aufgaben hätte brauchbar gemacht werden können. In seiner Verzweiflung über diese Täuschung und über den drohenden Verlust des vom Vater empfangenen Darlehens machte sich S. selbst daran, die Verbesserung der Erfindung vorzunehmen, obwohl er sich bis dahin mit dem Maschinenbau noch nicht befaßt hatte. Nach drei Jahren schwerer Arbeit war S. so weit, daß er glaubte, die Maschine soweit verbessert zu haben, daß damit die Gravirung einer für die Kattundruckerei bestimmten kupfernen Walze ausgeführt werden könnte. Für den Fall des Gelingens hatte ihm der Mühlhausener Fabrikant Kaspar Dollfus die Summe von 1200 Francs für die Maschine zugesagt. Dollfus aber verlangte gleichzeitig, „daß das von S. zu gravirende Dessin eine vom bisherigen Genre ganz abweichende neue Erscheinung in Möbelzeugen zur Garnirung von Schlafzimmern, Bettumhängen, Gardinen u. s. w. bieten sollte und zwar ein in naturgroßen Blumen schlafendes, nacktes Kind von halber Körpergröße und -länge". Da es damals noch ganz an geschickten Musterzeichnern für derartige größere Aufgaben fehlte, sah sich S. genöthigt, selbst das verlangte Muster zu entwerfen. Selbstverständlich bereitete ihm die Ausführung dieses neuen Unternehmens, für welches er wiederum einzig und allein auf seine Kräfte angewiesen war, die größten Schwierigkeiten. Da es Winter war, mußte er die nöthigen Vorstudien für die Blumen nach alten Kupferstichen machen, an denen er wenigstens annähernd den inneren Bau der Rosen und Blätter ersah. Weit leichter als die Zeichnung der Blumen fiel S. der Entwurf zu dem schlafenden Kinde, das er nach der Natur, in einer Wiege liegend, aufnahm. Das schließliche Resultat seiner Bemühungen befriedigte S. in hohem Grade und gefiel auch Dollfus so gut, daß er die Gravüre zu dem bedungenen Preis bei S. bestellte. Die mit ihr angestellten Versuche gelangen vortrefflich, und es zeigte sich, daß man bis dahin weder in Frankreich, noch gar in Deutschland Aehnliches in Wirkung und Kupferausführung zu leisten vermocht und daß nur England gelegentlich einzelne solcher Möbelmuster, allerdings in matteren Farben, hervorgebracht hatte. Der Ruf von Schützens Leistung verbreitete sich rasch unter den Fabrikanten des Elsaß. Er knüpfte mit mehreren unter ihnen Verbindungen an, z. B. mit Daniel Köchlin in Mülhausen, der dort eine Walzenstecherei in großartigem Maßstabe zu errichten wünschte, und dem Papierfabrikanten Zuber, dem Begründer einer der bedeutendsten Tapetenfabriken Frankreichs in Rixheim bei Mülhausen. Dem letzteren kam es vor allem darauf an, ein Verfahren kennen zu lernen, mit Hülfe dessen er in den Stand gesetzt wurde, die Tapetenpapiere in ähnlicher Weise zu bedrucken wie Kattune. S. gelang es diesen Wunsch zu erfüllen, indem er ein Walzendruckwerk für Tapeten erfand, für welches Zuber ein zehn Jahre gültiges Patent in Frankreich erwarb. Leider sah sich S., dessen Künstlernatur viel zu vertrauensselig war, und der sich auf die Wahrung geschäftlicher Vortheile viel zu wenig verstand, durch eine frühere Verabredung mit Köchlin verhindert, das Anerbieten Zuber's, sein Compagnon zu werden, anzunehmen. Er schloß viel-

mehr mit Köchlin einen Contract, verlegte seinen Wohnsitz von Altkirch nach Mülhausen und richtete vorerst sein Augenmerk darauf, gefällige und reiche Muster für das Möbelfach zu entwerfen. Weshalb er sein Verhältniß zu Köchlin wieder löste, entzieht sich unserer Kenntniß. Dagegen setzte ihn seine Verbindung mit Zuber in die Lage, an die Errichtung einer eigenen Tapetenfabrik in Hannover zu denken. Um die Concurrenz des Auslandes aushalten zu können, galt es vor allen Dingen, die maßgebenden Kreise des Königreichs für die Erhöhung der bestehenden Tapetensteuer zu gewinnen. S. reiste zu diesem Zwecke über Paris nach London, wo er mit dem Grafen Münster in Verhandlung trat. Zufrieden mit den ihm eröffneten Aussichten kehrte S. nach Mülhausen zurück und siedelte Ende August 1830 nach Hannover über, um die Etablirung seiner eigenen Fabrik ins Werk zu setzen. Da Hannover bis dahin ein reiner Ackerbaustaat war und z. B. in der Hauptstadt noch keine einzige Fabrik vorhanden war, waren die Schwierigkeiten, die S. zu überwinden hatte, ungemein groß. Es existirte dort nicht ein einziger Maschinenbauer, ebenso wenig auch nur eine Maschine. Dampfmaschinen kannte man nur aus Abbildungen oder vom Hörensagen. Es kann unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen, daß S. auf die Dauer mit seinem Unternehmen nicht bestehen konnte, obwohl es ihm in den dreißiger Jahren gelang, von Hannover aus in St. Petersburg eine Tapetenfabrik einzurichten und so seine Muster und Formen besser auszunützen. Im J. 1849 verließ er mit dem gänzlichen Verluste seines Vermögens Hannover, um zu Gotenburg in Schweden als Compagnon des Consul Reimers eine Tapetenfabrik zu eröffnen. Doch konnte er auch hier nicht die Früchte seiner Thätigkeit genießen, die hier wie anderwärts Fremden in den Schoß fielen. Seit dem J. 1850 ließ sich S. dauernd in Wurzen bei Leipzig nieder. Dort hatte sein geschäftskundigerer Bruder Friedrich August S. seit dem J. 1840 eine Tapetenfabrik ins Leben gerufen, nachdem er bei George S. die Herstellung von Tapeten erlernt hatte. S. unterstützte nun zunächst seinen Bruder durch Anfertigen hervorragender Muster, ging aber bald darauf an die Errichtung einer Wollstaubfabrik, aus der sich die heutigen „Wurzener Teppich- und Velours-Fabriken" entwickelt haben. S. führte die Einrichtung und Beaufsichtigung der Fabrik mit seinen eigenen Kräften durch und hatte die Genugthuung, daß seine Erzeugnisse dieselbe Güte erreichten, welche die Producte der Franzosen, die bis dahin allein den deutschen Markt beherrscht hatten, zeigten. Leider sollte er den Erfolg seiner Bestrebungen, ein besseres Stilgefühl in Deutschland hervorzurufen, erst zu einer Zeit erleben, als seine körperliche Kraft bereits gebrochen war. Jahre lang an das Sopha gefesselt, allein in einer kleinen Stadt und unverstanden von seiner Umgebung, brachte er den Rest seines Lebens unter wenig freudigen Verhältnissen zu. Kurz vor seinem Ende entschloß er sich, die Erinnerungen seiner Jugend und seiner ersten Mannesjahre für seine Kinder und Familie niederzuschreiben. Sie reichen bis zum Jahre 1830 und erschienen im J. 1877 zu Leipzig unter dem Titel: „Aus meinem vielbewegten Leben. Von George Schütz in Wurzen." Da S. sie jedoch nicht der Oeffentlichkeit anvertrauen wollte, gelangten sie nicht zum Vertrieb durch den Buchhandel. Auch dem Verfasser dieses Artikels haben nur Bruchstücke desselben vorgelegen, deren Mittheilung er der Güte von Schützens Sohn, dem Architekten Professor Alexander S. in Berlin, verdankt. S. starb zu Wurzen am 22. März 1877. — Der Schwerpunkt von Schützens Wirken lag in seiner Thätigkeit als Fabrikant. „Er gehörte zu den Pionieren, die unserem Geschlecht die Wege bahnten und das Aufblühen der Industrie in unserem deutschen Vaterlande ermöglichten. Organisatorisch und technisch veranlagt, wie wenige Menschen, verband S. mit diesen Gaben einen hohen idealen Gedankenflug und eine wahrhaft künstlerische Individualität. Seine Erfolge und Mißerfolge im

Leben gingen aus dieser Doppelnatur wie von selbst hervor. Sein eiserner Fleiß, seine höchste Energie und vollste Hingabe an die ihm gestellte Aufgabe waren, obwohl gepaart mit seltener Ausdauer, nicht im Stande, ihm äußere Erfolge zu sichern, da er bei seiner idealen Auffassung aller Lebensverhältnisse zu geringen Werth auf sie legte." Die erstaunliche Findigkeit Schützens zeigte sich aber nicht nur in seinen industriellen Unternehmungen, sondern auch in dem, was er als Musterzeichner geleistet hat. „Ohne künstlerische Anregung durch andere, nur auf sich und sein Talent angewiesen, nur an dem Studium der Natur sich erfrischend, schuf er eine erstaunliche Anzahl von Dessins, welche sich alle durch seine Empfindung für Massenvertheilung und Linienführung auszeichnen. Besaß er doch ein ursprüngliches Stilgefühl, namentlich für Blumen- und Blattformen, das seine Muster über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt. Obwohl Schützens Leistungen schließlich auch in Deutschland Anerkennung fanden, so wurde er doch von den Franzosen am meisten geschätzt". Trotzdem wies er wiederholte Aufforderungen, nach Paris überzusiedeln, beharrlich zurück, da ihn das Leben und Treiben der französischen Hauptstadt abstieß, in der er, wie er sich selbst ausdrückte, „das Edelste und Höchste, was die Welt bot, neben dem Niedrigsten und Trivialsten" gesehen hatte.

Vgl. Allgemeine Zeitung 1877, Beilage Nr. 88, S. 1350. — Cornelius Gurlitt, Die deutsche Musterzeichnerkunst und ihre Geschichte. Darmstadt 1890, S. 21.

H. A. Lier.

Schütz: Hans Heinrich Adam v. S., preußischer Oberstlieutenant, war der einzige Sohn des sächsisch-polnischen Obersten Hans Joachim v. S. und im J. 1715 in der Nähe von Cottbus geboren. Sein Vater übergab ihn der Fürstenschule zu Meißen; er kehrte dieser aber bald den Rücken, ließ sich in Prag von den Oesterreichern anwerben und kam mit denselben nach Ungarn und gegen Belgrad. Der Vater bewirkte seine Entlassung und seine Anstellung bei der Trabantengarde in Sachsen, wo er Fähnrich und dann Lieutenant wurde. Als der Vater am 1. Februar 1734 gestorben war, quittirte S. den Dienst und ging auf das ererbte Gut Bahnsdorf in der Niederlausitz. Da dieses ein brandenburgisches Lehen war, fürchtete er, als er einem preußischen Deserteur fortgeholfen hatte, daß König Friedrich Wilhelm I. Vergeltung an ihm üben werde, ging daher nach Rußland, nahm am Türkenkriege und namentlich an der Eroberung von Oczakow theil, stand bei der Kaiserin Anna in hoher Gunst und ward Hauptmann im Regiment Preobraschensk, gerieth aber in Mißhelligkeiten mit Münnich und kehrte, von Friedrich II. als Vasall für den eigenen Dienst beansprucht, nach Deutschland zurück. Winterfeldt stellte ihn dem Könige vor. Nach Haymann, „Kriegs- und Friedensarchiv", soll er auch in Breslau Tabacksüberreiter (Steuerbeamter) gewesen sein. Im preußischen Dienste wurde er 1743 als Major bei dem neuerrichteten Regiment Hallasch-Husaren (Nr. 7) angestellt. Als solcher zog er im folgenden Jahre in den ersten schlesischen Krieg. Hier wird sein Name zuerst bei der Erwähnung von kühnen Streifereien genannt, welche er von der Grafschaft Glatz aus weit nach Böhmen hinein unternahm. Bei der Räumung des letzteren Landes wird es gewesen sein, wo er in geschickter Weise das Verfahren eines Rückzuges mit Intervallen anwendete, welchen der König später die „Schütz'sche Retraite" nannte. Der österreichische General Kheul beschuldigte S. damals arger Gewaltthaten und Grausamkeiten, welche dieser in Mähren begangen haben sollte. Der König befahl dem General v. d. Marwitz, die Sache zu untersuchen, „indem mein Gout noch Intention niemals wäre, auf unmenschliche und barbarische Weise Krieg zu führen"; über das Ergebniß verlautet nichts. Wenn auch vieles, was über Schütz's Gewalt-

thätigkeiten und Grausamkeiten erzählt wird, auf Uebertreibung beruht, so muß doch angenommen werden, daß die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht unbegründet gewesen sind. Während des Winters 1744/45 stand S. in der Grafschaft Glatz. Die Kriegsvorfälle gaben ihm mannichfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Der König erkannte seine Leistungen durch die Verleihung des Ordens pour le mérite für sein Verhalten im Gefechte bei Habelschwerdt und durch die Ernennung zum Oberstlieutenant und zum Commandeur des Husarenregiments v. Natzmer (Nr. 4) an. Mit diesem nahm er unter Winterfeldt's Befehlen an den Ereignissen theil, welche während des Frühjahrs 1745 an der schlesisch-böhmischen Grenze sich zutrugen. In seinem dem Könige über das am 22. Mai bei Landeshut gelieferte Gefecht erstatteten Berichte hebt Winterfeldt das Verhalten des Oberstlieutenants v. S. besonders hervor. Auch bei Hohenfriedberg focht dieser. Als dann der König den geschlagenen Oesterreichern nach Böhmen folgte, gehörte S. zu den leichten Truppen, welche dem preußischen Heere vorangingen. Bei dieser Gelegenheit führte er wieder erfolgreiche weitgehende Streifereien in das feindliche Gebiet aus. Am 18. Juli war er mit 500 Husaren in der Gegend von Königgrätz auf Erkundung entsandt. Der ihm gewordene Auftrag erheischte in dem durchschnittenen und bedeckten Gelände doppelte Vorsicht. Um sich den Rückzug zu sichern, postirte er an zwei Stellen Abtheilungen zu seiner Aufnahme. Als er aber auf überlegene Feinde gestoßen und zum Weichen gezwungen war, fand er diese Abtheilungen an den ihnen angewiesenen Orten nicht vor, weil sie von panischem Schrecken ergriffen davon gejagt waren. In dem nun folgenden Gefechte fand S., welchem kein Ausweg blieb, nach tapferer Gegenwehr, „weil er kein Quartier haben wollte“, den Tod. Sein Gegner war der „Oberstlieutenant und Freiparthist“ Dessöfi von der Heeresabtheilung des General Graf Nadasdy. 90 von Schütz's Husaren fielen in Kriegsgefangenschaft. Der König glaubte anfangs, daß ihrem Führer das Gleiche zugestoßen sei und schickte einen Trompeter ab, um sich zu erkundigen. Als er die Wahrheit erfuhr, bedauerte er Schütz's Tod sehr. Die Befehlshaber der von S. aufgestellten Rückhalte wurden cassirt. Noch im J. 1774 soll der König seiner rühmend gedacht haben, indem er, als ihm bei der Besichtigung eines Husarenregiments ein Officier als der einzige Sohn des bei Horzitz gefallenen Oberstlieutenants von S. genannt wurde, diesem gesagt haben soll: „Weiß er wohl, daß Sein Vater der rechte Schöpfer meiner Husaren gewesen ist?“

Genealogisch-historische Nachrichten von den allerneuesten Begebenheiten rc. LXXII—LXXXV, Leipzig 1745/46 (J. S. Heinsius). — Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Folge, Berlin 1790/91. — K. W. v. Schöning, Die fünf ersten Jahre der Regierung Friedrichs des Großen, Berlin 1859 (S. 285, 359, 385). B. Poten.

Schütz: Heinrich S. s. am Schluß dieses Bandes.

Schütz: Hermann S., Kupferstecher, geboren 1807 zu Bückeburg, Schüler von Schwerdgeburth und Amsler, kam 1831 nach München, wurde persönlich befreundet mit dem Dichter August Grafen v. Platen (S. hat auch den geistreichen Umriß gestochen von dem durch Woltreck modellirten, von A. Strähuber gezeichneten Porträtmedaillon zur einbändigen Gesammtausgabe von Platen's Werken, Stuttgart 1839) und dem gewaltigen Bonaventura Genelli, von dessen Compositionen S. einen großen Theil mit innigstem Verständniß im Kupferstich reproducirte. Mit Stäbli hat S. den großen von Ludwig Schwanthaler in der königl. Residenz zu München modellirten, die „Mythen der Aphrodite“ vorstellenden Fries in 13 Platten (Düsseldorf 1839) gestochen,

dann 1840 sechs Blätter nach Genelli (Meerfahrt von Genien, Eros und Anteros, Zeus und Herakles, Bacchus und Ganymed, Bacchus und Ariadne), ferner (mit R. Petsch) die zwölf „Umrisse zu Homer" (Odyssee) von Max Widnmann (München 1859); vier Blatt Conturen nach einem in Form eines Frieses von Julius Schnorr in einem der Nibelungensäle der königl. Residenz auf schwarzem Grunde gemalten Fresko (der Kirchgang, Siegfried's Leiche wird nach Worms gebracht, Chrimhildens Rache und König Etzel's Klage). Außerdem lieferte S. sämmtliche Contourstiche zu Genelli „Dante's göttliche Comödie (36 Blatt, Leipzig 1866) und betheiligte sich mit Burger, Gonzenbach und Merz an der Stichausgabe von Genelli „Leben eines Künstlers". Auch zu Ernst Förster's „Denkmale der Kunst" und anderen seiner Publicationen hat S. viele Platten gestochen. Alle seine Arbeiten zeugen von strenger Gewissenhaftigkeit, feinem Gefühl und tiefem Verständniß. Der überaus bescheidene Künstler schied beinahe unbemerkt am 12. April 1869 zu München aus dem Leben.

Vgl. Nagler 1846. XVI, 48. — Apell, Handbuch 1880, S. 382.

Hyac. Holland.

Schütz: Hieremias S., deutscher Dramatiker. Geboren am 23. October 1538 zu Memmingen, stand er, wie es scheint, als Schulmeister in Straßburg. Denn von hier datirt er am 1. Mai 1572 die Widmung seines Dramas „Vom Abgott Bel zu Babel", das in demselben Jahre von Niclaus Wyriot zu Straßburg gedruckt wurde. Es behandelt die biblische Erzählung von der Abgötterei und dem falschen Gottesdienst in derselben Weise, wie Chryseus in seinem Hofteufel gethan hat, der dem Verfasser offenbar als Vorbild gedient, von dem er aber auch viele Stellen entlehnt hat. Von echt evangelischem Geiste getrieben, warnt er die Jugend vor dem Abfall vom reinen lauteren Worte des Evangeliums, das durch Luther aus der Finsterniß an das Licht gezogen ist. Der Hofteufel wüthet gegen den „außgeloffnen Münch, den losen Gauch", der durch die Bibelübersetzung, die Hauspostille und den Katechismus das größte Verderben über die Menschheit gebracht habe. Mit dieser Apostrophe erzielt der Verfasser nicht geringe dramatische Effecte. Nehmen wir dazu die musikalischen Beilagen, in denen bekannte altkirchliche Melodien nachgebildet sind, sowie die natürliche und oft humorvolle Sprache, so dürfen wir den Verfasser, selbst wenn das Urtheil über den Versbau nicht gerade günstig lauten kann, unter die Zahl der besseren Dramatiker des 16. Jahrhunderts rechnen. Ob er noch andere dramatische Versuche gemacht hat, ist nicht bekannt, ebenso wenig läßt sich über seine Lebensumstände und über das Todesjahr etwas sagen. Er ist überhaupt erst neuerdings durch Philipp Strauch, der ein Exemplar seines Dramas auf der Universitätsbibliothek zu Tübingen fand, für die Litteraturgeschichte gewonnen worden.

Zeitschrift f. deutsches Alterthum. N. F. XVIII, Anzeiger 1886, S. 259 f.

H. Holstein.

Schütz: Hieronymus S., kurfürstlicher Hofbuchdrucker in Dresden, wurde 1552 zu Annaberg als Sohn des Rathsherrn Chrysostomus S. geboren. Nach zweijährigem Studium auf der Universität Wittenberg wandte er sich der Buchdruckerkunst zu. Nachdem er bei Johann Eichhorn in Frankfurt a. O. gelernt, auch hier noch eine Zeit lang gearbeitet hatte, war er zunächst als Geselle von 1584 an in der kurfürstlichen Hofbuchdruckerei zu Dresden beschäftigt, bis er sie nach Matthes Stöckel's Tode zunächst auf sechs Jahre mit einem Jahresgehalte von 75 Thalern übernahm. Er druckte vorwiegend Verordnungen und Leichenpredigten. Von größeren Werken sind u. a. aus seiner Werkstatt hervorgegangen seines Landsmanns Paul Jenisch „Annaebergae libri II. cum commonefactione de incendio" (1605). Im J. 1590 wurde die Druckerei vergrößert, wohl für die Zwecke der Veröffentlichung der Salmuth'schen Bibel.

Auch schriftstellerisch trat S. auf. So gab er „Andechtige vnd Christliche Morgen- und Abendgebet, auf alle Tag in der Wochen neben andern schönen Gebetlein“ heraus (Dresden 1591). Der kurfürstlichen Familie widmete er bei verschiedenen Gelegenheiten poetische Glückwünsche, so zum Regierungsantritte Christian II. (1601), zur Vermählung Johann Georg I. mit Sibylla Elisabeth (1604), zur Hochzeit des Herzogs Franz von Pommern mit der Herzogin Sophie von Sachsen, zur Taufe Christian Albert's, des Sohnes Johann Georg's. Er starb am 16. April 1616 und wurde auf dem Frauenkirchhofe begraben. S. verheirathete sich 1595 mit Regina, der Tochter des Amtsschössers Stefan Osterland zu Düben. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter, von denen die ältere, Elisabeth, mit dem Oberförster Nicolaus Drabet vermählt war. Drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich mit Maria Meltzer. Diese bat nach ihres Mannes Tode unter Berufung auf dessen 32jährige Thätigkeit in kurfürstlichem Dienste und mit Rücksicht auf ihre zwei noch unerzogenen Kinder „um ein freies Bier auf ihr Häuslein“.

G. Reich, Syracidis oratio et gratiarum actio (Leichenpredigt, welche die königl. öffentl. Bibliothek in Dresden nicht besitzt). — Chr. Schöttgen, Historie der Dreßdnischen Buchdrucker. Dreßden 1740, S. 14, Nr. 5. — Chr. A. Freyberg, Von den allerersten und ältesten Buchdruckern zu Dreßden. Dreßden 1740, S. 11—13. — Chr. A. Freyberg, Reliquien von der Dreßdner und übrigen obersächsischen Buchdruckerhistorie. Dreßden 1741, S. 6. — J. A. Gleich, Annales ecclesiastici. I. Lebensbeschreibungen der Hofprediger. Dresden und Leipzig 1730, I, 628, 633, 635. — Gottwald, Erinnerungsblätter an die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Dresden. Dresden 1840, S. 79. — Außer den bei Zedler s. v. beschriebenen Buchdruckerzeichen erscheint das kurfürstliche Wappen. Georg Müller.

Schütz: Johann S., lutherischer Geistlicher und Pamphletist des 16. Jahrhunderts. Von seinem Leben ist mir nur bekannt, daß er 1537 und 1538 in Wittenberg unter Luther's Leitung studirte, seit 1542 ein Predigtamt inne hatte und 1579/80 Pfarrer in Riestädt bei Sangerhausen war; dort wirkte er sicher nicht mehr 1591; wahrscheinlich starb er bald nach dem 24. April 1580, von welchem Tage sein „Sakramentsteuffel“ datirt ist: wenigstens bezeichnet ihn ein Nachwort zu seinen „Funfzig Ursachen“, deren Vorwort am 18. Septbr. 1579 unterzeichnet wurde, bereits als todt; leider ist der mir vorliegende Druck jenes Werkes selbst ohne Angabe des Jahrs. Aeltere Encyclopädien verwechseln ihn vielfach mit dem 1531 zu Halle geborenen, am 24. Juli 1584 als Kanzler der Universität und Propst der Schloßkirche zu Wittenberg gestorbenen Johann Schütz (s. u. S. 128), dem er freilich in seinen religiösen Anschauungen nah verwandt gewesen zu sein scheint. — S. gehört zu den Zionswächtern des starrsten Lutherthums; finstere und bornirte Zeloten, wie Marbach und Heßhus, sind die Männer seines Herzens; Selneccer hat seinen „Sacramentsteuffel“ durch ein Vorwort ausgezeichnet. Nicht in Türken und Papisten sieht er die Todfeinde des wahren Glaubens; viel gefährlicher und schlimmer sind die Sacramentirer, d. h. die Reformirten, die uns das Nachtmahl und dadurch die Versöhnung mit Gott rauben wollen, und er kennt keine Schonung, auch wenn er aus persönlichen Eindrücken geneigt ist, für den einen oder andern von ihnen Achtung zu empfinden. Sein Herz möchte ihm in tausend Stücke springen vor ihren grausamen, erschrecklichen und unmenschlichen Lästerungen. Sie trauen mehr auf den Heiden Aristoteles und auf die menschliche Vernunft, als auf die klaren Worte der Bibel, die sie durch Schwatzen und Disputiren entstellen; tief beklagt ers, daß auch Lutheraner sich ihnen gegenüber aufs Disputiren eingelassen haben. Der Umstand, daß reformirte Gelehrte ihre Meinungen geändert oder als nicht

zweifellos hingestellt haben, diese Bescheidenheit ehrlichen Wahrheitstriebs ist für S. Beweis, daß sie zweizüngig und unbeständig, lichtscheu und schlüpfrig seien. Ihre versöhnliche Gesinnung gegen das Lutherthum dünkt ihm eitel Hinterlist oder Gleichgültigkeit. Einige Verirrungen des platten Rationalismus weiß er ihnen gut aufzustechen; aber er verzerrt ungenirt ihre Meinungen, wenn er sie z. B. lehren läßt, Christus sitze im Himmel fest bis zum jüngsten Tage, wie Kaiser Friedrich zu Kyffhausen, und könne daher nicht zum Abendmahl heruntersteigen. Als Haupt- und Schlußeffect figuriren dann allerlei Märchen, wie der Teufel berühmte Sacramentirer, z. B. Karlstadt, geradezu geholt, oder wie sie sonst zur Strafe ihres Lästerns ein erschrecklich Ende gefunden, so Zwingli und Oekolampadius. S. hat in seiner Schriftstellerei weit vorwiegend diese eine Saite gespielt. Seine „Funfftzig erhebliche Vrsachen, Darumb die Lutherischen (wie man sie nennt) das ist, alle rechte fromme Christen . . . zu den Sacramentierern oder Calvinisten nicht tretten . . . sollen“ (1579 verfaßt) weisen denselben Geist, dieselbe Gesinnung, dasselbe Material, oft sogar dieselben Worte auf wie das ausführlichere und berühmtere Buch „Serpens Antiquus, Die alte Schlange. Das ist: Der Sacramentsteuffel, der sich in diesen letzten fehrlichen Zeiten, mit 37 seiner fürnembsten Adiuuanten oder Obersten aus dem Hellischen Reich, öffentlich ins Feld gelegt“ (Eisleben 1580); eine spätere, noch umfänglichere Auflage dieses zweiten Werks (1591, wol erst nach Schütz's Tode erschienen) hat es sogar bis auf 50 Hülfsteufel gebracht. Die Einkleidung des „Sacramentsteuffels“, durch den sich S. an der Teufellitteratur betheiligte, ist ganz äußerlich, sagte aber dem Zeitgeschmack offenbar besser zu als die abstractere Fassung der „Funfftzig Vrsachen“. Minder gelesen war, wie es scheint, seine „Antithesis, das ist Entgegensetzung des Fundaments der Lutheraner und Sacramentirer in der Lehre vom Nachtmahl des Herrn“ (Eisleben 1580) und einige lateinische theologische Schriften aus dem Anfang der siebziger Jahre. Dialektik und eigene Gedanken stehen dem grimmigen Polterer nicht zu Gebote: er widerlegt Citate aus reformirten Autoren durch Citate aus lutherischen und der Bibel; aus eignem Besitz steuert er Grobheiten, fragwürdige Anekdoten und noch viel fragwürdigere Verse bei; mit diesem breitspurigen, eintönigen und ungeschickten Zierrath ist namentlich der „Sacramentsteuffel“ reich ausgestattet. Roethe.

Schütz: Johann S., evangelisch-lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, war am 7. März 1531 zu Halle geboren. Von seiner Jugend und seinem Bildungsgange ist wenig bekannt. Nachdem er sich den Magistertitel erworben hatte, wurde er 1555 Geistlicher am Dom, ein Jahr später Amtsprediger an der Peterskirche zu Freiberg, übernahm auch für den alternden Hieronymus Weller die Bibelerklärung im Gymnasium. Die im J. 1564 wüthende Pest veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner Erstlingsarbeit, der Auslegung des 91. Psalms. 1565 verfaßte er das Schriftchen: „Klage vnd Trost betrübter Eltern vber dem geistlichen absterben irer lieben Kinder“, welches er dem Kurfürsten August und der Kurfürstin Anna aus Anlaß des Todes des Prinzen Alexander widmete. In der Fastenzeit des folgenden Jahres veröffentlichte er die „Betrachtung der großen Wunder Gottes“ mit einer Vorrede D. Hieronymus Weller's. Aber noch im Laufe des Sommers wurde er in die kirchlichen Wirren verwickelt. Als er nach dem Erlaß des Kurfürsten wegen des Gebets wider die Türken und für die reine Lehre dem Superintendenten Jauch erklärte, „man solle einen iden wie ers in seinem gewissen vor Gott verantworten könne, predigen lassen, er kondte nicht schweigen, es weren Gottessachen, er musts Gott befelen“, da wurde er des Flacianismus verdächtig, seines Amtes entsetzt und am 13. Juni nach der Feste Hohenstein gebracht. Hier wurde er in einem schmutzigen Raume verwahrt, und als der Schösser dem Kurfürsten

meldete, der Gefangene, „eine schwache kleynmütige Perschon“, sei krank geworden und für eine mildere Behandlung eintrat, schrieb der Kurfürst, er habe S. nicht ins Gefängniß legen lassen, „das er darinn lust vnd gutte bequemigkait haben solte“. Als aber Schütz’s Gemahlin die Kurfürstin Anna um Freilassung ihres Mannes bat, da wurde dieser „umb geschehener vorbitt willen aus gnaden“ entlassen, nachdem er im October einen wörtlich vorgeschriebenen Urfrieden geschworen hatte. Da seine Freiberger Stellung bereits wieder besetzt war, so wurde er jetzt Official zu Lübben in der Niederlausitz und 1574 Superintendent in Annaberg. Von hier aus wohnte er dem Tage von Lichtenburg bei. 1577 wurde er neben Jakob Andreä Professor der Theologie in Wittenberg. Die Universität, die dagegen Einspruch erhoben hatte, wurde in einem scharfen Schreiben des Kurfürsten an ihren schuldigen Gehorsam erinnert. Er bekleidete hier noch die Würde eines Kanzlers und eines Propstes. 1582 veröffentlichte er ein Schriftchen: „Von den feurigen Wunderzeichen am Himmel“, welches er dem Rathe zu Annaberg als Zeichen seiner Dankbarkeit widmete. Ein Jahr später erschien die „Christliche Einhellige Lehr vnd Bekenntnis von der Person Jesu Christi vnsers Herrn“. Er starb 1584, nachdem er noch kurz vorher zum Doctor der Theologie ernannt worden war.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen, S. 144 f. Dresden 1883. — Chr. G. Wilisch, Kirchenhistorie der Stadt Freyberg II, 148—150. Leipzig 1737. — Th. Distel, Der Flacianismus und die Schönburgsche Landesschule zu Geringswalde, S. 22. Leipzig 1879. — Joh. Fr. Gauh, Ausführliche Series der Officiale und nachgehends General-Superintendenten zu Lübben in der Niederlausitz. Lübben 1727. — Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen, 1727, S. 264 f. — Emmerling, Herrlichkeit des Annaberger Tempels, S. 967. Schneeberg 1713. — Jo. Seb. Müller, Annales Saxonici, S. 171, Leipzig 1700. — V. E. Löscher, Historia Motuum. III, 231 ff. — P. Leyser, Investiturpredigt des George Mylius. Wittenberg 1603.

Georg Müller.

Schütz: Johann, Justus und Phil. Balthasar s. Sinold genannt Schütz.

Schütz: Johann Jakob S., Rechtsgelehrter und Liederdichter, geboren zu Frankfurt a. M. am 7. September 1640, † ebenda am 22. (21.) Mai 1690. Der Vater, Jakob S., ein Enkel des Theologen Jakob Andreae, entstammte einem schwäbischen Geschlechte, gelangte aber bald in Frankfurt zu hohen Würden, indem er Syndikus der Stadt und zugleich Rath mehrerer Reichsstände wurde. Die Erziehung war eine fromme, und die Noth der Zeit trug recht mit dazu bei, dem Charakter des Knaben frühe das Gepräge tiefen Ernstes aufzudrücken, wenn auch die häuslichen Verhältnisse günstig waren. Zu Ostern 1659 ging S. nach Tübingen zum Studium des Rechts und schloß sich mit besonderer Verehrung an den Professor der Jurisprudenz Lauterbach an. Nach sechs Jahren erlangte er die Doctorwürde durch eine Dissertation „De falso procuratore“, welche von seiner ernsten Auffassung des erwählten Berufs Zeugniß ablegt. Bald danach ließ sich Licentiat S. als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder und erlangte schnell eine große Clientel. Daneben war er auch in der Fachwissenschaft thätig, indem er nach Aufzeichnungen, die er als Student gemacht, ein „Compendium Juris“ von Lauterbach herausgab (1677 zu Tübingen bei Cotta erschienen). Er trat damit in die Fußtapfen seines älteren Bruders Georg Jacob, welcher 1643 das Frankfurter Recht herausgegeben hatte. Der Stil jenes Compendiums war etwas knapp und dadurch manchmal dunkel; doch

wurde es nachmals öfter verbessert und vermehrt. Allmählich aber zog sich S. ganz von der Führung von Processen zurück, weil er wünschte mehr an seine Seele denken zu können und der Ueberzeugung war, daß bei dem damaligen Zustande des Rechtswesens Advocaten sich schwerlich von Sünde fern halten könnten. Sein Reichthum ermöglichte ihm solche Zurückgezogenheit. Er widmete sich nunmehr ganz den kirchlichen Interessen, denen er schon bald nach seiner Niederlassung in Frankfurt seine besondere Theilnahme zugewandt hatte. Als Spener um die gleiche Zeit mit ihm in Frankfurt seinen Einzug hielt, suchte er dessen Freundschaft und förderte längere Zeit die Bestrebungen des neuen Seniors der lutherischen Geistlichkeit in hervorragendem Maße. So hat er u. a. mit Gymnasiallehrer Dieffenbach die erste Anregung zu den berühmten „Collegia Pietatis“ gegeben, welche anfangs zwar manchen Segen stifteten, aber doch den Absichten Spener's nicht ganz entsprochen haben, sofern eine Anzahl Personen aus diesem Kreise sich allmählich von der lutherischen Kirche absonderte. Zu diesen gehörte Licentiat S. selbst, welcher vor allem durch den Verkehr mit dem schwärmerischen Fräulein Eleonore v. Merlau zur Separation bestimmt wurde. Umsonst waren die friedlichen Warnungen Spener's, der sich in dieser Sache wie gewöhnlich sehr mild zeigte — seit 1676 enthielt sich S. vollständig des heiligen Abendmahles, weil er es nicht mit Unwürdigen genießen wolle. Den Sammelpunkt der Mißvergnügten bildete die Wohnung der Merlau im Saalhofe, wo häufig Versammlungen stattfanden. An einer solchen Zusammenkunft betheiligte sich u. a. auch der Quäker William Penn, wodurch es sich erklärt, daß S. von mancher Seite als Anhänger dieser Secte angesehen wurde. Er entfremdete sich Spener immer mehr; dennoch beharrte dieser auf seinem duldsamen Standpunkte gegen die ehemaligen Freunde. Dagegen benutzte der Rath eine Beschwerde des hessischen Landgrafen wegen Verbreitung verdächtiger Bücher in Frankfurt, die Merlau zum Verlassen der Stadt aufzufordern, welche übrigens trotz dieses Befehles blieb, bis sie 1680 dem Gesinnungsgenossen Petersen die Hand reichte und dessen fernere Schicksale theilte. Gegen S. selbst wagte man nicht so scharf aufzutreten, weil man den Wegzug eines so reichen Mannes nach Pennsylvanien fürchtete. Man war nämlich seitens der Separatisten auf alles gefaßt und bereit, lieber über den Ocean zu wandern, als sich zu unterwerfen. Im J. 1681 bildete sich sogar eine „Frankfurter Compagnie“, welche von Penn 25 000 Acker Land ankaufte und bei welcher S. hauptsächlich betheiligt war. Allein die Stadt Germantown (heute ein Theil von Philadelphia) wurde doch nicht durch Frankfurter Separatisten, sondern durch Crefelder Gesinnungsgenossen erbaut, und die Erben von S., welche manche Unannehmlichkeiten mit ihrem Besitze jenseits des Weltmeeres hatten, gaben schließlich denselben völlig auf. Allein ohne Zweifel war es für S. immerhin von Vortheil, jeden Augenblick mit der Emigration drohen zu können. Kräftige Unterstützung fand er in seiner entschiedenen Haltung auch durch seine Gattin, die bibelkundig und glaubensstark, aber „weit halsstarriger als er gewesen“, wie ein Zeitgenosse urtheilt. Indessen besuchte S. noch die Collegien Spener's, bis sie aus dessen Hause in die Barfüßerkirche verlegt wurden (1682), was ihm einen Anlaß bot, sich davon fern zu halten. Im folgenden Jahre kam es zum vollen Bruch zwischen den ehemaligen Freunden, als ein Brief des Separatisten Dr. Christoph Fenda bekannt wurde, in dem dieser die Privaterbauungen im Gegensatz zum Abendmahle für die wahre Communion erklärte. Spener veröffentlichte nun einen Tractat (1684): „Der Klagen über das verdorbene Christenthum Mißbrauch und Gebrauch“, in dem er zwar die Schäden des damaligen kirchlichen Lebens freimüthig bloßlegte, aber doch entschieden von den Separatisten sich lossagte. Als er 1686 Frankfurt verließ, betrat er übrigens noch einmal des ehemaligen Freundes Haus, um Abschied

von ihm zu nehmen. Später bat er ihn auch brieflich, anderer Gewissen nicht zu verwirren, wenn er nicht selbst von seiner Meinung weichen wolle. Der Nachfolger Spener's, Arcularius, war entschieden gegen S. gestimmt, konnte aber dessen Aussöhnung mit der Kirche noch weniger herbeiführen. S. trat immer mehr den Ansichten Dr. Petersen's bei, mit dem er lebhaft correspondirte und dessen Lehre vom Chiliasmus er besonders vertheidigte. Auch auf dem Sterbebett behauptete er Arcularius gegenüber, der ihn zur Communion bestimmen wollte, seinen Standpunkt und wurde deshalb ohne geistliche Begleitung in der Nacht begraben. Als Todestag wird gemeinhin der 22. Mai angegeben; in einer Aufzeichnung der Wittwe, die sich noch erhalten hat, ist jedoch der 21. Mai angegeben. Vermuthlich ist das Ableben kurz vor Mitternacht erfolgt und die letztere Angabe festzuhalten. Die Witwe setzte den Widerstand gegen die kirchliche Behörde fort und zog sich deshalb mancherlei Unannehmlichkeiten zu. Auch eine der vier Töchter, Maria Katharina, eine gelehrte Dame, welche der Vater sorgfältig unterrichtet hatte, vertrat energisch dessen Ansichten. Sie pflog lebhaften Verkehr mit mancherlei Separatisten und errichtete zu Homburg vor der Höhe, wo sie bis 1742 lebte, eine Stiftung „für die bedrängten Glieder Christi". Die Ansichten von S. wurden noch lange durch Gesinnungsgenossen in Frankfurt vertreten, wenn sie auch immer auf einen kleinen Kreis beschränkt blieben.

Es erübrigt noch ein Wort über S. als religiösen Schriftsteller und Liederdichter. Im J. 1675 gab er heraus ein „Christliches Gedenkbüchlein zur Beförderung eines anfangenden neuen Lebens" (Frankfurt bei Zunner). Eine oft erwähnte frühere Ausgabe von 1673 hat wol nie existirt. Spener, der von vielen als Verfasser angesehen wurde, stellte der Schrift, die noch keine Absonderungsgelüste verräth, ein sehr günstiges Zeugniß aus. S., der sich an Tauler, Joh. Arndt und andere Mystiker anlehnt, unterscheidet bei dem Werk des neuen Gehorsams drei Theile: Reinigung der Gewissen, Heiligung der Begierden und Aufopferung des Willens. Der Anhang enthält u. a. fünf Lieder, als letztes das bekannte „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut". Merkwürdiger Weise gerieth der Name des Verfassers bald in Vergessenheit — man nannte Heinrich Müller, Schade, Franke u. a. als Dichter — später nahm man sogar an, daß das Gedicht ketzerische Ansichten enthalte und von Hugo Grotius herrühre, bis der Frankfurter Senior Plitt endlich 1731 den richtigen Verfasser nachwies. Die vier übrigen Lieder, welche Dr. Ebeling (Blätter für Hymnologie 1883, Nr. 2) gleichfalls S. zuschreibt, dürften eher von Gesinnungsgenossen desselben herrühren und haben jedenfalls nicht annähernd den gleichen Werth wie jenes Loblied, das ein wahres Kleinod unserer Kirche bildet und bald ungemein beliebt wurde. Eine zweite Schrift gab S. 1677 heraus: „Christliche Lebensregeln oder vielmehr auserlesene Sprüche aus dem Neuen Testamente, deren buchstäblicher Inhalt ohne ferneres Verkünsteln den gewissen Weg zu dem einigen höchsten Gut und das rechte Wesen der Tugenden einfältig, doch gründlich zeiget" (Frankfurt bei Zunner). Auf Bitte von Spener hatte er vor der Veröffentlichung einiges geändert, besonders mehrere Abweichungen von der Uebersetzung Luther's, die bedenklich schienen, beseitigt; doch fühlt man eine tiefe Verstimmung gegen die Geistlichkeit hindurch. Eine Schrift über die Bedeutung eines Kometen, die S. 1681 herausgegeben haben soll, scheint nicht mehr vorhanden zu sein.

Vgl. Nova Acta Hist. Eccl. X, 544 (Aufsatz von Plitt). — Ferner Mittheilungen des Frankfurter Alterthumsvereins 1861, S. 251 f. (Aufsatz von Heyden); endlich meinen Aufsatz in der Zeitschrift: Christliche Welt 1889,

Nr. 43, 44, 47, 48 (auch mit einigen Aenderungen abgedr. in dem Kirchenkalender für die evangelisch-lutherische Gemeinde Frankfurt a. M., Jahrgang 1890).

Dechent.

Schütz: Karl S., auch Schütz geschrieben, Kupferstecher und Architekt, geboren am 2. November 1745; † am 14. März 1800. S. wurde am 2. November 1745 zu Laibach geboren (nicht, wie Wurzbach angibt, 1746 zu Wien) und auf der Wiener Akademie zum Künstler ausgebildet. Bei seiner großen Begabung versuchte er sich in den verschiedenartigsten Kunstgebieten. Am meisten aber leistete er in der Radirung und im Kupferstich. Er interessirte sich namentlich für architektonische Vorwürfe und vereinigte sich mit J. Ziegler zu einem Werke unter dem Titel: „Collection de cinquante vues de la ville de Vienne, de ses Fauxbourgs et de quelques uns de ses Environs“, in dem etwa ein Dutzend Blätter von ihm herrührt. Aquarelle von seiner Hand werden in der Albertina und in der k. k. Akademiebibliothek zu Wien aufbewahrt, wo sich auch einige seiner Handzeichnungen befinden. S., der Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste und Professor der k. k. Ingenieurakademie war, starb zu Wien am 14. März 1800.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXII, 131—133. — Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens 1788—1888. Wien 1888. S. 177—178. Lier.

Schütz: Kaspar S., preußischer Geschichtschreiber, geboren zu Eisleben, † am 16. September 1594 zu Danzig, wo er oberster Stadtschreiber war. Er war 1561, offenbar schon in reiferen Jahren, nach Königsberg gekommen, wo sein „Bruder“, d. h. doch wol sein Stiefbruder, Georg Lange, Professor der Rechte war. Am 26. September des genannten Jahres ist er in die Universitätsmatrikel eingetragen und am 30. erhielt er die Magisterwürde. Schon am Ende (5. December) des folgenden Jahres wurde ihm auf den Wunsch des Herzogs Albrecht die Professur der Dichtkunst übertragen, zuerst zwar nur auf ein Jahr, bald aber für die Dauer. Dennoch war in dieser Stellung seines Bleibens nicht lange, da er der Berufung in das Amt des untersten Stadtschreibers von Danzig schon 1565 Folge leistete. Dort blieb er, in der üblichen Weise aufsteigend, bis an seinen Tod. Er heirathete eine Tochter (Anna) des Danziger Stadtphysikus Dr. Johannes Placotomus (Brettschneider), welcher vorher herzoglicher Leibarzt in Königsberg gewesen war. Wenn als Geburtsjahr des S. gewöhnlich 1540 angegeben wird, so ist diese Annahme mit Rücksicht auf die Zeit seiner akademischen Anstellung in Königsberg völlig unhaltbar, wenigstens ist es kein zwingender Beweis für eine so große Jugend, daß er selbst in seinem 1562 verfaßten Lobgedichte auf den mehr als 70jährigen Herzog Albrecht von seinen eigenen jungen Jahren redet und für ein reiferes Alter bessere Verse verspricht: so konnte er sich äußern, auch wenn er schon im vierten Jahrzehnt seines Lebens stand, ein Professor der Dichtkunst von 22 Jahren ist aber doch für jene Zeiten nicht gut denkbar. Daß S. sich auch mit der Rechtswissenschaft befaßt haben muß, geht aus einer Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit hervor; ob er aber wirklich, bevor er nach Königsberg ging, in Wittenberg studirt hatte, bleibt, so wahrscheinlich es jedenfalls aussieht, doch durchaus unerwiesen. Neben seiner amtlichen Thätigkeit, für welche eine große Reihe im Auftrage des Danziger Rathes abgefaßter Schriftstücke Zeugniß ablegt, ist S. auf drei verschiedenen Gebieten schriftstellerisch hervorgetreten: er war Dichter, er verfaßte einige juristische Abhandlungen, er galt für einen der angesehensten Geschichtschreiber seiner Zeit. Seine zahlreich erhaltenen Gedichte sind zumeist Gelegenheitsarbeiten mannichfaltiger, aber gewöhnlicher Art; von größeren wären höchstens zu erwähnen: „Disputatio poetica de libello Horatii de arte poetica“, 1562;

„Prussiae liber primus, sermone ligato“, 1563; „Sermonum Job liber heroicus“, 1569; „Ecclesiastes Salomonis carmine heroico“, 1580. Seine kleinen juristischen Schriften bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiete des Erbrechts. Da S. seine ursprüngliche Absicht, die ganze preußische Geschichte in Versen zu beschreiben, nach Vollendung des ersten Buches glücklicherweise aufgegeben hat, so ist als sein Hauptwerk, mag es auch, nach heutigem Maßstab gemessen, nicht mehr sonderlich hochzustellen sein, seine „Historia Rerum Prussicarum Das ist Wahrhaffte und eigentliche Beschreibung der Lande Preussen“ zu betrachten, welche in der ersten Ausgabe (Zerbst 1592), in der sie nur bis 1525 hinabgeht, 541 enggedruckte Folioblätter füllt. Da S. in seiner Einleitung gar viel von der Mangelhaftigkeit der bisherigen Geschichtschreibung, von ihrer ganz ungenügenden Kritik und insbesondere von ihrer Unkenntniß der Urkunden, der Acten und Recesse spricht und gerade diesen Mangel tief beklagt, so hat man lange, weil ihm gerade in seiner amtlichen Stellung actenmäßiges Material zu unbeschränkter Einsicht und Verfügung stehen konnte, sein Werk mit überaus günstigen Augen angesehen. Als aber Th. Hirsch für seine Ausgabe der Danziger Chroniken in den Scriptores rerum Prussicarum auch die dortigen archivalischen Quellen mit dem, was S. daraus entnommen haben wollte, verglich, stellte sich bald heraus, daß er genau so wie seine von ihm getadelten Vorgänger gearbeitet, daß er sogar seine „Recesse“ nicht aus den Originalen, sondern immer erst aus zweiter und dritter Hand entnommen hat: er ist vollkommen seinen Vorgängern gleichzustellen, auch seine Angaben sind durchweg nur dann anzunehmen, wenn sie durch anderweitige Ueberlieferung sicher gestützt werden. Die zweite (jedoch sehr schlechte) Auflage erschien, besorgt und mit einer Fortsetzung bis 1595 (1598) versehen durch David Chyträus, zu Leipzig 1599.

Kurze Nachricht von M. Caspar Schützens Leben und Schriften, in Preußische Sammlungen etc. I, 596—620 (Danzig 1747). — Töppen, Gesch. der Preuß. Historiographie (1853), S. 252—262. — Die bezüglichen Bemerkungen von Th. Hirsch finden sich zerstreut in den letzten Bänden der Scriptores rerum Prussicarum. — In den Kirchenbüchern von Eisleben ist keine Nachricht über S. zu finden. K. Lohmeyer.

Schütz: Kuno Damian S. zu Holzhausen, geboren am 15. Febr. 1825 zu Tamberg in Nassau, † am 23. Juni 1883 zu Bensheim a./B., ging 1846 nach Beendigung forstwissenschaftlicher Studien nach Texas und gelangte 1852 nach vielfachen Wanderungen durch Californien und Mexiko nach Peru, wo er sich einer Expedition zur Erforschung des oberen Marañon anschloß. Die Erfahrungen dieser Reise veranlaßten ihn, mit der peruanischen Regierung einen Vertrag über die Begründung deutscher Colonien an den oberen Marañonzuflüssen abzuschließen und nach langen Verzögerungen kam 1859 die deutsche Colonie am Pozuzo zu Stande, vorwiegend aus Tirolern und Rheinländern bestehend, welche im Anfang mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und ihren Gründern Vorwürfe eintrug, die zum Theile begründet waren. Sicherlich waren die Schwierigkeiten einer deutschen Ackerbauansiedelung unter-, und die Aussichten auf gleichmäßige und dauernde Hülfeleistung der peruanischen Regierung überschätzt worden. Die Colonie hat sich später günstiger entwickelt, nachdem die schwersten Kämpfe durchgefochten waren, aber S. hat nicht alle Vorwürfe entkräften können, welche ihn trafen. Seit 1865 in Deutschland lebend, hat er mancherlei kleinere Schriften über Amerika, zuletzt ein Werkchen über Westindien, veröffentlicht, die selten über das Niveau der Touristenlitteratur sich erhoben. Die Aera deutscher Coloniengründungen, zu deren weniger erfolgreichen Vorläufern er gehört, hat er freudig aus seiner Abgeschiedenheit heraus begrüßt.

Friedrich Ratzel.

Schütz: Katharina s. Zell.

Schütz: Otto Friedrich S. war am 20. September 1690 zu Schwerin in Mecklenburg als Sohn des dortigen Superintendenten geboren und studirte Theologie in Rostock von 1709—12, dann in den zwei nächsten Jahren in Wittenberg, Leipzig und Jena neben der Theologie vornehmlich Griechisch und Hebräisch. Eine Hauslehrerstelle in Rostock gab er wegen der unter Karl Leopold hereinbrechenden Wirren 1715 auf und ging nach Schwerin, 1718 wurde er Hauslehrer in Lüneburg, 1720 Prediger in Rehna, 1722 zweiter Pastor an der Lambertikirche in Lüneburg und starb schon 1728. Eine umfangreiche Lebensgeschichte des David Chyträus (s. A. D. B. IV, 254), für die er einen mächtigen Stoff zusammengebracht hatte, unter dem Titel „De vita Davidis Chytraei Theologi, Historici et Polyhistoris Rostoch. Commentariorum libri IV" (Hamburg 1720, 22 und 28) hat ihn bekannt gemacht. Er hinterließ einen Sohn, Friedrich Georg S., geboren am 27. Februar 1726, nachher Protoconsul in Lüneburg, und eine Tochter, aus deren zwei Ehen der Bürgermeister Christian Friedrich Oldekop und der Syndicus Otto Friedrich Kraut geboren wurden. Schütz' Werk ist jetzt durch Otto Krabbe's David Chyträus, Rostock 1870, ganz bei Seite geschoben.

Annalen der Braunschweig-Füneb. Churlande VIII, 4 (1794) S. 615 f. — Krey, Beiträge zur Meckl. Kirchen- und Gelehrtengeschichte I, 93. 94.

Krause.

Schütz: Christian Wilhelm v. S., geb. zu Berlin am 13. April 1776, ist schon auf der Schule mit dem 3 Jahre älteren L. Tieck in flüchtige Berührung gekommen. Sein formales Talent fesselte den nach Schülern ausschauenden Wilhelm Schlegel, welcher nach der glücklichen Entdeckung L. Tieck's bereits in Neubeck einen Fehlgriff gethan hatte, um erst in Fouqué wieder an den rechten Mann zu kommen. Schlegel nahm in seinen und Tieck's Almanach von 1802 (Chiffre SZ) Romanzen von Schütz in spanischem und englischem Stile auf und führte 1803 den „orientalisch duftenden" „Lacrimas", eine spielerige Nachahmung des „Alarkos" beim deutschen Publicum ein. (Vgl. seine sämmtl. Werke 1, 370.) Alle Verehrung der Romantik konnte S. vor dem überstarken Einflusse Schiller's nicht retten, und 1809 wetteifert ein antikisirendes, in sechsfüßigen Jamben abgefaßtes Drama „Niobe" in der Chorfrage mit der „Braut von Messina". Die schlecht beherrschte Form — S. wagt sich an komplicierte Strophengebäude — läßt die dichterische Impotenz des Verfassers klar hervortreten, der seine „Niobe" auf der Bühne zu Stein werden läßt. Nicht glücklicher erwies sich die strengantikisirende Form des Dramas mit Chören an dem romantischen Stoffe des „Grafen und der Gräfin von Gleichen". (Vgl. Weilen, Zeitschr. f. allg. Geschichte 2, 456.) Noch im Banne der Romantik schrieb S. 1808 seine „Romantischen Wälder". 1811 erschien, sichtlich unter dem Einflusse Friedrich Schlegel'scher Impulse, im Genre der romantischen Erzählung Boccaccios und Cervantes', der 1. Band eines „Gartens der Liebe", unlesbar durch seinen blumigen, in endlosen Participialconstructionen sich hinziehenden Stil. Die später (1821) erschienene dramatische Bearbeitung der Geschichte von Guiscardo und Ghismonda (Boccaccios „Decamerone" 4, 1) zeigt noch romantische Einflüsse; die gleichzeitig edirte „Evadne" weist wiederum auf den Niobestoff zurück. Dennoch urtheilte schon 1809 W. Schlegel über S., er sei nach seinen Tragödien ein großer Fratz geworden, wahnwitzige Eitelkeit habe ihn zu Grunde gerichtet (an Tieck 3, 295); von den Romantikern als Dichter aufgegeben gefiel er sich 1818 in einem opernhaften „Raub der Proserpina" (Förster's „Sängerfahrt", vgl. Wiener Jahrb. d. Litt. 1818 2, 213), um 1819 in angeblich Shakespearisirenden Dramen ganz zum Nachahmer Schiller's

zu werden; sein „Graf von Schwarzenberg" behandelt in fünffüßigen Jamben eine Episode der brandenburgischen Geschichte im 30jährigen Kriege als unverkennbares Pendant des „Wallenstein", ebenso wie ein „Karl der Kühne" (vgl. Jahrb. d. Litt. 1822 20, 191) sich an die „Jungfrau von Orleans" anschließt. Daß sein „Marino Falieri" (1820, vgl. an Tieck 2, 273) und der als Anfang eines Hohenstaufencyclus gedachte „Heinrich der Löwe" (1823, ungedr. Brief an Matth. v. Collin) unausgeführt geblieben sind, darf mit Hinblick auf die kindlich unbeholfne Form der Dramen von 1819 nicht bedauert werden. — S., der bis 1814 meist in Berlin, engverbunden mit Fichte, Bernhardi, Varnhagen, auch mit Chamisso, gelebt, der 1814—1819 in Ziebingen L. Tieck endlich näher gekommen war, ist um diese Zeit zum Katholicismus übergetreten, der von da ab mehr und mehr sein Denken beherrscht, während er selbst sich zum Vielschreiber im schlimmsten Sinne entwickelte. Einem ästhetischen Versuche über „Hamlet" (Fr. Schlegel's D. Museum 1813 3, 296) war eine Auseinandersetzung mit Shakespeare im Vorworte „Karl's des Kühnen" („über das vaterländisch-historische Drama") gefolgt, bis endlich seine Rettung der geschichtlichen Maria Stuart Shakespeare's dichterische Laufbahn als Abfall zum Katholicismus hinstellen will (1839); noch besser erhebt er (1842) gegen Tieck's angebliche Dekatholisirung des antiken Dramas Protest und stellt (1844) an Pyrker's öder „Tunisias" Betrachtungen über die Epik der Neuzeit an. Bessere Ansätze hatte ein Aufsatz über Müllner (Wiener Jahrb. 1820 10, 130) gezeigt. — Ueber Nationalökonomie und Politik sich zu äußern, hat S. durch Adam Müller's „Agronomische Briefe" sich veranlaßt gesehen (F. Schlegel's D. Museum 1812 2, 158, 1813 4, 269). Unter der großen Anzahl seiner politischen Essays nenne ich nur „Rußland und Deutschland" (1819) und die während der Abfassung der Censurgesetze geschriebene und schon im Drucke veraltete Abhandlung. „Ueber Deutschlands Preßgesetz" (1821). — Als Champion das Katholicismus zog er zuerst 1838 für den Erzbischof v. Gnesen und Posen, v. Dunin, gegen die preußischen Behörden ins Feld, schrieb 1841 für das Kirchenrecht und gegen das Staatsrecht in der Rheinprovinz und edirte 1842—45 die Zeitschrift „Anticelsus" zur zeitgemäßen Apologie des Katholicismus und zur Kritik des Protestantismus. Diese umfangreiche journalistische Thätigkeit hat S. doch noch Zeit gegönnt, anfangs der zwanziger Jahre sich mit der Schöpfung und der Entstehung der Erde zu beschäftigen, für die gleichzeitig auch Fr. Schlegel ein lebhaftes Interesse empfunden hat (vgl. dessen S. Werke 10, 365). Diese auf die Naturwissenschaft gerichteten Bemühungen, die ihn gelegentlich bis zu Detailuntersuchungen über Hopfenkrankheiten und zu Studien über die Verwerthung der Schafwolle in Alterthum und Neuzeit führen, haben Goethe's Antheil geweckt, ohne daß eine dauernde Verständigung hätte Platz greifen können (Tag- und Jahreshefte 698. 956; vgl. Werke, Hempel 29, 750, dann insbesondere 33, 124. 140. 493 und Goethe's Naturwissensch. Correspondenz hrsg. v. F. Th. Bratranek 2, 241 insbes. 247). — Ganz außer den Zusammenhang seiner sonstigen Schriften fällt die Einführung Casanova's in die deutsche Litteratur, ein Parergon, das seine vielgeschäftige, äußerlich geschäftsmäßige Art des Litteraturbetriebes trefflich charakterisirt. — S. hat zuletzt meist in Dresden und auf seiner Besitzung Reichenwalde bei Frankfurt a. O. gelebt und ist am 9. August 1847 als Ritterschaftsdirector der Neumark zu Leipzig gestorben. In den Briefen seiner Zeitgenossen, insbesondere aus dem Kreise der Romantik erscheint er häufig als lieber Freund; wissenschaftlichen Ruhm hat ihm seine ganze Schreiberei nicht eingetragen. Kein biographisches Lexikon gedenkt seiner; eingehenderes bietet lediglich Koberstein 3, 2269 ff.; werthlos ist die Notiz Goedeke's 3, 55. Den Protestanten hat sich S. durch seine Conversion entfremdet; den Katholiken hat

er so wenig zu Dank gearbeitet, daß auch eindringliche Darstellungen der Kirchengeschichte ihn nur beiläufig oder gar nicht nennen.

Oskar F. Walzel.

Schuetz: Wilhelm Moritz Stephan Ludwig S., Arzt, wurde am 9. Juli 1808 zu Münster geboren, woselbst sein Vater Mitglied des Regierungscollegiums war. Nach Uebersiedlung seiner Eltern nach Berlin besuchte er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst und erlangte bereits mit 15 Jahren die Reife für Prima. Doch bezog er aus Gesundheitsrücksichten erst 1824 die Universität zu Berlin, erlangte hier 1829 auf Grund seiner Inauguralabhandlung „de vino“ die Doctorwürde, diente sein Militärjahr als Compagnie-Chirurg ab, machte darauf eine längere wissenschaftliche Reise und ließ sich 1833 als praktischer Arzt in Berlin nieder. Nicht lange danach wurde er Assistent an der unter Leitung von Truestedt stehenden Heilanstalt für Kranke höherer Stände, wurde 1837 zum Stellvertreter der beiden Physiker von Berlin ernannt und im J. 1841 zum Assessor chirurgiae beim Medicinalcollegium der Provinz Brandenburg, bei dem er 3 Jahre später zum Rath avancirte. 1853 trat er in die wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen ein und erhielt 1856 den Charakter als Geheimer Medicinalrath. Während der Jahre 1841—56 war S. Communalarmenarzt; er versah dies Amt mit besonderer Vorliebe. S., der am 22. Juni 1857 starb, war nicht bloß ein durch Humanität, Sinn für echte Collegialität und Tüchtigkeit, sondern auch durch hervorragende Bildung ausgezeichneter Arzt. Ueber die von ihm während mehrerer Choleraepidemieen gemachten Beobachtungen veröffentlichte er in Virchow's und Reinhardt's Archiv, Jahrgang 2, sowie als selbständige Brochure einige Berichte und statistische Uebersichten; auch interessirte er sich sehr für psychiatrische Studien. Als thätiges Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Vereine (geburtshülfl. Gesellschaft, Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin) hielt er mehrfach anziehende und belehrende Vorträge. Noch in seinem Todesjahre erschienen von ihm einige Aufsätze („Ueber das Klima von Nizza“, „Ueber die Heilwirkung der comprimirten Luft“) in der „Deutschen Klinik“.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch V, 295.

Pagel.

Schutzbar: Wolfgang S., gen. Milchling, geb. etwa 1490 in Treys. Er entstammte einer althessischen Adelsfamilie, welche in engen Beziehungen zur Reichsburg Friedberg stand. Wir wissen nicht, wann er in den Deutschen Orden trat, können aber annehmen, daß er schon längere Zeit der Ballei Hessen angehörte, als er im J. 1529 zum Landcomthur derselben erwählt wurde. S. scheint es anfangs gut verstanden zu haben, dem glaubenseifrigen und energischen Landgrafen Philipp gegenüber die Selbständigkeit der Ballei zu wahren. Er mußte es geschehen lassen, daß in den vom Orden abhängigen Pfarreien in der Stadt Marburg wie auf den Dörfern der protestantische Gottesdienst eingeführt wurde; er leistete sogar die geforderte Hilfe bei dem Kriegszuge zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs Ulrich v. Württemberg. Als aber Landgraf Philipp auch in der Ordenskirche zu Marburg den protestantischen Gottesdienst einführte und die Gebeine der heil. Elisabeth fortnehmen ließ, traf er in S. einen entschiedenen Gegner. Finanzielle Forderungen kamen hinzu. Obwohl S. bei diesen Verhandlungen als einen überzeugten Anhänger der alten Kirche sich zeigte, so trug er doch den Zeitumständen Rechnung und war bereit, dem protestantischen Landesherrn Opfer zu bringen. Seit er aber zur Ueberzeugung gekommen war, daß diese erst mit der Säcularisirung der Ballei aufhören würden, nahm er den Kampf auf. Während S. aus Hessen entwich, besetzte der Landgraf die Häuser der Ballei, um daraus Stiftungen für Kirchen und Schulen zu

begründen. Die Klugheit und Entschlossenheit, welche S. in diesen Streitigkeiten gezeigt hatte, ließen ihn nach dem Tode des Deutschmeisters als den geeigneten Nachfolger erscheinen. S. lehnte zwar anfangs die schwierige Stellung ab, mußte sich aber der einmüthigen Wahl fügen (17. April 1543). Seit der Hochmeister Markgraf Albrecht Preußen, das Hauptland des Ordens, zum weltlichen Herzogthum gemacht hatte, fehlte dem Orden eigentlich die Berechtigung zur politischen Existenz. Wie in Hessen, so sah er sich überall, von protestantischen wie von katholischen Fürsten in seiner Selbständigkeit bedroht. Denn der sich damals vollziehende Zusammenschluß der Landesfürstenthümer duldete keine Staatsgebilde von der Art des Deutschen Ordens. S. stellte sich die doppelte Aufgabe, Preußen zurückzugewinnen und die Unabhängigkeit der Balleien zu retten. Unbedingter Anschluß an den Kaiser konnte allein zu diesem Ziele führen, aber er forderte persönlichen Dienst und Geldopfer. Zu beiden war S. entschlossen, stieß aber bei der hierfür nöthigen Gründung einer Generalordenskasse auf so entschiedenen Widerstand, daß er diesen Plan aufgeben mußte. Infolge der Besiegung der protestantischen Fürsten im Schmalkaldischen Kriege gewann zwar der Orden die verlorenen Kommenden zurück, aber auf die Dauer vermochte er doch die Eingriffe der Landesfürsten, namentlich in Hessen und Sachsen nicht fernzuhalten. Schwere Geldopfer legten die Kriegsjahre 1552 und 1553 auf. Hatte S. unermüdlich Pläne geschmiedet, um Herzog Albrecht von Preußen mit Krieg zu überziehen, so mußte er sich doch schließlich überzeugen, daß Karl V. so wenig wie seine Nachfolger geneigt waren, des Ordens wegen einen Krieg gegen Polen zu beginnen. Vollends seit 1561 auch Livland dem Orden verloren gegangen, war, Herzog Albrecht im Schutze des mächtigen Polenkönigs gegen äußere Angriffe gesichert. Die Hauptsache war, daß der Orden selbst nicht im Stande war, sich zu großen Leistungen aufzuschwingen. S. fand bei den Balleien keine kräftige Unterstützung in dieser Lebensfrage. Wenn er Jahrelang einen für sein Ansehen nicht förderlichen, erfolglosen Kampf um die Propstei Elwangen mit dem dortigen Capitel und dem Herzoge von Württemberg führte, so veranlaßte ihn dazu vermuthlich der pecuniäre Vortheil, den die reichen Einkünfte der Propstei ihm und damit der Sache des Ordens gebracht haben würden. Denn die Generalcapitel waren knapp mit Bewilligung von Geldmitteln und die Landcomthure waren zum Theil mehr darauf bedacht, ihre eigenen Interessen zu wahren. Auch die vielfach gelockerte Disciplin erforderte energisches Eingreifen. S. hat unter besonders schwierigen Verhältnissen den Orden wenigstens in seinen Balleien in Deutschland vor der drohenden Auflösung bewahrt. Daß Preußen nicht wiedergewonnen werden konnte, war nicht seine Schuld. Bis zum letzten Athemzuge hat er mit bewunderswerther Ausdauer dafür zu wirken gesucht. Im J. 1565 verfiel er in eine schwere Krankheit, aus der ihn am 11. Februar 1566 der Tod erlöste.

(De Wal) Histoire de l'ordre Teutonique VIII. — Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien II. — Acten im Staatsarchive zu Marburg.

Reimer.

Schütze: Christian Heinrich S. war geboren am 15. Februar 1760 in Altona, Sohn des Professors Gottfried S. Nach Absolvirung seiner theologischen Studien ward er 1785 Pastor zu Krummendiek und schon 1787 zu Barkau, beides in Holstein, † am 23. Juli 1820. Er hatte sich eine vorzügliche classische Bildung angeeignet. Als kaum 20jähriger Jüngling schrieb er „Shakspeares Geist“ 1780, dann folgten „Gedichte“ 1781. „Die Versuchung Jesu. Ein Empörungsversuch jüdischer Priester“ 1793. „Kritik der Vernunftgründe wider die Schrecken des Todes,“ 1795. „Kritik der Hypothese einer innern Versuchung im Verstandsvermögen Jesu,“ 1796. „Lebensbetrachtungen bei dem Gedanken an

den Uebertritt in die Ewigkeit", 1797. „Hesiods Gedichte übersetzt. Nebst Epiblemen", 1797, 2. Aufl. 1817. „Kritik der mythologischen Beruhigungsgründe, mit vorzüglicher Hinsicht auf Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands", 1799. Von nun an ruhte seine Feder, bis sie wieder und zwar recht stark in Bewegung kam durch den Harmsischen Thesenstreit. S. huldigte dem bisher herrschenden Rationalismus und trat nun als einer der eifrigsten Gegner von Cl. Harms hervor. Es erschienen von ihm: „Schreiben eines achtzigjährigen Greises an der Eider an den Herrn F. A. Burchardi über dessen dialektische Kritik", 1818. „Nothgedrungene Antwort an zwei Recensenten meiner, die 95 Thesen von Harms betreffenden, noch nicht gedruckten, Schrift", 1818. Eine eigenthümliche Idee war es, aus einer Menge von Schriften alter und neuer Zeit Zeugnisse wider den Thesensteller zusammen zu bringen. Diese erschienen unter dem Titel: „Gespräche im Bücherzimmer über die von Pastor Harms zu Luther's Jubelfeier herausgegebenen 95 Streitsätze. Jean Paul zugeeignet. Eine Mosaikarbeit", 1818, 3 Hefte. Sie beweisen jedenfalls eine außergewöhnliche Belesenheit ihres Verfassers. „Diogenes von Sinope oder die falsch gemünzten neuen zehn Gebote. Eine unerläßliche Antwort auf Harms neue Verlästerung S.-H. Geistlichen". 1819. Schließlich gab er noch heraus: „Poesie und Prosa für Glücklicherzogene", 1819, wovon jedoch nur der erste Theil erschien.

Kordes, S.-H. Schriftstellerlexikon 307. — Lübker-Schröder II, 550. — Alberti, II, 368.

Carstens.

Schütze: Eustasius Friedrich S., Schulmann und Theologe, geb. am 3./13. April 1688 zu Hain in den Harzbergen östlich von Stolberg, † am 19. März 1758 zu Altona. Von seinem Vater, dem P. Jeremias S., sorgfältig vorbereitet, folgte er 1701 diesem nach Wernigerode, dem Stammort der schon seit längerer Zeit im geistlichen Stande wirkenden Familie. Hier besuchte er die Oberschule und kam in das Haus des gleich neben der Anstalt wohnenden berufenen Gottesgelehrten und Liederdichters Heinr. Georg Neuß, von dem er für sein Leben bestimmende Eindrücke empfing. Neuß war ein treuer Schüler Spener's, und als S. Herbst 1708, von dem Rector Runde als „hoffnungsvoller Jüngling" entlassen, die Hochschule bezog, war es zunächst in Jena der dem Pietismus geneigte Buddeus, dann in Halle, wo er noch den alten Kreis der Pietisten: A. H. Francke, Breithaupt, Lange, den ältern Michaelis zu Lehrern hatte, besonders Anton, der auf ihn bestimmend einwirkte. Fünfundzwanzigjährig begann er im October 1713 seine Berufsthätigkeit als Conrector an der Oberschule zu Wernigerode, deren Rector er zwei Jahre später wurde. Allerdings begünstigt durch die Bemühungen des Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode und der tüchtigen geistlichen Aufsichtsbehörde wirkte er in diesem Amte so erfolgreich, daß die Schule sich mächtig hob, von auswärts reichen Zuzug erhielt und eine der vornehmsten Schulen in Niedersachsen wurde. Verschiedene an ihn ergangene Rufe lehnte er ab, zumal er seit 1729 seinen gleichstrebenden Bruder Heinrich Karl als Conrector neben sich hatte. Als nun aber im J. 1738 von König Christian VI. von Dänemark die Aufforderung an ihn erging, die Einrichtung eines von diesem beabsichtigten akademischen Gymnasiums zu Altona zu übernehmen, konnte er sich dieser um so weniger entziehen, als sein gräflicher Landesherr, ein naher Verwandter des dänischen Königs, dessen Bestrebungen nach Kräften unterstützte. So ging S. denn nach der Elbstadt, wo er als erster Director die von ihm eingerichtete Schule zu eben solchem Aufschwung und Blüthe brachte, wie die seines harzischen Stammorts. Bei seinem Weggange von letzterem war ihm eine solche Zahl dortiger Schüler gefolgt, daß die oberste Classe der Lateinschule bedeutend abnahm, obwohl dieselbe in seinem Bruder Heinrich Karl

(siehe u. S. 143) auch ein tüchtiges Haupt erhielt. In den zahlreichen, bis auf eine (über Heinr. Horn) lateinisch abgefaßten Schulschriften war neben dem ortsgeschichtlichen Interesse seine theologische Richtung entschieden hervorgetreten, auch hatte er neben seinem Schulamt schon mehrfach durch Predigten gewirkt — 1740 predigte er auch zu Gottorp vor König Christian VI. über „eines evangelischen Christen freimüthiges Hinzutreten zu dem Gnadenstuhl Jesu Christi"! In Altona sehnte sich S. nun aber, nachdem das Gymnasium ordentlich eingerichtet und in trefflichen Stand gesetzt war, nach einer Verwechselung seines mühseligen Schulamts mit dem eines Geistlichen. Dies war ihm vergönnt: 1741 schied er mit einer Rede „de martyrio scholastico" aus seinem bisherigen Berufe, wurde Compastor an der Hauptkirche zu Altona und Inspector des königlichen Armen- und Waisenhauses. Den Charakter eines Professors der Theologie hatte er schon bei seiner Berufung nach Altona erhalten. Bei der anerkannten Uebereinstimmung von Leben und Wandel mit Wort und Schrift erwarb S. sich allgemeine Liebe und Verehrung. Mit echt christlichem Gemüthe sah er dem schnell ihn antretenden Tode freudig entgegen. Aus seiner glücklichen 42jährigen Ehe mit Elisab. Schmidt aus Halberstadt erblühten ihm vier Söhne, die des Hauses Freude und Ehre waren. Ueber den zweiten Gottfried s. u. S. 142; Gottlob, der jüngste, wurde als königl. dänischer Legationssecretär in den Adelstand erhoben. Schütze's Bildniß wurde von Christian Fritzsch zu Hamburg in Kupfer gestochen.

Vgl. besonders: Fortges. Nachr. von dem Zustande der Wissenschaft u. Künste in den Kgl. Dän. Reichen und Ländern. Kopenh. und Leipzig II, 271—279 und das Verzeichniß der Schriften bei Keßlin, Schrifft. und Künstler der Grafsch. Wern. 43—45.

Ed. Jacobs.

Schütze: Friedrich Wilhelm S., evangelischer Theologe des 18. Jahrhunderts, wurde am 10. Februar 1677 als Sohn eines Baumeisters und Rathsmitgliedes in Leipzig geboren, genoß zunächst Privatunterricht, besuchte die Nicolaischule und von 1689 bis 1693 die Fürstenschule zu Grimma. Hierauf bezog er die Universität seiner Vaterstadt und widmete sich neben den theologischen eifrig philosophischen und sprachlichen Studien. Das Hebräische trieb er u. a. bei einem getauften Juden Sabatti. Außerdem gehörte er einer Reihe wissenschaftlicher Gesellschaften an. Bereits hatte er sich die ersten akademischen Grade erworben, als er, durch eingehende Beschäftigung mit den neueren Sprachen trefflich vorbereitet, mit dem berühmten Polyhistor, J. Burkhard Mencke, eine Reise durch Norddeutschland, die Niederlande und England unternahm, auf der er auch die Universitäten Oxford und Cambridge kennen lernte. Er besuchte bei dieser Gelegenheit zahlreiche Bibliotheken und knüpfte Verbindungen mit berühmten Gelehrten an. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er 1699 Sonnabendsprediger an der Thomaskirche, rückte, nachdem er 3 Jahre später Lazarethprediger geworden war, 1709 zum Subdiakonus auf, ging in gleicher Eigenschaft an die Nikolaikirche, an welcher er bis zum Archidiakonus emporstieg. Bereits kränkelnd, trat er am ersten Sonntage nach Trinitatis 1737 das Amt eines Pfarrers an der Thomaskirche an. Nach schweren Leiden starb er am 27. Januar 1739.

Neben der praktischen Wirksamkeit ging die akademische Thätigkeit her. S. hielt in der theologischen Facultät, die ihm 1724 die Doctorwürde ertheilte, Vorlesungen über Homiletik, wie er auch als Kanzelredner geschätzt war. Diesem Gebiete gehört auch ein Theil seiner Schriften an. Wir besitzen von ihm eine Reihe von Leichenpredigten. Auch gab er Gottfried Olearius' Collegium pastorale oder Anleitung zur geistlichen Seelencur heraus (Leipzig 1718). Als Vorrede schickte er Georg Smalridge's, Bischofs zu Bristol, Anrede an seine Geistlichkeit voraus. Ferner übersetzte er Edward Stillingfleet's, Bischofs zu Worcester, Kleine

Schriften, deren erster Theil aus 22 Predigten besteht (Leipzig 1732). Verschiedene Programme beschäftigen sich mit der Ketzergeschichte, z. B. de combustione librorum haereticorum (Lipsiae 1697 und 1698), de haeresium in ecclesia necessitate (Lipsiae 1714) u. s. w. Auch schrieb er Aufsätze für die von J. B. Mencke herausgegebenen Acta Eruditorum. 1707 hatte er sich mit Dorothea Schreiter, der jüngsten Tochter des Wurzener Stiftssuperintendenten, verheirathet. Sie schenkte ihm sieben Kinder, von denen Friedrich Wilhelm S. schriftstellerisch hervortrat. Nachdem sie im J. 1726 gestorben war, vermählte er sich mit Johanna Justina geb. Behr, die, bereits zweimal Wittwe, ihn überlebte.

J. E. Kapp, Programma funebre. Lipsiae 1739. — Unschuldige Nachrichten. 1718. S. 128. — Fortgesetzte Sammlung. 1733. S. 494. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen. Dresden 1883. S. 265. 270. — M. Ranfft, Leben und Schrifften aller Chur-Sächsischen Gottesgelehrten, die mit der Doctorwürde geprangt. Leipzig 1742. S. 1130—1140. Von S. 1138 findet sich das Verzeichniß der Schriften. Vgl. auch S. 870. — E. H. Albrecht, Sächsische evangelisch-lutherische Kirchen- und Predigergeschichte. Leipzig 1799. I, 152—155. 319.

Georg Müller.

Schütze: Friedrich Wilhelm S., angesehener Schriftsteller auf dem Gebiete des Seminar- und Volksschulwesens, war zu Döcklitz in der Provinz Sachsen (Kreis Querfurt) am 19. April 1807 geboren und besuchte das Lyceum, von 1824 bis 1827 das Seminar zu Weißenfels, dessen Leitung kurz vorher Harnisch übernommen, mit seinem Geiste durchdrungen und mit einer Reihe tüchtiger Lehrer ausgerüstet hatte. Dankbar gedachte S. später der hier empfangenen Anregungen, die für seine Lebensrichtung, seine Lehrthätigkeit und seine schriftstellerische Wirksamkeit entscheidend wurden. Auf Harnisch's Empfehlung zog ihn nach bestandener Schulamtscandidatenprüfung im J. 1827 Fr. Zahn als Lehrer an das Freiherrlich v. Fletcher'sche Seminar in Dresden, wo er einen außerordentlichen Fleiß entfaltete. Neben seiner Amtsthätigkeit, die zum großen Theile aus Musikunterricht bestand, war er von 1830 bis 1832 an der Kgl. Blindenanstalt beschäftigt, dazu genoß er zu seiner musikalischen Fortbildung den Unterricht des Hoforganisten, Johann Schneider, und trat bereits mit größeren schriftstellerischen Arbeiten hervor. Außerdem fesselte sein Interesse das eingehende Studium der deutschen Sprache und Grammatik, namentlich an der Hand K. F. Becker's, wozu später die Vertiefung in das classische Alterthum kam, weil er die Reifeprüfung an einem Gymnasium bestehen und, einem schon in der Jugend gehegten Wunsche folgend, sich dem Studium der Theologie widmen wollte. Letzteres begann er 1842 in Leipzig, nachdem er sich bereits 1832 mit J. S. Wohllebe aus Weißenfels verheirathet hatte. Dieser Ehe entsproßten 8 Kinder, von denen zwei früh verstorben sind. Bereits nach zweijährigem Studium erhielt S. im J. 1844 vom Fürsten v. Schönburg einen Ruf als Director an das eben gegründete Seminar zu Waldenburg in Sachsen, das er „durch seine gesunde und nachahmungswürdige Einrichtung“ bald zu einer Musteranstalt erhob und über 40 Jahre leitete.

Daneben entfaltete er eine fruchtbare schriftstellerische Wirksamkeit, welche sich auf drei Gebiete bezog. Zunächst auf den Musikunterricht. Bereits 1835 war seine „Praktisch-theoretische Anweisung für den Unterricht in der Harmonielehre“ erschienen, welche von der 2. Auflage an den Titel führte: „Praktisch-theoretisches Lehrbuch der musikalischen Composition, nach pädagogischen Grundsätzen abgefaßt“. Sie fand schnell Anerkennung und weite Verbreitung (6. Aufl. 1883). Für die Hand des Schülers schrieb S. einen Auszug, die „Kleine Compositionslehre. Hand- und Wiederholungsbüchlein“ (Dresden und

Leipzig 1836, 2. Aufl. 1844). Als Frucht langjähriger Beschäftigung veröffentlichte er 1838 sein „Handbuch zur praktischen Orgelschule", welche auch außerhalb Sachsens vielfach gebraucht wurde (6. Aufl. 1877). Daß es auch in den preußischen Regulativen vom October 1854 empfohlen wurde, gereichte dem Verfasser zu besonderer Freude; glaubte er doch so seinem Vaterlande einen Dienst der Wiedervergeltung leisten zu können. Für weitere Kreise bestimmt war der „Generalbaß für Dilettanten" (Dresden und Leipzig 1837, 4. Ausgabe 1872). Zu jedem dieser Handbücher erschien ein umfangreiches, sorgfältig ausgearbeitetes „Beispielbuch"; das zum Unterricht im Orgelspiel hieß „Praktische Orgelschule" (7. Aufl. 1884). Zu letzterer hatte u. a. sein Lehrer und Berather, der Hoforganist Johann Schneider, die Zwischenspiele geliefert. Ein Auszug ist die „Kleine Orgelschule". In Gemeinschaft mit Johann Schneider schrieb er das „Evangelische Kirchenpräludienbuch nebst Commentar", Dresden und Leipzig 1849. Außerdem veröffentlichte er den „Praktischen Lehrgang für den Gesangunterricht in Volksschulen", Leipzig 1843.

Ebenso verbreitet sind Schütze's Schriften über den Religionsunterricht. In Anlehnung an die Bestrebungen seines Lehrers Harnisch wollte er dem Bekenntnisse im Religionsunterrichte der Volksschule zu seinem Rechte verhelfen, „daß jeder Katechumen zu jeder einzelnen Lehre von Herzen sprechen lerne: Das ist gewißlich wahr". Von 1865—1868 erschienen die „Entwürfe und Katechesen über D. Martin Luthers kleinen Katechismus" (3 Bände, 3. Aufl. 1879). Die 4. Aufl. des 1. Bandes, an der der Verfasser bis wenige Tage vor seinem Tode gearbeitet hatte, ist von seinem älteren Sohn herausgegeben worden. (Eine schwedische Uebersetzung des Werkes von D. Karl Lind ist in Carlstad in 2. Aufl. erschienen.) Das Buch will dem Lehrer das zur Erklärung nothwendige Material in praktisch-verwendbarer Weise an die Hand geben. Der Gang ist der, daß eine Reihe von Fragen vorangestellt, mit Erläuterungen versehen und darauf in einer Katechese ausgeführt werden. Jenen Fragen und Antworten entspricht genau die Anordnung in dem für den Schüler bestimmten „Schulkatechismus. D. Martin Luthers kleiner Katechismus unter Mitwirkung des Consistorialrat D. Otto in Glauchau und des Oberpfarrer D. Closter in Meerane bearbeitet" (2. Aufl. Leipzig 1883. Eine finnländische Uebersetzung von Juuso Hedberg erschien in Jywäskyläßä). Die systematische Begründung seiner Anschauungen hat S. in seiner „Praktischen Katechetik für evangelische Seminare und Lehrer" (Leipzig 1879, 2. Aufl. 1883; eine norwegische Uebersetzung von Pfarrer Alfred Rosenlund erschien in Aaseral) gegeben, nachdem er sie bereits in einem Vortrage: „Die katechetische Form nach ihrer historischen Entwicklung und ihrem Stand in der Gegenwart" (Leipzig 1864) kurz zusammengefaßt hatte. Zur Einführung der Lehrer in das Schriftverständniß sollte die „Schullehrerbibel" (Dresden und Leipzig 1846 ff.) dienen; die zwei erschienenen Abtheilungen behandeln die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas. Dem zweiten Bande ist eine „kurze Hermeneutik für Schullehrer" vorausgeschickt.

Von großer Bedeutung sind ferner Schütze's Arbeiten auf dem Gebiete der Volksschule und des Seminars. Seine Anschauungen über die Aufgabe des letzteren hatte er bereits 1851 in seiner Schrift: „Die Seminarnoth und ihre Abhülfe. Oder die Reorganisation der Volksschullehrerbildungsanstalten im Sinne der Schrift und nach den Bedürfnissen des Lebens" niedergelegt. Er vertheidigte hierin das Seminar gegenüber den von allen Seiten, von dem Volke, der Kirche, den Staatsregierungen, den Lehrern, ja den Seminaren selbst erhobenen Vorwürfen und wollte dasselbe „auf christlicher Basis und in vollkommener Angemessenheit der richtig verstandenen Bedürfnisse des Volkslebens" organisirt wissen. Zur wissenschaftlichen Ausrüstung der Lehrer veröffentlichte er sein Hauptwerk

„Evangelische Schulkunde. Praktische Erziehungs- und Unterrichtslehre für Seminare und Volksschullehrer" (6. Aufl. 1884 noch von dem Verfasser selbst besorgt; die siebente wird von seinem ältesten Sohne herausgegeben). Er bietet dem Lehrer die theoretischen Unterlagen für seinen Beruf: Psychologie, System und Geschichte der Pädagogik. Als besonders gelungen darf der dritte Theil angesehen werden, welcher die Unterrichtslehre und zwar im zweiten Untertheile die der einzelnen Fächer ausführt. Die Auswahl des Stoffes und die Verarbeitung zeigen allenthalben die reiche Erfahrung und das meisterhafte Lehrgeschick des Verfassers. Ein Auszug aus diesem größeren Werke ist der „Leitfaden für den Unterricht in der Erziehungs- und Unterrichtslehre" (Leipzig 1879, 3. Aufl. 1885), dem ein noch kürzeres „Pädagogisches Repetitorium" folgen sollte.

Je mehr Dentzel's Wort wahr ist: „Es ist in der That leichter ein Lehrbuch für die Universität zu schreiben, als für die Elementarschule", umsomehr verdient Schütze's schriftstellerische, aus der Fülle praktischer Erfahrung hervorgegangene Wirksamkeit die Anerkennung, die ihr zu theil wurde. Bei seinem 50jährigen Lehrerjubiläum im J. 1877 wurde ihm der K. Sächsische Verdienst-Orden 1. Classe, sowie der Titel und Rang eines Schulraths, bei seiner Emeritirung im J. 1885 der eines Oberschulraths verliehen. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Gohlis bei Leipzig, wo er am 12. Februar 1888 starb.

F. Sander, Lexikon der Pädagogik. 2. Aufl. Breslau 1889. S. 595 f. — Herzog-Plitt, Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Aufl. VII, 568. — W. Haan, Sächsisches Schriftstellerlexikon. Leipzig 1875. S. 317. — Einen kurzen Abriß seines Lebens und seiner pädagogischen Anschauungen hat S. in seiner Waldenburger Abschiedsrede gegeben, abgedruckt in dem „Bericht des fürstlich Waldenburgischen Schullehrer-Seminars" (Waldenburg 1888), wo sich S. 60 auch eine Uebersicht über seine Schriften befindet.

Georg Müller.

Schütze: Gottfried S. Er war geboren am 7. Mai 1719 zu Wernigerode, wo sein Vater damals Rector war, später Pastor an der (lutherischen) Dreifaltigkeitskirche in Altona, † am 19. März 1758. Vorbereitet auf der Gelehrtenschule der Vaterstadt, bezog er 1738 die Universität Halle und ging von da nach Leipzig, Theologie und Geschichte studierend. In Leipzig ward er 1740 Baccalaureus und 1741 Magister. 1742 erhielt er seine erste Anstellung als Adjunct des Altonaer Ministeriums, womit 1743 das Amt als Nachmittagsprediger in Ottensen verbunden ward. 1750 ward er Rector des Pädagogiums in Altona mit dem Titel eines Consistorialassessors, 1751 zugleich außerordentlicher Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität (eigentlich nur ein Titel). 1760 von der theol. Facultät in Kopenhagen zum Dr. theol. creirt, siedelte er 1762 nach Hamburg über als Professor der Geschichte und der griech. Sprache am Gymnasium, † am 1. Juli 1784. Seit 1746 war er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, seit 1750 der in Kopenhagen, seit 1762 der in Paris. Auch war er Mitglied der lateinischen Gesellschaft in Jena, der deutschen Gesellschaft in Königsberg u. s. w. 1767 hatte die philosophische Facultät in Wittenberg ihn zum poeta laureatus ernannt. Seit 1770 war er auch an der Hamburger Stadtbibliothek beschäftigt, und seit 1778 als erster Bibliothekar. — Von ihm sind zahlreiche Schriften erschienen. Theologischen Inhalts: „Das Leben des Andreas Proles, eines Zeugen der Wahrheit vor Luther" 1741, 2. Aufl. 1744. „Betrachtungen über Worte des leidenden Jesu" 1746, auch ein Paar Casualpredigten. Mit Luther hat er sich viel beschäftigt und gab er heraus: „Luthers bisher ungedruckte Briefe" 1781, 3 Bde. „Beurtheilung einiger deutscher Worte, welche aus Luthers deutscher Bibelübersetzung

mit Unrecht verdrängt worden sind" 1755. „Beurtheilung der heftigen Schreibart Luthers" 1760. Auch gab er Altona 1756 die Bibel nach der deutschen Uebersetzung D. M. Luthers mit einer Vorrede, mit Königl. Allergnädigst. Privilegio heraus. In dieser Vorrede bespricht er das Bild sowol eines unwürdigen als würdigen Bibellesers. Die Ausgabe enthält eine Dedication an König Friedrich V. Zur deutschen Geschichte sind eine Reihe kleiner Schriften von ihm erschienen, z. B. „Drei kleine Schutzschriften für die alten Deutschen" 1746, 2 Bde. „Der Lehrbegriff der alten deutschen und nordischen Völker von dem Zustand der Seelen nach dem Tode" 1750. „Von den Lehrsätzen der alten Deutschen von der Versöhnung" 1754. „Lobschriften auf die Weiber der alten Deutschen" 1776 u. m. Besonders verdient hat er sich gemacht um die Hamburgische Geschichte. Dazu lieferte er: „Geschichte und Verfassung des Hamb. Gymnasiums und der öffentlichen Stadtbibliothek" 1768. „Die Geschichte von Hamburg für die Liebhaber der vaterländischen Geschichte" 1775, 2 Bde. „Sammlung von bisher ungedruckten Beweis- und Erläuterungsschriften zur Hamburgischen Geschichte" 1780. „Von der Hamburger Stadtbibliothek" Hamburg 1781.

Giesecke, memoria G. Schützii, Hamb. 1784. — Nachrichten von niedersächs. berühmten Leuten I, 113. — Neubauer, Nachrichten von jetzt lebenden Theologen, II, 874. — Strodtmann, Geschichte jetzt lebender Gelehrten, II, 178. — Schmersahl, Geschichte jetzt lebender Gottesgelehrten, 633. — Meusel, Lexikon verstorbener deutscher Schriftsteller, XII, 510. — Bolten, Kirchennachrichten von Altona, Altona 1790, I, 139. — Petersen, Geschichte der Stadtbibliothek in Hamburg, S. 149. — Hamb. Schriftstellerlex., VII, 68.

Carstens.

Schütze: Heinrich Karl S., Schulmann, Sohn des Pastors Christian Friedr. S. zu Hain in der Grafschaft Stolberg, geb. am 31. August 1700, † zu Wernigerode am 7. Juni 1781. Da sein aus Wernigerode stammender Vater schon ein Jahr nach H. Karl's Geburt dorthin als Pastor an der Johanniskirche berufen wurde, so genoß er hier seine erste Vor- und Schulbildung. Als er zu Ostern 1718 die Oberschule der Stadt verließ, um darnach als gräflicher Stipendiat die Klosterschule in Ilfeld zu besuchen, wurde er von seinen Lehrern als hoffnungsvoller Jüngling bezeichnet. In Ilfeld war er bis 1721 und studirte von Michaelis 1724 bis Ostern 1727 in Halle Theologie, beschäftigte sich dabei aber auch eifrig mit den alten Sprachen. Vom Herbst 1729 bis 1738 versah er seine erste amtliche Thätigkeit als Conrector an derselben Wernigerödischen Oberschule, an der er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Vorbildung gelegt hatte. Als in dem letzteren Jahre sein älterer Bruder Eustasius Friedrich eine Anstellung in Altona erhielt, rückte er an dessen Stelle als Rector der Schule in Wernigerode ein. In dieser Stellung entwickelte er nun eine so bedeutsame und erfolgreiche Thätigkeit, wie keiner seiner Vorgänger, so daß die bis dahin auswärts kaum gekannte Schule einen weiten Ruf erhielt und zahlreiche Zöglinge von nah und fern zu der Harzstadt zog, und zwar zu einer Zeit, als gar nicht weit entfernt zu Kloster Berge vor Magdeburg unter Steinmetz und zu Halle treffliche Schulen bestanden. Selbst dann noch hielt die Wernigeröder Lateinschule den Wettbewerb aus, als ganz in der Nähe zu Halberstadt unter Struensee die Domschule einen mächtigen Aufschwung nahm. Wegen der ausgedehnten Betheiligung von auswärts sah man sich veranlaßt, im J. 1745 eine kurze Nachricht von der Wernigerödischen Oberschule in Druck zu geben. Sehr zu statten kam es S., daß der damalige regierende Graf Christian Ernst zu Stolberg und die nächste Oberbehörde der Schule, der Superint. Lau und der Oberprediger Wern. Nik. Ziegler, sich der Anstalt mit eben so großem Eifer als Verständniß

annahmen und bei dem Entwurf eines neuen Lehrplans guten Rath gaben. Das Hauptverdienst gebührt aber entschieden S. als dem Leiter der Schule, ohne den auch der Lehrplan nicht den rechten Erfolg hätte haben können. Blicken wir auf die Vielheit der Lehrgegenstände, unter denen außer Religion, den alten Sprachen, Mathematik und dem Unterricht in der Muttersprache auch Geschichte, Geographie, Französisch, Heraldik und Genealogie, Philosophie und Physik, daneben noch Schönschreibekunst und verschiedene Handarbeiten und Fertigkeiten erscheinen, so wird dies zunächst befremden und Bedenken erregen, zumal die Schule in W. nur eine fünfclassige war. Es hat der Schule denn auch nicht an einem öffentlichen Tadler gefehlt, und zwar in der Person eines früheren Schülers (s. den Art. Joh. Christ. Meier). Dennoch ist dieses Urtheil, zumal soweit es sich auf S. selbst bezieht, ungerecht und schief. Männer der verschiedensten wissenschaftlich-geistigen Richtungen und Berufsarten, die Dichter Gleim und Unzer, die Theologen H. D. Hermes, Chph. Gottfr. Jacobi, Gottfr. Chr. Reccard, J. W. Streithorst, der Schulmann Kinderling, die Physiker C. Delius, Fr. W. Schröder und Chr. Fr. Kratzenstein, die Staatsrechtslehrer Runde, v. Selchow u. a. sind nicht nur aus dieser Schule hervorgegangen, sie haben es auch alle dankbar anerkannt und ausgesprochen, daß die Schule und S. ein entschiedenes Verdienst an ihrer wissenschaftlichen Entwickelung habe. Jene Ueberfülle der Lehr- und Uebungsgegenstände erscheint auch, näher betrachtet, in einem ganz anderen Lichte. S. behandelte nämlich, soweit dies überhaupt nur in einer öffentlichen Schule möglich war, jeden Zögling individuell, suchte in allen die Lust zum Lernen und zum Fleiß, in jedem einzelnen aber die Keime seiner besonderen Richtung und Anlage zu wecken und zu pflegen. Dazu benutzte er außer den Schulfesten besonders die sehr fleißig an den Sonnabenden mit den Schülern der oberen Classen angestellten Redeübungen. Hier wurde auch auf Stil und Ausdruck, worauf S. großen Werth legte, sorgfältig geachtet. Nicht an allen Lehrgegenständen, sondern nur an den nothwendigen, dem Unterricht in der Religion, in den alten Sprachen, der Muttersprache und Mathematik, waren alle Schüler theilzunehmen verpflichtet, im übrigen wurden Neigungen, Anlagen und der zukünftige Beruf der Schüler berücksichtigt. Den Hauptnachdruck legte S. auf das Lateinische, und die Methodik des lateinischen Unterrichts, wie sie im Lehrplan der Schule entwickelt ist, wird heute noch die Anerkennung der Sachkenner finden. Der Hauptschlüssel zu Schütze's unleugbar sehr großen Erfolgen ist aber in seiner harmonischen Persönlichkeit zu suchen, die Ernst und Festigkeit mit wunderbarer geistiger Frische verbindend Geist und Gemüth der Schüler anzog und fesselte. Seine schriftstellerische Thätigkeit, die mit Ausnahme eines größeren Buches über den Aberglauben, das indessen auch aus einer Schulschrift hervorging und den lehrhaften Charakter nicht verleugnet, ist überall die des Lehrers, und seine Abhandlungen sind alle in Schrift gefaßte Lehrvorträge. In der früheren Zeit im lateinischen Gewande, später meist in der Muttersprache abgefaßt, befleißigen sie sich alle eines guten Stils und sorgfältig gewählten Ausdrucks. Seines Verdienstes um die Muttersprache wegen ernannten ihn die deutschen Sprachgesellschaften zu Helmstedt und Erlangen zu ihrem Mitgliede. Um nur einige seiner Abhandlungen zu erwähnen, so handelt die de prima mentis operatione in scholis inferioribus potissimum emendanda (1742) davon, wie schon in frühester Jugend auf die Wahl des zukünftigen Berufs Rücksicht zu nehmen und wie kein Jüngling, ohne wenigstens einen gewissen Begriff von diesem Berufe zu haben, zur Hochschule zu entlassen sei: Auch vom Anschauungsunterrichte wird gehandelt und dessen Werth nachdrücklich hervorgehoben. Daran schloß sich im nächsten Jahre sein Beweis, daß die erste Kraft des Verstandes, sich richtige Begriffe von den Dingen zu machen, vor allem in den niederen Schulen geübt und gebessert werden müsse.

Die Abhandlung de fide historica 1744 ist überaus klar und faßlich, und Schütze's Bemerkungen über die geschichtliche Quellenkritik werden heute und zu allen Zeiten als treffend anerkannt werden. Von einem gesinnungstüchtigen Geschichtschreiber verlangt er, daß er die Wahrheit sage, ohne sich durch irgend welche äußeren Rücksichten bestimmen zu lassen. In der Schrift „De remediis suspensivis in causa contra praecoces academicos“ (1751) warnt S. dringend vor dem Rennen unreifer Jünglinge zur Universität, ein Uebelstand, der damals freilich, als die Abgangsprüfungen noch nicht eingeführt waren, ein weit größerer war, als seitdem. Der Vortrag: „De expedita facultate agendi, vulgo habitu (ἕξις, Fertigkeit)“ enthält treffende Bemerkungen über ein planmäßiges methodisches Lernen, dessen der Gelehrte ebenso bedürfe, wie der Handwerker und Künstler einer sorgfältigen Vorübung. In der Schrift „De paedantismo“ (1765) spricht S. den Lehrerstand im Großen und Ganzen von dem ihm allgemein gemachten Vorwurf der „Schulfuchserei“ frei, der freilich manche einzelne Lehrer treffen möge. An der Verkümmerung eines Theils des Lehrerstandes sei die bürgerliche Gesellschaft schuld, in der dem Lehrer eine würdigere Stellung einzuräumen sei. Namentlich dürfe im Hause nicht verächtlich von Lehrer und Schule gesprochen werden. Auch an die zu dürftige Besoldung der Lehrer erinnert er. Auf die Frage: ob dem allweisen Gott die Ursache zugeschrieben werden dürfe, wenn sich bei manchen Menschen Unwissenheit und Dummheit äußere (1771), wird ganz im erzieherischen Sinne geantwortet, daß sich bei rechtem und fleißigem Gebrauch und Uebung der Vernunft auch die Dummheit zu bessern pflege. Schütze's Persönlichkeit ist auch um deßwillen bemerkenswerth, weil nicht oft ein so unermüdlich thätiger Lehrer bei allgemein anerkannter geistiger Frische ein so hohes Lebensalter erreichte. Im J. 1779 feierte S. bei ungebrochener Geistesfrische seine fünfzigjährige Thätigkeit im Schulamt, und obwohl ihm damals der regierende Graf, die Schulbehörde und seine Berufsgenossen die völlige Enthebung von allen Berufspflichten gönnten, so behielt er doch eine eingeschränkte Thätigkeit bis kurz vor seinem zwei Jahre später erfolgten Tode bei. Als dem einzigen in der langen Reihe der Vorsteher der Wernigerödischen Oberschule bis auf den gegenwärtigen Leiter ihrer Nachfolgerin, des fürstlichen Gymnasiums, wurde S. im J. 1762 der Titel Director verliehen und das Jubelfest seiner fünfzigjährigen Lehrerthätigkeit offenbarte in der reichsten Fülle den Dank und die Verehrung, welche der verehrte treue Schulmann bei den in verschiedenen Gegenden Deutschlands verbreiteten, theilweise in bedeutendem Ansehen stehenden Schülern genoß.

Nach den Schul- und Fürstl. Archivacten zu Wernigerode, sowie nach Schütze's Schriften.

Ed. Jacobs.

Schütze: Johann Friedrich S., geb. am 1. April 1758 in Altona, Sohn des Professors Gottfried S., besuchte das Hamburger Gymnasium und studirte dann von 1780 auf der Universität in Leipzig Jura. 1781 in Kiel. Von 1783 bis 1791 privatisirte er in Hamburg und ward 1793 Kanzleisecretär beim Lotto in Altona, 1797 Generaladministrator desselben, † am 15. October 1810. Zunächst machte er sich als Dichter bekannt: „Claudian, Raub der Proserpina“. Gedicht in 3 Büchern, 1789. „Eimsbüttel oder die Johannisnacht“. Komische Oper in 3 Aufz., 1791. Romane: „Die Sitten unsrer Zeit“, 1802. „Humoristische Novellen“, 1804, 2. Aufl. 1810. „Ehestandsgesuche. Ein komischer Roman“, 1806. Auch schrieb er „Hamb. Theatergeschichte“, 1794, noch immer werthvoll. Zugleich beschäftigte er sich mit Sprachstudien. Als Frucht derselben erschien und ist noch immer von Bedeutung: „Holsteinisches Idiotikon. Ein Beitrag zur Volkssittengeschichte oder: Sammlung plattdeutscher alter und neugebildeter Wörter, Wortformen 2c.“, 1800—1806. 4 Bde.

K. Goedeke, Grundriß II, 1087. — Brümmer, Dichterlex. II, 339. — Kordes, S.-H. Schriftstellerlex. 307. — Lübker-Schröder, II, 550. — Alberti, II, 369. — Hamburger Schriftstellerlexikon, VI, 75.

Carstens.

Schütze: Johann Stephan S., Almanachsredacteur, Zeitgenosse Goethe's in Weimar. Er war geb. am 1. November 1771 zu Olvenstedt bei Magdeburg. S. gehörte einer seit längerer Zeit wohlhabenden Familie von Ackersleuten an, die, ursprünglich in Schnarsleben ansässig, durch einen unverheirathet gebliebenen Onkel Stephan's in Magdeburg ein Handelshaus gegründet hatte, welches fast mit den andern dortigen großen Handelshäusern aus der Zeit Friedrich's des Großen zu wetteifern im Stande war, aus deren einem die Herren v. Goßler hervorgingen, während in dem andern — dem Bachmann'schen Hause — Klopstock, Gleim und die Karschin oft zu Gaste waren. Am 21. April 1784 wurde Stephan auf die Domschule zu Magdeburg, am 30. Juli 1785 aber als Kaufmannslehrling zu dem Oheim ins Haus gebracht, worauf er vom 1. September an auch noch die Handelsschule besuchte. Da indessen noch ein oder zwei Brüder dem Geschäfte des Oheims übergeben waren, so setzte Stephan es durch, daß er zur Vorbereitung auf die Universität am 24. October 1789 zum Abte Resewitz nach Kloster Bergen gebracht wurde. Er kam unter die besondere Aufsicht Gurlitt's. Am 3. Mai 1794 langte er in Erlangen an, um mit Erlaubniß des Oheims Theologie zu studiren. Er predigte schon damals öfters und ging Ostern 1795 nach Halle. Von Ostern 1797 an lebte Stephan wieder in Magdeburg. Er war verwachsen, in Erlangung einer Pfarre nicht glücklich und wurde Hauslehrer in der reichen Lamprecht'schen Oekonomenfamilie, die nicht mehr wie zu Winckelmann's Zeiten in Hadmersleben, sondern in Sommerschenburg ihren Sitz hatte. Später wurde er Hofmeister beim jungen Herrn v. Putlitz und zog am 25. April 1800 mit ihm auf das Kloster Bergen, wie dies üblich war. 1801 lernte er Tiedge in Magdeburg kennen. Allmählich wurden verschiedene Gedichte von ihm gedruckt. Seine gelehrten Studien waren nun gar sehr erweitert und 1802 erschien seine „Theorie des Reimes". Da die Schulzeit des jungen Putlitz zu Ende ging, ohne daß sich Stephan's Aussichten auf eine Pfarre erfüllten, so bestimmte der Oheim 1804 ein Jahrgeld von 600 Thalern für den jungen Autor, damit dieser fortan bloß seinen Neigungen leben könne. Wie es scheint, war Schiller schon todt, als Stephan sich nach einigem Umherreisen in Weimar niederließ. Die von mir selbst früher getheilte Ansicht, daß er Goethe nur in Karlsbad näher getreten sei, ist jedoch ganz irrig. Allerdings fällt es auf, daß S. seine hübsche zweibändige Lebensgeschichte (Neuhaldensleben 1834) mit der Abreise aus Magdeburg schließt. Aber sein Aufsatz „Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer 1806—1830" und die Vorlesung, die Fr. v. Müller über S. im litterarischen Abendkreise Maria Paulowna's hielt, widerlegen jeden für S. ungünstigen Schluß, welchen man daraus ziehen könnte. Möglich ist es, daß S. durch Iffland verleitet war, sich als Dichter auf die Bühne Hoffnung zu machen, die in Weimar dann ebenso wenig hätte erfüllt werden können, als in Berlin und Dresden. Allein er trat als Journalist die Erbschaft Bertuch's an und erregte dabei keineswegs wie der weniger gutmüthige Böttiger das Mißfallen der Heroen. Als Journalist gehörte er natürlich zu den regelmäßigen Theaterbesuchern. Goethe lernte er kennen am 12. November 1806. Am Abende dieses Tages holte ihn Fernow zu der Schopenhauer ab, wo er nur Goethe, Meyer und den Kammerrath Ridel fand. „Ich fühlte mich (sagt er) um so mehr beglückt bei Goethe vorgestellt zu werden, da ich bisher vergebens danach gestrebt hatte, denn damals war er lange nicht so zugänglich wie in späterer Zeit, so wie denn überhaupt der spätere Goethe sich viel milder und

mittheilender bewies als der frühere.“ S. wußte Goethe durch ein Gespräch über das Erscheinen Klärchens am Schlusse des Egmont, welches Schiller hatte entfernen wollen, zu gewinnen. Diese Schopenhauerschen Abende fanden nun in jeder Woche zweimal statt. Als S. einmal fehlte, bekam er eine Menge von Krankensuppen, auch aus Goethe's Hause, auf den Hals geschickt. Zu Goethe's Geburtstage pflegte S. ein carmen zu machen und manche seiner Arbeiten hörte Goethe vor dem Drucke vorlesen. Das Goethe'sche Haus wollte S. nach Müller's Angabe nicht besuchen. Einerseits nahm er als Vertreter der bloßen Unterhaltungslitteratur, welcher sich sein Taschenbuch der Liebe und Freundschaft widmete, an Goethe's höherer Richtung wohl keinen sehr lebhaften Antheil. Andrerseits ging er aber nicht bloß als beschränkter Erzähler, sondern auch als gelehrter Aesthetiker seine eignen Wege, ohne auf dem letzteren Gebiete gerade in allzu großer Beschränkung zu verharren: denn auf seine „Theorie des Komischen“ (1817) ließ er in der Jen. Lit. Ztg. von 1838 No. 176 noch eine Kritik von Vischer's Arbeit „Ueber das Erhabene und Komische“ folgen. Der Doctor S. war ein Original, der sich seine Theorie des Komischen immer an den Sonntagen nach dem Gesange des Hauptliedes ausdachte, in der Regel aber sich an jedem Sonntage allein in einer Kutsche zum Mittagessen in eine Nachbarstadt fahren ließ. Als Original war er für Weimar der Nachfolger von Musaeus. 1814 verheirathete er sich mit einer gebildeten und nicht armen Dame. Er war zuletzt Hofrath und bei Maria Paulowna ebenso geschätzt als bei der Schopenhauer. Er starb am 20. März 1839 im Alter von 68 Jahren und hinterließ auch einen Sohn.

Die im Texte erwähnten Aufsätze über die Schopenhauer und über S. stehen beide in Weimars Album zur Säcularfeier der Buchdruckerkunst 1840. — Familie v. Goßler, 1884. Als Manuscript gedruckt S. 5 und W. Schrader, K. G. v. Goßler (Berlin 1886) S. 10—12. — Ueber Bachmann H. Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Litter. S. 124. 144. — A. v. Sternberg's Erinnerungen. H. Pröhle.

Schützenberger: Friedrich S., elsässischer Jurist, wurde am 8. April 1799 zu Straßburg geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Bierbrauer, bestimmte ihn als den ältern Sohn für das Studium der Rechtswissenschaft, ohne daß der Jüngling zunächst dafür eine innere Neigung empfand. Lange schwankte er hin und her, unsicher über die Richtung seiner Begabung, ob er den äußeren Verhältnissen sich anbequemen oder selbstständig einen eigenen Weg der Entwicklung sich bahnen solle. Seine ersten dichterischen Versuche, u. a. ein Trauerspiel „Religion und Liebe“, das die Reformationszeit zum Hintergrund hatte, im Aufbau streng nach den classischen Mustern der Franzosen gerichtet, in Gedanken und Sprache stark von Schiller beeinflußt, fanden nicht die erwartete beifällige Aufnahme, auch eine längere Beschäftigung mit Theologie und Philosophie führte ihn nicht zu einem genügenden Abschlusse. Wiederholte längere Reisen in die Schweiz hinterließen in seinem leicht empfänglichen, vielseitigen Wesen ebenso tiefe Eindrücke wie der mit Eifer gepflegte Verkehr mit Officieren der Napoleonischen Zeit und die durch kriegsgeschichtliche Lectüre genährte Erinnerung an die großen französischen Waffenthaten jener eben abgeschlossenen Periode. Zum Glücke besaß seine Natur starken sittlichen Halt genug, um in diesem Schwanken sich nicht zu verlieren. Die Wirklichkeit siegte endlich über unklare ideale Neigungen und gährende Stimmungen. Nach fünfjähriger Unterbrechung ergriff er von neuem festentschlossen das Studium der Rechtswissenschaft und gründete schon in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre sich eine geachtete Stellung als Anwalt in seiner Vaterstadt sowie zugleich ein eigenes befriedigendes Hauswesen. Ein größeres Feld eröffnete sich für seine Wirksamkeit, als er anfangs der dreißiger

Jahre in den Municipalrath gewählt wurde und dort bald die Functionen eines Beigeordneten des Bürgermeisters übernahm. Es ist für seinen Thätigkeitsdrang und zugleich auch für die trotz aller idealen Neigungen stark ausgeprägte praktische Seite seiner Natur bezeichnend, daß er das Gebiet der öffentlichen Arbeiten sich wählte und auf diesem Felde die unbestrittensten Erfolge errang. Die schönen Gartenanlagen im Norden der Stadt, vor allem die Orangerie, verdanken S. ihre jetzige Gestaltung, der große Waldproceß um den Hohwald, den die Gemeinde mit Barr und mehreren Nachbardörfern führte, fand unter ihm sein für Straßburg günstiges Ende. Im April 1837 wurde er dann zur Verwaltung des Bürgermeisteramtes selbst berufen. Bis in die stürmischen Frühlingstage des Jahres 1848 hinein hat er diese nach verschiedenen Richtungen hin schwierige Stellung trotz mancher Conflicte mit den französischen Behörden mit unabhängiger Würde auszufüllen gewußt. Es steckte in der That noch in ihm ein gut Stück des alten stolzen selbstgewissen reichsbürgerlichen Sinnes, den der damalige Präfect L. Sers richtig herausfühlte, wenn er über den Bourgmestre de Strasbourg witzelte. Eine Reihe für das Gedeihen und die Entwicklung der Stadt wichtiger Arbeiten, wie Straßen-, Kirchen- und Häuserbauten, wurde unter seiner Amtsführung unternommen, die Gasbeleuchtung und der Omnibusdienst eingeführt, die Eisenbahnverbindung mit Basel zum Abschluß gebracht und mit Paris—Havre eingeleitet. Vor allem geht auf Schützenberger's Initiative die Gründung der Ackerbaucolonie Ostwald zurück, die zuerst mit arbeitslosen Bettlern, dann mit jugendlichen Sträflingen besetzt wurde und die, wenn sie auch keinen großen materiellen Reingewinn brachte, doch jedenfalls für die sittliche Hebung der niederen Volksclassen von Bedeutung war. Mit seinen praktischen Ansichten und seinem Arbeitseifer wußte S. sich auch Geltung in der französischen Deputirtenkammer, der er von 1842—1845 angehörte, zu verschaffen. Seiner politischen Richtung nach war er ein überzeugter Anhänger des entschiedenen Constitutionalismus, anfangs mit leiser republikanischer Schattirung, die aber in den Jahren der Julimonarchie und unter dem Gewicht seiner öffentlichen Amtsstellung mehr und mehr zurücktrat. Vor den politischen Stürmen der Revolution zog er sich im März 1848 zurück, weil „seine Stellung aus einer administrativen zu einer politischen umgewandelt sei“, von der Anerkennung seiner Mitbürger aus allen Parteien begleitet. Fortan wollte er nur noch seinen wissenschaftlichen Studien leben, die er niemals gänzlich unterbrochen hatte. Im Jahre 1843 hatte er für den ersten Band des „Code historique et diplomatique de Strasbourg“, dessen Subventionirung er beim Gemeinderath durchgesetzt hatte und der später ohne sein Verschulden in den Anfängen stecken blieb, die Einleitung geschrieben, einen gut orientirenden Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung und die alten Verfassungseinrichtungen Straßburgs, und bereits seit 1838 vertrat er an der rechtswissenschaftlichen Facultät das Fach des Verwaltungsrechts. Die Summe seiner staatsrechtlichen, philosophischen, nationalökonomischen und politischen Anschauungen faßte er nun in der stillen Muße seiner akademischen Stellung in einem zweibändigen, 1849/50 erschienenen Werke zusammen „Les lois de l'ordre social“, das wie so manches andere elsässische Geisteserzeugniß, welches deutsche Gedankenarbeit in französisches Gewand hüllte, nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. Der erste Band behandelt die Principes philosophiques du droit privé, der zweite die Principes philosophiques du droit public. Schützenberger's Rechtsphilosophie hat einen naturphilosophischen Charakter, sie ist Naturlehre von Staat und Recht, sie will das gesellige Leben der Menschheit und die dasselbe beherrschenden Gesetze von empiristischer Grundlage aus klarlegen. Wenn gleich S. an Tiefe der Speculation und an Geschlossenheit seines Systems den deutschen Staatsrechtslehrern jener Zeit nachstehen mag — am nächsten stand ihm Warn-

könig — so entschädigt er andrerseits dafür durch viele feine psychologische Beobachtungen und durch die Fülle seiner im Leben erworbenen praktischen Anschauungen. In seinen letzten Lebensjahren sammelte er Materialien für eine Geschichte der französischen Verwaltung, aber die Zurücksetzung, die er unter der Republik und dem Kaiserreich erfuhr, scheint ihn früh zum Greisen gemacht zu haben. Am 24. Januar 1859 starb S. Man empfängt, wenn man sein Leben überblickt, den Eindruck, als würde er bei seinem Talent und seiner Kraft unter günstigeren Verhältnissen, in völlig klarer Lage viel Bedeutenderes geleistet haben.

L. Spach, Oeuvres choisies II, 483 ff. und Moderne Culturzustände im Elsaß I—III passim.

W. Wiegand.

Schuur: Theodor van der S., Maler, geb. im Haag 1628. Er kam noch in jungen Jahren nach Paris, wo er sich unter den Augen des Seb. Bourdon zum Künstler ausbildete und sich dann nach Rom begab, um sich nach Werken Raphael's und anderer Meister in seiner Kunst zu vervollkommnen. Hier, wo er in der Schilderbent den Namen Vrientschap bekam, malte er für Christine, die frühere Königin von Schweden, verschiedene Bilder. Später gab er die Historienmalerei auf, um sich der Landschaft zuzuwenden, die er mit architektonischen Werken zierte. Nach dem Vaterlande zurückgekehrt, wurde er Director der Akademie seiner Vaterstadt, wo er auch 1705 gestorben ist. Im Stadt- und Schützenhaus, im Saal der Generalstaaten und im Stadthaus zu Mastricht sind Bilder von ihm. Sonst gehören sie zu den großen Seltenheiten.

Wessely.

Schuver: Juan Maria S., Afrikareisender, geb. am 26. Februar 1852 in Amsterdam, † im Dinkalande auf dem Wege nach Djur Ghattas am 23. August 1883. Nach längeren Reisen durch Europa und Palästina, Nordafrika, Arabien und Persien, welche er zuerst mit seinem Vater, dann allein gemacht hatte, begab sich S. 1879 nach London, um sich an den von der R. Geographical Society zur Ausbildung von Forschungsreisenden ins Leben gerufenen wissenschaftlichen Cursen zu betheiligen und brach am 1. Januar 1881 von Aegypten mit dem Plane auf, von Sennaar durch die Galländer nach dem Indischen Ocean zu ziehen. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang es ihm nach längerem Aufenthalt in Famaka den blauen Nil noch vor der Regenzeit zu überschreiten und durch das Land der Arta Beni-Schongul, dessen Hauptort, zu erreichen. Im Juni ging er weiter nach Fadasi, dem fernsten Punkte Marno's (1870), das seitdem noch von Matteucci und Gessi erreicht worden war, besuchte von hier aus die verschrieenen Amam und die Lega, den nordwestlichsten Gallastamm, bei welchem er längere Zeit verweilte, um von hier aus kleinere Ausflüge, u. a. nach Gobo zu machen, wo er die Lage des Barosees entdeckte. Später ging er von Fadasi nach dem an Fakiren reichen Gomascha, dann in das Bämbäschi-Gebirge, zu den unabhängigen Berta mit ihrem Hauptorte Kirin und zu den vielgenannten, aber von keinem Europäer besuchten Koma-Negern, von wo er nach vergeblichem Versuche, zum Sobat vorzudringen, im März 1882 nach Famaka zurückkehrte. Hier waren unterdessen neue Vorräthe aus Chartum eingetroffen, mit denen ausgerüstet S. die Reise im Osten von Famaka unternahm, welche ihn vom April bis September 1882 in den ägyptisch-abessinischen Grenzländern beschäftigte. Er ging zuerst am blauen Nil entlang nach Quba, traf mit dem italienischen Reisenden Luigi Mondo zusammen, der ihn auf Ausflügen östlich und südlich von Quba begleitete. Nach einem Ausfluge nach Abu Ramleh erfolgte die Rückkehr nach Famaka und im September beschloß ein Ausflug in

die Berge der Kabalo-Neger diese für die Kenntniß des Landes und besonders der Wasserscheide zwischen Blauem und Weißen Nil ergebnißreiche Reise. Die Ergebnisse derselben sind im 72. Ergänzungsheft der Geographischen Mittheilungen mit der Karte des Gebietes östlich von Famaka veröffentlicht, während die Karte des Quellgebietes des Tumat, Jabus und Jal im Jahrgang 1883 derselben Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangte. Im Spätjahr 1882 schlugen bereits die Wogen der mahdistischen Bewegung bis nach Sennaar, S. wurde als Spion verdächtigt, es entstanden Mißverständnisse zwischen ihm und dem Gouverneur, und im September kehrte S. nach Chartum zurück, wo er die Zeit des Wartens auf eine neue Möglichkeit des Vordringens nach Süden zu manchen Ausflügen benützte, welche die als Karte der Wüstenhügel im NW. von Chartum im Jahrgang 1884 der Geographischen Mittheilungen veröffentlichte Aufnahme aus der Umgebung von Chartum (März) zeitigte. Endlich schien die unvermuthete Abfahrt des Dampfers „Ismailie" nilaufwärts den Weg nach dem Sudan wieder zu eröffnen, S. schiffte sich ein und verließ den Dampfer im damals schon aufrührerischen Dinkalande, angeblich gegen den Wunsch des Gouverneurs, um nach Djur Ghattas zu gehen und ist, trotz der Escorte von 5 Njamnjam-Soldaten, wahrscheinlich von Dinka am 23. August unter Umständen getödtet worden, welche auch durch die Bemühungen Lupton Bey's nie ganz aufgeklärt worden sind. Sein Leichnam ist nicht gefunden und über den Verbleib seines Dieners Carl Nagy und der Soldaten ist niemals etwas erfahren worden. S. hatte durch seine bisherigen Arbeiten zu schönen Erwartungen berechtigt, besonders erwarben sich seine geographischen Aufnahmen großes Lob; auch die Erzählung seiner ersten größeren Unternehmung ist lehrreich und lebhaft, in einzelnen Naturschilderungen von wirksamer Kühnheit, und bringt besonders im Ethnographischen Neues; aber es weht allerdings noch etwas von dem abenteuerlichen, keckenGeist eines Weltbummlers durch dieselbe und eine längere Erfahrung würde wohl mehr Ernst und Gegenständlichkeit der Auffassung und Darstellung eingeflößt haben. Doch bleibt S. das Verdienst, ein wichtiges Grenzgebiet großer Nilarme und zugleich großer Völkerstämme zum ersten Mal erfolgreich durchforscht zu haben.

Nekrolog in den Geogr. Mitth. 1884.

Friedrich Ratzel.

Schuward: Johannes S., lutherischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Seine Heimath und sein Geburtsjahr sind unbekannt. 1548 wurde er in Wittenberg zum Pfarrer von Daltzig (jetzt Großdalzig) in der Diöcese Pegau ordinirt und lebte hier noch i. J. 1585. Wohl zum Unterschiede von jenem Joh. Schubart aus Roßwein, der nach Dietmann 1590 als Archidiakonus zu Pegau starb, nannte er sich „J. Schuward der Elter". — 1565 veröffentlichte er eine sieben Jahre zuvor verfaßte Moralität: „Haustaffel. Ein Geistlich Spiel von den fürnembsten Stenden der Menschen auff Erden, Wie sich ein jeder mit gutem Gewissen darinnen halten sol. Eisleben, Gaubisch 8°." Mosaikartig stellt er in den vier ersten Acten die Bibelsprüche zusammen, welche vom Verhalten von Predigern und Hörern, Herrschern und Unterthanen, Mann und Weib, Eltern und Kindern handeln, und legt sie theils Gottvater und Christus, theils einer Schaar von zwölf Propheten und Aposteln in den Mund, die rechts und links vom Throne jener beiden auf dem „Pallast" (so heißt hier das Bühnengerüst) Platz genommen haben. Die der Unterweisung bedürftigen Vertreter der einzelnen Stände treten paarweise, je ein gutgesinnter und ein böser, vor dies himmlische Consistorium: die Könige Josias und Rehabeam, die Priester Elias und Ophni, die Männer Tobias und Simei, die Frauen Sara und Xan-

thippe, die Dienstboten Elieser und Hagar. Etwas interessanter als dies dürre Schema wirkt der fünfte Act mit der an die Hekastusdramen, an Culmann's, Kolros' und Ringwald's Schauspiele erinnernden Schilderung eines Gelages, das Rehabeam und Simei am Sonntag Vormittag anstellen; vergeblich warnt sie der „Trew Eckardt", jene schon 1517 im Fastnachtsspiele des Hans Sachs erscheinende Figur der Volkssage (vgl. A. D. B. XXVIII, 641), und verheißt ihnen Gottes Strafe. Das Stück ist mit fünf Chorliedern, vierstimmig gesetzten Psalmenbearbeitungen versehen. — Dieselben Themata und dieselbe Art der Composition begegnen wieder in drei von einem achtungswerthen Sammelfleiße zeugenden Folianten Schuward's: 1) „Regententaffell, Darinnen Wolgegründeter Christlicher Bericht Von der Obrigkeit Standt, Namen, Ampt, Glück, Tugenden, Lastern, Nutz, Schaden, Belohnung vnd Straffen". Leipzig, H. Groß 1583. 2) „Spiegel der Vnterthanen D. i. Wolgegründeter Christlicher Bericht Von aller und jeder der Hohen vnd Niedrigen Obrigkeit vnterworffenen Personen gebürlichen Pflicht." ebd. 1585. 3) „Ehren Fackel Deß keuschen Ehelichen lebens, Welche mit hellem glantz das schöne Liecht rechter Christlichen reiner Lehre Vom heil. Ehestand öffentlich darstellet." ebd. 1585. Nur hat er die metrische und dramatische Form in diesen umfänglichen Moraltractaten als etwas Nebensächliches ganz bei Seite gelassen und seine Excerpte aus mehr als 300 Autoren nach einer oft recht äußerlichen Disposition an einander gereiht. Die Regententafel zählt z. B. 48 biblische Ehrentitel und 46 Laster der Obrigkeit auf, bringt aber auch nützliche historische und geographische Uebersichten; in der Ehrenfackel findet sich S. 240 eine gereimte Paraphrase des Hohen Liedes.

Goedeke, Grundriß [2] II, 364. — K. G. Dietmann, Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen I, 3, 476 und 465 (1754).

J. Bolte.

Schüz: Karl Wolfgang Christoph S., Nationalökonom, geb. 1811, † am 29. April 1875 zu Tübingen, habilitirte sich an der Universität Tübingen im J. 1835 auf Grund einer Schrift über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben, welche die erweiterte Bearbeitung einer von der staatswirtschaftlichen Facultät zu Tübingen ausgezeichneten Preisschrift war. Schon in dieser Erstlingsarbeit zeichnete sich S. durch den ächt historischen Sinn, welcher allen seinen Schriften das Gepräge gibt, sowie durch die daraus resultirende Objectivität und Freiheit von den herrschenden Schulmeinungen aus. Mit seinen „Grundsätzen der National-Oekonomie" (1843), welche in ihrer Grundanlage wie auch in ihrer Durchbildung und stofflichen Anordnung vielfach an Roscher's späteres System der Volkswirthschaft erinnern, hat S. die historische Schule der Nationalökonomie begründen geholfen und in einer Reihe von Beiträgen in die Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft sind einzelne Partien seines nationalökonomischen Systems weiter ausgebildet. Hierher gehören insbesondere die den Einseitigkeiten der Manchestertheorie entgegentretenden Abhandlungen über das sittliche Moment in der Volkswirthschaft, über das politische Moment in der Volkswirthschaft (beide 1844), über das Princip der Ordnung in der Volkswirthschaft (1845), während andere eine historisch-politische Auffassung der Gewerbe- und Handelspolitik, sowie der öffentlichen Armenpflege zur Geltung brachten, wie sie seiner Zeit noch keineswegs geläufig war. Doch verlegte S. schon frühzeitig das Schwergewicht seiner wissenschaftlichen Leistungen auf die akademische Lehrthätigkeit, welcher er mit seltener Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue lebte. Für die Tübinger Hochschule und die staatswissenschaftliche Facultät derselben hegte er zeitlebens eine unbegrenzte Hingebung und war in uneigennützigster Weise bedacht, ihr Gedeihen zu fördern, wie er auch an ihrer Verwaltung stets in hervorragender Weise Antheil nahm.

Am Beginn des Sommersemesters 1875, bei seiner ersten Vorlesung traf ihn ein Schlaganfall, dem er acht Tage darauf erlag.

Augsburger Allgemeine Zeitung (Beilage), 4. Mai 1875. — Roscher, Geschichte d. Nat.-Oekonomie.

Inama.

Schützenbach: Sebastian Karl S., Techniker und Fabrikbesitzer zu Waghäusel im Grhrzgth. Baden, † am 14. Februar 1869 zu Baden-Baden. Er wurde am 16. April 1793 zu Endingen bei Freiburg im Breisgau, wo sein Vater ein ausgedehntes Exportgeschäft besaß, geboren und erhielt seine Schulbildung am dortigen Gymnasium. Nach Absolvirung desselben trat er 1811 auf den Wunsch seines Vaters in ein Bankgeschäft ein, um sich dem kaufmännischen Berufe zu widmen, er fand jedoch darin keine Befriedigung und wandte sich chemischen Studien zu, welche ihn für mehrere Jahre in Anspruch nahmen. Zwar unterbrach er diese Beschäftigung bald wieder, um während der Jahre 1813 und 1814 an dem Befreiungskriege gegen Frankreich theilzunehmen, aber demnächst widmete er sich wieder mit um so größerem Eifer den technischen Studien und erzielte dabei solche Erfolge, daß er bald mit selbstständigen Untersuchungen auf diesem Gebiete vorgehen konnte. Schon 1817 trat er mit der von ihm erfundenen wichtigen Methode der Schnellessigfabrikation vor die Oeffentlichkeit, ebenso brachte er wesentliche Verbesserungen in der Technik der Farbenbereitung zu Stande und gründete 1824 in Freiburg eine Farben- und Bleizuckerfabrik, worin er mehrere vortheilhafte Methoden bei der Bereitung von Metallfarben zu erproben vermochte. Da ihm durch diese Beschäftigung jedoch lästige Gesundheitsstörungen verursacht wurden, so entschloß er sich, seine Thätigkeit auf das Gebiet der Zuckerfabrikation zu verlegen. Nachdem er vorerst 1837 eine Versuchsfabrik in Ettlingen errichtet hatte, ließ er 1839 die Zuckerfabrik in Waghäusel erbauen, wo er dann mit Aufbietung aller ihm zur Verfügung stehenden Mittel und Kräfte an der weiteren Ausbildung dieses Fabrikationszweiges arbeitete. Wenn er dabei auch keine entsprechenden materiellen Gewinne erzielte, so verdankt ihm doch die Rübenzuckerfabrikation mehrere beachtenswerthe Fortschritte und Neuerungen. Zu seinen bedeutenderen Leistungen in dieser Richtung gehören: Die Einführung eines Macerationsverfahrens zur Gewinnung des Zuckers aus den Rüben, welches für Frankreich 1852 patentirt wurde, ferner die Einrichtung eigenthümlich construirter Kästen zur Absonderung des Syrups von den Zuckerkrystallen, und die Ausführung von geeigneten Versuchen zur Gewinnung des Rübenzuckers mittels Spiritus-Extraction.

Nach gefälligen Privatmittheilungen seitens der Direction des Vereins für die Rübenzucker-Industrie des deutschen Reiches. Vergl. auch: Landw. Centralblatt für Deutschland, Jahrg. 1869.

Leisewitz.

Schwab: Daniel S., Chirurg zu Königsberg, † vor 1643, ist der Begründer der Magenchirurgie und darf deßhalb in der „Allg. Dtsch. Biogr." nicht fehlen. Er hat am 9. Juli 1635 einem 22jährigen Bauernknecht, der ein 10 Zoll langes Messer am 29. Mai verschluckt hatte, dasselbe durch den Magenschnitt entfernt und den Patienten vollständig geheilt. Es war dies die erste mit Erfolg gekrönte Gastrotomie; sie wurde in Gegenwart der ganzen medicinischen Facultät und vieler Studenten gemacht und erregte solches Aufsehen, daß die Operation von zwei Professoren in eigenen Schriften beschrieben wurde. Daniel Becher (geb. 1594 zu Danzig, † 1655 zu Königsberg) schrieb: Observatio de cultivoro Prussiaco 1636, welche 1638 und nochmals 1640 mit einem Vorwort der Leidener medicinischen Facultät zu Leiden erschien, auch 1643 deutsch zu Königsberg: Historische Beschreibung des preußischen Messerschluckers. — Der

Prof. Georg Loth (geb. 1579 zu Verden, † 15. Novbr. 1635 zu Königsberg) verfaßte: Kurze Beschreibung von einem abgeschluckten und ausgezogenen Messer. Königsberg 1635. 4°. In neuerer Zeit haben Gg. Fischer: Die Chirurgie vor 100 Jahren. Leipzig 1876 S. 500, und Eugen Hahn in der Deutschen medicinischen Wochenschrift vom 15. Mai 1890, an die denkwürdige Operation wieder erinnert.

W. Stricker.

Schwab: Gallus Wilhelm S., katholischer Geistlicher, geb. zu Staffelstein im Bisthum Bamberg am 12. Jan. 1779, † zu Regensburg am 1. Dec. 1837. Er war am 19. Dec. 1801 zum Priester geweiht und Carmeliter in den Klöstern zu Bamberg und Würzburg bis zur Aufhebung dieser Klöster im J. 1805. Von 1805 bis 1817 war er Hilfsgeistlicher in verschiedenen Pfarreien, 1817 bis 21 Pfarrer zu Weißenfels, dann zu Schönthal und Gebenbach im Bisthum Regensburg. 1832 wurde er Beichtvater der Nonnen zu St. Clara, 1833 Director des Priesterseminars zu Regensburg. S. übersetzte einige umfangreiche Werke der ausländischen ascetischen Litteratur; so, da er des Spanischen nicht mächtig war, aus einer lateinischen Uebersetzung die Schriften des h. Johannes vom Kreuz, 2 Bände, 1830 (als 2. Auflage erschien 1858 eine Uebersetzung aus dem Spanischen von M. Jocham), und die Schriften der h. Theresia, 6 Bände. 1831—33 (3. Aufl., nach dem spanischen Originale revidirt und größtentheils neu übersetzt von M. Jocham, 1869—70), ferner aus dem Französischen A. Rodriguez' Uebung der Vollkommenheit, 6 Bände, 1836—39, und J. Surins geistlichen Katechismus, 2 Bände, 1838, aus dem Italienischen die Pastoralcorrespondenz des Bischofs Petrucci (des Freundes des M. Molinos), 1837. Er hat auch selbst einige Erbauungsschriften verfaßt, außerdem „Beleuchtung einer Apologie der protestantischen Kirche von K. Fikenscher gegen Weihbischof Wittmann", 1832.

Religions- und Kirchenfreund (von Benkert) 1837, Bem. S. 582. — Theol. Lit.-Blatt (von Reusch) 1868, 73.

Reusch.

Schwab: Gustav Benjamin S., Schriftsteller, 1792—1850. S. wurde, als jüngster Sohn des Karlsschulprofessors, späteren Oberstudienraths Joh. Christoph S. (s. u.), am 19. Juni 1792 in Stuttgart geboren. Für das Studium der protestantischen Theologie bestimmt, durchlief er das Stuttgarter Gymnasium und von Herbst 1809—1814 das Stift in Tübingen, wo er mit Uhland nach dessen Rückkehr von Paris eine Freundschaft für das Leben schloß. Nach einer halbjährigen Vicarszeit unternahm er im Frühjahr 1815 eine längere Reise nach Norddeutschland, besonders Berlin, wo er litterarische Verbindungen schloß und zu einer in Schwaben damals nicht allzu häufigen Liebe für das norddeutsche Wesen den Grund legte. Der wie sein Meister Uhland stets reiselustige Mann hat noch in späteren Jahren einen namentlich für jene Zeiten sehr beträchtlichen Theil von Europa besucht. Nach einigen unständigen Verwendungen wurde S. Ende 1817 zum Professor am obern Gymnasium in Stuttgart bestellt und kam dadurch in die Thätigkeit, die wohl als die fruchtbarste und seinem Wesen congenialste unter seinen verschiedensten Lebensstellungen bezeichnet werden darf, wie er denn auch in ihr weitaus am längsten verweilt hat. Er hatte das Glück, manche später zu Ansehen gelangte Stuttgarter unter seinen Schülern zu haben, und sein Unterricht wird als außerordentlich anregend und befruchtend geschildert. In Stuttgart hat S. kurz nach seiner Anstellung einen eigenen Hausstand gegründet und sein Geschlecht blüht noch jetzt. Der sich immer mehr häufenden Arbeitsmasse des Berufs und der litterarischen Thätigkeit weichend ließ sich S. im Herbst 1837 als Pfarrer nach Gomaringen bei Tübingen versetzen, wo ihm

auch die Nähe Uhland's lockend erschien, kehrte aber schon im Sommer 1841 nach Stuttgart zurück, als Stadtpfarrer und Amtsdecan (Superintendent für den Landbezirk St.). Nachdem er 1844 als Hilfsarbeiter in den Studienrath eingetreten war, wurde er Herbst 1845 zum Oberconsistorialrath und Oberstudienrath ernannt; zur nämlichen Zeit ertheilte ihm die theologische Facultät der Universität Tübingen den Doctorgrad. Aus einer seinen Sinn für öffentliche Wirksamkeit befriedigenden ehrenvollen, aber auch arbeitsreichen Thätigkeit heraus wurde S. am 4. Nov. 1850 durch einen Schlaganfall plötzlich hinweggerafft. — Am allgemeinsten bekannt ist S. durch seine Gedichte geworden, welche zuerst 1828 f. gesammelt erschienen sind. Er selbst nennt sich einen Schüler Uhland's; in der That gehört er als das jüngste Mitglied dem älteren schwäbischen Dichterkreis an, dessen bedeutendstes Uhland ist, und keine andere Poesie spielt unter den Entstehungsmomenten und Fermenten der seinigen eine so große Rolle, wie die Uhland's. Aber es ist damit nichts weniger als eine völlige Abhängigkeit gegeben; wenn Schwab's Poesie nach ihrem Grundton und ihrer persönlichen Einheit durchaus in Uhland's Nähe weist, so reicht sie nach Stoffen und Formen in verschiedenen Richtungen darüber hinaus; das Element der Zeitbildung namentlich ist bei ihm stärker als bei den andern Angehörigen seines Kreises, und wenn er an specifischer Begabung entschieden hinter ihnen zurücksteht, so ersetzt er das eben durch größere Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Form wenigstens zum Theil. S. hat aber zu seiner Zeit durch andere als rein poetische Arbeiten wohl noch bedeutendere Wirksamkeit geübt. Das Pädagogische ist ein Grundzug seiner Natur, und so hat er in unermüdlicher Thätigkeit namentlich für die litterarische Bildung des Volks und der Jugend gearbeitet. Besondere Gelegenheit dazu hat er als Redacteur des poetischen Theils des Cottaischen Morgenblatts von 1827 bis 1837 und als Mitredacteur von Chamisso's Musenalmanach 1833—1836 und 1838 gehabt; es verdanken Talente wie Lenau und Freiligrath ihm mit ihre Einführung in die Oeffentlichkeit. Diese Namen wie der Chamisso's werden zeigen können, daß er sich nicht in den engsten Kreis des idyllischen Schwabenthums einschließen wollte. Man wird trotzdem eine gewisse Enge des Horizontes nicht ganz ableugnen können. Der Poesie Heine's und der philosophisch-theologischen Bewegung der dreißiger Jahre ist S. nie völlig gerecht geworden. Seine sonst oft bewiesene Liberalität findet ihre Grenze, wo nach seiner Ansicht Religion und Sitte gefährdet sind, und es ist die Achillesferse seiner litterarischen und wissenschaftlichen Anschauung, daß sie nicht sowohl auf dem positiven Princip einer ganz bestimmten Ansicht, als auf dem an sich unproductiven ne contra bonos mores beruhte. Von dieser Schranke seines Vermögens abgesehen, ist seine litterarische Thätigkeit eine durchaus rühmenswerthe und gesunde gewesen. Von seinen Bestrebungen für deutsche Litteratur mögen nur die in litterarischer Form zu Tage getretenen erwähnt sein: Ausgaben, bzw. Auswahlen, von Rollhagen's Froschmäuseler 1819; Paul Flemming 1820; die Legende von den hl. 3 Königen von Joh. v. Hildesheim 1822; Andr. Gryphius' Karl Stuart 1829; Wilhelm Müller's Schriften 1830; Wilhelm Hauff's Schriften 1830 f.; Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte, zuerst 1835; die deutschen Volksbücher, zuerst 1835; Niklas Müller's Gedichte 1837; Franz Horn's Psyche 1841; Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsre Tage, zuerst 1842; Wegweiser durch die Literatur der Deutschen (zusammen mit seinem Schwiegersohn Karl Klüpfel) zuerst 1846 (s. a. u.). Besondere Erwähnung verdienen die Arbeiten über Schiller. S. hatte bei der Enthüllung von Thorwaldsen's Schillerbildniß in Stuttgart 1839 die Festrede gehalten. Eine von pietistischer Seite ausgehende Opposition gab ihm Anlaß zu dem Artikel in den Theologischen Studien und Kritiken „Der Cultus des Genius, mit besonderer Beziehung auf Schiller und

sein Verhältniß zum Christenthum", der nebst dem des befreundeten Ullmann 1840 besonders herausgegeben wurde. Dann veröffentlichte S. 1840 „Schiller's Leben". Während diese Arbeit, noch vor der Publication des Schiller-Körner'schen Briefwechsels erschienen, jetzt veraltet ist, hat die Nebenarbeit „Urkunden über S. und seine Familie" (1840) bis jetzt ihren Werth bewahrt. — Auch zur Verbreitung fremder Litteraturwerke hat Schwab mitgewirkt; von französischen Dichtern hat er 1816 Lamartine's Méditations, 1829 Barthélemy's und Méry's Napoléon en Egypte, 1831 Gedichte Victor Hugo's übersetzt. Bedeutsamer ist seine Thätigkeit für die Popularisirung der antiken Litteratur; neben der Anthologie „Die Dichter des alten Griechenlands für die weibliche Jugend bearbeitet" (1835) sind zu nennen: das ausgedehnte, noch jetzt bestehende Unternehmen der Metzlerischen Buchhandlung in Stuttgart „Uebersetzungen griechischer und römischer Prosaiker und Dichter", seit 1827, die größte deutsche Uebersetzungsbibliothek antiker Autoren, von Schwab mitbegründet und einige Zeit redigirt; sowie das musterhafte Jugendbuch „Die schönsten Sagen des classischen Alterthums", seit 1838/40, jetzt auch in besseren und geringeren Bearbeitungen aus fremden Händen. — Endlich die Werke local-schwäbischen Charakters: eine Abhandlung über Uhland in Menzel's „Moosrosen" 1826, woran man die 1823 erschienene lat. Uebersetzung von Uhland's Vaterländischen Gedichten anreihen kann; Artikel über schwäbische Personen und Zustände in mehreren Zeitschriften; die mit Recht hochgeschätzten geographischen Schilderungen: „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb", zuerst 1823; „Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luciensteig bis Rheinegg", zuerst 1827; „Das malerische und romantische Deutschland", Bd. 1: Schwaben, zuerst 1837, später unter dem Titel „Wanderungen durch Schwaben"; endlich „Die Controverse des Pietismus und der speculativen Theologie in Würtemberg" 1840, eine Frucht der durch Strauß' Leben Jesu verursachten Bewegung. — Gustav Schwab's ältester Sohn Christoph Theodor S., geboren in Stuttgart am 2. Oct. 1821, gestorben daselbst als Professor am Katharinenstift am 17. Oct. 1883, hat sich, neben einer geschätzten Schrift über Arkadien 1856 (der Frucht einer Reise mit Graf Prokesch-Osten), verdient gemacht durch seine Bemühungen um das Andenken Hölderlin's. Nachdem er schon 1842 mit seinem Vater zusammen eine neue Auflage von Hölderlin's Gedichten besorgt hatte, gab er 1846 Hölderlin's sämmtliche Werke sammt Biographie und Briefwechsel heraus, 1874 noch eine Auswahl derselben. Außerdem hat er Hölderliniana im größten Umfang lebenslang gesammelt, und die neue Ausgabe der Correspondenz Hölderlin's durch Litzmann beruht zum größten Theil auf seinen Sammlungen. Außerdem hat C. Schwab eine Biographie seines Vaters verfaßt, die aber erst in seinem Todesjahr von anderer Hand vollendet wurde.

Biographisches Hauptwerk von Karl Klüpfel 1858; von demselben eine kürzere Skizze 1881 in der kleinen Sammlung „Lebensbilder schwäbischer Dichter"; von C. Schwab 1883, s. o. — Die Werke Schwab's sind aufgeführt in Goedeke's Grundriß III, besonders S. 342—344, bei Klüpfel (1858) und in der von einem Verwandten besorgten vollständigen Ausgabe der Gedichte in Reclam's Universalbibliothek (1881). Es ist jetzt noch hinzuzufügen die Sammlung: Kleine prosaische Schriften ausgewählt und hgg. v. Klüpfel, 1882.

Hermann Fischer.

Schwab: Johann Baptist S., Theologe und Geschichtschreiber. Geboren am 3. Januar 1811 zu Haßfurt am Main (Unterfranken), besuchte er nach Absolvirung des Gymnasiums (seit dem Herbst 1829) die Universität Würzburg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Am 15. März 1834 zum Priester geweiht, wurde er zuerst Caplan bei St. Burkard in Würzburg und

darauf an der Pfarrkirche zu Amorbach (Unterfranken), weiterhin Religionslehrer am k. Gymnasium zu Aschaffenburg, woran sich die Verwesung der Pfarrei Eschendorf (BA. Gerolzhofen Unterfr.) reihte. Inzwischen war am maßgebenden Orte die Ansicht durchgedrungen, daß S. für eine gelehrte Laufbahn berufen sei. Bereits im J. 1839 hatte er die Würde eines Doctors der Theologie erworben und wurde das Jahr darauf (20. October) zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an der theologischen Facultät der Universität Würzburg ernannt. Es kann kein Zweifel sein, daß mit dieser Ernennung ein warmer Wunsch Schwab's sich erfüllte, sowie daß er damit auf den rechten Platz gestellt war, was wohl auch durch die Thatsache Bestätigung erhielt, daß er bereits am 9. April 1841 zum Ordinarius für dieselben Fächer befördert wurde. Es verdient vielleicht aus allgemeinen Gründen angeführt zu werden, wie gering der Gehalt war, mit welchem in jener Zeit an einer oder der anderen Hochschule ein Professor angestellt wurde. S. begann z. B. mit 600 Fl. und rückte im Verlaufe von zehn Jahren bis zu 1000 Fl. vor. Mit seinem Lehramte war mehr zufällig die Function des Universitätspredigers verbunden, für welche eine mäßige Entschädigung verwilligt war. Das merkwürdige ist nun, daß gerade an diesem seinem Nebenamte sich S.'s ferneres Schicksal entwickelte. S. war, wie das seine Schriften bezeugen, ein wirklicher Gelehrter und zum Schriftsteller berufen, er war zugleich ein liberaler Theologe und eine ächte deutsche Natur. Die theologische Facultät in Würzburg hatte bisher keinen ausgeprägten, wenigstens keinen exclusiven Charakter an sich getragen. Es nahte sich aber jetzt die Zeit, in welcher im Zusammenhange mit dem allgemeinen Gang der Dinge und der in Deutschland siegreich vordringenden römischen Reaction auch diese Facultät den Wechsel der Dinge zu empfinden bekommen sollte. Der damalige Bischof von Würzburg hatte im Collegium germanicum zu Rom seine Schulung erhalten und entschloß sich oder ließ sich bestimmen, an S. ein Beispiel zu statuiren, mit a. W., die Facultät sollte epurirt werden. Das Verfahren, das nun gegen ihn beliebt wurde, kann nicht gerade als ein nobles bezeichnet werden. Man verlangte von S. eine Erklärung der Unterwerfung, die einer Selbstanklage gleichkam, die er jedoch ablehnte. Man ist begierig, die Anklagen, die man gegen ihn vorbrachte und deren Motivirung kennen zu lernen. Diese waren nun in der That der nichtigsten Art. Zunächst waren es die nachgeschriebenen Hefte seiner Zuhörer und aus dem Zusammenhang gerissene, mißverstandene Stellen aus denselben, deren Correctheit S. mit Recht nicht gelten ließ. Noch größeres Mißfallen hatte er aber durch seine Predigten erworben, die sich zwar die längste Zeit nicht besondern Zudrangs von Seite der Studirenden, wohl aber des gebildeten Publicums der Stadt erfreuten. Es war freilich auch eine unerträgliche Kühnheit, wenn er, nach seinen eigenen Worten, dabei eine „Versöhnung des kirchlichen Bewußtseins und der wissenschaftlichen Weltanschauung" anstrebte. Im Herbste 1848 hatte er ein Programm erscheinen lassen „Ueber das Verhältniß der christlichen Beredsamkeit zur antiken", das, von aller Einseitigkeit frei, sich in derselben Tonart bewegte und für die Vorurtheilslosigkeit seines Geistes Zeugniß ablegt. Unter den angedeuteten Umständen konnte er sich nicht mehr darüber täuschen, daß seine Entfernung von der Professur eine beschlossene Sache sei. Es wurde ihm aber schwer, sich von dem Lehramte überhaupt zu trennen, er wendete sich daher (am 20. November 1850) in einer Eingabe an das königliche Cabinet mit der motivirten Bitte, ihn in Anbetracht der Verhältnisse in die philosophische Facultät zu versetzen, und führte darin aus, für welche Lehrfächer derselben er sich besonders befähigt halte. Diese Eingabe blieb jedoch Monate lang ohne Bescheid, während die philosophische Facultät, um ihre Meinungsäußerung befragt, die Erklärung abgab, daß eine Vermehrung der Lehrkräfte in der angedeuteten Weise

durchaus überflüssig erscheine, was bei näherem Zusehen und bei der Betrachtnahme der Schriften Schwab's gerechte Verwunderung erregen dürfte. Endlich erfolgte — durch das Ministerium Ringelmann — der entscheidende Schlag: S. wurde durch ein Decret vom 2. Mai 1851 nach § 19 Absatz 2 der Verfassungsbeilage brevi manu als Professor in den Ruhestand versetzt und durch ein Ministerialrescript vom 28. Mai desselben Jahres der Function eines Universitätspredigers enthoben. Der Universitätssenat, wenn er auch, so viel die Acten sagen, vor der Entscheidung nicht für die bedrohte Unabhängigkeit der Corporation eingetreten ist, hat wenigstens ein würdiges Wort der Theilnahme an den unfreiwillig aus ihrer Mitte Scheidenden gerichtet. So war also dem charaktervollen, geächteten Manne die Muße aufgedrungen, seine Qualification zu der ihm entzogenen Stellung vor aller Welt zu erweisen und damit seine Gegner erst recht in das Unrecht zu setzen. Es sind zwei Hauptwerke, die er in dem ihm noch beschiedenen Jahrzehnt ausgeführt hat und die seinen Namen in den Kreisen der unabhängigen Wissenschaft auf lange hinaus lebendig erhalten werden. Im J. 1858 erschien in breiter Ausführlichkeit seine „Geschichte des Johannes Gerson, Kanzler der Universität Paris" und im J. 1869 die Schrift „Franz Berg, geistlicher Rath und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg". Das erstere Werk behandelt den hochwichtigen Gegenstand in erschöpfender Weise und zeichnet sich durch gerechtes und unabhängiges Urtheil aus. Das zweite erweist sich in der That als ein „Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands zunächst des Fürstbisthums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung" und ist aus der Fülle des lehrreichsten und ergiebigsten handschriftlichen Materials hergestellt. Es hat seinem Verfasser auch in weiteren Kreisen wohlverdiente Anerkennung eingetragen. Man hatte Grund, aus Schwab's Feder noch mehrere werthvolle Arbeiten zu erwarten, jedoch seine Tage waren gezählt, ein gefährliches Halsleiden, das sich seit längerer Zeit angemeldet hatte, brachte ihm am 25. März 1872 den Tod.

Nach den Originalacten der Universität Würzburg. Wegele.

Schwab: Johann Christoph S., geboren am 10. December 1743 zu Ilsfeld (Württemberg), wo sein Vater damals eine Rechnungsbeamtenstelle bekleidete, † den 15. April 1821 zu Stuttgart. Nachdem er auf der Universität Tübingen philosophischen und theologischen Studien obgelegen und hierauf 11 Jahre lang unweit des Genfer Sees Hofmeisterstellen versehen hatte, von welchen er eine nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit französischer Sprache und Litteratur heimbrachte, fand er im Jahr 1778 eine Anstellung als Professor der Logik und Metaphysik an der Karlsschule, deren Sitz seit 3 Jahren nach Stuttgart verlegt war. Er folgte nicht dem damals neu aufsteigenden Gestirn der kritischen Philosophie. In seinen Vorlesungen ließ er vielmehr Kant ganz bei Seite, in zahlreichen Büchern und Abhandlungen bestritt er die epochemachende Bedeutung des neuen Systems, welches vielmehr nur frühere Standpunkte reproducire, und suchte ihm Inconsequenzen und Widersprüche aller Art nachzuweisen. Er selbst huldigte zeitlebens dem Leibniz-Wolffischen Dogmatismus. Seine Schriften erwarben ihm die Aufnahme in drei gelehrte Gesellschaften des Auslands, zwei Preise für gelöste Aufgaben holte er sich in Holland, drei bei der Berliner Akademie der Wissenschaften (1784. 1788. 1795), deren damalige Zusammensetzung einem Gegner Kant's den Sieg bloß erleichtern konnte. An der ersten dieser Preisarbeiten für Berlin, deren Thema freilich ausnahmsweise nicht philosophischer Natur war, fand Friedrich der Große, der begeisterte Verehrer französischer Litteratur, viel Gefallen; denn S. entwickelte darin mit Verstand und Geschmack die „Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache und der

wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft" (Stuttgart 1785). Der König berief in Folge dessen S. nach Berlin, wo er Akademiker und Professor an der Kriegsschule werden sollte; aber Herzog Karl Eugen hielt den tüchtigen Lehrer fest dadurch, daß er ihm als Nebenamt die Stelle eines geheimen Secretärs im Staatsministerium übertrug. Karl Eugen's Nachfolger Ludwig Eugen, welcher S. in der französischen Schweiz kennen gelernt hatte, zog S. als geheimen Hofrath in seine unmittelbare Umgebung. Das Publicum sah hierin eine gute Vorbedeutung, da nunmehr die Philosophie das Scepter führen werde. Aber die freilich nur kurze Regierung dieses Herzogs (Oct. 1793 bis Mai 1795) entsprach den Erwartungen nicht, gab vielmehr zu zahlreichen Anklagen Anlaß, welchen S. in warmer Hingebung an seinen persönlich höchst achtungswerthen Gönner durch eine anonym erschienene Vertheidigungsschrift (1798) zu begegnen suchte. Wenn S. in dieser Schrift unter Anderem die Aufhebung der schwer aufrecht zu haltenden Karlsschule ungefähr mit denselben Gründen rechtfertigt, welche in der That auch nach den Acten für die Regierung maßgebend waren, so ergibt sich ziemlich zweifellos, daß sein beim Herzog Alles geltender Rath diejenige Anstalt selber dem Untergang preisgab, an welcher S. 15 Jahre lang gelehrt hatte. Unter den folgenden Regierungen war S. wieder an seinem früheren Posten als Ministerialsecretär thätig, bis ihn König Wilhelm 1816 zum Mitglied des Oberstudienraths ernannte. Als philosophischer Schriftsteller war er bis zum Jahr 1813 thätig. Noch in seiner letzten Schrift „Von den dunkeln Vorstellungen" wandte er die Leibnizische Methode an und brachte eine Leibnizische Lehre zu weiterer Ausführung, war sich aber dabei seines Alleinstehens unter den Fachgenossen vollkommen bewußt.

Klüpfel, Gustav Schwabs (des Sohnes von Johann Christoph) Leben und Wirken (1858). — Christoph Heinr. Pfaff, Lebenserinnerungen (1854), S. 32. — Wagner, Gesch. der hohen Karlsschule (1856—8). — Bartholmess, Hist. philosophique de l'Académie de Prusse T. 2 (1851), p. 276. 414—417. — Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie. — Gradmann, das gelehrte Schwaben, S. 600 ff. — Krug, Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften 3, 613 f. — Württembergische Adreßkalender.

Heyd.

Schwabe: Anton S. aus der Lausitz veröffentlichte als Pastor an St. Petri in Ratzeburg eine dramatische Bearbeitung der Weihnachtsgeschichte bis zum bethlehemitischen Kindermorde und Tode des Herodes: „Comoedia Gar kurtz vnd klein Von Josephs verwunderung da er die Tochter Heli Mariam seine vertrawete Braut, schwanger fand: Des Engels bericht vnd vnterricht" ꝛc. Vlssen 1596, 8°. Das Stück ist nur durch Goedeke's Notiz (Grundriß² II, 403) bekannt, der vor Jahren eine Anfrage nach dem Aufbewahrungsorte desselben unbeantwortet ließ.

J. Bolte.

Schwabe: Ernst S., Mediciner, Verfasser eines lange und vielgebrauchten Handbuchs der Diätetik, war am 17. Nov. 1754 zu Ilmenau als Sohn eines Pfarrers geboren, von dem er den ersten Unterricht erhielt, Todesjahr unbekannt. Ursprünglich geneigt sich dem Handelsstande zu widmen, änderte er später seinen Entschluß und erwarb sich auf dem kursächsischen Gymnasium zu Schleusingen die für die Universitätsstudien erforderliche Vorbildung. 1773 bezog er die Universität Jena, um Medicin zu studiren. Nachdem er 1776 zum Doctor der Medicin promovirt worden war, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder und fand sehr bald eine ausgedehnte Praxis, neben der er aber eifrig wissenschaftlich arbeitete. Namentlich erwarb er sich durch ein 1784 erschienenes „Handbuch der Diätetik oder Anweisung zu einer auf die Erhaltung der Gesundheit und

Wiederherstellung derselben abzweckenden Lebensordnung" ein gewisses Ansehen in wissenschaftlichen Kreisen, welches seine Berufung als Professor nach Gießen zur Folge hatte (1788); daneben bekleidete er das Landphysikat daselbst, welches ihm auf Grund eines „Lehr- und Handbuchs für Stadt- und Land-Physici" (1787) verliehen worden war. 1790 wurde er von der kaiserlichen Akademie der Naturwissenschaften zum Mitglied ernannt, 1791 Hofarzt des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, dem er im folgenden Jahre seine Untersuchungen über die Ruhr („Zuruf an die Landleute, die Ruhr betreffend") widmete. In die Zeit seiner Gießener Thätigkeit, die er bis zu seinem Tode beibehielt, fällt dann noch eine Reihe größerer und kleinerer medicinischer Abhandlungen und lehrbuchartiger Werke.

Vgl. seine sehr ausführliche Selbstbiographie in Strieder's Entwurf zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XIV, 91—110.

Georg Winter.

Schwabe: Friedrich Wilhelm S., Arzt, geboren zu Weimar am 20. Januar 1780 als Sohn des Hofadvocaten und späteren Geh. Regierungsraths Traugott Leberecht S., besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt von 1788—99, widmete sich dann speciell auf Veranlassung des Bergrathes Dr. Bucholz zu Jena dem Studium der Medicin, wo er unter Gruner's Decanat am 23. Juli 1802 mit der Dissertation „De ambustionibus" die Doctorwürde erlangte, machte darauf eine Studienreise mit längerem Aufenthalte in Berlin, wo er sich unter Leitung von Hufeland noch vervollkommnete und bei Grapengießer die Krankenbehandlung mit Elektricität studirte, absolvirte hier 1804 das preußische Staatsexamen und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder. Bereits 1806 wurde er zum herzogl. sächsischen Hofmedicus ernannt, begleitete als Leibarzt der Großherzogin diese von 1808—1809 auf einer Reise nach Petersburg, hielt sich 1813 mehrere Monate in Wien im Gefolge des Hofes auf, wurde 1816 zum Hofrath, 1832 zum Geh. Hofrath ernannt und starb am 24. Januar 1842. S. war ein sehr glücklicher, beliebter und namentlich bei Hofe angesehener Praktiker, auch Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften und Vereine, hat aber in schriftstellerischer Beziehung bis auf zwei kleine Publicationen in Hufeland's Journal (1804, XX und 1817 XLV) nichts Bemerkenswerthes geleistet.

Vgl. Biogr. Lexicon von Hirsch u. Gurlt V, 314.

Pagel.

Schwabe: Heinrich Samuel S., Astronom, geboren am 25. October 1789 zu Dessau, † ebendaselbst am 11. April 1875. S. war der Sohn des herzoglichen Leibarztes und, von mütterlicher Seite, Enkel des Apothekers Häseler, welch letzterer jenen von Anfang an für den eigenen Beruf zu gewinnen bestrebt war. Dies gelang ihm, und der junge S. trat 1806 als Gehülfe in die Dessauer Mohrenapotheke ein, wo er die nächsten drei Jahre verblieb. Hierauf bezog er die Universität Berlin, um sich unter Klaproth und Hermbstädt in der Pharmacie auszubilden. Zwei Jahre studirte er hier, indem er auch Astronomie und Botanik betrieb, aber schon bald rief ihn die Kränklichkeit seines Großvaters wieder in die Heimath zurück, und als dieser im Mai 1812 das Zeitliche segnete, sah sich unser S., nicht ohne inneres Widerstreben, genöthigt, die Apotheke als Eigenthümer zu übernehmen. Doch verblieb er in diesem Verhältnisse nur so lange, als es ihm die Pflicht zu gebieten schien, d. h. bis er seine sämmtlichen Geschwister gut versorgt wußte; nunmehr verkaufte er das Geschäft und widmete sich ganz als Privatmann den wissenschaftlichen Beschäftigungen, welche bisher schon seine Mußestunden ausgefüllt hatten. Von 1829—71 hat er unermüdlich, durch eine dauerhafte Gesundheit begünstigt, gearbeitet; erst als Zweiundachtziger beginnt

er in Briefen über die Schwäche zu klagen, welche seinen Füßen das Ersteigen der Sternwarte nach und nach unmöglich mache. Zwar hatte er regelmäßig an Gichtanfällen zu leiden, aber nach einem solchen fühlte er sich nur um so wohler, und sein so stark in Anspruch genommenes Auge blieb bis in die letzten Tage das eines Jünglings. Alleinstehend und ohne Erben, vermachte S., der in späteren Jahren den Titel eines Hofraths erhalten und sein geliebtes Dessau niemals für längere Zeit verlassen hatte, seinen reichen wissenschaftlichen Apparat zum Theile dem Gymnasium, zum Theile dem naturhistorischen Vereine genannter Stadt.

Um jenen hatte er sich große Verdienste auch sonst erworben; er hatte ihn mit begründet, viele Jahre hindurch die Stelle eines Vorsitzenden bekleidet und schon bei Lebzeiten eine schöne Mineraliensammlung für denselben zusammengebracht. Eingehend beschäftigte er sich mit Botanik, wie seine „Flora Anhaltina“ und verschiedene Aufsätze in der „Linnaea“ beweisen. Aber das Hauptziel seiner Thätigkeit blieb doch immer die Sternkunde, die ihn früher schon angezogen hatte, die er aber durch eigene Beobachtungen zu fördern vielleicht erst dann sich angeregt fühlte, als durch die Lotterie ein gutes Fernrohr in seinen Besitz gekommen war. Im J. 1825 hat er als praktischer Himmelsforscher seine ersten Proben abgelegt, doch dauerte es ziemlich lange, bis auch andere Leute etwas von seinen in tiefster Verborgenheit betriebenen Studien erfuhren. Erst Professor Harding in Göttingen gab weiteren Kreisen Nachricht von denselben, und 1833 erschien seine erste Veröffentlichung, ein Brief an Schumacher, den dieser in Nr. 239 seiner „Astron. Nachrichten“ zum Abdrucke brachte. Doch hatte S. überhaupt keine rechte Lust zum Publicieren, aber um so mehr Stoff häufte er in seinen Tagebüchern auf, die er deshalb auch, wie Wolf bezeugt, nur höchst ungern aus den Händen gab, deren reicher Inhalt nach seinem Tode aber von der englischen astronomischen Gesellschaft in großen Zügen bekannt gemacht wurde.

Er begann mit dem Monde und schritt dann bald zu der Sonne und den Planeten vor. Zumal Saturn zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; er beschrieb eigenartige Lichtfunken, welche er in nächster Nähe dieses Wandelsternes wahrgenommen habe, und entdeckte 1827 die excentrische Lage der Planetenkugel zum Ringe — eine Thatsache, die allerdings bereits früher bekannt gewesen, dann aber in gänzliche Vergessenheit gerathen war. Mit Entschiedenheit leugnete er die Rotation des Saturnsringes, dem er nur eine durch jene eigenthümliche Lage des Kernes bedingte Schwankung zugestehen wollte. Vorkommende Schweifsterne wurden natürlich genau verfolgt, so der Halley'sche (Astr. Nachr. Nr. 298) und der Encke'sche (ebenda Nr. 372). Das Lieblingsobject von Schwabe's Beobachtungen war jedoch stets die Sonnenoberfläche, und mit der Entwicklungsgeschichte der solaren Physik wird denn auch sein Name untrennbar verbunden bleiben. Volle 32 Jahre lang hat er sein Fernrohr tagtäglich auf die Sonne gerichtet, soweit nicht Unwohlsein oder Witterungsverhältnisse einen Riegel vorschoben und tausende von Zeichnungen machten es ihm möglich, Analogien der Fleckenbedeckung, wenn sie auch zeitlich weit auseinander lagen, wieder zu erkennen. Schon seit 1838 war er jener Periodicität im Auftreten der Flecke auf die Spur, von welcher vor ihm höchstens der einzige Horrebow eine Ahnung gehabt hatte, doch sprach er sich erst fünf Jahre nachher (Astr. Nachr. Nr. 495), und auch dann noch sehr vorsichtig, zu gunsten einer „ungefähr zehnjährigen Periode“ aus. Nur Julius Schmidt und Rudolf Wolf traten sofort auf seine Seite, während die übrigen Astronomen sich zunächst noch zuwartend verhielten; als aber durch die wenn auch unter sich unabhängigen Bemühungen von Wolf, Sabine, Gautier, J. v. Lamont mit immer größerer Bestimmtheit sowohl für

die Sonnenfleckenfrequenz, als auch für gewisse erdmagnetische Schwankungen eine völlig übereinstimmende Periode von etwas über elf Jahren außer Zweifel gestellt war, trat Schwabe's vorher wenig gewürdigte Leistung auch wieder in den Vordergrund, und A. v. Humboldt, der S. seit 1833 kannte und ihn der regierenden Herzogin warm empfohlen hatte, zollte ihm im „Kosmos“ die gebührende Ehre. Wolf stützte sich bei seinen späteren Untersuchungen großentheils auf Schwabe's Aufzeichnungen und auf die ihm von S. brieflich gemachten Mittheilungen; die Correspondenz zwischen beiden Männern enthält sehr viel interessantes für die astronomische Zeitgeschichte. Man ersieht aus ihr u. a., daß S. der Spectralanalyse und den theoretischen Speculationen über die Natur der Sonnenflecke nicht traute, denn er war in den Anschauungen W. Herschel's alt geworden, zu denen ihm seine Beobachtungsergebnisse vortrefflich zu passen schienen, und da ist es natürlich, daß er sich in einen so ganz anders gearteten Gedankenkreis nicht mehr recht hineinzufinden vermochte. Zudem war er sich auch bewußt, mit seinen einfachen Hülfsmitteln tiefere Blicke in manches Geheimniß der Natur gethan zu haben, als es anderen mit weit vollkommneren Apparaten vergönnt war. Ueberaus bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Brief, den S. unterm 6. September 1872 an Wolf schrieb: er habe sich Secchi's Werk „Die Sonne“ anschaffen wollen; nachdem er sich jedoch überzeugt, daß Jupiter, Saturn und einzelne Sonnenflecke mit so geringer Naturtreue abgebildet seien, habe er alle Kauflust verloren. Wir wissen, daß Schwabe's Abneigung eine ungerechtfertigte war, allein wir können den conservativen Standpunkt eines Forschers wohl begreifen, dem lediglich sein Fleiß und sein geschärfter Gesichtssinn zu werthvollen Bereicherungen unserer Erkenntniß verholfen hatten.

R. Wolf, Astronomische Mittheilungen XL; Vierteljahrsschr. d. Naturf. Gesellsch. zu Zürich, 21. Jahrgang. — Monthly Notices of the Royal Astronomical Society, Mai 1876. — A. G. Schmidt, Anhaltisches Schriftstellerlexikon, S. 382, 536. Bernburg 1830.

Günther.

Schwabe: Hermann S., Statistiker, geboren am 4. April 1830 zu Buttstädt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, † am 19. October 1874 zu Berlin. Am Gymnasium zu Weimar herangebildet, verließ S. im J. 1848 die Schule, um sich dem praktischen Berufe eines Geometers zu widmen. Doch vernachlässigte er auch hier die classischen Studien nicht, und bezog nach zweijähriger praktischer Wirksamkeit und abgelegter Reifeprüfung im J. 1850 die Universität Jena, um rechts- und staatswissenschaftliche Studien zu betreiben. Nach mehrjähriger juristischer Praxis bei dem Justizamt seiner Vaterstadt und bei einem Rechtsanwalt trat er, empfohlen vom großherzoglichen Ministerium im Frühjahr 1858 bei dem Königl. preußischen statistischen Bureau ein, um sich in der praktischen Statistik auszubilden. Im J. 1865 übernahm S. die provisorische Leitung des eben errichteten statistischen Bureaus der Stadt Berlin und wurde, als im J. 1872 dasselbe definitiv organisirt war, der erste Director desselben, in welcher Stellung er bis zu seinem frühzeitigen Tod verblieb. Kurz vor seinem Tode war ihm auch eine außerordentliche Professur an der Berliner Universität verliehen worden, die er jedoch nicht mehr antreten konnte. S. war ein ebenso reich veranlagter wie vielseitig und gründlich unterrichteter Mann von einer außerordentlichen Arbeitskraft und ungewöhnlichen organisatorischen Talenten. Schon kurz nach seinem Eintritte in das Königl. preußische Bureau legte S. einen Entwurf zur Errichtung eines gemeinschaftlichen statistischen Bureaus für die Thüringischen Staaten vor, welcher den Beifall Dieterici's, des Chefs der amtlichen preußischen Statistik, fand, Die Organisation des statistischen Büreaus der Stadt Berlin ist im wesentlichen

sein Werk. Auch an der Gründung des Gewerbemuseums in Berlin hatte er hervorragenden Antheil.

Von seinen litterarischen Arbeiten sind die wichtigsten aus seiner amtlichen Thätigkeit hervorgegangen. Der „Berliner Stadt- und Gemeindekalender“ (das spätere städtische Jahrbuch) ist seit 1867 von ihm redigirt worden und zeichnete sich alsbald durch den Reichthum und die Uebersichtlichkeit seiner statistischen Mittheilungen, wie nicht minder durch die geistvolle Bearbeitung derselben aus; die beiden von S. bearbeiteten Volkszählungsberichte für 1867 und 1871 enthalten die Summe seiner amtlichen Thätigkeit. Neben den schweren statistischen Arbeiten liebte es S., auch die Statistik zu popularisiren durch Veröffentlichung verschiedener statistischer Essays über die Volksseele von Berlin, das Nomadenthum in der Berliner Bevölkerung, über das sociale Deficit u. a., welche in tief philosophischem Geiste concipirt, auch der Form nach zu den besten Leistungen statistischer Monographien zählen. Auch in anderer Richtung war S. litterarisch thätig; abgesehen von einer Jugendarbeit über deutsch-patriotische Politik hat er in der Schrift über „die Engländer und ihre Kohlenarbeiter“ (Zeitschrift für Völkerpsychologie 1862), sowie in dem Vortrag über die nachtheiligen Wirkungen der Arbeitstheilung (Arbeiterfreund 1864) sociale Probleme anziehend und gedankenreich behandelt, und in mehren Schriften über die Kunstindustrie den Zwecken des Berliner Gewerbemuseums wesentlichen Vorschub geleistet.

Berliner städtisches Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik. Herausgegeben von Huppé. 2. Jahrgang 1875.

Inama.

Schwabe: Johann Joachim S. wurde am 29. September 1714 zu Magdeburg geboren, also an einem Orte, der schon außerhalb jenes deutschen Bezirkes lag, den Gottsched wegen der reinen hochdeutschen Sprache ausgezeichnet hatte, aber das Schicksal führte ihn an den Hauptsitz der sprachlichen „Reinigkeit“. Mit acht Groschen kam er auf die Universität Leipzig, wo er durch Ertheilen von Privatunterricht und später als Hofmeister mehrerer Häuser seinen Unterhalt fristete. In dem auf der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrten Briefwechsel Gottsched's findet sich der erste schülerhafte und schüchtern ergebene Brief Schwabe's an seinen Lehrer und Meister, als dessen „getreuester Schildknappe“ er zu seinem litterarischen Namen gelangte, vom 18. Febr. 1734 datirt. Aber schon früher hatte er unter seiner Aufsicht gearbeitet. Es gehörte damals bereits zum guten Tone, daß sich jeder Theologe, der in der Redekunst etwas bedeuten wollte, nach dem „Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst“ in der Gottsched'schen Gesellschaft auch praktisch bethätige. So bewies denn auch S. in correcter und gewandter Sprache, aber mit unsäglich weitschichtiger Logik, „daß Gott die Uebertreter seiner Gesetze auch mit willkürlichen Strafen beleget“, und nach Anrufung der Güte und Gnade Gottes donnert er seinen Jugendgenossen zu: „Wollen sie die Güte nicht annehmen; verachten sie die Belohnungen; verschmähen sie ihre Glückseligkeit; stürzen sie sich muthwillig ins Verderben: Wehe ihnen!“

Kein einziger Zug des Herzens verräth inneren Beruf zum Priesterstand; er war der würdige Schüler seines der Theologie abtrünnigen Lehrers, daher erweckt ihm auch nur die sprachliche und formale Seite der Beredsamkeit einiges Interesse. Dies geht sowohl aus der Einladungsschrift zu einer Redeübung („Triumph der Beredsamkeit“, Leipzig 1733) hervor wie aus der Abschiedsrede, mit der er 1736 aus Gottsched's Gesellschaft getreten war, und in welcher er unter Anwendung einer wenig witzreichen Ironie den bekannten Gottsched'schen Satz zu beleuchten sucht, daß die wahre Kunst natürlich sein und den Mustern der Alten folgen müsse. Inzwischen war er aber dem Bannkreise Gottsched's

immer näher getreten. Unter dessen Aufsicht hatte er des Professors Lengnichs zu Danzig lateinische Ode: „Auf den Tod August II." ins Deutsche übersetzt (Leizig 1733, 4⁰ Folio) und trat nun in jenes Scribentenheer ein, welches Gottsched zum Zwecke der Hebung der deutschen Litteratur um seine Fahne organisirt hatte. Allgemeines Aufraffen aus litterarischer Versunkenheit war die Aufgabe der Zeit und methodisches Anlehnen an das fortgeschrittenere Ausland der Weg, den Gottsched zur Erreichung des Zieles gewiesen hatte. Das Uebersetzen aus fremden Sprachen in reines und fließendes Deutsch ergab sich daher für einen dienenden Geist, wie es S. war, als eine Lebensaufgabe von selbst. Gottsched's „Critische Dichtkunst" war bereits Gesetzbuch geworden, schon hatte man im „Sterbenden Cato" ein deutsches Originaldrama, in den „Critischen Beiträgen" ein in ganz Deutschland geachtetes Litteraturjournal, aber noch fehlte ein die deutschen Verhältnisse berücksichtigendes kritisches Werk. Das „rauschende Flittergold", wie sich Günther ausdrückte, war noch immer nicht ganz verbannt, und zu wiederholten Malen hatte Gottsched als Mittel hiegegen eine gesunde Kritik empfohlen. Nun war schon von Georg Christian Wolf, einem Mitgliede der „Deutschen Gesellschaft", Swift's Schrift: „*περὶ βάθους*" übersetzt worden, allein die Arbeit blieb wirkungslos, da man den Beziehungen auf die englische Litteratur verständnißlos gegenüber stand. Gottsched rieth daher, die Swift'sche Satire für Deutschland zuzurichten. Mit Zugrundelegung einer französischen Uebersetzung (*περὶ βάθους, ου* l'Anti-Sublime, c'est à dire, l'art de ramper en poésie par Martin Scribler) bearbeitete dann auch S. den „Anti-Longin, oder die Kunst, in der Poesie zu kriechen" in der Weise, daß er überall statt der englischen Beispiele deutsche aufnahm. „Eos qui jam sunt mortui, nominabo" sagt Cicero im Brutus, und nach diesem Grundsatze begnügte er sich mit Belegen aus Amthor, Wenzel, Neukirch, Morhof, Feind und Hoffmannswaldau. Hinzugefügt war eine Uebersetzung von Swift's „Staats-Lügenkunst" und eine Abhandlung Gottsched's „Von dem Bathos in den Opern" (Leipzig, Breitkopf 1734).

S. hatte mit dieser Bearbeitung einen namentlich für seine spätere Wirksamkeit praktischen Gesichtspunkt gewonnen: er ward nicht allein Uebersetzer, sondern auch eine Art Zuschneider und wußte oft mit gutem Geschicke französische und englische Werke zu kürzen, zu erweitern, wie es das Bedürfniß des deutschen Volkes verlangte. Seine von der Noth geforderte Thätigkeit als Lehrer und Erzieher führte ihn mit Vorliebe auf pädagogisch-didaktische Schriften. Leider muß man auch von ihm sagen: er war nicht immer an die besten gerathen; gleichwohl ist es immerhin ein Verdienst, daß er durch die Herausgabe von C. Rollin's „Anweisung, wie man die freyen Künste lehren und lernen soll" (4 Thle. 1738) manche Fragen in Fluß brachte, daß er die ganze Einrichtung des französischen Werkes veränderte, die einzelnen Materien dem in den deutschen Schulen üblichen Lehrgange anpaßte und statt des Hauptstückes von Erlernung der französischen Sprache im IV. Theile eine Anweisung zur Erlernung des Deutschen ausarbeitete. Gottsched wurde denn auch nicht müde, den Lehrern der deutschen Sprache, bei welchen er großen Einfluß hatte, diese Bearbeitung angelegentlichst zu empfehlen (vgl. Critische Beiträge VIII, 528 und anderwärts). Durch den „Anti-Longin", der mit einer Zuschrift an die deutsche Gesellschaft begleitet war, hatte S. jene „Geschicklichkeit" an den Tag gelegt, welche Bedingung für die Aufnahme in die Zahl der „Unsterblichen" Leipzigs war. Schon zum ersten Bande der „Critischen Beiträge" hatte er einiges beigetragen; in der Folge lieferte er die meisten Artikel grammatischen Inhalts. Seine dichterische Muse gewann unter der Kritik der Gesellschaftsgenossen an Gewandtheit und Reinigkeit, ohne sich über die nüchterne Handwerksarbeit des Seniors irgendwie

zu erheben. Der von der Gesellschaft herausgegebene II. Band der „Oden und Cantaten" (1738), sowie der III. Theil der „Eigenen Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart" (1739, vgl. S. 17, 347) enthalten Proben seiner dichterischen Bethätigung, unter denen die Elegie auf den Tod des Prinzen Eugen, in welcher er die deutschen Dichter auffordert, aus des Verstorbenen Thaten ein Heldengedicht zu machen, das Beste ist. Wenn die Lyrik jener Tage den Dichtern mehr aus dem Herzen gedrungen wäre, könnte man versucht sein aus dem Umstande, daß S. in seinem Kreise als Elegiker galt, wie aus seiner Klage über Hypochondrie in einem Gedichte an die Gottschedin einen Schluß auf dessen Grundstimmung zu ziehen; allein es kam jenen Poeten wenig auf den eigentlich lyrischen Gehalt als auf die mehr oder minder geschickte Handhabung der poetischen Formen an. Auch als am 5. März 1738 der Prinz Friedrich Christian zum Namenstage von der Gesellschaft mit einer Sammlung von Lobschriften „unterthänigst verehret" wurde (Leipzig, Breitkopf 1738) und die hervorragendsten Mitglieder mit Gedichten derjenigen Gattung auftraten, in welcher sie als Meister galten, lieferte S. die Elegie, während Schelhaser die Cantate, May die Lobrede, Gottsched die Ode, der Mediciner Morgenbesser das Lobgedicht besorgte.

Mittlerweile war S. auch Gottsched's Hause näher gerückt. Kurze Zeit nachdem die liebenswürdige Luise Adelgunde Kulmus aus Danzig als junge Frau Professorin im Mai 1735 in Leipzig eingezogen war, nahm sie bei ihm Unterricht im Latein und es scheint, daß hierbei auch andere Gespräche als die über Cäsar und Cicero mit auf der Tagesordnung waren: so die Vorgänge in der deutschen Gesellschaft, die Beziehungen der Mitglieder zu dem Hause der Marianne Ziegler und Aehnliches, denn Frau Gottsched ist von allem wohl unterrichtet und mit manchen Vorgängen nicht zufrieden, weshalb sie denn auch nach der Ehre gar nicht geizt, in die deutsche Gesellschaft aufgenommen zu werden; ihrem Lehrer aber, der sie an ihren Geburtstagen mit Prosaaufsätzen und Gedichten begrüßte, bewahrte sie immer treue Anhänglichkeit und suchte sein Fortkommen zu fördern. Und ein Act großen Vertrauens war es doch, daß der Meister dem Schüler die Sammlung und Herausgabe seiner „Gedichte" (Leipzig, Breitkopf 1736) anvertraute. Er ordnet sie nach der in der „Critischen Dichtkunst" beobachteten Eintheilung und schreibt eine Vorrede, in der er weder loben noch wie andere Herausgeber die Sprache der Supplicanten reden will, die den Leser erst lange um Verzeihung bitten; beides scheint ihm „der majestätischen Hoheit der Dichtkunst gänzlich zuwider zu seyn", und nur kleine Geister wären dazu fähig. Die Gedichte sollen für sich selbst sprechen. Die Hochachtung für dieselben bestimmt ihn sogar, eine Abhandlung über die verblümten Redensarten, welche für die Vorrede einer solchen Sammlung bestimmt war, zu unterdrücken. Bei den Bemerkungen, die er über die einzelnen Dichtungsarten macht, tritt der Gottsched'sche Standpunkt stellenweise noch einseitiger zu Tage. Alles Weichliche und Wollüstige wird, weil unnütz und schädlich, von der Poesie ausgeschlossen, womit natürlich auch die eigentliche Gefühlslyrik gerichtet ist.

Eine bemerkenswerthe Consequenz zieht er aus Gottsched's Lehre von den Schäfergedichten. Nach der „Critischen Dichtkunst" bestehen dieselben in der „Nachahmung des unschuldigen, ruhigen und ungekünstelten Schäferlebens, welches vorzeiten in der Welt geführet worden" oder in einer „Abschilderung des güldenen Weltalters", auf christliche Art zu reden: in einer „Vorstellung des Standes der Unschuld oder doch wenigstens der patriarchalischen Zeiten vor und nach der Sündfluth". Obwohl nun Gottsched dadurch, daß er in den beiden ersten Ausgaben „Eklogen" seiner Erfindung als Muster beibringt, für welche dann in der dritten Auflage Beispiele aus Neukirch treten, der Phantasie offenbar das Recht

einräumen mußte, sich in jene Zeiten zu versetzen, motivirte S. das Fehlen von Hirtengedichten in einer Weise, daß hiemit geradezu die Verurtheilung der ganzen Gattung ausgesprochen war: „Du weißt", apostrophirt er den Leser, „daß ein Dichter die Natur zum Vorbilde hat und nur deren Schönheiten nachzuahmen sucht. Wo zeigt aber itzt die Natur das alte Schäferleben? Wo herrscht die Unschuld, die darin vorkommen soll? Wo ist die güldene Freyheit, die reine Liebe und die tugendhafte Einfalt, die das Wesen derselben sind? Wie kann nun ein Dichter das wieder vorstellen, was er nirgends mehr erblickt? Gebt uns erst das alles wieder, dann wollen wir euch Schäferlieder genug singen". Gewiß hat sich Gottsched bei seiner Flüchtigkeit die eigentliche Schlußfolge dieser Worte vor dem Drucke nicht klar gemacht. — In naiver Weise wird der Mangel an Epigrammen damit motivirt, es sei leicht zu vermuthen, daß derjenige, der sich in großen Dingen zeige, auch in kleinen fortkommen könne. Vor den Satiren hat der Elegiker S. einen heillosen Respect: „Ach, geliebter Leser", ruft er aus, „fürchtest du dich nicht, daß du dich nach solchen umsiehst? Das bloße Wort klingt uns ja schon so schrecklich, daß man es kaum aussprechen hören kann". Dagegen thut er sich auf eine eigene Erfindung etwas zugute: Er glaubt eine Abart der Odendichtung in den „Gesängen" entdeckt zu haben, wenigstens ist er der erste in Deutschland, der Gedichte in „gemäßigterer Schreibart", welche, strophisch gegliedert, aus längeren Zeilen bestehen als die der gewöhnlichen Oden, nach dem Vorgange der Italiener (Canto) „Gesänge" genannt hat.

Bald nach dieser Sammlung gibt S. durch die „Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht Sr. Hochedlen Herrn Professor Gottsched's sind abgelegt worden" (Leipzig Breitkopf 1738) eine Anschauung von dessen Wirksamkeit auf dem oratorischen Gebiete. Es sind sämmtlich Schülerarbeiten, welche Gottsched früher selbst herauszugeben versprochen hatte. Außer Kästner und S., von dem sich zwei unbedeutende Reden darin befinden, begegnen uns nur wenig bekannte Namen, aber die Vorrede verkündet wieder laut Gottsched's Verdienste auf diesem Gebiete. Lehre und Exempel habe er vereinigt, um das wüste und gothische Wesen auszutilgen, worunter die deutsche Redekunst begraben lag. „Und mich dünkt", fährt er fort, „man habe rechtmäßige Ursache, von dieser Zeit an einen ganz neuen Absatz in der Geschichte der deutschen Beredsamkeit zu machen".

Hatte sich S. bisher nur als Sammler und Uebersetzer bethätigt, so machte er nun einen Versuch, zu litterarischer Selbständigkeit zu gelangen. Auch er wollte mit einer moralischen Zeitschrift beginnen. Das Haus Gottsched's, welches durch Manteufel's Verkehr ein Sammelplatz für die den Geist religiöser Aufklärung fördernden Bestrebungen der Gesellschaft der Alethophilen geworden war, beeinflußte entschieden seine ganze Geistesrichtung, und bezeichnend ist, daß die Zeitschrift, welche er seit dem Beginne des Jahres 1738 redigirte, und an der auch Gottsched Theil nahm, den Titel „der Freymäurer" (Leipzig Breitkopf 1739) führte. Die Lehren sollten „Witz und Weisheit" verbinden, aber mit dem Witze wollte es nicht recht vorwärts, und trotzdem die Widmung an keinen Geringern als an Sokrates, der für einen alten Freimaurer ausgegeben wurde, gerichtet war, brachte es die Zeitschrift nicht über den ersten Jahrgang, wie denn auch das Versprechen des Herausgebers, in dieser Art Arbeiten fortzufahren, unerfüllt blieb, weil größere und wichtigere Arbeiten bevorstanden. Auch S. mußte am 25. Juni 1738 jenes Schreiben unterzeichnen, mit welchem Gottsched, allerdings auf sein Ansuchen, aus dem Verbande der deutschen Gesellschaft für immer entlassen wurde. Die Unterschrift ist ihm gewiß sehr schwer gefallen, war er ja doch selbst, wenn auch „tecto nomine" an dem Streite mit dem schlesischen Arzte Steinbach betheiligt, welcher endlich zum Zerwürfnisse mit der ganzen Gesellschaft

führte, denn die abträgliche Recension des „vollständigen deutschen Wörterbuches“ von Steinbach (Breslau 1734) rührte nicht von Gottsched, wie der Angegriffene meinte, sondern von S. her. Neben lobender Anerkennung hatte er das Lückenhafte der ganzen Arbeit nachgewiesen und namentlich die aufgenommenen schlesischen Idiotismen hart getadelt (Critische Beiträge IV, 190 ff.). Die durch den Austritt aus der Gesellschaft beginnende Vereinzelung Gottsched's, das erneuerte Auftreten der Schweizer, die erhobenen Zweifel an dem rechten Erfolge des Leipziger Litteraturtreibens drängten dazu, dem gebildeten Deutschland eine Gesammtanschauung von den bisher errungenen Erfolgen auf litterarischem Gebiete zu geben. Gottsched, der in Bezug auf dramatische Dichtung ein fast unbestrittenes Ansehen genoß, gründete seine deutsche Schaubühne (1740—1745), an deren erstem Bande S. mit einer Alexandriner-Uebersetzung von Voltaire's „Zaire“ theilnahm. Man hoffte mit diesem Stücke, wie der Herausgeber sagt, selbst diejenigen Feinde der Schaubühne zu gewinnen, die ihr sonst der alten heidnischen Fabeln halber gram gewesen waren.

Allein es galt auch einen Sammelplatz für die kleineren Gattungen zu schaffen, denn neben den Zweifeln von deutscher Seite forderten die Angriffe über die Geist- und Witzlosigkeit der deutschen Litteratur seitens der Franzosen, namentlich der Hohn Mauvillon's, zur Abwehr auf. Dieser hatte in seinen „Lettres françaises et germaniques“ (1740) neben anderen Schmähungen die Unverschämtheit gehabt auszurufen: „Que manque-t-il donc à l'Allemagne pour produire de grands Poëtes? rien; que l'esprit!“ Nun wollte man beweisen, was der deutsche Geist vermochte. S. unterhandelte mit der jüngeren Dichtergeneration, zu der damals El. Schlegel, Rabener, Kästner, Straube und Gellert gehörten, und begründete die bekannte Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ (Leipzig, Breitkopf 1741—1745). Auch hiezu mußte das Ausland Muster bieten; schon der Titel war den „Nouveaux amusements de l'esprit et du coeur“ (1737) nachgebildet; in der Einrichtung folgte man dem Mercure galant und Mercure français. Politische Fragen entfielen natürlich; das Verhältniß zu den „critischen Beiträgen“ und den „Nachrichten und Anmerkungen“, welche die deutsche Gesellschaft nach Gottsched's Austritt herausgab, wurde in der Weise bestimmt, daß, während jene ihr Augenmerk mehr auf die Regeln gerichtet hätten, es den „Belustigungen“ hauptsächlich auf eine Sammlung von Mustern in Prosa und Poesie ankomme; nur Räthsel, Endreime, Sonette, Rondeaux, Virelays, Vaudevilles, Rebus und „andere französische Lappereien“ sollten ausgeschlossen bleiben, wie man denn auch grundsätzlich keine Uebersetzungen aufnahm, denn der deutsche Geist sollte sich endlich freimachen und sich in seiner schöpferischen Kraft offenbaren.

In der That bieten die Belustigungen ein buntes Vielerlei: Erörterungen tieferen metaphysischen Inhaltes neben einfältigen Angriffen auf den Aberglauben, daneben Mylius' Vertheidigung der Vivisection und Betrachtungen über Kometen; Elias Schlegel übt in Form eines Todtengespräches Kritik an Regnard's Democrit, Kästner vertheidigt die christlichen Tragödien und nimmt die in derselben Zeitschrift angegriffenen Reime in Schutz, die Renommisterei in der Schriftstellerwelt wird durch Gärtner's „Autor“, die der Studenten durch Zachariä's „Renommist“ verspottet; dazwischen anakreontische und sapphische Oden, poetische Erzählungen, religiöse Lieder von J. A. Cramer, J. A. Schlegel, K. A. Schmid, Lehrgedichte von Zernitz und einer Reihe von Dichterlingen, Uzens „Lobgesang des Frühlings“, Schäfergedichte von Straube und Gellert und Fabeln vom Herausgeber selbst (z. B. 1743 S. 385): ein Gemisch von Geistlosem und Witzigem, Plattem und Phantasiereichem, Schlechtem und Gutem.

Die Belustigungen sind das wichtigste litterarhistorische Denkmal für das

erste Aufstreben der entbundenen Kräfte aus dem Banne platter Nüchternheit, für den beginnenden Kampf der Phantasie um die ihr vorenthaltene bevorzugte Stellung in der Dichtung. Während sich aber Gottsched, anfangs noch ohne Ahnung davon, daß die schaffende Jugend Leipzigs über ihn hinauswächst, immer schroffer in den engen Grenzen seiner Anschauungen über Poesie und Litteratur hält, scheint S. durch den steten Umgang mit der revolutionären Dichterjugend wenigstens die Berechtigung des entgegengesetzten Standpunktes zugestanden zu haben: er nimmt Stücke im englischen Geschmacke auf, er läßt Fragen zu über die Grenzen der dichterischen Phantasie, ja es war gewiß nicht im Sinne des Meisters gesprochen, wenn er sich in der Vorrede zum dritten Bande in dem Bestreben, eine Vermittelung zwischen der „leichten und fließenden" und der „schweren und körnigten" Schreibart herbeizuführen, zu dem Satze versteigt: „Indessen können sie doch alle beide wahrhafte Liebhaber des guten Geschmackes sein und ein jeder in seiner Art wirkliche und große Schönheiten haben". Die Kunstrichter, setzt er später auseinander, seien auch noch uneins, welche Schreibart das meiste Lob verdiene, und die Zeitschrift wäre kein Werk einer besonderen und geschlossenen Gesellschaft, welche zu einer gewissen Fahne geschworen hätte. Allein einerseits war S. viel zu eng an die Person Gottsched's und an die Interessen des Breitkopf'schen Verlages gebunden, andererseits war er geistig nicht vermögend genug, um sich mit den jüngeren Kräften, welche durch die Begründung der „Bremer Beiträge" eine völlige Loslösung von Gottsched herbeigeführt hatten, zu aufstrebender That verbinden zu können. Ein Genosse nach dem andern fiel endlich von ihm ab, bis er sich genöthigt sah, die Zeitschrift, welche inzwischen auf acht Bände herangewachsen war, im Juni 1745 zu schließen.

Neben jenem idealen Ziele hatte jedoch diese Monatsschrift wenigstens anfangs auch die Aufgabe, in dem ausgebrochenen Litteraturstreite ein gewichtiges Wort zu reden. Hier erschienen gleich im ersten Bande Gottsched's „Deutscher Dichterkrieg", Pitschel's „Anmerkungen über das Ergänzungsstück zur Vorrede von dem Trillerischen neuen Fabelwerke", eine „Nachricht von einem geretteten deutschen Heldengedichte", alles satirische Ausfälle wider die Schweizer, welche im Zusammenhange mit den versteckteren Anzüglichkeiten und den maßlosen Lobeshymnen auf Gottsched die Zeitschrift bald in den Augen der Gegner als Parteiorgan und selbst als eigentliches Kampfobject erscheinen ließen.

Vor allem fahren die Schweizer mit theilweise niedriger und unwürdiger Weise in ihrer „Sammlung critischer, poetischer und andrer geistvollen Schriften" auf den „großen Wahrsager und Zeichendeuter S." los, der das Aufnehmen der deutschen Musen mit der Ausbreitung des Breitkopf'schen Verlages geschickt zu verbinden gewußt habe. In dem „Complot der herrschenden Poeten" tritt S. als der muthige Jüngling „Waschbe" für Gottsched ein. Unter den Gegnern in Deutschland bewahren die Göttingischen Zeitungen die maßvollste Haltung; schärfer werden Rost im Vorwort zu König's Gedichten, namentlich aber Pyra und Liscow. Der erstere schrieb über die „Gottschedianische Secte" welche den Geschmack verderbe, zwei Broschüren, in denen S. als der „Pflegevater so vieler Verse" verhöhnt wird, und geradezu vernichtend sind Liscow's Ausfälle in der Vorrede zu Heineken's Longin: An den Belustigungen habe kein rechtschaffen gelehrter, kluger und angesehener Mann in Deutschland Antheil; sie seien bloß das Werk einiger jungen und unbekannten Magister und Studenten aus der Gottsched'schen Schule. Freilich scheuen sie sich nicht Leute, die mit ihnen nichts zu thun haben, in den Verdacht zu bringen, als wären sie von ihrer Bande. Es wären „kindische, schülerhafte, possierliche, platte und manchmal abenteuerliche Aufsätze", die der Welt als Proben des deutschen Witzes vorgelegt

würden. S. vertheidigt sich oft gar nicht, häufig mit recht schwachen Ausflüchten. Ja, er nimmt nicht nur Stücke auf, die den Lehren Gottsched's geradezu widersprechen, sondern auch solche, in denen die schalkhaften Belustiger den Dichtermonarchen auf versteckte Weise satirisch angehen. Pyra, dem er noch am meisten in die Einzelheiten folgt, bietet er einen Platz in den „Belustigungen“ an, damit er selbst zur Verbesserung des Geschmackes oder zur Verbreitung desselben beitrage. Aus einem Briefe Ebert's an Hagedorn geht hervor, daß S. mit Gottsched's Haltung in dem Litteraturstreite durchaus nicht einverstanden war. Mit Unrecht schreibt ihm daher auch die Litteraturgeschichte noch bis auf den heutigen Tag auf ältere Vermuthungen hin das zweifelhafte Verdienst der Abfassung zweier Pasquille zu: „Neuer critischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf 1744“ und „Volleingeschanktes Tintenfäßl“ (Kufstein 1745). Schon der eine Umstand, daß S. als Magdeburger die Tiroler Mundart gewiß nicht in dem Grade beherrschte, um sich derselben in Streitschriften mit Geschick bedienen zu können, macht jene Annahme unwahrscheinlich. Für die Autorschaft des im niederdeutschen Dialecte abgefaßten dritten Stückes des „Tintenfäßl“: „Standrede up T. P. Herrn Emanuel Pyra, Kanzler von Germanien“ ꝛc. liegt jedoch im Gottschedschen Briefwechsel ein klarer urkundlicher Beleg vom 27. November 1744 vor; hiernach hat kein andrer „der erwürgten Excellenz von Germanien“ die Leichenrede gehalten, als „Denso aus Stargard, der früher Mitglied der deutschen Gesellschaft war“. Für den Verfasser des Taschenalmanach und der übrigen Stücke des Tintenfäßl hielt Bodmer, der durch seine Spione von dem Treiben der Leipziger gewöhnlich gut unterrichtet war, den Uebersetzer von Virgil's Aeneis, Christoph Schwarz aus Regensburg. S. war endlich auch eine durch die Verhältnisse viel zu gedrückte und zaghafte Natur, als daß er es gewagt hätte, mit derartigen Brandschriften hervorzutreten.

Mit der Auflassung der „Belustigungen“ hört sein thätiges Eingreifen in die Litteraturbewegung auf. Er hatte einen bescheidenen Theil an des Meisters zweifelhaftem Ruhme, aber er folgte ihm nicht in Schmach und Verachtung. Nichtsdestoweniger bleibt er ein treuer Freund und Mitarbeiter desselben. Er hatte sich an der Uebersetzung des von Frau Gottsched herausgegebenen Steele'schen und Addison'schen „Zuschauer“ (1739—43) betheiligt, dessen neunter Theil ganz von ihm herrührt; in den übrigen Bänden übersetzte er jene Stücke, die bei dem unterzeichneten Buchstaben nur einen Punkt haben. Zur Uebersetzung des Bayle'schen historisch-kritischen Wörterbuches (1741—1744) lieferte er dessen Leben von Desmaizeaux, dann die ersten Artikel sowie die Anmerkungen des Croze aus der Bibliothèque français; er nahm ferner Theil an der deutschen Ausgabe des Lucian (1745), an dem Wörterbuche der schönen Wissenschaften und freien Künste (1760) und lieferte für den Gottsched'schen „Büchersaal“ sowie für das „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ jene Anzeigen, welche bestimmt waren, den im Breitkopf'schen Verlage erschienenen Werken Empfehlungen mitzugeben.

Bei dieser umfangreichen und vielseitigen Thätigkeit ist es nicht zu wundern, daß S. gründlicheren Studien eigentlich niemals oblag. Er war Dilettant in der Wissenschaft wie in der Poesie. Seit dem Abgange Steinwehr's von Leipzig hatte er (1739—1742) ganz allein die neuen Zeitungen von gelehrten Sachen redigirt, aber wie es scheint, war man gerade mit der wissenschaftlichen Haltung des Blattes nicht zufrieden, weil sich Otto Menke veranlaßt sah, zur Fortsetzung desselben eine eigene Commission von sechs Fachmännern zu berufen. Seine am 31. März 1742 mit Johann Christian Götze abgehaltene Disputation („Unitas dei ex principiis philosophicis“) erhebt sich nicht über die in jener Zeit gangbaren logischen Spiegelfechtereien. Auch als Mitglied der von Gottsched 1752 ge-

gründeten Gesellschaft der freien Künste trägt er außer einem werthlosen Aufsatze ironischen Inhalts zur beabsichtigten Hebung der deutschen Wissenschaft nichts weiter bei als eine Abhandlung von den Ritterorden des churfächsischen Hauses. (Sammlung ausgesuchter Stücke, 1756 Band III S. 264.) Seine akademische Laufbahn war daher auch nur von geringen Erfolgen begleitet. Im Jahre 1736 war er Magister geworden, bei der Wahl für die 1745 erledigte Collegiatur des großen Fürstencollegiums innerhalb der sächsischen Nation wurde ihm auf Verwendung Manteufel's Professor Winkler, welcher der polnischen Nation angehörte, vorgezogen, wiewohl sich gerade S. um die Verherrlichung der Person Manteufel's durch Herausgabe der „Beschreibung der akademischen Jubelfeyer" (1743) Verdienste erworben hatte. Ob ihm wirklich eine Lehrstelle für deutsche Sprache an dem neu gegründeten Theresianum in Wien direct angeboten wurde, und ob er dieselbe wegen Unterordnung unter die Geistlichkeit und des unvermeidlichen Confessionswechsels in der That ausgeschlagen hat, geht aus Gottsched's Briefwechsel durchaus nicht, wie Danzel behauptet, unzweifelhaft hervor. Die betreffende Stelle des Briefes von S. an Gottsched, der sich damals in Karlsbad befand, lautet im Gegentheile (23. August 1749): „Es läßt sich daraus ziemlich muthmaßen, warum vielleicht der Herr Baron von Spaun in dieser Sache nicht an mich geschrieben hat. Er ist einer von denjenigen vernünftigen Katholiken, welchen es ein Greuel ist, daß die Herrn Geistlichen überall die Aufsicht und Regierung haben wollen und wird daher leicht eingesehen haben, daß die Einrichtung dieser neuen Stiftung so beschaffen ist oder sein wird, daß er seinem protestantischen Freunde nicht einmal die Eröffnung thun mögen, daß man dabei einige Absicht mit auf ihn gemacht habe. Sollte mir indessen noch künftig davon ein Antrag geschehen, so ist mein Entschluß bereits gefaßt, und ich werde mich kurz und gut dafür bedanken."

Erst im nächsten Jahre erhielt S. die Stelle eines Custos an der Universitätsbibliothek in Leipzig und damit auch aus dem Procuraturamte ein Stipendium von 30 Thalern als jährliche Besoldung; 1759 ward er Collegiat des kleinen, 1762 des großen Fürstencollegiums, 1765 endlich außerordentlicher Professor der Philosophie. Bei seinem geringen Einkommen ist es begreiflich, daß seine schriftstellerische Wirksamkeit immer mehr dem Brote nachging und darum auch eines inneren Zusammenhanges ermangelte. Auf ein „Verzeichnis der Bücher, welche bei A. B. Martini zu haben sind" (1745), das er mit einigen litterarischen Anmerkungen versah, folgte die Uebersetzung: „Lehren der Weisheit bei den Fehlern der Menschen" (1746), dann die „Neue Staatshistorie" (1746 und 1747) u. A. Die Herausgabe von Morhof's: „Polyhistor, sive de notitia auctorum et rerum commentarii", des ersten Grundrisses einer allgemeinen Litteraturwissenschaft (Editio quarta, Lubec. 1747), scheint noch auf die in der Deutschen Gesellschaft erhaltenen Anregungen unmittelbar zurückzugehen. Mit der Uebersetzung des 10. Theiles der Predigten Saurin's, der im Gottsched'schen Kreise als der französische Cicero galt, wollte er seinen Beitrag zur Hebung der deutschen Beredsamkeit leisten. Andere Prosaschriften, wie Joh. Ad. Hoffmann's „Politische Anmerkungen von der wahren und falschen Staatskunst", welche er in dritter Auflage herausgab (1762), sowie dessen „Zwei Bücher von der Zufriedenheit" (1760) gehören zu jenen Schriften, welche von Gottsched nach ihrer Verbesserung, als in musterhaftem Deutsch geschrieben, angepriesen wurden. Und noch einmal mußte damals der treue Schildknappe für seinen Ritter in den Kampf. Die Gottsched'sche „Sprachkunst" hatte neben anderen Flugschriften auch den Rector zu Lüneburg Johann Michael Heinze zum Widerspruch erweckt, worauf denn S., der grammatische Beirath, unter dem Namen Kunze (Ch. Kunzens Beleuchtung einiger Anmerkungen über Herrn

Professor Gottscheds teutsche Sprachlehre von J. M. Heinze. Brandenburg 1760) mit einer wenig glücklichen Entgegnung in die Schranken trat.

Nach Gottsched's Tode (1766) leitete S. mit Ludovici die Gesellschaft der freien Künste. Allein dieselbe ging immer mehr ein. S. hatte weder das Ansehen noch den Eifer des früheren Präsidenten. Nach einigen Jahren wurde die Gesellschaft aufgelöst, ihre Bücher und einige seltene altdeutsche Handschriften kamen in die königliche Bibliothek zu Dresden. Die Herausgabe anderer fremder Schriften und namentlich die zahlreichen Uebersetzungen stehen meist außerhalb der litterarischen Bestrebungen jener Zeit. Die pädagogische Litteratur nimmt allerdings auch jetzt noch, wie vordem, sein Hauptinteresse in Anspruch: Außer mehreren französischen, für Deutschland zugerichteten Arbeiten, besonders denen der Frau Maria le prince de Beaumont, übersetzte er Rousseau's „Aemile“ (IV Theile 1762) sowie Locke's „Gedanken von der Erziehung“ (1761) und begleitete beide Werke mit Anmerkungen. Das „junge“, sowie das „wohlerzogene“ Frauenzimmer erhalten „nöthige Unterweisungen“, der Kaufmann „Anleitungen zum Briefwechsel“ und eine Reihe rein mercantiler Schriften. Unter den geschichtlichen und politischen Werken erlangte wohl die Uebersetzung von Bielfeld's „Staatskunst“, an deren ersten beiden Theilen auch Gottsched einen Antheil hatte, den größten Leserkreis. Ferner gab er Benj. Hederich's mythologisches (1770) und deutsch-lateinisches Wörterbuch (1775) heraus, dann Joh. Jacob Schatzens Lehrbücher der Geographie sowie dessen erläuterten Homannschen Atlas (III Theile 1763) und übersetzte den größten Theil der Sammlung aller Reisebeschreibungen, die zu Leipzig in 21 Quartbänden (1747—1774) erschienen. Nimmt man noch die Uebersetzungen der naturwissenschaftlichen Lehrbücher (Rollin 1768), der Abhandlungen Perrault's, Charas' und Dodart's (3 Bände 1757) hinzu, sowie seinen Antheil an der Uebersetzung von Buffon's Naturgeschichte, so ergibt sich ein Bild reichster und mannigfaltigster Thätigkeit, der eine Anerkennung nicht versagt werden kann. Gewiß war die ursprüngliche Triebfeder dieses Schaffens in dem idealen Streben zu suchen, welches die Gottsched'schen Kreise beherrschte, dem deutschen Volke auf den verschiedensten Bildungsstufen Kenntnisse des praktischen Lebens und Ergebnisse der Wissenschaften in deutscher Sprache zugänglich zu machen und auf diese Weise zur geistigen Befreiung der Nation von dem Auslande beizutragen; und in der Reinheit und formalen Handhabung der Sprache hat S. für seine Zeit in der That Achtungswerthes geleistet. Allein in späteren Jahren trat jenes ideale Motiv vor der Berechnung immer mehr zurück, und S. sank zu einem Factotum des Breitkopf'schen Verlages herab. Er galt als knauserig und geizig, und als er am 12. April 1784 starb, hatte er der deutschen Gesellschaft die für jene Zeit namhafte Summe von 800 Thalern vermacht. Es ist, als ob er mit diesem Vermächtnisse eine Sühne beabsichtigt hätte. Der Mammon sollte in den Dienst jener idealen Sache gestellt werden, von welcher er ihn entrückt hatte. Aber das Bußgeld war falsch verwendet, die Gesellschaft hatte sich überlebt, und das Vermächtniß beweist nur, daß S., dessen Zeitschrift einst zeigen sollte, was deutscher Geist vermag, dem siegreichen Fortschreiten der deutschen Litteratur kein Verständniß mehr entgegen bringen konnte.

Gewiß lassen sich von jenen Männern, welche den Stab des viel verspotteten Geschmacksdictators Gottsched bildeten, keine geistigen Großthaten erzählen; aber durchdrungen von der Idee einer geistigen Erhebung des deutschen Volkes haben sie mit dem vollen Einsatze ihrer beschränkten Mittel eine Summe von Einzelleistungen zustande gebracht, deren Bedeutung für den unmittelbar folgenden Aufschwung der deutschen Litteratur heute nicht mehr verkannt wird. Und S. ist der Eifrigsten und Ausdauerndsten einer. Aber sein Leben ist gewissermaßen auch ein Bild im Kleinen für die ohnmächtige Abhängigkeit des geistigen Lebens

seiner Zeit. Er war keine selbstständige Natur, und unter der Ungunst äußerer Verhältnisse mußten sich die angeborenen Schranken seines geistigen Wesens noch immer mehr verengen. So war er denn frühzeitig unter die Herrschaft einer zweifelhaften geistigen Größe gerathen, die ihm Richtung und Ziel gab, und deren Einfluß er sich nie ganz entwinden konnte. Gustav Waniek.

Schwabe: Johann Friedrich Heinrich S., Theologe, wurde am 14. März 1779 zu Eichelborn, einem Weimarischen, zwischen Weimar und Erfurt gelegenen Dorfe, als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Dieser, ein wackerer, hochgeachteter Mann, der 1786 die größere Pfarrei Wolferstedt bei Allstedt erhielt, unterrichtete den Knaben bis zur Confirmation selbst und erweckte früh in ihm die Neigung zum geistlichen Stande. Im April 1792 bezog der junge S. wohl vorbereitet das Gymnasium zu Eisleben und im Herbst 1796 die Universität Jena. Hier beschränkte er seine Studien nicht auf die Theologie, sondern dehnte sie auch auf Philosophie, Philologie, Geschichte und Naturwissenschaften, namentlich die Mineralogie, aus. In die praktischen Disciplinen der Theologie führte ihn in den akademischen Ferien sein Vater ein. Nachdem er im Jahr 1800 vor dem Oberconsistorium zu Weimar die Candidatenprüfung bestanden, auch im November dieses Jahres von der philosophischen Facultät zu Jena das Doctordiplom empfangen hatte, erwarb er im Januar 1801 durch eine Probevorlesung über das carmen seculare des Horaz und eine mineralogische Dissertation das Recht, als Privatdocent in Jena sich niederzulassen, wovon er auch Gebrauch machte. Aber bereits im Februar 1802 erhielt er die Landpredigerstelle zu Wormstedt zwischen Jena und Auerstedt, und fast zwanzig Jahre lang hat er dieselbe versehen. Im Juni 1803 verheirathete er sich mit Sophie, Tochter des Stadtpfarrers Müller zu Eisleben. Die Kriegsjahre brachten ihm manches Ungemach; so erlitt er am 14. October 1806 eine vollständige Plünderung durch die Franzosen und im Herbst 1813 eine theilweise durch die von Leipzig anrückenden Russen. Doch hat er später auf diese Wormstedter Jahre am liebsten zurückgeblickt. „Es war die Zeit der schönsten Jugendblüthe, der ausgebildetsten Kraft und einer beglückenden Wirksamkeit.“ Sein Interesse für das ländliche Unterrichtswesen, wie für die Landwirthschaft trugen dazu bei, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, und die Fortführung seiner Studien füllte die Stunden der Muße. „Das eigentliche Predigerleben in allen seinen schönen Beziehungen“, meint er, „kann man nur auf dem Lande kennen lernen. Wenn nur die Pfründe nicht ganz dürftig und der Inhaber auch bei Antritt derselben nicht ganz arm und überdem ein Mann nach dem Herzen Gottes ist; auf dem Lande muß die Zufriedenheit gefunden werden, wenn irgendwo; hier muß sich der Segen des Predigtamtes offenbaren, wenn es überhaupt solchen geben soll.“ Das Amt eines Oberpfarrers und Superintendenten zu Neustadt an der Orla, das er am 14. October 1821 übernahm, brachte ihn in neue Verhältnisse; die Thätigkeit des Seelsorgers trat hinter den Ephoralgeschäften zurück; 36 Geistliche und 60 Schulen waren ihm nun unterstellt. Um so mehr war er bemüht, neben den Aufgaben der Verwaltung als Prediger zu wirken. Der Beifall, den er fand, veranlaßte seine Berufung als Hofprediger, Oberconsistorialrath und Verwalter der milden Stiftungen nach Weimar, wohin er am 24. April 1827 übersiedelte. Im Juni 1833 folgte er einem Rufe als Prälat, Oberconsistorialrath, Superintendent der Provinz Starkenburg und Oberpfarrer zu Darmstadt. Hier war ihm jedoch keine lange Wirkungszeit beschieden, denn bereits am 29. December 1834 starb er nach mehrwöchentlichen schweren Leiden, thätig bis zum letzten Lebenstag. Er war Rationalist im besten Sinne des Wortes, ein begabter Kanzelredner, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter, ein wohlwollender Vorgesetzter.

Selbstbekenntnisse, den sämmtlichen Amtsbrüdern im Großherzogthum Hessen statt eines Hirtenbriefes gewidmet. Darmstadt 1833. 8. — Nekrolog in der Großherzoglich Hessischen Zeitung 1835, Nr. 16, S. 79. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. XII (1834). II, 1072—1080. — Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen II, 670—672. An letzteren beiden Stellen sind auch seine zahlreichen, meist kleineren Schriften aufgezählt. Arthur Wyß.

Schwabe: Johann Samuel Gottlob S., Philologe und Schulmann von 1746—1835. Er wurde als der Sohn des Pfarrers Daniel Gottlieb S. in Nieder-Roßla bei Weimar am 27. November 1746 geboren, erhielt seine Vorbildung zuerst durch Privatunterricht, dann von 1762—1765 in der Prima des Weimarischen Gymnasiums und studierte dann 5 Jahre lang in Jena vornehmlich Philologie. Schon während seiner Studienzeit veröffentlichte er eine Abhandlung „De Thoro veterum Germanorum deo" und eine Uebersetzung des Theokrit, auch wurde ihm im letzten Halbjahre die Abhaltung von Vorlesungen über Horaz gestattet, obwohl er noch nicht promovirt hatte. Im Mai 1770 wurde er als Accessist an der herzoglichen Bibliothek und dem Münzcabinet in Weimar angestellt, gab aber diese Stellung, deren Aufgaben seinen Neigungen in besonderem Maße entsprachen, wegen der Kärglichkeit der Besoldung (100 Gulden) 1774 auf und übernahm das Rectorat der Lateinschule in Buttstädt. In dieser bescheidenen Stelle, deren Arbeitslast eine überaus große war, hat er 12 Jahre lang ausgehalten, auch mehrfach an ihn ergangene Rufe zur Leitung größerer Anstalten abgelehnt in der Hoffnung, einmal an das Gymnasium in Weimar übertreten zu können. Dieser Wunsch erfüllte sich endlich, als er im Jahre 1786 zum Conrector seines heimathlichen Gymnasiums ernannt wurde. In diesem Amte ist er alsdann bis zu seinem Uebertritte in den Ruhestand — Johannis 1824 — verblieben, als Lehrer wie als Gelehrter hochangesehen, durch Orden und Würden geehrt: 1820 wurde ihm der Titel Schulrath verliehen, 1824 promovirte ihn die philosophische Facultät in Jena honoris causa zum Doctor der Philosophie. Er starb in Weimar am 20. September 1835. — Schwabe's wissenschaftlicher Ruf beruht vornehmlich auf seinen vortrefflichen Arbeiten zu Phaedrus. Schon von Buttstädt aus hatte er 1781 eine Ausgabe dieses Dichters erscheinen lassen, der 1806 eine zweite vollständigere und mit kritischem Apparate versehene folgte. Die in dieser niedergelegten Ergebnisse seiner Studien sind dann in die Londoner Ausgabe von Valpy (1822) und in die Pariser Ausgabe von Gail (1826) übergegangen. Die zahlreichen kleineren Arbeiten Schwabe's über die verschiedensten Gegenstände sind vorwiegend in den Schulschriften von Buttstädt und Weimar, sowie in Zeitschriften niedergelegt; besondere Erwähnung verdient die Ausgabe der Eklogen des Theodulus, welche 1773 erschien.

Selbstbiographie im Programm des Gymnasiums in Weimar 1820. — N. Nekrolog d. D. XIII, 1835, S. 781—788, wo sich von S. 786 an ein vollständiges Schriftenverzeichniß findet. R. Hoche.

Schwabe: Ludwig Wilhelm S., Historiker, geboren am 16. Juli 1861, † am 2. Januar 1891. S. wurde als Sohn des Diakonus Wilhelm Schwabe zu Theuma bei Plauen i. V. geboren. Im Jahre 1864 kam er nach Kamenz in der sächsischen Oberlausitz, wohin sein Vater als Pastor Primarius versetzt wurde. Auf der dortigen Bürgerschule vorgebildet, bezog er zu Michaelis 1873 die Realschule I. Ordnung zu Leipzig, an welcher er zu Ostern 1880 die Maturitätsprüfung bestand. Er ließ sich um dieselbe Zeit an der Leipziger Universität inscribiren, bereitete sich aber zunächst noch privatim für eine Nachprüfung an einem sächsischen Gymnasium vor und bestand sie zu Michaelis 1881 am Leipziger Nicolaigymnasium. Seitdem wandte er sich haupt-

sächlich historischen Studien zu, als deren erste Frucht wir seine Dissertation zu begrüßen haben, die unter dem Titel: „Studien zur Geschichte des zweiten Abendmahlstreites" im Jahre 1886 zu Cöthen erschien und von der wissenschaftlichen Kritik wohlwollend aufgenommen wurde, obwohl sie den Grundgedanken von Schwabe's Ausführungen, daß „die antipapale Wendung des zweiten Abendmahlstreites recht eigentlich eine Frucht des Interdicts über Anjou und Tourraine gewesen sei" als eine zu weit ausgedehnte Lieblingsidee bezeichnete. (Vgl. Historische Zeitschrift 59 = N. F. 23, 1888, S. 534—535. Literar. Centralblatt, 1887, Nr. 45, Sp. 1525—1526.) Im Jahre 1884 erhielt S. eine Anstellung als Privatsecretär beim Professor Freiherrn Karl von Richthofen zu Berlin, dem er bei der Fertigstellung seiner „Untersuchungen zur friesischen Rechtsgeschichte" an die Hand zu gehen hatte. S. blieb in dieser Stellung 2 1/4 Jahr und lebte dann kurze Zeit im Elternhaus, bis er zu Ostern 1887 als Beamter an das königlich sächsische Hauptstaatsarchiv berufen wurde, als dessen Secretär er am 2. Januar 1891 starb. In Dresden hatte sich S. hauptsächlich mit der Geschichte der Reformation und ihrer Folgen beschäftigt. Leider hat er nur einen Theil seiner wissenschaftlichen Pläne verwirklichen können. Im „Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde" veröffentlichte er folgende Aufsätze: „Heirathspläne König Erichs XIV. von Schweden" (Bd. IX. 1888), „Kursachsen und die Verhandlungen über den Augsburger Religionsfrieden" (Bd. X. 1889) und „Kursächsische Kirchenpolitik im dreißigjährigen Kriege" (1619—1622) (Bd. XI. 1890). Ein von S. im königlich sächsischen Alterthumsverein zu Dresden gehaltener Vortag über „Herzog Georg, ewiger Gubernator von Friesland", erschien erst nach seinem Tode im 12. Bande des „Archivs" (S. 1—26). Seine letzte vollendete Arbeit über den Wiedertäufer Hans Denk kommt im 12. Bande der Briegerschen „Zeitschrift für Kirchengeschichte" zum Abdruck. In seinem Nachlasse haben sich größere Bruchstücke einer Arbeit über Thomas Münzer, für den sich S. lebhaft interessirte, sowie einige kleinere Studien über die Waldenser gefunden. Ferner plante er ein größeres wissenschaftliches Werk, welches das urkundliche und actliche Material zur Geschichte Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen enthalten sollte. Seine Vorarbeiten dazu werden im Dresdner Hauptstaatsarchiv aufbewahrt. — In amtlicher Hinsicht zeichnete sich S. durch Pflichttreue und stete Bereitwilligkeit, wissenschaftliche Bestrebungen zu unterstützen, vortheilhaft aus. Persönliche Liebenswürdigkeit und gesundes, treffendes Urtheil, namentlich über poetische Werke, machten seinen Umgang anziehend und anregend.

Nach persönlichen Erinnerungen, der „vita" am Schluße der Dissertation und einer brieflichen Mittheilung des Bruders Dr. Ernst S. in Gohlis bei Leipzig. Vgl. den Nekrolog im „Dresdner Journal" vom 5. Januar 1891, dessen falsche biographische Angaben vorstehender Artikel berichtigt.

H. A. Lier.

Schwabe: Siegmund S. s. Suevus.

Schwabe: Karl Ritter S. von Waisenfreund, Staatsbeamter, geboren zu Wien am 20. Mai 1827, † zu Oberweis am 24. September 1875. Als Sohn des um die Gründung des Wiener Wittwen- und Waiseninstituts hochverdienten Hofrathes Vincenz S. v. W. (1783—1847) trat er, nach zurückgelegten rechts- und staatswissenschaftlichen Studien im J. 1850 in den Staatsdienst ein und war fast ausschließlich in verschiedenen Zweigen der Finanzverwaltung thätig. Insbesondere war er an den schwierigen Verhandlungen über die Auseinandersetzung mit Ungarn im J. 1867 betheiligt, für welche er die finanzstatistischen Unterlagen für die Regelung des Staatsschuldenwesens zu bearbeiten hatte. Auf die Creditverhältnisse Oesterreichs hatte er überdies durch

seine Stellung als landesfürstlicher Commissär bei der österr.-ungar. Bank und durch seine Beziehungen zu der Bodencreditanstalt eine Zeitlang großen Einfluß. 1873 wurde er auch in die Centralleitung der aus Anlaß der wirthschaftlichen Krise eingerichteten staatlichen Vorschußkassen berufen. Außer einigen kleineren Schriften über die Hypothekarcreditabtheilung der Nationalbank (1856) und über die österreichische Valuta- und Bankfrage (1861 und 1862) hat er ein größeres Werk „Versuch einer Geschichte des österreichischen Staatscredits- und Schuldenwesens" 1860 hinterlassen, welches insbesondere für die Zeit des 18. Jahrhunderts bis vor kurzem nahezu die einzige Quelle für die Kenntniß der älteren Zustände des österreichischen Finanzwesens war.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, 32. Theil, 1876. — Neue Freie Presse vom 29. September 1875. Inama.

Schwäbl: Franz Xaver v. S., Bischof von Regensburg, geboren zu Reißbach in Niederbaiern am 14. November 1778, † zu Regensburg am 12. Juli 1841. Er war der jüngste Sohn und das zweitjüngste von 22 Kindern eines Bäckers, der starb, als S. zehn Jahre alt war. Er besuchte von 1788 an das Gymnasium zu Salzburg, wo sich ein mit ihm verwandter Geistlicher seiner annahm, dann 1796—98 das Lyceum zu München, wo er sich durch Privatstunden unterhielt. 1798 wurde er in das Holzhauser'sche Seminar zu Ingolstadt aufgenommen. 1800 siedelte er mit der Universität nach Landshut über, wo er sich besonders an Sailer (s. A. D. B. XXX, 178) anschloß. Am 30. August 1801 zu Regensburg zum Priester geweiht, feierte er am 13. September in seiner Heimath seine Primiz, bei der Sailer die Predigt „über den Geistlichen des 19. Jahrhunderts" (Werke 20, 295) hielt. Er war dann einige Jahre Hülfsgeistlicher zu Landshut und in dem nahen Dorfe Adlkofen und Gymnasiallehrer in Landshut. Von 1805 bis 1822 war er Pfarrer in Oberviehbach bei Landshut. Ein pflichttreuer Seelsorger, bereitete er zugleich mit seinem Caplan immer zehn bis zwölf Knaben für das Gymnasium vor. In dieser Zeit verfaßte er außer Artikeln für das Kapler'sche „Magazin für Religionslehrer" mehrere Jugend- und Erbauungsschriften, die eine große Verbreitung fanden, u. a.: „Kleine Hauslegende", 1807 (6. Aufl. 1847); „Parabeln", 1813 (7. Aufl. 1832); „Geschicht-Predigten", 2 Theile, 1819 (2. Aufl. 1831); „Der christliche Seelensorger, in Primizpredigten dargestellt", 1816. — 1822 wurde er auf die Empfehlung des damaligen Kronprinzen, des spätern Königs Ludwig I., der ihn im Bade Brückenau kennen gelernt hatte, Domcapitular in München. Als Sailer's Nachfolger als Bischof von Regensburg, M. Wittmann, noch vor der Präconisation am 8. März 1833 gestorben war, ernannte König Ludwig schon am 11. März S. „als Sailer's ältesten (noch lebenden) Schüler" zu seinem Nachfolger. Er wurde am 15. Mai präconisirt, am 26. Mai von dem Erzbischof zu München consecrirt, am 1. Juni zu Regensburg inthronisirt. Am 2. September 1837 hielt er schöne Ansprachen bei der Einsegnung der Monumente Sailer's und Wittmann's im Dome zu Regensburg (abgedruckt in E. v. Schenk's „Charitas für 1838", S. 313). Er wirkte als Bischof ganz in ihrem Geiste. Besonders ließ er sich die Hebung des Klericalseminars und die Förderung der Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten seiner Diöcese angelegen sein. Unter seinen 1842 von J. Lipf gesammelt herausgegebenen „Hirtenworten" ist das „Sendschreiben an die Bisthumsgeistlichkeit über die Wohlthätigkeitswerke des Klerus und über die Bedürfnisse der Klericalbildung", 1836, besonders bemerkenswerth. — Die letzten Wochen seines Lebens wurden S. in eigenthümlicher Weise verbittert. Ende 1840 und Anfang 1841 hielt der Prediger an der Hofkirche von St. Michael in München, Anton Eberhard eine Reihe von Predigten über die Ehe mit maßlosen Ausfällen gegen die Protestanten; sie wurden auch gedruckt.

Auf Ersuchen des Ministeriums schrieb S. am 20. April 1841 einen freundlichen Brief an ihn, um ihn „vor einer Richtung zu warnen, welche die Kirchenlehre auf eine unwürdige Weise vertrete und an den maßlosen Eifer der Donner-Söhne (Luc. 9, 54) erinnere". Der Brief wurde ohne Schwäbl's Vorwissen in Abschriften und lithographirt verbreitet und von Eberhard in einem (gleichfalls lithographirt verbreiteten) Schreiben beantwortet, worin es u. a. heißt: „die bessere Richtung des kirchlichen Sinnes werde über jene Männer (der Sailer'schen Richtung) hinwegschreiten und sie stehen lassen." Zugleich wurde S. ein anonymer Brief von „mehreren Bürgern der Residenzstadt" zugesandt, in welchem er als „Wolf im Schafskleide" angeredet wird, und ein falscher zweiter Brief von S. an Eberhard in den Zeitungen veröffentlicht; der echte Brief, vom 19. Mai, ganz kurz und sehr milde, wurde erst nach seinem Tode bekannt. Nach dem Erscheinen der Trauerrede Diepenbrock's sprachen der Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten von München ihren Unwillen über die Angriffe auf S. aus.

M. Diepenbrock, Trauerrede auf Fr. X. v. S., 2., verm. Aufl., 1841. — Rheinwald's Repertorium 1842, 39, 280. — Berliner Kirchenzeitung 1841, Nr. 22, 41, 47, 57, 67. — J. H. Reinkens, Melchior v. Diepenbrock, 1881, S. 156, 201. Reusch.

Schwägrichen: Christian Friedrich S., Botaniker, geboren zu Leipzig am 16. September 1775, † ebendaselbst am 2. Mai 1853. Einer Leipziger Kaufmannsfamilie entstammend, deren letztes Mitglied er war, genoß S. seine Schul- und Universitätsbildung in seiner Vaterstadt, wurde dort 1799 Magister, habilitirte sich und promovirte als Dr. med. Bereits 1802 erhielt er die Professur für Naturgeschichte, 1806 die für Botanik und wurde 1819 Beisitzer der medicinischen Facultät. 1837 legte er die Direction des botan. Gartens in die Hände des Pilz- und Farnforschers Gustav Kunze (s. A. D. B. XVII, 400) nieder und trat 1852 ganz aus dem öffentlichen akademischen Leben zurück. Ein unheilvoller Sturz von der Treppe führte im 78. Lebensjahre seinen Tod herbei. — Schwägrichen's Arbeitsfeld in der Botanik waren die Moose. Nachdem er 1799 die beiden ersten Theile von: „Topographiae botanicae et entomologicae Lipsiensis specimen" veröffentlicht hatte, denen 1806 ein letzter Theil, die inzwischen neu gefundenen Pflanzen enthaltend, gefolgt war, widmete er sich ganz seinen Lieblingsgewächsen. 1801 gab er die von Joh. Hedwig hinterlassenen Beschreibungen der Laubmoose heraus und ließ von 1811—14 als Fortsetzung derselben 3 Supplemente erscheinen, die in 6 Bänden mit 300 colorirten Tafeln herauskamen. Außerdem unternahm er 1830 in der von C. L. Willdenow besorgten vierten Ausgabe der Linné'schen „Species plantarum" die Fortsetzung der Bearbeitung der Moose und schrieb selbständig eine Synopsis der Lebermoose: „Historiae Muscorum hepaticorum prodromus", die 1814 mit 1 color. Tafel erschienen ist. Einzelbeschreibungen von Lebermoosen aus Schwägrichen's Feder enthalten die Jahrgänge 1839, 40, 44 und 45 der Zeitschrift Linnaea.

Bot. Ztg. 1853. — Pritzel, thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Schwalbach: Johann Georg S. (Swalbacius), protestantischer Dramatiker des 17. Jahrh. Er stammte aus Würzburg (Herbipolita) und war 1614—18 Lehrer an dem 1612 gegründeten Gymnasium zu Speier, wurde dann Conrector Oettingen und kehrte 1625 in gleicher Eigenschaft an die Schule zu Speier zurück. 1634 ward er als Rector nach Worms berufen und scheint dort nach 1637 gestorben zu sein. 1617 veröffentlichte er ein lateinisches Schuldrama, für das der Einfluß des Straßburger akademischen Theaters maßgebend war: „Antipater. Tragoedia nova desumpta ex Josephi Antiquitatum Judaicarum libr. 16 et 17." Spirae 1617. 8°. Den Gegenstand des figurenreichen und mit lebendiger und sentenzenreicher Rhetorik durchgeführten Stückes bilden die blutigen Greuel der letzten

Jahre des Tyrannen Herodes, die tückischen Ränke seines Sohnes Antipater wider seine Stiefbrüder Alexander und Aristobul. Die verwickelte Handlung ist nicht übersichtlich genug zusammengedrängt; der Titelheld ist kein entschlossener energischer Bösewicht, sondern wird zumeist von schlechten Rathgebern zu seinen Verbrechen bestimmt, auch tritt er gegen Herodes, dessen Tod den Beschluß macht, in den Schatten. Im 4. Act nehmen die unschuldig zur Hinrichtung Verurtheilten beweglichen Abschied von ihren Frauen und Kindern. Im 5. senden die Furien Conscientia zu Herodes. Die zum Theil nach Daniel Cramer's Vorbild gereimten Chorlieder werden von den personificirten Tugenden und Lastern gesungen. — Außerdem schrieb S. 1) „Pelecanographia. epos sacrum de incarnato et circumciso verbo divino, vero humani generis pelecano". Spirae 1614. 8°, ein lateinisches Epos über die Geburt Christi, 2) „Tractatus de ciconiis, gruibus et hirundinibus eorumque hybernaculis". Spirae 1630, 3) „Kurtze Philosophische und Astronomische Bedencken. Auß anleitung der großen Sonnenfinsternuß Anno 1630 im Mayen". Speyer 1630, 4) „Natürlicher vnd wolgegründter Bericht Von der gefährlichen vnd beschwerlichen Vereinigung Saturni Martis 1634, den 17./27. October". Heylbronn 1633. 4°.

Goedeke, Grundriß² II, 146. — G. Jäger, Schulprogramm von Speier 1835. — Ad. Becker, Beiträge zur Geschichte von Worms 1880 S. 121. — J. M. König, Reformationsgeschichte von Speier S. 192 nennt S. einen gewesenen Jesuiten. — Ueber die Schulkomödie in Speier vgl. F. X. Remling, Der Retscher in Speier 1859 S. 29. — Für die biographischen Angaben bin ich Herrn Studienrector Ohlenschlager zu Dank verpflichtet. J. Bolte.

Schwämlein: Georg Christoph S., Schulmann und Dichter, wurde am 25. September 1632 zu Nürnberg als der Sohn eines „teutschen Schulmeisters" geboren, besuchte das Egidien-Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte darauf in Wittenberg und Jena Theologie. Seine Mittellosigkeit gestattete ihm nicht, seine Studien zu vollenden, und so kehrte er schon vor der Zeit nach Nürnberg zurück und übernahm hier das Amt eines Schulcollegen an der Schule zu St. Jacob. Seit 1670 Rector derselben, starb er am 4. November 1705. Als Studiosus der Theologie versuchte er sich mehrfach in geistlichen Liedern; zwölf derselben sind bekannt geworden und auch (1659—1661) als Einzeldrucke veröffentlicht. Davon erlangten „Meinen Jesum ich erwähle" und „Aus der Tiefen rufe ich zu dir" schon 1677 Aufnahme in das Nürnberger Gesangbuch.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes ꝛc. III, 522. Fr. Brümmer.

Schwan: Christian Friedrich S. ist am 12. December 1733 zu Prenzlau, wo sein Vater Buchhändler war, geboren. Nachdem er in Halle und Jena Theologie studirt hatte, begann er in den verschiedensten Stellungen ein unruhiges und wechselvolles Wanderleben. Wir finden ihn 1758 als Corrector der Akademie in St. Petersburg, 1762 als Auditeur bei dem Regiment des Prinzen Georg von Holstein-Gottorp, 1763 in derselben Stellung in preußischem Dienst, 1764 als Schriftsteller in Holland. Hier veröffentlichte er „Anecdotes russes ou lettres d'un officier allemand". Eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes mit Anmerkungen gab er 1765 in Frankfurt a./M. heraus. Ebendort legte er durch seine Vermählung mit der ältesten Tochter des Frankfurter Buchhändlers Eßlinger am 17. August 1765 den Grund zu einer langen und glücklichen Ehe. Er übernahm die Buchhandlung, welche sein Schwiegervater in Mannheim besaß, und machte sein Haus in der kurpfälzischen Residenz bald zu einem Mittelpunkt des dort erwachten litterarischen Lebens. Besonders lebhaften Antheil nahm er an der Gründung und Pflege des Mannheimer Nationaltheaters. Unter seinen zahlreichen Schauspielen und Operntexten wurde der Kaufmann von Smyrna (Musik von Abbé Vogler) auch in weiteren Kreisen freundlich auf-

genommen. Er selbst ließ sich durch den Beifall, welchen der Mannheimer Localpatriotismus ihm spendete, über die bescheidenen Grenzen seiner dichterischen Kraft nicht täuschen und fand größere Befriedigung im Umgang und der Förderung wahrhaft schöpferischer Geister als in den eigenen Productionen. Unter den letzteren legte er mehr Werth auf die wissenschaftlichen Sammelwerke als die poetischen Kleinigkeiten. Mit besonderem Eifer ging er an die Herstellung französischer Wörterbücher, von welchen das größte 1792—98 in 7 Quartbänden erschien. „Trocken ist freilich die Arbeit", heißt es in den Dedicationsversen an einen Freund, „woran schon Jahre mich fesseln, Aber sie lohnt doch dem Geist mit mancher nützlichen Kenntniß. Muthig verfolg' ich die Bahn, die endlich zum Ziele mich führet." Um in der unablässigen litterarischen Thätigkeit nicht durch die französischen Revolutionskriege gestört zu werden, verließ S. 1794 Mannheim und nahm seinen Aufenthalt zuerst in Heilbronn, dann in Stuttgart, zuletzt in Heidelberg. In Heidelberg ist er am 29. Juni 1815 gestorben. — Wichtiger als durch seine längst in Vergessenheit gerathenen Werke ist S. durch seine Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen. Das gastliche Haus des vielgereisten Mannes von weiter Weltbildung scheint eine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben. Als kenntnißreicher und wohlwollender Verleger und Buchhändler konnte der brave Herr Hofkammerrath (diesen Titel empfing er schon 1778) besonders jüngeren Schriftstellern mit Rath und That beistehen. Er verkehrte nicht nur mit kleineren Leuten wie J. N. Götz, Gotter, Lenz, Maler Müller, Schubart u. s. w.; auch Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller dankten ihm manchen Freundschaftsdienst und erlebten, wenn sie nach Mannheim kamen, in seinem Hause die angenehmsten Stunden. Besonders bedeutsam hat S. in Schiller's Leben eingegriffen. Er war es, der Schiller's Bekanntschaft mit Dalberg vermittelte und dadurch den Räubern den Weg aufs Theater bahnte. Schiller sah in ihm den zuverlässigsten unter seinen Freunden in Mannheim. Von Leipzig aus hielt er (24. April 1785) bei S. um die Hand seiner ältesten Tochter Margaretha an. Zu dem noch vorhandenen Originalbrief hat S. am Rande die Bemerkung geschrieben: „Laura in Schiller's Resignation ist niemand anders als meine älteste Tochter. Ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schiller, er möchte sich grade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben." In Wahrheit hat S. damals höflich ablehnend geantwortet, doch scheint der Grund der Ablehnung mehr bei der Tochter als bei dem Vater zu suchen. Vielleicht war das Verhältniß der Tochter zu G. Chr. Götz, dem Leiter und späteren Erben des Schwan'schen Geschäfts, mit welchem das Mädchen von frühester Kindheit auf im lebhaften Verkehr stand, das Haupthinderniß. Der Sohn dieses G. Chr. Götz, Friedrich Götz, Herausgeber der „Geliebten Schatten", läßt in einer absichtlich etwas dunkel gehaltenen Anmerkung der Vermuthung Raum, daß Margaretha S. sich damals mit dem Gedanken getragen habe, Schauspielerin zu werden. Jedenfalls hat sich Schiller über die fehlgeschlagene Hoffnung bald zu trösten gewußt. Margaretha S. ist am 7. Januar 1796, noch nicht dreißig Jahre alt, gestorben.

E. Hermann.

Schwan: Johann Friedrich S., gen. der „Sonnenwirthle", geboren am 4. Juni 1729 zu Ebersbach, Oberamt Göppingen, in Württemberg, hingerichtet zu Vaihingen a. E. am 30. Juli 1760, ein in Schwaben berüchtigter Räuber, verdient eine Stelle in der Allg. Deutschen Biographie, weil er von Schiller in seiner Skizze: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" und von Hermann Kurz in seinem die Zeit vorzüglich schildernden und den Localton sehr gut treffenden Romane „Der

Sonnenwirth", Stuttgart, öfters aufgelegt, dichterisch verherrlicht worden ist. S. war der Sohn des Mezgers und Sonnenwirths S. in Ebersbach, eines wohlhabenden Bürgers. Der aufgeweckte und lebhafte, aber zu Trotz und Prahlerei und allen leichtsinnigen Streichen neigende Sohn wurde von der schwachen Mutter verzogen und gegen den strengen Vater stets in Schutz genommen, so daß er schon als Knabe im Dorfe verrufen war. Im 14. Jahre verlor Johann Frdr. S. seine Mutter, sein Vater ging eine zweite Ehe ein, aber die Stiefmutter stand schlecht mit dem unbändigen Jüngling, das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn, der das Handwerk seines Vaters lernen sollte, wurde immer größer, und diese häuslichen Zwistigkeiten, ein Hang zum Großthun, Arbeitsscheu und Abenteurerlust machten ihn bald zum Verbrecher. Am 23. Mai 1746 stahl er seinem Vater 430 fl., reiste damit nach Heilbronn, kaufte sich die Uniform und Waffen eines ungarischen Husaren, ließ sich in dieser Truppe anwerben, nahm nach einigen Wochen Urlaub und ritt auf einem gleichfalls erkauften Pferde in seinen Heimathort zurück, wo er sich toll prahlend umhertrieb und solche Drohungen ausstieß, daß einige Bürger, um des gefährlichen Burschen habhaft zu werden, nach ihm schossen; leicht verwundet wurde er gefangen und zu einer sechsmonatlichen Zuchthausstrafe nach Ludwigsburg verurtheilt. Solche Strafen wiederholten sich nun in rascher Folge und steigendem Maaße; wohl machten nach Schwan's eigenem Geständniß die Ermahnungen des frommen und verständigen Zuchthausgeistlichen Bök stets Eindruck auf ihn, aber in der Freiheit vergaß der trotzige jähzornige Bursche rasch dieselben, er ließ sich Diebstähle und schwere Mißhandlungen von Personen, von welchen er beleidigt wurde oder sich beleidigt glaubte, zu Schulden kommen. Mit Christine Müller, der Tochter eines Bürgers in Ebersbach, fing er ein Liebesverhältniß an, die Weigerung seines Vaters, die Ehe zu gestatten, das Verbot des Kirchenconventes steigerte den Trotz von S., das Mädchen wurde schwanger von ihm und die Sorge für sie und das Kind, das sie gebar, machte ihn zum Wilderer und mehrfachen Dieb. Der starke verwegene Bursche, der sich vor Niemand fürchtete und auf unbegreifliche Weise oft aus Thurm und Gefängniß entwich (es ist bezeichnend für die Zeit und für den eigenthümlichen Charakter von S., daß er während einer 18monatlichen Zuchthausstrafe dreimal aus dem Zuchthause entwich, und dabei einmal in Eßlingen sich zu einem österreichischen Regiment anwerben ließ, in Günsburg zur Fahne schwur, aber in Görz desertirte und sich wieder im Zuchthaus stellte!), wurde der Schrecken der ganzen Gegend, so daß alles erleichtert aufathmete, als er wegen seiner Frevel am 13. Dec. 1753 zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt und nach der Festung Hohentwiel gebracht wurde. Ein Fluchtversuch Februar 1754 mißlang, er brach dabei das linke Bein, aber in der Christnacht 1755 entfloh er mit einigen andern Verbrechern aus der so wohl verwahrten Festung. Da sein Vater seinen Vorschlag, ihn mit Geld zu versehen, damit er auswandern könne, zurückwies, ging der „Sonnenwirthle" d. h. des Sonnenwirths Sohn, wie er überall genannt wurde, zu einem Verwandten nach Frankfurt, und arbeitete ein halbes Jahr als Mezger, bis ihn Raufhändel wieder in die Heimath trieben. Dort war ein Preis auf seine Einlieferung gesetzt worden, drei Soldaten machten ihn trotz seiner lebhaften Gegenwehr dingfest; aber obgleich der gefährliche Mann, mit einem eisernen Halsband und dem „eisernen Hosenträger" an die Wand geschlossen war, entrann er doch am vierten Tage nach seiner Gefangennehmung aus dem Gefängniß in Göppingen, indem er ein schwaches Gelenk der Kette mit einem Nagel vollends zersprengte. Diese beinahe unglaublichen Thaten stempelten ihn in der Anschauung des Volkes zu einem Zauberer, der den Kugeln, mit welchen man nach ihm schoß, eine beliebige Richtung zu geben verstand, sich unsichtbar machen konnte, als Fliege oder Maus sich versteckte und verkroch und ähnl. Einige

Monate trieb er sich in der Nähe seines Heimathortes als Wilderer umher, die großen Wälder der Gegend gaben ihm sicheren Unterschlupf, und die Bauern, welchen die Verminderung des zahlreichen Wildstandes durch die sichere Kugel des Wildschützen nur angenehm war, standen ihm mit Hehlen, Spioniren u. s. w. mannigfach bei; aber mit dem Frühjahr 1757 begann ein neuer Abschnitt in seiner Verbrecherlaufbahn. Er wurde mit einer Gaunerbande bekannt, welche in jener Gegend ihr Wesen hatte und deren hervorragendstes weibliches Mitglied Christine Schettinger war, eine äußerst gewandte Diebin, dabei unerschrocken, kaltblütig und thatkräftig; ganz ungetrübt floß das Verbrecherblut in ihren Adern, denn beinahe sämmtliche nähere Verwandte (20!) hatten auf dem Hochgerichte ihr Leben geendet! Andere Mitglieder der Bande, welche bald größer bald kleiner war, hießen der Bettel-Melcher, Niederländer-Hans, Schwanen-Jackel, Mosche Löw, Schamsele und andere. Das Erste, wozu die neuen Freunde dem S. behülflich waren, bestand merkwürdiger Weise darin, daß sie ihn zu einem abgesetzten Pfarrer in Thüngenthal, Oberamt Hall, in Württemberg führten, welcher in seiner Wohnstube S. und seine Concubine Christine Müller copulirte und ihnen auch einen Trauschein ausstellte, welcher freilich so ungültig war wie die ganze Handlung. Bald darauf wurde Christine Müller in Ebersbach, wohin sie S. gebracht hatte, verhaftet und zu längerer Zuchthausstrafe verurtheilt; nachher kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und sah ihren ungetreuen „Mann", dem sie drei Kinder geboren, erst wieder kurz vor seiner Hinrichtung. Der heißblütige Sonnenwirthle, in dessen Herzen rührende Anhänglichkeit rasch mit gemeiner sinnlicher Lust und Rohheit abwechselten, verband sich nun mit Christine Schettinger, die bei ihrem ersten Zusammentreffen einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, ihn aber immer tiefer in das Verbrechen hineinführte. Der erste gemeinsame Beutezug der Bande galt dem vermöglichen Schultheißen zu Börtlingen; dessen Haus wurde erbrochen und die Bewohner durch unmenschliche Grausamkeiten gezwungen, ihre Kostbarkeiten auszuliefern. Einige Wochen trieb sich der Sonnenwirthle wieder allein herum, mehrfach verfolgt und mit Kugeln begrüßt, ohne daß er aber verwundet worden wäre; einmal sah er in der Frühe des Morgens einen dieser Verfolger, den Fischerhans von Ebersbach, auf Schußweite nahen; die Rache, die er ihm geschworen, führte er sogleich aus, er schoß ihn nieder und wenige Stunden nachher starb der Getroffene. Nun war seines Bleibens nicht mehr in dieser Gegend, seine neuen Freunde überredeten ihn fortzugehen, es sei überall etwas zu verdienen und begleitet von seiner Christine Schettinger, mit der er sich in Rottenburg und Einsiedeln (sie war katholisch) trauen lassen wollte, ohne seinen Zweck zu erreichen, führte er drei Jahre lang ein unstätes Räuberleben, dessen einzelne Phasen zu beschreiben hier nicht die Aufgabe ist. Der Schauplatz desselben war der nördliche Theil des jetzigen Königr. Württemberg (Aalen, Gmünd, Oehringen, Mergentheim, Heilbronn, u. s. w.), die Pfalz (Germersheim), Baden, (Rastatt, Gernsbach, Achern, Offenburg), bis ins Elsaß nach Straßburg und Bischweiler dehnte die Bande ihre Beutezüge aus. Bald einzeln, bald in größerer Anzahl führten sie ihre Diebstähle und Einbrüche aus, die oft sehr verwegen waren, ebenso wurde die sog. Marktgängerei getrieben d. h. das Stehlen von Waaren, besonders Zeugstücken, die auf geschickte Weise von den Räubern unter ihren Kleidern verborgen wurden. An Hehlern und Käufern fehlte es nicht; in der Kleidung eines ehrsamen Krämers, der sich Sigmund Hermann nannte, besuchte der Sonnenwirthle die Märkte und legte seine Waaren aus oder hausirte von Wohnung zu Wohnung, um ihrer los zu werden. Von gewissenlosen Beamten erhielten sie leicht falsche Pässe und Zeugnisse, die Vielgetheiltheit unseres deutschen Vaterlandes erleichterte das Fliehen ebenso als es die Verfolgung erschwerte, und den Schrecken seines Namens wußte der Sonnen-

wirthle vortrefflich zu benützen. Mehrmals kam es vor, daß vorübergehende, bewaffnete Personen ihn schlafend und wehrlos daliegen sahen, ohne sich seiner zu bemächtigen; als er einmal in seinem Versteck in einer Scheune aufgespürt wurde, bahnte er sich mit der Pistole in der Hand einen Weg durch die zurückweichende Streifschaar. Aber nicht immer war er so glücklich; in Offenburg flüchtete er vor den Verfolgern in die Kirche, verbarg dort seine Waffen, übergab dem amtirenden Geistlichen sein Geld, wurde aber trotz des Asylrechts an die Stadtbehörde ausgeliefert, welche ihm, um ihn zum Geständniß zu bringen, an drei Morgen nach einander je 40 Stockprügel aufzählen ließ. Trotz der „fast unleidentlichen“ Schmerzen durchbrach er die Wand seines Gefängnisses, holte Pistolen und Geld wieder und setzte sein schlimmes Gewerbe fort. Eine neue Blutschuld lud er September 1759 auf sich, als er in Jöhlingen (bei Karlsruhe) einen Bürger, welcher ihn schon bei den Haaren ergriffen hatte, niederschoß. Seinem eigenen Geständniß nach zog er den Einbrüchen bei Nacht und mit bewaffneter Hand die bequemeren, minder gefährlichen Marktdiebstähle vor, zumal da seine Christine hier gewöhnlich die Hauptrolle übernahm; offenen Straßenraub trieb er nie. So brutal und roh er gewöhnlich war, hie und da findet sich auch ein ritterlicher Zug; so begleitete er friedfertig einen Metzgerburschen, der für seinen vollen Geldgurt fürchtend, sich an ihn angeschlossen hatte und sehr erschrak, als der ordentliche Wanderer die dargebotene Belohnung zurückwies und ihm zurief: Er sei der Sonnenwirthle. In Jöhlingen war seine zweite Concubine gefangen worden und wurde mit der Magd, einem armen Geschöpfe, das sich dazu hergegeben, Sklavendienste bei der Familie zu verrichten, in strengem Gewahrsam gehalten; dem Sonnenwirthle war dadurch seine beste Stütze genommen; denn so oft er sich mit ihr entzweit und sie dabei furchtbar mißhandelt hatte (er schlug ihr ein Auge aus!), konnte er doch wieder nicht von ihr lassen, sie war seine stets muthige Beratherin, die ihn zu neuen Thaten anfeuerte. Sein bisheriges Leben, in welchem er viel von Hunger, Kälte und Strapazen erlitten, begann ihn anzuwidern; eine früher eingegebene Bittschrift, nach Pennsylvanien auswandern zu dürfen, war nicht berücksichtigt worden, ebenso wenig Anklang fand ein ausführliches Schreiben an den Amtmann zu Stein, worin er sich erbot, die zwei größten Räuberbanden der Gegend in die Hände der Behörde zu liefern. Den Ausweg, welchen so mancher muthige Bursche und Verbrecher während des siebenjährigen Krieges ergriff, sich als Soldat anwerben zu lassen, schlug er nicht ein. Von der badischen Grenze wollte er in das deutschherrliche Gebiet bei Mergentheim ziehen; gut gekleidet, auf dem Pferd eines Beamten kam er am 8. März 1760 nach Vaihingen, der Thorwart traute dem Reisenden nicht und führte ihn vor das Amthaus; dort wurden ihm seine Päffe abgefordert und da der Oberamtmann Abel „neben seiner Dreistigkeit eine gewisse Alteration“ an dem Fremdling bemerkte, er aufgefordert, abzusteigen und ihm ins Amtszimmer zu folgen. Da verließ den Sonnenwirthle seine Besonnenheit, er wandte sein Pferd und sprengte dem nächsten Thore zu. Aber der Schreiber war ihm auf näherem Wege zuvorgekommen, man fiel seinem Pferde in die Zügel und als er abstieg, faßte ihn ein beherzter Bürger um den Leib, die Pistole, mit welcher sich der Räuber seines Verfolgers entledigen wollte, versagte, er wurde überwältigt und in das Gefängniß geworfen. Am andern Morgen überraschte er, nachdem er in der Nacht einen harten Kampf mit sich ausgefochten, den erstaunten Beamten mit dem freimüthigen Geständniß: Er sei der Sonnenwirthle aus Ebersbach. Er wurde in ein festes Verließ gebracht, aus welchem er nicht mehr entweichen konnte; offen bekannte er alle seine großen und kleinen Verbrechen, verschwieg auch nicht seine zahlreichen Helfershelfer und schrieb wenige Tage vor seiner Hinrichtung ein ausführliches Verzeichniß der Hehler und ihres Aufent-

haltes, um der Obrigkeit die Mittel an die Hand zu geben, diese Brutstätten der Schlechtigkeit aufzuheben. Christine Schettinger, welche mit der Magd an Württemberg ausgeliefert worden war, ließ sich nur zu wenigen Geständnissen herbei, Christine Müller, welche ebenfalls in Untersuchung gezogen wurde, suchte alle Schuld auf ihren „Mann“ zu schieben. Das Urtheil, der damaligen harten Anschauung entsprechend (21. Juli 1760), verurtheilte den S. zum Tod durch das Rad von unten herauf, Christine Schettinger und die Magd Katharina Schenk sollten gehenkt werden, Christine Müller eine Zuchthausstrafe von vier Jahren erleiden. Am 30. Juli 1760 Vormittags zwischen 9 und 11 Uhr wurde dasselbe zu Vaihingen in seiner ganzen Furchtbarkeit ausgeführt; zuerst starb die Magd, dann die Christine Schettinger, welche bis zum letzten Augenblick auf Begnadigung hoffte, und endlich gefaßt und muthig, ja beinahe freudig der Sonnenwirthle, welcher während der Untersuchung durch sein anständiges Betragen sich mannigfache Achtung erworben, im Gefängniß sich mit seinem Gott versöhnt hatte und seine harte Strafe als gerechte Vergeltung ansah und auch die beiden verzagenden Weiber zur Standhaftigkeit und zum Glauben an den Erlöser ermahnte. Christine Müller mußte der ganzen grausigen Handlung zusehen. In Süddeutschland, wo die Gefangennahme des Sonnenwirthle als Erlösung von einer Landplage begrüßt wurde, leben noch jetzt, mit manch romantischem Schimmer umkleidet, Namen und Thaten von ihm fort im Gedächtniß des schwäbischen Volkes.

Abel, Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben, 1787, 2. Theil. Der Verfasser, ein Sohn des Oberamtmanns, gibt manches Historische, aber im Ganzen ein stark gefärbtes psychologisches Gemälde. — H. E. Linck, Der Sonnenwirth, historisches Urbild des poetischen Seelengemäldes: Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Aus den Acten. Vaihingen 1850 (zuerst erschienen in dem Vaihinger Localblatt: Die Landpost 1850) giebt den historischen Stoff fast durchaus richtig. Ein Auszug davon ist Wüst, Der Sonnenwirthle, Reutlingen 1851. — Kurz, s. o. gibt die vorhandenen handschriftlichen Quellen an außer einer, welche ich benutzte: Nachrichten über Joh. Friedr. S.: Cod. hist. Fol. 354 auf der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart, enthaltend einen Auszug aus dem Untersuchungsprotokoll und den Bericht des Vicars Krippendörfer, des Seelsorgers von S. in Vaihingen.

Theodor Schott.

Schwanberg: Johann S., herzogl. braunschw. Capellmeister, geboren zu Wolfenbüttel am 28. December 1740, † in Braunschweig am 29. März 1804. S. zählt zu den talentvollsten, glücklichsten und bewundertsten deutschen Operncomponisten s. Z., verfiel aber dem Loose, sehr rasch vergessen zu werden, wie alle diejenigen Meister, die er sich theils zum Vorbilde gewählt oder die doch auf gleichen Bahnen wie er wandelten: J. A. Hasse, C. H. Graun, J. G. Neukomm, J. S. Mayr u. a. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts gelangte die italienische Musik zu hoher Blüthe, die kaum durch ihre letzte Glanzperiode, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts übertroffen wurde, wenn ihr auch in dieser wieder viele genial beanlagte Tonsetzer und auserlesene Gesangskräfte ihre Dienste widmeten. Gehören die Werke, selbst vorzügliche ihrer Gattung, welche für die Bühne geschaffen werden, meist zu den vergänglichsten Kunstschöpfungen, so sind es doch namentlich die italienischen, mochten sie bei ihrem Erscheinen auch die Hörer in einen Rausch des Entzückens versetzen, denen verhältnißmäßig nur ein kurzes Dasein beschieden ist. Was hat sich von der unübersehbaren Opernlitteratur des vorigen Jahrhunderts auf unsere Tage außer Pergolese's „La serva padrona“ und „Il matrimonio segreto“ von Cimarosa herübergerettet? Schlimmer noch

als den italienischen Meistern erging es den deutschen Componisten, die sich ihres deutschen Wesens entäußert und ganz Nachahmer welscher Art geworden waren. Hatten sie einerseits auch größere Tiefe und Gründlichkeit sich bewahrt, andererseits vermochten sie doch den ganzen Sinnenzauber italienischer Musik, der den italienischen Meistern im Blute lag, nicht zu erschöpfen. Eine gewisse Halbheit kennzeichnet ihr Schaffen und mit richtigem Gefühl hat man sich immer wieder bald von ihnen gewendet. Mochten auch Italiener und Franzosen vielfach für längere Zeit tonangebend sich behaupten, immer hat doch der gesunde Sinn und Geschmack der Deutschen sich schließlich wieder für die deutschen Meister entschieden. Die italienischen Opern von Meyerbeer und Nicolai sind verschollen und nur der erstere vermag in seinen französischen ein überraschend langes Dasein zu fristen. An den Höfen zu Wien, Dresden, Berlin, Stuttgart, München, insbesondere auch in Braunschweig fand die italienische Oper fast ausschließlich Pflege und Unterstützung. Hasse und Graun hatten als Tenoristen in Braunschweig mit großem Erfolge gesungen, von dort auch ihre Laufbahn als Operncomponisten begonnen. Es darf daher nicht überraschen, wenn der junge, musikalisch reichbegabte S., der auf den Schauplätzen zu Wolfenbüttel und Braunschweig nur italienische Werke hörte, sich diese zum nachahmenswerthen Muster nahm und seinen Vorbildern auch bis ans Ende treu blieb. Auf Kosten des Herzogs Karl, den seine Compositionsversuche sehr befriedigten, ging S. endlich nach dem gelobten Lande der Kunst, zunächst nach Venedig, wo der Neapolitaner Gaetano Latilla und der Paduaner Giacomo Gius. Saratelli, beide Capellmeister an S. Marco seine Lehrer, und Hasse, der sich zu dieser Zeit hieher zurückgezogen hatte, sein Freund und Gönner wurde. Nach sechsjährigem Aufenthalte kehrte er nach Braunschweig zurück, jetzt ein vorzüglicher Clavierspieler und perfecter Opern- und Instrumentalcomponist, der leicht, graciös und gefällig zu schreiben wußte, dem ein Born schöner und schmeichelnder Melodien verfügbar war und der die ganze Technik des musikalischen Satzes, auch die Instrumentation gründlich und geschmackvoll zu handhaben wußte. Daß er der Begierde glänzen zu wollen etwas nachhing, hat die Kritik an seinen Werken allein ausgesetzt. Sein Herzog ernannte ihn sofort zu seinem Hofcapellmeister. Als nach dem Tode Graun's (1759) Friedrich II. keinen Capellmeister mehr finden konnte, der ganz seinen Wünschen entsprach, erbat er S. vom Herzog; aber S., seinem Wohlthäter, der ihn von je so großmüthig gefördert, aufrichtig ergeben und auch von diesem nicht entlassen, blieb in seiner Stellung. Auch der Nachfolger und Sohn des Herzogs Karl, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (10. Nov. 1806 nach der Schlacht bei Auerstädt seinen Wunden erlegen), gleichzeitig auch der hochherzige Gönner L. Spohr's, bewährte ihm Gunst und Werthschätzung. Noch 1802 berühmte sich S., er vermöge alle seine Compositionen auswendig zu spielen und es käme ihm nicht darauf an, Nächte hindurch zu arbeiten, aber schon zwei Jahre später starb er, 64 Jahre alt, an Entkräftung. Er schrieb folgende dem Genre der Opera seria angehörigen Opern: „Adriano in Siria“, „Solimano“ (beide 1762), „Ezio“ (1763), „Talestri“, „Didone abbandonata“, „Issipile“ (1766), „Zenobia“, „Il Parnasso accusato e difeso“, „Antigono“, „Romeo e Giulia“, (für 2 Soprane und Tenor, 2 Acte), „Olimpiade“ (1782), „Il Trionfo della Costanza“, „Das Gericht Apolls“ (Prolog). Außerdem eine Cantate auf den Tod der Herzogin Philippine Charlotte, 1801, und eine Dankcantate: „Erhebt ihn, andachtsvollen Chöre“. — Ferner für Clavier sechs Hefte mit je sechs Sonaten, („lauter Meisterstücke in ihrer Art“). Concerte für Clavier und Violine, Violintrios u. s. w. Von diesen vielen schönen Compositionen wurden nur die letzteren gedruckt (Hamb. b. Westphal). Eine Arie aus Issipile („Luci amorose“), ein Gesang von großer Schönheit, zu dem J. J.

Eschenburg eine deutsche Uebersetzung geliefert, erschien unter dem Titel „Wohlthat des Lebens“ in J. A. Hiller's Clavierstücken.

Schletterer.

Schwanberger: Georg S. veröffentlichte als Pfarrer zu Rodersdorf bei Plauen, wo er von 1591—1623 wirkte, nachdem er zuvor Cantor in Plauen gewesen war, eine gereimte Komödie: „Der Engel Raphael wider Asmodeum den Eheteuffel“. Nürnberg 1615, 8°, die, zur Aufführung bei einer Hochzeit bestimmt, an die älteren Spiele von Isaak und Rebekka und von Tobias anknüpft und aus diesen den vom Engel Raphael in die Flucht geschlagenen Eheteufel und die Unfrieden säende Hexe entlehnt. Im übrigen ist die Handlung recht dürftig: drei Paare, Theodorus und Anna Katharina, Tobias und Maria, Nicol und Kätha zanken und versöhnen sich, während der Schuster Peter sich mit seiner Frau prügelt. Nach Verjagung des Asmodeus und der Hexe setzen sich alle zum Mahle nieder und schließen mit Gesang und Tanz. Hierbei ein Anklang an das auch von Gabriel Rollenhagen benutzte Lied: „Ey Baur, laß mir die Röslein stahn, Sie sind nicht dein, thus maul davon“. Auch der unverbesserliche Junggesell Cornelius ist eine bekannte Figur der Komödie.

Goedeke, Grundriß[2] II, 376, 389. — K. G. Dietmann, Priesterschaft in dem Churfürstentum Sachsen I, 3, 658 (1754).

J. Bolte.

Schwaner: C. A. L. M. S. wurde 1817 zu Mannheim geboren, studirte in Deutschland hauptsächlich Geologie und Mineralogie, promovirte und wurde, nachdem er zum Naturhistorischen Reichsmuseum in Leiden, zur Zeit als Temminck Director war, in Beziehung getreten, am 9. Januar 1842, auf Temminck's Empfehlung, zum Mitgliede der naturwissenschaftlichen Commission in Niederländisch Indien ernannt, welche damals aus Korthals, Müller, Diard und Forsten bestand, von denen jedoch nur der Letztere noch in Indien weilte, während die anderen sich alle in Europa befanden. S. bezog einen Monatsgehalt von 350 Fl. und erhielt 500 Fl. für seine wissenschaftliche Ausrüstung. Im August 1842 kam er in Batavia an, wo er aber aus Mangel an Geldmitteln 14 Monate bleiben mußte, ehe ihm die Untersuchung der Steinkohlenminen in Indien von der indischen Regierung übertragen wurde. Er wählte selbst Borneo als die wenigst bekannte Insel zum Feld seiner Thätigkeit und verweilte dort von Ende 1843 bis Anfang 1848; außer seinem Gehalte bezog er 500 Fl. monatlich für Reiseunkosten und dgl. Seine Studien bewegten sich auf den Gebieten der Topographie, Geologie, Zoologie und Ethnographie. S. war der Erste, welcher die Insel durchquerte, und zwar ging er von Bandjermasin im Südosten durch „das Herz von Borneo“ nach Pontianak im Westen, vom 2. November 1847 bis zum 2. Februar 1848. In diesem Jahre kehrte er nach Java zurück zur Ausarbeitung seiner wissenschaftlichen Resultate. Ende 1850 erhielt er den erneuten Auftrag Südost-Borneo zu durchforschen, verheirathete sich danach, starb aber kurze Zeit darauf, am 30. März 1851 in Batavia, am Fieber, als er gerade im Begriffe stand, sich einzuschiffen. Seine Frau kam nach wenigen Monaten in einem Schiffbruche am Cap der guten Hoffnung auf der Heimreise nach Europa ums Leben. Schwaner's Nachlaß, auch seine Sammlungen, wurde nach seinem Tode als Regierungseigenthum öffentlich versteigert, nur ein geringer Theil davon gelangte auf Umwegen noch in das Reichsmuseum von Leiden. Während seines Aufenthaltes in Batavia, nach seiner Rückkehr von Borneo, gründete hauptsächlich er die „Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch Indië“, deren Präsident er bis Ende 1850 war. Sein Hauptwerk wurde nach seinem Tode von Pijnappel herausgegeben: „Borneo. Beschrijving van het Stroomgebied van den Barito en Reizen langs eenige voorname rieviren van het zuid-oostelijk

gedeelte van dat eiland, op last van het gouvernement van Nederlandsch Indië gedaan in de jaren 1843—1847 met Platen en eene Kaart. Uitgegeven van wege het koninglijke Instituut van de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië". Amsterdam. P. N. van Kampen. 8°. I 1853 234 S., II 1854 200 S. — Dieses Werk wird seinen Namen der Nachwelt überliefern und denselben für alle Zeit mit der Geschichte der geographischen Entdeckungen verknüpfen. — Außerdem ist noch Folgendes aus Schwaner's Feder veröffentlicht worden: „Resultaten van een onderzoek naar den Barito-stroom, ten opzigte zijner bevaarbaarheid voor grootere vaartuigen": Indisch Archief 1849 II. 394 bis 410; „De dood van George Müller": Tijdschrift voor Nederlandsch Indië 1849 I, 139—148; „Reis naar, en aanteekeningen betreffende de steenkolen van Batoc Belian (Zuid-Oostkust van Borneo)": Natuurkundig Tijdschrift van Nederlandsch Indië 1851 III, 673—688 (herausgegeben von Crookewit); „Aanteekeningen betreffende eenige maatschappelijke instellingen en gebruiken der Dajaks van Doesson, Moeroeng en Siang": Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde 1853 I, 201—234 (herausgegeben von Crookewit); „Historische, geographische en statistieke aanteekeningen betreff. Tanah-Boemboe": ibid. 1853 I, 335—371 (herausgegeben von Netscher und van Dewall).

Natuurkundig Tijdschrift van Nederlandsch Indië 1851 II, 189—191. — Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, 16. jaargang, 1854 II, 390—400. — H. J. Veth, Overzicht van hetgeen ... gedaan is voor de kennis der fauna van Nederlandsch Indië, Leiden 1879 p. 99, 108, 113, 116, 118.

A. B. Meyer.

Schwangau: Hiltbolt v. S., Minnesänger. Er gehört zu dem Geschlecht der Herren v. S. am rechten Ufer des obern Lech (heute Hohenschwangau). Ihr Stammsitz lag noch im alten Schwabengau, der wie auch die Untersuchung der Sprache dieses Gebietes lehrt, hier ein gutes Stück über den Fluß hinüberreicht. Sie sind denn auch im 12. Jahrhundert Ministerialen der schwäbischen Herzöge, der Welfen, und gehn nach deren Aussterben in die Dienstmannschaft der Staufer über. Der Name Hiltbolt erbt sich damals bei ihnen stehend weiter: ein Hiltbolt erscheint 1146 als Zeuge in einer Urkunde seines Herrn Welf's VI.; ein zweiter, wahrscheinlich sein Enkel, ist von 1221—1254 in der Umgebung Konrad's v. Winterstetten (s. A. D. B. XXXI, 68 f.) und Albrecht's und Berthold's v. Neifen, eines Oheims und Bruders des Minnesängers Gottfried v. Neifen (s. A. D. B. XXIII, 401 f.) nachzuweisen. Keiner von beiden kann der Dichter sein, da die erhaltenen Lieder ganz den Stempel der Frühzeit der mittelhochdeutschen Lyrik, die Farbe des 12. Jahrhunderts tragen und etwa 1190—1210 entstanden sein müssen. Die größte Wahrscheinlichkeit besitzt daher die Vermuthung von Bartsch, daß ein zufällig in Urkunden noch nicht aufgefundener Hiltbolt, der Sohn des ersten und der Vater des zweiten, der Minnesänger sei. — Er bevorzugt noch daktylischen Rhythmus; er liebt es noch, nur zwei Reime durch eine Strophe durchzuführen; er bildet noch vielfach einstrophige Lieder. Auf einen Kreuzzug beziehen sich mehrere Lieder, ohne daß die unbestimmten Anspielungen eine sichere Datirung erlaubten: er erklärt, dem König seinen Leib überallhin zu führen, aber ohne das Herz, das daheim bei der Geliebten bleibe; er verabschiedet sich vor der Kreuznahme von der Minne; er gesteht, daß ihn trotzdem die Liebe nie härter zwang als ze Sûrie in dem lande. Sein eigentliches Muster ist der Elsässer Reinmar v. Hagenau (s. A. D. B. XXVIII, 93). Gleich diesem bewegt er sich durchaus in dem Gleise des streng höfischen Minneliedes der ritterlichen Gesellschaft, mit ihm theilt er die poetischen Motive, gewisse Lieblingsworte (vergân u. A.), die Mittel des Stils. Aber wie er dicht an der Grenze der bajuvarischen Lande lebt, wie seine Familie auch in Tirol Güter

und allerlei Beziehungen besitzt, fließen aus seiner Leier auch ein paar kräftigere, hellere Klänge, die ein klein wenig an die Nähe der Gegenden zu mahnen scheinen, wo im 12. und 13. Jahrhundert die realistische Kunst ihr Heim hat. Reminiscenzen an Walther, an Heinrich v. Morungen sind nicht zu verkennen. Aus einem schönen Lied des Letzteren (Minnesangs Frühling 126, 1 ff.) schöpft die letzte Strophe seines Tanzliedes, das sein merkwürdigstes Gedicht ist: durchaus im höfischen Ton gehalten bringt es den volksmäßigen Refrain Elle und Else tanzent wol, des man in beiden danken sol. Es darum einem jüngeren Dichter, etwa seinem Sohn, zuzuweisen, sehe ich keinen zwingenden Grund. Unter den Lobpreisungen des guten Rufs der Geliebten, der ihm seine Neigung eingeflößt habe, unter Versicherungen der Treue und Wahrhaftigkeit, Bitten um Erhörung, Klagen über die Noth der Minne, der Abneigung gegen die Merker, Zurückweisung von Verleumdungen, dem Wunsch nach heimlichem Kusse, der Verzagtheit über ihr Versagen, Trauer über verbotene Rede und den sonstigen conventionellen Zügen der höfischen Modedichtung tauchen vereinzelt hübsche poetische Einfälle von etwas selbständigerer Erfindung auf: an die Farben ihres Kranzes knüpft er eine sinnvolle Deutung und gibt damit, wie es scheint, das älteste Beispiel der Blumensprache in der altdeutschen Lyrik (bei von der Hagen Nr. 2); während die Vögel auf den Zweigen bald hoch bald tief singen, habe er nur eine einzige Melodie und werde nie fröhlich (vgl. Morungen Minnesangs Frühling 127, 34); er hat vom Po bis zum Rhein nach der Besten gesucht, wie Walther in dem bekannten Lied auf deutsche Männer- und Frauentugend, und sie in dem eigenen Herzen wohnend gefunden; er vergleicht sie, die sich durch all sein Werben nicht rühren lasse, in ihrer Unbeweglichkeit dem Polarstern, den er in Anlehnung an den italienischen Ausdruck (stella tramontana) Tremundân nennt, was wiederum einem Bilde Morungen's nahe steht, der (Minnesangs Frühling 138, 37 ff.) die Geliebte wegen ihrer Unnahbarkeit und Allen gleichmäßig gespendeter Freundlichkeit mit der Sonne vergleicht. So lassen sich auch hier überall wenigstens mittelbare Muster aufdecken. Mehrmals greift H. formelhafte sprichwörtliche Wendungen auf. Am lieblichsten ist ein Liedchen, das in zwei vierzeiligen Strophen, je einen Reim durchführend, der Vergänglichkeit von Reif und Schnee, Blumen und Klee, Winter- und Sommerfarbe der Heide die Beständigkeit der eigenen Herzensnoth gegenüberstellt und in rührender Bitte an deren schöne Urheberin ausklingt: das ist ganz der zarte, innige Ton des adlichen Minneliedes aus der besten Zeit, das ist Minnesangs Frühling! — Der Dichter scheint keine ganz unbedeutende Wirkung gehabt zu haben: drei Handschriften bringen Lieder von ihm, theilweise unter anderem Verfassernamen, und in Mitteldeutschland entlehnte von ihm eine Strophe ein weitschichtiges Minnegedicht (wohl des 14. Jahrhunderts) im Titurelston, ein förmlicher Cento, der im übrigen den tugendhaften Schreiber und Reinmar v. Zweter plündert (Roethe, Reinmar v. Zweter S. 210 Anm.) — Die litterarhistorische Betrachtung macht an Hiltbolt und seiner Familie lehrreiche Wahrnehmungen über das Verhältniß der einzelnen Generationen des schwäbischen Adels zur weltlichen Lyrik. Der Vater des Sängers aus der Generation des „milden Welf“ (s. A. D. B. XXXI, 70) und aus dessen Freundeskreis wird gleich jenem an der Dichtung der Fahrenden nach Art des älteren anonymen Spervogeltons Vergnügen gefunden haben. Sein Sohn, der Minnesänger Hiltbolt, tritt selbst als Dichter auf und folgt den Pfaden der rein höfisch-ritterlichen Kunst. Aber in seinem Tanzlied glaubt man bereits etwas von dem Geschmack der jüngeren, dritten Generation, die der dritte Hiltbolt vertritt, zu spüren: sie hält zu Gottfried v. Neifen, zu dem Kreise König Heinrich's VII. (s. A. D. B. XI, 443), und parodirt die alten Ideale höfischer Kunst.

v. d. Hagen, Minnesänger I, 280 ff. III, 632 f. IV, 190 ff. — Bartsch, deutsche Liederdichter Nr. 20 (auch in der zweiten Auflage S. XXXIX der aus v. d. Hagen IV, 190 abgeschriebene geographische Irrthum: Schwangau „am linken Ufer des obern Lechs"). — Riezler, Geschichte Baierns 3, 979. Werthlos ist die ganz dilettantische Arbeit von J. Schrott, H. v. Schwangau Minnelieder. Augsburg 1871. Der urkundliche Nachweis, den Grimme (Germania 32, 420) brachte, beruht, wie Aron (Anzeiger für deutsches Alterthum 14, 230) zeigte, auf Augentäuschung.

Burdach.

Schwanhard: Georg S., der ältere, geb. 1601 zu Nürnberg, † daselbst am 3. April 1667, zeigte von Jugend auf eine große Neigung zum Zeichnen, worin ihn sein Vater, der 1600 von Rothenburg nach Nürnberg gewanderte Kunstschreiner und Büchsenschifter Hans S., wegen seiner schönen mit Perlmutter eingelegten Arbeiten und als Erfinder des geflammten Hobelns bemerkenswerth, bei Philipp Walch unterrichten ließ. Für die Kunstrichtung, die er später einschlug, war es von großer Wichtigkeit, daß er bei dem geschickten Elfenbeinschneider Christoph Harrich in Nürnberg das Bildschneiden erlernte. 1618 wandte er sich nach Prag, wo er das sog. Sammetschneiden, das damals in Brauch war, trieb. In Prag war durch Kaspar Lehmann, den Kristall- und Kammeredelsteinschneider Kaiser Rudolf's II., das Glasschneiden wieder erfunden und in Aufnahme gekommen. Bei ihm nun lernte S. in kurzer Zeit das Glasschneiden wie das Diamantreißen. In solchem Maße wußte er sich das Vertrauen und die Zuneigung seines Meisters zu erwerben, daß dieser, als er 1622 ledigen Standes starb, ihn zum Erben einsetzte und ihm auch das von Kaiser Rudolf erhaltene Privileg, oder, wie wir sagen würden, Patent wegen der Ausübung des Glasschneidens übertrug.

S., der die Kunst des Glasschneidens trotz der Unvollkommenheit der Instrumente auf eine höhere Stufe brachte, wandte sich wieder nach Nürnberg, wo er Embleme, Landschaften, Blumen- und Groteskenwerk und ganze Acte sehr hübsch auf Gläser schnitt, im Hell- oder Blankschneiden aber noch Vorzüglicheres leistete. Sein Ruf verbreitete sich weit über die Mauern der Stadt hinaus. So arbeitete er für den Kurfürsten von Mainz und Bischof von Würzburg Johann Philipp und den Bischof von Bamberg Melchior Otto. Auf Wunsch Kaiser Ferdinand's III. begab er sich 1652 wieder nach Prag, um Zeichnungen zu Gläsern zu entwerfen, und im folgenden Jahre nach Regensburg, wo sich der Kaiser von ihm im Diamantschneiden unterrichten ließ. Er entledigte sich dieses hohen Auftrags zu des Kaisers ganz besonderem Wohlgefallen, der ihn zu seinem Kunstfactor ernannte und auch anderweitig auszeichnete.

Heinrich Schwanhard, des Vorigen Sohn. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, er starb am 2. October 1693. Zunächst wandte er sich dem Studium der Philosophie und „Poesie" zu, dann aber zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Kunst, in der er bei seinem Vater den Grund gelegt hatte. Besonders kam es ihm hier zu statten, daß er auf der Malerakademie in Nürnberg und anderswo sich im Zeichnen nach dem Nackten und sonst geübt hatte. Er schnitt Landschaften, ja ganze Städte, unter andern auch die Stadt Nürnberg unter genauer Beobachtung der Proportion und Perspective auf Glas. In der Schönheit der Schrift, die er in der italienischen Manier in schönen Zügen auf Glas schnitt, wetteiferte er mit den Schreibkünstlern. Hochbedeutsam war seine Erfindung, mit „Scheidewasser", worunter hier wohl Flußspathsäure zu verstehen, das Glas zu ätzen. Sandrart berichtet, daß er von dieser Kunst die vollkommensten Proben abgelegt, vielerlei Zierlichkeiten und Schriften überaus rein und sauber ins Glas geätzt habe, so daß es fast unmöglich scheine, auf diesem Gebiete noch Vollkommneres zu erreichen, wenn

nicht sein emsiges Nachsinnen und sein schöner Geist noch weitere Subtilitäten ergründe, wie er denn schon vollkommene Menschenbilder theils nackt, theils bekleidet, allerlei Thiere, Blumen und Kräuter ganz natürlich gebildet und es im Erhabenen sehr weit gebracht habe.

Sein Bruder Georg war gleichfalls im Glasschneiden tüchtig. Aber eine schmerzhafte Gliederkrankheit hinderte ihn an der Ausübung seiner Kunst und ließ ihn nicht zur höchsten Ausbildung gelangen.

Die Kunst lag bei der Schwanhardschen Familie, wie es scheint, im Blute. Auch die Töchter des älteren Georg Schwanhard, Sophia, die den Goldarbeiter Caspar Paulus geheirathet hatte, Susanna, zuerst Georg Marbach's, dann des Juweliers Albrecht Pimmel Hausfrau, endlich Maria, welche der Bildhauer Johann Jakob Kern ehelichte, brachten es im Schneiden von schönen Blumen und Laubwerk so weit, daß ihre Arbeiten sogar im Ausland begehrt waren. Auch die Magd des jüngeren Georg Schwanhard, welche dieser später heirathete, lernte die Kunst des Glasschneidens.

Johann Neudörfers Nachrichten ꝛc., herausgegeben von Lochner in den Quellenschriften für Kunstgeschichte von R. Eitelberger v. Edelberg. X. — Joachim v. Sandrart, Teutsche Akademie. — Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern.

Mummenhoff.

Schwanmann: Christoph S. war seiner Herkunft nach eigentlich ein v. Schwanewede, aus altem bremischen Rittergeschlechte, wie er denn auch ständig das Wappen seines Hauses, einen heraldisch rechts sehenden weißen (wilden) Schwan im blauen Felde, führte, auf der Krone des Turnierhelms zwei weiße, einmal durcheinander geflochtene Schwanenhälse. Sein Großvater Martin v. Schwanewede, der vermuthlich nach seinem Großoheim, dem erzbischöflichen bremischen Vogt den Namen führte, legte nach Verbrennung seines Hofes und großen Kriegsverlusten den Adelstitel mit Genehmigung des Erzbischofs Christoph ab und nannte sich Schwanmann, dessen Sohn Simon lebte in Otterndorf, Landes Hadeln, als Kaufmann, verheirathet mit der Tochter des hochangesehenen Hauswirthes und Weichbilds-Schultheißen, Anna Marquards. Als deren Sohn wurde S. am 3. Juli 1569 in Otterndorf geboren, wo sein Vater indessen zum Prätor und Gerichtsherrn gewählt war. Schon 1572 zog dieser indessen nach Stade, wo S. demnächst das Gymnasium illustre besuchte, um von da nach der erzbischöflichen Schule in Bremen, dann zur Universität nach Rostock zu gehen, die er Rosae Lycaeum nennt. Er studirte die Rechte, hörte aber auch theologische Vorlesungen bei David Chytraeus und Simon Pauli. Da dort die lateinische Spät-Humanisten-Dichtung mächtig blühte, scheint er sich dieser mit Vorliebe zugewendet zu haben; sicher in Rostock hat er als Zwanzigjähriger die Passionsgeschichte in lateinische Hexameter übersetzt, die er dem Stader Rector Balthasar Küsels mittheilte, die ihm aber verloren ging. Nach kurzem Aufenthalt in Wittenberg ging er 1591 nach Leipzig. 1593 zog er nach Speyer zum Kammergericht, wo er sich in die Praxis der Cameralprocesse eifrig einarbeitete, von dort berief ihn Graf Philipp von Isenburg und Büdingen 1596 als Hofsecretär nach Birstein, und hier hat er sein früher so berühmtes Buch „De processibus augustissimi Camerae Imperialis judicii“ verfaßt, das 1598 zu Frankfurt a./M. erschien und in Auflagen bis nach dem 30jährigen Kriege ständig wiederholt wurde. Er zog es aber vor, als Anwalt nach Stade zurückzukehren, wo er eine reiche Praxis für das Kammergericht erhielt. Als Rath des mit seinen Brüdern hadernden, meist in Buxtehude lebenden Herzogs Hans Moritz von Sachsen (=Lauenburg) ging er von dort ein ganzes Jahr nach Prag an den Hof Kaiser Rudolf's II., wurde darauf 1604 in Stade 2. Rathssecretär, 1615

Syndicus in Buxtehude, was er bis an sein Lebensende, 30 Jahre lang blieb; als Syndicus dieser Stadt wurde er 1616 auch Assessor des erzbischöflichen Hofgerichts und Landrath, d. h. ständiger Vertreter bei den Landtagen des Erzbisthums. Er starb 1653, am 28. November, nachdem er in Buxtehude die dänischen, Tilly'schen und schwedischen Belagerungen und Schreckenszeiten hatte durchkosten, wiederholt auch mit den fremden Herren, namentlich Christian IV. von Dänemark, hatte Verhandlungen führen müssen. In der Peterskirche zu Buxtehude ist er begraben; er starb kinderlos, zwei Töchter waren vor ihm heimgegangen. Von seinen „Observationes camerales practicae" war eine Abschrift in Birstein zurückgeblieben, und ein Buchführer hatte sie ohne des Autors Wissen und Willen drucken lassen. 1620 nahm er diese verbessert in die 4. Ausgabe des „De processibus" auf, ebenso seine „Differentiae juris civilis et cameralis"; die 2. hatte er 1601 in Frankfurt, die 3. (1609) und die 4. in Hamburg erscheinen lassen, dann kam 1646 eine 5. und 1649 eine 6. in Tübingen unter dem Titel „Opera Cameralium in unum digesta etc." heraus. 1647 ließ er in Leipzig sein „Compendium juris emigrationis et detractionis" in 12⁰ erscheinen, ein drittes juristisches Werk hat Pratje im „Alten und Neuen aus den Herzogt. Bremen und Verden" 2, S. 11 ff. besprochen. Er war ein gewaltig fruchtbarer lateinischer Versifex; eine Anzahl Gedichtsammlungen hat er seit 1616 in Frankfurt, Hamburg, Arnstadt herausgegeben, Pratje zählt ihrer 9 auf; sie enthalten meist religiöse Stoffe oder Gedanken, zum Theil sind sie Uebersetzungen evangelischer Kirchenlieder im Versmaß der Urschriften; seine „Suspiria sacra" (Hamburg 1638 und 1656), sind sogar einmal dem letzten Grafen von Oldenburg, Anton Günther zugeschrieben. Außerdem sind zerstreut eine große Zahl Epigramme erhalten. Gern spielte er mit der Uebersetzung seines Namens und seines Aufenthaltsortes; so nannte er sich Cygneus, Cygneae sanguine gentis ultimus, Cygnus, auch Cygnus Estalis, d. h. von der Este, dem Flüßchen, an dem Buxtehude (Estea urbs) liegt, Buxthaus Cygnus (von Buxtehude), Cynivir etc.

S. (Pratje) Altes und Neues ꝛc. 3, S. 107—142, wo auch die ältere Litteratur. Ueber die v. Schwanewede: Luneberg Mushard, Monumenta Nobilitatis (1708) S. 485 ff.

Krause.

Schwann: Peter Theodor S., katholischer Theologe, geb. zu Neuß am 29. März 1804, † in dem Krankenhause des Klosters Marienthal bei Henry-Chapelle in Belgien am 3. Mai 1881. Er war ein älterer Bruder des berühmten Physiologen Theodor S. Nachdem er die Gymnasialstudien an der Ecole secondaire zu Neuß und am Marzellen-Gymnasium zu Köln absolvirt hatte, studirte er Philosophie und Theologie zu Bonn. Am 27. September 1827 wurde er Priester und bald darauf Religionslehrer am Marzellen-Gymnasium zu Köln. 1833 erwarb er sich die theologische Doctorwürde in München und wurde an das Lyceum zu Braunsberg berufen, wo er anfangs Professor der Philosophie, seit 1839 der Dogmatik und Moral war. Eine Berufung nach Breslau lehnte er 1841 ab. Den Winter 1842—43 brachte er in Rom zu. Wegen Kränklichkeit (starker Harthörigkeit) legte er 1850 sein Amt nieder. Der Bischof von Ermland ernannte ihn (1857) zum Ehrendomherrn. Er lebte seit 1850 bei seinen Verwandten in Köln. Geschrieben hat er nur eine Abhandlung „Ueber das unfehlbare Lehramt als dritte Erkenntnißquelle des Christenthums", 1833, und Proemia zu sechs Braunsberger Lectionskatalogen.

J. Bender, Gesch. der philos. und theol. Studien in Ermland, 1868, S. 165.

Reusch.

Schwann: Theodor S., der weltberühmte Begründer der thierischen Zellenlehre, war zu Neuß am Rhein als Sohn eines Buchhändlers in einer kinder-

reichen Familie am 7. December 1810 geboren, besuchte daselbst seit 1820 das Progymnasium, sowie seit 1826 das ehemalige Jesuitengymnasium in Köln, studirte seit 1829 in Bonn, seit 1831 zu Würzburg, seit 1833 zu Berlin und war dort seit 1834 Gehülfe am anatomischen Museum unter Johannes Müller, dem er schon in Bonn als Assistent bei Vivisectionen näher getreten war. Dieser hatte ihm auch das Thema zu seiner vortrefflichen, die Frage der Athmung des Hühnerembryo im Ei behandelnden Inauguraldissertation „De necessitate aëris atmosphaerici ad evolutionem pulli in ovo incubato“ gegeben, mit der er 1834 in Berlin zum Doctor promovirt wurde. In jener bescheidenen Stellung als Gehilfe am anatomischen Museum und mit 10 Thalern Gehalt monatlich, hat er die bedeutendsten Entdeckungen gemacht. Schon mit einer seiner Dissertationsthesen: „Infusoria non oriuntur generatione aequivoca“ griff er in eine viel bestrittene Frage ein, die ihn später noch mehr beschäftigte. Weiter war er der Entdecker des von ihm „Pepsin“ genannten, für die Verdauung im Magen unentbehrlichen Fermentes. Fäulniß und Gährung wurden naturgemäß mit in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen und auch für sie bewies er, daß sie durch organische Lebewesen bedingt seien. Neben Artikeln, die er für das von der Berliner medicinischen Facultät herausgegebene Encyclopädische Wörterbuch verfaßte, über Gefäße, Haematosis, Harnsecretion, Hautsecretion (Bd. 14, 1836), die manches Neue nach eigenen Untersuchungen enthielten, beschäftigte er sich mit Studien über Muskel- und Nervengewebe, deren Resultate er 1836 und 1837 veröffentlichte. Wir kommen jetzt zu dem Zeitpunkte, mit welchem eine neue Epoche in den organischen Naturwissenschaften durch eine Arbeit Schwann's eröffnet wurde, wie eine solche in den biologischen Wissenschaften zu den größten Seltenheiten gehört, nämlich seine Schrift: „Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen“ (Berlin 1839, mit 4 Taff.) Die Zelle als solche, als Bestandtheil pflanzlicher und thierischer Gebilde war zu jener Zeit längst bekannt; deutsche und französische Forscher hatten sich vielfach mit derselben beschäftigt, zuletzt Schleiden (1838), mit dem S. in persönlichen Beziehungen stand, ausführlich mit der Pflanzenzelle. Des Letzteren unbestrittenes und unsterbliches Verdienst ist es aber, den Nachweis geliefert zu haben, daß die thierischen und pflanzlichen Zellen morphologisch und physiologisch mit einander zu vergleichen sind und daß sämmtliche thierische Gewebe theils aus Zellen hervorgehen, theils dauernd aus solchen bestehen. Wenn auch bei dieser biologischen Großthat, die von der weittragendsten Bedeutung auch für die gesammte Pathologie geworden ist, im einzelnen einige Irrthümer mit untergelaufen sind, die erst in den folgenden Jahrzehnten erkannt und berichtigt wurden, so ist doch, und das steht fast einzig in der Wissenschaft da, seitdem nie wieder ein ernster Streit darüber gewesen, daß alle Gewebe und Organe des thierischen Körpers aus Zellen aufgebaut werden. — Noch in demselben Jahre, als jene epochemachende Schrift erschienen war, im Herbst 1839, folgte S., in dem sich die seltene Vereinigung vollendeter naturwissenschaftlicher Bildung mit streng religiöser Gesinnung fand, einem Rufe der katholischen Universität Loewen, um den erledigten Lehrstuhl der Anatomie einzunehmen. Im J. 1848 siedelte er von Loewen nach Lüttich über, wo ihm zuerst die Professur der allgemeinen und speciellen Anatomie und zehn Jahre später die der Physiologie und vergleichenden Anatomie übertragen wurde. Sehr zu verwundern aber ist es, daß mit seiner litterarischen Thätigkeit auf deutschem Boden eine solche überhaupt fast ihr Ende erreichte, daß, während er in den ersten fünf Jahren seiner Laufbahn die Welt mit einer Anzahl von Arbeiten beschenkte, welche den höchsten Erwartungen entsprachen, er die folgenden 40 Jahre seines Daseins in beinahe vollständiger Zurückgezogenheit verbrachte. Daß er

sich mit ganzer Seele dem Lehrberuf widmete, die experimentelle Methode nicht nur in seinen Vorlesungen einführte, sondern auch beständig mit der Prüfung der Neuerungen beschäftigt war, bezeugen seine Schüler und Collegen und seine zum Theil sehr eingehenden Referate an die Brüsseler Akademie der Wissenschaften, deren von 1843—79 etwa 32 vorliegen. Aber auch daß man ihn in Deutschland nicht vergessen hatte, beweisen die verschiedenen an ihn ergangenen, sämmtlich von ihm abgelehnten Berufungen an deutsche Universitäten, so nach Breslau (1852), München und Würzburg (1854), Gießen (1855). Seinem Freunde Henle schrieb er bei einer dieser Gelegenheiten, indem er ihm das Behagen seiner bürgerlichen Stellung und seines häuslichen Junggesellenlebens schilderte, daß er nicht die geringste Neigung empfinde, sich in das Gezänk der deutschen Histologen einzumischen. Von seinen Publicationen aus der Zeit, wo er in Belgien lebte, sind noch anzuführen „Versuche über den Einfluß der Galle auf den Organismus" (1844, 1846), ein von ihm verfaßtes anatomisches Handbuch für eine „Encyclopédie populaire" (1855) und einige Mittheilungen an die belgische Akademie. Seine letzte Schrift („Mein Gutachten über die Versuche, die an der stigmatisirten Luise Lateau am 26. März 1869 angestellt wurden", Köln und Neuß 1875) war ein Protest gegen einen frommen Betrug, zu dem sein angesehener Name mißbraucht werden sollte.

Am 23. Juni 1878 bereitete die Universität Lüttich ihrem weltberühmten Mitgliede zur Feier der Vollendung des 40. Jahres seines Lehramtes eine Ovation, an welcher die Universitäten und Akademien aller civilisirten Länder sich betheiligten. Bald nach jenem Ehrentage legte er (im Herbst 1880) die Professur nieder, nachdem er bis in sein 70. Jahr sich einer ungetrübten Gesundheit und Rüstigkeit erfreut, dann aber, infolge eines Herzfehlers, an Schwindel und Beklemmung zu leiden begonnen hatte. Er behielt seinen Wohnsitz in Lüttich und brachte, wie vordem, nur die Ferien bei den Verwandten in Neuß, Köln oder Düsseldorf zu. Am 11. Januar 1882 erlag er während eines weihnachtlichen Besuches im Hause seines Bruders zu Köln, nach 14tägiger Krankheit, einem apoplektischen Anfalle. — S. war von kleiner schmächtiger Gestalt, der ein feiner Kopf mit geistvoll blickenden Augen Bedeutung und frisches Leben gab. Sein ganzes Wesen zeigte eine liebenswürdige Bescheidenheit, deren Zauber alle empfanden, die ihn kennen lernten.

J. Henle im Archiv für mikroskopische Anatomie. Bd. 21, 1882, S. I—XLIX. — Rud. Virchow in dessen Archiv für pathol. Anatomie. Bd. 87, 1882, S. 389—392. — Waldeyer in Gurlt und Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte V, 315, 316.

E. Gurlt.

Schwanthaler: Franz S., Bildhauer, geb. 1760 zu Ried im Innviertel, stammte aus einer alten Künstlerfamilie, welche schon seit dreihundert Jahren der Plastik oblag. Darunter erscheint ein Thomas S. 1680 und dessen Sohn Bonaventura, welcher auch im baierischen Bauernkrieg gegen Oesterreich 1704 sich hervorthat (Sepp, Bauernkrieg 1884, S. 168). Der hier in Rede stehende Franz — er hatte zwei Brüder: Anton, welcher später nach München ging und 1833 daselbst starb, und Peter, welcher zu Ried verblieb und dort für benachbarte Kirchen und Klöster arbeitete — war frühzeitig schon zu Gmunden am Traunsee und in Salzburg thätig, erhielt weitere Förderung bei dem Bildhauer Ingerl zu Augsburg, besuchte zugleich die dortige Akademie und errang daselbst drei Preise, ging aber dann nach München, wo er sich 1785 als Bürger niederließ und mit seinem vorgenannten Bruder Anton in unermüdlicher Weise thätig war mit Büsten, Denkmalen, ornamentalen Decorationen — ein tüchtiges Stück Kunsthandwerk repräsentirend. So schnitt er viele Holzmodelle und Figürchen für

die Porzellanmanufactur Nymphenburg, lieferte die Waffentrophäen am Hofgartenthor, die Sandsteinlöwen an der Einfahrt zur Prannersgasse, modellirte zwei lange Friese mit Allegorien auf Krieg, Frieden, Handel und geselliges Leben an dem Hause des damaligen Möbelfabrikanten Hiltl (heute No. 24; eine Abbildung in No. 6 „Münchner elegantes Sonntagsblatt“ vom 9. April 1800; auch die beiden schwebenden Tänzerinnen an dem nun beseitigten Thore dieses Hauses waren Holzsculpturen von Franz S.), woselbst S. im Rückgebäude sein Atelier aufschlug, schuf eine große Anzahl guter Portraitbüsten, darunter die des Königs Maximilian und der Königin Karoline und zahlreiche Grabdenkmale (der trauernde Genius für den 1800 verstorbenen Prinzen Max Joseph Friedrich in der Theatinerkirche), insbesondere für den südlichen „Gottesacker“, wobei freilich anfänglich viel barocke Embleme und Gestalten erschienen, z. B. ein mit Flügeln und Sense ausgestatteter, seine Urne mit einem Vorhang bedeckender Kronos, allerlei trauernde Psychen und Sarghüter, welche erst Widerstand hervorriefen, bald aber Nachahmung und Beifall fanden, als der Geschmack und die Invention der Künstler und des Publicums sich daran gewöhnte und verbesserte. Dazu zählten die Monumente der Familien Kannabich und Freyberg, des schottischen Naturforschers Johnston, des Hofmalers Ferdinand Kobell, des Baron Kreitmayer, die Grabstätten der Familien Krempelhuber, Le Prieur, Riezler, Santini, Sauer, Schedl, Lungelmayr, der Grafen v. Tattenbach und Törring-Gutenzell u. s. w. Auch nach Ansbach, Köfering, Moosburg, Passau, Rothenburg an der Tauber lieferte S. Reliefs und Figuren in Sandstein, insbesondere aber in dem damals vielbeliebten Marmor von Tegernsee und Füssen. Zu seinen heute noch bestehenden Leistungen gehörte auch die im Auftrage des Grafen Morawitzky gefertigte, am Eingang des Münchener „Englischen Gartens“ befindliche lebensgroße, seither freilich öfters stark restaurirte Statue des „Harmlos“ — so genannt von der darunter angebrachten Inschrift, welche Jedermann einladet, hier harmlos im Garten der Natur zu wandeln. Auch im decorativen Genre arbeitete S. insbesondere in den unter der Direction des Hofbaumeisters Puille ausgestatteten Prachtzimmern der k. Residenz und bei der Ausschmückung des durch Karl v. Fischer erbauten Hoftheaters. Sein Name hatte einen so guten Klang, daß im Jahre 1795 eine Berufung nach Weimar erfolgte, welche der patriotische S. jedoch ablehnen zu müssen glaubte. Zuletzt kehrte er wieder zur Holzsculptur zurück, um für sich zur Feier des Weihnachtsfestes ein Bildwerk zu gestalten, wie den Hirten die Geburt des Heilands verkündet wird, er starb aber schon vor dessen Vollendung zu München 1820. A. Baumgartner widmete ihm einen Nachruf mit einer kleinen Schrift (München 1820), welche alle Werke Schwanthaler's verzeichnet.

Vgl. dazu Lipowsky, Künstlerlexikon 1810. II, 87. — Raczynski II, 499. — Marggraff, Münchener Jahrbücher. 1840. III, 268. — Nagler 1846. XVI, 96. — Wurzbach, 1876. XXXII, 280. — Fr. Pecht, Gesch. der Münchener Kunst. 1888. S. 26.

Hyac. Holland.

Schwanthaler: (Franz) Xaver S., Bildhauer, geb. am 16. Novbr. 1799 zu Ried, lernte bei seinem Vater Peter S., kam dann zu seinem Oheim Franz S. nach München und nach dessen Ableben in das frisch aufblühende Atelier seines alsbald berühmt gewordenen Neffen Ludwig S., wo er sein Talent bei der Ausführung der diesem gewordenen großartigen Aufträge in fleißiger Weise bethätigte. Ebenso bewährt als tüchtiger und unermüdlicher Techniker wie begabt mit einer unverwüstlich heiteren Laune stand er seinem jüngeren Meister als ausführende Hand, als Modelleur und Bildhauer in steter Treue bei, wie er auch nach der Mühe und Arbeit des Tages als fröhlicher Becherschwinger mit allzeit bereitwilligem

Humor auf die tapferen Intentionen der Humpenburg-Ritter einging und die allgemeine Freude niemals beeinträchtigte oder verdarb. Mit dem unschätzbaren Talent, jede, auch die leiseste Andeutung seines Neffen artistisch aufzufassen und verständnißinnigst zu gestalten, leistete er fast bei allen, aus dessen Atelier kommenden Arbeiten die treueste Beihülfe. Er that, was er konnte und wie er die Dinge sah, ohne auf tiefere und classische Formgebung größeres Gewicht zu legen; er dirigirte alle die Mitarbeitenden und hielt sie in Athem, Zucht und fliegender Thätigkeit. So hat er an den von Meister Ludwig S. errungenen Ehren seinerseits nicht geringen Antheil, ebenso aber auch an allen gegen Schwanthaler erhobenen Vorwürfen. Ludwig S. nannte ihn stets seine „rechte Hand" und versagte ihm nie die Anerkennung, welche er ihm schuldig zu sein voll überzeugt war. König Ludwig wußte den Namen „Schwanthaler" auch in dem Zurückgebliebenen zu schätzen. Merkwürdigerweise fand Xaver S. trotz der im Atelier seines Neffen verbrachten Wirksamkeit immer noch Zeit, zweiundzwanzig Jahre hindurch als Lehrer des Modellirens an der städtischen Feiertagsschule thätig zu sein und außerdem selbst eigene Werke zu schaffen. Dazu gehören außer vielen ornamentalen und figürlichen Arbeiten in den Räumlichkeiten der k. Residenz (Plafonds, Camin-Schmuck u. s. w.) und verschiedenen Statuetten (Jörg Ganghofer als Baumeister der Münchener Frauenkirche; König Ludwig, General Waldstein, Ludwig Schwanthaler) auch die colossalen Büsten der Kaiser Friedrich II., Karl V. und des Tondichters Mozart für die Walhalla. Ferner lieferte er eine colossale Christus-Statue für das Kloster Weingarten und als weiteres Erbe von seinem Neffen, die Ausführung der beiden Giebelfelder an den Propyläen: König Otto thronend inmitten der wieder beruhigten Hellas (14 Figuren, Ostseite); der Freiheitskampf Griechenlands, mit dem glücklichen Siegeserfolge (17 Figuren, Westseite); dazu kommen noch vier Flachreliefs an den beiden Pylonen, darstellend die Kämpfe der Griechen gegen die Türken. Indessen überraschte ihn vor Vollendung der zum zweiten Giebel bestimmten letzten Gruppe, schon am 24. September 1854 der Tod (vgl. Raczynski II, 507. Nagler 1846. XVI, 114. Nekrolog in Beilage 234 zur „Münchener Zeitung" vom 2. October 1854 und im Kunstvereins-Bericht für 1854 S. 52. Wurzbach 1876. XXXII, 282 ff.). — Er hinterließ einen Sohn Rudolf Schwanthaler, geboren am 4. April 1842, welcher sich erst auf der Münchener Akademie unter Professor Max Widnmann zum Künstler bildete, dann bei Johann Halbig und später zu Dresden unter Ernst Rietschel hospitirte. Zurückgekehrt 1866 von einer italienischen Reise, übernahm er die Führung des von Fremden häufig besuchten Schwanthaler-Ateliers, wo die Erzeugnisse seines großen Vorfahren in sogen. Biskuit-Abgüssen (aber auch viele Arbeiten Thorwaldsen's, wie die Reliefs „Tag" und „Nacht"), immer bereitwillige Abnehmer und Käufer fanden. Auch in eigenen Arbeiten versuchte sich der letzte Träger dieses illustren Namens, entwarf Darstellungen zu Vergil's Aeneide, auch einige biblischen und allegorischen Figuren (Korb mit Kindern, allerlei Mädchen- und Frauengestalten, ferner die treffliche Portraitbüste des Komponisten Max Kunz für dessen Denkmal am südlichen Friedhof und ebendaselbst das allegorische Monument für den berühmten Japan-Forscher v. Siebold). Weitere Pläne vereitelte sein früher, am 27. April 1879 erfolgter Tod. Aus seinem Nachlasse wurde die von Ludwig Schwanthaler gesammelte kleine Gallerie von Oelgemälden alter und neuerer Meister (darunter zwei interessante Jugendarbeiten von Moritz v. Schwind, welche Graf Schack erwarb) am 25. September 1879 durch Maillinger (Montmorillon) versteigert, ebenso das ganze Inventar der ehemaligen „Humpenburg". Das frühere, berühmte Atelier wurde in zwei große Zinshäuser umgewandelt, an welchen jedoch die Büsten von Ludwig und Xaver S. eine Stelle

fanden. Gegenüber liegt das heute noch interessante und vielbesuchte „Schwanthaler-Museum“. (Einen kurzen Nekrolog auf den letzten Träger dieses ehedem vielgefeierten Namens erhält der Kunstvereins-Bericht für 1879, S. 69.)

Hyac. Holland.

Schwanthaler: Ludwig v. S., Bildhauer, geb. am 26. August 1802 zu München als der Sohn des vorgenannten Franz S., wußte schon die Schulbänke wie den Studirtisch im väterlichen Hause mit in Wachs modellirten Figuren poetisch auszuschmücken, was jedoch den Fortschritten im Studium der classischen Sprachen wie der Geschichte, wobei ihm sein treffliches Gedächtniß sehr zu statten kam, nicht im mindesten hinderlich war. Er absolvirte das Gymnasium und erwarb eine vorzügliche Bildung, die er auch später noch durch weiteres Studium der lateinischen und griechischen Schriftsteller und durch die Lectüre der deutschen Classiker cultivirte und zeitlebens erweiterte. Schon 1818 trat er in die Akademie der Künste, um sich der Schlachtenmalerei zu widmen. Das Vorbild von Albrecht Adam und Peter Heß, noch mehr die Wucht der kaum verklungenen Kriege, erfüllten seinen Geist mit kühnen Plänen: Er arbeitete an einem Brande Moskau's, an einem Rückzuge der französischen Armee; dazu wurden Studien nach dem Leben, alle möglichen Waffenarten, Kanonen, Wagen und Pferde gezeichnet. Unliebe Erfahrungen mit Johann Peter von Langer, dem damals noch omnipotenten Director, welcher dem mit großem Bewußtsein seiner Fähigkeiten auftretenden Schüler alle Befähigung zur Kunst absprach, reiften den Entschluß, die Akademie zu verlassen und seinen eigenen Weg einzuschlagen. Die mittelalterliche Romantik hatte seinen ganzen Geist so gewaltig erfüllt, daß er in einer Menge abenteuerlicher Compositionen, die er meistens in großen Federzeichnungen mit Leichtigkeit zu Papier brachte, seine Begeisterung ergoß. Begabt mit einer rastlos schaffenden Phantasie und einem neidenswerthen Schönheitssinn, entwarf er ganze Reihenfolgen von Compositionen aus der deutschen Sage und der hellenischen Mythe, z. B. mit seinem durch gleiches Feuer treu verbundenen jugendlichen Freunde, dem Grafen Franz Pocci, einen großen Turnierzug von schwerbewaffneten Rittern, Bilder zu Fr. de la Motte Fouqué's „Zauberring“ u. s. w. Gleichzeitig schritt er vorwärts im ernsten Studium der Antike und in der Technik des Modellirens; so entstand ein Cyclus aus der Mythe des Prometheus und der Titanen, desgleichen ein langer Fries mit den Heroen der Ilias. Mit dem Tode des Vaters (1820) fiel nun die Erhaltung und Leitung der Bildhauerwerkstätte auf Ludwig S. und die Sorge um Mutter und Schwester. In treuer Erfüllung dieser Pflichten übernahm S. die Herstellung gewöhnlicher Grabdenkmale, Büsten Verstorbener und Stuckaturarbeiten für Bauten. Daneben übte er sich fortwährend im Studium und Modelliren von Pferden, wozu die kgl. Reitschule das beste Material bot. Hiedurch erregte er die Aufmerksamkeit des königlichen Oberstallmeisters Karl Ludwig Freiherrn Kesling v. Bergen; gelegentlich erzählte er über diese frisch aufstrebende Kraft dem Könige Maximilian I. und dieser beschloß die Anfertigung eines großen, reichverzierten Silberservice, wozu S. einen der griechischen Götter- und Heroensage entnommenen Bilderstoff modelliren sollte. S. begann mit dem „Einzug der jüngeren Götter in den Olymp“, mit der Sage von Kadmos und der Argonautenfabel; ein großer Theil dieser für die Seitenflächen des Tafelaufsatzes gehörigen Scenen und jener an den Verbindungspostamenten stehenden Figuren war schon in Wachs modellirt und Einzelnes in Silber gegossen und ciselirt, als das plötzliche Ableben des hohen Bestellers (1825) diesen Auftrag unterbrach und in Vergessenheit brachte; auch die vorläufig abgelieferten Wachsmodelle verschwanden, bis es erst später den Nachforschungen Ernst Förster's gelang, die Reste in der

k. Silberkammer wieder aufzufinden, worauf selbe im Bairischen National-Museum eine bleibende Stelle erhielten (vgl. E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst 1860, V, 221 und dessen Denkmale der Kunst 1856, II). Eine neue Thätigkeit ergab sich für S. in den durch Cornelius' Fresken berühmt gewordenen Sälen der Glyptothek, deren Plafonds unter der Leitung des Baumeisters Leo v. Klenze mit Flachreliefs aus der den Bilder-Cyclen entsprechenden Götter- und Heroen-Mythen geschmückt werden sollten. So bildete S. im „Göttersaal", über dem „das Reich des Neptun" vorstellenden Freskobilde, die Geburt der Venus aus den Wellen, wie sie dem Meere entsteigend von Tritonen und Nereiden mit Jubel begrüßt wird; zwei weitere kleine Giebelgruppen, gleichfalls als Flachreliefs, zieren den Raum über den Thüren. Im „Trojanischen Saal" schuf S. in Stucco-Verzierung die zwölf Götter um das mittlere Deckengemälde (Hochzeit des Peleus mit der Thetis), ebenso die großen Reliefs über den Wandbildern und am Fensterbogen (Kunstblatt 1830 Nr. 2). Im „Römer-Saal" modellirte S. die drei Mittelreliefs der Kuppel und die übrigen Göttergestalten, alle weiß auf goldenem Grunde. Zu den Fresken am Giebel des k. Hof- und Nationaltheaters wurde schon 1824 ein Project (Apollo mit den neun Musen) von S. entworfen. Für den Tanzsaal des gleichfalls von Leo v. Klenze erbauten Herzog-Max-Palais modellirte S. 1830 einen 44 Meter langen Fries mit der in gleich lebendiger Weise behandelten und in höchst poetischer Schilderung erzählten Mythe des Bachus (Kunstblatt 1830, S. 204). Darauf folgten die großen Reliefs für die Reitschule des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg. (Vgl. Nr. 82 Kunstblatt vom 1[illegible]ctober 1835; dabei auch eine kurze Uebersicht von Schwanthaler's bisherigen Leistung[illegible].) Als Vorstudie zu seinen Arbeiten in der Glyptothek war S. nach Rom g[illegible]ngen, wo er bei Thorwaldsen freundliche und ermuthigende Aufnahme fand, d[illegible] kehrte er bald wieder in die Heimath zurück, da seine Gesundheit unter den do[illegible]gen klimatischen Einflüssen litt; 1832 wagte sich S. abermals nach Rom, wo [illegible]tzt länger verweilte, vollauf beschäftigt mit den Aufträgen des ihm in [illegible]us großer Huld zugeneigten König Ludwig I. Hier entstanden die Modelle [illegible]er Gruppen zum ersten Giebelfelde der Walhalla, viele Zeichnungen zu den [illegible]pturen und Gemälden für die Ausschmückung der neuen Residenz, auch die [illegible]zzen zu den Künstler-Statuen auf der Südseite der Pinakothek. Darauf erfolgte 1835 Schwanthaler's Ernennung zum Professor an der Münchener Akademie, wodurch sich der Kreis seiner Thätigkeit in fühlbarster Weise noch erweiterte, so daß er bei der Fruchtbarkeit seines Geistes und der außerordentlichen Vielseitigkeit seines Talentes gezwungen war, nach Gehülfen und Schülern sich umzusehen, mit deren oft nicht immer günstig wirkenden Beihülfe und Mitwirkung er jene übergroße Zahl von Werken auszuführen im Stande war, womit die Gnade seines königlichen Maecen und der bald weit wirkende Ruhm seines Namens ihn überhäuften und zur aufzehrenden Verwendung seiner Kraft verleiteten. Seiner unerschöpflich arbeitenden, rastlos perlenden Phantasie schien es möglich, den verschiedenartigsten, weit auseinander liegenden Aufträgen und Anforderungen zu genügen. Was sein rastlos dichtender Geist erfand und mit flüchtigem Griffel gleichsam nur hinschreibend gestaltete, reichte gerade hin, um eine ganze Schaar von Malern, Plastikern, Erzgießern und Technikern vollauf in wetteifernde Thätigkeit zu versetzen.

Obwohl im Sinne der Romantiker ganz erfüllt von der Herrlichkeit der deutschen Vorzeit und begeistert von der Baukunst, Plastik, Malerei und Dichtung des Mittelalters, führte ihn der größte Theil seiner Bestellungen doch auf das Gebiet der Antike, zur Verkörperung ihrer Mythen und Sagen. S. hätte lieber die deutsche Geschichte, die Dichter und Helden seines Vaterlandes verherrlicht. Er zählte gleichfalls zu jener begeisterten Tafelrunde, welche, wie in Franz Pocci's

Lebensabriß berichtet wurde, sich 1831 unter dem Namen der „Gesellschaft zu den drei Schilden" zusammengefunden hatte zur Begründnng und Erforschung der deutschen Alterthumskunde. Die Idee, welche später Freiherr v. Aufseß im „Germanischen Museum" realisirte, bildete damals schon in klar umschriebener Fassung die Folie für diese begeisterten Jünglinge, welche sich freilich naturgemäß in einer gewissen überschwenglichen Sentimentalität und Exclusivität bewegten, so daß der sarkastische Clemens Brentano den kritisch-warnenden Ausspruch that: „Wenn Einer von Euch mal in den Himmel käme und er findet die Trinität nicht so wie selbe Martin Schön oder Albrecht Dürer dargestellt hat, so kann keiner dort aushalten, rennt davon und schlägt dem Petrus noch die Thür vor der Nase zu!" In eine große, das imposante Innere eines spitzbogigen Domes darstellende Zeichnung Fr. Hoffstadt's zeichnete sich S. selbst als ritterlicher Herakles am Scheidewege, wie die deutsche Frau „Aventiure" ihn einladet in ihre Dienste zu treten, während gegenüber die „Helena" den Recken in ihren Bann nimmt. Einstweilen erfrischte S. seinen Geist noch an den Schätzen der germanischen Kunst und Litteratur, modellirte zu seines Herzens Erquickung die im grimmen Speerkampf zusammenreitenden Recken des Hildebrand-Liedes, ebenso das schöne Relief wie Siegfried den Drachen erschlägt und die gerettete Jungfrau freit (unter dem Titel „S. Georg", gestochen von Amsler als Geschenk des Münchener Kunstvereins für 1834, vgl. Kunstblatt 1836 S. 86), gruppirte die Hauptgestalten der Nibelungen in einem Tafelaufsatz (Kupferstich in Förster's Denkmale der deutschen Kunst 1856, II) und that das Gelöbniß, wen[illegible] ihm „Frau Saelde" hold bleibe, einst doch noch eine „Burg" zu erbauen, [illegible] alle Pläne Pocci's weit übertreffen sollte: Dann aber ging er [illegible]gen entgegen und entwarf mit fester Hand, großem Schönh[illegible] voll archaistischer Strenge und mit ächt hellenischem Stilgefüh[illegible] zu Hesiod's „Theogonie". König Ludwig I. wollte einige Ra[illegible]n Residenz mit Bildern zu den griechischen Dichtern schmücken, w[illegible]n gebundenen Style der Fresken zu Tarquinii und Corneto, theil[illegible], malerischer Durchbildung gehalten sein sollten, wozu S. die charakte[illegible]n Compositionen zeichnen mußte, während die Ausführung den Malern Leopold Schulz, Hiltensperger und Anderen zugetheilt wurde. So entwarf S. für das erste Vorzimmer des Königs einen an den vier Wänden umlaufenden Fries mit Darstellungen aus dem Argonautenzuge nach Orpheus, äußerst lebendige Bilder ganz im hellenischen Geiste, welche im altgriechischen Vasenstyl monochrom auf braunem Grunde zur Darstellung kamen (vgl. den ausführlichen Bericht in Nr. 82 bis 87 Kunstblatt 1835). Das zweite Vorzimmer zieren die Bilder aus den Gedichten des Hesiod. Dazu ergab die „Theogonie" einen beiläufig 40 Meter langen und 1 Meter hohen Fries, welcher (ausgeführt von Hiltensperger und Streidel) sich mit einer Färbung ohne Licht und Schatten begnügt, innerhalb welcher die Formen mit festen Umrissen angegeben sind. Mit großer Genialität überwand S. die Schwierigkeit, die außerordentliche Anzahl von Hauptgruppen und Episoden, menschlicher Gestalten und Ungeheuer, in dem bedingten Raum zum deutlichen Ausdruck zu bringen; sein ächt plastisch denkender Sinn bewahrte ihn auch hier vor mißfälliger Ueberhäufung; S. erzählt Alles „mit rein antiker Einfachheit und Würde, daß man ein Werk der ältesten griechischen Zeit vor sich zu sehen glaubt, während die volle Originalität und Eigenthümlichkeit des Einzelnen eine eben so freie als neue Erfindung bewährt. Es begegnen uns hier unübertrefflich schöne Gruppen, die auch ohne den Reiz der Farbe durch die gewählte Darstellungsweise vollständig wirken. Unter diesen Friesen sind an den vier Wänden weitere Darstellungen aus den Epen Hesiods, aus dem „Schilde des Herakles" und den „Werken und Tagen", theils ein-

farbig, theils polychrom in enkaustischer Technik. Das Ganze erschien dann nach den Originalzeichnungen Schwanthaler's in Stein gravirt von Fr. Wolf und mit Erläuterungen herausgegeben von Prof. Fr. Beck (München 1853, gr. Fol.) als dritter Theil von Schwanthaler's Werken. Der Thronsaal wurde von S. mit Reliefs (in Gyps) zu den Gesängen Pindar's verziert, wobei sich der Stoff freilich nicht so vollkommen cyklisch durchführen ließ, wie in den vorhergehenden Arbeiten. Der Künstler mußte hier nur allgemein interessante Beziehungen herausfinden, von denen wenigstens einige unter sich zusammengehören. Für den Fries boten sich am geeignetsten die olympischen und pythischen Spiele mit der Preisvertheilung an die Sieger. Gerade über dem Throne erscheint der seine Gesänge dem Volke vortragende Pindar. An den Wänden umfassen größere und kleinere Rahmen verschiedene Darstellungen (auf Goldgrund) aus den Mythen des Herakles, Achill, Deukalion, Jason, Castor und Polydeukes. Auch hier herrscht die allen Compositionen Schwanthaler's eigene Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Bewegung, überall ergreift er den die That bezeichnenden richtigen Moment. Der ganze Saal trägt das Gepräge einer heiteren Pracht. Sodann entwarf S. 24 Compositionen zu den Tragödien des Aeschylos, welche im Audienzzimmer, und die Bilder zu den Dramen des Sophokles, welche im Schreibzimmer des Königs durch W. Röckel und C. H. Hanson zur Ausführung gelangten, während 27 Scenen aus den Komödien des Aristophanes das Ankleidezimmer der Majestät in heiterster Weise belebten. Damit ergab sich ein wahrer Tummelplatz für die unerschöpfliche Laune und den geistreichen Witz des Künstlers, welcher hier weniger die Schönheit der For[illegible] die Höhe edler Charakteristik entwickeln sollte, dafür aber zeigen kon[illegible] griechische Behandlung selbst bei heiteren, der Pnyx und der Ag[illegible]ildern, die künstlerische Weihe verleihen kann. Diese dem Ge[illegible] entsprechenden Caricaturen übertrug Hiltensperger in die g[illegible]llige Farbe und bewies dadurch sein feines Verständniß sowohl [illegible] wie für den Componisten. Davon ist nur ein einziges Blatt, d[illegible]en mit der komischen Muse tanzend dahin schreitenden Aristophanes, d[illegible] Rudolph Marggraff's „Münchener Jahrbücher“ (1842, II, 77) in die Oeffentlichkeit gelangt und zwar nach einem von Stortz gemachten Stich, welchen Samuel Amsler in der durch Franz v. Kobell erfundenen galvanographischen Technik als ersten Versuch vervielfältigte (vgl. dazu Nr. 94 im Stuttgarter Kunstblatt 1841 und Beil. 54 Allgemeine Zeitung 1842). Ein 48 Meter langes Gypsrelief mit den Mythen der Aphrodite (in einem Saale des zweiten Stockwerkes) wurde unter Amsler's Leitung von Stäbli und Schütz (Düsseldorf 1839) als erster Theil von Schwanthaler's Werken gestochen; ein kleines Fragment daraus in Lübke und Lützow's „Denkmäler der Kunst“ IV, Taf. IX (115). Zwischendurch entstand ein Cyklus von 90 ziemlich ausgeführten Handzeichnungen zur „Odyssee“, welchen S. für die im nördlichen Erdgeschosse der Residenz befindlichen sechs Säle also componirte, daß eine jede der 24 Wandseiten die Hauptmomente eines Gesanges enthält. Hier war Gelegenheit gegeben ein Werk griechischer Kunst und Art zu gestalten, so groß und bedeutend, wie nur ein Gegenstück zu Schnorr's „Nibelungen“ gedacht werden kann. Alles athmet einen ächt homerischen Geist, ist in hellenischer Form und Gestaltung aufgefaßt, und der reichen Fülle eigener Erfindungsgabe lebendig und wahr entquollen. Hiltensperger erhielt die Aufgabe, die kleinen Entwürfe in lebensgroße Figuren zu übersetzen; er begann schon 1839 mit dieser Arbeit, welche sich mit mehrfachen Unterbrechungen bis 1854 hinauszog. Dabei ergab sich freilich der Mißstand, daß entweder die im kleinen Format enthaltenen Fehler mit der Uebertragung sich bemerkbar machten oder daß Hiltensperger's ausführende Hand nicht mehr geeignet war, adäquat sein Pensum zu bemeistern. Der ganze Cyclus gerieth unerfreulich und langweilig, so daß die

Säle nie der Oeffentlichkeit übergeben, sondern alsbald zu Bureaux verwendet wurden. Auch eine durch Jos. Albert, unbegreiflicher Weise nicht nach Schwanthaler's eigenhändigen Zeichnungen, sondern nach den bunten Fresken veranstaltete photographische Reproduction mißlang, da isochromatische Platten damals noch nicht erfunden waren.

In demselben Saal, welchen Julius Schnorr mit einer Bilderreihe aus dem Leben des Kaiser Friedrich I. versah, gestaltete S. auch einen die sämmtlichen Wände umschließenden, in Gyps auf Goldgrund modellirten Fries, wodurch die Freskodarstellungen in origineller Weise ergänzt und gleichsam in fortlaufender epischer Erzählung erweitert wurden (vgl. Nr. 48 Kunstblatt Stuttgart 1840 und Pfister, Die Kunstepochen Münchens 1888, S. 10). Die Länge betrug über 90 Meter bei anderthalb Meter Höhe; in Schwanthaler's Atelier arbeiteten seine besten Schüler an diesen Reliefs, die der Meister dann an Ort und Stelle einer längeren Retouche unterzog. Das Ganze erschien mit dem Titel „Der Kreuzzug des Kaiser Friedrich Barbarossa“ in 18 unter Amsler's Leitung gestochenen Blättern (Düsseldorf 1840, als zweiter Theil von Schwanthaler's Werken; neue Ausgabe Leipzig 1879). Auch zu den dritthalb Meter hohen Statuen der acht Kreise Baierns auf der Portikus-Attika über dem Saalbau und zu den beiden Löwen lieferte S. die Skizzen, nach welchen die großen Bildwerke 1837 ausgeführt wurden. Ferner componirte S. sechzehn Scenen aus den Befreiungskämpfen der Griechen gegen die Türken, wobei seine nie völlig überwundene Vorliebe für Schlachtenmalerei in erfreulicher Weise sich bewegen konnte. Diese überaus lebendig und scharf durchdachten Bilder wurden im großen Festsaale der durch Fr. v. Gärtner erbauten k. Residenz zu Athen von 1840—1844 durch Kranzberger, Claudius Schraudolph, Ulrich Halbreiter, Joseph Scherer u. A. vergrößert und in Fresko gemalt; die sorgfältig ausgearbeiteten Originalentwürfe gelangten aus König Otto's Nachlaß in den Besitz König Ludwig II., welcher selbe dem Münchener Handzeichnungs- und Kupferstich-Cabinet einverleiben ließ.

Unterdessen hatten viel umfangreichere Arbeiten Schwanthaler's Thätigkeit in Anspruch genommen, voraus die beiden Giebelgruppen für die bei Regensburg ihrem Ausbau entgegenreifende „Walhalla“. Zum südlichen Giebelfelde derselben entwarf ursprünglich Rauch in Berlin die Composition, welche aber fast gänzlich durch S. umgestaltet wurde, wozu er schon während seines zweiten römischen Aufenthaltes einige Figuren modellirte. König Ludwig gab die Idee; demnach sollte in fünfzehn allegorischen Gestalten der Friede von 1816 dargestellt werden. In ruhiger Haltung thront die Germania in Mitte des Tympanon, deutsche Krieger führen ihr die den Franzosen entrissenen Bundesfestungen zu: Der ihr zunächst stehende Krieger mit dem österreichischen Doppeladler am Helmschmuck bringt die durch ihr Wappenbild erkennbare Stadt Mainz, ihr folgt durch einen Baiern geleitet, die Veste Landau; ein Krieger (Württemberg) ermuntert den hinter ihm sitzenden Helden, sich zur Feier des Festes zu erheben; der mit Trauben bekränzte, diese Seite abschließende Rhein hält in der Ecke Ruder und Schiffsschnabel zu seiner durch den Frieden gesicherten Fahrt. Zur Linken der Germania schwingt Preußen mit der Colonia an der Hand, begeistert den Lorbeerkranz; dann kommen Hannover mit Luxemburg und Hessen und Sachsen zur Huldigung herbei; die Mosel schließt diese Gruppe ab (gestochen von K. Schütz). Die Bildwerke zum nördlichen Giebel entstanden von 1835—40. Im Mittelpunkt der colossalen Statuen steht der über Alles emporragende Armin, mit dem Adlerhelm auf dem Haupte, von einem windflatternden Mantel nur leicht umhüllt; ihm zunächst stehen drei germanische Heerführer, dann folgt knieend ein bekränzter, in feuriger Begeisterung den Schlachtengesang anstimmender priesterlicher Harfner, ihm zur Seite, das wallende Haar mit Eichenlaub und Mistel geschmückt, eine

hehre Wala. Ihnen angereiht bringt das über einen sterbenden Greis gebeugte Weib die ganze Gruppe zum Abschluß. Auf der anderen Seite Armin's wagt sich noch ein schwerbewaffneter Römer an den gewaltigen Recken, ein leichtbewaffneter schreckt zurück, Varus stürzt in sein eigenes Schwert, während ein sterbender Adlerträger diese ganze Scene abrundet (lithographirt im Atlas zu Raczynski's Geschichte der neueren Kunst 1840, Tafel XXII. Vgl. Nr. 142 Illustr. Zeitung Leipzig 1846. Ein Umriß nach Schleich's Stich in Lübke und Lützow, Denkmäler der Kunst IV, Tafel IX). Für das Innere der Walhalla lieferte S. die Modelle zu den als Karyatiden verwendeten colossalen „Walkyren" (ausgeführt von Brugger, Horchler, Hänle, Herwegh und Anderen) und die Büsten von Mozart und Walther v. Plettenberg.

Zum Giebelfelde der Glyptothek stellte S. nur die Figur des Holzbildhauers. Dagegen ist der ganze Giebelschmuck des Kunstausstellungsgebäudes seine Erfindung. Hier ist das Wiederaufblühen der Künste in Baiern in allegorischer Darstellung versinnlicht: Oben als Akroterion erscheint der Phönix, den Eckenabschluß bilden die baierischen Löwen (von Schönlaub und Sanguinetti). In der Mitte steht die allen Kunsterzeugnissen Kränze spendende Bavaria. Ihr nahen sich auf der einen Seite, mit dem Modell einer Kirche, der Architekt, der Historien- und Genremaler, der Porzellan- und Glasmaler, jeder mit seinen charakteristischen Attributen. Ihnen gegenüber bringt der Bildhauer mit seinem Gehülfen die Büste des königlichen Maecen, dahinter schließen sich an der Broncegießer und ein Münzmeister am Prägstock. — Die überraschendste Leistung aber bildet das 19 Meter hohe Erzbild der „Bavaria" vor der „Ruhmeshalle" auf der „Theresienhöhe" in München. Die hehre Jungfrauengestalt ist gedacht als die allegorische Patrona des Baierlandes; den schönen Oberkörper bekleidet ein theilweise um die Brust geschlungener Pelz, während ein langfließendes Gewand die hohe Gestalt bis zu den Füßen umschlingt; das edle, mit einem leichten Eichenkranz geschmückte Haupt, dessen Haar theils aufgebunden ist, theils frei hernieder wallt, trägt einen milden, ernsten und doch holdseligen Ausdruck. So stehend in züchtiger Haltung legt sie die Rechte an das mit Lorbeer umwundene Schwert, während die hocherhobene Linke auch den kommenden Verdiensten, welche in der rückwärts gelegenen Säulenhalle noch Aufnahme finden werden, ihren Ehrenkranz zum Willkomm bietet. Neben ihr sitzt gleichsam als Schützer und Wächter das baierische Wappenthier, ein 9 Meter hoher Löwe. Von gleicher Höhe ist das Granitpiedestal, worauf diese Riesengestalten sich erheben, so daß die Höhe bis zur erhobenen Linken 42 Meter beträgt. Die Urkunde zur Ausführung wurde, nach einer kleinen Zeichnung und Gypsskizze Schwanthaler's, am 27. Juni 1837 von König Ludwig unterzeichnet. Dann unternahm S. ein drei Meter hohes in allen Verhältnissen genau nach den Gesetzen der Optik berechnetes Modell und darnach wurde, in einer nächst der kgl. Erzgießerei aus 20 Flößen construirten Bretterhütte der massive Aufbau des colossalen, über einen halb gemauerten Kern aus vielen tausend Centnern von Gyps und Cement modellirten Originals begonnen. Den Kopf mit dem Obertheile des Körpers modellirte 1840 unter Schwanthaler's beständiger Leitung, der Bildhauer Giuseppe Lazzarini, welcher, geboren 1806 in Carrara, mit Rauch nach München gekommen war. Als derselbe 1844 zu München starb, fertigte ihm S. selbst die schöne Grabschrift: „Paris, London, München, Berlin zeigen in Bildsäulen und Denkmalen seine Mitwirkung und selbstständige Thätigkeit in ehrenvoller Weise". Nach Vollendung dieses Riesenmodells wurde der südliche Theil der Wand an der Bretterhütte entfernt und an der nun erst einen vollen Ueberblick gewährenden Gestalt mit Axt- und Beilhieben die nöthige Correctur vollzogen, darauf das Ganze allseitig geglättet und überarbeitet und in verschiedene Theile durchsägt, welche dann durch Biehl in Gyps

geformt und in verhältnißmäßig kurzer Zeit von Ferdinand v. Miller gegossen wurden, so z. B. das Haupt am 11. December 1844, das Bruststück am 11. October 1845, und zwar während eines im Dachstuhle über der Gußhütte ausgebrochenen Brandes, indeß 380 Centner Erz im kochenden Flusse des Ofens lagen. Im ganzen sind 87 360 Kilo (1560 Centner) Bronce auf diese Statue verwendet, größtentheils von türkischen, in der Schlacht von Navarin versunkenen Kanonen, welche durch griechische Taucher aus dem Meer gehoben und von König Ludwig angekauft wurden. Am 22. Juni 1850 wurde das Fußstück der Bavaria in Gegenwart des Königs auf das Piedestal gebracht, ebenso am 7. August in festlichem Zuge das Haupt auf die Theresienwiese gefahren und der Statue aufgesetzt, bei welcher Gelegenheit 29 Männer und 2 Knaben vor den Augen des Monarchen dem Haupte entstiegen, bevor dasselbe aufgezogen wurde. (Vgl. Robert Lecke, Die baierische Ruhmeshalle und die Colossalstatue Bavaria. München 1850 und Ernst Förster, Wem gehört der Kranz? München 1850.) Die Enthüllung fand am 25. August desselben Jahres statt (vgl. E. Förster im Deutschen Kunstblatt, Nr. 43 vom 28. October 1850; eine Abbildung in Stahlstich fertigte Carl Mayer in Nürnberg, in Lithographie J. Wölffle zu München. Vgl. Eggers' Kunstblatt 1850, S. 337 ff.), während die Vollendung der gleichfalls durch S. in decorativer Plastik in den Metopen reich geschmückten „Ruhmeshalle" erst am 15. October 1853 erfolgte.

An diese umfangreichen Denkmale reihen sich eine Anzahl von Statuen, die in ihrer historisch-romantischen Auffassung ebenfalls zu den Werken monumentaler Art gehören. Darunter das im Chor des Domes zu Speyer sitzende Marmorbild des Kaisers Rudolf von Habsburg, welches S. 1843 mit voller Porträtähnlichkeit nach dem in der Krypta daselbst befindlichen Grabsteine meißelte. (Stahlstich von J. L. Raab im Verlag von Köhler in Darmstadt, von A. Schleich in dem Taschenbuch „Charitas", Regensburg 1844.) In den Kreuzgang des Mainzer Domes stiftete S. ein Denkmal zu Ehren des Dichters Frauenlob. Für den Thronsaal der Münchener Residenz modellirte unser Künstler in 12 colossalen Statuen die Ahnenbilder des königlichen Hauses, welche von Stiglmayer und Miller gegossen und in Feuer vergoldet wurden (Stahlstich von R. Seemann, lithographirt von Th. L. Hellmuth); die Originale in Gyps schenkte S. mit Genehmigung des Königs seiner Vaterstadt München, wo selbe im großen Saale des Rathhauses eine Stelle fanden. Dann lieferte S. 1840 die theilweise minderwerthigen Modelle zum Mozartdenkmal (gegossen von Stiglmayer) für Salzburg, zur Statue des Großherzogs Karl Friedrich (gegossen von Miller) in Karlsruhe, des Großherzogs Ludwig von Hessen in Darmstadt, die Standbilder Goethe's für Frankfurt (gestochen von Amsler, vgl. Passavant im Kunstblatt, 1845, Nr. 43 und Gwinner, Frankfurter Künstler, 1862, S. 420 ff.), Jean Paul Richter's für Bayreuth (Nr. 37 Kunstblatt, 1842, S. 145—150), des Markgrafen Friedrich Alexander als Stifters der Universität zu Ansbach, die Denkmale für Graf Tilly und General Wrede in der Loggia (Holzschnitt im 3. Bd. Nr. 64 der Leipziger Illustrirten Zeitung von 28. Oct. 1844) und des Freiherrn v. Kreittmayr am Promenadeplatz zu München (Kunstblatt 1840, S. 452), für Norrköping in Schweden die Figur des Königs Karl Johann XIV. (Bernadotte), welche sämmtlich durch Stiglmayer und Miller in der kgl. Erzgießerei in Bronce gegossen wurden.

Für den reichen Kunstfreund Anton Veith in Prag (vgl. Wurzbach, Lexikon 1884, L, 76 ff.), welcher auf seiner Besitzung bei Liboch eine böhmische Walhalla („Slavin") für slavische Könige, Helden, Gelehrte und Künstler erbauen wollte, entwarf S. (1839) anfänglich sechs, dann zwölf und schließlich sogar 24 Federzeichnungen zu Standbildern, welche durch ihn in Lebensgröße

modellirt und durch Stiglmayer gegossen werden sollten. Davon wurde wirklich die halbe Serie zur Ausführung gebracht (die zwölf Originale heute noch im S.-Museum zu München), aber nur zwei derselben in Erz gegossen, da die Ereignisse des Jahres 1848 und vielfache finanzielle Verluste des Bestellers das ganze Project sistirten. Zu Schwanthaler's weiteren Schöpfungen zählen der „Brunnen mit der Austria" und den Personificationen der vier Hauptflüsse Oesterreichs (Donau, Weichsel, Elbe und Po) auf der sogenannten Freiung in Wien (1846, gegossen von Miller, als Stahlstich von Heubach in Perger: Die Kunstschätze Wiens, 1854, S. 488 ff.). S. erhielt, was für die geringen Honorare der damaligen Zeit charakteristisch ist, für die ganze Idee nebst der Architektur und das Modelliren der fünf Statuen nur 3700 Gulden; die Kosten des ganzen Brunnen mit dem Aufbau, dem Erzguß und der Wasserleitung betrugen dagegen 48 458 Gulden. Dann kam das Denkmal auf die Vollendung des Ludwig-Donau-Main-Kanals, die Bildsäulen berühmter Maler auf der südlichen Attika der Alten Pinakothek (in Stahlstich von S. Amsler, als Holzschnitte in Nr. 194, 211, 226 und 228 der Leipziger „Illustr. Ztg.") und die Decoration des Saales der Stifter daselbst mit Reliefs aus der baierischen Geschichte; die Standbilder des Erlösers mit den vier Evangelisten an der Westseite der Ludwigskirche, die Skizzen zu den vor der Bibliothek sitzenden Statuen (Thukydides, Homer, Aristoteles und Hippokrates, ausgeführt von Ernst Mayer, Halbig u. a.) und das Standbild des Herzogs Albrecht V. im Treppenhause daselbst. Von Schwanthaler's Hand sind die Entwürfe zu den beiden Giebelfeldern der Münchener Propyläen, die beiden Giebelgruppen für die Isaackirche in St. Petersburg; die colossalen Victorien in der Rotunde der Befreiungshalle bei Kelheim, die Projecte zu dem Figurenschmucke der Portale am Kölner Dom (entworfen 1847 im Auftrag des Erzbischofs Joh. von Geißel), das Monument des Erzbischofs Grafen v. Gebsattel in der Frauenkirche zu München, die Trauergestalten mit den Urnen im Palast des Herzogs v. Leuchtenberg daselbst, die Brunnenfigur in der frühern Vorstadt Au, viele Grabdenkmale z. B. des Generals Grafen v. Beckers, des russischen Obersten Barisnikoff, Bertram, Kersdorf u. vieler Anderer am südlichen Campo Santo, ein Gedächtnißmal für König Max I. zu Altötting, ein im byzantinischen Stile gehaltenes Crucifix im Bamberger Dom, die Idee zu dem Leuchtenberg-Monument in Eichstätt (unausgeführt) u. s. w. Zu Schwanthaler's originellsten Gebilden zählt auch der „Schild des Herakles" nach Hesiod's Dichtung in vier concentrischen Kreisen mit mehr als 140 Figuren in einem Durchmesser von 91 Cm. in rothem Wachs modellirt; das Werk wurde im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in Bronce gegossen und durch Gypscopien und Lithographie (von Hellmuth, München 1846) verbreitet. Das Ganze ist kosmogonisch und culturhistorisch aufgefaßt und geistvoll durchgearbeitet. Für die Herren Boisserée formte S. vier Reliefs aus der Legendendichtung: St. Georg mit der h. Margaretha; die h. Dorothea und das Rosenwunder, St. Apollinaris einen Kranken heilend und den Jägerpatron S. Egidius. Für den Prinzen Karl von Baiern meißelte S. eine Statuette des sterbenden Philoktet; für den Grafen v. Redern in Berlin eine Gruppe der Ceres und Proserpina; im herzoglichen Schlosse zu Wiesbaden befinden sich die Sandsteinstatuetten der Venus, Diana, Vesta und Ceres, des Apoll, Amor, Bacchus und Pan, dazu zwei graziöse „Tänzerinnen" (in Marmor); für das zu Anif neuerbaute Schloß des Grafen Arco-Steppberg die nachmals noch mehrfach wiederholte lebensgroße Sculptur einer sitzenden lieblichen Nymphe; eine ähnliche aber kleine Nymphe als „Märchenerzählerin" schmückt in Bronce den Brunnen des Münchner Hofgartens. Für den damaligen Kronprinzen Maximilian fertigte S. zwei lebensgroße Gypsstatuen der „Melusine und Aslauga", welche in der Felsgrotte zu Hohenschwangau aufgestellt wurden; für Franzensbad die Bildniß-

statue des Kaiser Franz I., für Pest das Standbild des Mathias Corvinus; leider unterblieb in Folge der Revolution die Ausführung der Reiterstatue des ungarischen Palatin Erzherzog Joseph, doch gab das Project nachmals das Vorbild für das in der Münchener Ludwigsstraße von Widnmann mit geringer Aenderung ausgeführte Reiterbild König Ludwig I. (gegossen von F. v. Miller). Zwischendurch beschäftigten ihn eine Menge von Porträtbüsten in Gyps und Marmor, z. B. des Königs Ludwig (in colossalen Verhältnissen), des Ministers v. Stein (zu Frücht in Nassau), des Ministers und Dichters Eduard v. Schenk, W. v. Kaulbach und eine ganz unaufzählbare Fülle von Projecten, Ideen und Skizzen zu Brunnen, religiösen und kunstgewerblichen Darstellungen, Kriegstrophäen, mythologischen, mittelalterlich-romantischen und insbesondere komischen Scenen, zu welch' letzteren S. eine stark satyrische Ader und einen brillanten Humor entwickelte, der sich in sarkastischen Porträts und Caricaturen trefflich bewährte.

Zur Ausführung aller dieser Aufträge hatte S. in der (nachmals seinen Namen tragenden) Lerchenstraße zwei große Grundstücke gekauft und darauf zwei weitläufige Ateliers mit vielen Sälen und Räumlichkeiten erbaut, in welchen mit Hülfe vieler jüngerer Schüler, wie Brugger, Widnmann, Kaiser, Lazzarini, Woltreck, Lossow, Riedmüller, Gröbmer, G. Zell, insbesondere aber seines Vetters Xaver S. seine zahlreichen, drängenden und immermehr anwachsenden Aufträge zur Ausführung gelangten; dazu kam noch eine stattliche Anzahl von Modelleurs, Punktirern, Steinmetzen und artistischen Handlangern aller Art, die mit unermüdlicher Willfährigkeit wetteifernd die Hände boten, die Intentionen und Wünsche des Meisters zu realisiren. In dieser Eile, bei der Fülle der Aufträge und dem Drängen der Besteller, sowohl des königlichen Maecen wie der Architekten L. v. Klenze und Fr. v. Gärtner liegt auch die Achilles-Ferse des Ateliers. Insbesondere war es der Baumeister Klenze, welcher die Plastik seiner Kunst unterstellte und nur eine decorativ-wirkende Formgebung gestattete, um jede Beeinträchtigung des architektonischen Eindrucks zu vermeiden. Daß die auf weite Entfernung wirkenden, hochgelegenen Giebelbilder keiner Durchbildung und Ausführung im Stile der Cabinetsplastik bedürfen, sondern durch die Wucht des Gedankens und die Schärfe und Verständlichkeit der Contouren wirken müssen, versteht sich von selbst. Abgesehen hiervon hat man schon zu Schwanthaler's Lebzeiten den aus seinem Atelier hervorgehenden Arbeiten die zur plastischen Schönheit und Kunstvollendung unentbehrliche, gründliche und harmonische Durchbildung der Form abgesprochen, ein Mißstand, welchen Kaulbach mit dem allerdings schneidigen Witze geißelte, daß er mit dem Ausdrucke des herzlichsten Bedauerns seinem Freunde S. versicherte: Es sei wirklich jammerschade, daß derselbe unverheirathet geblieben sei und darauf, als S. nach dem „Warum" fragte, mit eisiger Kälte erwiderte: „weil dann die Wittwe das Geschäft ebenso gut hätte fortsetzen können" — eine Kritik, welche nur leider auch auf manche Arbeiten Kaulbach's rückwirkend in Anwendung gebracht werden könnte. Am bittersten hat sich Fr. Pecht bei jeder Gelegenheit, insbesondere in seiner „Geschichte der Münchener Kunst" (München 1888, S. 122 ff.) ausgesprochen. Ganz richtig bemerkt W. Lübke in seiner Geschichte der Plastik (2. Aufl. 1871, II, 802): Eine überströmende Phantasie, eine seltene Unerschöpflichkeit der Erfindung quillt in Schwanthaler's Werken und beweist, welch' fließende Leichtigkeit des Schaffens dem Meister eigen war. An Fülle der schöpferischen Kraft steht er vielleicht unter allen modernen Bildhauern als der erste da. Aber die Hinfälligkeit eines kränklichen Körpers und wohl auch die Schnelligkeit, mit welcher König Ludwig I. seine Münchener Schöpfungen betrieb, ließen S. in den meisten Fällen nicht zu einer reinen Durchbildung der Gestalten kommen, so daß vielen seiner Arbeiten

bei geistreicher Lebendigkeit der Entwürfe doch die wahrhaft lebensvolle Ausprägung fehlt und mehr eine flüchtig decorative Wirkung hervorgebracht wird." Dieser Tadel ist richtig, ebenso aber auch, daß der Künstler mit bedeutenden Aufträgen in einer Weise bedacht wurde, welche für die höhere Vollendung seiner Kunst gefährlich wurde; seine Liebenswürdigkeit und die immer dienstwillige, unversiegliche Phantasie machten es ihm möglich, allen Bestellungen zu willfahren. Er war, wie Luca Giordano, mit einer außerordentlichen Leichtigkeit der Erfindung begabt, so daß gleichsam in einem Guß die Bilder durch die geübte, zeichnende Hand auf das Papier flossen und mit überraschender Schnelligkeit der Thon zur Figur und zur Gruppe sich fügte. Er traf überall, in Situationen wie in Charakteren, leicht und rasch den rechten, so zu sagen dramatisch wirksamen Punkt, war im Entwerfen gewandt und kühn und im Modelliren geübt und flott. Innig vertraut mit den Forderungen und Bedürfnissen sowohl der plastischen wie malerischen Darstellung hatte S. sehr schöne und gründliche Kenntnisse erworben über das ganze Gebiet der classischen und mittelalterlichen Erzeugnisse in Kunst und Poesie. Kein Freund unfruchtbarer Speculation und Theorie, blieb S. immer der schöpferische Dichter, welcher die Erzeugnisse seiner Erfindungsgabe möglichst schnell verkörperte. Seine Gestalten tragen bei aller individuellen Verschiedenheit, in Form und Ausdruck fast durchgehends das Gepräge antiker Universalität und Schönheit; dabei ist ihnen eine gewisse Bewegtheit eigen, wie im Ausdruck eine bis zum Humor sich steigernde Heiterkeit. Uebrigens gereichte es der nach allen Richtungen hin ausgreifenden Thätigkeit des Künstlers zum unterscheidenden Vortheil, daß er fast ohne Ausnahme für monumentale, der Oeffentlichkeit angehörende und größtentheils cyklisch verbundene Werke beschäftigt war, die ihm die ausgedehnteste Gelegenheit boten, die romantische Sculptur wieder zu beleben, wie auch Lübke ausdrücklich betont. Er übte dieselbe mit plastischem Geiste und verstand besonders das mittelalterliche wie das moderne Costüm in geschmackvoller Weise charakteristisch zu behandeln. Immer bewunderungswürdig aber bleibt es, wie der Künstler, dessen Hauptthätigkeit doch kaum 25 Jahre umfaßte, in also verhältnißmäßig kurzer Frist und bei einem so gebrechlichen Gesundheitszustand diese Fülle von Schöpfungen hervorrufen konnte. Schon während seines ersten Aufenthaltes in Rom hatten sich, vergrößert durch ungeeignete ärztliche Behandlung, die ersten Spuren seiner Krankheit gezeigt; das heimtückische Gichtleiden nahm zu und gewann an Intensivität, insbesondere während jener beiden Winter, in denen S. am Modell der Bavaria in einer Wind und Wetter preisgegebenen Bretterhütte arbeitete. Dazu wurde die ärztliche Behandlung fortwährend gewechselt und jede neuempfohlene Methode energisch in Angriff genommen, um alsbald ins Gegentheil überzugehen. Wie ein tückischer Dämon stand ihm die stets weiter greifende Krankheit feindlich zur Seite, jeden Moment erlauernd, um in den Freudenbecher der Kunst, welchen ihm sein Genius reichte, den bittersten Wermuth zu träufeln. So beschloß S., sich einer Radicalcur zu Gräfenberg zu unterwerfen, wo er vom 10. Januar bis 11. October 1839 verweilte. Das Uebel schien verdrängt, tauchte aber immer mächtiger wieder auf, so daß der arme Dulder schon 1840 in den Fango-Bädern zu Pie di Grotta, dann abermals zu Gräfenberg (1842) neue Zuflucht suchte, dann im Moorbad zu Aibling und anderswo, immer vergebens. Die Kalkablagerung auf allen Gelenken lähmte allmählich jede Bewegung und hatte unter namenlosen Leiden ein Absterben der Extremitäten zur Folge. Unfähig zu gehen, ließ er sich in einem Rollstuhl durch das Atelier fahren, um die nöthigen Besserungen mündlich anzudeuten. Als die rechte Hand schon bewegungslos war, zeichnete S., insbesondere an den Bilderprojecten zu den Kölner Domportalen mit der Linken weiter und erklärte dann, als auch diese unbrauchbar geworden, auf seinem Schmerzenslager mit

einem unter die Armhöhle gesteckten Stäbchen die wünschenswerthen Correcturen an den vorgehaltenen kleinen Modellen! Der von Qualen gefolterte Künstler, welcher alles ruhig und gefaßt ertrug, verschied am 14. November 1848. Auf das tiefste erschüttert war König Ludwig, welcher in einem am 3. November 1848 an Johann Schraudolph gerichteten (bisher noch ungedruckten) Briefe seine Klage erhob über den rettungslosen Zustand dieses für ihn unersetzlichen Künstlers, welcher allen Ideen und Wünschen seines hohen Maecen bereitwilligst und verständnißinnigst seine ausführende Hand gewidmet hatte.

Im J. 1842 begann S. zur Realisirung seiner Jugendträume den Bau der bei Hesselohe gelegenen Burg „Schwaneck“, nachdem er schon früher in einem unterirdischen Raume seines Ateliers die als Tummelplatz seiner Freunde bekannt gewordene, mit alterthümlichem Hausrath aller Art ausgerüstete „Humpenburg“ (das Innere der „Humpenburg“ hat Max Ainmüller 1852 in einem Oelbilde dargestellt) gegründet hatte, wo häufig Lieder- und Saitenklang ertönte und fröhliche Zechgelage stattfanden, der Gastgeber jedoch, seiner Krankheit halber, häufig nur Wasser in seinem Becher führte! Einen Theil dieser heiteren Stunden hat S. in komischen Zeichnungen überliefert, zum Theil berichtet auch Franz Trautmann in seinem wunderlichen „Schwanthaler-Reliquien“ betitelten Buche, welches den Künstler jedoch nur einseitig schildert und insbesondere eine chronikale Färbung der Sprache in den Mund legte, deren S. selbst sich niemals bediente, die aber von Trautmann in allen seinen romantischen Erzählungen mit eigenthümlicher Vorliebe gehandhabt wurde. In Schwaneck, von wo eine wunderbare Ausschau auf das Gelände der Isar, über die Wälder bis auf die ferne Alpenkette das Auge erquickt, glaubte er ein wahres Kleinod und Sorgenfrei errungen zu haben (ein Stahlstich von L. Robbock mit den von Fr. Beck gedichteten Versen, in „Malerisches Baiern“ 1846, II, 281 ff. Ein Holzschnitt von Braun und Schneider in der Leipziger Illustr. Ztg. wurde in Nr. 398 der Pariser L'Illustration vom 18. October 1850 abgedruckt); hier gedachte er alle seine seit Jahren gesammelten Alterthümer zu vereinen und unter treuen Freunden und Genossen auszuruhen von den schweren Mühen seines Lebens. Aber nur eine und dazu höchst schmerzenreiche Nacht verbrachte der Künstler in den damals noch ungemüthlichen Räumen dieses Bauwerkes, welches seinen Erben zur Last wurde und dann durch mehrere Hände in Besitz des Heraldikers Karl Ritter Mayer v. Mayerfels gelangte, welcher eine Menge von Räumlichkeiten hinzufügte und durch einen tüchtigen Unterbau die Burg gegen einen etwaigen Erdrutsch nach der Isarhalde sicherte. (Vgl. Abbildung und Beschreibung in Nr. 35 Ueber Land und Meer 1871.) Uneigennützig, großmüthig und freigebig — er gab nach Tausenden der Armuth, mochte sie von wo immerher sich ihm genähert haben — begann S. 1837 seinem Atelier gegenüber den Bau eines Museums, welches in drei Sälen einen großen Theil seiner Modelle — an 200 Standbilder und Reliefs — enthält; das Ganze schenkte er testamentarisch der k. Akademie der Künste und stiftete dazu noch ein Capital zu Reparaturen des Baues und zur Existenz eines Custoden, eine Sinecure, welche immer ein verdienter Bildhauer genießen sollte. (Vgl. Nr. 756 und 758 der Leipziger Illustr. Zeitung.) Ehren und Auszeichnungen waren ihm von allen Seiten, von Akademien, inländischen und außereuropäischen Potentaten zu theil geworden. Da Ludwig S. unverheirathet blieb, ging das gesammte Erbe mit Ausnahme einiger Legate, auf seinen Vetter und seitherigen Gehülfen, den Bildhauer Franz Xaver S. über, in dessen Familie sich alle die Originalentwürfe (in Sepia-, Feder-, Bleistiftzeichnungen u. s. w.) zu Ludwig von Schwanthaler's Compositionen und Sculpturen erhielten, worüber F. Reichardt (München 1885) einen eigenen Katalog verfaßte (München 1885. 39 S. 8⁰). Derselbe beschreibt an 2000 Nummern. In diesen, theils im ersten Entwurf

oft nur so hingeschriebenen flüchtigen Skizzen, theils wieder sorgfältig ausgeführten Handzeichnungen, zeigt sich Schwanthaler's sprudelnder Geist, ebenso sein heiterer Humor, sein überraschendes immer von Schönheit getragenes Stilgefühl, lauter Vorzüge, welche bei der späteren Ausführung in Gyps, Stein und Erz nur zu oft verschwanden oder fühlbare Einbuße erlitten. In dieser Sammlung aber steht der ganze Mann vor uns mit seinem reichen Wollen, mit der staunenswerthen Vielseitigkeit und Schöpferkraft, welche unsere volle Bewunderung gewinnt, zumal in Anbetracht der kurzen, durch qualvolle Krankheit noch verbitterten Lebensfrist. Schwanthaler's Porträt hat F. X. Winterhalter auf Stein gezeichnet (1826), er giebt das Bild des Meisters in seinem 23. Jahre; ferner im Profil nach links und dann en face, W. Kaulbach 1836 (gestochen von Gonzenbach); als Kniestück, an einem Tische sitzend und den Arm aufstützend, zeigt sein Bildniß ein Stahlstich von C. Mayer und die Lithographien von Bergmann (1839), Dilger, J. Wölffle, A. Hüssener. Seine Büste von Xaver S. (welcher auch dessen Standbild modellirte) befindet sich in dem durch König Ludwig am Eingang zum südlichen Campo santo errichteten Grabdenkmal des Meisters. Eine Medaille mit Schwanthaler's Porträt und der Bavaria auf der Rückseite hat Birnböck geschnitten. Sein in der Windenmacherstraße Nr. 6 gelegenes Geburtshaus wurde durch eine Gedenktafel ausgezeichnet, ebenso eine Marmortafel (mit den Medaillons des Peter Franz, Ludwig und Xaver S.) durch Rudolph S., den jüngsten und letzten artistischen Träger dieses Namens, am Stammhause dieser Familie zu Ried in Oesterreich am 21. September 1868 enthüllt.

Vgl. Rudolph Marggraff in den Nachträgen zu Brockhaus' Conversations-Lexikon der Gegenwart. Lpz. 1841, IV, 2. Abth. S. 655 ff. — Raczynski 1840, II, 499 ff. — Nagler 1846, XVI, 96 ff. — Die Nekrologe von Franz Pocci im Kunstvereinsbericht für 1848, München 1849, S. 56 ff. und Ernst Förster in Nr. 6 Kunstblatt vom 8. Februar 1849 (ebendas. Nr. 12 vom 26. März 1849 über Schwanthaler's letzte Arbeiten und dessen Geschichte der deutschen Kunst 1860, V, 220 ff.). — Eine ganz vorzügliche Schilderung des ganzen Mannes, mit seinem Wollen und Können, als Mensch und Künstler, gibt A. Hagen in Eggers' Kunstblatt 8. Jahrgang 1857, S. 338 ff. und F. v. Reber, Geschichte der neueren Kunst 1884, II, 325 ff. — Weniger glücklich war Franz Trautmann mit seinem Büchlein: „Schwanthaler's Reliquien, darin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und folgender Zeit, von dessen innerem und äußerem Wesen, auch Genossenschaften, nächst, von dessen Zeichnungen und Poesie, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hienieden — im Ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romantisch er gemuthet war" (München 1858 mit 23 Holzschnitten und Vignetten von Franz Pocci, theilweise nach Schwanthaler's Handzeichnungen). Der langathmige Titel gibt eine Probe von Trautmann's Stil und Methode; dabei ist Schwanthaler's Todestag falsch angegeben! ebenso auch in Regnet, Münchener Künstlerbilder (1871, II, 189—214). Hyac. Holland.

Schwartz: Andreas S. nennt sich auch mit dem Beinamen Scotus, welches auf Schottland hinweist, er scheint aber in Deutschland gelebt zu haben, wenn wir auch nur einige wenige Lebenszeichen von ihm besitzen. Er vereinte sich mit mehreren Musikern, um dem Andenken des im Jahre 1553 verstorbenen Kaspar Othmayer in Nürnberg einen Denkstein in einer Anzahl Trauergesänge zu weihen. Darunter befinden sich die uns zum Theil ebenso unbekannten Componisten Johann Bucherus, Nicolaus Puls, Georg Forster und Konrad Praetorius. Der zuerst genannte Joh. Bucher kann unmöglich der Schweizer Bucher oder Buchner sein, da dieser bereits 1553 unter die Todten zählte. Bekannt ist nur Georg Forster in Nürnberg. Einen anderen Gelegenheitsgesang veröffentlichten

Berg und Neuber in Nürnberg im Jahre 1550. Aus diesen wenigen Documenten ist nur zu entnehmen, daß er in Nürnberg gelebt haben muß, denn dieser letztere Gesang ist zur Hochzeitsfeier des Nürnberger Patriciers Christoph Hagen geschrieben.

Rob. Eitner.

Schwartz: Andreas S., mit dem Beinamen Francus. Er lebte zur selben Zeit wie sein Namensverwandter mit dem Beinamen Scotus (s. o.) und wahrscheinlich auch in Nürnberg. Beide vereint treten uns in der Sammlung Hochzeitsgesänge zu Ehren des Christoph Hagen von 1550 entgegen. Francus ist außerdem in Sammelwerken Nürnberger Drucker noch sechzehnmal mit deutschen und lateinischen Gesängen zu zwei bis 8 Stimmen vertreten. Darunter auch ein Trauergesang auf den im Jahre 1548 in St. Gallen verstorbenen Componisten Sixt Dietrich (siehe die Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jhs. vom Unterzeichneten).

Rob. Eitner.

Schwartz: Christian Friedrich S., geb. in Sonnenburg bei Küstrin am 22. Oct. 1726, evangelischer Missionar in Vorderindien, starb daselbst in Tanjour am 13. Febr. 1798. Sein Vater, der Bäckermeister Georg S. († 1758) bestimmte den Knaben, wie dessen früh verstorbene Mutter es gewünscht hatte, für das theologische Studium, und ließ ihn erst die Schule in Sonnenburg, dann 1741, nach seiner Confirmation, die lutherische Rathsschule in Küstrin besuchen. Im Herbst 1746 bezog er die Universität Halle, welche ihn mehr als die damals wesentlich reformirte Universität in dem benachbarten Frankfurt anziehen mußte. Denn früh hatte sein empfängliches Gemüth religiösen Eindrücken sich erschlossen, welche er durch „Erweckte“ der Spener-Francke'schen Richtung empfing. Außerdem war vor kurzem (1743) sein älterer Landsmann, der Sonnenburger Benjamin Schultze (geb. 1689, † in Halle 1760), nach einer vierundzwanzigjährigen Missionsarbeit im Tamulenlande aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückgekehrt, hatte 1744 und 1746 seine Vaterstadt besucht und dann sich in Halle niedergelassen, um von hier aus auch ferner noch das Werk der Mission in Indien zu fördern. So sah sich S. gewissermaßen auf den Weg gewiesen, den er in Halle einzuschlagen hatte. Sein erster Gang war zu B. Schultze. Und wie der junge Student eifrig die Vorlesungen von Siegm. Jakob Baumgarten, J. G. Knapp, Anast. Freylinghausen u. A. besuchte, so wählte Jener ihn daneben auch zum Gehülfen für seine neue Ausgabe der von Barthol. Ziegenbalg († 1719) und ihm selbst angefertigten Uebersetzung der Bibel in das Tamulische, das beste Mittel, ihn in das Studium dieser Sprache einzuführen. Schwartz's akademisches Triennium nahte seinem Ende, als von Dänemark wieder an die Hallischen Anstalten die Aufforderung erging, an Stelle eines verstorbenen Missionars andere geeignete Persönlichkeiten für die seit 1620 bestehende Colonie in Tranquebar vorzuschlagen. Denn das von König Friedrich IV. (reg. 1699 bis 1730) unter Beirath seines Hofpredigers Lütkens (s. A. D. B. XIX, 700) gestiftete Missionscollegium in Kopenhagen fand dänische Missionare nur für seine Stationen in Grönland; als Sendboten nach seinen indischen Colonieen hatte es sich gewöhnt, Deutsche hinauszuschicken, die es sich in Halle erbat. So war 1705 Ziegenbalg, so 1719 Schultze erwählt worden, jetzt schlug dieser S. vor, der nicht anstand, dem Rufe, den er vom Herrn an ihn ergangen hielt, zu folgen. Man wird annehmen können, daß bei S. sowohl wie früher bei Schultze, die Jugendeindrücke aus ihrer Vaterstadt Sonnenburg, dem alten Sitz eines Johanniter-Herrenmeisters, in dessen Kirche die Wappen zahlreicher Ritter sich befanden und der Ritterschlag neuer Mitglieder feierlich begangen wurde, von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf ihre Theilnahme an den Werken der Heidenmission gewesen sind. Nach kurzem Besuch im Elternhause, wo er noch der

Heirath seiner Schwester beiwohnen konnte, eilte S. mit noch zwei andern ihm zugesellten Theologen: Poltzenhagen aus Wollin und Hüttemann aus Minden, nach Kopenhagen. Dort wurden sie nach wohlbestandenem Examen am 17. Sept. 1749 ordinirt und kehrten noch einmal nach Halle zurück, um am 4. Nov. die Reise nach London anzutreten, woselbst sie am 8. December ankamen.

Die von König Wilhelm III., dem Oranier, 1701 bestätigte „Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Welttheilen" sorgte für die Ueberfahrt nach Indien, wo die Missionare in der englischen Colonie Kudelur landeten und am 30. Juli 1750 in Tranquebar eintrafen. Während Hüttemann später die Station Kudelur übernahm, Poltzenhagen schon 1756 einer Epidemie auf den von den Dänen besetzten Nicobaren erlag, arbeitete S. in Tranquebar zwölf Jahre von 1750—1762, mit unermüdlichem Eifer lehrend und predigend und die Gemeinde, welche mit mehreren Kirchen und Missionaren versehen war, durch seine herzgewinnende Persönlichkeit sammelnd und zusammenhaltend. Den tamulischen Christen, an Zahl fast zweitausend, vermochte er schon am 28. Nov. 1750 den Text Matth. 11, 25—30 in der Landessprache auszulegen. Von günstigem Einfluß war es auch, daß in den Kämpfen, welche während des österreichischen Erbfolgekrieges und des siebenjährigen Krieges in Europa wie auch in den Colonieen ausgefochten wurden, Tranquebar nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde, da die Dänen aus ihrer Neutralität nicht heraustraten. So konnten mehrfach die Glaubensgenossen auch aus den englischen Stationen in Madras und Kudelur hier eine Zuflucht finden. Im Verlauf jener Kämpfe aber verschob sich in bemerkenswerther Weise die Machtstellung der Franzosen und Engländer in Indien. Während im Aachener Frieden (1748) die Letzteren nur mit Mühe in den Besitz des 1746 an die Franzosen verlorenen Madras wieder gelangt waren, bewirkten die staunenswerthen Erfolge Robert Clive's im Gangesthale nach dem Siege bei Plassey über den Seradschah=ed=Daulah am 21. Juni 1757, sowie die Capitulation des französischen Pondichery am 18. Jan. 1761, daß im Pariser Frieden von 1763 die Franzosen, wie sie Canada an die Engländer abtreten mußten, so auch ihren Einfluß im Dekan an diese einbüßten, wodurch das ihnen wiedererstattete Pondichery zu einer bloßen Factorei herabsank.

Mit freiem, weitschauenden Blick faßte S. diese Verhältnisse in's Auge und gewann die Ueberzeugung, daß das steigende Ansehen Englands benutzt werden könne, um auch unter den Eingeborenen außerhalb des Colonialgebietes das Evangelium zu verbreiten; man müsse daher auch die Unterschiede der deutschen und anglicanischen Kirche, namentlich soweit sie mehr ritueller als confessioneller Natur seien, nicht allzusehr betonen. In diesem Sinne hatte er schon 1757 die Uebersiedelung des deutschen Missionars Kienander nach Calcutta geschehen lassen, dessen späteres Verhalten freilich seine Erwartungen täuschte, hatte 1759 sich mit dem Fürsten Tartabusinga zu Tanjour (im S.W. von Tranquebar) persönlich in freundliche Beziehung gesetzt, weil dort eine christliche Gemeinde unter eingeborenen Predigern emporblühte. Und als nun die Engländer auf den Wunsch des Fürsten von Arkot in dessen Festung Tritschinapali (unweit Tanjour) zum Schutz gegen feindliche Angriffe eine Besatzung legten, um welche sich eine Gemeinde sammelte, begab sich S. mit dem Missionar Klein dorthin in der Absicht, eine neue Station zu gründen. Sonntäglich predigte er deutsch, englisch, tamulisch und portugiesisch der Garnison und den Eingeborenen, und hatte die Freude, schon zu Pfingsten 1766 eine durch Geldsammlungen errichtete Kirche (die noch heute stehende Christuskirche) einweihen zu können. Dieser Erfolg muß um so bedeutsamer erscheinen, als in nächster Umgebung der Stadt auf einem Felsen ein berühmtes Heiligthum des Siwa und bei Sirengam ein heiliges Flußeiland mit der größten vielbesuchten Pagode Südindiens für Vischnu sich befand. Aber

mit einem solchen Vorgehen auf bisher unbetretenen Pfaden fand S. weder in Halle, noch in Kopenhagen Anklang und Beifall. Walteten dort — wo B. Schultze 1760 gestorben war und Gotthilf Aug. Francke (der Sohn Aug. Hermann's), die Missionsangelegenheiten verwaltete — kirchliche Bedenken ob, so fürchtete man in Kopenhagen politische Verwickelungen. So ward nach längeren Verhandlungen zwischen den Betheiligten 1767 das friedliche Abkommen getroffen, daß von Halle aus S. (und damit auch die Station) der oben erwähnten englischen Missions-Gesellschaft überlassen werden sollte. War doch 1726 auch B. Schultze, als er nach Madras übersiedelte, in den Dienst jener Gesellschaft getreten. Als Ersatz für S. in Tranquebar wurden die Missionare König und Leidemann gesandt; ihre Wahl war die letzte, welche G. A. Francke vollzog: er starb im August 1769.

Bis 1772 waltete S. in Tritschinapali seines doppelten Amtes als Prediger der Garnison, die er gelegentlich auf ihren Streifzügen begleitete, und als Sendbote des Evangeliums an die Heiden. Da geschah es, daß der Fürst Tulossi zu Tanjour, welcher 1763 seinem Vater Tartabusinga gefolgt war, von Feinden umdrängt und selbst sich zu schützen zu schwach, sich zum Vasallen der Krone Englands erklärte. Die darüber erzürnte Englische Compagnie bereitete ihm schwere Drangsale, in welchen ihm S., sein wie seines Vaters Freund, erfolgreichen Beistand zu leisten verstand. So wünschte ihn der Fürst an seine Seite und S. folgte seinem Rufe in der Hoffnung, daß ihm in Tanjour eine neue Thür zu erfolgreichem Wirken sich öffnen werde. Das persönliche Ansehen, welches er in allen Kreisen der Bevölkerung genoß, sein langjähriger Dienst an der Mission in Indien ließen ihn gewissermaßen als den Repräsentanten der dortigen Christengemeinden erscheinen, eine Stellung, der man durch den Titel eines „Bischofs von Tanjour“ Ausdruck gab. Wider sein Erwarten aber ward er auch noch auf politischem Gebiet eine hervorragende Rolle in schwerer Zeit zu spielen berufen.

Haben wir bisher gesehen, wie der steigende Einfluß der Engländer anfing auch die einheimischen Fürsten in seine Kreise zu bannen, so konnte es kaum fehlen, daß sich dagegen aus der einheimischen Bevölkerung heraus eine Reaction erhob, ehe sie aussichtslos erscheinen mußte. Sie ging aus von einem kühnen Abenteurer, Haider Ali, einem Muhamedaner, welcher von gleichem Haß gegen die Hindu und ihre Religion, wie gegen die Engländer und ihre Herrschaft in Indien erfüllt war. Geboren wahrscheinlich um 1721, setzte er sich anfangs als Bandenführer in Maysur (Mysore am oberen Kaweri) fest, nannte sich seit 1761 Fürst und suchte von dort aus seine Herrschaft weiter auszubreiten. Schon 1767 begann er seine Feindseligkeiten gegen die Engländer und als zehn Jahre später die nordamerikanischen Colonieen, unterstützt von Frankreich, den Kampf gegen das Mutterland führten, nahm er ihn mit größerer Energie wieder auf, im Bunde mit den Franzosen. Zwar verloren diese dabei ihre letzten Besitzungen in Indien, Pondichery und Chandernagore, aber Haider brach Friedensverhandlungen, zu welchen die Engländer den Bischof von Tanjour ausersahen (1780), hinterlistig wieder ab. Selbst als ein von Warren Hastings aus Bengalen gesandtes Heer unter Eyre Coote dem kühnen Krieger bei Porto Novo (nördlich von Tranquebar) am 1. Juli 1781 eine entscheidende Niederlage beibrachte, war er noch nicht zu bewegen die Waffen zu strecken. Erst nach Haider's Tod, als auch die Waffen in Amerika wieder ruhten, schloß sein Sohn Tippu am 11. Mai 1784 den Frieden von Mungalur, in welchem die Eroberungen herausgegeben wurden. Das Land war zur Einöde geworden, der Wohlstand zerstört: Die englische Regierung übernahm die Verwaltung in Tanjour und setzte neben dem schwachen Fürsten eine Commission ein, deren Ehrenmitglied S. wurde.

Tulossi starb schon 1787; der christliche Einfluß vermochte es, die Wittwenverbrennung bei seiner Bestattung zu hintertreiben. Vor seinem Tode hatte er

seinen zehnjährigen Neffen Serfogi adoptirt und zu seinem Nachfolger ernannt. S., der ihn erzogen hatte, sollte auch ferner sein Berather sein und ward ihm bald, wie einst seinem Vater, der Helfer in der Noth. Denn ein Halbbruder Tulossi's, Amar Sing, machte dem Knaben den Thron streitig und ließ ihn einkerkern; doch S. überzeugte die englische Regierung von den gerechten Ansprüchen Serfogi's und bewirkte dessen Erhebung zum Raja von Tanjour. Er regierte dann bis 1834, ein Freund der Christen und dem Bischof, welcher 1798 im Alter von 71 Jahren starb, über das Grab hinaus ein dankbares Andenken bewahrend, aber selbst nicht Christ durch Taufe und Bekenntniß. Dieses eigenartige Verhältniß des Hindufürsten zu S. prägt sich am deutlichsten in dem prächtigen Marmordenkmal aus, welches er seinem Freunde in der Kirche des Forts von Tanjour errichten ließ, sowie in den englischen Versen, welche er für die sein Grab daselbst deckende Granitplatte dichtete. Jenes, von Flaxman angefertigt, stellt S. auf dem Sterbebette dar, ihm zu Häupten seinen Freund, den Missionar Gerike mit der Bibel in der Hand, seitwärts den Raja mit zwei Eingeborenen vor dem Bischof sich neigend. Die Verse, in gleicher Weise den Verfasser ehrend und den, an welchen sie gerichtet sind, lauten in ihren Schlußzeilen (nach Graul's Uebersetzung, in dessen „Reise nach Ostindien" IV, S. 12):

„Denen in Finsterniß Helfer zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit;
Segen den Fürsten, den Völkern und mir,
Daß ich, mein Vater, nachwandele Dir,
Wünschet und bittet Dein Serfogi hier."

Auch in der Fortkirche zu Madras veranlaßten die Directoren der Ostindischen Compagnie die Errichtung eines Marmordenkmals für S. mit einer ausführlichen, seine Thaten schildernden Inschrift.

Mit S. hatte die dänisch-hallische Mission ihren Höhepunkt erreicht. Waren schon Schultze und S. dazu gedrängt worden in den Dienst der englischen Gesellschaft zu treten, so nahm begreiflicher Weise in Kopenhagen wie in Halle die Theilnahme für die Mission in Indien immer mehr und mehr ab und verlor 1844 nach der Abtretung der dänischen Besitzungen an England allen Boden. Englische Missionare zogen in die vorhandenen Stationen und Kirchen ein, doch hat daneben auch die Dresdener (Leipziger) Missionsgesellschaft, deren Leitung in jenen Jahren Dr. Graul übernahm, versucht, an einzelnen Punkten das Erbe jener früheren Gründungen anzutreten.

Es würde die Grenzen dieser Skizze überschreiten, wollten wir näher auf diese Verhältnisse eingehen. Dagegen sei hier schließlich noch erwähnt, daß, obwohl spät, auch in Sonnenburg das Andenken an die beiden dort geborenen Missionare durch ein Erinnerungszeichen wachgerufen worden ist. In der Johanniterkirche befindet sich jetzt, inmitten der Wappenschilder, unweit des Altars eine Gedenktafel für B. Schultze mit dessen Geburts- und Todestage, und eine andere für S. mit den gleichen Angaben und dem Zusatz: „Errichtet von Freunden der Mission in und um Sonnenburg am 22. October 1855", d. i. seinem 130. Geburtstage.

Vgl. Berichte der Königl. dänischen Mission in Ostindien von 1710—1767 und als Fortsetzung: Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalt der Heiden in Ostindien. — Pearson, Memoirs of the life of Chr. Fdr. Schwartz, 1834, übers. Basel 1835. — Gehrmann, der Missionar C. F. S., Erlangen 1870.

R. Schwarze.

Schwartz: Josua S., hochgestellter Geistlicher und Streittheolog. Er war geboren am 7. März 1632 zu Waldau in Pommern, wo sein Vater Prediger war. Auf der Schule in Stolpe vorbereitet, studirte er Theologie und Philosophie

auf der Universität in Wittenberg und war hier besonders Schüler von Quenstedt. Nach vollendeten Studien machte er eine längere Reise ins Ausland und besuchte Holland, England, Frankreich, zuletzt hielt er sich noch längere Zeit in Straßburg auf. Heimgekehrt hielt er eine Predigt, in der er stark gegen die Lehrsätze der Reformirten polemisirte und ward dadurch genöthigt, nach Danzig zu flüchten. Man verlangte ihn von da ausgeliefert, was indeß verweigert ward. Er ging dann aber nach Stockholm. Die Königin Wittwe, Hedwig Eleonore ernannte ihn dann, mit Bewilligung der Stände, 1668 zum Professor der Theologie und deutschen Prediger an der neu errichteten Universität Lund. Er gerieth auch hier bald in Streit mit anderen Universitätslehrern, namentlich mit dem bekannten Samuel Pufendorf. Dessen Anschauungen über Nation und Völkerrecht fand S. mit der rechten christlichen Lehre in Widerstreit: „Index novitatum Pufendorfii in libro suo de jure naturae et gentium, contra orthodoxa fundamenta Londini edidit“, und Discussio calumniarum SP. 1687. Dieser Streit ward durch Richterspruch entschieden. Aber bald darauf ward ihm der Aufenthalt hier doch unmöglich, indem er in einer Predigt seine Zuneigung für den König von Dänemark Christian V. und sein Königliches Haus gar zu offenbar an den Tag gelegt hatte. Er mußte um 1676 in der Kleidung einer Magd fliehend das Land verlassen und richtete seinen Weg nach Kopenhagen. Vorher war er 1672 von der theol. Facultät in Lund zum Dr. theol. promovirt worden. 1680 ward er in Kopenhagen vom König zum Hofprediger ernannt. Er unterließ es auch hier nicht, recht heftig fortwährend gegen die Reformirten zu polemisiren und machte sich dadurch bei Hofe mißliebig. Man ergriff daher die Gelegenheit ihn in Kopenhagen los zu werden. Als der Generalsuperintendent v. Stöken 1684 starb, ward er zum Generalsuperintendent für Schleswig ernannt, während M. Erdmann und nach ihm D. Stemann die holsteinische Generalsuperintendentur verwalteten. Nach des letzteren Tode 1689 ward er zugleich zum Generalsuperintendent von Holstein ernannt und ihm der Titel Kirchenrath verliehen. Nebenbei wurde ihm die Propstei Rendsburg 1690 und Flensburg 1694 noch übertragen. Während der König den herzoglich gottorfischen Antheil von 1684—89 mit Sequester belegt hatte, verwaltete er auch die Generalsuperintendentur in diesem Bezirk. Er benutzte dies auch in diesem Landestheil, wie durch seinen Vorgänger, D. Klotz, im königlichen Antheil der Herzogthümer früher geschehen, die Verpflichtung der Prediger auf die Concordienformel einzuführen. 1694 wurde er angewiesen seine Wohnung in der Stadt Rendsburg zu nehmen, hier ist er am 6. Januar 1709 gestorben. Zu dieser Zeit fand der lebhafte Kampf zwischen den Orthodoxen und Pietisten statt, an dem auch S. sich lebhaft betheiligt hat. Er war eifriger Gegner der Pietisten, die er für gefährlich hielt. Er wußte es zu veranlassen, daß am 14. August 1691 eine Königl. Verordnung die Synoden wieder ins Leben rief, die nun jährlich unter seinem Vorsitz gehalten wurden. Ein Synodalschluß lautete: Daß man auf die Reinigkeit der Lehre zu sehen habe, damit nicht chiliastische Meinungen und Irrthümer sich verbreiteten. Von denen, welche sich der Gottesgelahrtheit widmeten, sollten verdächtige Akademien vermieden werden. Die Prediger sollten nicht die geringste Veränderung in den Kirchengebräuchen unternehmen, noch eigenmächtig anordnen. Am 13. Juli 1692 ward den reformirten Predigern in Glückstadt befohlen, daß sie sich nicht unterstehen sollten, jemand von der lutherischen Gemeinde abzuziehen und zu ihrem Glaubensbekenntniß zu bereden. Den lutherischen Einwohnern wurde verboten, ihre Kinder in die Schulen fremder Religionsverwandten zu schicken. Durch Verordnung vom 16. Juni 1693 ward geboten, die öffentliche Confirmation der Katechumenen, wo sie noch nicht in Gebrauch gewesen, sofort einzuführen. —

Wider den herzogl. Generalsuperintendenten Sandhagen, den S. für einen Chiliasten hielt, schrieb er eine gründliche Widerlegung und setzte diesen Streit auch nach dessen Tod mit seinem Nachfolger Muhlius und den andern Vertheidigern desselben fort. Auch führte er mit holsteinischen Pastoren einen litterarischen Streit. Pastor J. E. Linkogel in Giekau hatte Prof. Franz Burmann's in Utrecht Tractat vom Sabbath ins Deutsche übersetzt, mit Vorrede und Randglossen herausgegeben und diesem Reformirten darin beigestimmt, daß die Sabbathsfeier als ein bloßes levitisches Werk anzusehen, zu welchem neutestamentliche Christen nicht mehr verbunden wären. S. schrieb dagegen seinen „Wahren Bericht vom Sabbath". Der Pastor Linkogel ward seines Amtes entsetzt und erst, nachdem er am 14. Dec. 1701 sich zum Widerruf bequemt, wieder im Amte zugelassen. Pastor S. Benzen in Schenefeld suchte den D. Schwarz zu vertheidigen in seiner Schrift: Chiliastenfreund und Sabbathsfeind. Auf fürstl. Befehl ward diese Schrift am 5. Mai auf dem Markte in Kiel durch Henkershand verbrannt. Die Gegenschrift des M. Krato (J. M. Krafft) widerlegte S. selbst in seinen „Chiliastische Vorspiele". Ein anderer Streit entstand dadurch, daß Pastor N. Sibbern in Glückstadt eine Schrift über die Seligkeit der Gläubigen in diesem Leben herausgegeben hatte (1705). Der Verfasser hatte die Behauptung aufgestellt, daß unter der Seligkeit in diesem und jenem Leben kein wesentlicher Unterschied sei. Dieser Meinung widersetzte sich sein College Pastor L. Wildhagen und S. gab sein theologisches Bedenken über N. Sibbern's Lehre von der wirklichen Seligkeit der Gläubigen in diesem Leben 1706 heraus. Muhlius kam nun auch wieder mit zwei Gegenschriften: Nothgedrungene Anrede an Herrn Dr. J. Schwartz, daß die Lehre von der wirklichen Seligkeit der Gläubigen in diesem Leben nicht neu, im Worte Gottes begründet und von Luther selbst angenommen sei, und: Unverfälschter Sinn unsers lieben Vaters, D. Martin Luther in dem bestrittenen Lehrsatze von der wirklichen Seligkeit der Gläubigen allhier in diesem Leben untersuchet und aus all seinen Schriften füglich zusammengetragen, 1708. Dagegen Schwartz erst mit einem Schreiben an Wildhagen und mit erweiterter Widerlegung 1709 antwortete. Außer diesen polemischen Schriften hat S. noch eine ganze Reihe gelehrter Arbeiten der Welt übergeben, ein Zeugniß großer Thätigkeit. Wir nennen davon folgende: „De ecclesia Lutherana" 1652, „Epistolarum de Syncretismo hodierno damnabili et noxio". Decas I und II 1664; neu edirt von Bruker Flensburg 1706, Hamburg 1710. „De sacra scriptura" 1668. „De autoritate symb. Formulae Concordiae". — „Contra Socinianos." — „Sciagraphia Concionis ex Joan. XII. 35. 36. feriis poenitentialibus, regio jussu, habendae", 1685 etc.

Moller, Cimbria litt. II, 719. — Jöcher, Gelehrtenlex. s. v. — Scholz, Holstein. Kirchengesch. 263. — Pontoppidan, Annales eccl. IV. 628. — Helwig, den Danske Kirkes. — Historie efter Ref. I, 473 ff. — Jensen-Michelsen, schlesw. holst. Kirchengesch. IV, 38.

Carstens.

Schwartz: Johann Christoph S., Rechtsgelehrter und Geschichtsforscher, war am 19. Januar a. St. 1722 zu Riga geboren. Er entstammte einer angesehenen Rathsfamilie, die einst aus Mecklenburg nach Livland eingewandert war. Sein Vater, der Bürgermeister war, ließ dem Sohne eine sorgfältige Erziehung zu theil werden. Nachdem S. 1741 die Domschule seiner Vaterstadt beendet hatte, schickte ihn der Vater zuerst nach Petersburg, damit er sich mit den Verhältnissen der Residenz bekannt mache. Darauf besuchte er nach des Vaters Willen die meisten Städte Liv- und Esthlands, um von der Verfassung und Verwaltung derselben genauere Kenntniß zu erlangen und hierauf erst ging S. nach Leipzig, wo er die Rechte studirte. Nach absolvirtem Studium

unternahm er eine ausgedehnte Bildungsreise durch Deutschland, Holland und England. 1745 kehrte er nach Riga zurück und trat nun sogleich als Secretär des Rathes in den Dienst der Vaterstadt, dem er 42 Jahre angehört hat. 1753 wurde er Obersecretär, 1761 Rathsherr. Obgleich durch die Pflichten des Amtes, die er höchst gewissenhaft erfüllte, sehr in Anspruch genommen, fand er doch Zeit zum sorgfältigen Studium der einheimischen Geschichte, sowie zur Durchforschung der Rechtsquellen, Privilegien und Urkunden Rigas. So erlangte er allmählich eine sehr gründliche und tiefe Kenntniß der Verfassung Livlands und Rigas. Als daher 1767 die Stadt einen Deputirten zu der großen Gesetzcommission in Moskau, welche Katharina II. aus allen Provinzen Rußlands zur Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuches für das ganze Reich zusammenberief, zu senden aufgefordert wurde, traf die Wahl S. als den besten Kenner der Rechte der Stadt. Er hat sich dann an den Verhandlungen der Commission lebhaft betheiligt und ist energisch für die Rechte Rigas eingetreten. (Vgl. den interessanten Auszug aus Schwartz's Aufzeichnungen über seine Thätigkeit in Moskau von B. Hollander in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga für 1885, S. 81—90.) Auch an den weiteren Verhandlungen in Petersburg bis 1772 hat er theilgenommen, bis die ganze Commission zuletzt ohne Resultat aufgelöst wurde. Schon vorher und auch nachher hat er mehrmals die Angelegenheiten Rigas in Petersburg vertreten. 1782 wurde Schwartz Bürgermeister und erhielt damit die höchste politische Stellung in seiner Vaterstadt. Als 1787 die alte Verfassung der Stadt umgestoßen, der alte Rath beseitigt und ein Gouvernementsmagistrat eingesetzt wurde, legte er wie die meisten Mitglieder des Raths sein Amt nieder; es war dem alten Patrioten unmöglich, an den neuen Institutionen, die er als rechtswidrig ansah, sich zu betheiligen. Seitdem lebte er in völliger Muße, ganz den Studien sich hingebend. Als 1796 Paul I. die alte Verfassung wiederherstellte, wurde S. sogleich wieder zum Bürgermeister gewählt; er lehnte aber die Wahl ab, weil seine Kräfte nicht mehr den Anforderungen des Amtes gewachsen seien. Die innige Liebe und Treue zur Vaterstadt, die ihn von Jugend auf beseelten, bewährte er auch in der Zurückgezogenheit vom politischen Leben. An allen gemeinnützigen Unternehmungen nahm er theil, das allgemeine Wohl lag ihm stets am Herzen und er war stets bereit, seinen Mitbürgern mit Rath und That zu helfen. In ihm verband sich der ausgesprochenste patriotische Localgeist mit der echtesten und wärmsten Humanität im Sinne Herder's und dessen schöne Würdigung seines Jugendfreundes Joh. Chr. Berens (Briefe zur Beförderung der Humanität VI) paßt auch auf Joh. Chr. S. Gemeinsinn war die vorherrschende Charaktereigenschaft in Schwartz's Wesen. Anspruchslos und bescheiden im höchsten Grade, verschmähte er alle Titel, sein einziger Stolz war Bürger Rigas zu sein. Fast alle seine Schriften erschienen ohne seinen Namen, so ferne lag ihm jede Autoreitelkeit. Seine litterarische Thätigkeit fällt beinahe ausschließlich in die Zeit seiner Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben; seine Arbeiten sind die reifen Früchte jahrelanger Studien. Bahnbrechend ist S. auf dem Gebiete der altlivländischen Rechtsgeschichte. Sein „Versuch einer Geschichte der Rigischen Stadtrechte“ 1785 in Gadebusch's Versuchen in der livländischen Geschichtskunde II St. 3 hat zuerst Licht und Klarheit über einen Gegenstand verbreitet, der bis dahin ganz in Dunkel gehüllt war. Wenn auch gegenwärtig Schwartz's Arbeit durch die Forschungen F. G. v. Bunge's und besonders L. Napiersky's in wesentlichen Stücken berichtigt und vielfach überholt ist, sein Verdienst wird dadurch nicht geringer. Von noch größerer Bedeutung ist sein „Versuch einer Geschichte der liefländischen Ritter- und Landrechte“ 1794. Es ist die erste echt historische Darstellung der allmählichen Entwicklung der altlivländischen Rechts-

zustände und ihrer Rechtsquellen mit der S. eigenen Genauigkeit und Gründlichkeit durchgeführt. Diese Schrift hat den Grund gelegt, auf dem F. G. v. Bunge, C. Schilling u. a. weiter gebaut haben. S. kann daher als der Vater der livländischen Rechtsgeschichte mit Recht bezeichnet werden. Als Geschichtsforscher und Urkundenkenner hat S. ebenfalls Hervorragendes geleistet. Durch seine „Diplomatischen Bemerkungen aus den liefländischen Urkunden gezogen" in Hupel's Nordischen Miscellaneen St. 27 und 28, Riga 1791, hat er die altlivländische Diplomatik und Urkundenlehre begründet. Doch nicht auf Riga und Altlivland beschränkte sich seine Forscherthätigkeit. Auch um die Geschichte Kurlands hat S. sich durch seine „Vollständige Bibliothek kurländischer und piltenscher Staatsschriften der Zeitfolge nach aufgestellt", Mitau 1799 sehr verdient gemacht. Leider wurde er bei diesem Werke, das noch heute jedem der sich mit der Geschichte des Herzogthums Kurland gründlicher beschäftigt, unentbehrlich ist, von den Kurländern nicht so unterstützt, wie er es gehofft und erwartet hatte. Um so mehr ist sein Sammelfleiß und seine Kenntniß des zerstreuten und schwer zugänglichen Materials zu bewundern. Einen Anhang zu dem gedruckten Buche, dem einzigen, welches unter seinem Namen erschienen ist (es geschah auch diesmal sehr gegen seinen Willen), Nachträge und Verbesserungen in 2 Bänden enthaltend, bewahrt das kurländische Provinzialmuseum. Ueber die Aufhebung der alten Rechte und Privilegien seiner Vaterstadt sprach sich S. gelegentlich bitter aus und ebenso brachte ihn, den sonst so milden Mann, jede Verunglimpfung seiner Heimath sehr auf. Diesem Unwillen entsprangen seine „Bemerkungen über M. Karl Snells Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee", Göttingen 1798, in denen er dem Verfasser, der früher Rector der Domschule in Riga gewesen war, Flüchtigkeit, Unwissenheit und absichtliche Entstellungen nachwies. S. wurde ein heiteres glückliches Alter zu theil. Von seinen Mitbürgern allgemein verehrt und geliebt, — er hatte keinen Feind — in glücklichen Familienverhältnissen lebend war er in allen Fragen einheimischer Verfassung und Geschichte das Orakel für Stadt und Land. Die neugegründete Universität Dorpat verlieh ihm 1803 als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste die philosophische Doctorwürde. Geistesfrisch bis an sein Lebensende starb S. am 7. November 1804, von der ganzen Stadt betrauert. Vom Rathhaussaale aus wurde er bestattet, eine Ehre, die bis dahin noch keinem Mitgliede des Rathes jemals widerfahren war. Von 12 der angesehensten Kaufleute wurde der Sarg hinabgetragen und später ins Grab gesenkt und eine unzählbare Menschenmenge gab dem Verewigten das letzte Geleit. Riga verlor in S. einen seiner edelsten Söhne, einen der reinsten und besten Patrioten. Nicht nur in Riga, auch in Livland und Kurland, war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts seine Büste in vielen Häusern zu finden.

Liborius Bergmann, Standrede bey der Beerdigung des Bürgermeisters Dr. Joh. Chr. Schwartz vom 11. November 1804, Riga 4. — Joh. Chr. Schwartz, eine biograph. Skizze in Albers' Nord. Almanach 1807, S. 130 bis 143. — Recke und Napiersky, Schriftstellerlexikon IV, 160—163. — Ein noch genaueres Verzeichniß seiner Schriften von Schwartz selbst hat Ar. Buchholtz in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen in Riga 1889, S. 83—85 veröffentlicht.

Diederichs.

Schwartz: Karl S., Schulmann und Geschichtsforscher, geb. am 31. August 1809 zu Düsseldorf, † am 3. Juli 1885 zu Wiesbaden, Sohn des Steuerraths und Oberzollinspectors S., erhielt seine Gymnasialbildung zu Bonn und Köln und studirte darauf von Ostern 1827 an zu Bonn und Münster Philologie und Geschichte. Nachdem er fünf Jahre (1832—1837) an den Progymnasien zu Warburg und Rietberg als Lehrer gewirkt hatte, folgte er im Herbste 1837

einem ehrenvollen Ruf an das kurhessische Gymnasium zu Fulda, dem er von da an fast 21 Jahre angehörte, zunächst als Lehrer der alten Sprachen und Geschichte; im J. 1846 wurde ihm daneben die Stellvertretung des erkrankten Directors Dr. Dronke und nach dessen Tode im J. 1850 die selbstständige Leitung des Gymnasiums übertragen; im J. 1849 wurde er zugleich von seinen Collegen zum Mitglied der Commission, welche zur Prüfung der von den Lehrercollegien zu einer Reform der Gymnasien eingereichten Vorschläge in Kassel zusammenkam, erwählt, sowie von dem Ministerium in die Schulcommission zur Berathung der organischen Einrichtungen der kurhessischen Gymnasien und zur Vornahme der zweiten Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts berufen. Neben seiner amtlichen Thätigkeit fand er noch Zeit zu wissenschaftlichen Studien und litterarischen Arbeiten. Außer den zwei größeren Werken, dem längere Zeit vielgebrauchten „Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht", 2 Theile 1842 und 1844, nachher öfter neu aufgelegt, und der „Auswahl mittelhochdeutscher Dichtungen für höhere Lehranstalten" 1847 gehören diesen Jahren mehrere Monographien an, wie „Der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs des Frommen" 1843, „Konrad der Franke" 1847, „Die Feldzüge von Robert Guiscard gegen das byzantinische Reich" 1854, „Bemerkungen zu Eigils Nachrichten über die Gründung und Urgeschichte des Klosters Fulda" 1856 und „Eigils Leben des h. Sturmius" 1858. Außerdem war er thätiges Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Im J. 1858 erging an ihn die Aufforderung, die Leitung des herzoglich nassauischen Gymnasiums in Hadamar — mit dem Titel Oberschulrath — zu übernehmen, welcher er Folge leistete. Unter Anerkennung seiner gesegneten Wirksamkeit erhielt er am 4. Februar 1858 die erbetene Entlassung aus dem kurhessischen Staatsdienste, die philosophische Facultät der Universität Marburg aber ertheilte ihm am 2. December wegen seiner Verdienste um das hessische Schulwesen und wegen seiner vortrefflichen Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte die philosophische Doctorwürde honoris causa. Auch in dem neuen Amte erwarb er sich bald die Anerkennung seines neuen Landesherrn und der Stadt Hadamar, welche ihm das Ehrenbürgerrecht verlieh. Nach vier Jahren (Herbst 1862) wurde er zum Director des herzoglichen Gymnasiums zu Wiesbaden ernannt, versah auch zeitweilig die Geschäfte eines Referenten über das gesammte höhere Schulwesen des Herzogthums bei der Landesregierung; nach dem Jahre 1866 fiel ihm die Aufgabe zu, die Anstalt, welcher er vorstand, nach Maßgabe der in Preußen bestehenden Schulverordnungen in neue Bahnen zu lenken. Im Herbste 1874 erhielt er die erbetene Entlassung unter Anerkennung seiner treuen Dienste und Verleihung des Rothen Adlerordens 3. Classe. Noch elf Jahre war es ihm vergönnt, in ungeschwächter Gesundheit seinen Lieblingsstudien zu leben. Es war namentlich der biographische Theil der Geschichtsforschung, welcher ihn besonders anzog und bis zu seinem Ende beschäftigte; dunkle Punkte in dem Leben bedeutender Personen aufzuhellen, entlegene Nachrichten aufzusuchen und zu einem abgerundeten Bilde zusammenzustellen, insbesondere auch mündliche Nachrichten zu sammeln, wurde er bis zu seinem Ende nicht müde; die Darstellung selbst leidet, da er das Gefundene auch ganz verwerthen wollte, manchmal wohl an einer gewissen Breite. Wollen wir die bedeutenderen Arbeiten aus seiner nassauischen Zeit namhaft machen, so erwähnen wir zuerst die kürzeren Aufsätze: „Feldzug Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen" 1859 und die Rede, welche er bei Gelegenheit des 25jährigen Regierungsjubiläums des Herzogs Adolf hielt, 1865; ferner die kleinen Mittheilungen im neunten Bande der Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, dessen Director er damals war, 1868, sowie die kürzeren Biographien in diesem Werke (die beiden v. Kruse) und in

der allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber (Buchstabe K u. L: mehrere nassauische Fürsten, Karl August, Karl Christian, Karl Wilhelm und Karl Ludwig, und einige andere). Einen größeren Umfang haben folgende Schriften: „Beiträge zur Geschichte des nassauischen Alterthumsvereins und biographische Nachrichten über dessen Gründer und Förderer", Bd. XI der Annalen 1871. Außer vier ausführlicheren Biographien (von Luja, den beiden Habel und v. Gerning) werden hier die litterarischen Bestrebungen und Forschungen von Bodmann, Kindlinger u. a. behandelt, so daß das Buch eine wahre Fundgrube biographischen Materials ist. Das Jahr 1872 brachte die Schrift über Albertine v. Grün und ihre Freunde, gleichfalls ausgestattet mit Lebensnachrichten über viele Personen aus diesem Kreise. Wie diese Mittheilungen meist auf ungedrucktem Material und mündlichen Ueberlieferungen beruhten, so noch in viel höherem Grade die folgenden: „Lebensnachrichten über den Regierungspräsidenten v. Ibell", in Bd. XIV der Annalen 1875; „Leben des Generals K. v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin v. Brühl, mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken", 2 Bde. 1878; „Landgraf Friedrich V v. Hessen-Homburg und seine Familie aus Archivalien und Familienpapieren", 3 Bde. 1878; „Geschichte der Familie v. Günderode", in der Allgemeinen Encyklopädie I. Bd. 97; einen Hauptabschnitt nimmt hier das Leben der Karoline v. G. ein; „Lebensnachrichten über Jean Pauls Freund und Geistesverwandten Paul Emil Thieriot", in den Annalen Bd. 18. 1883. In seinem Nachlasse fand sich eine auf zwei Bände berechnete, vollständig ausgearbeitete Biographie von K. H. G. v. Meusebach, welche später in umgearbeiteter und verkürzter Form in den Annalen des nassauischen Vereins, Bd. 21 und 22, veröffentlicht wurde. Die letzte Arbeit, welche er kurz vor seinem Tode vollendete, war die Erläuterung eines Briefes der „Mutter Von" an Walpurga v. Holzing bei ihrer Vermählung mit Justus Tiedemann, abgedruckt in dem Archiv für Litteraturgeschichte von Schnorr v. Carolsfeld. Nachdem er im Herbste 1884 seine treue Lebensgefährtin verloren hatte, raffte ihn im Sommer 1885 eine kurze Krankheit hinweg.

Ein jüngerer Bruder von K. Schwartz war der verdiente preußische Generallieutenant August von Schwartz, geb. 1811, † am 22. Nov. 1883 zu Wiesbaden. Im J. 1831 zum Secondelieutenant in der damaligen 7. Artillerie-Brigade ernannt, commandirte er im J. 1866 als Generalmajor (seit 1864) die Reserve-Artillerie der ersten Armee, wurde nach dem Kriege zum Inspecteur der zweiten Artillerie-Inspection ernannt und zum Generallieutenant befördert; in dem Feldzuge von 1870 hatte er das Commando über die Artillerie vor Metz und wurde nach dem Kriege auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt; in Anerkennung seiner Verdienste adelte ihn der Kaiser Wilhelm bei dieser Gelegenheit. Seine letzten Jahre verlebte er in Wiesbaden.

Nekrolog in den Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. XIX.

F. Otto.

Schwartz: Kaspar S., gelehrter westfälischer Geschichtsforscher zu Dortmund. Die früheste mir bekannte Erwähnung ist die in dem von Danubianus (s. A. D. B. IV, 750) 1582 an ihn gerichteten Gedicht, dessen Titel ihn als „nobilis piusque litteratus vir, Dominus Caspar de Manso, dictus de Nigris, gemino priscae Suartziorum gentis more cognomento, Patricius ac Duodecimvir Tremoniensis" bezeichnet. In der „Außfürlichen .... Beschreibung der .... Reichsstadt Dortmund" von Detmar Mulher (s. A. D. B. XXII, 489) und Corn. Mewe, vollendet 1616, abgedruckt bei Seibertz, Quellen der westf. Geschichte I wird er (Seibertz S. 374) als Quelle gerühmt und als kürzlich verstorben bezeichnet. Auch Hamelmann erwähnt ihn häufig als Geschichtsschreiber, z. B.

S. 319 f., 481, 720 f., ebenso v. Steinen, Quellen S. 46 u. sonst. Mehrfach kommt er vor als Patricius Tremoniensis mit Danubianus zusammen in Briefen aus dem Jahre 1609, veröffentlicht in Zeitschr. des Berg. Geschichtsvereins IV, 207 und vorher. Erhalten scheint von ihm nichts zu sein.

A. Döring.

Schwartze: Johann S., Superintendent in Querfurt, † 1725. S. wurde 1637, den 28. November, zu Wittenberg geboren, erhielt seine Vorbildung seit 1655 zu Freiberg in Sachsen, studirte Theologie 1657 auf der Universität Jena, später zu Wittenberg und promovirte hier als Magister 1663, am 15. October. Unter der Anleitung von Quenstedt, Calov und Deutschmann bildete er sich dogmatisch streng lutherisch im Gegensatz gegen Calixt. Auf Calov's Empfehlung wurde er 1669 Rector der Schule in der königlichen freien Stadt Bartfeld in Oberungarn, 1672 aber Rector des Gymnasiums in Leutschau. Von hier 1674 vertrieben, erhielt er durch Empfehlung seiner Wittenberger Lehrer 1675 die Stelle eines Directors, Inspectors und Professors des Gymnasiums zu Weißenfels, das damals zum Erzstift Magdeburg gehörte. Da ihm zur Erlangung dieser Stelle die Promotion als Doctor der Theologie zur Bedingung gemacht war, so promovirte er am 20. April 1675 zu Wittenberg und wurde darauf am 27. Mai in sein Amt eingeführt. Dasselbe verwaltete er sechs Jahre. 1681 erhielt er das Pastorat und die Superintendentur zu Querfurt. In diesem Amte starb er 1725. — S. war zweimal verheirathet. An Schriften hatte er mehrere Abhandlungen und Predigten veröffentlicht.

Vgl. Michael Ranfft, Leben und Schriften Chursächsischer Gottesgelehrten (1742) 2. Theil, S. 1145 ff. (Daselbst die Titel seiner Schriften S. 1156 ff.)

P. Tschackert.

Schwartze: Moritz Gotthilf S., geboren 1802 in Weißenfels (preuß. Prov. Sachsen), vorgebildet auf der Klosterschule Roßleben, studirte in Leipzig von 1821—1826 erst zwei Jahre Geschichte und Philosophie, dann drei Jahre Theologie. Nachdem er darauf Hauslehrer beim Herzog Emil von Holstein-Sonderburg-Augustenburg gewesen war, promovirte er 1829 in Halle als Dr. phil. mit der Dissertation „De Jove Ammone et Osiride“. Nach abermaliger Hauslehrerschaft bei einer polnischen Adelsfamilie, studirte er zu Berlin von neuem Theologie und bewarb sich bei der theologischen Facultät daselbst um die venia docendi mit einer Dissertation „De Hebraeorum scepsi“. Die Facultät wies das Begehren ab, weil er in seiner Arbeit „die Meinungen der Gegner“ und überhaupt „die strengere Theologie nicht hinreichend berücksichtigt habe“ (sic), gab ihm aber den Rath, „mit seiner Arbeit sich den Zugang in die Kreise der Philosophen zu bahnen“ (sic). S. befolgte diesen gewiß sehr wohlgemeinten Rath und habilitirte sich in der philosophischen Facultät zu Berlin für das Fach der allgemeinen Religionsgeschichte im J. 1834. In dieser Stellung veröffentlichte er zuerst 1843 sein Werk über: „Das alte Aegypten oder Sprache, Geschichte, Religion und Verfassung des alten Aegyptens“, I. Theil, welcher „Darstellung und Beurtheilung der Entzifferungssysteme der drei altägyptischen Schriftarten, 2183, S. 4⁰“ enthält. — Für Bunsen's „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte“ Theil I, 1845 arbeitete er S. 517—645 eine „Vergleichung des Altägyptischen mit dem Coptischen, und des Aegyptischen überhaupt mit dem Semitischen“, Arbeiten, die wie das ganze Werk Bunsen's das Gepräge des Verfrühten an sich tragen. Doch verriethen sie jedenfalls tüchtige Fachkenntnisse und trugen dem Verfasser 1845 die Ernennung zum Prof. extraord. der koptischen Sprache und Litteratur ein. Auf diesem Gebiete sind von den Fachkennern besonders seine Textausgaben geschätzt worden. Es erschien 1843 „Psalterium in dialectum copticae linguae Memphiticam translatum quattuor evangelia coptice“

1846. An der Veröffentlichung anderer gelehrter Arbeiten hinderte ihn sein 1848 erfolgender Tod. — Es erschien nach seinem Tode zuerst, von seinem ehemaligen Zuhörer H. Steinthal herausgegeben, 1850 die koptische Grammatik (493 S.), an der in der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft, Jahrg. 1851, S. 275, 425, besonders die ausführliche Behandlung der Lautlehre und die genaue Untersuchung der dialektischen Verschiedenheiten des Memphitischen, Sahidischen und Basmurischen gerühmt werden. Zur Syntax waren nur zerstreute Beobachtungen gesammelt. Der Verfasser war eben über der Arbeit dahingestorben. — 1851 gab J. H. Petermann heraus: Pistis Sophia, opus gnosticum Valentino adjudicatum e cod. mscr. Londinensi descripsit et latine vertit (390 S., kopt. 246 S. lat.), vgl. dazu die oben angef. Zeitschr. Jahrg. 1852, S. 296—298 (Kosegarten). Neuerdings sind noch „Bruchstücke der oberägyptischen (sahidischen) Uebersetzung des Alten Testaments" in den Nachrichten der k. Ges. der Wissensch. zu Göttingen, Jahrg. 1880, Nr. 12, S. 401—440 von Ad. Erman veröffentlicht. — Die ebenfalls von S. in Angriff genommene Aufgabe einer Ausgabe des koptischen neuen Testaments wurde 1852 von Paul Boetticher (de Lagarde) aufgenommen, vgl. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft, Jahrg. 1853, S. 115—121 (H. Brugsch). C. Siegfried.

Schwartzenbach: Leonhard S. aus Spalt im Bisthum Eichstädt (Spalatinus), Dichter des 16. Jahrhunderts. Er war 1554 Stadtschreiber zu Ornbau a. d. Altmühl und 1564 Stadtschreiber in Gunzenhausen. Zuvor veröffentlichte er „Ein schöne Comedi, darinnen rechte trew vnd freundtschafft an zweyen gesellen, der ein yeglicher den andern bey dem leben erhalten, fürgestelt würdt". Nürnberg (1551). 8°. Dies Stück beruht auf Boccaccio's Novelle von Titus und Gisippus und ist von der um drei Jahre älteren, aber damals noch ungedruckten Komödie Titus und Gisippus des Hans Sachs (Werke 3, 2, 4) unabhängig. S. verfährt auch viel selbständiger mit seiner Vorlage als Hans Sachs; er führt nicht vor, wie Gisippus seine Braut Sophronia ohne ihr Wissen dem Freunde abtritt, sondern beginnt erst nach dem geschehenen Betruge. Er hütet sich vor Nachahmung der wohlstilisirten Reden bei Boccaccio und führt den Dialog leidlich lebendig; aber das Beiwerk überwuchert etwas die Handlung. Terenzianische Gestalten wie der wohlmeinende Nachbar Chremes, der Knecht Syrus, der Schlemmer Gnato tummeln sich in den ersten Acten, plündernde Landsknechte und Diebsgesellen in den folgenden auf der Bühne, und mit besonderem Behagen wird die feierliche Gerichtssitzung ausgemalt. S. schrieb auch „den jungen anfahenden vnd noch ungeübten Schreibern zu dienstlichem nutz", eine Synonymik, deren Verhältniß zu ihren Vorgängerinnen noch zu untersuchen bleibt: „Synonyma. Formular, wie man einerley meinung auff mancherley ahrt vnd weise soll außsprechen." Nüremberg 1554. 8°. Wiederholt Frankfurt a. Mayn 1564 fol. Ebd. 1571 und 1580. fol. In der Vorrede hebt er hervor, daß „fast inn jeder Landtschafft ein sondere ahrt zureden entspringen, vnd bey nahe kein Region im gantzen Teudtschlandt die andern recht wol vernemen oder verstehen kan. Darumb dann das gut Hochteutsch, so bißher in den Cantzleyen erhalten vnd bey den gelertten in vblichen gebrauch bliben, zuerlernen sehr mühesam ist, vnnd hohes fleyß bedarff".

Goedeke, Grundriß² II, 383. J. Bolte.

Schwartzerdt: Georg S., Geschichtschreiber, geboren nach 1497, † nach 1560. Er ist der zweitälteste Sohn des pfälzischen Rüstmeisters Georg S. († 1507), dessen ältester Sohn als Philipp Melanchthon eines Weltrufes genießt. Vermuthlich hat er mit seinem Bruder denselben Anfangsunterricht genossen, zuerst in dem Geburtsort Bretten, einer kleinen damals pfälzischen, jetzt badischen Stadt, sodann in Pforzheim auf der Lateinschule, aus der viele berühmte Männer her=

vorgegangen sind. Sodann folgte er seinem Bruder Philipp nach der Hochschule Tübingen, woselbst er den 24. März 1514 als Georgius Schwartzerd de Bretten in die Matrikel eingetragen ist (vgl. Roth, Urkk. z. Geschichte d. Universität Tübingen, S. 597). Wann er die Hochschule verließ, und welche weiteren Schicksale er zunächst erlebte, wissen wir nicht. Sicher ist, daß er im J. 1525, zur Zeit des großen Bauernkriegs, wieder in seiner Vaterstadt Bretten war. Hier dürfte er den größten Teil seines Lebens verbracht haben. Als gebildeter und wohlhabender Mann rückte er bald zu geachteter Stellung auf. Schon 1531 wird er als Mitglied des Gerichts erwähnt, 1546 ist er Schultheiß von Bretten (vielleicht war er es schon früher geworden); 1548 ist er kurfürstlich-pfälzischer Keller, d. h. Rentmeister ebendaselbst. Er hatte aus drei Ehen zwölf Kinder, unter denen Sigismund, der in Wittenberg studirte und später Lehrer an der Hochschule Heidelberg wurde, ihm besondere Freude machte. Mit seinem Bruder Philipp stand Georg in dauerndem Verkehr; er besuchte ihn auch einmal zu Wittenberg. Leider sind die Briefe, welche die Brüder gewechselt haben, bis auf zwei verloren, welche in deutscher Uebersetzung in Tischer's Leben Melanchthons (als Anhang) abgedruckt sind. In den kirchlichen Kämpfen der Kurpfalz hat Georg sich als überzeugungstreuer Lutheraner bewiesen. — Durch drei historische Arbeiten hat er sich eine geachtete Stellung in der historischen Litteratur erworben: 1) „Nachricht von dem Bauernaufruhr von anno 1514—1526", herausgegeben von J. Würdinger im Neuburger Collectaneenblatt, Jahrg. 43 (vgl. dazu die Sitzungsberichte der Münchener Akad. (phil.-hist. Klasse) 1879. I, 207—217). Die vorläufigen Bauernempörungen, welche dem Bauernkrieg von 1525 vorangingen, sind einleitungsweise behandelt. Den Hauptinhalt bildet die Erzählung von den Schicksalen des Bruhrains und des Kraichgaus im Bauernkrieg 1525. — 2) Die zweite Schrift ist eine Erzählung von der Belagerung Brettens im Jahre 1504 durch Herzog Ulrich von Württemberg, abgedruckt bei Mone, Quellensammlung z. bad. Landesgesch. II, 1—17. — 3) Die dritte Arbeit ist eine „Pfälzische Reimchronik", welche die Ereignisse von 1536—1561 beschreibt, aber vielleicht am Anfang verstümmelt ist. — Gemeinsam ist den drei Arbeiten eine redliche Hingabe an den Stoff, ein ausgesprochener Pfälzer Patriotismus und eine religiöse Auffassung der Ereignisse.

K. Hartfelder, Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland (Stuttgart 1884), S. 14—23, woselbst die ältere Litteratur verzeichnet ist. — Fr. X. v. Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie (München u. Leipzig 1885), S. 301.

Karl Hartfelder.

Schwartzkopff: August Heinrich Theodor S., evangelischer Geistlicher und Dichter, geboren am 14. Juli 1818 zu Magdeburg, † am 10. Juni 1886 zu Wernigerode. Als der älteste Sohn des Wirths „Zum goldenen Schiff" und Holzhändlers Franz S. am Fischerufer zu Magdeburg besaß A. S. als väterliches Erbtheil einen kräftigen Körperbau und frommen, offenen Sinn, während die thatkräftige, bewegliche, als Märchenerzählerin ausgezeichnete Mutter eine mächtige Einwirkung auf das sinnige Gemüth und die dichtende Einbildungskraft des Sohnes ausübte. Was die Natur in ihn gelegt und das Haus geboten hatte, fand in dem, was die von dem herrschenden rationalistischen Geiste getragene Domschule seiner Vaterstadt, die er vom neunten bis neunzehnten Lebensjahre besuchte, ihm zuführte, nicht die rechte Nahrung und Pflege. Als er sich daher nach Beendigung dieser Schulzeit in Halle der Theologie widmete, war sein Sinn weder auf den rechten Kern und Stern dieses Studiums gerichtet, noch war auch hier die dargebotene Speise eine die rechte geistige Entfaltung fördernde. Eindruck machte auf den erwachsenen frischen Jüngling, der auch für

das deutsche Burschenleben eine feurige Begeisterung nährte, die Weltweisheit eines Schelling und Hegel. Wiederholt zwischen Halle und Berlin wechselnd verwandte er auf seine Studien vier ganze Jahre und bestand in Halle das erste und mit Auszeichnung das zweite theologische Examen. Aber erst als er dann nochmals Berlin aufsuchte, besonders um noch etwas Philosophie zu treiben, erfuhr er eine große innere Umwandlung durch den Eindruck, den die kindlich fromme Persönlichkeit Goßner's auf ihn machte. Er war dann beinahe ein Jahr lang Mitglied des Otto v. Gerlach'schen Convicts und betheiligte sich auch an den Werken der inneren Mission, wobei ihn seine Frische und die Gabe anschaulicher volksthümlicher Beredsamkeit sehr unterstützte. Als Conrector der Elisabethschule und Hülfsprediger des P. Palmié in Stettin seit 1846 zum ersten Mal in fester Amtsbestallung offenbarte er, wenn auch nicht in den engsten schulmäßigen Formen, seine besondere Begabung für den Lehrerberuf. Die mit Begeisterung an ihm hangenden Schülerinnen gewannen durch ihn gesegnete Eindrücke für ihr ganzes Leben. Auch durch Missions- und Erbauungsstunden, sowie durch litterarische Vorträge entwickelte er eine große Thätigkeit. Seit April 1847 mit einer Tochter des Kaufmanns Schwenkert in Magdeburg vermählt durchlebte S. die im nächsten Jahre beginnende Revolutionszeit in Stettin und bethätigte sich, tief dadurch bewegt, als treuer Königs- und Vaterlandsfreund. Anfangs 1852 erhielt er vom Grafen Henrich zu Stolberg-Wernigerode die Stelle eines Hofcaplans zu Wernigerode, womit die Aufsicht über die dortigen Schulen, außer der Oberschule, verbunden war. Fortan gehörte er in der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens der Grafschaft Wernigerode und dem Harze an, dessen schöne Natur anregend und befruchtend auf seine Natur einwirkte. Im J. 1855 folgte er dem Rufe des Grafen Botho zu Stolberg als Pfarrer in dem lieblich gelegenen Ilsenburg. Sein neues Amt in dem durch Hüttenbetrieb und Fremdenverkehr sehr lebhaften Flecken stellte an ihn recht schwierige Anforderungen, aber durch seine Fähigkeit, sich in die Anschauungen und Bedürfnisse der verschiedenen Volkskreise hineinzuversetzen und durch seine große Langmuth und Milde, soweit es seine eigene Person betraf, wußte er dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und sich das allgemeine Vertrauen und die Liebe seiner Pfarrkinder zu erwerben. Seine im Freien gefeierten Missionsfeste fanden bald Nachahmung in der Umgegend; in den Nachmittagspredigten verstand er es besonders auf die Kinder einzuwirken, indem er ihnen gegenüber ganz wie ein Kind wurde. Diese Weise entlehnte er von Ludwig Harms, dessen Person und Wesen ihm ungemein zusagten. Gleich ihm auf entschieden lutherischem Standpunkt stehend vermied er doch den Austritt aus der Landeskirche, weil er dem separatistischen Wesen durchaus abhold war, auch alle mehr persönlichen Abneigungen dem großen Blick auf die ganze kirchengeschichtliche Entwicklung unterordnete. Nach 7½jähriger Wirksamkeit in so reizvoller Natur berief ihn der regierende Graf, nunmehrige Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode nach Wernigerode zurück und zwar als Pfarrer an der St. Johanniskirche in der Neustadt. Mittlerweile hatten aber die Anstrengungen und Aufregungen der in anderer Beziehung sehr angenehmen Ilsenburger Amtsthätigkeit die Kräfte des starken Mannes so mitgenommen, daß er auf Erholungsreisen Stärkung für seine angegriffenen Nerven suchen mußte. Von 1863 ab wirkte er dann bis an sein Ende in seinem Wernigerödischen Amte. Erschwert wurde diese Thätigkeit durch die während seiner Amtsführung fast bis zur Verdoppelung vor sich gehende außerordentliche Vermehrung der Gemeinde, zumal der fast nur aus Arbeiterbevölkerung bestehenden neuen Neustadt. Hier galt es neben der sonstigen Amtsthätigkeit das Werk der inneren Mission zu treiben, wobei ihm seine Gattin treu zur Seite stand. Die Aufsicht über die vielfach verwahrlosten Kinder der Arbeiter nöthigte zur Gründung einer Kleinkinderschule.

Die Knaben suchte er im Rettungshause zu Neinstedt unterzubringen, zu dessen Vorstand er Jahrzehnte lang gehörte. Lebhaft betheiligte er sich an den Bestrebungen V. A. Huber's zur Hebung der arbeitenden Klasse, besonders der Handwerker. Im Huber'schen „Vereinshause" zu St. Theobaldi hat er eine längere Reihe schönwissenschaftlicher Vorträge, besonders über Shakespeare gehalten. Daneben sind hier Vorträge gleichen Inhalts vor einem engeren Kreise von Zuhörerinnen im eigenen Hause zu erwähnen. Auch bei der ihm zu verdankenden stilvollen Erneuerung der St. Johanniskirche ist kirchliches und ästhetisch-künstlerisches Interesse nicht zu trennen, wie er denn überhaupt eine solche Trennung nicht wollte. Die während seiner Amtszeit durchgeführte Neugestaltung der Kirchenverfassung erfüllte ihn anfangs mit großer Sorge, doch durfte er es noch zu seiner Freude erfahren, daß der Erfolg keineswegs alle jene Befürchtungen rechtfertigte. — S. war so sehr geborener Dichter, daß von früher Jugend an alle seine Gedanken sich dichterisch gestalteten. Das äußere poetische Gewand bot sich ihm dabei so unwillkürlich dar, daß noch der gereifte Mann öfter darauf achten mußte, es da fern zu halten, wo es nicht an der Stelle war. Im Verhältniß zu der Fülle von Dichtungen und Liedern, die ihm gegeben waren und in denen er innere Erlebnisse sang, geschichtliche und kirchliche Ereignisse feierte, des Hauses oder seiner zahlreichen Freunde Feste mit seiner stets bereiten reichen Muse verschönte, ist der Umfang dessen, was er selbst bei Lebzeiten durch den Druck veröffentlichte, ein recht geringer. Es entspricht das dem edelsten Kern seines Wesens, der großen Demuth und Bescheidenheit. Er sang, weil er singen mußte, nicht um irdischen Nachruhms willen. Als er das Ziel seiner Erdenlaufbahn nahe fühlte, regte sich in ihm wohl das Verlangen, die verwehten und zerstreuten alten Blätter zusammenzulesen, um sie Angehörigen und Freunden zu hinterlassen. Die einzige Gedichtsammlung aus der Jugendzeit „Lyrisches und Episches von einem Menschen" (ohne Nennung des Namens) erschien 1845 bei Enslin in Berlin. Als dann die dichterische Gestaltungskraft und die Zahl neuer Gedichte stark angewachsen war, gab er 23 Jahre später 1868 bei G. E. Barthel in Halle eine neue Sammlung seiner Gedichte (177 S. 12°) heraus. In zwei Abtheilungen: 1) Von den ewigen Höhen und Gründen (— S. 92), 2) Von der Welt, Wald und Feld — enthält sie theils geistliche theils weltliche Gedichte, die zumeist vorher in Blättern und Zeitschriften erschienen waren, besonders seit 1854 im „Volksblatt für Stadt und Land", das fünf Jahre vorher Phil. Nathusius übernommen hatte. Erst nach des Dichters Tode erschienen dann von der Familie des Verstorbenen herausgegeben und gegenüber der früheren Sammlung bedeutend vermehrt Schwartzkopff's Gedichte bei Böhme in Leipzig in zwei Octavbänden, der erste, die geistlichen enthaltend, 398 S. stark, 1887, der zweite, die Gedichte „Aus Natur und Welt" umfassend und 549 S. zählend, 1888. In dem letzteren Bande sind hervorzuheben die zahlreichen vaterländischen Gesänge, mit denen er die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 begleitete. Die 1875 zu Kissingen erschienenen „Kissinger Erinnerungen eines Badegastes" zeugen davon, was auch von den anderen Erholungsreisen nach Blankenberghe, Reichenhall, Karlsbad, der Schweiz gilt, daß jene Abspannungen aus der schweren Berufsarbeit sich für dichterische Schöpfungen fruchtbar erwiesen. Dies gilt auch insbesondere von der größten unter ihnen, den „Psalmenklängen". Erst allmählich zum Abschluß gebracht und 1883 bei G. Böhme in Leipzig (316 S. 8°) erschienen, ist der Kern dieser später ausgereiften Frucht am deutschen Seegestade bei dem Badeaufenthalt in Norderney entstanden. Mit gewissenhafter Sorgfalt aus der Fülle der heiligen alttestamentlichen Lieder schöpfend hat der Dichter der Gegenwart doch in neuer Weise und in neutestamentlichem Geiste ausgeströmt, was sein Gemüth und Sinnen aus dieser Quelle schöpfte. Wir haben es keines-

wegs mit einer bloßen poetischen Uebersetzung des Psalmbuchs zu thun. Die Weise der Neudichtung ist übrigens nicht überall dieselbe, verschiedene Psalmen sind in doppelter Gestalt umgedichtet. Während beispielsweise 119 a genauer dem vorgefundenen Gedankeninhalte nachgeht, ist 119 b „Des Christen goldnes Abc“ eine durchaus freie Neudichtung, die sich nur äußerlich an die alphabetische Einrichtung des mit dieser Zahl bezeichneten Psalms anschließt. Nächst und neben der heiligen Schrift war für S. schon von Jugend auf Gegenstand eifrigen Forschens und Betrachtens die Schauspieldichtung Shakespeare's, des „Dichters des Gewissens“. In dem, was er hierüber in Wort und Schrift mittheilte, tritt ganz besonders der weitherzige Anschluß des Christen an alles Schöne und Große in menschlicher Kunstgestaltung hervor. Leider ist manches von diesen Arbeiten verloren gegangen. Bei seinen Lebzeiten erschienen nur die Aufsätze: „Shakespeare in seiner Bedeutung für die Kirche unserer Tage“ und: „Faust, Lear und Macbeth“. Nach seinem Ableben veröffentlichte die Familie im J. 1888 vierzehn dieser Abhandlungen, als: „Shakespeare's Dramen auf ewigem Grunde“ (Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller's Verlag. 430 S. 8⁰) und im nächsten Jahre drei weitere: „Goethe's Faust“, „Goethe's Tasso“ und „Calderon's Leben ein Traum“ zugleich mit dem dreiactigen Schauspiel Judas Ischarioth unter dem Titel Charakterstudien“ (ebendaselbst, 197 S.). Die letztgenannte in den spätesten Lebensjahren entstandene Studie versucht mit großer Meisterschaft auf psychologischem Wege die überaus schwierige Frage nach dem Grunde des schauerlichen Verraths des Jüngers an seinem Herrn zu lösen. Ein warmer Freund der inneren wie der äußeren Mission, die er einst zu seinem Lebensberuf hatte wählen wollen, verfaßte S. auch eine ganze Reihe missionsgeschichtlicher Schriften, die vom evangel. Bücherverein zu Berlin verlegt wurden. Theilweise von größerem Umfang — sein „Polynesien“ ist 362 Octavseiten stark — sind diese Arbeiten durch ihren Gedankenreichthum, tiefe Erfassung des Gegenstands und Sichhineinversetzen in die Culturzustände und Anschauungen der verschiedenen heidnischen Völker höchst bemerkenswerth.

Seinem Berufe nach zunächst Diener am Worte hat S. natürlich den vorwiegenden Theil seines Sinnens und Wirkens in dessen Verkündigung geübt und niedergelegt. Durch meisterhafte innere Gliederung, Gedankenfülle und Wärme der Ueberzeugung ausgezeichnet, wurden seine Predigten auch mit einer außerordentlichen Darstellungsgabe vorgetragen. Mochte er auch bei dieser Wucht der Beredsamkeit in Gedanken, Ton, Geberde und seiner originellen Weise wohl nicht den eigenartigen Bedürfnissen eines jeden Hörers in gleicher Weise gerecht werden, so war dennoch die Gesammtwirkung eine große, zumal wenn dem regelmäßigen Hörer die Art und das innere Wesen des Predigers vertrauter wurden. Erschienen waren bei seinen Lebzeiten nur drei Octavbändchen unter dem Titel „Körner und Aehren“, das erste eine „Nachlese aus dem Evangelienacker“, das zweite „Nachlese aus dem Epistelacker“, das dritte „Gesammelte Körner und Aehren auf dem Rain zwischen Evangelien- und Epistelacker“ (Neu-Erkerode und bezw. Braunschweig im Verlage der Buchhandlung der Idiotenanstalt, dann 1880 vom Berliner Hauptverein für christliche Erbauungsschriften aufs neue herausgegeben). Jüngst ist nun aus dem Nachlasse vorläufig ein erster Band seiner gesammelten Predigten unter dem Titel: „Habe deine Lust an dem Herrn“ bei C. Ed. Müller in Bremen erschienen.

Nachdem S. schon seit einer Reihe von Jahren zur Herbst- und Sommerszeit Stärkung in Badereisen hatte suchen müssen, traf ihn anfangs Juni 1886 ein stärkerer schmerzlicher Krankheitsanfall. Bei seiner großen Berufstreue hatte er bei einiger Rückkehr der Kräfte sich schon entschlossen, am Sonnabend die Pfingstbetstunde, tags darauf die Hauptpredigt am ersten Pfingsttage zu halten,

als er am 10. d. Mts. von einem Gehirnschlage getroffen wurde, dem er bald erlag, nachdem er jedoch vorher wieder zum völligen Bewußtsein zurückgekehrt war und im festen Vertrauen seine Seele dem befohlen hatte, dessen Gnade und Herrlichkeit zu verkündigen sein heiliger Beruf gewesen war. — So kräftig und markig seine Rede und sein inneres Wesen, so kräftig und gedrungen war auch seine äußere Gestalt. Das große leuchtende Auge war ungemein beweglich, spiegelte aber ungleich öfter Freundlichkeit und Milde als Zorn wieder, der ihn freilich auf Augenblicke dem Bösen und Widerwärtigen gegenüber heftig bewegen konnte. Die Farbe seines kräftigen Haarwuchses ließ keinen Zweifel über den Grund und Anlaß des Familiennamens, erwies sich daher als altes unverfälscht überliefertes Vätererbe.

Vgl. die Mittheilungen des ältesten Sohnes Dr. Paul Schwartzkopff im Jahrg. 1886 der „Allgem. konservat. Monatsschrift“, Leipzig, bei G. Böhme S. 843—862.

Ed. Jacobs.

Schwartzkopf: Joachim S., ein hervorragender Geistlicher und Kanzelredner, wurde am 13. August 1593 zu Wusterhausen a. d. Dosse in der Mark Brandenburg geboren. Sein Vater war Prediger daselbst und wirkte später als geistlicher Inspector in Wittstock. Der Sohn erhielt seine Bildung auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin und zeichnete sich hier schon als Verfasser lateinischer und griechischer Gedichte aus. In Frankfurt a. O., wo er das theologische Studium begann, gab er die ersten Proben seiner kirchlichen Beredsamkeit; in Wittenberg setzte er unter Hutterus, Baldinus, Franzius und Meißner seine Studien fort und wurde danach 1618 als Prorector an die Schule zu Wittstock berufen. Im J. 1622 kam er als zweiter Diakonus nach Neu-Ruppin, wurde hier 1626 erster Diakonus und 1639 Inspector, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 1669 verblieb. Seine Amtsthätigkeit in Neu-Ruppin war eine vielseitige und ausgezeichnete; unermüdlich half er mit seiner Kraft aus, wenn die Noth es erforderte. Als in der Pestzeit seine Amtsbrüder sämmtlich dahingerafft waren, versah er das geistliche Amt in der Stadt ganz allein; während des dreißigjährigen Krieges war er wiederholt Abgesandter der Stadt, um von den feindlichen Generalen Schonung für die Bürger zu erbitten. Nach der „Theologia Eusebiana“ seines Amtsnachfolgers S. Dietrich war S. ein hochbegabter evangelischer Trostprediger, und seine Casual- und Leichenpredigten, von denen uns mehrere erhalten sind, zeugen von einer für die damalige Zeit hervorragenden Beredsamkeit.

F. Heydemann, Die evangelischen Prediger Neu-Ruppins, 1867. S. 24 ff.

Franz Brümmer.

Schwartzkopf: Johann S., Kanzler von Braunschweig-Wolfenbüttel, war der Sohn eines wolfenbüttel'schen Syndicus. Zu Bockenem am 28. Nov. 1596 geboren, auf den Schulen von Goslar und Hildesheim vorgebildet, studirte er in Helmstedt Rechtswissenschaft und wurde, nach kurzem Zwischenbesuche der Universitäten Jena und Leipzig, ebendaselbst zum Dr. jur. promovirt. Als Advocat am fürstlichen Hofgericht zu Wolfenbüttel wurde er dem Herzog Christian, Bischof von Halberstadt, bekannt und im Stifte desselben als advocatus fisci angestellt (1623). Die Bestallung erlosch zwar schon nach einem Jahr durch Christian's Resignation, thatsächlich aber blieb S. oder wurde vielmehr erst jetzt im besten Sinn des Worts der Anwalt des Stifts und der Stadt Halberstadt in den Nöthen der Wallenstein'schen Invasion. Nicht nur Stift und Stadt, auch Wallenstein selbst sah ihn ungern aus dem Provisorium scheiden und gab ihm, als er sich nach Helmstedt zurückzog, militärisches Ehrengeleit. Hier erging wieder ein Ruf des „tollen“ Christian an den bewährten Mann: er sollte dessen

Kriegsrath werden. Allein S. schützte mangelnde Sachkenntniß vor und blieb in Helmstedt als Privatdocent und bald auch städtischer Syndicus, die Berufung zu demselben Amt in Halberstadt ablehnend. Seit 1627, in welchem Jahre er sich mit der Tochter des Bürgermeisters Gärtner verheirathete, wolfenbüttel'scher Landsyndicus und als solcher bei der Auseinandersetzung der Erben Herzogs Friedrich Ulrich betheiligt, wurde er dem Herzog August dem Jüngern vertraut und stieg, nach dessen Regierungsantritt in Wolfenbüttel zum fürstlichen Consistorialrath ernannt (2. October 1637), in rascher Folge zum Geheimen Kammerrath (28. October 1637) und zum Vicekanzler (21. October 1639) auf. Im J. 1646 (6. März) wurde er zum Kanzler ernannt. Fiel in Hannover und Celle infolge der jugendlichen Leichtfertigkeit und Unerfahrenheit der regierenden Herzöge die Direction und ganze Summe der Geschäfte den Räthen zu, die einmal das Vertrauen der Herzöge erworben hatten, so wollte es bei der vielseitigen Bildung und rührigen Selbstthätigkeit des Herzogs Augustus etwas besagen, wenn einer seiner Räthe maßgebenden und bleibenden Einfluß bei ihm gewann. S. aber wetteiferte mit der rastlosen Thätigkeit seines Herrn und blieb gleich jenem auch im Drange der Amtsgeschäfte den gelehrten Neigungen und Arbeiten seiner jüngern Jahre treu. Man bewunderte seine litterarischen Publicationen und die gelehrten Collectaneen, die er in Wolfenbüttel hinterließ. In kirchlichen Fragen vertrat er die irenische Richtung seines Schwagers, des Helmstedter Professors G. Calixt, als gleichgesinnter Freund und Fürsprecher. Sein politischer Einfluß wuchs in demselben Maße, in dem Herzog Augustus an dem österreichischen Kaiserthum, dem er sich anfangs vertrauensselig in die Arme geworfen hatte, irre ward. Die Enttäuschungen, die der Goslarer Separatfriede mit dem Kaiser (1642) und dann der westfälische Friedenscongreß dem Hause Braunschweig brachte, trieben den Kanzler und den Herzog auf die Seite der Gegner des österreichischen Kaiserthums. Jeder Blick auf die Vorgänge im Reiche bei der saumseligen und parteiischen Friedensexecution festigte dem Kanzler die Ueberzeugung, daß dieses Kaiserthum katholischen und spanischen Interessen dienstbar sei, und daß nur ein engerer Verband der lüneburgischen Herzoge untereinander und mit den benachbarten evangelischen Reichsständen, das fürstliche Haus vor den Untergange bewahren könne. Indem er die cellischen und hannoverschen Minister mit der gleichen Gesinnung erfüllte, rief er 1652 den Hildesheimer Bund ins Leben, durch den sich das ganze braunschweigische Haus mit der schwedischen Regierung von Bremen und Verden, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Bischof von Paderborn zur Garantie des Friedens und Reorganisation der Kreisverfassung verband. Auf diesen Rückhalt gestützt, bestimmte er seinen Herrn zur Restitution des von Corvey und Münster bedrohten evangelischen Besitzstands in Höxter und half dem lüneburgischen Hause die Hegemonie in Niedersachsen wieder gewinnen. Auf dem Regensburger Reichstag von 1653/54 trat er als Führer der niedersächsischen Fürstenpartei gegen den kaiserlichen Dominat, gegen die kurfürstliche Praeeminenz und gegen die Umtriebe der katholischen Heißsporne ins Feld, entriß durch die Verständigung mit Brandenburg dem Kaiser den fast schon errungenen Sieg und rettete so die evangelische Libertät. Wohl war ihm klar, daß eine Reform der Reichsverfassung Opfer und Unterordnung erheische, „wäre aber solch eine Sache, dadurch, wenn es recht gefaßt, das Reich conserviret, das lüneburgische Haus aber über den Haufen gehen könnte". Dieser particulare Gesichtspunkt der Selbsterhaltung bestimmte allen lüneburgischen Staatsmännern jener Epoche die Abwandlungen ihrer Politik, insbesondere ihre Beziehungen zu Schweden und Brandenburg. Für S. aber blieb das Mißtrauen gegen Oesterreich und Spanien das A und O jeder Erwägung. Eben darum drängte gerade er das lüneburgische Haus zum Anschluß

an den großen Rheinbund fort, den der Kurfürst von Mainz ins Leben rief, um an der Spitze der deutschen Mittelstaaten mit Frankreichs Hülfe das Gegengewicht gegen Oesterreich zu halten. S. aber war es auch, auf dessen Drängen Schweden und Brandenburg zu gleichmäßigem Beitritt aufgefordert wurden, weil ihm die Allianz mit den Katholiken ohne den Rückhalt dieser mächtigeren Glaubensgenossen nicht geheuer erschien. Gelang es, Schweden und Brandenburg unter einen Hut mit Frankreich und dem Rheinbund zu bringen, so war nach seiner Ueberzeugung nicht nur das braunschweigische Haus gegen alle Wechselfälle des nordischen Kriegs, durch den Karl X. Gustav die Niederkreise des Reichs erschreckte, geborgen, sondern auch das allgemeine Interesse des deutschen Fürstenstandes gewahrt. Schwartzkopf's persönliche Autorität riß daher nicht nur das lüneburgische Haus auf diese Bahn mit sich fort, sondern drängte auch Schweden und selbst Brandenburg die Betheiligung an den grundlegenden Tractaten zu Frankfurt a./M. auf. Als Brandenburg sich von dem Bunde zurückzog, entschied S. das fürstliche Haus, denselben gleichwol zu vollziehen (15. und 16. August 1658). Das war seine letzte große Action. Am 27. November 1659 ist er gestorben.

Vgl. meine Geschichte von Hannover und Braunschweig I. (Publicationen aus den königl. preuß. Staatsarchiven XX).

Köcher.

Schwarz: Albert Georg S., Historiker, stammte aus einer alten schon seit 1278 in Greifswald blühenden Patricierfamilie, welche einen Mohrenkopf zwischen den Stangen eines Hirschgeweihes im Wappen führt, und durch zahlreiche Mitglieder im Rathe zu Stralsund und Greifswald vertreten war, während sie sich später vorzugsweise dem geistlichen Berufe zuwendete. Letzterem hatte sich auch sein Vater Albert S. gewidmet, ein Enkel des Bürgermeisters Christian S. († 1623), und Vetter der Dichterin Sibylle S. († 1638), welcher von 1660—1705 die Pfarre in Horst verwaltete, in erster Ehe mit Katharina Staven, in zweiter mit Maria Zarnikow, einer Tochter des Gristower Pastors Georg Z., verheirathet. Aus letzterer Ehe wurde Albert Georg S., als der älteste Sohn, am 16. April 1687 geboren, und zuerst von seinem genannten Großvater Georg Z. in Gristow, darauf aber, in Gemeinschaft mit mehreren Herren v. Platen, in Greifswald von Hofmeistern erzogen. Dann besuchte er seit 1704 das Gymnasium in Stralsund unter dem Rector Jakob Wolf, und (1705) die Universität Greifswald, und hörte dort namentlich die theologischen Vorlesungen des Generalsuperintendenten Joh. Fried. Mayer (s. A. D. B. XXI, 99), und der Professoren Th. Horn, Nik. Köppen und Br. H. Gebhardi, wurde auch Mitglied des sogen. apostolischen Collegs, eines von Mayer eingerichteten theologischen Seminars, welches aus 12 Candidaten bestand, die sich vorzugsweise im Predigen übten. Als er dann (1708) seine Studien in Wittenberg unter Neumann, Wernsdorf und Löscher fortsetzte, schloß er sich vorzugsweise an letzteren an, besuchte dessen Conversatorien und erhielt auch die Erlaubniß, seine Bibliothek zu benutzen. Nachdem er nun in seinen Studien wesentlich befestigt war, kehrte er (1709) über Leipzig, Halle, Jena, Erfurt und Berlin, wo er mehrere Gelehrte kennen lernte, nach Greifswald zu seiner Mutter zurück, und wirkte längere Zeit als Erzieher bei der Familie v. Behr, und seit 1712 in gleicher Eigenschaft bei dem Generalmajor v. Buck, welcher im russischen Kriege Commandant von Greifswald war, und S. in dieser Zeit kennen und schätzen gelernt hatte. Diese Stellung, in welcher er seinen Principal überall begleitete, hatte für S. einen doppelten Nutzen, einerseits, daß er einen praktischen Blick für Leben und Geschichte gewann, fremde Länder und Städte, sowie angesehene Persönlichkeiten, u. a. Peter den Großen, den Fürsten Mentzikoff und den Grafen Bestuscheff kennen lernte, andrerseits daß er in der Gesellschaft des Generals und

seiner Familie, sowie bei der Benutzung seiner werthvollen Bibliothek sich ausgebreitete litterarische Kenntnisse und eine feinere Bildung aneignete, die er auf Universitäten zu erwerben nicht im Stande war. Zuerst ging die Fahrt über Danzig, Königsberg, Mitau und Riga nach dem Buck'schen Gute Marsen, wo sich die Familie aufhielt, und er die Söhne und Töchter desselben unterrichtete. Auch lernte er hier noch zahlreiche heidnische Sitten der lettischen Bevölkerung, sowie die Schrecknisse der weitausgedehnten Wälder und der in ihnen hausenden Wölfe kennen. Als dann der General (1713) seinen Abschied aus russischen Diensten nahm, begleitete S. die Familie nach Mecklenburg, und betrachtete unterwegs das Kloster Oliva bei Danzig, sowie die Sehenswürdigkeiten Berlins und anderer Städte. Anfangs hielt sich Buck in Rostock auf, wo S. den Theologen Fecht, den Juristen Oertling und den Mediciner Detharding kennen lernte, dann setzte er seinen Unterricht auf den Buck'schen Gütern Finkenberg und Cusvitz fort, und kehrte endlich, nach kürzerem Aufenthalte in Lüneburg und Hamburg (1716—17), wo er eine wissenschaftliche Verbindung mit dem berühmten Fabricius anknüpfte, nach Greifswald zurück, wo er (1717) zum Magister promovirt und (1721) als Adjunct der philosophischen Facultät mit dem Titel Professor honorarius angestellt wurde. Bald darauf vermählte er sich am 4. Februar 1722 mit Anna Elisabeth Behrends, der Tochter eines Predigers in Mecklenburg, und errichtete mit ihrer Hülfe ein Pensionat, in welchem Studirende, namentlich aus der pommerschen Ritterschaft, Wohnung, Beköstigung und Privatunterricht empfingen, außerdem aber auch im Disputiren geübt wurden. Durch solche Wirksamkeit zu allgemeiner Anerkennung gelangt, erhielt er (1732) die ordentliche Professur der Eloquenz und Poetik, und (1747), als Nachfolger von Andreas Westphal, die Professur für Geschichte und Moral. Auf diesem Gebiete hatten zwar, von J. Fr. Mayer unterstützt, Palthen und Westphal werthvolle Vorarbeiten geliefert, nach ihrem frühen Tode vererbte sich jedoch auf Albert Georg Schwarz, und den in Gemeinschaft mit ihm in Stettin wirkenden Regierungsrath Dreger (s. A. D. B. V, 391, † 1750), die schwierige Aufgabe, eine wissenschaftliche Bearbeitung heimathlicher Geschichte zu begründen, und, soweit ihre Quellen und Kräfte reichten, wirklich zur Ausführung zu bringen. Wenn auch beide Gelehrte ihr Hauptaugenmerk namentlich auf die pommersche Geschichte richteten, so hatte dessenungeachtet ihre bei diesen Studien angewandte Methode einen nicht minder wesentlichen Einfluß auf ihre allgemeineren historischen Forschungen, während nothwendiger Weise die organische Verbindung, in welcher Pommern mit den Nachbarländern stand, auch zum Studium der letzteren und zur Erweiterung ihres Gesichtskreises führen mußte. Um das ferne Ziel zu erreichen, galt es ihnen als erste Pflicht, eine Uebersicht der Quellen zu erlangen; zu diesem Zweck durchforschte S. die ihm nächstliegenden Archive der Stadt und Universität Greifswald, in der Folge unternahm er jedoch jährlich längere Reisen nach benachbarten Städten und Ländern und sammelte eine große Zahl sorgfältiger Abschriften von Urkunden und Chroniken, welche er in einer Reihe von Diplomataren zusammenstellte. Die umfangreichsten sind, abgesehen von der Abschrift Kantzow's (Man. Pom. Fol. Nr. 15), die Sammlungen zur Geschichte des Klosters Eldena, in drei Foliobänden, sowie zur Geschichte der Stadt und Universität Greifswald, in vier Foliobänden, daran schließen sich jedoch ähnliche zahlreiche Bände, welche andere Klöster und Städte betreffen. Um diese Schätze auch einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen, vereinigte S. sich mit J. F. v. Boltenstern und Aug. Balthasar (s. A. D. B. II, 29) zu einer Regestensammlung, welche unter dem Namen „Apparatus historico-diplomaticus“ 1730—35 erschien. Außerdem verwerthete er das vorliegende Material in zwei systematischen Arbeiten, der „Historia finium principatus

Rugiae" 1727, welche die Landesgeschichte behandelt, und der „Historischen Nachricht vom Ursprung der Stadt Greifswald" 1733, in welcher er die von seinem Vorgänger Lucas Taccius (s. d. Art.) herausgegebene Topographie Greifswalds erweiterte, und entsprechend ihrem Zweck, als Festschrift zur 500jährigen Jubelfeier der Stadt, in deutscher Sprache behandelte. Auch für die historischen Hülfswissenschaften legte er ebenso vielseitige als gründliche Sammlungen an, deren Inhalt er in seiner „Einleitung zur Pom. Rüg. Justizhistorie" 1735, ferner in seiner „Geographie Norder-Teutschlands" 1745, und endlich, betr. die Entwicklung der Ritterschaft und ihres Lehnswesens, in seinem werthvollsten und umfangreichsten Werke „Pom. Rüg. Lehnhistorie" 1740 (1500 Seiten 4°) zur Darstellung brachte. Infolge dieser Arbeiten gelangte S. sowohl in Pommern, als auch in den Nachbarländern zu hohem gelehrtem Rufe, besonders auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte, der Genealogie und Litteratur, wie sich aus den in dieser Hinsicht von ihm geforderten Gutachten, seiner vielseitigen brieflichen Correspondenz und einer Reihe kleinerer Schriften entnehmen läßt, welche Mecklenburgsche Geschichte und Schwerinsches Recht, sowie die anderen benachbarten und verwandten Länder: Holstein, Brandenburg und Anhalt betreffen. Auch in kirchengeschichtlichen und theologischen Fragen war Schwarz' Urtheil gesucht, infolge dessen er auch (1724) in den Streit zwischen den Orthodoxen und Pietisten verwickelt wurde, und als Schüler J. Fr. Mayer's, ähnlich wie der Generalsuperintendent A. J. v. Krakewitz (s. A. D. B. XVII, 23), mehr zu der Orthodoxie hinneigte, wenn er auch die Angriffe Papke's (s. A. D. B. XXV, 143), gegen Rußmeier und J. H. Balthasar nicht zu billigen vermochte. In dem Zwist, welcher zwischen Aug. Balthasar und Chr. Nettelbladt obwaltete, und der sich namentlich auf die Umgestaltung der pommerschen Justiz und Verwaltung, sowie der Universität bezog, welche Nettelbladt befürwortete, Balthasar aber bekämpfte, stand S. auf Seite des ersteren, vielleicht durch seine wechselnden Lebensverhältnisse zu einem unbefangenen Urtheil neigend, während Balthasar die hergebrachten Satzungen mit Eifer zu wahren suchte. Schwarz' letzte Thätigkeit war besonders der Geschichte der pommerschen Städte und Klöster zugewandt, deren Herausgabe er jedoch nicht mehr erlebte, dieselbe erschien aber bald nach seinem Tode am 10. Juni 1755 u. d. T.: „Hist. dipl. Abh. vom Ursprung der Pom. Städte Schwedischer Hoheit, mit einem Anhang: Historie der Grafschaft Gützkow, herausgeg. von J. C. Dähnert" 1755 (888 S. 8°), in welcher die oben erwähnte Schrift „Vom Ursprung der Stadt Greifswald" in erweiterter und berichtigter Form aufs neue zum Abdruck gelangte. Zuvor hatte er eine andere Arbeit „Das Alt-Teutsche Oesterreich aus den Heerzügen der Pom. Rüg. Völker und dem Verhältniß beyder Länder gegen das Teutsche Reich erläutert" 1749, dem Kaiser Franz I. und seiner Gemahlin überreicht, demzufolge er (1750) in den erblichen Reichsadelstand erhoben wurde und von Maria Theresia eine goldene Kette mit ihrem Bildniß empfing. Aus seiner o. e. Ehe mit A. E. Behrends stammen drei Söhne, von denen Albert als Referendar beim Hofgericht von 1753—57 arbeitete, Albert Georg aber als Capitän in dänischen Diensten zu Kopenhagen am 6. April 1775 im 51. Jahre starb und eine Wittwe mit mehreren Kindern hinterließ. Sein Porträt und seine handschriftlichen Sammlungen gelangten, letztere im Umfang von mehr als 100 Bänden, an die Universität Greifswald, und bilden die Hauptquelle für diese Biographie.

Selbstbiographie; Acten betr. die Erben, mit dem Siegel, mit dem Allianzwappen von A. G. Schwarz und A. E. Behrends; Briefwechsel u. a. mit dem preuß. Minister E. W. v. Borke, Man. Pom. univ. Gr. Fol. Nr. 235—237,

243, herausg. von Dr. Herm. Müller, Zeitschrift für Preuß. Gesch. u. Landeskunde von C. Rößler, 1876; Balt. Studien XXVII, 1, S. 9 ff. 14 ff. 42 ff. 48 ff. 159 ff. — Dähnert, Gedächtnißrede und Schriftenverzeichniß, Pom. Bibl. IV, 195—207; Catalog d. Univ.-Bibl. S. 587. — Kosegarten, Cod. Pom. Dipl. S. XLIV; Gesch. d. Univ. I, 291; Ausgabe von Thom. Kantzow's Pomerania, Th. I—II, 1816—17; Nachr. v. d. Wiederauffindung von Th. Kantzow's zweiter hochdeutschen Bearbeitung s. Pom. Chronik 1842, 4 ff. — Pyl, Pom. Gesch. Denkm. V, 43, 66; Geschichte des Klosters Eldena I, S. III—VI, 549—554; Gesch. der Greifsw. Kirchen, 416—422, 1415. — Ueber die Genealogie der Familie Schwarz vgl. Dinnies, Stemm. Sund. Aug. Balthasar Vit. Pomer. Biederstedt, Geschichte der Prediger I, 98, 103 und Gesterding, 1. Forts. zur Gesch. d. Stadt Greifswald, S. 177—209, abgedruckt im Auszug in Berghaus, Pom. Landbuch IV (I), 906 ff., welche nach den Pom. Staatskalendern und Pyl, Gesch. der Gr. Kirchen, 416—422 zu berichtigen sind, u. a. ist bei Gesterding 1. Forts. S. 196, und bei Berghaus, S. 908, statt des unrichtigen Namens von Schwarz' Gattin „Capobus", gemäß der Selbstbiographie und dem Allianzwappen Mon. Pom. Fol. Nr. 235, 243) der Name „Behrends" zu setzen.

Pyl.

Schwarz: Anton S., Schauspieler, wurde um 1766, am 21. April, in Nicolsburg (Mähren) geboren und starb am 19. October 1830 in Hamburg als Pensionär des dortigen Stadttheaters. Sein bürgerlicher Name war Peregrinus Dux, sein Vater soll ein Graf gewesen sein. Ursprünglich Flötenspieler, gehörte er der Bühne von 1788 bis zum 28. April 1827 an. Er begann in München, war 1791 schon unter F. L. Schröder in Hamburg, wo er am 9. Juli als Anton in Iffland's Jägern debütirte, und kam dann mit der Schuchischen Gesellschaft nach Danzig und Königsberg, wo er 1792 das Rollenfach J. W. Haffner's erbte. Königsberg und Hamburg wurden die beiden Hauptplätze seiner Bühnenwirksamkeit. Ein Schüler F. L. Schröder's, bewährte er hier wie dort als Schauspieler und als Regisseur die Lehren seines Meisters. Mit kürzern Unterbrechungen reicht seine Königsberger Zeit von 1792 bis 1810, seine Hamburger Zeit von 1810 bis 1827. Zwischendurch kam es zu kürzerem Aufenthalt in Breslau und zu längerem in Stuttgart, wo er Regisseur des Hoftheaters wurde. Zwei Gastspiele am Berliner Nationaltheater, ein sechsmaliges 1806 und ein fünfmaliges 1810, führten zu keinem festen Verhältniß. Sein Interesse pendelte zwischen jenen beiden Städten des Nordens, und die Vorliebe für Königsberg überwog so stark, daß er noch einmal Hamburg dafür aufgab und 1813 in „seine zweite Vaterstadt" zurückkehrte; freilich nur auf kurze Zeit; Kabalen aus dem geschäftlich maßgebenden Publicum und überdies ein neues großes Haus verleideten ihm seinen Lieblingsort. Von 1797 bis 1806 war S. mit der vortrefflichen Sängerin A. Wolschowski verheirathet, die mit ihrer Mutter und ihrer Schwester (nachmaligen Frau Lanz) 1794 zu Schuch's gekommen war. Die Ehe endete durch Scheidung, und ein Sohn daraus folgte dem Beruf der Eltern, ohne ihr Können zu erwerben. Anton S. war von mittlerer Größe und hatte ein feines Auftreten. Sein Organ war dumpf und nasal, seine Aussprache blieb bei allem Werth, den er gerade auf gutes Sprechen legte, ein wenig gequetscht, sein Dialekt hatte eigenthümliche Färbung, aber trotz diesen Fehlern sprach sein Ton durch natürliche Wahrheit und Wärme unmittelbar zum Herzen; wenn er, wie alle Schüler Schröder's, das beste im bürgerlichen Drama leistete und den hohen Tragödienstil ein wenig ins Prosaische herabzog, so konnte er doch auch hier neben einer Bethmann gut bestehen; sein edles Empfinden kam auch den Schiller'schen Gestalten willig entgegen. War sein ursprünglicher

Boden das Iffland'sche Schauspiel, in dem er sich vom jungen Liebhaber zum Vater entwickelte und als Oberförster in den „Jägern" seine beste Rolle fand, so wußte er doch sein kluges und reiches Talent den Wandlungen der zeitgenössischen Dramatik anzupassen. Mit bester Wirkung gab er von Schiller den Karl Moor und den Leicester, später den Verrina, den König Philipp, den Alba, den Wallenstein, den Tell. Goethe lieferte ihm den Carlos (Clavigo), Lessing den Tellheim, Odoardo, Nathan; Shakespeare den Hamlet, Macbeth, Macduff. Auch in die Schicksalstragödie der Müllner und Grillparzer wußte er sich noch zu finden. Seine Baßstimme machte ihn in früheren Jahren auch für die Oper verwendbar und er sang in Königsberg u. a. den Sarastro und Don Juan. Wie er ohne Vordringlichkeit der eigenen Person stets aufs Ganze sah, so bewahrte er auch als Regisseur die Grundsätze F. L. Schröder's; in Königsberg wurde er so die rechte Hand und der gute Geist des künstlerisch wenig bedeutenden Directors Steinberg. August Lewald erzählt in seiner Allgemeinen Theater-Revue II, 344: „Wir Königsberger wußten nichts Größeres in Sachen der Schauspielkunst als Anton Schwarz." Und E. A. Hagen, dessen „Geschichte des Theaters in Preußen" die genauesten Mittheilungen über S. gibt, knüpft an seinen Namen „das goldene Zeitalter des Königsberger Theaters". Konnte er sich in Königsberg gleichsam als Statthalter seines großen Meisters F. L. Schröder fühlen, so wirkte er in Hamburg als Einer unter vielen Gleichen. Dennoch nennt ihn Schröder's Biograph Meyer eine „Zierde des Hamburgischen Stadttheaters". Gram um sein ungetreues Weib und Kränkungen anderer Art machten ihn schon vor der Zeit zum gebrechlichen Greise; er starb als lebensmüder Weltverächter.

Paul Schlenther.

Schwarz: Christian Gottlieb S. (auch Schwartz), Philologe des 17. u. 18. Jahrhunderts. Er wurde am 5. September 1675 (so Harleß; am 4. September nach Jöcher und Eckstein) in Leisnig in Sachsen als der Sohn des dortigen Rectors Paul Matthias S. geboren, besuchte zuerst die Schule des Vaters, dann eine Zeitlang eines der Leipziger Gymnasien und war von 1690 an sechs Jahre hindurch Alumnus der Fürstenschule in Grimma. Nach zweijähriger Hauslehrerzeit bei einem Herrn v. Schleinitz bezog er 1698 (nicht 1693) die Universität Leipzig und betrieb hier eifrig theologische und philologische Studien; die Philologen Gottfried Olearius und Adam Rechenberg werden als die Männer genannt, denen er am meisten Förderung verdankte. Als im J. 1701 ihm das für Wittenberg bestimmte große v. Wolframsdorff'sche Stipendium vom Stifter verliehen wurde, siedelte S. dorthin über. Hier blieb er drei Jahre; der Philologe Konr. Sam. Schurtzfleisch und der Theologe Johann Deutschmann waren vornehmlich seine Lehrer. Nach Erlangung der Magisterwürde kehrte er 1704 nach Leipzig zurück und wurde hier als Tertius an der Thomasschule (so Harleß; Nicolaischule nach Jöcher und Eckstein) angestellt, stand aber auch mit der Universität als Assessor der philosophischen Facultät in regem Verkehr, und war u. a. auch eifriges Mitglied der wissenschaftlichen Gesellschaft „Anthologia", der Pufendorf, Teller u. a. hervorragende Leipziger Gelehrte angehörten. Als im J. 1709 gleichzeitig Anerbietungen von Lübeck, Danzig und Altorf an ihn gelangten, entschied er sich für die letztere; er übernahm an der Altorfer Universität die Professur für Beredsamkeit und Poesie, mit der aber bald auch die Vorlesung über Moralphilosophie und später — unter Abgabe der Poetik — die Professur der Geschichte vereinigt wurde. In diesem Amte hat S. 42 Jahre lang mit großem Ansehen und unter vielfachen Ehren (er war u. a. kaiserlicher Pfalzgraf und Mitglied der Berliner Akademie, Vorsitzender des Blumenordens an der Pegnitz, Oberbibliothekar, Leiter des Stipendienwesens u. s. w.) gewirkt; zahlreiche Berufungen an andere Univer-

sitäten vermochten nicht, ihn zum Scheiden von der durch ihn zu neuer Blüthe gelangten Altorfer Hochschule zu veranlassen. Er starb daselbst am 24. Februar 1751. -- Die wissenschaftlichen Arbeiten dieses durch gründliche Gelehrsamkeit hervorragenden und durch die Berücksichtigung der bildlichen Denkmäler des Alterthums sich auszeichnenden Gelehrten erstreckten sich auf die verschiedensten Gebiete der Philologie, vornehmlich auf die kyklischen Dichter, die Satiren des Sulpicius, Cicero, Plinius, lateinische Wortkunde und Buchwesen. Sammlungen seiner kleinen Schriften von Harleß sind nach seinem Tode 1778 („Dissertationes selectae“), 1783 („Exercitationes academicae“) und 1793 („Opuscula academica“) erschienen. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Programme erschien 1783. Er selbst hatte bereits 1721 eine Sammlung kleinerer, meist antiquarischer Schriften, unter dem Titel „Miscellanea politioris humanitatis“ herausgegeben.

Kirsten, Programma ad exequias, 1751, S. 11. — Berthold, Trauerrede 1751. — Harleß, Vitae philologorum I, 1—39. Daselbst von S. 12 an ein nicht vollständiges, 28 Seiten umfassendes Schriftenverzeichniß. — Jöcher IV, 400—402. — Will-Nopitsch, Nürnb. Gel.-Lexikon VIII, 163—167. — Eckstein, Nomenclator philol. S. 526. — Bursian, Gesch. der Philologie, S. 371 f. R. Hoche.

Schwarz: Christian S., kurfürstlich hessischer Hofrath und königl. bairischer Rechnungscommissär, geboren zu Nürnberg am 2. Januar 1760, † daselbst am 6. Juli 1835, wirkte zunächst, nachdem er in dem Nürnbergischen Pflegamtsstädtchen Engelthal als Schreiber fungirt hatte, in Nürnberg als Notar. 1794 wurde er zum Registrator des Genanntencollegiums ernannt und übernahm im folgenden Jahre die Stelle eines v. Oelhafen'schen Amtmanns. 1797 wurde er in das Genanntencollegium des größeren Raths berufen und 1798 zum bürgerlichen Calculator an der Rentkammer mit dem Prädicat Rechnungssyndicus ernannt. Neben den Arbeiten, die ihm diese Stellung auferlegte, führte er längere Zeit die Aufsicht über den Unschlittkauf des Unschlittamts, sowie die Verwaltung der Landauer'schen Zwölfbrüderstiftung. Ferner ordnete er die völlig zerrütteten Finanzverhältnisse des Pflegamts Altorf, leitete Untersuchungen im städtischen Leihhaus, Haberungeld- und Zinsmeisteramt. Nach dem Uebergang Nürnbergs an die Krone Baiern organisirte er die königl. Gemäldesammlung auf der Burg zur völligen Zufriedenheit des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Ludwig I., der ihn mit Rücksicht auf diese seine Thätigkeit durch die goldene Medaille auszeichnete. Bei den Occupationen Nürnbergs durch die französischen und österreichischen Truppen erwarb er sich große Verdienste durch die Fürsorge und Thätigkeit für seine Vaterstadt. Als die Oesterreicher 1809 mit Gewalt in die Stadt drangen und es zu großen Unruhen kam, sorgte er unter eigener Lebensgefahr für die Sicherstellung der königlichen Cassen. Und als dann der Polizeipräsident in jenen aufgeregten Tagen als Geisel abgeführt wurde, übertrug ihm der Verweser des Generallandescommissariats Freiherr v. Hertersdorf die Verpflegung der österreichischen Truppen.

Seine sonstige Thätigkeit widmete er dem Wohl seiner Mitbürger durch Errichtung wohlthätiger Anstalten. In Verbindung mit Professor Penzenkuffer rief er die Mobiliarrettungsanstalt bei Feuersgefahr ins Leben und entfaltete 40 Jahre lang eine ersprießliche Wirksamkeit bei der Leih- und Unterstützungsanstalt der Gesellschaft für Beförderung der vaterländischen Industrie, welche ihn schon 1793 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Nach Auflösung des Pegnitzkreises im J. 1810 verblieb er als Rechnungscommissar in Diensten des Staates und wurde von 1811—27 als Administrator des königl. Weizenbräuhauses verwendet.

S. war von einem lebendigen Interesse für die Geschichte seiner Vaterstadt

beseelt. So hatte er eine bedeutende Norikasammlung zusammengebracht, die durch Kauf an die Stadt überging.

Auf dem Gebiete der Entomologie war S. mit Erfolg thätig. Nach Anleitung des Mader- und Kleemann'schen Raupenkalenders gab er 1791 den „Neuen Raupenkalender oder Beschreibung aller bis jetzt bekannten europäischen Raupen nebst ihrer Verwandlung, wie solche alle Monate erscheinen" heraus, setzte die Kleemann'schen Beiträge zur Insectengeschichte fort und verfaßte einen Nomenclator über die in den Rösel'schen Insectenbelustigungen und Kleemann'schen Beiträgen zur Insectengeschichte abgebildeten und beschriebenen Insecten und Würmer. Die botanische Gesellschaft zu Regensburg ernannte ihn 1794 zu ihrem Ehrenmitglied.

Will und Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon. — Chronik in der Stadtbibliothek.

Mummenhoff.

Schwarz: Christoph S., Maler in München, geboren in der Umgegend von Ingolstadt. Wenn die Angabe richtig ist, daß er im J. 1550 geboren ist, so war er zehn Jahre alt, als er bei Meister Melchior Bocksberger in die Lehre trat. Im Malerzunftbuche Münchens findet sich im J. 1560 ein diesbezüglicher Eintrag und die Bemerkung, daß er bei dieser Gelegenheit 60 Denare in die Zunftlade gelegt habe. Seine weiteren Studien machte er in Venedig, wo er sich vornehmlich an Veronese und Tintoretto anlehnte. Den Einfluß des ersteren erkennt man unter anderem deutlich an einer im kgl. Kupferstichcabinet zu München befindlichen Handzeichnung mit der Anbetung der heiligen drei Könige. Wann er nach Italien ging und wie lange er sich dort aufhielt, ist nicht bekannt. 1576 wurde er der Münchener Malerzunft einverleibt. Ob der in den Hofrechnungen unter 1568 angeführte Schwarz, der „wegen Arbeit" 135 Fl. erhält, mit unserem Christoph S. identisch ist, ist nicht erweislich. Im J. 1591 wird er als Bürger und Malermeister erwähnt. In München fand er am Hofe des kunstsinnigen Albrecht V. und dessen Nachfolgers Wilhelm V. ein reiches Feld seiner Thätigkeit. Stimmt die Angabe, daß sich Zeichnungen von ihm aus dem Jahre 1597 nachweisen lassen, so kann er natürlich nicht wie mehrfach angegeben wird, schon 1594 gestorben sein, sondern ist vielmehr jenes Jahr als sein Todesjahr zu betrachten, denn aus dem Jahre 1597 haben wir noch eine Notiz, nach der seine Wittwe für vier gemalte Stücke 200 Fl. und für einen heiligen Andreas 100 Fl. empfing. Er verstand es vortrefflich, dem auf das Prunkende und Effectvolle gerichteten Sinn der Jesuiten, welche unter diesen beiden Fürsten in München festen Fuß faßten und die reformatorischen Regungen im Keim erstickten, entgegenzukommen und erntete deshalb auch das überschwänglichste Lob. „Christoph S. ist Pattran jber alle Maller zu Ditzlandt", so heißt es im Münchener Malerzunftbuche, und S. selbst schrieb im Bewußtsein seiner Bedeutung hinzu: „Zu merer Gedächtnus hab ich mich Christoph Schwarz zugeschrieben". Nicht genug weiß ihn der formgewandte Jesuitendichter Jacob Balde zu rühmen. In einem, die bedeutendsten Maler aller Zeiten preisenden Gedichte, das mit Parrhasios anhebt und mit Rubens endet, gedenkt er seiner mit den Worten: Omne tulit punctum Niger hic dixere periti etc., und ein anderes Mal weiht er einem der Hauptbilder des Malers, dem Engelssturz in der St. Michaelskirche zu München, einen schwungvollen Hymnus. Aus Sandrart, der ihn eine „köstliche Perle unserer Kunst" nennt, geht hervor, daß er seinen künstlerischen Ruhm vornehmlich den farbenreichen und farbenkräftigen Façadenmalereien verdankt, mit denen er eine Reihe von Häusern in München schmückte. — Die schönsten befanden sich in der Alten Burggasse und der Kaufingergasse mit Scenen aus der römischen Geschichte (Camillus, Raub der Sabinerinnen rc.) „von so großer Würde,

daß der Kunstverständige nicht ohne Ursach solches um großen Werth auf Tuch gewünscht". Leider sind seine Wandmalereien, welche so kräftig in der Farbe waren, daß wie Sandrart bemerkt, seine Oelgemälde sich daneben wie in Wasserfarbe gemalt ausnahmen, „welches doch wider alle Natur der Kunst und gar fremd ist" alle zu Grunde gegangen. Nur eine, wie wir aus Hainhofer's Reisebeschreibung wissen, nach seinem Entwurfe von Hans Werl gemalte Innendecoration, der Schwarze oder Perspectiv-Saal in der Münchener Residenz hat sich erhalten, erfreulicherweise auch der in satten Farben ausgeführte und auf der Rückseite bezeichnete Entwurf des Schwarz (kgl. Kupferstichcabinet in München). Im übrigen sind wir zu seiner Beurtheilung auf seine Oelgemälde angewiesen. In denselben erscheint er wie seine niederländischen Zeitgenossen als ein unbedingter Nachahmer der Italiener, wobei sich mit venetianischen Eigenthümlichkeiten, welche bei ihm überwiegen, solche der florentinischen und römischen Schule verbanden. Wenn seine Bilder die volle Naturwärme vermissen lassen, so ist das auf Rechnung des Zeitalters zu setzen, das sich nicht direct an die Natur wandte, sondern dieselbe erst aus zweiter Hand empfing. Nicht nach selbständiger und eigenartiger Auffassung rangen diese als Manieristen bezeichneten Meister, sondern vielmehr nach vollem Aufgehen in die Kunst Italiens, welche sie als eine allgemein gültige, absolute betrachteten, und als der tüchtigste erschien derjenige, dem die Nachahmung der italienischen Vorbilder am vollkommensten gelang. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erscheint S. als einer der talentvollsten und begabtesten Meister seiner Zeit und wird uns das ihm von seinen Zeitgenossen gespendete Lob begreiflich. Tief ist er in das Wesen der italienischen Kunst eingedrungen, und einzelne seiner Gestalten athmen eine reine Schönheit, vor allem das in der Pinakothek zu München bewahrte Madonnenbild, das man neuerdings treffend mit einer Madonna des Sassoferrato verglichen hat. Von einer für die Aula der Jesuitenschule in Halbfigur gemalten Madonna mit dem Kinde weiß ein Schriftsteller im J. 1610 zu rühmen: sie sei „nit hinnach zu machen, wie stark sich vill ansehnlicher Mahler darummen angenommen". — Anders als in seinen Heiligenbildern erscheint er in seinen Bildnissen, welche ein frisches Erfassen der Natur und ein liebevolles Eingehen auf deren Einzelheiten bekunden. Hier tritt er uns als deutsch empfindender Meister, als Epigone Dürer's und Holbein's entgegen. — Als seine früheste Arbeit begrüßen wir die stark an seine venetianischen Vorbilder erinnernden, in ausnehmend kräftigen Farben ausgeführten, neun allegorisierenden Deckenbilder im Rittersaal der Trausnitz bei Landshut vom Jahre 1580. Ein Jahr später malte er für die damals noch im Augustinerkloster untergebrachten Jesuiten einen Altar, und noch bevor der für diese errichtete Bau der St. Michaelskirche vollendet war, malte er für den Chor derselben das Altarbild mit dem Sturze Lucifers. Bemerkenswerth ist, daß der figürlich plastische Schmuck des von dem Architekten Wendel Dietrich entworfenen reichen Altarwerkes nach seiner „Visirung" ausgeführt worden ist. Für das im J. 1588 gemalte Bild, welches trotz seiner Größe in dem großräumigen ursprünglich kleiner geplanten Chor verschwindet und auch unter der hohen Anbringung leidet, empfing er die für die damalige Zeit beträchtliche Summe von 1000 Fl. Um dieselbe Zeit malte S. im Verein mit dem aus Italien berufenen Alexander Paduano das in einer Capelle dieser Kirche befindliche Altarbild mit dem Martyrium des heiligen Andreas. Auch in dem damals angelegten und ausgestatteten Grottenhöfchen der Residenz finden wir ihn thätig. In den Jahren 1586 bis 1591 wird er mehrfach als Maler dabei genannt, ohne daß ein Antheil an den Malereien im einzelnen zu erweisen wäre. Wahrscheinlich malte er in der wohl zu Beginn des 18. Jahrhunderts abgetragenen Halle, welche der

Grottenhalle gegenüberlag. — Für die Hauscapelle der Herzogin Renata, der Gemahlin Wilhelm V. malte er eine von Johannes Sadeler gestochene Passionsfolge. Mit ähnlichen Darstellungen schmückte er die Füllungen am Chorgebäude der Franciscanerkirche in München. Die Zeichnungen zu der erstgenannten Folge wurden von der Herzogin erworben und kamen später in die Einsiedelei von Nymphenburg. Wohin dieselben jetzt gerathen sind, ist unbekannt. Ebenso wenig wissen wir, wo sich das Gemälde des die Madonna malenden heil. Lucas befindet, welches man im vorigen Jahrhundert in Nymphenburg sah. — Seine Bilder sind vielfach zerstreut, theils in baierischen Kirchen, theils in Gallerien. Bemerkenswerthe Bilder besitzen die Martinskirche in Landshut (Kreuzigung) und die Stadtpfarrkirche in Ingolstadt (Maria in der Glorie). Das vorerwähnte Madonnenbild in der Pinakothek, welches die Madonna auf Wolken thronend zeigt, und zu welchem zwei doppelseitig bemalte, ebendaselbst befindliche Flügelbilder gehören, stammt von einem Altar der Klosterkirche von Raitenhaslach. In derselben Sammlung befindet sich auch sein bestes Porträtstück, das ihn selbst nebst Frau und Söhnchen darstellt. Andere tüchtige Bildnisse besitzen die Museen in Braunschweig (Alter Mann am Arbeitstisch), Sigmaringen (Weibliche Figur mit Wappen und der Bezeichnung Katharina Holpain aus Regensburg) und Bamberg (Vornehmer Mann mit zwei Knaben). Hier auch ein Christus am Kreuz, wie ihn gleichfalls die Dresdener Gallerie besitzt. Verschiedene Scenen aus dem Leben Christi, wie Christus auf dem Berge Tabor, Christus vor Pilatus und die Kreuztragung, letztere beiden auf Schiefer gemalt, weist die Schleißheimer Gallerie auf, während sich im Belvedere zu Wien eine Geißelung Christi befindet. Fraglich ist, ob eine Beweinung Christi im Darmstädter Museum und eine an der Wiege des schlafenden Kindes sitzende Maria im Museum zu Gotha auf S. zurückzuführen sind. Die Thätigkeit des Meisters war eine sehr vielseitige und beschränkte sich nicht auf die Malerei, sondern erstreckte sich auch auf Entwürfe für die Plastik, wenn auch nicht in dem Umfange, wie es bei dem seit 1586 in baierischen Hofdiensten erscheinenden Peter Candid der Fall war. Zu dem unter der Leitung dieses, in kurzem das gesammte Kunstleben Münchens beherrschenden Meisters von Hubert Gerhard modellirten und gegossenen Perseus im Grottenhöfchen der Residenz hatte S. den ursprünglichen, von dem Cellinischen Werke in Florenz stark beeinflußten Entwurf geliefert. Derselbe hat sich erhalten und befindet sich heute im Besitze des Herrn Dr. J. D. v. Hefner-Alteneck. Von seiner „Visirung“ zu den plastischen Figuren des Choraltars der Michaelskirche war schon die Rede. Stilistische Gründe sprechen dafür, daß er auch zu der von Gerhard gegossenen, an der Front der Kirche zwischen den beiden Portalen angebrachten Broncegruppe des den Lucifer überwindenden Erzengels Michael den Entwurf geliefert hat. — Zu dem von Lucas Kilian ausgeführten Stiche nach dieser Gruppe hat Candid die in wesentlichen Theilen von dem Vorbilde abweichende Aufzeichnung gemacht (vgl. Rée, Peter Candid 1885, S. 104 ff.) Außer Lucas Kilian, der noch andere Blätter nach S. gestochen hat, führten Stiche nach ihm aus: Wolfgang Kilian, H. v. d. Borcht, Aegidius und Johannes Sadeler, Johannes Weiner, Hieronymus Wierx, J. A. Zimmermann u. a. m.

Die Reisen des Augsburgers Philipp Hainhofer &c. in den Jahren 1611 ff. Herausgegeben von Dr. Chr. Haeutle in der Zeitschr. d. hist. Vereine für Schwaben und Neuburg 1881. — Joachim v. Sandrart, Teutsche Akademie 1675. — Nagler, Neues Allgemeines Künstlerlexikon 1845. — P. J. Rée, Peter Candid, sein Leben und seine Werke 1885. — H. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei 1890. — L. Gmelin, Die St. Michaelskirche in München 1890.

P. J. Rée.

Schwarz: Johann Karl Eduard S., Jenaer Theologe, † 1870. S. stammte aus Halle an der Saale, wo er am 20. Juni 1802 in bürgerlichen Verhältnissen geboren wurde. Auf der lateinischen Hauptschule der Francke'schen Stiftungen daselbst vorgebildet, studirte er von 1822 bis 1824 ebenfalls in Halle Theologie. Nach Absolvirung der theologischen Prüfung und der Prüfung für das höhere Lehrfach trat er 1825 eine Lehrerstelle am Pädagogium des Klosters „Unserer lieben Frau" zu Magdeburg an. Diesen seinen Beziehungen zum genannten Kloster, welches über eine Anzahl benachbarter Kirchen noch jetzt Patronatsrechte ausübt, verdankte S. schon im nächsten Jahre seine Uebersiedlung nach Altenweddingen bei Magdeburg, wo er die unter dem Patronat des Klosters stehende Pfarrstelle erhielt. Hatte er in Halle durch Vermittelung seiner Lehrer Wegscheider und Gesenius, welche ihm schon, als er noch studirte, ihr Interesse zuwandten, eine wesentlich rationalistische Bildung erhalten, so vertiefte er sich jetzt in der Stille in die Schriften Schleiermacher's, welche seine weitere Entwickelung entscheidend beeinflußten. Mit einem ausgezeichneten Gedächtniß begabt und unermüdlich fleißig den Studien hingegeben, erwarb sich S. ein ebenso gründliches wie ausgebreitetes Wissen. Da er nun als Prediger durch hervorragende Rednergaben bald weithin bekannt wurde, so erhielt er schon 1829 einen Ruf als Oberpfarrer und Superintendent nach Jena, wo er zugleich als Honorarprofessor in den Kreis der Universitätslehrer eintrat. Diesem Doppelamte und seinem Jenaer Wirkungskreise überhaupt ist er treu geblieben; nur wurde sein Verhältniß zur Universität im Jahre 1844 fester gestaltet, indem er an derselben eine ordentliche Professur für practische Theologie erhielt und so auch als vollberechtigtes Mitglied der theologischen Facultät amtlich thätig sein konnte. Ehrenvolle Berufungen in andere Städte und Berufsstellungen, die sehr zahlreich an ihn ergingen, lehnte er alle ab; so nach Oldenburg (1834), nach Hamburg dreimal (1835, 1851 und 1855), nach Bremen (1836), nach Leipzig (1837), nach Petersburg (1839), nach Heidelberg (1846) und nach Breslau (1856). S. wußte sich in Jena an seiner rechten Stelle, und da ihm von allen Seiten Vertrauen entgegengebracht und Liebe bewiesen wurde, so ist das Verharren auf dem Boden des Großherzogthums Weimar, wo er eingewurzelt war, ihm selbst erwünscht gewesen. Gehen wir seiner gesegneten Thätigkeit, die er dort entfaltete, näher nach.

Als praktischer Geistlicher berufen und auch an der Universität für die Pflege der praktischen Theologie bestimmt, legte er den Schwerpunkt seiner Leistungen auf das practische Gebiet. Zuerst waren es seine Predigten, die ihm das allgemeinste Vertrauen verschafften; sie zeichneten sich durch Gedankenreichthum, erbauliche Haltung und kraftvollen warmen Vortrag aus. Einzelne seiner Predigten und Amtsreden sind auf besonderen Wunsch gedruckt worden; einmal, 1837, erschien auch eine ganze Sammlung von ihm (Jena, bei Frommann); doch war S. kein Freund der Veröffentlichung von Predigten, weil dem gedruckten Worte der mündliche Vortrag fehle. In seiner kirchenregimentlichen Stellung, zumal seitdem er Mitglied der obersten Kirchenbehörde des Großherzogthums Weimar geworden war und seit 1849 als Geheimer Kirchenrath und erstes geistliches Mitglied derselben wirkte, war es ihm vergönnt, auf die Verhältnisse der ganzen weimarischen Landeskirche einen vielseitigen Einfluß auszuüben; er bestrebte sich, sowohl persönlich auf die Geistlichen zu wirken als auch sachlich die kirchlichen Ordnungen, besonders die des Gottesdienstes zu verbessern, wovon unter anderem das „Evangelische Kirchenbuch" 2 Bände, 1860 und 1863 (dessen zweiter Band von ihm allein besorgt wurde), beredtes Zeugnis ablegt. Jederzeit hat S. dabei in dem Verhältniß der Kirche zum Staate ein gutes Einvernehmen beider zu bewahren sich bemüht. Als praktischer Professor hielt er Vorlesungen über Homiletik, Katechetik und Ethik und als Director des homiletischen und katechetischen

Seminars ließ er sich die Vorbildung der Studierenden für das geistliche Amt angelegen sein. Ueber seine Auffassung des genannten Instituts, über die Ziele, welche S. ihm gesteckt wissen wollte, und die Mittel, durch die er diese zu erreichen strebte, hat er sich in „Denkschriften“ desselben ausgesprochen. (Neue Folge I 1835; II 1839; in dem letztgenannten Hefte befindet sich von S. eine ausführliche Abhandlung „Ueber die Grundsätze bei Leitung des homiletischen Seminars“). Minder bedeutend erscheint S. als Schriftsteller, obgleich er es an gelehrten Detailarbeiten nicht hat fehlen lassen. In den „Theologischen Studien und Kritiken“ liegt eine Anzahl gelehrter Abhandlungen von ihm vor, und zu der ersten Auflage von Herzog's Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche lieferte er eine ganze Reihe werthvoller Artikel aus dem Gebiete der christlichen Ethik und der theologischen Litteraturgeschichte seit der Reformation, von denen ein großer Theil auch in die zweite Auflage derselben Encyklopädie übergegangen ist. An der Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung führte S. bis zu deren Eingehen (1848) die theologische Redaction; auch betheiligte er sich an der Gründung der Protestantischen Kirchenzeitung, zog sich indeß 1857 von dieser zurück, da er deren Haltung in Bezug auf das Verhältniß von Staat und Kirche nicht billigte. Seine wichtigste gelehrte Arbeit ist die zur Feier des Jubiläums der Universität Jena geschriebene Denkschrift „Das erste Jahrzehnt der Universität Jena“ (1858), in welcher er quellenkundig die theologischen Strömungen zeichnete, welche im 16. Jahrhunderte die Gründung dieser Hochschule im Gegensatze zu der von Wittenberg herbeigeführt haben. Im Zusammenhange mit diesen litterargeschichtlichen Studien aus dem Reformationszeitalter beschäftigte sich S. eingehend mit Nicolaus Amsdorf; doch hat er ein größeres Werk, welches er nach Dr. Peter's Angabe (s. u.) über ihn unter der Feder hatte, nicht fertig zu stellen vermocht.

Bis zum Jahre 1865 hat S. in allen seinen Aemtern, hauptsächlich aber als Homilet und Mitglied des Kirchenregiments, in großem Segen gewirkt; da nöthigte ihn ein schmerzhaftes Nervenleiden, sein Amt als Superintendent und Oberpfarrer aufzugeben; einige Jahre darauf, am 18. Mai 1870, machte der Tod seinem Leben ein Ende.

Vgl. H. Holtzmann und R. Zöpffel, Lexikon für Theologie und Kirchenwesen, 1. Aufl. 1882, 634. — Dr. C. Peter in Herzog-Plitt-Hauck, Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. XIII (1884), S. 734—736. — Nippold, (Friedrich), Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, 3. Aufl. III, erste Abtheilung. (Geschichte des Protestantismus seit dem deutschen Befreiungskriege. Erstes Buch. Geschichte der deutschen Theologie) 1890, S. 338.

P. Tschackert.

Schwarz: Franz Joseph S., Dr. phil. und päpstlicher Hausprälat, hervorragender Kenner, Forscher und Schriftsteller auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, insbesondere der Baukunst, geboren am 30. August 1821 zu Donzdorf Oberamts Geislingen, † als Stadt- und Stiftspfarrer von Ellwangen am 1. Juli 1885, studirte in Tübingen katholische Theologie, trug mit seiner Abhandlung: „Neue Untersuchungen über das Verwandtschaftsverhältniß der synoptischen Evangelien mit besonderer Berücksichtigung der Hypothese vom schöpferischen Urevangelisten“ im J. 1843 den Preis davon, wurde im J. 1845 zum Priester geweiht, widmete sich frühzeitig, indeß anfänglich mehr aus Zufall, der kirchlichen Kunst und war einer der ersten, welche in der Diöcese Rottenburg das Interesse für die hauptsächlich durch den sogenannten „Finanzkammerstil“ in Verfall gerathene religiöse Kunst wieder wachriefen und sich deren eifrige Pflege zum Ziele setzten. Er war einer der Gründer und in der Folgezeit langjähriger Vorstand

des Rottenburger Diöcesankunstvereins und griff auch praktisch in die kirchliche Bauthätigkeit ein durch die Construirung zahlreicher stilgerechter Altäre und anderer Werke der kirchlichen Kunst, sowie durch die Erbauung der kathol. Pfarrkirchen zu Geislingen a. Staig und Göppingen, deren Bedeutung in der bis ins einzelnste harmonischen Durchführung und namentlich in der Verbindung von Wohlfeilheit und Sparsamkeit mit imponirender architektonischer und ästhetischer Wirkung liegt. Die erste Vereinsgabe war die mit seinem Kunstgenossen Pfarrer Friedr. Laib (in Stuttgart, 1855, in 2. Auflage 1858, neuestens 1867 zu Zürich) herausgegebene „Formenlehre des romanischen und gothischen Baustils“, welche die Kenntniß der so lange verkannten, so schwer mißverstandenen Stile in weite Kreise trug und mit welcher er erstmals und zwar gleich mit bedeutendem Erfolge schriftstellerisch hervortrat. In rascher Aufeinanderfolge erschienen von ihm in Gemeinschaft mit Laib und seinem Cursgenossen Dr. Florian Rieß (s. A. D. B. XIX, 582), die von ähnlich klärendem Erfolge begleiteten „Studien über die Geschichte des christlichen Altars“ (Stuttgart 1857), sowie die kleine aber inhaltsreiche Schrift: „Beiträge zur Wiederbelebung der monumentalen Malerei“ (ebendas. 1860). Ein wichtiges Ereigniß war die Schaffung eines eigenen Organs für den Verein, des von S. und Laib, zuerst mit Rieß, dann mit dem bekannten Kunstkenner Dr. Bock, schließlich allein in den Jahren 1857 bis 1870 in 27 Bänden mit 324 Mustertafeln und Vorlagen ꝛc. (zu Stuttgart, bei Bonz & Co.) herausgegebenen „Kirchenschmuck“, eines Archives für kirchliche Kunstschöpfungen und christliche Archäologie und einer reichen Fundgrube aus diesem Gebiete, welchen er im J. 1883 in dem „Archiv für christliche Kunst“ wieder aufleben ließ. Im J. 1867 ließ er mit Laib eine interessante „biblia pauperum“ nach dem in der Lyceumsbibliothek zu Constanz befindlichen Originale (Zürich, im Verlage von Leo Wörl) erscheinen, welcher eine Volksausgabe „Armenbibel“ mit 28 Bildern von Professor Klein (2. Auflage, Freiburg i. B. bei Herder, 1884) folgte. Außerdem war er sonst noch litterarisch thätig und lieferte in verschiedene Zeitschriften Beiträge. Seine letzte größere litterarische Leistung war sein epochemachendes Werk über „Die ehemalige Benediktinerabteikirche zum heil. Vitus in Ellwangen“ (Stuttgart, Bonz u. Co., 1882). Dazu kam eine gewaltige, freilich nicht in die Augen springende consultatorische, in Begutachtung von Plänen und Beantwortung von Tausenden von Anfragen und Ansuchen aus allen Gebieten der kirchlichen Kunst bestehende und weit über die Grenzen der Rottenburger Diöcese hinausgehende Praxis; die großartigen Restaurationen der Kathedralen zu Feldkirch und Eichstätt, der Klosterkirche von Mehrerau u. s. w. sind nicht zum wenigsten sein Werk. Von sehr förderndem und nachhaltigem Einflusse wurde seine Thätigkeit auf eine Reihe von Künstlern und Kunsthandwerkern, vor allem auf den hochbegabten, leider zu frühe (im J. 1889) gestorbenen Kunstmaler Franz X. Kolb aus Ehingen, diesen Meister der polychromen Kirchenmalerei, den Architekten J. Cades und viele andere. Fügen wir noch an, daß S. auch sehr musikverständig und bis zum Jahre 1875 Vorstand des Diöcesankirchenmusikvereins war. Ebenso war S. ein tüchtiger Theologe, für die Theologie namentlich vorzugsweise nach Anlage und Neigung geschaffen, und Kanzelredner: in kirchenpolitischen Fragen gehörte er der strengen Richtung an und war an der Gründung einer kathol. Presse in Württemberg im J. 1848 mit Rieß zuvörderst betheiligt. Er soll auch den seiner Zeit vielbesprochenen „Rottenburger Wirren“ nicht fern gestanden sein und zählte im J. 1870 zu den Gründern des „Katholischen Wochenblatts“ und des „Ipf“ in Ellwangen, bezw. Bopfingen. Dieser seiner Haltung war wohl auch seine Nichtbestätigung zum Decan des Landcapitels Ellwangen, sowie die staatliche Nicht-

anerkennung der ihm vom Papste verliehenen Würde zuzuschreiben, — Gegensätze, welche sich indeß mit der Zeit milderten.

Nachruf in Nr. 8 von 1885 des Archivs für christliche Kunst, S. 77 bis 80; und Kathol. Volkskalender von 1885 (Stuttgart, Actiengesellschaft „Deutsches Volksbl.") S. 35 mit Holzschnittporträt.

P. Beck.

Schwarz: Friedrich Heinrich Christian S., evangelischer Theolog und Pädagog, geboren zu Gießen am 30. Mai 1766, † zu Heidelberg am 3. April 1837. Sohn eines wegen seines Auftretens gegen die Bahrdt'sche Bibelerklärung durch Versetzung auf die Pfarrei in Alsfeld gemaßregelten Professors der Theologie (s. u. S. 239) und einer Mutter, die sich die pädagogische Methode von Locke und Rousseau ganz zu eigen gemacht hatte und dieselbe auf ihren Sohn anwandte, bezog S. nach erhaltener Vorbereitung auf dem Gymnasium in Hersfeld, 1784 die Universität Gießen, um Theologie zu studiren. Bei seinen beschränkten Mitteln kam dem jungen Mann sein schon mit 14 Jahren praktisch geübter Lehrtrieb wohl zu statten. Neben seinem Fachstudium und den Unterrichtsstunden, die er gab, erweiterte er aber auch noch seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Philosophie und Mathematik. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien wurde S. zunächst seinem Vater als Hilfsprediger beigegeben, nach dessen Tode er (1790) die Pfarrei Dexbach erhielt. Freundschaftliche Beziehungen, die er hier mit Jung-Stilling — damals in Marburg —, anknüpfte, wurden noch enger durch seine 1792 erfolgte Vermählung mit dessen Tochter Johanna Magdalena, die ihm zehn Kinder schenkte. Hier schon begann S. durch Errichtung eines Pensionates seine pädagogische Thätigkeit, die sich später in seinen Stellungen als Pfarrer zu Echzell in der Wetterau und in Münster bei Butzbach namhaft erweiterte und vertiefte. Dabei setzte er seine eingehenden philosophischen Studien fort und machte seinen Namen in der Gelehrtenwelt durch zahlreiche theologische und pädagogische Schriften bekannt. — Bei der Neugestaltung der Universität Heidelberg durch den damaligen Kurfürsten Karl Friedrich von Baden erhielt S. eine Berufung als Professor der Theologie an diese Hochschule — der erste Lutheraner in der bisher ausschließlich reformirten Facultät. Der Universität Heidelberg blieb S. fortan bis zu seinem Lebensende treu, obwohl ihn vortheilhafte Rufe 1809 nach Greifswald, 1834 — nach Schleiermacher's Tode — nach Berlin zu ziehen suchten. In Heidelberg entwickelte S. eine rastlose Thätigkeit auf dem theologischen, ethischen und pädagogischen Gebiete. Seine Vorlesungen, zu denen er sich auf das gewissenhafteste vorzubereiten pflegte, wurden sehr eifrig besucht. Mit Creuzer errichtete er 1809 das pädagogisch-philosophische Seminar. Auch das homiletische Seminar stand unter seiner Leitung. Daneben war er in der in seinem Hause fortbestehenden Erziehungsanstalt auch als praktischer Pädagoge thätig und nahm reges Interesse an dem damals berühmten Mädcheninstitut von Karoline Rudolphi, später Emilie Heinz. — An dem Leben der evangelischen Gemeinde nahm S. eifrigen Antheil als Kirchengemeinderath und durch häufige aushilfsweise Predigtenübernahme. Um die Einführung der Union in Baden erwarb er sich als Mitglied der vorbereitenden Unions-Synode in Sinsheim und der eigentlichen Unions-Generalsynode in Karlsruhe (1821) große Verdienste. Die Eigenart dieses Mannes, welcher der große Erfolg seiner pädagogischen Thätigkeit zuzuschreiben ist, vereinigte in sich eine reiche Begabung, die Fähigkeit, sich mit größtem Ernste in die Wissenschaft zu vertiefen und den Trieb, das aus dem Born der Wissenschaft geschöpfte dem praktischen Leben dienstbar zu machen. Die reichen Erfahrungen, die er in seinem Berufe machte, construirte er wissenschaftlich und wandte die auf solche Weise praktisch und theoretisch gewonnenen Ergebnisse in seiner erzieherischen Thätigkeit nutzbringend an. Man

hat ihn deshalb mit Recht einen „empirischen Psychologen“ genannt. Dem entsprechend war er auch als Theologe weder ein Anhänger der Orthodoxie noch des Pietismus, ihm lag das praktische Christenthum am Herzen, in welchem der Glaube in Werken der Liebe thätig ist. Sein Geistes- und Gemüthsleben wurzelte in den Ideen der Humanität, die dem Ende des 18. Jahrhunderts die Signatur geben. Von seinen zahlreichen theologischen, ethischen und pädagogischen Werken führen wir an: „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung in Hinsicht auf die mittleren Stände“, 1792. „Die moralischen Wissenschaften“, 1793. „Religiosität, wie sie sein soll und wodurch sie befördert wird“, 1793 (2. Aufl. 1818 u. d. T.: Katechet oder Lehre von der Bildung und dem Unterricht der Jugend für das Christenthum“). „Briefe, das Erziehungs- und Predigergeschäft betreffend“, 1796. „Der christliche Religionslehrer und seine moralische Bestimmung“, 2 Bde., 1798—1800. „Erziehungslehre“, 4 Bde., 1802—13, 2. Aufl. in 3 Bänden 1829. „Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre“ 1805 (1817 u. 1835 in umgearb. Aufl.) „Erster Unterricht in der Gottseligkeit oder Elementarunterricht des Christenthums für Kinder aller Confessionen“, 1803. „Gebrauch der pestalozzischen Lehrbücher beim häuslichen Unterricht“, 1804. „Grundriß der christl. protestant. Dogmatik“. „Das Christenthum in seiner Wahrheit und Göttlichkeit betrachtet, oder die Lehre des Evangeliums aus Urkunden dargestellt“. „Handbuch der evangel. christl. Ethik für Theologen und gebildete Christen“, 1821 (umgearb. 1830 u. d. T.: „Die Sittenlehre des evangel. Christenthums als Wissenschaft“ und nochmals 1836 als: „Evangelische Ethik“). „Die Schule“, 1832. „Darstellung aus dem Gebiete der Pädagogik“, 2 Bde., 1833/34. „Grundsätze der Töchtererziehung für die Gebildeten“, 1836.

Badische Biographien II, 289 ff.

v. Weech.

Schwarz: Georg Christoph S., geboren am 2. August 1732 zu Nürnberg als Sohn des Kupferstechers und Organisten bei St. Jakob, Joh. Jac. S., besuchte die lateinische Schule zu St. Sebald und hörte seit 1779 die Vorlesungen am Auditorium des Gymnasium Aegidianum. An den Universitäten Altdorf und Jena betrieb er als Hauptstudium die Theologie. 1763 wurde er in Altdorf zum Inspector der Freitische ernannt. Als solcher hatte er als Lehrer zu wirken, die Stipendiaten zu überwachen und die Rechnung zu führen. 1766 wurde er als außerordentlicher Professor der Philosophie, 1789 dann als ordentlicher Professor der Ethik zu Altdorf angestellt. Das historische Institut zu Göttingen hatte ihn schon im J. 1765 zum außerordentlichen Mitglied ernannt. Er starb am 13. September 1792. S., der sich als Mitglied des Pegnesischen Blumenordens nach der Sitte der Zeit in der Dichtkunst versuchte, als Kenner der Musik, die er als Flöten- und Geigenspieler auch meisterhaft ausübte, anerkannt war und sich vorübergehend mit Physik befaßte, hatte seine eigentliche Bedeutung auf dem bibliographischen und biographischen Gebiete. Eine Reihe von Aufsätzen und Besprechungen dieser Art, welche seine große Bücherkunde und Gelehrsamkeit bezeugen, veröffentlichte er in dem in Altdorf erscheinenden „Litterarischen Museum“ und anderswo. Seiner Vorliebe für diese Studien entsprang wohl sein außerordentlicher Sammeleifer, dem er seine bedeutende Bibliothek verdankte, die gegen 12000 Bücher und Schriften umfaßte, an Drucken aus dem 15. Jahrhundert, besonders aber aus der Zeit von 1500 bis 1550 sehr reich war. Friedrich Nicolai nennt diese Sammlung „einzig in ihrer Art, sowohl wegen der vielen seltenen und merkwürdigen Bücher, als auch, weil sie in diesem eingeschränkten Zeitpunkte sehr vollständig“ sei. S. vermachte seine Bibliothek an die Universität Altdorf. Nach deren Aufhebung wurde sie mit der Universitätsbibliothek Erlangen vereinigt.

Nopitsch, Gelehrtenlexikon. — Friedrich Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1792, 3. Jahrg., 2. Bd., Gotha 1794. — Friedr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781, 2. Bd., Berlin und Stettin 1783.

Mummenhoff.

Schwarz: Gottfried S., † 1786, evangelischer Theologe. S. wurde zu Iglo in Ungarn (Zipserland) am 19. November 1707 geboren, wo sein Vater als Kaufmann und Rathsherr eine angesehene bürgerliche Stellung einnahm. Vorgebildet zu Leutschau und zu Eperies, machte S. vier Jahre in Deutschland und zwar in Jena Universitätsstudien, worauf die Stadt Leutschau den 21jährigen jungen Mann als Conrector an ihre Schule berief. Im folgenden Jahre (1731) wurde er schon Rector derselben, legte aber bald wegen Mißhelligkeiten sein Amt freiwillig nieder und ging 1735 aus seinem Vaterlande, um es nie wieder zu betreten. Sein Sinn stand nach Deutschland, und hier gelangte er zu wissenschaftlichem Rufe und amtlichen Ehren. Nachdem er sich ein Jahr lang in Marburg aufgehalten und den damals noch dort docirenden Philosophen Wolf gehört hatte, zog er 1739 nach Halle, begann dort Vorlesungen zu halten und wurde 1740 Magister. Von 1742—1749 wirkte er als Rector in Osnabrück; 1749 aber berief ihn der Landgraf von Hessen-Kassel als Superintendenten der Grafschaft Schaumburg (Hessen-Kasselschen Antheils), als Assessor des Consistoriums und ersten Professor der Theologie nach Rinteln. Da er dieses hohe Amt nicht ohne die theologische Doctorwürde antreten durfte, erlangte er dieselbe jetzt (1750) von der Universität Helmstedt „in absentia“, worauf ihn der Landgraf alsbald auch noch zum Consistorialrathe ernannte. 33 Jahre wirkte S. in seinen Aemtern, bis er 1782 wegen Altersschwäche die Superintendentur und das Consistorialamt aufgab. Wenige Jahre darauf, am 13. November 1786, starb er zu Rinteln. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bezog sich auf die Fächer der Theologie, Philosophie, Geschichte und Münzkunde; in der Geschichte bearbeitete er mit besonderer Liebe und mit wissenschaftlichem Freimuthe die seines Vaterlandes Ungarn. Seine zu Halle 1739 (in 4°) erschienene Schrift „Dissertatio inauguralis historico-critica de initiis religionis christianae inter Hungaros Ecclesiae orientalis assertis iisdemque a dubiis et fabulosis narrationibus repurgatis“ erschien dem Bischofe zu Raab so wichtig, daß er sie noch in demselben Jahre zu Raab neu auflegen ließ, und 1749 erlebte sie zu Clausenburg eine dritte Auflage, welche dort als Prämie bei einer Promotion ausgetheilt wurde. Im Zeitalter der Aufklärung repräsentirte S. die litterarische Gelehrsamkeit mit Hinneigung zu den modernen Denkern. Seine zahlreichen selbständigen Schriften (von denen heute keine mehr bedeutend ist), seine theologischen Programme und Dissertationen, endlich die durch den Druck veröffentlichten Predigten sind alle bei Meusel (s. unten), die selbständigen Schriften auch bei Wurzbach (s. unten) aufgezählt. S. war vermählt mit Gerhardine, gebornen Brouning, die zu den gelehrten Frauen ihrer Zeit gehörte; sie übersetzte mehrere Predigten Flechier's aus dem Französischen ins Deutsche, die mit Vorrede und Anmerkungen ihres Gatten gedruckt erschienen.

Ueber S. handeln: Strodtmann (Joh. Christ.), Neues gelehrtes Europa (Wolfenbüttel), Theil I, S. 179 ff. — Horanyi (Alexius), Memoria Hungarorum et Provincialium scriptis editis notorum (Viennae 1776 8°) Tom. III, p. 236 sq. — (De Luca), Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch (Wien 1778 8°) I. Bd. 2. Stück, S. 119. — Klein (Johann Samuel), Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften evangelischer Prediger in allen Gemeinen des Königreichs Ungarn (Leipzig u. Ofen 1789 8°) Bd. I, S. 465. — Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte (Kassel 1780 ff.), Bd. XIV, S. 110 ff. — Meusel (Joh. Georg), Lexikon

der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. XII (1812), S. 608—815. — Oesterreichische National-Encyklopädie von Gräffer und Czikann (Wien 1837, 8°), Bd. IV, S. 612. — Wurzbach, Theil XXXII (1876), S. 291—295.

P. Tschackert.

Schwarz: Ignaz S., Jesuit, geboren zu Mückhausen bei Schwabmünchen am 22. Juni 1690, † zu Augsburg am 20. October 1740. Er trat 1707 in den Orden, studirte zu Ingolstadt und lehrte in mehreren Collegien. Im J. 1726 befahl der Kurfürst Karl Albert, es solle ein Jesuit beauftragt werden, in Ingolstadt allgemeine Geschichte so vorzutragen, daß „aus der historischen Wissenschaft die den Umständen nach sich ergebende Sittenlehre gezogen werde", und diese Vorlesung solle von den Juristen statt der Ethik gehört werden. Diese Professur erhielt S. und bekleidete sie bis 1740. Auf seinen Antrag wurden für die Universitätsbibliothek für 100 Gulden geschichtliche Werke angeschafft. Er gab 1728 ein kleines Compendium der Universalgeschichte heraus: „Institutiones historicae pro academico studio romano-catholico, ubi abstersa acatholicorum fuligine demonstratur methodica historiae discendae ratio", dann, außer einigen kleineren Schriften, 1734—37 neun Octavbände „Collegia historica sive quaestiones historicae", in denen er achtungswerthe positive Kenntnisse bekundet, aber scharf und mitunter tactlos gegen protestantische Geschichtschreiber polemisirt. Nach 1740 war S. Rector in verschiedenen Collegien. Er veröffentlichte noch eine ausführliche Darstellung des Natur- und Völkerrechtes vom katholischen Standpunkte aus: „Institutiones juris universalis, naturae et gentium, ad normam moralistarum nostri temporis, maxime protestantium Hugonis Grotii, Puffendorffii, Thomasii, Vitriarii, Heineccii aliorumque ex recentissimis adornatae et ad crisin revocatis eorum principiis . . . pro studio academico, praesertim catholico, adornatae", Augsburg 1743, 2 Bde., auch Venedig 1761 (s. darüber K. Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 149).

Baader, Lexikon I, 2, 227. — Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Univ. I, 540. — de Backer.

Reusch.

Schwarz: Ildephons S., Benedictiner, geboren zu Bamberg am 4. November 1752, † zu Banz am 10. Juni 1794. Ein Sohn des Bamberger Professors der Medicin Christian Wilhelm S., machte er seine Gymnasialstudien bei den Jesuiten zu Bamberg. Am 15. März 1769 trat er als Novize in das Benedictinerstift Banz ein, und am 15. August 1770 legte er die Gelübde ab. Seinen Taufnamen Karl Joseph vertauschte er mit dem Ordensnamen Ildephons. Bald nachdem er seine philosophischen und theologischen Studien im Kloster vollendet hatte, 1779, wurde er als Professor der Philosophie und Mathematik, später der Theologie beschäftigt; er war zuletzt auch zweiter Bibliothekar. 1785 wollte ihn der Herzog Karl Eugen von Württemberg (s. A. D. B. XV, 385) zu seinem Hofprediger ernennen; er lehnte dieses, sowie Berufungen an Universitäten ab. Ein Schlaganfall machte früh seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller ein Ende. Im J. 1787 veröffentlichte er eine lateinische Uebersetzung des 1786 von dem freisinnigen schottischen Priester Alexander Geddes herausgegebenen Prospectus of a new translation of the Holy Bible from corrected texts of the original, mit Anmerkungen, unter dem Titel „Rev. A. Geddes de vulgarium S. Scripturae versionum vitiis eorumque remediis libellus". Außerdem veröffentlichte er noch: „Betrachtungen über einige der wichtigsten Wahrheiten der christlichen Religion" 1793, und „Handbuch der christlichen Religion" (ein apologetisches Werk, mit Berücksichtigung der Kant'schen Philosophie) 1793—94, 3 Bde., 5. Auflage 1818. S. war auch ein fleißiger Mit-

arbeiter an der von seinem Ordensgenossen und Lehrer Placidus Sprenger herausgegebenen Zeitschrift „Literatur des katholischen Teutschlands". Aus seinem Nachlasse wurden noch veröffentlicht „Jakob Archer's Predigten, aus dem Englischen" 1795—96, 2 Bde. (herausgegeben und vollendet von seinem Ordensgenossen Othmar Frank), eine neue, vermehrte Ausgabe der Elementa artis logicae des Neapolitaners Antonio Genovesi (Antonius Genuensis), 1796, „Anleitung zur Kenntniß derjenigen Bücher, welche den Candidaten der Theologie ... in der katholischen Kirche nothwendig und nützlich sind", 1803—4, 2 Bde. (herausgegeben von seinem früheren Ordensgenossen J. B. Schad, s. A. D. B. XXX, 493, der im 2. Bande auch eine Charakteristik von S. gibt).

Andenken an J. S., von einem seiner Schüler (Othmar Frank), 1796. — Schlichtegroll, Nekrolog für 1794, I, 317. — Hirsching, Handbuch XI, 2, 393. — Baader, Lexikon II, 2, 132. — Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 252. Reusch.

Schwarz: Johann Konrad S., auch Schwarze, Schwartz, Svartius, Theologe, Philologe und Schulmann des 17. u. 18. Jahrhunderts. Er wurde um 1677 in Coburg geboren und erhielt auf dem dortigen Gymnasium seine Schulbildung. 1696 begann er seine theologischen und philologischen Studien in Jena, ging aber bald darauf nach Halle und 1703 nach Leipzig. Nachdem er darauf eine größere Reise durch Niedersachsen, Westfalen und Holland gemacht hatte, wurde er Ende 1706 zum außerordentlichen Professor der lateinischen Sprache am Gymnasium Casimirianum in Coburg ernannt, 1713 wurde er ebendaselbst Professor der Beredsamkeit und der griechischen Sprache, endlich, nachdem er inzwischen zum Licentiaten der Theologie promovirt war, 1732 Professor der Theologie, der Philologie und der morgenländischen Sprachen und zugleich Director der Anstalt; gleichzeitig wurde er von der theologischen Facultät in Altorf zum Dr. theol. promovirt. Die Direction des Coburger Gymnasiums führte er, in den letzten Jahren seines Lebens wegen Augenschwäche durch einen Adjunctus unterstützt, bis an seinen Tod, der am 3. Juni 1747 erfolgte. — Von seinen zahlreichen, die verschiedensten Gebiete der Philologie behandelnden Schriften sind vornehmlich die folgenden von Werth: „Carmina et fragmenta carminum familiae Caesareae" 1715; „Grammatica latina" 1732; „Commentarii critici et philologici linguae graecae" 1736; „Theophrasti characteres" 1739; „Rudimenta poetices latinae", nach seinem Tode 1775 von Andr. Götz herausgegeben.

Jöcher IV, 403—405, wo auch ein allerdings nicht vollständiges Schriftenverzeichniß sich findet. — Bursian, Gesch. d. Philol. S. 404. — G. Ludwig, Historie des Casimiriani academici in Coburg (1725) I, 92 u. 407. R. Hoche.

Schwarz: Johann Georg Gottlob S., hessischer Theologe, bekannt durch seine Streitigkeiten mit dem berüchtigten freigeistigen Theologen und Philanthropen Karl Friedrich Bahrdt, war in Grebenau im Hessen-Darmstädtischen am 5. Februar 1734 geboren und wurde von seinem Vater, dem dortigen Metropolitan, in den Anfangsgründen der Wissenschaft unterrichtet, worauf er in Jena und Gießen studirte und sich namentlich an Darjes und Reusch in Jena, Böhm und Roll in Gießen anschloß. Nachdem er 1762 Magister der Theologie geworden war, erhielt er 1763 die zweite Stadt- und Burgpredigerstelle in Gießen und wurde 1771 außerordentlicher Professor der Theologie. In beiden Stellungen entfaltete er eine außerordentlich erfolgreiche Thätigkeit und trieb außerdem umfangreiche dogmatische und kirchengeschichtliche Studien, die er in einer Reihe von Abhandlungen und einem „Grundriß der Kirchengeschichte bis zur Reformation" (Gießen 1772) niederlegte. Aber sehr bald verwickelten ihn

sein theologischer Eifer und sein hitziges Temperament in heftige Streitigkeiten mit dem damals als Prediger und Professor in Gießen wirkenden, später durch seine ausschweifende Lebensweise berüchtigt gewordenen freigeistigen Theologen Bahrdt. Gegen dessen 1772 herausgegebene Predigten veröffentlichte er in demselben Jahre eine scharfe, mit Eifer für die Heiligkeit und Reinheit der geoffenbarten Religion eintretende Polemik („Abhandlungen für die Reinigkeit der Religion, 1. Stück"), die den Anstoß zu einer heftigen Streitschriftenlitteratur für und wider Bahrdt gab, welche viel Aufsehen erregte. Bald darauf mußte er aus nicht näher bekannten Gründen seinem Rivalen weichen und wendete sich von da ab von der Bibelexegese immer mehr rein philosophischen Speculationen zu, wobei er in eine skeptisch-kritische Richtung gerieth. 1777 wurde er Inspector in Alsfeld, wo er am 4. März 1788 starb.

Vgl. Bahrdt's Geschichte seines Lebens, 4 Bde., Berlin 1790, die aber sehr parteiisch gegen S. ist und Strieder's Hessische Gelehrten-Geschichte XIV, 132—143.

Georg Winter.

Schwarz: Johann Ludwig S., Landwirth und langjähriger Director des westpreußischen landwirthschaftlichen Centralvereins, königl. preußischer Landesökonomierath, † am 18. Januar 1867. Auf dem väterlichen Gute Sanskau bei Graudenz am 28. October 1790 geboren, erhielt er seine Schulbildung am Jesuitencollegium zu Graudenz und wurde demnächst seinem im Kreise Kulm angesessenen Onkel zur Erlernung der Landwirthschaft übergeben. Nachdem er dieser Aufgabe nach den strengen Anforderungen seines nur praktisch geschulten Lehrmeisters genügt hatte, ging er 1809 nach Berlin, um dort bei Albrecht Thaer und Hermbstädt, sowie an der Thierarzneischule Vorlesungen zu hören. Bis 1811 widmete er sich diesen Studien und wandte sich dann der ausübenden Landwirthschaft zu, indem er 1812 ein Gut in der Marienwerder Niederung zur Bewirthschaftung übernahm. Sehr bald erkannte er die großen Mängel des in jener Gegend noch herrschend gebliebenen landwirthschaftlichen Betriebes und gelangte zu der Ueberzeugung, daß dieselben mindestens ebenso sehr wie die Folgen der kriegerischen Unruhen und der englischen Kornbill zum Rückgange in der Landwirthschaft seiner Heimath geführt hatten. Er stellte sich daher die Aufgabe, nicht nur durch das in seiner eigenen Wirthschaft gegebene Beispiel, sondern auch durch belehrende Rathschläge die Landwirthe der Marienwerder Niederung über die verschiedenen Mißstände aufzuklären und auf Mittel zu deren Abstellung hinzuweisen. Hatte er dabei auch anfänglich viel mit Mißtrauen und anderen Schwierigkeiten zu kämpfen, so gelang es doch seinen unausgesetzten Bemühungen, im Kreise seiner Berufsgenossen endlich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer wirthschaftlichen Reform zu wecken und damit auch bei ihnen die Bereitwilligkeit zur Annahme einer rationellen Wirthschaftsweise und zur Einführung lohnender Culturpflanzen hervorzurufen. Wo seine Rathschläge befolgt wurden, da sprachen auch bald die Thatsachen zu seinen Gunsten, es gaben sich die besten wirthschaftlichen Erfolge und mit denselben auch die ersten Zeichen eines wiederkehrenden Wohlstandes kund. Nunmehr fand auch sein Wirken in der ganzen Marienwerder Niederung allgemeine Beachtung und seine Forderungen galten als die Quellen eines lange vermißten wirthschaftlichen Segens. Dadurch ermuthigt war er nur darauf bedacht, noch weitere Verbesserungen in den verschiedenen Richtungen des landwirthschaftlichen Betriebes herbeizuführen und somit eine durchgreifende Reform anzubahnen; zugleich gewann er immer größeren Einfluß auf die Hebung der wirthschaftlichen Zustände in der Provinz und legte auf diese Weise den Grund zu neuem Wohlstande in der ganzen fruchtbaren Weichselniederung. Sein gemeinnütziges Streben fand unge-

theilte Anerkennung und bald war sein Ruf über die Grenzen der heimathlichen Provinz hinausgedrungen. Inzwischen hatte er sich durch den Ankauf des Rittergutes Münsterwalde bei Marienwerder einen größeren Wirkungskreis für seine Privatthätigkeit bereitet, von hier trat er mit dem derzeitigen Landschaftsdirector (Freiherr v. Rosenberg) und anderen namhaften Männern seines Berufes zusammen, um zur Gründung eines westpreußischen landwirthschaftlichen Vereines zu gelangen. Für eine Reihe von Jahren als Director desselben in Anspruch genommen, wandte er der Förderung der Landwirthschaft fortgesetzt seine ganze Sorgfalt zu und war Mitbegründer der westpreußischen Hagel- und Feuerversicherungs-Societät; er lieferte ferner glänzende Beweise seiner Umsicht und Intelligenz, als durch große Ueberschwemmungen im J. 1829 neue Calamitäten über die Landwirthschaft seiner heimathlichen Provinz hereingebrochen waren. Mit großer Energie und Sachkenntniß suchte er die Aufgabe zu lösen, auf den inundirt gewesenen Ländereien die früher bestandene Fruchtbarkeit großentheils wieder herzustellen.

In Anerkennung seines verdienstvollen Wirkens wurde ihm 1835 der Rothe Adlerorden IV. Classe verliehen und seine Berufsgenossenschaften veranstalteten ihm zu Ehren ein ländliches Fest, wobei auch den Gefühlen der Dankbarkeit durch Ueberreichung eines kostbaren Geschenkes Ausdruck gegeben wurde. Viele auswärtige landwirthschaftliche Vereine ernannten ihn zum Ehrenmitgliede, da er auch Mitarbeiter der meisten namhaften landwirthschaftlichen Zeitschriften war, denen er lehrreiche Berichte über die Resultate der von ihm angestellten zahlreichen Culturversuche und Forschungsarbeiten lieferte. Von der Universität Dorpat wurde ihm bei der um 1840 dort stattgehabten Errichtung eines landwirthschaftlichen Lehrstuhls die betreffende Professur angetragen, allein er gab den Wünschen seiner Freunde wie der preußischen Regierung Folge und lehnte diesen ehrenvollen Ruf ab. Als er im J. 1841 seine Besitzung Münsterwalde nebst dem väterlichen Gute Sanskau verkauft und dafür das Rittergut Jordanowo (Kreis Inowrazlaw) käuflich erworben hatte, eröffnete sich ihm mit diesem Besitzwechsel ein neuer Wirkungskreis, in welchem er ebenfalls als Förderer der Landwirthschaft eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Durch ihn wurden auch in der Provinz Posen viele bäuerliche Musterwirthschaften eingerichtet und wohl an 40 größere Besitzungen Kujawiens einer wirthschaftlichen Reform theilhaftig gemacht, außerdem wirkte er als eifriges Mitglied des landwirthschaftlichen Kreisvereins zu Inowrazlaw in verschiedenen Richtungen bald anregend, bald führend mit. So erwarb er sich auch hier nach wenigen Jahren dankbare Anerkennung und wurde im Herbste 1862, als er das 50. Jahr seines selbständigen Wirkens auf dem Gebiete der Landwirthschaft vollendete, durch eine seitens der Mehrzahl der Landwirthe des Regierungsbezirks Bromberg veranstaltete Jubiläumsfeier geehrt. Bei diesem Anlaß ernannte ihn der König von Preußen zum Landesökonomierathe, nachdem ihm schon 1845 der Rothe Adlerorden III. Classe verliehen war.

Um jene Zeit stellten sich mehrfache Gesundheitsstörungen bei ihm ein, die zu einem leichten Schlaganfall und bald zu bleibender Kränklichkeit führten, infolge dessen sah er sich genöthigt, schon 1865 sein Gut Jordanowo wieder zu verkaufen und sich jeder Berufsthätigkeit zu enthalten. Er nahm sodann Wohnung in Inowrazlaw, um nach den Erfordernissen seiner Gesundheitspflege zu leben, dadurch gewann er noch eine kurze Frist von zwei Jahren, bis ein erneuter Schlaganfall plötzlich seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Sein Andenken ist auch heute noch in den landwirthschaftlichen Kreisen der Provinzen Westpreußen und Posen lebendig geblieben und mit dankbarer Pietät erinnert man

sich daran, daß er durch seine verdienstvollen Bestrebungen für das Wohl der Berufsgenossen, durch seine mit gediegenen Kenntnissen verbundene große Thatkraft und seinen von wahrer Humanität durchdrungenen Charakter ein leuchtendes Vorbild für Mit- und Nachwelt gegeben hat.

Vgl. Westpreußische landwirthschaftliche Mittheilungen, Nr. 44, Jahrg. 1890, Danzig bei A. W. Kafemann, und Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Hauptvereins westpreußischer Landwirthe, verfaßt von dessen Generalsecretär Dr. P. Oemler 1872.

C. Leisewitz.

Schwarz: Josef S., Geograph und Palästinaforscher, geboren am 22. October 1804 zu Floß in Baiern, war ein Kind armer Eltern. Er wurde schon frühzeitig für den Lehrerberuf bestimmt, zu welchem Zwecke er die Präparandenschule zu Kaltenbrunn besuchte. Von dort ging er, um seine rabbinischen Studien, in die er schon in seiner Kindheit eingeführt wurde, fortzusetzen, nach Preßburg und nahm dann seinen Aufenthalt in Würzburg, um sich wissenschaftlich weiter zu bilden. Nach seinem Heimathsorte zurückgekehrt, war er innerhalb der jüdischen Gemeinde unterrichtlich thätig, konnte aber, da er von Natur mystisch angelegt war und der alten Richtung im Judenthume huldigte, daselbst, wo freiere Bestrebungen zur Geltung kamen, denen er sich nicht anbequemen konnte, nicht recht Boden fassen. Er kehrte wieder nach Preßburg, der Hochburg der jüdischen Orthodoxie, zurück, und begab sich von dort nach dem heiligen Lande, dessen Boden er am 2. April 1833 betrat, um am 19. April desselben Jahres in Jerusalem anzulangen, der Stadt, nach der das Sehnen seines Herzens gerichtet war. Dort fand er gastliche Aufnahme bei der Familie Luria, die hervorragende Kabbalisten zu ihren Ahnen zählte und heirathete eine Tochter dieses Hauses. Während um jene Zeit die jüdische Wissenschaft in Deutschland im allgemeinen einen mächtigen Aufschwung genommen, lag die Palästinaforschung noch sehr im Argen. Josef S. hat diese Lücke empfunden und machte es sich zur Lebensaufgabe, diesen bislang vernachlässigten Zweig der jüdischen Litteratur zu pflegen. Schon während seines Aufenthaltes in Würzburg (1829) gab er eine hebräische Karte von Palästina heraus, die dann in Wien und Triest neue Auflagen erfuhr. Nachdem er seinen dauernden Wohnsitz in Jerusalem genommen, durchstreifte er, Mühe und Kosten nicht scheuend, das heilige Land nach allen Richtungen und ihm gebührt das Verdienst, in seinen Forschungen über die Geographie Palästinas der erste gewesen zu sein, welcher talmudische und midraschische Quellen mit in den Bereich seiner Studien gezogen hat, die bis dahin, da ihre Benutzung ganz eigenthümliche Schwierigkeiten bietet, gar nicht oder sehr wenig in Betracht kamen. Sein Werk „Tebuoth Haarez oder Geographie von Palästina“, die Frucht 14jähriger fleißiger Arbeit (Jerusalem 1845), ist durch seinen Neffen Israel S. deutsch bearbeitet in Frankfurt a. M. (1852, Verlag von J. Kauffmann) unter dem Titel: „Das heilige Land nach seiner ehemaligen und jetzigen geographischen Beschaffenheit“ herausgegeben worden und ist nebstdem in englischer Uebersetzung von Is. Leeser (Philadelphia 1850, S. A. Hart) bearbeitet erschienen. Auch für die Zwecke der Schule hat Sal. Hirschinger einen deutschen Auszug veröffentlicht (Köln 1859). Seine andern Werke sind „Thebuoth Haschemesch oder astronomische und physikalische Erklärungen über das heilige Land“ (Jerusalem 1843) und ein Kalender für das Jahr 1844 (5604). S. starb am 2. Februar 1860 in Jerusalem.

Nach den Werken des Verfassers.

Ad. Brüll.

Schwarz: Karl Heinrich Wilhelm S., gothaischer Theologe, † 1885. S. nimmt unter den „freisinnigen“ Theologen des 19. Jahrhunderts nach all-

gemeinem Urtheil eine hervorragende Stellung ein: er hat auf dem theoretischen Gebiete durch seine geistvolle Feder und auf dem praktisch-kirchlichen durch seine eminent praktische Begabung, zumal in der Kirchenleitung, auf viele Zeitgenossen anregend und innerhalb seines Amtsbezirkes auch gewiß auf nicht wenige geradezu bestimmend gewirkt. In der theologischen Wissenschaft zwar nicht ein Mann, der hätte Schule bilden können, weil ihm für Schulung der Geister die Meisterschaft der Methode fehlte, hat er sich als Schriftsteller durch scharfsinnige Untersuchungen über das Wesen der Religion und durch eine zwar einseitige und kecke, aber interessante und packende Kritik seiner theologischen Zeitgenossen einen solchen Namen erworben, daß man in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts den „Gothaer Schwarz" überall kannte, wo theologische Streitfragen besprochen wurden. Als praktischer Geistlicher aber und als Leiter des Kirchenregiments zu Gotha schuf er hier in der Landeskirche diejenige geistige Atmosphäre, welche zu der freisinnigen Politik des Landes in harmonischem Verhältnisse stand.

S. erblickte das Licht der Welt zu Wiek auf der Insel Rügen am 19. November 1812. Sein Vater war der dortige Pfarrer Theodor S., welcher außerhalb seines Berufes, als belletristischer Schriftsteller im Geiste der romantischen Schule, unter dem Pseudonym „Melas" einen gewissen Ruf erlangte (s. u. S. 251). Nachdem der junge S. den ersten Unterricht durch Privatlehrer erhalten hatte, erhielt er seine Vorbildung zu Universitätsstudien auf dem Gymnasium zu Greifswald von 1826—30. Mit einem, seine geistige Selbständigkeit und Productivität rühmlich anerkennenden Zeugnisse wurde er hier zu Michaelis 1830 nach der Universität entlassen. Zum Beginn seiner Studien, welche er auf dem Gebiete der Theologie und Philologie machen wollte, wählte er Halle. Als er hier eintrat, war die Studentenschaft gerade durch die den rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius von Seiten der „Evangelischen Kirchenzeitung" widerfahrene Denunciation aufs heftigste erregt, und, wie das kaum anders zu erwarten war, erfuhr auch der junge S. an sich die Wirkung dieser Erregung. Er hat damals gegen Hengstenberg und die durch ihn vertretene theologische Richtung einen Widerwillen gefaßt, den er zeitlebens nicht aufgab. Nachdem S. in Halle vorzugsweise Gesenius, aber daneben auch den seit kurzem dort docirenden „pietistischen" Tholuck gehört hatte, wandte er sich Michaelis 1831 nach Bonn, wohin ihn K. Immanuel Nitzsch und Bleek zogen. Doch fand er einen eigenen dogmatischen Standpunkt erst unter dem Einflusse Schleiermacher's in Berlin, wohin er bereits Ostern 1832 übergesiedelt war, um dort den größten und abschließenden Theil seiner Studienzeit zuzubringen. In jenen Jahren, wo in der Theologie Schleiermacher, in der Philosophie Hegel die geistige Führung hatten, war die Universität Berlin der gegebene Sammelpunkt der wissenschaftlich strebenden Kreise Deutschlands. Aber während beide Meister auf Grund ihrer Principien unversöhnte Gegensätze bildeten, indem Schleiermacher mittels des unmittelbaren Gefühls, Hegel dagegen mittels des logischen Begriffes das göttliche Sein und Leben zu erfassen suchte: hat S. Einflüsse beider Männer auf sich wirken lassen. Die Gedankenwelt Schleiermacher's übernahm er von dem Meister selbst, den er noch in dessen letzten zwei Jahren hörte, dem er auch persönlich nahe trat und von da an eine nie wankende Verehrung bezeugte (vgl. Karl Schwarz, Schleiermacher, seine Persönlichkeit und seine Theologie. Gotha 1861); in das Verständniß der Hegel'schen Weltanschauung aber führte ihn der theologische Professor Marheineke ein, welcher auf die systematische und historische Theologie die Methode und die Denkformen Hegel's anwandte, um auf diesem Wege vor dem wissenschaftlichen Denken das Christenthum als die Wahrheit zu erweisen. Von August Neander, Vatke und Benary, welche S. in Berlin noch

16*

außer den genannten Lehrern hörte, hat er keinen bestimmenden Einfluß erfahren. Nach Schleiermacher's Tode verließ S. Berlin und bereitete sich im elterlichen Hause auf die theologische Candidatenprüfung vor. Er bestand dieselbe im J. 1836. Seine weiteren wissenschaftlichen Studien, welchen er sich von da an noch einige Jahre als Lernender hingab, wurden 1837 unterbrochen, indem er wegen seiner Betheiligung an den damals mit Strafe bedrohten burschenschaftlichen Bestrebungen sechs Monate Festungshaft in Wittenberg verbüßen mußte. Die Haft wurde ihm indeß hier dadurch angenehm gemildert, daß er das dort bestehende Predigerseminar besuchen durfte, welches damals unter Leitung von Heubner und Rothe stand. Die nächsten Jahre gehörten wissenschaftlichen Studien, die er theils in Berlin, theils in Halle zur Vorbereitung auf den akademischen Beruf anstellte. Im J. 1841 promovirte er zu Greifswald als Licentiat der Theologie und habilitirte sich 1842 bei der theologischen Facultät in Halle. In seinen Vorlesungen behandelte er hier aus dem systematischen Gebiete Dogmatik und Religionsphilosophie, aus dem historischen Dogmengeschichte und neuere Kirchengeschichte. Als begabter Docent fesselte er eine zahlreiche Zuhörerschaft an sein Katheder. Halle war damals der Mittelpunkt der junghegelschen Richtung, welche in den von Arnold Ruge und Echtermeyer 1838 begründeten „Hallischen Jahrbüchern" ihr leitendes Organ hatte. Eine Zeit lang war S. ihr Mitarbeiter; als ihm aber Ruge's Radicalismus zu weit ging, zog er sich von der Mitarbeiterschaft an den Jahrbüchern zurück. Dagegen bewies er dem eben aufkommenden Lichtfreundthum reges Interesse, war auf den für diese Bewegung Ausschlag gebenden Versammlungen derselben in Leipzig und Köthen gegenwärtig und betheiligte sich auch anderweitig an diesen Bestrebungen (vgl. Karl Schwarz und L. Hildenhagen, zwei Vorträge, gehalten am 6. August in einer Versammlung protestantischer Freunde zu Halle. Altenburg 1845). Auf Grund dieser seiner Haltung wurde über ihn von dem damaligen preußischen Cultusminister Eichhorn 1845 die Suspension verhängt; die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, sollte ihm so lange entzogen bleiben, bis er durch Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Werkes seinen theologischen Standpunkt näher bekundet habe. Diesem Anlaß entsprang seine Schrift über „Das Wesen der Religion", welche er im J. 1847 veröffentlichte. Entsprechend seinem eigenen Entwicklungsgange nahm er zwar hier unter Anlehnung an Schleiermacher seinen Ausgangspunkt in der „religiösen Funktion" des Menschen, in dem religiösen Selbstbewußtsein als dem Sichwissen in Gott, aber er definirte Religion (im Unterschiede von Schleiermacher) nicht als Gefühl, sondern als die ungebrochene Einheit von Wissen und Thun, welche selbst alle einzelnen Aeußerungen des religiösen Lebens hervorbringe und diese religiöse Function analysirte er ganz nach der Schablone der Hegel'schen Religionsphilosophie. In dem ersten Theile dieses seines Werkes gab er eine systematische Darstellung des Begriffes der Religion als des religiösen Lebens in der menschlichen Einzelperson und in der menschlichen Gemeinschaft und ging sodann zu der wissenschaftlichen Lehre von dem Objecte der Religion, von Gott, über. Hier suchte er das Christenthum als die absolute Religion zu erweisen. Dem systematischen Theile folgte ein historisch-kritischer, in welchem S. die Auffassungen der Religion seit Kant bis Feuerbach einer prüfenden Beurtheilung unterwarf.

Trotz der formalen Virtuosität, welche in dieser Schrift bezeugt war, erlangte ihr Verfasser seine Rehabilitirung doch erst unter dem Cultusminister v. Ladenberg 1848, worauf alsbald (1849) auch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Theologie erfolgte. Inzwischen war S. auch politisch hervorgetreten, indem er sich 1848 von dem Wahlkreise Torgau-Liebenwerda hatte als Mitglied in die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. wählen

lassen. Bei der Berathung der „Grundrechte“ trat S. dort zweimal als Redner für die Freiheit der Kirche auf, aber schon damals in der Weise, daß er die Kirche nicht aus ihren Beziehungen zum Staate losgelöst wissen wollte.

Die Jahre von 1849—56 gehören im Leben von S. der akademischen Thätigkeit und theologischen Schriftstellerei an. Im J. 1854 feierte er in seiner Schrift „Gotthold Ephraim Lessing als Theolog“ diesen als den einzigen unter allen Aufklärern, der die Vernunft wirklich zu Ehren gebracht habe, und als das leuchtende Vorbild des Rationalismus für alle Zeiten. Ungleich bedeutender war das schon bald darauf (1856) veröffentlichte Werk von S., welches seinen Namen weit über die Kreise der theologischen Fachgenossen hinaus bekannt gemacht und dem Verfasser die Berufung nach Gotha eingebracht hat, die Schrift „Zur Geschichte der neuesten Theologie“. Mehr im Stile und Tone des Essay's, als mit der Sachlichkeit wissenschaftlicher Forschung geschrieben, erregte das Werk doch eine überraschende Aufmerksamkeit sowohl wegen der Neuheit der Auffassung dessen, was überhaupt „neueste Theologie“ sei, als wegen der Kunst der Charakteristik und der Schonungslosigkeit der Polemik. Je mehr sich darin seine Feder gerade gegen Zeitgenossen richtete, desto pikanter erschien vielen diese Lectüre. Ueberraschend war schon der Ausgangspunkt des Werkes; denn während wir, wie schon August Neander am Todestage Schleiermacher's vorausgesagt hatte, die Geschichte der neuesten Theologie mit Schleiermacher's Lebenswerke beginnen lassen, läßt S. sie mit dem Erscheinen des Lebens Jesu von D. F. Strauß (1835) erfolgreich anheben, unterzieht die theologischen Schriftsteller von da an bis zur Abfassung seines Werkes einer rücksichtslosen Kritik und endet mit der Zuversicht, daß in Kürze eine modernisirte rationale Theologie eine neue Entwickelung der Kirche herbeiführen werde. Das Buch erlebte mehrere Auflagen (4. Auflage 1869); wie stark es noch in der Gegenwart fortwirkt, erkennt man deutlich an der im J. 1890 erschienenen „Geschichte der deutschen Theologie“ von F. Nippold, welcher sich in seinen eigenen Urtheilen oft durch die von S. gefällten beeinflussen läßt (vgl. S. 345 daselbst). Dieses Werk von S. fand seinen Weg zu der Person des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha und bestimmte diesen, noch im J. 1856 S. zu seinem Hofprediger zu berufen. Zwei Jahre darauf wurde S. Oberhofprediger und Mitglied der Ministerialabtheilung für das Kirchen- und Schulwesen und 1877 erhielt er dazu das Amt eines Generalsuperintendenten der gothaischen Landeskirche. Wie es seine amtliche Stellung mit sich brachte, war unmittelbar nach seinem Amtsantritt in Gotha die Kanzelthätigkeit seine wichtigste Arbeit, und, obgleich er nur in seiner Studenten- und Candidatenzeit gepredigt, seitdem aber 20 Jahre lang überhaupt keine Predigt gehalten hatte, arbeitete sich der 44jährige Mann doch zu einem in seinen Kreisen hoch angesehenen Kanzelredner durch; jene Einheit von Schleiermacher'scher Mystik und Hegel'schem speculativen Rationalismus, wie sie in dem „Wesen der Religion“ vorliegt, wirkte auf viele Hörer fesselnd, und in edler Sprache gehalten wie mit Ueberzeugung und Innigkeit vorgetragen, verfehlten seine Predigten ihre Wirkung nicht. Er hat freilich weder biblisch noch kirchlich-dogmatisch gepredigt, sondern nur seiner mystisch-rationalistischen Auffassung vom Christenthum beredten Ausdruck verliehen. (Vgl. sein Vorwort zu seiner 1859 erschienenen ersten Predigtsammlung; außer dieser liegen noch sieben andere Sammlungen von Predigten „Aus der Gegenwart“ von S. vor; die letzte enthält seine 1881 gehaltene Abschiedspredigt.)

Für die Handhabung des Religionsunterrichtes gab S. im J. 1868 einen „Leitfaden“ heraus (6. Aufl. 1886), welcher eine Popularisirung seiner eigenen Theologie enthält, allerdings keine volksthümliche. Trotz aller geistigen Erfolge erlebte S. im Gothaer Lande ein merkwürdiges Mißgeschick gerade auf dem Ge-

biete, auf welchem er für seine Auffassung von der Kirche und ihrer Zukunft ein rechtlich gesichertes Fundament schaffen wollte, auf dem Gebiete der Kirchenverfassung. Ein von der Gothaer Oberkirchenbehörde im J. 1869 veröffentlichter Entwurf, welcher die Landeskirche auf dem Gemeindeprincip aufbaute und jede confessionelle Bestimmtheit ablehnte, wurde im J. 1874 zwar von einer Synode angenommen, aber von dem Landtage abgelehnt, weil in demselben eine Kirchensteuer gefordert war. Die Landboten sahen in dieser Forderung eine Beschränkung ihrer Freiheit. Dabei blieb es, solange S. lebte. Um so eifriger betheiligte sich S. an dem Kampfe gegen das Staatskirchenthum und gegen die kirchlichen Bekenntnißschriften außerhalb seines Amtsbezirkes, hauptsächlich auf den Versammlungen des deutschen Protestantenvereins und in dessen Organe, der protestantischen Kirchenzeitung. Auf der constituirenden Versammlung des Protestantenvereins zu Eisenach im J. 1865 hielt er einen grundlegenden Vortrag über „die protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen“, in welchem er jede Bindung der Lehre durch kirchliche Bekenntnisse ablehnte, weil das Christenthum überhaupt nicht dogmatischer, sondern religiös-sittlicher Art sei.

Nachdem der arbeitsfrohe Mann im J. 1881 seine Kanzelthätigkeit aufgegeben hatte, brach ein Siechthum über ihn herein, dem er nach jahrelangen schweren, aber in frommer Ergebung getragenen Leiden erlag. Er war von gangraena senilis befallen worden, sodaß ihm im Sommer 1882 der rechte Unterschenkel amputirt werden mußte; doch kehrte dieses schlimme Leiden im Herbste 1884 verstärkt wieder und führte am 25. März 1885 seinen Tod herbei. Um auch nach seinem Tode noch den Beweis zu liefern, daß er durch keinerlei kirchliche Sitte sich in seiner Weltanschauung eingeschränkt gewußt, hatte der Oberhirte der Gothaer Landeskirche bei Lebzeiten bestimmt, daß sein Leichnam — durch Feuer bestattet werde, was auch zu Gotha geschehen ist.

Eine vortreffliche Skizze seines Lebens, der ich in vorstehendem Artikel in der Erzählung der Thatsachen gefolgt bin, hat Superintendent Rudloff (Wangenheim, Herzogthum Gotha) in dem 18. Bande der Real-Encyklopädie für prot. Theol. und Kirche, 2. Aufl. von Herzog, Plitt und Hauck (Leipzig 1888), S. 263—270 gegeben. — „Die Bedeutung der Schrift von Karl Schwarz über das Wesen der Religion für die Zeit ihrer Entstehung und für die Gegenwart“ hat unter diesem Titel Lic. theol. F. Hummel in einer von der Jenaer theologischen Facultät gekrönten Preisschrift (Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1890) vom dogmatischen Standpunkte seines Lehrers R. Lipsius aus eingehend gewürdigt. — Eine Untersuchung über die Schwarz'sche Denkweise findet sich auch bei Pünjer, Geschichte der christlichen Religionsphilosophie II, 297 ff. — Zu Schwarz' Hallescher Wirksamkeit ist zu vergleichen Leopold Witte, Das Leben Tholucks 1884 ff. — Zu Schwarz' Stellung in der Geschichte der Theologie überhaupt vgl. Friedrich Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. III. Bd., 1. Abtheilung (Geschichte der deutschen Theologie) 1890, S. 344, 345.

P. Tschackert.

Schwarz: Martin S., Maler, lebte am Ende des 15. Jahrhunderts als Conventual im Dominicanerkloster zu Rothenburg ob der Tauber. Ihm werden vier zu einem Altarwerk gehörige Tafeln zugeschrieben: 1) „Mariä Verkündigung“, Rückseite: „Geißelung Christi“; 2) „Geburt Christi“, Rückseite: „Christus am Oelberg“; 3) „Anbetung der drei Könige“, Rückseite: „Auferstehung Christi“; 4) „Tod Mariä“, Rückseite: „Christus am Kreuz.“ Diese Tafeln zeigen nicht viel Geschick in der körperlichen Durchbildung und im Wiedergeben der Affecte, doch zeigt Mariä Verkündigung eine heilige Weihe der Empfindung. Sie stammen aus Rothenburg, kamen in die fürstlich Wallerstein'sche Sammlung und mit

dieser in bairischen Besitz; jetzt werden sie im Germanischen Museum aufbewahrt (Nr. 100—103 des Kataloges). W. Schmidt.

Schwarz: Peter S. (Schwartz), lateinisch Petrus Nigri (nicht Niger), ein Dominicaner des 15. Jahrhunderts, ist der Verfasser von zwei merkwürdigen polemischen Werken gegen die Juden, die 1475 und 1477 von Konrad Fyner (A. D. B. VIII, 277) zu Eßlingen gedruckt wurden: „Tractatus contra perfidos Judaeos de conditionibus veri Messiae i. e. Christi vel Uncti, ex textibus hebraicis latinorum elementis utcunque figuratis confectus“ (6 Capitel, Folioband), und „Der Stern Meschiah“ (11 Tractate, 322 S. Quart, nicht Uebersetzung des lateinischen Werkes). In dem ersten Werke berichtet er, er habe um Ostern 1474 zu Regensburg unter freiem Himmel siebenmal je drei Stunden lang hebräisch, lateinisch und deutsch gepredigt in Gegenwart des Bischofs (Heinrich v. Abensberg) und anderer hochgestellter Geistlichen, der Consules der Stadt und zahlloser Gläubigen und der berühmtesten Rabbiner Deutschlands und vieler Juden; er habe die Rabbiner unter Zusicherung sicheren Geleites zu einer später zu haltenden eingehenden Disputation aufgefordert; sie seien aber nicht darauf eingegangen; auf den Wunsch des Bischofs habe er den Inhalt seiner Predigten schriftlich ausgearbeitet. Er gibt ferner an, er sei Baccalaureus in theologia formatus und habe an den Universitäten Montpellier, Salamanca, Freiburg und Ingolstadt studirt (und docirt?). In Spanien habe er mit Judenkindern heimlich (cum parvulis Judaeorum in latibulis degens) den Unterricht von Rabbinern genossen, — ob er ein geborener Jude war, ist zweifelhaft — dann aber wegen Armuth seine hebräischen Studien mehrere Jahre nicht fortsetzen können. — Joh. Eck berichtet, S. habe wiederholt zu Frankfurt, Regensburg und Worms die Rabbiner zu Disputationen eingeladen und einen Befehl des Kaisers erwirkt, daß sie seinen Predigten zu Regensburg beizuwohnen hätten. Die Predigten von 1474 waren aber durch den Herzog Ludwig den Reichen von Baiern veranlaßt, der S. zu dem Ende von Ingolstadt nach Regensburg schickte (F. Janner, Gesch. der Bischöfe von Reg., III, 572).

S. bekundet in den beiden genannten Werken eine gute theologische Bildung und tüchtige Kenntnisse des Alten Testamentes und des Hebräischen, — er sagt, er habe viele hebräische Bibeln in Händen gehabt, — auch der jüdischen Litteratur, des Targum des Jonathan Ben Ussiel, des Talmud u. s. w. Den Talmud nennt er „ein schentlich und valsches Buch, welichs die christlichen Fürsten mit nicht solten leyden in yren landen, sunder mit gewalt solten sie dise Bücher verprennen, als etwan durch das concilium ist geordiniret worden“. Dem lateinischen Buche ist ein Anhang von zwölf Seiten beigefügt: die hebräischen Namen der biblischen Bücher, das hebräische Alphabet, die zehn Gebote und einige andere [Stücke in hebräischer Sprache; der Anhang zu dem deutschen Buche, gleichfalls zwölf Seiten, enthält Belehrungen über die hebräischen Consonanten und Vocale und über das Lesen des Hebräischen. Die beiden Stücke sind die ersten in Deutschland mit hebräischen Typen gedruckten und wohl auch die ältesten von deutschen Christen verfaßten Anweisungen zum Erlernen des Hebräischen. Conrad Pellikan erzählt in seinem Chronicon, herausgegeben von B. Riggenbach, 1877, S. 17, wie er den Stern Meschiah bei dem Erlernen des Hebräischen benutzte. Die darin stehende Anweisung ist abgedruckt in der „Commentatio de primis linguae hebraicae elementis“ von G. G. Beyssel und G. Chr. Schwarz, Altdorf 1764. — Später wurde S., als er in Würzburg docirte und predigte, von Matthias Corvinus an die von ihm errichtete Schule der Dominicaner zu Ofen berufen. Dem ungarischen Könige ist das dritte Buch von S. gewidmet: „Clypeus Thomistarum adversus omnes doctrinae Doctoris angelici obtrectatores“, Venedig 1481 und nochmals 1504.

Peter Georg S., Prior der Dominicaner zu Eichstätt, von dem Predigten über das von Pius II. 1463 ausgeschriebene Jubiläum, ein dem Bischof Wilhelm von Eichstätt um 1474 überreichter Tractatus contra quaestores (gegen die Ablaßkrämer) und andere Schriften handschriftlich in Eichstätt sich befinden (J. G. Suttner, Bibliotheca Eystettensis, 1866, S. 5, Nr. 76; Eichstätter Pastoralblatt 1855, 182, 188), ist sicher mit unserm P. Schwarz nicht identisch.

Quétif-Echard, Scriptores Ord. Praed. I, 861. — J. Chr. Wolfii Biblioth. hebr. II, 1110; IV, 525.

Reusch.

Schwarz: Sibylla S., wegen frühgereiften Dichtertalentes und vorzeitigen Ablebens die „pommersche Sappho“ genannt, ward am 14. Februar 1621 zu Greifswald geboren und starb am 31. Juli 1638 ebendaselbst. Ihr Vater Christian S. wie die Mutter Regina Völschow, Wittwe des Bürgermeisters J. Brunnemann, einem alten städtischen Patriciergeschlecht angehörig, wurde, gleich seinen Vorfahren, Mitglied des Rathes, 1610 Rathsherr und von 1631—48 Bürgermeister und Landrath. Da Sibylla's Leben in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs fällt, so wurde ihr poetisches Schaffen wesentlich durch denselben bestimmt und spiegelt jene traurigste Zeit Deutschlands wieder. Am 30. November 1627 rückte Wallenstein'sches Kriegsvolk in Greifswald ein und hielt dasselbe vier Jahre hindurch besetzt. Mit demselben kamen alle Greuel und Leiden des Krieges über die unglückliche Stadt, noch vermehrt durch den Ausbruch einer Seuche; erst mit dem Einzuge Gustav Adolf's am 17. Juni 1631 kam den geängstigten Einwohnern die Befreiung. Unter diesen Leiden und Weltereignissen wuchs Sibylla auf als ein eigenartiges Kind; selbst in ihre Familie griff das Unglück mit schwerer Hand, indem ihr Schwager Christoph Bünsow (1629) und ihre Mutter (1630) bald hinter einander starben; der tiefe Seelenschmerz der Tochter klingt noch in einem fünf Jahre später verfaßten Gedichte wieder. Dazu kam, daß der Vater drei volle Jahre in Besorgung von Landesgeschäften zu Stettin abwesend war und seinem Hause nicht mit Rath und That in so drangvoller Lage beistehen konnte. Bald nach seiner Heimkehr verheirathete sich ihre verwittwete Schwester Regina zum zweiten Male mit dem Generalsuperintendenten v. Krakewitz. Bedeutsam für die junge Dichterin wurde die im Jahre 1634 erfolgte Ankunft des jungen Herzogs Ernst von Croy und Arschott, welcher auf der Landeshochschule den Studien obliegen wollte, sofern sie, die von ihrem 10. Jahre ab sich in der Stille poetisch versucht hatte, zum ersten Mal an jenem Tage mit einem Gedichte zur Begrüßung des jungen Herzogs, der als Sohn von Anna v. Croy Bogislaw's XIV. Neffe war, in die Oeffentlichkeit trat. Seine Einführung in das ihm von der Universität übertragene Rectoramt (3. Nov.) feierte dagegen Sibyllens Vater in lateinischen Versen. Einen wohlwollenden Beurtheiler und Förderer ihrer dichterischen Versuche fand Sibylla an dem Arzt und Professor der Mathematik J. Schöner, einem vielseitig und fein gebildeten Manne, welcher sie gegen mißgünstige Auffassung von Seiten ihrer Angehörigen und Freundinnen in Schutz nahm und darum ihre ungetheilte Verehrung genoß. Derselben gab sie beim Tode seiner Gattin, 18. Nov. 1634 durch ein Trostgedicht an ihn und die verwaisten Kinder den entsprechenden Ausdruck; auch dem jüngsten Kinde widmete sie bei dem Tode desselben einen poetischen Nachruf. Vornehmlich den Empfindungen der Liebe und Freundschaft gab sie in ihrer Poesie einen treuen und warmen Ausdruck, welcher sich mitunter zu edlem Pathos steigert, doch hielt sich ihre Muse von Sarkasmen nicht frei. Herben Spott offenbart das Gedicht „An den unadligen Adel“, in welchem sie sich gegen leere Formen und hohle Aufgeblasenheit wendet. Auch als ihr Freund Schöner (1. Nov. 1636) mit

Elisabeth v. Stetten eine neue Ehe einging, feierte Sibylla diesen Act mit einem Festgedicht voll sarkastischer Laune. Bei aller Verschiedenheit jedoch im einzelnen klingt vernehmlich genug ein Grundton durch ihre Dichtungen wieder, das durch den Krieg heraufgeführte Unglück ihres Landes sowie ihrer Familie, und immer aufs neue stellt sie wehmüthige Betrachtungen darüber an. Als mit dem Tode Bogislaw's XIV. am 10. März 1637 das einheimische Herrscherhaus erlosch und Pommern an Schweden fiel, dichtete Sibylla den Trauergesang auf ihres letzten Landesfürsten Tod. Mit besonderer Vorliebe besang sie das nahe bei Greifswald an der See gelegene Gut Frätow; dieselbe erklärt sich dadurch, daß sie dort fern von dem Gewirr und der Noth der Stadt im Kreise trauter Freundinnen den Frieden und die Ruhe der Seele fand. Dorthin versetzt sie den ganzen Helicon, hier läßt sie sogar die Venus aus den Fluthen steigen. Aber auch jenes idyllische Asyl nahm ihr der Krieg, indem es von der schwedischen Soldatesca eingeäschert ward, sodaß sich die Dichterin nach Greifswald flüchten mußte. Dies Ereigniß stellte sie in einem Trauerspiel dar, in welchem sie den ganzen Olymp zur Mitfeier aufbot. Nunmehr war ihr das einzige und letzte Sorgenfrei genommen, in der Welt hatte sie fortan keinen Halt mehr. Ihr Schwanenlied war ein Gedicht auf die endlich zu Stande gekommene Verbindung ihrer Schwester Emerentia mit dem Dr. Hermann Querinus. Nach kurzem Krankenlager starb sie in ihrem noch nicht vollendeten achtzehnten Lebensjahre am Hochzeitstage ihrer Schwester. In dem südlichen Chorumgange der Nicolaikirche zu Greifswald hängt ein Epitaphium der Familie Schwarz, auf welchem unter einer Copie nach Rembrandt, welche Christus vor Pilatus darstellt, die Mitglieder der Familie Schwarz abgebildet sind; in der Mitte zwischen dem Vater und der Mutter kniet Sibylla, gleich ihren Eltern, ihren vier Brüdern und zwei Schwestern die Hände zum Gebet gefaltet. Von Dichtern und Dichterfreunden der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts als zehnte Muse, als großer Geist und Wunder ihrer Zeit gepriesen, wird sie auch in den neuesten Lehrbüchern bis auf Koberstein und Gervinus herab noch immer mit Ehren neben ihrem Meister Opitz in der ersten schlesischen Dichterschule genannt. Eine „Cypresse" hat ihr der heimathliche Sänger Karl Lappe in den „Blüthen des Alters" Stralsund 1841, S. 170 gewidmet.

Wöhler in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde, Jahrg. XV, Seite 70—89. — Giesebrecht, Ueber einige Gedichte der Sibylla Schwarz. Stettin 1865. — Sib. S.' Gedichte aus ihren Handschriften, herausgegeben durch Samuel Gerlach, Danzig 1650. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, Greifswald 1857.

Häckermann.

Schwarz: Sophie S., geborene Becker, Schriftstellerin, war am 17. Juni n. St. 1754 zu Neu-Autz in Kurland geboren. Ihr Vater Ulrich Gottlieb Becker war dort Pastor und erfreute sich allgemeiner Achtung. Er verwendete die größte Sorgfalt auf Sophiens Erziehung, die der Liebling der Familie war. Im Becker'schen Hause herrschte reges geistiges Leben, wie denn auch Sophiens ältester Bruder Bernhard, später Pastor zu Candau, ein gewandter und beliebter Dichter war. Herangewachsen beschäftigte Sophie sich viel mit der englischen und französischen Litteratur und las eifrig die deutschen Dichter und Schriftsteller. Dadurch bildete sich ihr Geschmack und wurde sie zu eigenen poetischen Versuchen angeregt. Zur völligen Entwicklung gelangte ihr geistiges Leben aber durch den lebhaften Verkehr mit den Töchtern des Grafen Medem auf dem benachbarten Gute Alt-Autz, Elise v. d. Recke und Dorothea, der spätern Herzogin von Kurland. Namentlich mit der ersten schloß sie die innigste Freundschaft und theilte alle ihre geistigen und litterärischen Interessen, alle ihre Freuden und Leiden.

Durch den Verkehr im Medem'schen Hause lernte sie viele vornehme und angesehene Persönlichkeiten kennen und erlangte früh Weltkenntniß und Welterfahrung. Mannigfache Anregung erhielt sie ferner durch den Verkehr ihres Vaters mit dem allgemein verehrten, als Dichter geistlicher Lieder weitbekannten Propst Neander in Grenzhof. Die ihr eigene Bescheidenheit und Zurückhaltung ließ Fremden gegenüber ihre geistige Bedeutung nicht hervortreten, erst bei näherer Bekanntschaft zeigte sich ihr heller scharfer Verstand und ihre hohe Bildung; ihre große Herzensgüte und ihre Neigung von den Menschen stets das Beste voraus zu setzen offenbarten sich sogleich Jedem. Neben der Liebe zu Poesie hatte sie viel Sinn für Musik, sie spielte selbst eifrig Clavier. Wie ihre Herzensfreundin Elise wandte sie sich später von dem Glauben der Kindheit der herrschenden Verstandesaufklärung zu, ohne doch in dieser volle Befriedigung für ihre Seele zu finden; das zeigt deutlich ihr sehr charakteristischer Briefwechsel mit Moses Mendelssohn 1785 in der Deutschen Monatsschrift 1790, I, 80—86. 1784 unternahm Sophie mit Elise v. d. Recke eine Reise nach Deutschland, wohin sie sich lange schon gesehnt hatte. Ueber ihre Reise, sowie über ihren Aufenthalt in verschiedenen Gegenden Deutschlands hat sie ein genaues Tagebuch geführt, das sie selbst später in ein „Lesebuch zur Bildung des Herzens für junge Frauenzimmer" umgearbeitet hat. Sie strich viele persönliche Bemerkungen, sowie ihre Urtheile über manche Personen, deren Bekanntschaft sie gemacht, und fügte mancherlei hinzu, so daß der individuelle Charakter des Ganzen einigermaßen verwischt wurde. Diese Umarbeitung wurde nach Sophiens Tode von ihrem Gatten J. L. Schwarz u. d. T.: „Briefe einer Kurländerin auf einer Reise durch Deutschland", Berlin 1791 in 2 Theilen herausgegeben. Fast 100 Jahre nachher erst ist das Tagebuch in seiner ursprünglichen Gestalt von Dr. G. Karo und Dr. A. Geyer, Stuttgart, Spemann (1884) veröffentlicht worden. Leider fehlen in der Handschrift einige Blätter und zuletzt bricht sie unvermittelt ab, zur Ergänzung des Fehlenden dienen die Briefe, die denn auch von den Herausgebern herangezogen worden sind. Das Tagebuch ist nicht nur für die Kenntniß von Sophiens Persönlichkeit und Charakter sehr lehrreich, sondern auch wegen der vielen von ihr aufgezeichneten Bemerkungen über Dichter und Schriftsteller jener Jahre sowie der darin niedergelegten Beobachtungen über die Zustände und gesellschaftlichen Verhältnisse im damaligen Deutschland für die Cultur- und Litteraturgeschichte sehr wichtig. Die „Briefe" haben seitdem natürlich ihre frühere Bedeutung verloren. Während ihres Aufenthaltes in Halberstadt lernte sie den Referendar Joh. Ludw. Schwarz kennen, der bald eine tiefe Zuneigung zu ihr faßte und zuletzt auch ihre Hand errang, obgleich Sophie längere Zeit sich abwehrend gegen seine Bewerbungen verhielt, da sie sich von ihren alten Eltern nicht trennen wollte. Der bald nach ihrer Rückkehr in die Heimath erfolgte Tod ihres Vaters und ihrer Mutter 1786 und die dadurch herbeigeführte Auflösung der Familie bestimmten sie endlich doch der Bewerbung des treuen Mannes Gehör zu schenken. Am 18. April 1787 fand die Trauung in Mitau im Hause Elises v. d. Recke statt. In Halberstadt hat Sophie dann $2^1/_2$ Jahre an der Seite ihres sie aufs höchste liebenden und ehrenden Gatten verlebt. Sie verkehrte viel mit Gleim und dessen Freunden, fühlte sich aber doch, getrennt von allen Jugendfreundinnen, nicht selten recht einsam und oft ergriff sie innige Sehnsucht nach der fernen Heimath, der sie in dem Gedichte: „An mein Vaterland" rührenden Ausdruck gibt. Der briefliche Verkehr mit Elise v. d. Recke und der Herzogin Dorothea war ihr ein Trost und sie nahm an allen Ereignissen im Leben der Freundinnen sowie an allem, was in Kurland vorging, den lebhaftesten Antheil. Gedichtet hat Sophie in Halberstadt nur wenig, die meisten ihrer Gedichte sind früher theils in Kurland theils während der Reise durch Deutschland entstanden. Ihre poetische Richtung ist

die Elises v. d. Recke, mehr Betrachtung und Reflexion als Schwung der Phantasie und Tiefe des Gefühls thut sich in ihren Gedichten kund; ein wirkliches Lied hat sie nicht hervorgebracht. Sie empfindet nicht selten dichterisch, aber es gelingt ihr nicht, den rechten Ausdruck dafür zu finden. Goeckingk, Gleim, zum Theil auch Klopstock sind ihre Vorbilder. J. L. Schwarz gab Sophiens Gedichte zusammen mit denen Elise's Berlin 1790 heraus; während ihrer Lebenszeit scheint kein Gedicht von ihr veröffentlicht worden zu sein. Eine prosaische Erzählung: „Arindas, eine Geschichte unserer Zeit", erschien ebenfalls nach ihrem Tode in der Deutschen Monatsschrift 1790, I, 87—96; Gegenstand derselben ist die Umwandlung eines leichtsinnigen ausschweifenden Jünglings durch die weisen Rathschläge eines alten Mönchs. Sophie hatte eben erst ihrem Gatten einen Sohn geschenkt, als sie rasch der Tod hinwegraffte am 26. October 1789, zum größten Schmerze des Gatten, vgl. dessen rührende Elegie an Sophiens Grabe, im Frühling nach ihrem Tode gesungen in Ruthenia, IV, August S. 241—245, Mitau 1808. Sophie S. bildet mit Elise v. d. Recke und der Herzogin Dorothea das kurländische Kleeblatt, welches zuerst die engen Schranken, in denen sich bis dahin in ihrer Heimath das Leben der Frauen bewegte, durchbrach und Sinn und Interesse für höhere geistige Bildung in weiteren Kreisen erweckte. Die Frauen Kurlands haben seitdem dem deutschen Geistesleben und den Schöpfungen der deutschen Litteratur allezeit das lebhafteste Interesse zugewendet und bewiesen.

Ungedruckte Briefe Sophiens an die Herzogin Dorothea und Elise v. d. Recke im Kurländischen Provinzialmuseum. — Goeckingk, Sophiens Charakter in der Deutschen Monatsschrift 1790, I, 71—79. — J. L. Schwarz, Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geschäftsmannes, Dichters und Humoristen, Leipzig 1828. — Wolfrath, Charakteristik edler u. merkwürdiger Menschen, I, Halle 1791. — J. v. Großmann, Sophie Becker und ihr Verhältniß zu Elise v. d. Recke und mehreren ihrer Zeitgenossen in der Penelope für 1843 (war mir ebenso wie das vorhergehende Buch unzugänglich). — Recke und Napiersky, Schriftstellerlexikon, IV, 164, 165.

Diederichs.

Schwarz: Adolph Philipp Theodor S., Theologe, als Dichter auch unter dem Namen „Theodor Melas" bekannt, stammte aus einer alten, schon seit 1278 in Greifswald blühenden Patricierfamilie, der auch die Dichterin Sibylla S. und der Historiker Albert Georg S. (s. o. S. 223) angehören, und war, als Sohn des Präpositus Georg Theodor S. aus dessen Ehe mit Eleonore Stegemann, am 1. Sept. 1777 zu Wiek auf Rügen geboren. Von seinem Vater, der neben seinem theologischen Fachstudium auch ein vielseitiges Interesse für das classische Alterthum und allgemeine Litteratur besaß, nebst seiner später an den Gymnasialdirector Dr. Hasselbach in Stettin verheiratheten Schwester Charlotte, in die alten und neueren Sprachen, namentlich in das Studium Homer's und Platon's, sowie Shakespeare's eingeführt, erhielt er dann in M. Carl Brismann einen tüchtigen Hauslehrer, welcher ihn und seine Geschwister auch künstlerisch anleitete und nach der Natur zeichnen ließ. Als letzterer (1788) an die Universität Greifswald berufen wurde, wo er als Professor der Mathematik (1800) starb, begleitete ihn S. dorthin, um sich unter seiner Führung weiter zu bilden, und später auch die Hochschule zu besuchen. Mit den hier gewonnenen Freunden Schildener, Muhrbeck, Baier, Erichson u. A. begab sich S. (1798) nach Jena, wo er namentlich bei Fichte und Schelling philosophische, bei Griesbach theologische und bei Schiller historische Vorlesungen hörte. In Griesbach's Hause und Familie freundlich aufgenommen, traf er dort auch mit Goethe und Schiller zusammen und lernte den letzteren (1799) auch näher kennen. Während S. sich von Fichte's kritischer Philosophie trotz aller Hochachtung in seinem kirchlich

gläubigen Gemüthe verletzt fühlte, empfing er dagegen von Schiller's Idealismus und der einfachen Milde seines Wesens und seiner Rede einen überaus wohlthuenden und fruchtbaren Eindruck, leider durch die Ahnung getrübt, daß sein Körper in nicht langer Zeit den Wirkungen der damals schon deutlich sichtbaren Brustkrankheit erliegen und der Strahl seines Genius von der Erde verschwinden würde. Von wesentlichem Einfluß für Schwarz' weitere künstlerische Ausbildung war sein Umgang mit dem Portrait- und Landschaftsmaler Jakob Roux († 1831 als Prof. in Heidelberg), mit welchem er 1800 eine Reise durch die Sächsische Schweiz und nach Dresden unternahm, wo er die Schätze der Gemäldegallerie und seinen Heimathsgenossen C. D. Friedrich (s. d. A.) kennen lernte und dadurch seinen Anschauungskreis bedeutend erweiterte. Von dort (1801) nach Rügen zurückgekehrt, unterstützte er anfangs den Vater im Pfarramte, wirkte dann mehrere Jahre als Erzieher des Propstes v. Schwerin in Schonen und des Generals v. Schwerin in Stockholm, und wurde dann auf deren Verwendung seinem Vater (1804) substituirt, bis er ihm nach seinem Tode (1814) auch im Pastorate nachfolgte. Neben seinem geistlichen Berufe war er auch litterarisch thätig und wurde auf Grund der Anerkennung, welche sich sein Buch „Das Wesen des heil. Abendmahls", 1825, erwarb, von der Greifswalder Universität zum Magister, und später, als sein bedeutendstes Werk „Ueber religiöse Erziehung", 1834, erschien, zum Doctor der Theologie promovirt. Als er dann im höheren Alter seine Gattin Philippine Hahne, eine Tochter des Etatsraths H. in Kiel, durch den Tod verlor, gab er seinem tiefen Schmerze einen versöhnenden Ausdruck durch die Schrift „Hymnen an den Tod", 1840, und veröffentlichte dann kurz vor seinem Tode am 10. Febr. 1850 in gleichem Sinne seine „Letzten Worte an seine Gemeinde", 1849. Auf den Wunsch mehrerer Seminardirectoren und Lehrer hatte er auch (1842) einen Auszug aus seinem Buche über religiöse Erziehung unter dem Titel „Sonntagsgespräche über christliche Erziehung, ein Volksbuch", 1842, in populärer Form herausgegeben. Seinen Sinn für Kunst und Poesie bethätigte er in seinen Briefen an Schildener, 1844, und in seinem Roman „Erwin von Steinbach", 3 Bde. 1834. In dem letzteren wird theils das Leben des Mittelalters in den deutschen Städten, u. a. in Straßburg und Köln, sowie in den Niederlanden, theils aber auch die Entwicklung Schwedens unter Birger Jarl (1240—66) geschildert, wobei die Dome zu Lund und Upsala, in Parallele zu den deutschen Kathedralen, als Blüthe der Religion und Kunst gelten. Ein tragischer Conflict, in den sich der Held des Romanes Erwin, der Erbauer des Straßburger Münsters, auf seiner schwedischen Fahrt durch seine leidenschaftliche Neigung für Freya, Birger Jarl's Tochter, der er das Leben rettete, verstrickte, empfängt dadurch seine Lösung, daß die Fürstin sich mit Hakon von Norwegen vermählt, während Erwin zu seiner Jugendliebe Hildegard, der Tochter Dietrich's, des Kölner Dombaumeisters, zurückkehrt. Nachdem S. mit seiner Familie eine zweite Reise nach Dresden unternommen und dort mit Tieck, Steffens, Neander, Carus, C. D. Friedrich in freundschaftlicher Weise verkehrt hatte, veröffentlichte er noch mehrere Romane und Novellen: „Joseph Sannazar", 1837; „Das gebrochene Wagenrad", 1836—44; „Der warnende Hausgeist, eine schwedische Prediger-Idylle", 1846; sowie seine „Parabeln", 1840. Von seinen Söhnen unterstützte ihn Friedrich S. (geb. 1811, † 1883), später Pastor in Altenfähr, von 1841—47 im Pfarramt, der jüngere Karl S. (geb. 1812, † 1885) war der bekannte Theologe in Gotha. Ein Bruder von Theodor S., der Generalarzt Erich S. (geb. 1787, † 1877) hinterließ einen Sohn Heinrich S., Prof. der Chemie in Graz (geb. 1824, † 1890).

Fam.-Nachr. v. Friedrich S. dem Sohne, im Auszug abgedruckt in Berghaus, Landbuch v. Pommern IV (I) S. 908 ff. — Stralf. Zeit. 1881, Nr. 92 ff., beide zu berichtigen; Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 305; Gesterding,

1. Forts. z. G. d. Stadt Greifswald, S. 207—208; Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung III, 689, hat als Gt. 1. Sept. 1778 u. † 12. Febr. 1850, u. führt an: Ludw. v. Zollern u. d. Pf. Sylvester, Berl. 1821. — An dem Roman „E. v. Steinbach" tadelt Fr. A. v. Sternberg, im Fortunat II, 274, die Breite; an J. Sannazar rügt W. Menzel, Deutsche Dichtung III, 536, die Mischung von Religion und Erotik.

Pyl.

Schwarze: Dr. Ludwig Friedrich Oscar v. S., Jurist, ward geboren am 30. September 1816 zu Löbau im Königreich Sachsen. Dort fungirte damals sein Vater Dr. Friedrich Schwarze als Stadtphysicus, siedelte aber bald nach Dresden über, wo er als kgl. sächs. Hofrath gestorben ist. So erhielt der Sohn seine gymnasiale Bildung auf der Kreuzschule in Dresden, bezog dann 1834 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, hörte dort insbesondere Vorlesungen von Wächter, Schneider, Schilling, Günther, Drobisch und Krug und ward nach absolvirtem Triennium, Examen und Doctorpromotion in Dresden zuerst bei dem Justizamt, dann in der Advocatur, weiter (1839) als Vortragssecretair im Cultusministerium und als Hülfsarbeiter im Appellationsgericht beschäftigt. 1846 zum Mitglied des Spruchcollegiums zu Leipzig ernannt und 1848 als Hülfsarbeiter in das Oberappellationsgericht zu Dresden berufen, ward er 1854 zum Rath an diesem Gerichtshofe befördert. Doch schon am 1. October 1856 wurde er aus Anlaß der neuen Justizorganisation zum Oberstaatsanwalt und Chef der kgl. sächs. Staatsanwaltschaft ernannt und erhielt 1860 den Titel Generalstaatsanwalt. In dieser von ihm selbst geschaffenen Stellung verblieb er, obwohl ihm mehrfach Universitätsprofessuren und 1879 die Stelle eines Senatspräsidenten am Reichsgericht angetragen wurden, bis ein hartnäckiges Halsleiden, welchem weder die Kunst der Aerzte, noch wiederholte Badereisen Einhalt gebieten konnten, ihn nöthigte, seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachzusuchen. Dieselbe wurde ihm am 1. April 1885 in der ehrenvollsten Weise und unter der Verleihung des Titels „Wirklicher Geheimer Rath" mit dem Prädicate „Excellenz" bewilligt. Von anderen gleichzeitigen Beweisen der Anerkennung und Verehrung sei hier noch erwähnt, daß ihm die Stadt Dresden, zu deren Stadtverordnetencollegium er fast ein Jahrzehnt gehört hatte, das Ehrenbürgerrecht verlieh, eine Auszeichnung, welche ihm seine Vaterstadt Löbau bereits früher hatte zu Theil werden lassen. Aber auch, nachdem er in den Ruhestand getreten war, setzte er, soweit es seine schwindenden Kräfte gestatteten, die gewohnte schriftstellerische Thätigkeit fort, bis der Tod seinem Wirken ein Ziel setzte.

Als S. kurz vor seinem Ende um einige Zeilen für ein Album des dritten internationalen Gefängnißcongresses in Rom gebeten wurde, schrieb er: „Auch im schwersten Verbrecher schlummert ein Gefühl, an welchem er zur Einkehr in sich selbst mit bestem Erfolge aufgemuntert werden kann; es gilt nur, es zu ergründen und zu erwecken". (Souvenir du 3me congrès pénitentiaire international, Rome Forzani & Co. 1885 S. 1). Zeigen uns diese Worte den Mann mit dem warmen Herzen auch für die Elendesten seiner Mitmenschen, so lassen sie auch den Juristen erkennen, der in seiner amtlichen Stellung in seltener Weise die Milde mit der Strenge des Gesetzes zu verbinden verstand. Gesellte sich zu dieser Eigenschaft des Charakters bei ihm noch eine vertraute Bekanntschaft mit der juristischen Litteratur, eine umfassende Kenntniß der auswärtigen Gesetzgebung, ein scharfer Blick für das jeweilige praktische Bedürfniß und eine außergewöhnliche Begabung, dem Gedanken gemeinverständlichen, klaren und erschöpfenden Ausdruck zu geben, so mußte er als vorzugsweise befähigt erscheinen für eine gesetzgeberische Thätigkeit. Eine solche begann für ihn bereits im Jahre 1848 mit der Be-

rufung in die Commission zur Bearbeitung einer Strafproceßordnung für das Königreich Sachsen, und es war ihm durch die Zeitereignisse vergönnt, sie durch mehrere Decennien in immer weiteren Kreisen zu entfalten. Die am 1. October 1856 in Kraft getretene, auch heute noch als ein Musterwerk geschätzte, auf Anklageform, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit beruhende Strafproceßordnung ist sein Werk. Er hat darin die Staatsanwaltschaft auf den Standpunkt gestellt, daß sie nicht bloß darüber zu wachen habe, daß Niemand der durch eine strafbare Handlung verwirkten Strafe entgehe, sondern auch darüber, daß Niemand schuldlos verfolgt und der Schuldige mit keiner schwereren, als der im Gesetz bestimmten Strafe belegt werde. Unter seiner wesentlichen Mitwirkung kamen im Jahre 1868 das Revidirte Strafgesetzbuch (Abschaffung der Todesstrafe) und die Revidirte Strafproceßordnung mit den dieselbe ergänzenden Gesetzen (Geschworene und Schöffen betr.) zu Stande. Die durch letztere erfolgte Einführung von Schöffengerichten für die mittleren Strafsachen war besonders Schwarze's Werk; sie bewährten sich vollständig und genossen sowohl des Ansehens bei den Fachmännern, wie des Vertrauens bei der Bevölkerung und nicht zum wenigsten auf diesen Erfolg ist es zurückzuführen, daß der im Jahre 1873 dem Bundesrathe vorgelegte Entwurf einer Strafproceßordnung für das Deutsche Reich die Durchführung des Schöffengerichtssystems unter Beseitigung des Geschworeneninstituts vorschlug und daß dieser Vorschlag von der von dem Bundesrathe zur Berathung und Feststellung des Entwurfs niedergesetzten Commission von 11 deutschen Juristen mit erheblicher Majorität angenommen wurde. Erwies sich auch die Einführung von Schöffengerichten im Deutschen Reich für alle Strafsachen zur Zeit als unausführbar, so behält doch der in Sachsen mit Erfolg gemachte Versuch auch für die Zukunft seine Bedeutung und das Verdienst Schwarze's darum ist ein bleibendes.

Die politische Umgestaltung Deutschlands im Jahre 1866 erweiterte für S. das Feld gesetzgeberischer Thätigkeit. Bereits im Jahre 1867 wurde er im Wahlkreise Dresden rechts der Elbe in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt und trotz vielfacher, insbesondere socialdemokratischer Anfechtungen blieb ihm jener Wahlkreis mit seltener Anhänglichkeit treu, bis er selbst 1884 in Folge des obenerwähnten Leidens, welches den mit glänzender Rednergabe Ausgestatteten zuletzt der Stimme völlig beraubte, auf sein Mandat verzichten mußte. Im ersten Deutschen Reichstag war er der liberalen Reichspartei beigetreten, als diese jedoch 1873 nicht wieder zu Stande kam, schloß er sich der Deutschen Reichspartei (Freiconservative Partei) an, zu deren Führern er fortan gehörte. Unter den Männern, welche für die Herstellung der deutschen Rechtseinheit gewirkt haben, nahm er eine der ersten Stellen ein. Er war Mitglied fast aller Reichstagscommissionen, welchen die Berathung von Rechtsmaterien oblag, und seit Gründung des Norddeutschen Bundes gibt es kein Justizgesetz, auf dessen Inhalt er nicht den tiefgehendsten Einfluß ausgeübt hätte. Insbesondere war er Vorsitzender der Commission zur Berathung des Strafgesetzbuchs, nachdem er bereits als Mitglied und stellvertretender Vorsitzender an der zur Berathung des Entwurfs niedergesetzten Bundesrathscommission Theil genommen und im Verein mit dem K. Preuß. Geh. Oberjustizrath (nachmaligen Justizminister) Dr. Friedberg die von letzterer gefaßten Beschlüsse redigirt, sowie die Motive ausgearbeitet hatte; ferner Referent über das Reichspreßgesetz, Mitglied und stellvertretender Vorsitzender der Commission zur Berathung der sog. Deutschen Justizgesetze; Referent über die Strafproceßordnung, nachdem er auch hier schon an der Vorberathung in der von dem Bundesrath bestellten Commission Theil genommen hatte; Vorsitzender der Commission zur Berathung der Rechtsanwaltsordnung; Mitglied und Referent der Commission zur Berathung des Socialistengesetzes;

Vorsitzender und Referent der Commission für den Gesetzentwurf betr. den Wucher, desgleichen der Commission für den Gesetzentwurf betr. die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- und Strafhaft. Daneben erfüllte er noch die ihm als Vorsitzenden seiner Abtheilung und als Mitglied der Geschäftsordnungscommission obliegenden Pflichten.

Auch auf schriftstellerischem Gebiete war S. mit Glück und seltenem Fleiße thätig. Nur die wichtigsten seiner Schriften seien hervorgehoben: „De crimine rapinae“ 1839; „Untersuchung practisch wichtiger Materien aus dem Gebiet des im Königreich Sachsen geltenden Rechtes“ 1841; „Die Strafprozeßordnung des Königreichs Sachsen mit Erläuterungen“ 1855 (3. Aufl. 1863); Commentar zu derselben 1855; „Zur Lehre von dem fortgesetzten Verbrechen“ 1857; „Das Verbrechen des ausgezeichneten Diebstahls“ 1863; „Das Schwurgericht und dessen Reform“ 1865; „Bemerkungen zu der Lehre von der Verjährung im Strafrecht“ 1867; „Commentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich“ 1871 (5. Aufl. 1883); „Das Schöffengericht“ 1873; „Commentar zum Reichspreßgesetz“ 1874 (2. Aufl. 1885); „Commentar zur Deutschen Strafprozeßordnung“ 1878; „Erörterungen praktisch wichtiger Materien aus dem Deutschen Strafprozeßrechte“ 1880. Daneben ließ S. in den verschiedensten Zeitschriften eine große Zahl von Abhandlungen erscheinen. Er redigirte die „Neuen Jahrbücher für Sächs. Strafrecht“ und die „Sächsische Gerichtszeitung“, gab seit 1854 bis zu seinem Tode im Verein mit vielfach wechselnden anderen Juristen den „Gerichtssaal“ heraus und war auch bei der Redaction der „Allgem. Deutschen Strafrechtszeitung“ betheiligt. Besonders lebhaft trat er noch in den letzten Jahren seines Lebens sowohl in Schriften wie im Reichstag für die Gewährung einer Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- und Strafhaft ein und bekämpfte die Bestrebungen, welche auf die Einführung des Rechtsmittels der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern gerichtet waren. Wiederholt gab er im Auftrage auswärtiger Regierungen Gutachten über Gesetzentwürfe ab; unter den vielen ihm dafür und für seine sonstigen Verdienste um die Rechtswissenschaft gewährten Auszeichnungen sei nur die Verleihung des erblichen Adels seitens der österreichischen Regierung hervorgehoben.

Neben dieser umfassenden amtlichen, politischen und litterarischen Thätigkeit nahm S. auch an dem Vereinsleben regen Antheil. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und Charaktermilde, seine seltene Fähigkeit, zu vermitteln und auszugleichen, machten ihn vorzugsweise geeignet, Versammlungen zu leiten. Er war einer der Begründer des Deutschen Juristentags und befürwortete schon auf dem ersten Juristentage zu Berlin 1860 die nationale Einheit des Rechts. Ohne Unterbrechung gehörte er der ständigen Deputation des Vereins an und präsidirte, so oft er an den Versammlungen Theil nahm, der 3. (strafrechtlichen) Abtheilung. An den Bestrebungen des Vereins deutscher Strafanstaltsbeamten, welcher ihn an seine Spitze berief, betheiligte er sich ebenfalls mit großem Eifer. Er gründete endlich verschiedene gemeinnützige und mildthätige Vereine, insbesondere 1866 den Militair-Hilfsverein zur Unterstützung der verwundeten sächsischen Soldaten und der Hinterlassenen Gefallener, welcher seine großartige Thätigkeit auch auf die Opfer des deutsch-französischen Krieges ausdehnte.

S. starb am 17. Januar 1886. Reich an Arbeit, reich an Erfolgen war sein Leben, das er in strengstem Pflichtgefühl ganz in den Dienst des Vaterlandes und der Wissenschaft gestellt hatte.

Weitere Nachrichten bieten noch die Nekrologe im Gerichtssaal, Bd. 38 S. 241 ff. (von Stenglein) und in der Rivista di discipline carcerarie, Rom Mai 1886 (von Beltrani-Scalia), sowie der von Dr. Rubo in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin am 20. Februar 1886 gehaltene Vortrag. Auch hat

A. Stölzel in seinem Werke Carl Gottlieb Svarez (S. 26 und Stammtafel) 1885 die Verwandtschaft Schwarze's mit dem Schöpfer des Preuß. Landrechts nachzuweisen versucht.

Joh. v. Schwarze.

Schwarzel: Karl S. (Schwarzl), katholischer Theologe, geb. zu Eggendorf in Niederösterreich am 19. Februar 1746, † zu Freiburg im Breisgau 4. März 1819. Ein Sohn wohlhabender Landleute, wandte er sich mehr, um den Wunsch der Eltern zu erfüllen, als aus innerem Berufe dem geistlichen Stande zu. Nachdem er einige Jahre in der Seelsorge thätig gewesen war, wurde er, wie es scheint, auf Wittola's Empfehlung, 1779 zum Professor der Polemik, Patristik und theologischen Litteraturgeschichte an der Universität zu Innsbruck ernannt, zugleich zum geistlichen Rathe des Fürstbischofs von Brixen. Am 8. Dec. 1781 weigerte er sich, den Eid auf die unbefleckte Empfängniß abzulegen, der nach den Statuten der Universität alljährlich an diesem Tage abgelegt wurde. Der Fürstbischof von Brixen als Kanzler der Universität entschied gegen ihn. Kaiser Joseph II. aber, vor den die Sache gebracht wurde, nahm davon Veranlassung, am 3. Juni 1782 den Eid in allen deutschen Erbländern abzuschaffen. Ueber die Angelegenheit erschienen mehrere Artikel in Schlözer's Staatsanzeigen und in den in Holland erscheinenden Nouvelles ecclésiastiques und die Broschüren „Ein Heftlein an den großen Heftmacher der Staatsanzeigen Prof. Schlözer", 1783; „Widerlegung eines Zeitungsartikels von Innsbruck in der Kirchenzeitung von Utrecht", 1782; „Erinnerung an den Herrn Zeitungsverfasser in Utrecht", 1788. Als Mitglied der Commission, welche die sehr weitgehenden liberalen Sätze des Prof. K. Güntherod prüfen sollte, verfaßte S. eine Schutzschrift für diesen. Nach der Aufhebung der Universität Innsbruck im J. 1783 wurde S. Professor in Freiburg, zunächst für Polemik und theologische Litteraturgeschichte, dann 1785 für Pastoraltheologie. Auf seinen Vorschlag wurde 1794 durch das Landespräsidium für die aus der Schule Entlassenen bis zum 20. Jahre der Besuch der sonntäglichen Katechese vorgeschrieben und 1799 ein besonderer akademischer Gottesdienst eingerichtet. Aus einem, ohne Zweifel von S. vor 1799 verfaßten Manuscripte „Freimüthige Gedanken über das Studienwesen in den k. k. Staaten", wird in dem Freiburger Diöcesan-Archiv, 11. Bd., S. 291 ein interessanter Auszug mitgetheilt. Im Jahre 1805 wurde S. von dem akademischen Consistorium einstimmig auf die Münsterpfarrei in Freiburg präsentirt. Als Münsterpfarrer war er zugleich Director der Normalschule, in welcher er Katechetik und Pädagogik lehrte. — Die bedeutendsten Schriften von S. sind: „Hirtlicher Unterricht von der christlichen Gerechtigkeit", 1780 (eine Uebersetzung eines ausführlichen Hirtenbriefes des von den Jesuiten als Jansenist angefeindeten Erzbischofs Rastignac von Tours; s. Reusch, Index II, 767); „Unterricht von der Andacht zum Herzen Jesu, wie sie im wahren Verstande zu nehmen sei", 1781; „Praelectiones theologiae polemicae", 2 Theile, 1783; „Acta congregationis archiepiscoporum et episcoporum Hetruriae", 7 Bde., 1790—1794 (eine Uebersetzung der 1787 zu Florenz italienisch erschienenen Actenstücke über die Berathung der kirchlichen Reformpläne des Großherzogs Leopold von Toscana); „Praktischer Religionsunterricht zum Gebrauche katechetischer Vorlesungen", 2 Bde., 1796; „Die Psalmen aus dem Hebräischen übersetzt, lateinisch und deutsch", 1799; „Anleitung zu einer vollständigen Pastoraltheologie", 3 Bde., 1799, 1800 (mit bischöflicher Approbation); „Uebersetzung und Auslegung des Neuen Testaments", 6 Bde., 1802—5; „Ueber die Nothwendigkeit der katholischen Kirchenversammlungen, sammt einem Anhange von den päpstlichen Concordaten; ein Wort zu seiner Zeit", 1808 (von dem Verleger [?] Napoleon, „dem Protector des rheinischen Bundes", und „dem Fürst-Primas Dalberg gewidmet"; s. O. Mejer, Zur Gesch.

der römisch-deutschen Frage, I, 294). „Versuch eines deutschen Rituals mit Beibehaltung des religiösen Alterthums“, 1809. Das von S. mitunterzeichnete merkwürdige Responsum facultatis theol. Friburg. de veritate sacramentorum ... quae jurati sacerdotes in Alsatia administrant, 1798 (abgedruckt in Henke's Archiv 6, 458), ist wohl nicht von S. (vielleicht von E. Klüpfel, A. D. B. XVI, 258) verfaßt. — S. war ein kenntnißreicher und wohlmeinender, aber weit nach links gehender Josephiner. Charakteristisch für ihn und die damaligen kirchlichen Zustände in Oesterreich ist, daß er Freimaurer, 1786—87 zu Freiburg sogar Meister vom Stuhl war.

Gradmann, Gel. Schwaben S. 604. — Wurzbach, Lexikon 32, 341. — Probst, Gesch. der Univ. Innsbruck, 1869, S. 212, 223. — Freiburger Diöcesan-Archiv X, 286; XI, 291. — L. Rapp, Freimaurer in Tirol, 1867, S. 108, 132. Reusch.

Schwarzenau: Christoph Ludwig S., angesehener hessischer Theologe, war in Alsfeld in Hessen am 4. Juni 1647 als Sohn eines Predigers geboren. In der Schule seiner Vaterstadt, später am Pädagogium in Darmstadt für die akademischen Studien vorbereitet, bezog er 1664 die Universität Gießen, wo er am 13. October 1667 die Magisterwürde erlangte. Er setzte nun seine Studien in Leipzig fort, wo namentlich Scherzer und Thomasius auf ihn einwirkten. Seit 1671 hielt er in Gießen philosophische und philologische Vorlesungen und wurde 1673 vom Landgrafen Ludwig VI. zum Metropolitan des Convents Itter und zum Prediger in Vöhl ernannt; zugleich bekleidete er die Hofpredigerstelle bei dem Bruder des Landgrafen, Georg, der ihn besonders begünstigte. Nach des letzteren Tode hatte er trübe Zeiten durchzumachen; seine Hoffnung, die erledigte Gießner Professur für orientalische Sprachen zu erhalten, schlug fehl, und mancherlei andere Widerwärtigkeiten, über die wir nicht näher unterrichtet sind, veranlaßten ihn, nachdem er am 9. November 1686 die theologische Doctorwürde erworben hatte, im J. 1695 nach Marburg überzusiedeln, wo er dann ohne eigentliches Amt akademische Vorlesungen hielt. Erst 1715 erhielt er eine ordentliche Professur der Theologie in Gießen, die er bis zu seinem Tode (10. December 1722) bekleidete. Er hat eine ganze Reihe dogmatischer Abhandlungen geschrieben, daneben aber auch auf dem Gebiete der Kirchengeschichte gearbeitet, wie denn schon seine erste Arbeit, mit der er die Magisterwürde erwarb, kirchengeschichtlichen Inhalts war und sich mit Thomas von Aquino beschäftigte. Außerdem hat er mehrere Gelegenheitspredigten (darunter eine Leichpredigt auf Landgraf Ludwig VI.) veröffentlicht, welche nicht ohne Werth für die Kenntniß hessischer kirchlicher Zustände sind.

Vgl. J. J. Rambach, Hessisches Heb-Opfer theologischer und philologischer Anmerkungen, I, 2. Aufl., S. 518—521, Gießen 1735 und Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte XIV, S. 160 bis 166. G. Winter.

Schwarzenau: Joachim Ludwig v. S., Reichstagsgesandter in Regensburg, stammte aus dem Geschlechte der Strein v. S., welches in Niederösterreich begütert war und im 17. Jahrhundert infolge der Religionsstreitigkeiten nach Hessen auswanderte. Sein Vater war der hessische Kanzler Kilian v. S., der den Adel des alten Geschlechts wieder aufnahm. Joachim Ludwig, der spätere Reichstagsgesandte, wurde am 26. August 1713 zu Darmstadt geboren und besuchte seit 1730 die Universität Gießen, wo er, besonders unter der Anleitung der Professoren Kaiser, Wahl und Mögling, Rechtswissenschaft studirte. Nach vierjährigem Aufenthalt daselbst kehrte er zunächst in das väterliche Haus zurück, um bald aber nach Jena zu gehen und seine juristische Ausbildung zu

vollenden. In den praktischen Dienst trat der einundzwanzigjährige Jüngling zunächst in Wetzlar, begab sich aber bald darauf nach Paris und wurde nach seiner Rückkehr durch die Vermittelung seines Vaters im Februar 1739 brandenburg-onolzbachischer Justizrath, im December desselben Jahres Hof- und Regierungsrath. Da der junge S. aber von der diplomatischen Laufbahn sich mehr Erfolg versprach, so trat er im August 1740 als wirklicher geheimer Legationsrath in hessische Dienste und wurde von dem Landgrafen Ludwig VIII. zum Comitialgesandten in Regensburg ernannt. Bald nach seinem Eintreffen in dieser Stadt starb Kaiser Karl VI., und der neue Gesandte wurde in die österreichischen Erbstreitigkeiten mit verwickelt, ohne aber daran den Antheil nehmen zu können, zu welchem ihn seine persönliche Ueberzeugung drängte, da er seitens des von ihm vertretenen Hofes, d. h. von seinem Vater, wiederholt zu der größten Vorsicht und Zurückhaltung ermahnt wurde. Diese, sich keinen Verbindlichkeiten nach irgend einer Seite hin aussetzende Stellungnahme zu den Wahlen des Kurfürsten Karl von Baiern und des Großherzogs Franz von Toscana mag der Grund gewesen sein, weshalb S. im Jahre 1744 auch die baden-durlachsche Vertretung auf dem Reichstage zu Regensburg erhielt. Allein allmählich brach bei S. trotz aller seiner diplomatischen Gewandtheit innerhalb der verschiedenen Strömungen bei dem Reichstage doch seine Vorliebe für die preußische Politik Friedrich's des Großen durch. Der vielumworbene Comitialgesandte, welcher 1753 die Stimmführung von Sachsen-Weimar und Holstein-Gottorp erhalten hatte, also vier verschiedene deutsche Höfe vertrat, verlor durch den wachsenden Einfluß Oesterreichs bei Ludwig VIII. von Hessen das Vertrauen dieses seines Landesvaters so, daß er von seinem Posten in Regensburg entbunden wurde. Der Großfürst Peter von Rußland als Inhaber der holstein-gottorpschen Stimme bei dem Reichstage folgte dem Beispiele des hessischen Landgrafen. Nur das Vertrauen des badischen Hofes verblieb S.; er wurde seitens jenes zum wirklichen geheimen Rathe ernannt. Inzwischen hatte der langbewährte Kanzler Kilian von S., gekränkt durch die seinem Sohne widerfahrene Zurücksetzung, in Darmstadt seinen Abschied eingereicht, und da man den treuen Beamten nicht ohne eine Genugthuung aus seinem Dienst scheiden lassen wollte, so suchte man die Zurücksetzung seines Sohnes dadurch zu mildern, daß man diesen mit einem Gehalt von 2000 Gulden in Regensburg ließ, während die hessen-darmstädtische Stimme am Reichstage vorläufig suspendirt blieb. Damals, 1763, wurde S. durch seinen Freund den Grafen Kaiserling angeboten, in russische Dienste zu treten, und ihm ein Ministerposten mit 8000 Rubel Gehalt in Aussicht gestellt; nur durch den Tod des erwähnten Unterhändlers scheint diese Angelegenheit nicht zum Austrag gebracht worden zu sein. Bei der Wahl Joseph's II. zum römischen König vertrat S. in Frankfurt neun deutsche Staaten, nämlich Baden-Durlach, Sachsen-Gotha, Weimar, Koburg, Hildburghausen, Brandenburg-Onolzbach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Mecklenburg-Strelitz und Nassau-Oranien. — Bei diesem allseitigen Vertrauen konnte es nicht ausbleiben, daß auch Preußen sein Augenmerk auf den vielgewandten Mann richtete als hervorragend geeignet zur Vertretung der brandenburgischen Interessen in Regensburg. Schwarzenau's persönliche Neigung traf sich mit dem Anerbieten seitens des preußischen Hofes. Am 22. April 1763 wurde jener zum k. preußischen geheimen Kriegsrath und bevollmächtigten Minister am Reichstage ernannt und hat, so lange Friedrich der Große lebte, dessen Vertrauen dauernd behalten. Als Beweis dafür kann ein Oelbild des großen Königs gelten, welches er seinem treuen Diener schenkte und welches noch jetzt als ein werthvolles Erbstück in der Familie aufbewahrt wird. Auch der Hof in Darmstadt betraute S. 1767 wiederum mit der Vertretung am Reichstage. Nach der brandenburg-kulmbachischen

Stimmführung, welche er ebenfalls seit 1767 hatte, die aber durch den Tod des kinderlosen Friedrich Christian 1769 erlosch, übernahm S. 1770 das Votum für Hildburghausen, 1771 auch das von Baden-Baden, welches durch den Tod des erblosen letzten Markgrafen an Baden-Durlach übergegangen war. Durch eine bedeutende Reduction des Gehaltes durch den Landgrafen Ludwig IX. von Hessen wurde S. genöthigt, 1772 die Stimmführung für jenen Hof abzugeben. Nach dem Tode Friedrich's des Großen ehrte sein Nachfolger S. dadurch, daß er ihn unter Belassung auf seinem Gesandtschaftsposten im Juli 1787 zum Staatsminister ernannte. Nur einige Monate indessen sollte es ihm beschieden sein, sich dieser neuen Ehre zu erfreuen; am 16. December 1787 starb er und ist in Regensburg beigesetzt worden. — Schwarzenau's staatsmännische Thätigkeit im Zusammenhange darzustellen, ist noch nicht versucht worden. Seine politische Correspondenz, besonders sein Briefwechsel mit den Landgrafen Ludwig VIII. und IX. von Hessen, mit dem Landgrafen zu Baden, mit der Herzogin Maria Anna von Baiern und der Herzogin Auguste von Württemberg, geben ein Bild von der Thätigkeit des vielseitig in Anspruch genommenen und geehrten Mannes und sind eine ergiebige Quelle der deutschen Politik in den Jahren 1741 bis 1787. Unentwegt hielt S. an dem, was er als das Richtige erkannt hatte, fest; trotz der großen pecuniären Opfer, die er in den fünfziger Jahren durch seine Parteinahme für Friedrich den Großen erlitt, indem ihm die von Oesterreich beeinflußten kleineren Staaten ihre Vota für den Reichstag in Regensburg entzogen, blieb er seinen Ansichten treu und verhinderte unter anderem dadurch besonders 1758 die Achtserklärung des preußischen Königs. Als zu des letzteren Gunsten nach 1763 die Stimmung bei dem Reichstage umschlug, bewirkte „der große Antagonist Vorie's", wie Ranke S. bezeichnet, fern von persönlicher Rache gegen seine einstigen Gegner, durch weise Mäßigung das Zusammenwirken aller Vertreter in Regensburg bei einzelnen wichtigen Fragen, so z. B. bei dem Reichsbeschluß von 1775 über die Revision des Reichskammergerichtes.

Vgl. Kurzgefaßte Lebens- und Dienst-Geschichte des k. preuß. wirklichen geheimen Etats- und Kriegsminister Freiherrn v. Schwarzenau. Regensburg 1787. — Personalnachrichten und politische Correspondenz im Familienarchiv. — H. Meisner, die Herzogin Maria Anna von Bayern und der Reichstagsgesandte v. S. In der Festschrift des Gymn. zu Jauer 1890. — Ranke, die deutschen Mächte u. der Fürstenbund. 1871. I, 46 (Werke 31. Bd. 1875. S. 33).

Heinrich Meisner.

Schwarzenbach: Onophrius S., Meistersinger des 16. Jahrhunderts; von bürgerlichem Beruf Barchentweber in Augsburg, war er als einer der 12 ersten Meister seiner Vaterstadt, die die meisterliche Kunst neben Nürnberg am höchsten ehrte, in der Tradition des Meistersangs wohl angesehen. Er scheint wesentlich in den fünfziger und sechsziger Jahren gedichtet zu haben; Adam Puschmann war sein berühmtester Schüler. Schwarzenbach's Stärke lag nicht in seinen werthlosen, meist geistlichen Texten; er brillirte dagegen, auch darin Puschmann's echter Lehrer, durch eine Fülle verschiedener und viel benützter Töne, war also wol mehr musikalisch als poetisch angelegt. Von ihm stammt eine Alber-, Barat-, kurze Blüh-, grobe, Hoch-, Hochchor-, Klee-, Kreuz-, kurze, lange, Maienblüm-, Mohren-, frühliche Morgen-, neue, kurze Schlag-, goldne Thron- und überlange Tagweise.

Roethe.

Schwarzenberg: Adolf Graf v. S. Der identische Ursprung der heutigen Fürsten zu S. mit den jetzt noch in Baiern blühenden Grafen von Seinsheim ist urkundlich sichergestellt. Franken ist das Stammland der Seinsheim und Schwarzenberg; dort steht noch heute das Stammschloß der Letzteren im Besitze

der einst reichsunmittelbaren und souveränen Fürsten zu S. Ein Friedrich v. Seinsheim wird schon im 10. Jahrhundert — also in einer bereits historisch klarer gestellten Zeit — als ein rühmenswerther fränkischer Feldherr genannt. Urkundlich erwiesene Thatsache ist der Beitritt eines Erkinger v. Seinsheim, 1409, zu einem Ritterbunde. Dieser Erkinger (geboren 1362) ist der eigentliche und directe Stammvater der heutigen Fürsten zu S. und der erste Träger dieses so ruhmvoll gewordenen Namens. Er galt als ein im Krieg und Frieden ausgezeichneter Mann und stand in hohem Ansehen bei Kaiser Sigismund als dessen Rath und oberster Feldhauptmann. Historische Thatsache ist seine Erhebung im J. 1429 „auf Grund seiner Verdienste um Kaiser und Reich, weil er manche Jahre in wälschen Landen gegen die Ketzer, und in andern kaiserlichen Geschäften gegen des Kaisers und des Reiches Feinde fleißig, ritterlich und streng gedient und sich in vielen andern Sachen tugendlich erwiesen zu einem rechten Frei- und Bannerherrn des Reiches" auf das von ihm 1406 erworbene, früher stets von Grafen und Freiherrn innegehabte Oberjägermeisteramt des Stiftes Würzburg und auf die 1420 verkaufte, dem Reiche zu Lehen angetragene Herrschaft S., von welchem Schlosse er sich von nun an den Namen beizulegen begann, was seine Nachkommen immer nachdrücklicher fortsetzten. Die zahlreiche Nachkommenschaft aus dessen beiden Ehen repräsentirte nunmehr zwei Hauptlinien des Hauses und zwar bildeten die Kinder aus der ersten Ehe die ältere fränkische oder Stephansbergische Linie, die Nachkommen aus der zweiten Ehe die jüngere fränkische oder Hohenlandsbergische. Als sich später S. in den Niederlanden, in Friesland, Lüttich und Jülich niederließen, wurde die Stephansbergische Linie die „Niederländische" genannt, aus welcher sich die jüngere „Lüttich'sche" oder „Edmond'sche" als besonderer Ast auszweigte. Als eine glänzende Zierde seines Hauses wird Johann II. aus der Hohenlandsbergischen Linie genannt, welcher 1528 starb. Sein älterer Sohn Christoph (geboren 1488) wanderte „der Religion wegen" nach Baiern aus und wurde der Stifter des baierischen Astes der Schwarzenberge, der sich wieder in einen älteren und jüngeren Zweig theilte. Sein jüngerer Bruder Friedrich setzte die fränkische Linie fort. Friedrich's ältester Sohn Johann III. wurde auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 vom Kaiser Maximilian II. mit seinen Brüdern Paul und Friedrich dem Jüngeren, dann mit seinen Vettern von der baierischen Linie in den Grafenstand erhoben. Hierdurch wurde die Schwarzenberg'sche Stammherrschaft S. in Franken eine unmittelbare Reichsgrafschaft. Mit dem kinderlosen Grafen Johann erlosch 1588 die fränkische Linie des Schwarzenberg'schen Hauses und die Stammgüter gingen an den baierischen Ast über, welcher auch bereits in zwei besonderen Zweigen blühte, von denen der jüngere mit Wolfgang Jacob 1618, der ältere, — dem die Stammgüter in Franken zufielen, — mit Graf Georg Ludwig, einem um Oesterreich verdienten Staatsmann, im J. 1646 erlosch. Seine Besitzungen gingen an die niederländische Linie des Gesammthauses S. über, welches vom Kaiser Rudolf II. im J. 1599 das Grafendiplom erhielt. Von dieser Linie, und zwar dem jüngern Lüttich'schen oder Edmond'schen Aste stammen die heutigen Fürsten zu S. und ist Wilhelm I., Sohn Erkinger III. der unmittelbare Ahnherr derselben. Im goldenen Ehrenbuche der Schwarzenbergischen Geschichte glänzen auch in hervorleuchtender Weise, obschon nicht als Krieger in eigentlicher Bedeutung dieses Wortes, aber doch als feste und unerschrockene Kämpfer in den Wirren und Stürmen ihrer Zeit Adolf's Sohn Graf Adam und sein Enkel Johann Adolf. Das Fürstendiplom Kaiser Leopold I. vom 14. Juli 1670 verherrlicht das Andenken Adam's auf glänzende Weise. Verschiedene Gründe, besonders aber das mehrere Generationen hindurch drohende Erlöschen des Hauses, dann auch die Verwaltung eines ausgedehnten Güterbesitzes hielten die nachfolgenden Fürsten

von dem Eintritte in die kriegerische Carrière ab. Als die hervorragendsten Krieger des Hauses galten die weiter unten angeführten.

Berger, Frdr. Karl Fürst zu Schwarzenberg ꝛc. in Streffleur's öst. milit. Zeitschr. Wien 1863, IV. Sch.

Adolf Graf v. S. (geboren 1547, † am 29. Juli 1600) aus der niederländischen Hauptlinie des Hauses, Enkel Wilhelm's I. († 1526) und Sohn Wilhelm's III. († 1557) aus dessen Ehe mit Anna v. d. Harff. Gleich den beiden Vorgenannten verewigte sich auch A. als Krieger von hervorragender Berufsstellung. Seine ersten Waffenthaten gehören der Zeit der Kämpfe Philipp's II. mit den aufständischen Niederländern und dem Kriege Heinrich's III. gegen die Hugenotten an; er focht da unter der Fahne Spaniens und des katholischen Frankreichs. Der Kurfürst von Köln ernannte ihn zum Geheimrath, General und Landhofmeister; auch begegnen wir ihm als Marschall und Statthalter im Lüttichschen. — Wie so viele seiner Landsleute und Standesgenossen suchte auch A. v. S. im Türkenkriege Waffendienst und Ehre. Es war zur Zeit, da Peter Graf v. Mansfeld als Adlatus Erzherzog Maximilian III. die kaiserlichen Streitkräfte in Ungarn gegen die hier längst heimisch gewordene Macht der Osmanen befehligte. In seinem Lager fand sich auch 1594 A. v. S. mit dem von ihm geworbenen Wallonenregimente als einer der Feldobersten ein. Hier wurden Niklas Pálffy und Franz Nádasdy seine Waffengenossen. S. betheiligte sich an den heißen Kämpfen um das von den Türken besetzte Gran (Juli und Septbr. 1594). Zuerst gelang (24. Juli) die Erstürmung von Párkány, dann wurde die Belagerung Grans eifrig fortgesetzt und nach dem beklagenswerthen Tode des Mansfelders (14. August) die Uebergabe der wichtigen Burgstadt (2. Septbr.) und bald darauf auch der Donaufeste Vissegrad (Plintenburg) erzwungen. Den Oberbefehl überkam damals Erzherzog Mathias, der ihn bald darauf an seinen Bruder Maximilian III. abgeben mußte. Als Sultan Mohamed III. zur persönlichen Heerfahrt rüstete, beeilte man sich, Waitzen und Hatvan (1595 Sept.) zu nehmen und dann vor allem das bedrohte Erlau zu decken. So kam es am 26. October zur blutigen Entscheidung vor Mezö-Keresztes; der anfängliche Sieg der Kaiserlichen verwandelte sich zufolge der voreiligen Beutelust der Söldner in eine schwere Niederlage. Um so heftiger entbrannte dann der Festungskrieg in Westungarn. An jenen Kämpfen hatte A. v. S. regen Antheil genommen, hier tritt er bald in den Vordergrund, Niklas Pálffy, dem Feldhauptmanne Ungarns diesseits der Donau, zur Seite; das Kriegsjahr 1598 wurde sein Ehrenjahr. Den 28. März erscheinen sie vor Raab und erstürmen den wichtigen Waffenplatz. Bevor der neuernannte Generalissimus, Erzherzog Mathias von Wien eingetroffen, eroberten A. v. S. und Pálffy 6. April Totis und Sz. Márton (Eisenstadt) und rasch darnach Gesztes, Veszprim und Palota. Gern wären sie sofort gegen Ofen, das Hauptbollwerk der Türkenherrschaft, aufgebrochen, allein das verspätete Eintreffen neuer Streitkräfte und das Austreten der Gewässer hinderte dies. Erst im October 1598 konnten sie das Lager vor Altofen aufschlagen und A. v. S. bezwang die Wasserstadt, im Kampfe verwundet, aber die Ueberlegenheit feindlicher Waffenmacht zwang am 3. November die Kaiserlichen zum Abzuge. Der Großvezier Ibrahim Pascha, Nachfolger des wegen unglücklicher Heeresführung hingerichteten Saturdschi-Pascha, versuchte, bald nach dem vergeblichen Angriffe Schwarzenberg's und Pálffy's auf Stuhlweißenburg, Friedensunterhandlungen mit den Kaiserlichen, die jedoch zu keinem Ergebnisse führten und rückte dann vor Raab. S. mußte sich wegen Mangels an Reiterei in der Defensive verhalten. Doch zog das türkische Hauptheer unter großen Verwüstungen und verfolgt von den Ungarn ab. Die Eroberung Raabs hatte A. v. S. zum berühmten Manne gemacht; der Kaiser ließ Medaillen prägen,

Denksäulen zu seinen Ehren aufrichten, ertheilte ihm mit eigener Hand den Ritterschlag, beschenkte ihn mit Gütern und Geld, mit dem erblichen Reichsgrafenstand (1599), und einer Mehrung seines Wappens. Er stand damals auf der Höhe seines Lebens, weiterer Erfolge gewärtig, als ihn die Meuterei der Söldner in Pápa — sie wollten die Feste an den Feind verrathen — am 26. Juli 1600 dahin rief. Furchtlos stellte er sich den Meuterern in den Weg, um sie zum Gehorsam zu verweisen, da traf ihn eine Kugel und machte seinem rühmlichen Kriegerleben ein Ende. Aus seiner Ehe mit Margarethe Wolff, Freiin v. Metternich zu Gracht, hinterließ er den einzigen Sohn Adam, der die nachmals fürstliche Linie der Schwarzenberge aufrecht hielt.

Hormayr, Archiv f. G., St. u. f. w. 1822, Nr. 24, 25 über die den Verewigten betreff. Medaillen. — Oest. Milit. Zeitschr. 1829 I u. IV über einige Kriegsthaten A. v. Schwarzenberg's. — Hammer, G. des osman. R. IV. — Feßler-Klein, Gesch. Ung. III. — Wurzbach, XXXIII. Die Zusammenstellung der auf Schwarzenberg's ungarische Kriegsthaten bezüglichen glchz. Relationen von 1596—1599. f. bei Kertbeny (Benkert), Ungarn betreffende deutsche Erstlingsdrucke 1454—1600. Budapest 1880.

Krones.

Schwarzenberg: Edmund Leopold Friedrich Fürst zu S., k. k. Feldmarschall, der dritte und jüngste Sohn des Feldmarschalls Karl, wurde in Wien am 18. November 1803 geboren. Hinlänglich vorbereitet und von dem Geiste der Schwarzenberge erfüllt, finden wir ihn im Februar 1821 als Cadetten im Infanterieregimente Nr. 33. Schon im folgenden Jahre erfolgte sein Uebertritt zur Cavallerie und nach rascher Zurücklegung der unteren Grade begegnen wir ihm als Rittmeister im 8. Cürassierregimente. Im J. 1832 wurde er zum Major im 6. Cürassierregiment, 1834 zum Oberstlieutenant, 1836 zum Obersten und Commandanten des 4. Cürassierregiments befördert. Im J. 1844 wurde der Fürst mit Beförderung zum Generalmajor, Brigadier in Linz und folgte hierauf der Zutheilung zum Hofkriegsrathe, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1848 blieb. Dieses Jahr wurde für ihn ein Probierstein seiner militärischen Fähigkeiten, seines unerschrockenen Muthes, seiner mit durchgreifender Energie gepaarten Besonnenheit und überhaupt aller jener Eigenschaften, die den Soldaten zieren, besonders aber den Führer charakterisiren. Nicht weniger denn fünf Schwarzenberge waren es, welche in diesem Jahre gegen den inneren und äußeren Feind auszogen. Fürst Edmund S. erhielt eine Brigade bei dem Reservearmeecorps, welches Feldzeugmeister Graf Nugent am Isonzo sammelte. Mit derselben traf der Fürst noch rechtzeitig an der Piave ein, um in der Division des Feldmarschalllieutenants Grafen Schaffgotsche an den Gefechten theil zu nehmen, deren Folge der Rückzug des Feindes nach Treviso war. Bei den weiteren Operationen dieses Armeecorps hatte die Brigade des Generalmajors Fürsten Edmund S. Gelegenheit, am 21. und 23. Mai an zwei Gefechten theil zu nehmen. Als das Armeecorps am 25. Mai in Verona einrückte und Feldmarschall Graf Radetzky die Offensive gegen den untern Mincio unternahm, hatte der Fürst seine Truppen infolge einer neuen Corpseintheilung an andere Brigaden abgeben müssen und den Marsch über Mantua, die Gefechte bei Curtatone und Goito als Volontär mitgemacht. Der Feldmarschall Graf Radetzky hielt es hierauf für nöthig, die Armee nach Verona zurückzuführen und diesen Rückzug durch eine Flankenbewegung des 2. Armeecorps, dann durch starke Cavalleriestreifcommanden zu markiren. S. wurde mit der Leitung sämmtlicher Streifparteien betraut. Beim Beginne der Offensiv-Operationen hatte die Brigade des Fürsten die Vorposten zwischen Tomba und la Vecchia am rechten Etschufer und rückte bei dem Angriffe des 2. Armeecorps unter Feldmarschalllieutenant Baron d'Aspre mit auf

die feindliche Stellung zwischen der Etsch und Villafranca, indem sie den Auftrag erhielt, zwischen dem genannten Flusse und der von Croce bianca nach Peschiera führenden Straße durch Vorrückung in mehreren Colonnen über den wahren Angriffspunkt zu täuschen und nach Gelingen derselben den weiteren Bewegungen des Armeecorps nach Castelnuovo zu folgen. S. entsendete schon um 3 Uhr früh Abtheilungen auf der Straße nach Bussolengo, um bei Tagesanbruch die Höhen von Pastrengo anzugreifen, während er persönlich die Brigade auf der Poststraße von Croce bianca nach Peschiera vorführte, um den Feind vor Santa Giustina und Osteria del Bosco durch wiederholte Angriffe festzuhalten. Seine hiebei bewiesene Umsicht hatte zu den Erfolgen dieses Tages wesentlich beigetragen, weshalb der Fürst in der Relation des Divisionärs mit dem Ausdrucke zur Allerhöchsten Auszeichnung empfohlen wurde, daß derselbe „als ritterlicher Held, der im heftigsten Feuer keine Gefahr achtet, allen zum Vorbild dient“, während der Corpscommandant Feldmarschallieutenant Baron d'Aspre relationirte, daß diese Operation vom Fürsten ebenso gut eingeleitet, als von den Truppen rasch und tapfer ausgeführt wurde. Die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone 2. Classe war der Lohn für diese Leistungen. Nach dem Rückzuge des Feindes hatte die Brigade S. den Befehl, bis zur Ankunft des 3. Armeecorps Peschiera am linken Ufer des Mincio zu cerniren. Der Fürst bedauerte hier fast unthätig bleiben zu sollen, während der Kampf von Custoza noch nicht entschieden war. Er beeilte sich daher, als das 3. Corps kaum in Cavalcaselle angekommen war, mit seinen Truppen sobald als möglich wieder auf dem Schlachtfelde zu erscheinen und traf noch zur rechten Zeit ein, um am Abend im Vereine mit Schaffgotsche den bei Belvedere noch Widerstand leistenden Gegner zu delogiren. Das 2. Armeecorps erhielt hierauf den Befehl über Valeggio nach Volta zu marschiren; Generalmajor Fürst Fritz Liechtenstein näherte sich mit der Avantgarde am 26. Juli Nachmittags diesem Orte, als er von überlegenen Streitkräften angegriffen wurde. S. eilte aber mit seiner Brigade rasch zur Unterstützung herbei, nahm theil an dem Nachtgefechte vom 26. auf den 27. Juli und trug durch die kräftige Vorrückung auf die Höhe von Sottomonte wesentlich zum fluchtartigen Rückzuge der Piemontesen bei. Am 31. Juli übernahm die Brigade S. den Avantgardedienst im 2. Armeecorps und kam nach mehreren kleinen Gefechten am 4. August vor Mailand an, woselbst die Piemontesen eine Stellung vor der Stadt bezogen hatten. Die Avantgarde des 1. Corps hatte schon durch 3 Stunden mit ausdauernder Tapferkeit gefochten, als die Avantgarde des 2. Corps dispositionsgemäß in zwei Colonnen, und zwar, mit einer gegen Nosedo, mit der anderen gegen Vajano vorrückte und dieses ohne Aufenthalt besetzte. Die Wichtigkeit der beiden die Chausseen beherrschenden Punkte Vigentino und Nosedo erkennend, faßte der Fürst den kühnen Entschluß überraschend mit der Spitze der Avantgarde anzugreifen, obgleich beide Orte stark besetzt und namentlich Vigentino auch durch Feldschanzen gedeckt war. Nosedo wurde von S. erstürmt und Vigentino sammt seinen Verschanzungen unter persönlicher Leitung des Fürsten ungeachtet der hartnäckigsten Vertheidigung genommen. S., sich stets im Feuer exponirend und die Truppen aneifernd, folgte seinen Abtheilungen nicht nur während des Sturmes auf Vigentino, sondern leitete auch die Verfolgung des Feindes bis gegen Mailand. Obgleich der Feind ununterbrochen aus schweren Geschützen von den Wällen Mailands gegen die Anrückenden kämpfte, behauptete sich der Fürst in seiner Stellung vor den Mauern der Stadt und trug so wesentlich zum Falle Mailands bei. Bei dieser Gelegenheit bewies derselbe nicht nur ein energisches Wollen und persönlichen Muth, sondern auch einen hohen Grad von Kaltblütigkeit und Leitungsgabe, indem er selbst in der größten Hitze des Gefechtes das nöthige Einwirken auf die

Nebencolonnen nicht übersah. Er entsandte in Mitte seiner eigenen Thätigkeit und gerade zur rechten Zeit Abtheilungen in des Feindes rechte Flanke gegen Rosedo und Casa Pestrino, wodurch das Vordringen der anderen Avantgarde-colonnen und die Erstürmung von Casa Pestrino erleichtert wurde. Das rasche Vorgehen der Brigade S. hatte auch die Folge, daß eine bei San Donato stehende feindliche Batterie erobert werden konnte. Sowohl die unterstehenden Kampfesgenossen des Fürsten, als auch dessen Vorgesetzte, der Feldmarschallieutenant Graf Schaffgotsche als Divisionär, Baron d'Aspre als Corpscommandant und Feldmarschall Graf Radetzky sprachen sich nach der Action so anerkennend über das tapfere, umsichtige und auf den günstigsten Haupterfolg einflußreiche Benehmen des Fürsten aus, daß ihm dafür die höchste militärische Auszeichnung, nämlich das Maria-Theresienkreuz zu theil wurde. Zwei Tage nach dem siegreichen Einzuge der kaiserlichen Armee in Mailand erhielt Fürst S. die Weisung, mit der Brigade die nördlichen Provinzen der Lombardei bis an die Schweizer und Tiroler Grenze zu besetzen, die Entwaffnung der Bewohner vorzunehmen, die kaiserlichen Behörden wieder einzusetzen und über Bergamo dem 2. Armeecorps nach Brescia zu folgen, allwo der größte Widerstand gewärtigt wurde. Mit dem Gefechte bei Morazzone am 26. August gegen die 1500 Mann starken Freischaaren, an welchem S. noch theil genommen hatte, endete dessen kriegerische Thätigkeit in Italien, da er, im November zum Feldmarschallieutenant befördert, unter Feldmarschall Fürst zu Windischgrätz das Commando einer Grenadierdivision in dem vom Feldmarschallieutenant Duca Serbelloni befehligten Armeereservecops erhielt. In diesem beschwerlichen Winterfeldzuge hatte der Fürst neue Gelegenheit seine Thatkraft zu äußern, so bei Kapolna, wo er am ersten Schlachttage wesentlich zur günstigen Entscheidung beitrug. Am zweiten Schlachttage verdrängte die Division S. den Feind aus dem zwischen Kapolna und Kaal vorspringenden großen Wald und erstürmte den letztgenannten Ort. Der Feind hatte bei Kaal mit seiner Uebermacht wohl lebhaften Widerstand geleistet, als er aber bei den erlittenen Verlusten auf seinem rechten Flügel und im Centrum von Kaal Verstärkungen dahin schicken mußte, erkannte der Fürst den geeigneten Moment zum Ergreifen einer energischen Offensive, forcirte den Bahnübergang, wie die Erstürmung des Ortes und warf den Feind in die Richtung gegen Fuzes Abany, während welches Rückzuges der Gegner noch bedeutende Verluste erlitt. Bei der Zusammenstellung der Truppen für den Sommerfeldzug 1849 in Ungarn erhielt der Fürst das Commando des 3. Armeecorps, eine schwere Krankheit jedoch, die ihn infolge der ungewöhnlichen Anstrengungen des Winterfeldzuges befallen, hinderte ihn, diese Campagne mitzumachen. Nach glücklich erfolgter Wiederherstellung wurde ihm das Commando des 7., später jenes des 4. und im J. 1859 wieder das des 3. Armeecorps übertragen. Nebst dem schon oben erwähnten Militär-Maria-Theresien-Orden erhielt der Fürst noch den Orden der Eisernen Krone 1. Classe, wurde 1849 zweiter Inhaber des Dragonerregiments Nr. 2 und 1853 Geheimer Rath. Schon anfangs des Jahres 1859, als die Ereignisse in Italien eine Verstärkung der dortigen Truppen nöthig machten, verließ das 3. Armeecorps Wien und war in wenig Tagen in der Lombardei. Bei dem Uebergange über den Ticino bildete das Corps des Fürsten die Avantgarde des Heeres und stand im ersten Theile des Feldzuges zuerst am Po, zur Sicherung des Ueberganges nach Valenza, bei Torre di Beretta, wo einige erfolgreiche Gefechte stattfanden, dann an der Sesia, später an der Agogna, endlich in der Reservestellung von Trumello und Garlasco. Der Uebergang der Piemontesen über die Sesia und das Gefecht bei Palestro am 30. Mai gaben dem Corps Hoffnung zum entscheidenden Eingreifen in den Gang der Ereignisse. Es mußte sich nach Mortara in Bewegung setzen. Am 31. wurde der Fürst in das Hauptquartier berufen,

um wegen Ergreifens der Offensive die Befehle zu empfangen. Zur selben Zeit aber erhielt man Kunde von den ungünstigen Vorfällen bei Palestro und dem Vorrücken der Franzosen gegen Novara. Der Rückzug hinter den Ticino wurde beschlossen. Da nun mehrere Corps, die Reservecavallerie, das Armeehauptquartier und der ganze Train bei Vigevano auf einer Brücke zurückgehen sollten, wozu geraume Zeit nöthig war, so blieb es für den Fürsten S., dessen Corps das nächste am Feinde stand, keine kleine Aufgabe, den Rückzug vollkommen sicher zu stellen, um so mehr, als sein Corps am 1. Juni zwischen Castel d'Agogna und Vespolate auf $1^1/_2$ Meilen getrennt war. Durch des Fürsten unermüdliche Thätigkeit, verbunden mit äußerer, Vertrauen einflößender Ruhe, war aber bald gegen alle Eventualitäten Vorsorge getroffen. An der Schlacht von Magenta nahm S. den ehrendsten Antheil, er hatte die Aufgabe, den bei S. Martino über den Ticino setzenden Feind in der rechten Flanke anzugreifen. Nach langem hin- und herschwankendem Gefechte, trat der Fürst bei dem Angriffe der Brigade Dürfeld gegen Ponte di Magenta, kühn und verwegen wie immer, an die Spitze derselben. In den vordersten Reihen und kaltblütig im Bereiche des feindlichen Feuers hatte er so das meiste zum Entflammen seiner Truppen beigetragen, der im Aufmarsche begriffene Feind wurde in Front und Flanke angefallen, gerieth in Unordnung, wurde geworfen und einige hundert Schritte verfolgt. Es war 9 Uhr Abends, das Corps des Fürsten hatte das Schlachtfeld im wackeren Kampfe behauptet und den Rückzug vom Feinde unbelästigt nur auf höheren Befehl vollzogen. Auf dem weiteren Rückzuge bis an den Mincio bewies der Fürst wieder jene unermüdliche Sorgfalt für seine Truppen, wie sie nur ein humaner und pflichtgetreuer Truppenführer mit Aufopferung zu bethätigen im Stande ist, was hier um so mehr der Fall war, als das Corps stets die Arrièregarde bildete, sonach einen wirklich angestrengten Sicherungsdienst hatte. Am Lambro bei San Angelo und an der Adda wurden vom Corps wieder Stellungen bezogen. Später mußte dasselbe aus der Stellung bei Goito zur Bewachung des Mincio zwischen Monzambano und Valleggio vorrücken und Volta besetzen. Aus dieser Stellung führte S. sein Corps am 24. in die Schlacht von Solferino; er hatte die Aufgabe die zwischen den Parallelstraßen von Guidizzolo und Medole sich entwickelnden Franzosen zu durchbrechen. Um dies mit aller Kraft zu bewerkstelligen, suchte er die 5 Brigaden seines Corps möglichst zu vereinen, doch konnte er dasselbe zur beabsichtigten Gesammtaction nicht bringen, weil ohne sein Wissen manche seiner Truppen, unter anderen die Reservedivision eine andere Bestimmung erhalten hatten. Dadurch kamen die 5 Brigaden seines Corps in großer Ausdehnung in eine Linie zu stehen, wurden mehr oder weniger in Einzelgefechte verwickelt und konnten nicht mehr zu einer Gesammtwirkung gebracht werden. Der Fürst suchte daher mit der höchsten persönlichen Anstrengung vorläufig nur die Linie gegen den unermüdlichen Feind zu behaupten und war bemüht, seine Truppen wenigstens nach und nach für einen Offensivstoß zu concentriren. Seine ohne Reserve fechtenden Truppen hatten in dieser Weise einen harten Stand; aber überall wußte der Fürst dieselben durch sein persönliches Einwirken zu ermuthigen, und wo dies nicht ausreichte, trat auch die vollste Energie an die Stelle. So war eine seiner Batterien auf der Straße von Guidizzolo-Castiglione lange der Uebermacht der feindlichen Batterien ausgesetzt gewesen und deren Commandant glaubte nach schon erlittenem, bedeutendem Verluste wenigstens das noch vorhandene Material retten zu müssen, ließ aufprotzen und eilte auf der Straße zurück, dem zufällig hier stehenden Fürsten entgegen. Dieser aber, mit hochgehaltenem Säbel und einem donnernden „Halt" hieß die Batterie wieder umkehren und hieß sie mit dem Zurufe: „Thut Eure Schuldigkeit bis auf den letzten Mann" wieder in die vorderste Linie zurückkehren. — Der schließlich

anbefohlene Rückzug wurde in Ordnung vollzogen. Nach den Anstrengungen des Feldzuges 1859 erhielt S. im October desselben Jahres das Commando des 2. Corps und die Charge eines commandirenden Generals in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und Steiermark und im December den Charakter eines Generals der Cavallerie ad honores. Mit kaiserlicher Entschließung vom 28. December 1860 wurde er auf seine Bitte aus Gesundheitsrücksichten „unter vollster Anerkennung seiner im Kriege und Frieden stets und vielseitig bewährten, ausgezeichneten Dienstleistung" enthoben und zum überzähligen Capitänlieutenant der Ersten Arcieren-Leibgarde ernannt. Nach dem 1867 erfolgtem Tode des Grafen Wratislaw übernahm S. das Commando dieser Garde und wurde anläßlich der Enthüllungsfeier des Denkmals seines Vaters — 18. October 1867 — Feldmarschall, nachdem er schon 1862 zum Ritter des goldenen Vließes ernannt worden war. Die letzten Jahre verlebte der Fürst auf Schloß Worlik in Böhmen, wo er am 17. November 1873 starb. Mit ihm war der letzte der Söhne des Siegers bei Leipzig gestorben, der ältere Bruder Karl war ihm schon am 25. Juni 1858, der älteste, Friedrich (der Landsknecht), drei Jahre früher im Tode vorangegangen. Der Fürst Edmund S. selbst war unvermählt geblieben.

Berger, Heinr. Karl Fürst zu S. ꝛc. in Streffleur's östr. milit. Zeitschr. Wien 1863, IV.

Sch.

Schwarzenberg: Fürst Felix zu S. wurde am Abend des 2. October 1800 dem Haupte der älteren Linie seines Hauses Josef v. S. auf dem herzoglichen Residenzschlosse zu Krumau in Böhmen geboren. Seine Mutter, eine geborene Herzogin v. Arenberg, war jene hochgesinnte Fürstin Pauline, welche bei dem Ballfeste, das der österreichische Botschafter in Paris in der Nacht des 1. Juli 1810 veranstaltete und das eine plötzliche Feuersbrunst in so entsetzlicher Weise unterbrach, als sie in den improvisirten Zubau des Gesandtschaftshotels eilte, um ihre übrigens bereits in Sicherheit gebrachte Tochter zu retten, unter den lodernden Trümmern der einstürzenden Decke begraben wurde. Unter neun Kindern, welche Pauline ihrem Gemahl geboren hatte — drei Söhnen und sechs Töchtern — war F. das vierte Kind, der zweitgeborne Sohn. Seine Kindheit fiel in eine schwerbewegte Zeit. Fürst S. war eben in sein sechstes Jahr getreten, als auch das Fürstenhaus Schwarzenberg von dem Schlage der Mediatisirung getroffen wurde, infolge deren die Landeshoheit über Schwarzenberg in Franken an Baiern, jene über die Landgrafschaft Kleggau an Baden fiel, wozu sich noch im J. 1809 die Confiscation der Schwarzenberg'schen Reichsbesitzungen einer-, die Sequestration derselben andererseits gesellte. Eben um die bisher erfolglos angestrebte Restitution seines Hauses persönlich zu betreiben, hatte Fürst Josef jene verhängnißvolle Reise nach Paris angetreten, welche F. des beglückenden Besitzes einer mit allen Gaben des Geistes und Herzens reichbegabten Mutter berauben sollte. Eine wahre zweite Mutter fand sich jedoch für die fürstliche Familie in der Prinzessin Eleonore, der jüngsten Schwester des Fürsten Josef, zumal sich, um die Lücke, welche der Verlust Paulinens zurückgelassen hatte, auszufüllen, die Mitglieder des Hauses nur noch enger aneinanderschlossen. Den ersten Unterricht ertheilte F. der bekannte österreichische Schulmann Hohler, der seit 1809 14 Jahre hindurch das Lehramt im Hause S. versah, neben welchem indeß noch ein besonderer Mentor die eigentliche conventionelle Bildung im Sinne einer adeligen Erziehung überwachte. F. lernte rasch und leicht. Er pflegte mit seiner Aufgabe längst fertig zu sein und sich mit seinen Lieblingsbüchern zu beschäftigen, während wir uns noch mit unserem Pensum abmühten, hören wir einen seiner Jugendgenossen sagen. Uebrigens dürften Umfang und Tiefe dieses Unterrichts nicht zu überschätzen sein. Der Unterricht, bemerkt Graf Hübner, dessen der

junge Felix im väterlichen Hause genoß, war der seiner Standesgenossen. Man wollte sie nicht zu Gelehrten machen. Niemand dachte an Aehnliches. Erst später, lange nachdem er über die Schuljahre hinaus war, bemerkte er die leeren Stellen, welche der unvollständige Unterricht in seinem Geist gelassen hatte. Es drängte ihn sie auszufüllen. Mit Eifer und Ausdauer las er nun römische Classiker, studirte er unter Hyrtl's und Lippich's Anleitung Medicin, vorzüglich Anatomie und suchte in die Geheimnisse des animalischen Magnetismus einzudringen. Aber wie das dem Autodidakten häufig widerfährt, es blieben doch Lücken in seinem Wissen. Namentlich mit dem öffentlichen Recht hat er sich niemals ernsthaft beschäftigt. Es war das die Zeit, in der sich das inhaltsschwere Wort: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!" seinen Lippen entrang, ein Selbstvorwurf, der freilich wohl nicht so sehr den seligen Träumereien seines Heimathschlosses, als vielmehr der reich durchkosteten Sturm- und Drangperiode seines Lebens gelten mochte, die nach der beklagenswerthen Sitte fürstlicher Familien bereits zu einer Zeit begann, die sonst ernster wissenschaftlicher Arbeit und der Vorbereitung auf den künftigen Beruf gewidmet zu werden pflegt. Uebrigens will man jene Abgeschlossenheit und Selbständigkeit, die ihre eigenen Wege zu gehen pflegt, sowie jenen kaustischen Zug, der dem weltmännisch gewandten Fürsten in der Folge eigen war, schon an dem Jüngling, dem gleichwohl willkommenen Genossen geselliger Cirkel wahrgenommen haben. Er liebte Musik und namentlich Gesang; mit Vorliebe ergötzte er sich auch am Angelfischfang. Die lärmenden Freuden der Jagd andern überlassend, konnte man ihn oft an einem seiner Lieblingsplätze an den Krumauer Forellenbächen überraschen, wobei er sich während des Fischfangs an der Lectüre irgend eines interessanten Buches ergötzte — ein Lückenbüßer, den er auch auf den Schießstand mitnahm, um, wenn er sich unbeachtet glaubte, am Boden gemüthlich hingelagert, über das Buch — alles um sich her zu vergessen. Selbst der Reisewagen wurde ihm zum Lesecabinet und es kam andrerseits auch wohl vor, daß er auf der Fahrt ein ihm lästig erscheinendes Product der Presse zum Wagenfenster hinaus expedirte. Felix war 18 Jahre alt, als er, der Neffe des glorreichen Feldherrn, auf dem die Blicke Europas ruhten, sich ebenfalls der Militärlaufbahn widmete. Von kundigen Männern wurde er in dieselbe eingeführt: allerlei taktische und strategische Aufzeichnungen aus jener Zeit, auch eine von ihm selbst geschriebene „L'art de tactique" haben sich noch erhalten. Am 22. November 1818 trat er als Cadet in dem 8. Cürassierregiment (Großfürst Constantin) ein, dessen Oberst und Commandant damals sein Schwager, (Gemahl seiner ältesten Schwester Maria Eleonore) Fürst Alfred zu Windischgrätz, der spätere Feldmarschall, war. Er blieb drei Jahre bei diesem Regiment. Denn er wurde zwar, nachdem er noch in demselben zum Lieutenant befördert worden war, am 15. Juni 1821 in gleicher Eigenschaft zu dem Husarenregimente Kaiser Franz Nr. 4 transferirt, avancirte aber Tags darauf zum Oberlieutenant und wurde, ehe er in dasselbe einrückte, am 1. Juli d. J. zu Großfürst Constantin zurückversetzt. Am 1. December 1822 erfolgte seine Beförderung als zweiter Rittmeister bei Fürst Karl Schwarzenberg Uhlanen, welches Regiment für immerwährende Zeiten den Namen seines ruhmgekrönten Oheims führen sollte. Zwei Jahre darnach — 26. Januar 1824 — rückte er in diesem Regiment zum ersten Rittmeister und Escadroncommandanten vor. Die Monotonie eines ländlichen Garnisonslebens füllte die nächsten Jahre aus. Bei der Truppe war er sehr beliebt: als liebenswürdiger Hauswirth bei den Officieren, denen besonders zur Zeit seines Aufenthaltes in Großsenitz in Mähren sein Haus stets offen stand, und als humaner Escadronchef bei den „Reitern", die er auf seine Kosten „wie aus der Schachtel" heraus staffirte. Daneben füllten aber auch

Studium und Lectüre manche Mußestunden aus; auch pflegte er nach wie vor den Gesang. Noch erinnert man sich, wie er auf Urlaub in dieser oder jener Dorfkirche seiner Heimath unter Mitwirkung einiger musikalisch gebildeter Diener des fürstlichen Hauses und seiner Schwester eine „Missa solemnis“ arrangirte.

Mit dem Jahre 1824 trat sein Leben in eine neue Phase. Schon seit 1822 k. k. Kämmerer, war damit bereits ein näheres Dienstverhältniß zum kaiserlichen Hofe und gewissermaßen der Uebergang zur diplomatischen Carriere angebahnt. Seit 1823 in freundschaftlichem Verkehr mit Baron Hügel kam er durch diesen mit dem Staatskanzler Fürsten Metternich in öftere Berührung, dessen Scharfblick die diplomatische Begabung des jungen Officiers nicht entging. S. ließ sich um so leichter zum Eintritt in den diplomatischen Dienst bewegen, als er seiner Vorliebe für den militärischen Beruf nicht zu entsagen brauchte, vielmehr im Verbande der Armee verblieb. Wir sehen den damals zum ersten Rittmeister beförderten Fürsten seinen politischen Curs als Gesandtschaftsattaché in St. Petersburg beginnen, wo der österreichische Gesandte Freiherr v. Lebzeltern den lebensfrohen vom Hofe mit auszeichnender Aufmerksamkeit behandelten Cavalier in die Gesellschaft einführte. Doch benützt er die Zeit seines Aufenthaltes in der Czarenstadt auch zu wiederholten Ausflügen ins Innere des Landes — so zu einer mehrwöchentlichen Reise nach Astrachan, später nach Moskau aus Anlaß der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus, und als die Krönungsfeierlichkeiten verschoben wurden, zu einem improvisirten Ausflug nach Nischnenovgorod. Da brachte ihn die bei dem russischen Thronwechsel ausgebrochene Militärrevolte (1825) insofern in eine schiefe Stellung, als eines der Häupter der Verschwörung, der ihm befreundete Fürst Sergius Trubetzkoi, in der Wohnung Schwarzenberg's wenn auch zweifellos ohne dessen Verschulden, ein Asyl suchte und daselbst festgenommen wurde, während freilich nach einer anderen Version Trubetzkoi, nach Beendigung des Kampfes vielmehr Zuflucht im Hause seines Schwagers, des österreichischen Gesandten genommen, von diesem aber am andern Morgen auf Requisition des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ausgeliefert worden sein soll. Wie es sich auch damit verhalten mag, jedenfalls war S. durch die Intimität seines Verkehrs mit Leuten vom Schlage Trubetzkoi's compromittirt; doch hatte die Sache, wie es scheint, für ihn keine weiteren Folgen. Erst zu Ende des Jahres 1826 erfolgte seine Abberufung von St. Petersburg, aus welchem Anlasse er als übliche Auszeichnung den Wladimirorden erhielt. Schon im November dieses Jahres sehen wir Felix S. einer neuen Bestimmung entgegen eilen; er reiste mit diplomatischen Aufträgen nach Paris und London, um sich hier der außerordentlichen Mission an den Hof von Rio de Janeiro anzuschließen, mit welcher Baron Neumann betraut war und die hauptsächlich die Vertretung der Rechte Dom Miguel's auf die Regentschaft in Portugal betraf. Am 21. December fuhren die Reisenden von Portsmouth ab, und am 7. Februar liefen sie auf der kön. großbritannischen Fregatte Forte im Hafen von Rio de Janeiro ein. Der Empfang in Brasiliens Hauptstadt war um so herzlicher als Dom Pedro I. mit Leopoldine, der Tochter Kaiser Franz I. vermählt war, die aber noch vor der Ankunft der österreichischen Specialgesandtschaft starb (11. Dec. 1826). Schwarzenberg's Aufenthalt in Rio de Janeiro war unter diesen Umständen von kurzer Dauer. Schon nach zehn Tagen trat er die Rückfahrt nach Europa an. Nach kurzer Rast in London eilte er über Brüssel nach Wien und endlich nach den heimischen Schlössern Böhmens, wo er einige Monate im trauten Familienkreis verlebte. Aber gar bald mußte er wieder zum diplomatischen Wanderstab greifen. Diesmal ging es über Madrid nach Lissabon, wo er die Ankunft Dom Miguel's, den Metternich für den portugiesischen Thron ausersehen hatte, vorbereiten sollte. Es geschah dies nicht ohne Widerspruch der Bevölkerung,

der sich in tumultuarischen Auftritten äußerte, bei denen unser Fürst mit dem „Zeitgeiste“ in unsanfte Berührung kam. Endlich (am 22. Februar 1828) langte Dom Miguel in Lissabon an und legte (am 26. Februar) den Eid auf die Verfassung ab. Damit war Schwarzenberg's Mission in Portugal zu Ende. Er wurde nunmehr der österreichischen Gesandtschaft am Hofe zu St. James als Gesandtschaftscavalier zugetheilt. Der Aufenthalt des Fürsten in London wurde für ihn wenigstens nach einer Richtung eine Schule der Politik und des Lebens. Es war die Zeit, in der sich der Bruch der stürmisch hervordrängenden Gegenwart mit einer an sich merkwürdigen und ruhmvollen Vergangenheit vorbereitete. Es kann wol nicht bezweifelt werden, nach welcher der beiden Seiten seine Sympathien neigten. Aber er lernte hier zugleich durch den Augenschein die Einrichtungen constitutionellen Lebens kennen, denen er später in seiner Heimath als Minister gegenüberstand, und wie er sich auch als solcher innerlich zu der Frage stellen mochte, ob diese Lebensformen auf den polyglotten Staat Oesterreich übertragbar seien oder nicht, jedenfalls dürfte sein Biograph Recht behalten, welcher andeutet, daß dem Fürsten die Bekanntschaft mit der eigentlich ungeschriebenen, aber tief im Volke wurzelnden allmählich gewordenen englischen Verfassung den doctrinären modernen Constitutionalismus und dessen geschriebene Verfassungen von vornherein verleidete. Hier trat der Fürst, der sonst in seinen Beziehungen zur Frauenwelt den Standpunkt des Freigeistes einzunehmen pflegte, in ein ernstes Verhältniß zu der durch Geist und Anmuth hervorragenden Tochter des Admirals Digby, Lady Ellenborough, einer Dame, die sich an der Seite ihres Gemahls nichts weniger als glücklich fühlte, und welche die Neigung Schwarzenberg's so leidenschaftlich erwiderte, daß sie, als der Fürst im Herbst 1829 seine bisherige Stellung bei der Londoner Botschaft mit einer am Hofe zu Versailles vertauschte, ihm auf das Festland nachfolgte, bis zuletzt die Verbindung, die diesseits und jenseits des Canals das ärgerlichste Aufsehen erregte und selbst ein Dazwischentreten der Gerichte herbeiführte, ein verdrießliches Ende nahm. Der Fürst vermochte die Lösung dieses Verhältnisses, dessen Frucht — eine Tochter — er mit ebenso zärtlicher als schonender Sorgfalt hegte, zeitlebens nicht ganz zu verwinden, es war vielleicht die einzige wahre Leidenschaft in seinem Leben; wenn mit der Zeit, die auch diesen heftigen Schmerz allmählich linderte, der Hang zu wechselvollem Treiben wiederkehrte, und wenn er auch bis an sein Lebensende nicht von der Gewohnheit ließ, mit schönen geistreichen Frauen zu tändeln, so hat er doch in der Folge kaum wieder wirklich geliebt. Noch in anderer Hinsicht blieb jene Katastrophe nicht ohne ernste Folgen. Vor allem war es ein tief religiöser Zug, der fortan der scheinbaren Frivolität des gewinnenden Lebemannes unbemerkt zur Seite ging, welcher, wovon die wenigsten, die ihn nur vom Salon her kannten, eine Ahnung hatten, keinen Sonn- und Feiertag verstreichen ließ, ohne in früher Morgenstunde in irgend einer abgelegenen Kirche andächtig seine Messe gehört zu haben, und gewiß ist es bezeichnend, daß sein Secretär ein für allemal den Auftrag hatte, zu seinen Sachen, so oft er auf Reisen ging, zwei Bücher zu packen: einen lateinischen Classiker: Horaz oder Vergil, und Thomas a Kempis „De imitatione Christi“.

Bei seiner Ankunft in Paris fand S. Frankreich am Vorabende der Revolution. Er sah noch die Anfänge des Bürgerkönigthums, Lafayette's Abdankung, die Straßentumulte von Paris, das Walten des Ministeriums Casimir Perier, während die elektrische Strömung der Julirevolution auch in Belgien, Polen und Italien zündete und selbst die politische Atmosphäre Deutschlands mit drückender Schwüle imprägnirte. Nach diesem durch das Getöse der Julirevolution aus seiner politischen Erstarrung erwachenden, oder doch galvanisirten Deutschland führte ihn bald sein Beruf zurück. Im Laufe des Jahres 1831 nach Wien zurückberufen, wo er jetzt

viel in Metternich's Hause verkehrte, erfolgte seine Beförderung zum Major bei Kaiser-Ulanen und seine Ernennung zum Legationsrath bei der k. k. Gesandtschaft in Berlin, wo er während eines Urlaubes den österreichischen Gesandten Trauttmansdorff vertrat. Im Septbr. 1833 wohnte er der Zusammenkunft seines Monarchen mit dem Zaren Nikolaus zu Münchengrätz bei, ein Beweis, daß damals der Jugendstreich von 1826 in Petersburg bereits vergessen war. Ende 1833 verlor er seinen geliebten Vater. Einen längeren Urlaub, den er aus diesem Anlasse antrat, benützte er zu einer Reise nach Rom, wo seit Jahren eine seiner jüngeren Schwestern, Prinzessin Mathilde, weilte und wo er unter Anleitung Braun's an den Denkmalen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit die Antike studirte. Auf seinen Berliner Posten wieder zurückgekehrt, rückte er 1835 zum Obersten bei Coburg-Ulanen vor. 1839 wurde er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Parma und Turin. Es war dies seine erste selbständige Stellung, in der er bereits viele jener Eigenschaften entfaltete, die ihn später zum Gegenstand der Bewunderung für die einen, der Mißgunst und des Hasses für die andern machten. Er weilte nicht immer in Turin, er zog vielmehr den Aufenthalt in der glanzvolleren lombardischen Hauptstadt vor, von wo er nur alle vierzehn Tage einmal zur Cour nach Turin kam; den Sommerurlaub brachte er in Böhmen — theils daheim, theils bei Metternichs in Königswart — zu. In seinen Berufsgeschäften zu jener Zeit im allgemeinen bequem, insofern er in der Regel seine Beamten für sich arbeiten ließ, wußte er doch genau alles, was eingelaufen war und nichts, selbst das anscheinend unbedeutendste, ging von der Gesandtschaft aus, ohne daß er darauf sein prüfendes Auge geworfen hätte. Aus dieser Turiner Zeit liegen in dem historisch-politischen Memorandum des damaligen sardinischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Solaro della Margarita mancherlei Mittheilungen über die Persönlichkeit unseres Fürsten vor. Er nennt ihn einen Diplomaten von nicht gewöhnlicher Begabung und von durchdringendem Blicke, der nicht in den Fehler seiner Vorgänger verfallen sei, die Miene eines Protectors ihm oder dem Hofe gegenüber annehmen zu wollen, und der sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Sardiniens enthielt. Bei alledem war S. in Turin nicht beliebt. In der Gesellschaft fand man ihn kaustisch und spitz. Der König fürchtete ihn; er scheute seinen Blick und jenes Lächeln, womit er in den ihm gewährten Audienzen zu verstehen gab, daß er Worte und Höflichkeiten nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wisse. Man sah daher auch den vertraulichen Verkehr Schwarzenberg's mit La Marmora, damals Rittmeister bei der reitenden Artillerie und militärischem Instructor des Herzogs von Genua nicht gerne und ertheilte sogar letzterem einen Wink von oben, seine Besuche bei jenem einzuschränken. An sich begann sich das Verhältniß beider Staaten immer mehr zu trüben. Der Streit über den Salzhandel gab zu einem bitteren Notenwechsel Anlaß. „Je vous adresse une note sur l'affaire des sels et vous trouverez qu'elle est bien salée“ soll eine Note Schwarzenberg's an Margarita begonnen haben. Die späteren Ereignisse fanden den Fürsten nicht mehr in Turin, sondern auf einem anderen Punkte Italiens. Aus dem monotonen, fast klösterlichen Turin, führte 1844 den Fürsten, der 1842 zum Generalmajor und zum wirklichen Geheimen Rath befördert worden war, seine neue Bestimmung nach dem farbenreichen, ewig heiteren Neapel als Gesandten und Zionswächter der österreichischen Interessen. Es war die schönste Zeit seines Lebens, jedenfalls jene, deren er selbst später am liebsten gedachte. Am Hofe sehr beliebt, machte er auch auf den Zaren Nikolaus gelegentlich eines Aufenthaltes desselben in Neapel (1845) den günstigsten Eindruck. Doch mit der Erhebung des Cardinals Mastai-Feretti auf den päpstlichen Stuhl begann die amtliche Stellung Schwarzenberg's immer unerquicklicher zu werden.

Er reiste daher im Spätherbst 1846 nach Wien, um Metternich mündlich über seine Wahrnehmungen zu berichten. Auf der Rückreise (Januar 1847) erkrankte er am Typhus, dem er fast zu erliegen drohte, doch siegte zuletzt seine glücklichere Natur, nur daß aus jener Zeit das frühe Ergrauen seiner Hauptthaare, vielleicht auch jene Reizbarkeit der Nerven datirt, auf deren Rechnung sein Biograph die vorschnelle Katastrophe von 1852 schreibt. Während seiner Krankheit lernte er den Grafen Franz Stadion, damals Gouverneur von Triest, kennen, der zum Besuch nach Venedig herüberkam. Am 25. Februar konnte er seine Rückreise nach Neapel fortsetzen, wo er neuen Verdrießlichkeiten entgegen ging. Mit dem Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten Scilla stand er auf so schlechtem Fuß, daß er zuletzt dem König rundweg erklärte, er wolle mit dessen Minister nicht mehr in Berührung kommen. Von der Bewegung des Jahres 1848 wurde bald auch Neapel erfaßt. S. galt in der öffentlichen Meinung als der einflußreichste jener „fremden“ Rathgeber, die den König abhielten, dem Volke die gewünschten Concessionen zu machen. Am 25. März 1848 rottete sich ein Pöbelhaufen um das österreichische Gesandtschaftshôtel zusammen, der kaiserliche Doppeladler wurde herabgerissen, unter wüstem Gejohl auf den Largo Santa Caterina geschleppt und vor den Augen der müßig zuschauenden Bürgerwehr und ohne Einschreiten der königlichen Truppen verbrannt. Den von der Gluth verschont gebliebenen Adlerköpfen wurde in dem Salon der Heroine des mazzinisirten Italiens, der Fürstin Belgiojoso noch ein besonderes Autodafé bereitet. S. verlangte Genugthuung, und als der Staatssecretär Fürst Carioti eine ausweichende Antwort ertheilte, forderte er mit der ihm eigenen Schärfe nicht nur die Wiederbefestigung des österreichischen Wappens in Gegenwart eines königlichen Beamten an seiner früheren Stelle, sondern auch den Abdruck einer officiellen, den vorausgegangenen Auftritt mißbilligenden Erklärung. Diese Note war kaum abgegangen, als S. ein Aufruf der Regierung zur Bildung von Freischaaren für Oberitalien zu Gesicht kam. Er verlangte nun auch über die Bestimmung dieses Freicorps binnen 24 Stunden bündige Aufklärung und verließ, da seiner kategorischen Aufforderung nicht Genüge geschah, unmittelbar darauf Stadt und Land. Sein Verfahren fand die volle Billigung des kaiserlichen Hofes, der ihn bereits zuvor aus Anlaß eines unter seiner Mitwirkung mit Neapel (1846) abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrages durch die Verleihung des Großkreuzes des österreichischen Leopoldsordens ausgezeichnet hatte. S. begab sich zunächst nach Wien. Hier war soeben das Metternich'sche System in sich zusammengebrochen und die Kaiserstadt schwelgte in den Honigwochen der so zusagen über Nacht errungenen Freiheit. Eben damals veröffentlichte der alte Castelli in dem nichtamtlichen Theile der Wiener Zeitung drei „Gut gemeinte Wünsche“, von denen der dritte den Adel, der sich bisher von der allgemeinen Bewegung fern gehalten habe, apostrophirte und mit Anspielung auf ein, wie es scheint, freilich mit Unrecht Schwarzenberg's Schwager Windischgrätz in den Mund gelegtes Wort u. a. der Ansicht Ausdruck gab: „Der aristokratische Stolz müsse jetzt weichen und der Mensch fange in gewissen Augen nicht erst vom Baron an.“ Wenige Tage darnach erschien in derselben Zeitung eine anonyme Entgegnung, die von niemand geringerem als S. herrührte und insofern besonderes Interesse erweckt, als hier bereits „Ein einiges, großes und mächtiges Oesterreich!“ als die Devise bezeichnet wird, an deren Verwirklichung der Fürst bald darnach all seine Kräfte setzte. Und wenn er in jenem Artikel gegenüber dem endlosen Declamiren und Schreiben aufs „Handeln“ verwies, so zeigte er sofort für seine Person, was er unter Handeln in der damaligen kritischen Lage des Reiches verstand. Aus der diplomatischen Laufbahn gerissen, stellte er sich dem Vaterland in seiner Eigenschaft als Militär zur Verfügung. Mit unwider-

stehlicher Gewalt zieht es ihn zu dem greisen Radetzky, in dessen Lager auch er Oesterreich wiederfindet. Schon am 17. April führt er die Vorhut des Nugentschen Armeecorps über den Isonzo. Gelegentlich eines Ausfalles Zucchi's aus Palmanuova kommt es bei dem von den Insurgenten hartnäckig vertheidigten Dorfe Visco zu einem heißen Gefechte, in dem ein Theil der Brigade die Feuertaufe erhält, wobei ihr Commandant wacker die Pathenstelle vertritt. Zucchi ward in die Festung zurückgetrieben und Visco ging in Flammen auf. Einen fast sechsstündigen Kampf hatten mehrere Compagnien der Brigade gegen den weitüberlegenen Feind bestanden, bis endlich der Fürst an der Spitze der Likkaner im Sturmschritt hervorbrach und den Gegner vertrieb. Am 20. Mai leitete S. die Beschießung Vicenzas, am 29. nahm er als qua Divisionär mit den Brigaden Benedek und Wohlgemuth an der Erstürmung der Schanzen von Curtatone theil, und führte zu Fuß die tapferen Colonnen dreimal zum Sturme vor. Tags darauf — im heißen Treffen von Goito — wurde er, immer in den vordersten Reihen und wo die Gefahr am größten war, fechtend, am Arme verwundet und mußte sich auf den Verbandplatz bringen lassen. „Fürst Felix S., schrieb damals Hübner in sein Tagebuch, ist bei Goito verwundet worden. Diese Nachricht verleidet mir den Tag. Er ist einer unserer vorzüglichsten Männer und wahrscheinlich zu höherem berufen." Beim Heere waren die diplomatischen Generale keineswegs beliebt, aber nur kurze Zeit verging und S. war von allen Officieren als Ebenbürtiger anerkannt; die Truppe begrüßte sein Erscheinen in guten wie in bösen Stunden mit jubelndem Zuruf. Die Heilung der Wunde, die er bei Goito davontrug, nahm einige Wochen in Anspruch. Der „Armeediplomat", wie ihn Radetzky nannte, wurde nun von diesem mit einer politischen Mission von hoher Bedeutung betraut. Bei der prekären Lage der Monarchie und der Besorgniß eines Bruches mit Frankreich hatte man sich in Wien immer mehr mit dem Gedanken befreundet, die Lombardei aufzugeben. Hummelauer hatte bereits, allerdings ohne dazu autorisirt zu sein, ein darauf bezügliches Project in London vorgelegt und Radetzky erhielt den Auftrag, unverzüglich mit dem König von Sardinien einen Waffenstillstand abzuschließen. Radetzky sandte unseren S. mit Gegenvorstellungen nach Innsbruck und Wien. S. überbrachte dem Hofe, der sich damals nach Innsbruck geflüchtet hatte, die Nachricht von der Einnahme von Vicenza und das Anerbieten des Feldmarschalls, falls man ihm 25.000 Mann Verstärkung senden würde, den Feind aus der Lombardei zu vertreiben. Soeben waren auch Hummelauer und der Minister des Aeußern Freiherr von Wessenberg in Innsbruck eingetroffen. Letzterer lehnte die Vorschläge Radetzky's ab. Hatte er doch bereits einen diplomatischen Beamten nach Mailand gesendet, um dem Grafen Casati in amtlicher Weise die Unabhängigkeit der Lombardei als Unterhandlungsbasis anzubieten. Glücklicher war S. in Wien, wohin er sich mit Wessenberg und Doblhoff begab und wo es ihm gelang, das Ministerium zu überzeugen, daß es aus militärischen, financiellen und politischen Gründen nicht räthlich sei, sofort einen Waffenstillstand zu schließen. Man beschloß, dem Feldmarschall die verlangten Verstärkungen zu gewähren und statt mit England zu verhandeln, das Glück der Waffen zu versuchen, ein Beschluß, den die Haltung der revolutionären Presse erleichterte, welche sich bis dahin mit Heftigkeit für die Aufgebung von Italien und gegen jede Truppensendung ausgesprochen hatte, nun aber plötzlich vorzog, die Truppen nach Italien abgehen zu sehen, um sie aus den deutschen Erblanden zu entfernen. Freilich ist es nicht richtig, wenn behauptet wird, S. habe sich zugleich für die Erhaltung der Lombardei unter allen Umständen eingesetzt. Wenn es dahin gestellt bleibt, wie sich Radetzky zu dieser Frage verhielt, so steht es doch (vgl. G. Wolf 22—23) fest, daß S. seinen Plan dem Wiener Ministerium dadurch mundgerecht zu machen suchte, daß er

auf die Nothwendigkeit einer Verständigung mit Frankreich hinwies, dem man die Beruhigung geben möge, daß man die Lombardei nur zum Zweck der Erzielung eines ehrenvollen Friedens, keineswegs aber in der Absicht erobern wolle, dieses Land der österreichischen Monarchie wieder einzuverleiben.

Von Wien begab sich S. zur Heilung seiner Wunde in die ländliche Stille seines Geburts- und Lieblingsortes Krumau, wo es aus Anlaß der Wahlen zum ersten constituirenden Reichstage Oesterreichs sehr lebhaft zuging. Er selbst trat als Wahlcandidat auf; allein es geschah, was ihm der fürstliche Oberbeamte vorausgesagt hatte, Haltung und Miene des vornehmen Candidaten, der in grauer Civilkleidung, den linken Arm in schwarzseidener Binde, die Tribüne in der sog. Burggrafenamtskanzlei des Krumauer Schlosses bestieg, brachten auf die gegen alles aristokratische Wesen aufgehetzten Landleute die entgegengesetzte Wirkung von dem hervor, was erzielt werden sollte. Die nur aus Bauern bestehende Majorität wählte einen der ihrigen, der später sich selbst und den Reichstag durch sein rohes Wesen in der ärgsten Weise bloßstellte. Nach kurzen Wochen der Erholung eilte der durchgefallene Reichstagscandidat, „die Toga wieder mit dem Sagum zu vertauschen“ nach Italien, wo nach dem Falle von Vicenza Radetzky die Offensive ergriffen und das Heer Karl Albert's (25. Juli) bei Custozza gänzlich geschlagen hatte. S., nunmehr zum Feldmarschalllieutenant befördert, trat unverweilt wieder an die Spitze seiner Division, fand aber bald neue Gelegenheit, als Felddiplomat zu wirken. Nach dem heißen und für die österreichischen Waffen ruhmreichen Treffen von Volta (26./27. Juli) fanden sich zwei piemontesische Generale und eben jener Artillerieoberst Lamarmora ein, der einst zu Turin fast ständiger Gast an Schwarzenberg's Tafel gewesen war, um einen Waffenstillstand mit dem Oglio als Demarcationslinie anzubieten. Radetzky beauftragte seinen Generalquartiermeister Feldmarschalllieutenant v. Heß und unsern S. mit der Leitung dieser Verhandlungen, die sich indeß zerschlugen, worauf Radetzky am 5. August als Sieger in Mailand einzog und S. daselbst als Militärgouverneur einsetzte. Damit schloß auch Schwarzenberg's militärische Laufbahn, an deren Ende das Maria Theresienkreuz glänzte, das ihm nicht auf sein Ansuchen, sondern auf Radetzky's Antrag und infolge eines Beschlusses des Ordenscapitels am 29. Juni 1849 der Kaiser verlieh, und zu welchem sich 1850 das jüngst für militärische Verdienste eigens gestiftete Militärverdienstkreuz gesellte. Es bestand damals die Absicht, zur Seite Radetzky's ein diplomatisches Bureau einzurichten, dessen Leitung auf Vorschlag Latour's Fürst S. übernehmen sollte, doch kam es, wie es scheint, nicht mehr dazu. Da er von seiner Wunde noch immer nicht völlig hergestellt war, benutzte S. den mit Sardinien nunmehr auf sechs Wochen abgeschlossenen Waffenstillstand zu einer Reise nach Wien, von der nicht ganz klar ist, wer sie veranlaßt hat, und die er jedenfalls ohne förmlichen Urlaub antrat. Uebrigens hatte man innerhalb der maßgebenden Kreise längst erkannt, daß es hoch an der Zeit sei, sich nach Männern umzusehen, die mit Muth und Selbstvertrauen, mit Kraft und Besonnenheit, mit Ausdauer und selbstloser Vaterlandsliebe sich der schwierigen Aufgabe unterzögen, das rings umdrohte Staatsschiff mit fester und sicherer Hand mitten durch die Stürme der Zeit zwischen Klippen und Untiefen hindurch zu steuern, und wenn man unter den Männern, die dazu geeignet schienen, Umschau hielt, fiel der Blick fast unwillkürlich auf S. Schon Metternich hatte ihm, den er nicht mit Unrecht als einen Zögling seiner diplomatischen Schule bezeichnete, eine bedeutende Stellung zugedacht. „Le prince Felix“, schrieb er am 1. März 1848 an Ficquelmont, „a du talent, une grande connaissance de la situation et du nerf“. „Wir bedürfen“, schreibt Hübner am

14. August in sein Tagebuch, „eines Mannes, welcher im Stande ist, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen. Ich sehe nur einen: Felix Schwarzenberg." Hübner begab sich unter diesem Eindrucke zum Kriegsminister, der seine Ansicht vollkommen theilte. Freilich, selbst den Fürsten nach Wien einzuladen, dazu wollte sich Latour nicht verstehen, er stellte indeß Hübner, falls dieser nach Mailand schreiben wolle, einen seiner Militärcouriere zur Verfügung. „Ich habe also einen reiflich überlegten Brief", fährt Hübner fort, „an den Fürsten Felix verfaßt. Er enthält eine wahrheitsgetreue Schilderung der hiesigen Zustände. Ich sage ihm nicht mit dürren Worten: Kommen Sie. Dies stünde mir nicht zu, aber er wird es zwischen den Zeilen lesen und das genügt." Am 21. hatte Hübner mit Clam Gallas „eine lange und gute Unterredung". „Er reist", heißt es, „morgen nach Mailand zurück und nahm von mir einige Winke für Felix S. und den Feldmarschall mit." Aber noch am 21. Sept. ist Hübner ohne Antwort: „Immer noch Gouverneur von Mailand! Hier ist sein Platz. Fühlt er das nicht, und, wenn so, warum zögert er?" Endlich — Anfang October — trifft Fürst Felix, den die Vorbesprechungen über die Friedenspräliminarien bis dahin in Mailand festgehalten hatten, in Wien ein. Er, der Junggeselle, steigt bei seinem Bruder, dem Familienhaupte, im Palais auf dem Neumarkt ab. „Ich besuche ihn", schreibt Hübner, „jeden Morgen während des Frühstücks: eine Tasse Kaffee, auf welche der Chibuk folgt. Es ist unmöglich, mäßiger zu sein. Obgleich abwechselnd Lebemann und Mann der Wissenschaft, ein fleißiger Besucher der Spitäler und anatomischen Säle, Diplomat und leidenschaftlicher Soldat, ist er im Grunde ein geborener Ascete. Dies hinderte ihn übrigens nicht, als Gesandter in Turin und später in Neapel eine ungewöhnliche Pracht zu entfalten. Seine unvermählte Schwester Fürstin Mathilde, und zugleich treue Freundin und Begleiterin, ist eine durch Geist und Herz ausgezeichnete Dame. Sie wohnt jetzt gewöhnlich unsern Morgengesprächen bei, ohne je daran theilzunehmen. Ich erlaubte mir, den Fürsten zu fragen, ob er infolge eines Befehles des Kaisers oder auf Veranlassung des Ministeriums gekommen sei. Weder das eine noch das andere, war die Antwort. Er kam aus eigenem Antrieb, ohne Urlaub des Kriegsministers, den er nicht einmal von seiner Ankunft im vorhinein verständigt hatte, jedoch auf den Wunsch und mit Ermächtigung des Feldmarschalls Radetzky. Seit seiner Ankunft hat ihn sein Schwager Fürst Windischgrätz durch einen seiner Adjutanten" (es war dies der Oberstlieutenant Baron Langenau) „befragen lassen, ob er gesonnen sei, ein Portefeuille zu übernehmen, worauf er, noch zu wenig bekannt mit der Lage, eine ausweichende Antwort ertheilte. Ich finde, er hat wohlgethan. In keinem Fall kann er in das gegenwärtige Cabinet treten. Er muß von seinem Souverain beauftragt werden, ein Ministerium zu bilden. Dies geschieht gewiß und sein Eintritt wird die große Krise sein, dazu müssen aber die Ereignisse mitwirken. Sie werden auf sich nicht lange warten lassen." Im Publicum und im Reichstag blieb Schwarzenberg's Ankunft unbeachtet. Aber für die Minister war sie ein Donnerschlag. In Schönbrunn athmete man freier auf. Ueber das, was zunächst zu geschehen habe, stimmten die Ansichten Schwarzenberg's und Hübner's überein: „Obgleich er", bemerkt letzterer, „zwischen den verschiedenen politischen Glaubensbekenntnissen, welchen die verschiedenen Parteien entsprechen, nicht zu unterscheiden vermag; obgleich er nur die dem Auge zugängliche Oberfläche der Revolution und ihre zerstörenden Wirkungen sieht, aber nicht die Quellen, aus welchen sie entsprang, noch ihr antisociales und antichristliches Wesen, begreift er doch, daß ein Abkommen mit ihr unmöglich ist. Auf der andern Seite, obgleich Mann der Autorität, jedoch gar nicht Absolutist, fühlt er instinctartig und auch mit Hülfe eines seltenen Scharfsinnes, daß jede Reaction von Uebel wäre und

ein dauerndes Säbelregiment unter allen Umständen zu vermeiden ist. Bis dahin sieht er vollkommen klar, aber über diese Grenze hinaus trübt sich sein sonst so heller Blick, weil er an derlei Fernsichten noch nicht gewöhnt ist; und als vorsichtiger General, bevor er seinen Operationsplan auf einem ihm unbekannten Terrain entwirft, gedenkt er zu warten, bis sich der Nebel hebt". Man war daher darin einig, daß vor allem der Hof aus der Umgebung Wiens entfernt und in einem befestigten Ort in Sicherheit gebracht, durch diese Entfernung dem Kaiser die Freiheit wiedergegeben, jedes neue Zugeständniß auf das bestimmteste verweigert werden müsse. Das Ministerium wäre bei der ersten Gelegenheit zu entlassen und sodann auch der Reichstag aufzulösen. Auf die Frage Hübner's jedoch, was geschehen solle, sobald die materielle Ruhe und mit ihr die Macht der Krone wiederhergestellt sei, gab S. die ausweichende Antwort: „Chaque jour a sa peine!" In seiner Ueberzeugung konnte S. der Octoberaufstand (6. October) nur bestärken. Als er von dessen Ausbruche erfuhr, warf er sich in die Uniform und stellte sich dem Platzcommandanten General Auersperg zur Verfügung. An der Spitze einer Abtheilung Truppen drang er durch das Carolinenthor in die Stadt, als er plötzlich gleich den anderen Führern den Befehl zum Rückzug erhielt, dem er, wenn auch innerlich widerstrebend, gehorchte. Das Militär sammelte sich auf dem Glacis und marschirte theilweise noch denselben Abend in den Schwarzenberg'schen Garten ab, die Generale mitten im Haufen, neben S. auf einem Militärpferde der in einer Verkleidung aus der Stadt entflohene Bach. Auersperg hatte völlig den Kopf verloren; da war es denn S., der sich dem General Mertens zur Seite stellte und den unfähigen Commandirenden in eine Art Vormundschaft nahm. „Er ist bereits", schreibt Hübner, „die Seele des Widerstandes und der eigentliche Führer dieser kleinen Streitmacht geworden. . . . Seine Ruhe, seine Heiterkeit beruhigen den Soldaten, der Reiz seiner Unterhaltung, wenn er eben unterhalten will, zerstreut und fesselt die Officiere. Seine militärische und zugleich vornehme Haltung imponirt und gefällt den einen und den andern. Aber wenn ich mich mit ihm allein befinde, zeigt sich, daß er eher schwarz sieht." Endlich geschah, was Hübner so sehr ersehnte: am 9. wurde Fürst S. nach Olmütz, wohin sich der Hof geflüchtet hatte, berufen. S. kam dies ungelegen; es sagte ihm gar nicht zu, den Degen wieder mit der Feder zu vertauschen. Er wollte seinen Posten nicht verlassen, in der Voraussicht, Auersperg werde, sobald er ihm den Rücken gewendet habe, seine jetzige Stellung räumen. Er sandte Hübner nach Olmütz mit dem Auftrag, ihn beim Kaiser zu vertreten. Hübner sollte verhindern, daß die Deputationen des Reichstages vom Kaiser empfangen würden. An Graf Grünne erhielt er ein besonderes Schreiben, in welchem es hieß: Die Majorität des Reichstages bestehe nicht mehr, die Loyalen hätten die Flucht ergriffen, die anderen seien nicht mehr als Gesetzgeber, sondern als Geiseln zu betrachten; mit der Anarchie gebe es keinen Pact; vor allem müsse der Aufstand niedergeworfen werden. Hübner traf den Hof noch unterwegs. In Schloß Selowitz wurde (12. Octbr.) kaiserlicher Familienrath gehalten und dort wurde der Beschluß gefaßt, Felix S. habe sofort am Hoflager zu erscheinen, Windischgrätz, Böhmens Landescommandirender, seinen Marsch nach Wien zu beschleunigen. Hübner's Kammerdiener verbarg das kaiserliche Handschreiben an S. in seinem Hute und eilte damit nach Wien, Hübner selbst begab sich nach Prag zu Windischgrätz. Jetzt erst leistete S. dem Rufe Folge. Er schloß sich dem Hofe in Selowitz an und gelangte mit demselben nach Olmütz, wo der keimende Gegensatz des erst in Bildung begriffenen Zukunftsministeriums, an dessen Spitze er eigentlich wider Willen treten sollte, zu dem mittlerweile ebenfalls eingetroffenen Windischgrätz sofort sich äußerte. Zwischen diesem und Felix S. hatte seit jeher eine gewisse Zurück-

haltung bestanden; sie datirte aus der Zeit, als sich der lebensfrohe, mitunter lockere fürstliche Cadet und Lieutenant manche Zurechtweisung seines Obersten und älteren Schwagers hatte gefallen lassen müssen. Hierzu trat nun aber auch ein politischer Conflict, wenngleich es gerade Windischgrätz war, der darauf bestand, daß sein Schwager, statt wie er es wünschte, unter ihm zu commandiren, die Bildung des neuen Ministeriums übernehme. Am kaiserlichen Hoflager in Olmütz standen sich zwei politische Systeme gegenüber. Das eine von dem durch Unwohlsein ferngehaltenen früheren Hofkammerpräsidenten Kübeck, durch seinen nach Olmütz gesendeten Neffen vertreten, ging dahin, daß der Reichstag aufzulösen, die Monarchie in ihrem ganzen Umfange in Belagerungszustand zu erklären und Fürst Windischgrätz zum Dictator mit unbeschränkter Vollmacht zu ernennen sei, um mit einem von ihm zusammengesetzten Ministerium alle nöthigen organischen Verfügungen ins Leben zu rufen. Der Träger des anderen Systems war Stadion: dieser befürwortete die ununterbrochene Aufrechterhaltung der seitherigen Regierungsweise mit dem Ministerium unmittelbar zur Seite des Thrones und des constituirenden Reichstages, welch letzterer jedoch aus seiner bisherigen Umgebung in irgend eine unbefangene Landstadt verlegt werden und dessen Aufgabe es sein sollte, im Einklang mit dem Ministerium eine den Interessen der Monarchie entsprechende Verfassung auszuarbeiten. Dieses System wurde denn auch angenommen; auch S. gab nach einigem Zaudern seine Zustimmung. Windischgrätz fügte sich, verlangte jedoch, daß er von allen wichtigeren Vorgängen unterrichtet und in solchen kein Entschluß gefaßt werde, ohne daß die Minister sich vorläufig seiner Zustimmung versichert hätten. Hierauf ging Fürst Felix ein. Am 19. October ging Windischgrätz zur Armee. Von demselben Tage datirt das kaiserliche Handschreiben, das S. mit der Bildung eines Cabinets betraute. Das Handschreiben wurde nicht publicirt; in weiteren Kreisen hatte man von der Existenz desselben keine Ahnung. Infolge dessen befand sich Felix S. in einer eigenthümlichen Lage. Der Reichstag wurde vertagt und nach Kremsier einberufen (22. October), setzte aber unbekümmert um diese Verfügung seine Sitzungen in der Wiener Winterreitschule fort. Auch war S. bereits thatsächlich Leiter der äußeren Politik. Aber er konnte aus seinem Schlafzimmer in Olmütz, das ihm bei dem Mangel an Räumlichkeiten zugleich als Kanzlei diente, keinen Befehl ertheilen ohne die Unterschrift Wessenberg's, der zwar um seine Entlassung bat, dessen Verbleiben aber S. vorläufig selbst für unentbehrlich hielt. Er selbst befand sich damals zu kurzem Aufenthalte in Wien, wo er, wie Hübner erzählt, in geradezu drastischer Weise das Versammlungslocal des Reichsrathes zu schließen befahl. Erst die Einnahme Wiens machte jenem Zustande ein Ende.

Vom 21. November datirt die kaiserl. Entschließung, durch welche die Zusammensetzung des neuen Cabinets genehmigt wurde: Präsidium und Aeußeres Felix S., Inneres Stadion, Finanzen Kraus, Krieg Cordon, Justiz Bach, Handel und öffentliche Bauten Bruck, Landescultur und Bergwesen Thierfeld. Am 27. stellte S. das neue Ministerium dem Reichstage vor, der mittlerweile zu Kremsier eröffnet worden war. Er begann seinen Vortrag unter lautloser Stille des Hauses mit kaum vernehmbarer Stimme, die jedoch nach den ersten Kundgebungen der Zustimmung, die allmählich immer häufiger und lebhafter wurden und in einem wahren Beifallssturm endeten, die gewohnte Kraft und Sicherheit wieder gewann. Die angekündigte Absicht, ein neues Band zu schaffen, das alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper vereinigen solle, konnte des Beifalls aller Patrioten gewiß sein und wenn der ministeriellen Eröffnung zufolge vorerst das verjüngte Oesterreich und das ver-

jüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangen sollten, ehe es möglich sei, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen, so war das ein Programm, welches sich zu seinem Vortheil von der unklaren Verschwommenheit der Bestrebungen eines Theils der Paulskirche unterschied. Auch berührte endlich die Rede die Wiener Vorgänge in versöhnlichem Sinn, was um so bemerkenswerther ist, als wir nunmehr aus Hübner's Aufzeichnungen wissen, daß, während Windischgrätz, um seinem Schwager etwaige diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen, Robert Blum und Fröbel einfach aus Oesterreich ausweisen zu lassen gedachte, S. wenigstens bezüglich Blum's darauf gedrungen hatte, daß derselbe vor das Kriegsgericht gestellt werde. Vor allem aber wußte nun endlich jeder, woran er war, da es wieder eine Regierung gab, die wußte, was sie wollte. Ein großer Moment in Schwarzenberg's Leben war der 2. December. Die auf die Abdankung des Kaisers Ferdinand, die Entsagung seines Bruders und die Thronbesteigung seines Neffen bezüglichen Documente wurden sämmtlich von Hübner unter seinen Augen verfaßt. Am Tage des Thronwechsels und bei diesem selbst verlas der Fürst jene Schriftstücke, blässer als sonst, und anscheinend tief ergriffen, mit lauter aber vibrirender Stimme. Sodann fuhr er mit sämmtlichen Ministern nach Kremsier. Der Präsident des Reichstags war schon am Morgen telegraphisch ersucht worden, eine Sitzung einzuberufen, weil die Regierung eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Die Spannung der Abgeordneten war um so größer, als der Eisenbahnzug sich verspätete, und erreichte den höchsten Grad, als der Fürst die Rednertribüne bestieg, und der Versammlung die überraschende Mittheilung machte von dem welthistorischen Acte, der sich vor wenigen Stunden zu Olmütz vollzogen hatte. So wichtig aber auch für die Consolidirung Oesterreichs Minister- und Thronwechsel waren, so stand man doch erst am Beginn der dadurch inaugurirten neuen Aera. Vor allem ergab sich die Nothwendigkeit einer Neugestaltung des Reiches und im Zusammenhange damit tauchte die Frage nach der Stellung auf, die innerhalb desselben Ungarn einnehmen werde. Auch in dieser Frage standen sich am Hofe zwei Parteien gegenüber; auch hier gingen die Meinungen Windischgrätz' und Schwarzenberg's auseinander. Die eine Partei empfahl: der König möge schon jetzt erklären, daß er, nach erfolgter Niederwerfung des Aufstandes und Züchtigung der Schuldigen, dem Lande nicht die revolutionäre Verfassung von 1848, sondern seine althergebrachten Rechte und Freiheiten wieder geben werde, nach dem andern Programm hatte Ungarn durch den Aufstand alle seine Rechte und Privilegien verwirkt und sollte daher Ungarn den übrigen Theilen Oesterreichs, welches fortan eine constitutionelle Monarchie sein werde, vollkommen gleichgestellt werden. Jenes System empfahl Windischgrätz, S. hingegen schloß sich der Auffassung der liberalen und unitarischen Fraction des Ministeriums an, daher endeten die Verhandlungen Schwarzenberg's mit dem ehemaligen siebenbürgischen Hofkanzler Baron Josika und mit dem Grafen Szecsen mit einem vollständigen Bruche. Das Ministerium war übrigens an die Spitze der Geschäfte mit dem aufrichtigen Willen getreten, Hand in Hand mit dem Reichstage zu gehen, vorausgesetzt natürlich, daß dieser seinerseits den Ernst zeige, Hand in Hand mit der Regierung gehen zu wollen. Allein die Debatten über den § 1 der Grundrechte und die herausfordernde Haltung, welche selbst Mitglieder der Rechten der ministeriellen Erklärung gegenüber beobachteten, ließen die Hoffnung einer Verständigung über das Verfassungswerk schwinden; es reifte der Entschluß, den Reichstag aufzulösen und eine Verfassung zu octroyiren. Ueber diese fanden nun eifrige Berathungen statt. Die verschiedensten Projecte tauchten auf. Abgesehen von den speciellen ungarischen Fragen waren alle Minister darin derselben Meinung, daß der grundsätzliche Unterschied zwischen der absoluten Regierungsweise in der einen

und der constitutionellen Form in der anderen Reichshälfte fallen gelassen werden müsse, woferne Oesterreich in Zukunft wirklich ein einheitliches Ganzes bilden sollte. „Oesterreich", schrieb S. an den kaiserlichen Gesandten in St. Petersburg, „strebt nach Einheit der Monarchie; politische, commerciale und legislative Schranken dürfen fortan zwischen den einzelnen Theilen des Reiches nicht länger bestehen." Um so schärfer gingen die Meinungen darüber auseinander, in welchem Sinne und Geiste diese Einheit gestaltet und durchgeführt werden solle. Stadion schwebte der starrste Centralismus vor; Windischgrätz, das Widerspiel dieser unificirenden Tendenz, verfocht die Erhaltung der historisch-politischen Individualitäten, während die Mittelpartei der gemäßigten Centralisten mit Bach an der Spitze, jene Ansicht vertrat, für die sich S. und in letzter Linie der Monarch entschied. Nur Windischgrätz ließ von seiner Ueberzeugung nicht ab. Abgesehen von dem bereits berührten principiellen Gegensatze war ihm der Verfassungsentwurf, wie er aus den Berathungen des Ministeriums hervorging und ihm denselben im Auftrage des Kaisers Bruck in Ofen vorlegte, zu liberal. Gleich S. ein abgesagter Feind der Revolution, unterschied er sich doch dadurch von seinem Schwager, daß es für ihn kein Liebäugeln mit dem Widerpart gab, während dieser gewissermaßen berufsmäßig nöthigenfalls zu diplomatisiren verstand. Es war umsonst, daß S. auf dessen Anschauungen, die übrigens zum Theil seine eigenen sein mochten, insoweit einging, als er von „gewissen zeitgemäßen Lappalien" sprach, „an denen heutzutage selbst viele gutgesinnte ehrliche Leute hängen, die man deshalb in dem Verfassungsentwurf nicht vergessen habe". Auch war zwar S. gleich Windischgrätz Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, aber er verkannte nicht die Schattenseiten seines Standes und nicht die Forderungen der Zeit. Es war ein Zugeständniß, das er seinem Schwager gemacht zu haben glaubte, daß in der künftigen Verfassung Fideicommisse und Majorate fortbestehen sollten, „um", wie er sagte, „dem aristokratischen Elemente wenigstens in der Zukunft eine Chance zu geben, diejenige Rolle zu spielen, zu der es jetzt leider noch gar keine Befähigung gezeigt habe". Sonst aber stellte er im Einklang mit der Mehrheit der Minister dem Principe der Geburt das Princip des Besitzes gegenüber. Windischgrätz hingegen verlangte, daß die alte Gliederung nach Ständen beibehalten und ein aus Landboten zu beschickender Senat das Centrum bilden solle. Es kam so weit, daß Stadion und Bach ihre Entlassung anzeigten für den Fall, daß das ministerielle Project wesentliche Aenderungen erleiden sollte und daß Windischgrätz erklärte, wenn das seinige nicht angenommen werde, das Commando niederlegen zu wollen. S. nahm die Demission der Minister nicht an, was mit der Aufrechthaltung des von ihnen vertheidigten Verfassungsentwurfes gleichbedeutend war. Es wurde an diesem zwar einiges modificirt, namentlich wurden die „Grundrechte" eliminirt, das kaiserliche Manifest, das gleichzeitig mit der Publication der Verfassung erscheinen sollte, nach Windischgrätz' Andeutungen verfaßt, aber an der Hauptsache nichts geändert. In dieser Gestalt wurde der Entwurf neuerdings von Hübner am ersten Tage der Schlacht von Kapolna Windischgrätz vorgelegt, der nun zwar den Kampf gegen die von dem Ministerium beabsichtigten Formen, nicht aber seinen Widerspruch gegen dieselben aufgab. Auch bestand die Spannung zwischen den beiden Schwägern zeitlebens fort, trotz der Anstrengungen, welche in der Folge der alte Metternich machte, eine Annäherung anzubahnen. Am 4. März erfolgte die kaiserliche Sanction der octroyirten Verfassung; von demselben Tage datirt das kaiserliche Manifest, welches die Auflösung des Reichstages von Kremsier verfügte, die den letzteren (7. März) nicht ganz unerwartet traf, da schon seit Anfang des Monats kein Minister mehr in den Sitzungen erschienen war. Die Pflicht der Regierung, die Revolution endlich zu schließen,

der Wunsch, die Siege der kaiserlichen Waffen in Ungarn auch auf politischem Gebiete zu verfolgen, wurden als die Motive bezeichnet, welche den Entschluß der Auflösung des Reichstages und der Octroyirung einer Verfassung zur Reife brachten.

Mit der octroyirten Verfassung tauchte auch die Frage nach der Aufhebung des Belagerungszustandes in Wien und des Einzuges des jungen Monarchen in seine Hauptstadt auf. Auch in dieser Frage kreuzten sich die Ansichten der beiden fürstlichen Schwäger. Während Windischgrätz sich gegen die Rückkehr des Kaisers nach Wien aussprach, da dies die vorzeitige Aufhebung des Belagerungszustandes zur Folge haben müsse, gelangte doch wenigstens schon jetzt die Ansicht Schwarzenberg's zum Durchbruche, es sei der Zeitpunkt gekommen, „der Welt zu zeigen, daß der Kaiser Herr in seinem Hause sei“. Bald darnach begab sich der Kaiser nach Ungarn zur Armee; in seiner Suite befand sich auch S., der sich am 28. Juni persönlich an dem Sturm auf Raab betheiligt haben soll. Es war jedenfalls das letzte „Reiterstücklein“ des Fürsten, der fortan, nur mit geringen Unterbrechungen, an den Actentisch gebannt war.

Nach außen hin waren es namentlich die deutsche und die italienische Frage, welche zunächst Schwarzenberg's Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; durch jene wurde das Verhältniß Oesterreichs zu Preußen, durch diese jenes zu den Westmächten bedingt.

Trotz der Siege Radetzky's und der Wiedereroberung der Lombardei fuhr Lord Palmerston fort, auf die Abtretung dieser Provinz an den geschlagenen Feind zu bestehen und Wessenberg hatte sich auch zum Behufe der zu eröffnenden Friedensverhandlungen mit Sardinien die Mediation Frankreichs und Englands aufdringen lassen, ja, statt sich der englischen Einmischung in innere Angelegenheiten zu widersetzen, gab er selbst dem britischen Staatssecretär die Absicht der kaiserlichen Regierung kund, den italienischen Provinzen freiheitliche Institutionen zu verleihen. Palmerston genügte dies nicht, in geradezu beleidigendem Tone stellte er fast Tag für Tag neue Forderungen auf. Als S. das Staatsruder übernahm, beschloß er sofort, diesem Skandal ein Ende zu machen, wozu ihm ein noch an Wessenberg gerichteter Bericht des kaiserl. Geschäftsträgers in London, Baron Koller die Gelegenheit darbot. Da Seine britische Herrlichkeit sich aus Anlaß der von Radetzky ausgeschriebenen außerordentlichen Steuer zu der Behauptung verstieg, es scheine, man wolle in der Lombardei dasselbe Mittel versuchen, wie in Galizien, wo die Regierung auf die Köpfe der Adeligen Preise gesetzt habe, richtete S. an Lebzeltern, der ihn während seiner Abwesenheit von Wien bei dem diplomatischen Corps vertrat, ein Schreiben, worin er diese „sonderbare“ Einmischung in die innere Politik Oesterreichs entschieden zurückwies. Es hing mit dieser Verstimmung zusammen, daß, während an die befreundeten Höfe von Berlin und St. Petersburg Prinzen von Geblüt mit der Nachricht von dem stattgefundenen Thronwechsel abgingen, in London dies auf gewöhnlichem diplomatischem Wege geschah, daß Koller die Weisung erhielt, sich im Verkehr mit dem Chef der englischen Diplomatie nur auf die streng amtlichen Beziehungen zu beschränken und daß man sich nicht beeilte, den erledigten Botschafterposten wieder zu besetzen. Die Spannung der beiden leitenden Staatsmänner dauerte in der Folge fort, zumal es nicht an Anlässen zu neuen Zerwürfnissen — Kossuth's Aufenthalt in England, die Flüchtlingsfrage, die Mißhandlung Haynau's in London — fehlte. Allein es gereicht ebenso S. als Lord „Feuerbrand“ zur Ehre, daß dieser noch nach dem Tode seines Gegners mit Bewunderung von dessen Hochherzigkeit, warmen Liebe für Oesterreich, Selbstlosigkeit und Unerschrockenheit sprach. Der Brüsseler Congreß kam indeß nicht zu Stande, er wurde

durch die Ereignisse — Wiederausbruch des piemontesischen Krieges und den Sieg Radetzky's bei Novara (23. März 1849) — überholt. Es möge anschließend hieran hervorgehoben werden, daß S. sowie gegenüber Palmerston auch gegenüber den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Würde Oesterreichs zu wahren wußte, als diese in directem Gegensatze zu dem so oft betonten Grundsatze des Sich-Nicht-Einmengens in die Verhältnisse anderer Reiche einen geheimen Agenten nach Wien sendeten, um im geeigneten Augenblicke die ungarische Republik anzuerkennen und den Zerfall der österreichischen Monarchie kaum abwarten zu können schienen. Gegen die taktlose Botschaft des Präsidenten der Republik Taylor an den Senat vom 28. März 1850 ließ S. energisch protestiren als gegen ein Verhalten, das die kaiserliche Regierung mißbillige und immer mißbilligen werde.

Schwarzenberg's erstes Auftreten in der deutschen Frage verrieth, daß er nicht etwa bloß daran dachte, Oesterreich die Stellung, die ihm nach der Bundesverfassung bis 1848 zugestanden hatte, wieder zu verschaffen, sondern daß er den Umschwung der Dinge zur Grundlage weitaussehender Pläne zu benutzen willens war. Schon am 31. December 1848 entwickelte S. in einem Schreiben an Bach den ihn leitenden Gedanken. „Oesterreich", sagt er, „strebt nach Einheit. Fortan werden keine politischen, legislativen und commerciellen Schranken die verschiedenen Theile des Reiches von einander trennen. Aber Oesterreich will nicht auf sein tausendjähriges Recht, die erste deutsche Macht zu sein, Verzicht leisten. Es will seine Stellung in Deutschland nicht aufgeben, dies sind die beiden Gedanken, welche das Cabinet leiteten, als es über die künftige Verfassung Deutschlands seine entgültigen Entschlüsse faßte". Auch die Kremsierer Programmrede nahm bereits auf die deutsche Frage Bezug. „Oesterreichs Fortbestand als staatliche Einheit" hieß es gleichsam als Antwort auf die §§ 2 und 3 der deutschen Reichsverfassung, „ist ein deutsches wie europäisches Bedürfniß. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, sehen wir der natürlichen Entwicklung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprocesses entgegen. Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuer und fester Form gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen". Als nun Schmerling's Nachfolger in Frankfurt als leitender Reichsminister Gagern dies dahin deutete, daß die kaiserliche Regierung in den deutschen Bundesstaat, wie er aus den Beschlüssen der Nationalversammlung hervorgehen würde, nicht eintreten wolle, und daß daher die künftige Verbindung zwischen Oesterreich und dem deutschen Bundesstaate durch einen besonderen Unionsvertrag auf gesandtschaftlichem Wege zu regeln sei, gab (28. Dec.) S. die Erklärung ab, daß Oesterreich durch das Kremsierer Programm nicht auf seinen Eintritt in den Bund verzichtet habe und daß keine Reichsverfassung ohne Einvernehmen mit den deutschen Fürsten, deren erster der Kaiser sei, rechtlichen Bestand gewinnen könne. Mittlerweile fanden auch zwischen Olmütz und Berlin Verhandlungen statt, bei denen S. seine Ansichten über die deutsche Frage mit gewohnter Offenheit entwickelte. Er forderte (13. Dec.) den Eintritt des als Einheitsstaat constituirten Oesterreichs in den Bund. Er erklärte das Frankfurter Machwerk für unannehmbar und wünschte eine Verständigung der beiden Großmächte, bei der jedoch von dem Gedanken eines Bundesstaates abzusehen und zu dem allein anwendbaren Begriffe des Staatenbundes zurückzukehren sei. Und als statt dessen eine ministerielle preußische Denkschrift vom 19. December vielmehr den Gedanken entwickelte, daß gleich nach der ersten Lesung eine Revision der Reichsverfassung gemeinsam durch die Regierungen und das Parlament vorzunehmen, daß in der künftigen Reichsverfassung ein Collegium der deutschen Könige als Regierung, ein von den Fürsten beschicktes Staatenhaus als Ober- und das Parlament als Unterhaus zu fungiren

habe, daß endlich Gesammtösterreich allerdings in das neue Deutschland nur in der lockeren Form eines Staatenbundes eintreten, innerhalb des letzteren aber das übrige Deutschland sich auf engere Weise verbinden könne, verwarf S. Parlament und Bundesstaat, Staatenhaus und einheitliches Reichsoberhaupt und schlug vielmehr, um die Mittelstaaten für sich zu gewinnen, die Zerlegung Deutschlands in sechs Gruppen, jede mit ihrem König an der Spitze, vor, so daß sich an diese die kleineren Fürsten gliedern sollten. Es ist hier nicht der Ort, die gewechselten Noten und Gegennoten im einzelnen zu verfolgen; es genüge auf jene merkwürdige Denkschrift Friedrich Wilhelm's IV. (vom 4. Januar 1849) hinzuweisen, welche kürzlich v. Sybel in Auszügen mitgetheilt hat, zugleich mit den Gegenbemerkungen, welche S. machte, als sie ihm Brühl zu Olmütz vorlas. Denn sie läßt deutlich erkennen, daß in diesem diplomatischen Feldzuge sich dem wohlmeinenden, aber von wechselnden Stimmungen und Rathgebern beeinflußten Romantiker auf dem preußischen Thron gegenüber der gewandte, durchaus realistisch veranlagte „Armeediplomat" vorerst im Vortheil befand. Während der König jetzt (durch die Note vom 23. Januar) wirklich in Fühlung mit Frankfurt zu treten, aber auch die Verhandlungen mit Oesterreich fortzuführen wünschte, enthielt Schwarzenberg's Note vom 4. Febr. an das Reichsministerium den ersten Hinweis auf das mitteleuropäische Siebzigmillionenreich, das aus dem Eintritte Gesammtösterreichs in den Verband Deutschlands hervorgehen sollte, und zog eine spätere Note (9. März) aus der Octroyirung der österreichischen Märzverfassung und der dadurch erfolgten Constituirung Oesterreichs den Schluß, daß dieses in seiner Gesammtheit in den Bund aufzunehmen und darnach die Reichsverfassung zu modificiren sei. Statt eines Kaisers als Reichsoberhaupt schlug S. ein Directorium von sieben Mitgliedern, innerhalb dessen Oesterreich abwechselnd mit Preußen den Vorsitz führen sollte und statt des Reichstags ein durch kein Volkshaus gelähmtes Staatenhaus vor. Als aber das Parlament nunmehr dem König von Preußen die Kaiserwürde antrug, rief (5. April) S. die österreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche ab. Auch die Circularnote des Königs (vom 3. April), der die ihm angebotene Würde zwar vorläufig abgelehnt hatte, sich aber bereit erklärte, auf Antrag der Regierungen und unter Zustimmung der Nationalversammlung provisorisch die Leitung der Centralgewalt zu übernehmen und sich an die Spitze eines aus den sich freiwillig anschließenden Staaten gebildeten — also engeren Bundesstaates — stellen zu wollen, beantwortete (8. April) S. ablehnend, da die Nationalversammlung für Oesterreich nicht mehr existire, Erzherzog Johann auf seinem Posten als Reichsverweser zu verbleiben habe und Oesterreich in einen engeren Bund nicht eintreten werde, wohl aber sich alle Rechte aus den alten Bundesverträgen in vollem Umfange vorbehalte. Und auf diesem Standpunkte des Bundesrechtes von 1815 beharrte S. trotz der momentanen Krise in Ungarn auch dem Projecte des Dreikönigsbündnisses vom 26. Mai gegenüber um so zäher, als im Grunde der König von Preußen die Verträge von 1815 ebenfalls als noch zu Recht bestehend anerkannte, und Sachsen und Hannover jenes Bündniß nur mit halbem Herzen und nur unter Vorbehalt des Beitrittes von Baiern, der nicht zu erlangen war, geschlossen hatten. S. bot alles auf, um die deutschen Staaten von dem Eintritt in das preußische Bündniß zurückzuhalten, welches man als gescheitert betrachten konnte, als unter dem Eindrucke der zu Boden geworfenen deutschen Revolution, um derentwillen allein die Mittelstaaten anscheinend zu Preußen neigten, und der definitiven Bewältigung des Aufstandes in Ungarn und Italien die Höfe von München und Stuttgart den Beitritt zu dem Bündnisse vom 26. Mai in aller Form ablehnten und auch Sachsen und Hannover ihre Vertreter von den Verhandlungen abberiefen. Während sich die Mittelstaaten zu dem Vierkönigsbunde zusammenfanden, protestirte S.

gegen die sog. Union der 22 kleineren Staaten mit Preußen und gegen das Erfurter Parlament, und da mittlerweile (30. Sept. 1849) auf Antrieb Rußlands, welches weder die Einigung Deutschlands noch den offenen Bruch zwischen den deutschen Großmächten wünschte, das sog. Interim zu Stande gekommen war, nach welchem Oesterreich und Preußen interimistisch (bis zum 1. Mai 1850) die Befugnisse des zurücktretenden erzherzoglichen Reichsverwesers übernahmen, benützte S. den bevorstehenden Ablauf desselben, um durch eine Circularnote (19. April 1850) alle deutschen Regierungen zu einem Congresse einzuladen, und als Preußen die Annahme dieser Einladung von der Anerkennung jener Union abhängig machen wollte, lud S. die deutschen Regierungen im Namen der Präsidialmacht des deutschen Bundes wirklich ein, zum 10. Mai Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden, um dort zunächst eine neue provisorische Centralgewalt zu bilden und dann zu einer Revision der Bundesverfassung in Gemäßheit der Bundesacte und der Wiener Schlußacte zu schreiten. Ausdrücklich betonte S., daß es nicht auf einfache Herstellung der alten, sondern auf eine Verbesserung der Bundesverfassung abgesehen sei, wie er denn vor allem den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein eifrig betrieb. Aber er bezeichnete zugleich die Theilnahme an den Berathungen für eine Pflicht, der sich die Mitglieder des alten Bundes nicht entziehen könnten, ohne damit ihren Austritt aus demselben zu erklären und sich der Verletzung der angelobten Bundestreue schuldig zu machen. Die steigende Entfremdung der beiden deutschen Großmächte fand ihren Ausdruck einerseits in dem Berliner Fürstentage (8. Mai), auf dem jedoch die Frage der zu Erfurt beschlossenen und revidirten Unionsverfassung nicht zum Abschluße kam, anderseits in dem Bundestage, der sich zu Frankfurt (16. Mai) constituirte, aber nur von Oesterreich, den Mittelstaaten, Kurhessen und Dänemark für Holstein beschickt wurde. Schon begannen beide Theile zu rüsten; aber nochmals legte die Haltung des von beiden Theilen umworbenen russischen Kaisers Zurückhaltung auf. Fast gleichzeitig fanden sich zu Skierniewice bei Warschau der Prinz von Preußen und S. ein. Im Gespräch mit diesem betonte der Prinz die Pflicht Preußens, für eine deutsche Verfassung zu sorgen, vor allem nach der Verwandlung Oesterreichs in einen Einheitsstaat durch die Verfassung vom 4. März. „Ach", soll der Fürst erwidert haben, „diese Verfassung ist zwar gegeben, aber es kann noch vieles geschehen, sie zu ändern; ihre Ausführung liegt noch in weitem Felde". Aehnlich sprach er sich über den Münchener Verfassungsentwurf der vier Könige aus. Es lag hierin die Andeutung eines Versuches, sich mit Preußen allein über die deutsche Frage zu verständigen, zumal der Zar wohl der Union hauptsächlich wegen ihrer constitutionellen Grundlage abgeneigt, hingegen der Herstellung des auf den Verträgen von 1815 beruhenden Bundestages günstig gestimmt war, aber auch jetzt die Aufrechterhaltung des Friedens wünschte und den angreifenden Theil, wer es auch wäre, mit Krieg bedrohte. Um sich ihn willfährig zu stimmen, schloß Preußen mit Dänemark Frieden, während S., der um diese Zeit mit Nesselrode und Meyendorff in Ischl zusammentraf, durch die Unterzeichnung des Londoner Protokolles über die dänische Thronfolge Rußland wirklich für sich gewann. Preußen bot er jetzt gegen Verzicht auf die Verfassung vom 26. Mai das Aufgeben des Bundestages und ein neues Interim, in welchem die beiden Großmächte allein die Execution bilden sollten, bis zur Vollendung der definitiven Bundesverfassung an. Preußen lehnte dies ab; S. erklärte, daß unter solchen Umständen die von Preußen verlangten „freien Conferenzen" über das Definitivum unmöglich seien. Die Verheißung, die Unionsverfassung künftig mit der Bundesverfassung in Einklang zu setzen, könne ihm nicht genügen. Im preußischen Ministerium trat jetzt die Spaltung zwischen Manteuffel und Radowitz ein. Dieser sprach sich für, jener gegen das fernere

Festhalten an der Union aus, doch kam es hier vorläufig zu keiner Entscheidung. Dagegen schärfte sich der Gegensatz der beiden deutschen Großmächte immer mehr zu. Der jetzt wirklich tagenden Bundesversammlung (zunächst 11 Staaten) versagte Preußen die Anerkennung. Es folgte die Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit den Königen von Baiern und Württemberg in Bregenz (7. October) und die Aufforderung an Preußen inbetreff der unbehinderten Durchführung der bekannten Bundesbeschlüsse in Schleswig-Holstein und Kurhessen. Man stand am Vorabend eines Krieges. Wieder gab die Stellung des russischen Kaisers den Ausschlag. Der Zar in Warschau lehnte jede Vermittelung ab und wies den Grafen von Brandenburg unmittelbar an S., der mit seinem Monarchen sich am 25. October 1850 gleichfalls in Warschau einfand. Zwischen S. und Brandenburg wurde am 28. October eine sog. vorläufige Uebereinkunft über sechs Punkte vereinbart, die kürzlich S. selbst vorgeschlagen, sodann wieder zurückgezogen hatte und die nun Brandenburg neuerdings aufnahm. S. nahm von denselben die Bildung eines Bundesstaates mit 17 Stimmen und mit der Competenz des alten Bundestages ohne Volksvertretung, sowie den Eintritt Gesammtösterreichs in den Bund an. Bezüglich der anderen Punkte: Gleichstellung Preußens mit Oesterreich im Präsidium und dessen ausschließliche Uebertragung an beide stellte das Uebereinkommen bloß die preußischen Begehren und die österreichischen Gegenvorschläge, die einer Ablehnung gleichkamen, gegenüber und fügte die Forderung Oesterreichs, daß Preußen die Union aufhebe und den Bundestag unangefochten lasse, hinzu. Diese Anträge sollten den übrigen Bundesstaaten vorgelegt und diese zu Conferenzen über die Revision der Bundesacte eingeladen werden. Als Ort derselben schlug Preußen Dresden, Oesterreich Wien vor. Oesterreich verlangte schließlich nach Analogie der Minister-Conferenzen von 1819, daß das Resultat derselben durch einen förmlichen Bundesbeschluß zu einem der Bundesacte gleichartigen Grundgesetz des Bundes erhoben werde. Dagegen war von der eigentlich brennenden Frage, der hessischen, in dem Uebereinkommen gar nicht die Rede. In diesem Punkte hatte S. jedes Zugeständniß abgelehnt; er bestand auf der Bundesexecution und hatte dabei Rußland auf seiner Seite. Brandenburg hielt diese Sache nicht für eines Krieges werth und sprach sich in diesem Sinne nach seiner Rückkehr in Berlin aus. Hier waren die Ansichten der Minister getheilt. Die Mehrheit sprach sich für fortgesetzte Verhandlungen mit Oesterreich, die Minderheit für Mobilmachung aus; der König für beides, ließ aber, wie er selbst sagte, gegen seine Ueberzeugung, zunächst die Mehrheit, zu deren Beibehaltung er entschlossen sei, gewähren. Da starb plötzlich Brandenburg, und nun wurde die Mobilmachung beschlossen, während es in Hessen zwischen den baierischen und den preußischen Occupationstruppen bereits zu einem allerdings höchst unbedeutenden Zusammenstoße bei Bronzell kam. Zugleich wurden nun zwischen Berlin und Wien erregte Noten gewechselt. Aber S. durchschaute wohl, daß es der König nie zum Kriege mit Oesterreich werde kommen lassen. Als er das Telegramm über die preußische Mobilmachung erhielt, sagte er zu dem russischen Gesandten, nun habe er nicht den geringsten Zweifel mehr an der Erhaltung des Friedens, da diese Rüstung Preußen die Brücke für einen ehrenvollen Rückzug eröffne. Und so war es auch. Schon erhielt infolge des Vorfalles von Bronzell Prokesch den Auftrag, seine Pässe zu fordern, wenn nicht umgehend der Rückzug der Preußen aus Kurhessen vermeldet werde, als auf Manteuffel's Anregung eine Depesche nach Wien abging, welche in der holsteinischen und hessischen Frage einem Rückzuge gleichkam und überdies bei den verbündeten Regierungen die Aufhebung der Union zu beantragen versprach, wie letzteres am 15. November auch wirklich geschah. Damit gab sich S. auch zufrieden; er forderte den Bundestag zur Ertheilung der von Preußen begehrten Garantie über

Zweck und Dauer der hessischen Execution auf, und stellte den baldigen Beginn der freien Conferenzen für die Bundesreform in Aussicht, drang aber um so mehr darauf, daß Preußen nicht länger durch die Besetzung der Etappenstraßen in Hessen das Executionswerk störe. Er hielt daran um so fester, als eben damals Fürst Gortschakoff in Frankfurt eintraf, um die russische Anerkennung des Bundestages zu überbringen. Aber eben in jener Straßenfrage war der König nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen, obgleich Oesterreich auf das bestimmteste erklärte, daß eine negative Antwort Preußens den Beginn des Krieges sofort zur Folge haben würde, Oesterreich in Böhmen und Baiern höchst ansehnliche Streitkräfte sammelte, der Prinz-Präsident Louis Napoleon an der französischen Grenze ein Operationscorps zusammenzog und auch Rußland eine drohende Haltung zeigte. Endlich erhielt Fürst Taxis den Befehl, unbekümmert um die Preußen gegen Cassel vorzurücken und am 25. November überreichte Prokesch das österreichische Ultimatum. Noch hoffte der König, seinen Standpunkt festhalten zu können und trug zu diesem Zwecke auf eine persönliche Zusammenkunft Manteuffel's und Schwarzenberg's an. Man hat S. das Wort „Avilir la Prusse d'abord, et la démolir ensuite" in den Mund gelegt. Es ist zweifelhaft, ob er dasselbe wirklich gesprochen hat und ebenso mag es dahin gestellt bleiben, ob er, wie Varnhagen erzählt, die Depesche Manteuffel's, die ihn zur Olmützer Begegnung einlud, mit den Worten: „Meinetwegen mag er nach Olmütz kommen und dort auf mich warten, er kann lange warten, ich bleibe hier" auf den Tisch geworfen und sie erst, als ihn ein Gesandter, dem er die Sache vertraulich mittheilte, ihn darauf aufmerksam machte, daß die Sache denn doch nicht so ganz gleichgiltig sei, dem Kaiser mitgetheilt habe; sicher dagegen ist, daß er nur ungern, nur weil der Kaiser es wünschte, nach Olmütz ging, wie er denn noch später in Dresden zu Beust sagte: „Sie hätten lieber gewollt, wir hätten gerauft; ich auch." — Am Abend des 28. November trafen S., in dessen Begleitung sich Meyendorff befand, und Manteuffel zu Olmütz im Gasthofe „Zur Krone" ein und begannen ihre Verhandlungen, welche dann am 29. fortgesetzt und zum Abschluß gebracht wurden. Man kam überein, daß die Berathung der Bundesreform in freien Conferenzen erfolgen sollte, was Schwarzenberg's Wunsche insofern entsprach, als für die von ihm geplanten Reformen dieselben bessere Aussicht boten, als die steifen Geschäftsformen des Bundestages. In Bezug auf letzteren wurde den Gefühlen des Königs insofern Rechnung getragen, als die Austragung der holsteinschen Frage anstatt einem Bundescommissar einer österreichisch-preußischen Commission zufallen sollte. Hingegen bestand S. für Hessen auf dem Vollzug der Bundesexecution; doch sollte nach deren Lösung das Land wieder geräumt werden, eine Umarbeitung der hessischen Verfassung die Quelle des Uebels für immer verstopfen und letzteres eine der Aufgaben der freien Conferenzen und in deren Auftrage einer österreichisch-preußischen Commission sein. Manteuffel bewilligte den Bundestruppen den Durchmarsch durch die preußische Stellung auf der Etappenstraße und gemeinsame Besetzung von Cassel. Er brachte nun auch die sechs Warschauer Punkte als Grundlage der in den freien Conferenzen vorzunehmenden Bundesreform zur Sprache; aber S. hielt auch jetzt an dem damals eingenommenen Standpunkte fest. Endlich einigte man sich dahin, daß die beiderseitigen Abrüstungen — und zwar zuerst von Preußen — noch vor dem Beginn der Conferenzen erfolgen sollten. Am 29. Nov. 1850 wurden die Punctationen von beiden Ministern unterzeichnet; ausdrücklich wird versichert, daß S. dies ungern that und daß er sich erst auf ausdrücklichen Befehl seines Monarchen zum Abschluß herbeiließ.

Was man in Berlin damals als schwere Niederlage empfand, wurde in Wien mit lautem Jubel begrüßt. Aus allen Theilen der Monarchie — selbst

aus Ungarn — gelangten Dank- und Beglückwünschungsadressen an den Fürsten, den man als den „Schutz- und Friedensengel Oesterreichs“ feierte und den wetteifernd Wien, Prag (wo sich jedoch Palacky dagegen aussprach), Olmütz, Pest und Triest zu ihrem Ehrenbürger ernannten.

Die Conferenzen wurden von S. selbst (23. Dec.) in Dresden eröffnet, worauf er mit Manteuffel zu einem Besuche nach Berlin fuhr, wo er im Schlosse wohnte und ihm der König mit großer Auszeichnung begegnete. Doch kam es hier nicht zu ernsten Verhandlungen; diese fanden vielmehr in Dresden statt, wo S., als er nach Wien zurückkehrte, die Vertretung Oesterreichs Buol-Schauenstein, bisher Gesandten in Petersburg, übertrug. Hier entrollte S. zuerst in voller Deutlichkeit den stolzen Plan jenes europäischen Mittelreiches, das aus dem Eintritte Gesammt-Oesterreichs in den neuen Bund hervorgehen und in welchem Präsidium und Executive wenn auch nicht der Form nach, so doch thatsächlich dem österreichischen Kaiser zufallen sollte. Aber diese Entwürfe stießen sofort auf unversöhnlichen Gegensatz. Gegen die von Oesterreich begünstigten Mittelstaaten spielte Preußen die Kleinstaaten d. i. die früheren Unionsstaaten aus, in welchen die Besorgnisse vor der Mediatisirung den Wunsch nach Wiederherstellung des früher so gehaßten alten Bundestages aufkeimen ließen. Es zeigte sich bald, daß solange nicht die Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Großmächte auf irgend eine Weise gelöst war, es für Deutschland keine Verfassung als den losen Staatenbund von 1815 gab. S. setzte zwar in den Commissionen zu Dresden das Elferdirectorium und den Eintritt Gesammt-Oesterreichs in den Bund durch; aber jenen Beschluß verwarf die Plenarversammlung vom 23. Febr. 1851 und gegen diesen sprachen sich die europäischen Großmächte aus. Preußen wieder wollte in die sofortige Einsetzung der Executive nur gegen das Zugeständniß voller Parität im Präsidium willigen. Wol brauste S. zunächst gegen eine solche Zumuthung auf; seinen ganzen Aerger schüttete er in einem Privatschreiben an Manteuffel (4. März) aus: „Die neueste Wendung“, sagte er, „hat in Paris alle Herzen mit Freuden erfüllt; ich habe sichere Anzeichen, und wundere mich nicht, daß wir mehr als einen Judas in unserer Mitte haben . . . das Ohr der Gothaer blickt aus jeder Verkleidung hervor.“ Mit Paris hatte es aber seine Richtigkeit; soeben hatte Louis Napoleon dem preußischen Gesandten zur Regelung der deutschen und sonstigen europäischen Fragen einen Congreß der Großmächte vorgeschlagen, während Preußen sich zu einer solidarischen Verbürgung des österreichischen Gesammtgebietes bereit erklärte. Diese Erklärung blieb nicht wirkungslos. S. begrub, wenn auch schweren Herzens, die Hoffnungen, die er an Dresden geknüpft, indem er (15. Mai) in der Schlußrede die Arbeiten der Conferenz als „schätzbares Material“ bezeichnete, wogegen der am folgenden Tage (16. Mai) zu Dresden geschlossene geheime preußische Allianzvertrag Oesterreichs italienischen Besitz auf drei Jahre garantirte. Sonst aber kehrten beide Mächte auf den Boden des alten Bundestages zurück, der noch im Mai seine jetzt allseitig anerkannte Wirksamkeit zunächst im Sinne der Bekämpfung der liberalen und demokratischen Zeitbestrebungen wieder eröffnete. Und auf dem Bundestage standen sich trotz Olmütz alsbald wieder die alten Gegensätze: das österreichische Großdeutschthum, die preußische Unionsidee und die mittelstaatliche Trias gegenüber, nur daß sich dieselben zunächst nicht auf staatsrechtlichem, sondern handelspolitischem Gebiete äußerten. In richtiger Würdigung der Bedeutung des deutschen Zollvereins, dieses großen Erfolges preußischer Staatskunst, suchte S. denselben zu sprengen, oder vielmehr den Eintritt Oesterreichs in denselben zu erzwingen. Soweit die Frage eine wirthschaftliche war, handelte es sich dabei um den alten Gegensatz zwischen Freihandel und Schutzzoll. Das Haupthinderniß suchten S. und Bruck durch die Aufhebung der ungarischen Zolllinie und den neuen Zoll-

tarif vom 6. Nov. 1851, mit dem Oesterreich vom Prohibitiv= zum Schutzzoll überging, zu beseitigen. Der politische Kern der Sache aber lag in dem Streben, das Zollwesen zur Bundessache zu machen und Preußen damit die Leitung des Zollvereins zu entwinden. Hatte es sich zuvor um die Frage gehandelt, ob zuerst der engere Bund geschlossen und erst darnach über die Union zwischen Oesterreich und dem deutschen Bundesstaate verhandelt werden oder ob mit Verzicht auf jenen engeren Bund sofort zur Bildung eines auch Gesammtösterreich umfassenden Staatenbundes zu schreiten sei, so drehte sich auch jetzt wieder alles um die Frage, ob sich der Vertrag mit Oesterreich nach den Bedürfnissen des Zollvereins oder die Gestaltung des Zollvereins nach den Wünschen Oesterreichs richten solle. Es war ein Streit, bei welchem das mehr zu freihändlerischen Principien hinneigende Preußen den Norden Deutschlands für sich hatte, während die Südstaaten mehr zu dem schutzzöllnerischen Oesterreich neigten. Auch hier war es S., der sich an die Spitze des Widerstandes stellte, indem er im Gegensatz zu Preußen, das infolge des Zollvertrages mit Hannover und Oldenburg den alten Zollverein kündigte und die Zollverbündeten zur Berathung eines neuen Zollvereins nach Berlin lud, eine Conferenz nach Wien berief, um über einen Handelsvertrag und über die Vorbereitung einer vollständigen Zolleinigung zwischen Oesterreich und Deutschland schlüssig zu werden und überdies Baiern, Württemberg, Sachsen, die beiden Hessen und Nassau zu dem Abschlusse einer besonderen Zolleinigung zu bewegen suchte. Uebrigens sollte S. den Ausgang dieser Verhandlungen nicht mehr erleben.

Dem Manne, der in Oesterreich die Aera der Revolution geschlossen, konnte eine Persönlichkeit, die das gleiche Verdienst für Frankreich in Anspruch nahm, nur sympathisch sein. In Wien täuschte man sich allerdings kaum über die Möglichkeit, daß der Präsident von Frankreich eines Tages als Kaiser der Franzosen erwachen könnte. „Wir dürfen nicht überrascht sein", berichtete wenigstens Ritter v. Thom schon am 17. December 1848 nach Olmütz, „wenn in einem nicht sehr fernen Zeitpunkte, vielleicht bei einem zufälligen Anlaß, der Präsident sich plötzlich in den Monarchen, die französische Republik sich in ein französisches Kaiserthum verwandelt." Allein S. meinte doch, man habe keinen Grund, „mit dem kleinen Neffen des großen Onkels zu schmollen", am allerwenigsten aus Rücksicht auf die Oesterreich stets feindseligen Bourbonen. „Die Beziehungen zu Frankreich", schreibt er an Windischgrätz (5. Jan. 1849), „müssen von dem rein thatsächlichen Gesichtspunkte aufgefaßt und weder dem Legitimitäts= noch dem Juste=milieu=Princip zu Liebe verschoben werden." Freilich täuschte er sich, wenn er, allerdings mit dem Beifügen, „ohne hier als Prophet sprechen zu wollen", der Hoffnung Ausdruck gab, daß Louis Bonaparte nicht auf den Gedanken verfallen werde, die Politik des großen Capitäns, dessen Namen er führe, wieder aufzunehmen. Immerhin wurde aus demselben Grunde von S., wie von den meisten Regierungen Europas auch der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 als eine Frankreich rettende That begrüßt, und wenn sich der Fürst in der deutschen Frage auf den formellen Boden der Verträge von 1815 stellte, so meinte er in der Denkschrift vom 29. Dec. 1851, daß der Allianzvertrag zwischen Oesterreich, England, Preußen und Rußland, der Napoleon und die Napoleoniden für immer vom Throne ausschloß, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach zu handhaben sei.

Wie überall in Europa, senkten sich auch über das durch die vorausgegangenen Stürme müde Donaureich die Schatten der Reaction als natürlicher Rückschlag gegen die Ideen der Volkssouveränität in der Form des staatlichen Absolutismus herab, der zugleich im Gegensatz zu den centrifugalen Tendenzen der Revolution den Staat zu centralisiren versuchte. Es war in der ganzen

Lage der Dinge begründet, daß sich dieser Absolutismus vor allem auf die Armee zu stützen suchte und erst im Zusammenhang mit der fortschreitenden Beruhigung der Provinzen allmählich einen mehr bureaukratischen Charakter annahm, wozu sich weiterhin die Absicht gesellte, sich durch mächtige Zugeständnisse an die Kirche auch deren Unterstützung bei dem beginnenden Versuche der Nivellirung des national-politischen Lebens zu versichern. Von einem constitutionellen Leben konnte für die nächste Zukunft keine Rede sein. Die octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 wurde am Sylvesterabend des Jahres 1851 sistirt; die Verfassung Ungarns aber galt für verwirkt. Wie weit sich der Einfluß Schwarzenberg's auf diesen Wandel im Innern erstreckte, zu schildern, ist eine Aufgabe, die erst der Historiker einer späteren Zeit zu lösen im Stande sein wird.

An ein eigentliches Bureauleben nicht gewöhnt, arbeitete S., seit er Ministerpräsident war, von Morgen bis Abend, oft bis tief in die Nacht, und fand keine Zeit, sich Bewegung zu machen und frische Luft zu schöpfen. Dazu die beständige Spannung des Geistes, die Anstrengung seiner Willenskraft gegenüber den offenen und heimlichen Angriffen, denen er fortwährend und nicht nur von Seiten der Feinde Oesterreichs ausgesetzt war. Wissen wir doch, daß die Malcontenten noch immer an Windischgrätz einen Führer zu finden hofften und äußerten doch andererseits selbst Männer wie Heß, Welden, Clam, Schönhals über Schwarzenberg's Politik gelegentlich heftigen Tadel. All dies untergrub seine Gesundheit, ohne jedoch seinen Gleichmuth zu stören, ohne ihm eine Klage, ein Wort des Unmuthes zu entreißen. Daß er selbst mit dem Todesgedanken sich vertraut gemacht, beweist sein bereits 1847 bald nach der in Venedig überstandenen Krankheit in Neapel gemachtes Testament. Im Winter des Jahres 1851—52 traten wiederholt nervöse Zustände, Abspannung, ja Ohnmachten ein; zugleich verrieth das tiefere Nervenleiden die abnehmende Sehkraft. Um diese Zeit war denn auch von einer Urlaubsreise und einem längeren Aufenthalte in Neapel die Rede; doch kam der Fürst davon wieder ab und nur ein kleiner Ausflug nach Pirna mit Vitzthum-Eckstädt war geplant, zu dem es aber nicht mehr kommen sollte. „Am 3. Febr. (1852)", bemerkt Melanie Metternich in ihrem Tagebuche, „erzählte Rechberg, daß Schwarzenberg auf seinen Urlaub verzichtet und sich entschlossen habe, den Augenarzt Schmalz aus Dresden kommen zu lassen. Gewiß ist, daß Felix sich in einem Zustande befindet, der seine Existenz und jene des Reiches schwer bedroht. Zwei Gefahren schweben meiner Ansicht nach über ihm, entweder in Kindheit zu verfallen, wie Stadion, oder von einem plötzlichen Tode hingerafft zu werden. Seine Umgebung erzählt, daß er nicht mehr allein arbeiten kann. Er kann nicht mehr lesen und oft reichen seine Brillen sammt einer Lupe nicht aus, um eine Depesche zu entziffern. Er läßt sich Alles vorlesen, macht keine Bemerkung mehr und man behauptet sogar, daß er zuweilen nicht mehr hört." Doch gingen die Geschäfte ununterbrochen ihren Gang, der Fürst arbeitete nach wie vor, und wenn er öffentlich erschien, im Theater oder bei festlichen Anlässen, wie bei dem zu Ehren der russischen Großfürsten veranstalteten Feste, wußte er seine äußere Haltung zu beherrschen. Nur bei einem der letzten Hofconcerte sah man ihn erbleichend sich erheben, aber schnell wieder gefaßt, lehnte er die Begleitung eines seiner Bekannten ab, um kein Aufsehen zu erregen. So war der verhängnißvolle Tag herangerückt. Wie nur zu häufig, hatte der Fürst auch den größten Theil der Nacht vom 4. auf den 5. April arbeitend hingebracht und sich erst gegen Morgen einige Ruhe gegönnt. Auch der 5. April verging unter den gewöhnlichen Beschäftigungen; für den Abend sagte er sein Erscheinen auf einem Balle zu; er versprach, nicht wegzubleiben, außer er wäre todt. Im Sinne dieser traurigen Alternative hat er auch Wort gehalten. Nur das für eine geistreiche und liebenswürdige Dame bestimmte Bouquet gelangte noch am

Abend in die Hände, denen es zugedacht gewesen. Er selbst eilte um 1 Uhr zum Kaiser, um bei der Antrittsaudienz des schwedischen Gesandten gegenwärtig zu sein. Dann folgten mehrere Besprechungen mit Diplomaten. Später war Ministerrath, welchem der Fürst bis gegen 5 Uhr präsidirte. Hier war es, wo er in seiner Unterhaltung mit dem Handels- und Finanzminister Baumgartner die denkwürdige Aeußerung that: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!" Der Fürst folgte aufmerksam der Debatte. Gegen 5 Uhr bat er den neben ihm sitzenden Minister Bach, ihn zu vertreten, da er sich zum Diner umkleiden müsse, zu dem er mit seiner Schwester Mathilde bei ihrer Schwägerin, der regierenden Fürstin „Lorchen" S. geladen war. Der Kammerdiener hatte soeben auf wenige Augenblicke das Cabinet verlassen, wo der Fürst am Waschtisch beschäftigt war, als er einen dumpfen Fall vernahm und durch die nur angelehnte Thür blickend, den Fürsten bewußtlos am Boden fand. Es war kein Zweifel, ein Nervenschlag hatte den Fürsten getroffen. Schleunigst herbeigerufene ärztliche Hülfe kam doch zu spät. Der Fürst erwachte nicht mehr zum Bewußtsein, um noch einmal der geliebten Schwester Mathilde ins treue Auge zu blicken und dem herbeigeeilten Minister Bach zum letzten Mal die Freundeshand zu drücken. Um 5¾ Uhr hatte der Fürst seine Seele ausgehaucht. Graf Grünne, der erste Generaladjutant des Kaisers, fand bereits eine Leiche. Gleich darauf erschien der Monarch selbst, schweigend und sichtlich ergriffen kniete er an dem Bett seines Getreuen nieder und verrichtete ein stilles Gebet. „Die arme Mathilde", schreibt Melanie Metternich, „verließ den Leichnam des Bruders nicht. Sie war überzeugt, daß er noch zu sich kommen würde und ließ ihn noch 24 Stunden im Bette liegen, indem sie ihn mit allerhand Betttüchern bedeckte, um ihn zu erwärmen, daher eine so rasche Verwesung eintrat, die im Publicum den Glauben verbreitete, er sei vergiftet worden." Das Leichenbegängniß fand am 7. April bei St. Michael statt. Ganz Wien nahm an der großartigen Trauerfeier Theil. Auch der Monarch war erschienen. „Er behauptete", erzählt Vitzthum, „die Fassung bis zu dem Augenblicke, wo der Sarg in der Kirche erschien. Da rollten zwei große, kostbare Thränen langsam über seine Wangen. Es war ein unvergeßlicher Moment." Die Leiche wurde sodann in die Familiengruft nach Wittingau gebracht. Die Inschrift der schwarzen Marmortafel an seiner Ruhestätte rührt von Grillparzer (Sämmtl. Werke II, 232) her, dem S. (1849) persönlich den Leopoldsorden, sowie (1850) in Gemeinschaft mit Heß den im J. 1850 von der österreichischen Armee gewidmeten Ehrenbecher und das Handschreiben Radetzky's überbracht hatte. Am 27. Mai fand auf Veranlassung eines Verehrers des Fürsten, des Volksschriftstellers J. B. Weiß, ein großartiger Trauergottesdienst in der Pfarrkirche am Hof statt. „Die Trauer", schreibt Vitzthum-Eckstädt, „ist aufrichtig und bei Allen, die dem Fürsten nahe gestanden, sehr begreiflich. Mochten auch seine Untergebenen hier und da darüber geklagt haben, daß er ihnen eine zu große Arbeitslast aufbürde, daß er in seinem Feuereifer keine Rücksicht kenne, so mußten alle derartigen Klagen verstummen, als man erkannte, daß der Verstorbene am rücksichtslosesten gegen sich selbst gewesen. Mit ihm ist ein seltener Geist von dieser Erde geschieden. Aber Du hast recht, er ist glücklich zu preisen. In drei Jahren die Unsterblichkeit erringen und dann plötzlich schmerzlos abgerufen werden, das ist ein beneidenswerthes Loos."

Außer dem ehrenden Nachrufe, den ihm der König Leopold von Belgien in einem Briefe an Metternich widmete, sind als ein schönes Denkmal kaiserlichen Dankes die Zeilen zu betrachten, welche der Monarch an den älteren Bruder des Verstorbenen und Chef des Hauses Fürst Johann Adolf richtete, worin er das Hinscheiden des Ministers „als ein für ihn, den Monarchen, persönlich und für den Staat verhängnißvolles Ereigniß" bezeichnete, während ein Condolenzschreiben

des Erzh. Albrecht den Verlust eines Mannes beklagte, „welcher zu einer Zeit das Panier der Ehre für seinen Herrn erhob und es am Schlachtfelde, wie im Cabinete siegreich aufpflanzte, als die Meisten an Oesterreichs Bestand, später an dessen Macht und Ansehen verzweifelten.“ „Fürst S.“, bemerkt Beust, „würde, wenn auch nicht die Ereignisse ihn zu einer hervorragenden Figur gemacht hätten, durch seine Erscheinung imponirt haben, in welcher sich der wahre Grand-seigneur als Gegensatz des Parvenu mit der angeborenen Einfachheit und Zwanglosigkeit abspiegelte.“ Er war von hoher Gestalt, schlank und hager, von zartem Gliederbau; den regen Geist, die kühne Willenskraft barg eine scheinbar gebrechliche Hülle. Seine feinen Züge trugen ein ausgesprochen aristokratisches Gepräge und verriethen ein jüngeres Lebensalter, als sein vor der Zeit gebleichtes Haar, die Folge seines lebensgefährlichen Typhus von 1847 vermuthen ließ. Der Ausdruck seines Gesichtes war im Geschäft ernst, ja streng, verwandelte sich aber in der Conversation in gewinnende Liebenswürdigkeit. Soldatisch gerade, ohne steif zu sein, war seine Haltung, sein Gang aber glitt in kleinen Schritten dahin, wie wenn er beständig den glatten Boden des Salons unter seinen Füßen fühlte. Der Fürst war nicht leicht zu bewegen, sich porträtiren zu lassen. Doch mußte er in Berlin (1851) zu einem Gemälde sitzen (vgl. Varnhagen VIII, 8) und in Dresden wußte ein Professor, der ein Historienbild der Conferenz anfertigen wollte, durch List ihn zu dem gleichen zu bestimmen. „Mich braucht er“, scherzte der Fürst, „als Wouvermann'schen Schimmel“, nämlich der weißen Uniform wegen. Sonst aber existirten von ihm bloß zwei Aquarellen von Kriehuber, das eine aus dem J. 1836 im Besitz der Fürstin Mathilde, das andere aus seinen letzten Jahren im Besitze S. Maj. des Kaisers. Auch ließ er sich, um für sein Regiment ein Oelbild anfertigen zu lassen, dahin bringen, einige Augenblicke einem Photographen zu sitzen. Dies Bildchen und eine Zeichnung, die seiner entseelten Hülle abgenommen wurde, mußten als Anhaltspunkte zu jenem Porträt in Stahlstich dienen, das die Berger'sche Biographie ziert. Jenes Oelgemälde scheint identisch mit dem Kandler's (Wurzbach) und mit dem jetzt im Besitze des Infanterieregiments Graf Abensberg und Traun Nr. 21 zu sein. Als jüngerer Sohn nicht eben sonderlich reich bemittelt, liebte er es doch, Gäste an seiner Tafel zu sehen, denen er sich als liebenswürdiger Hauswirth erwies; aber es fiel ihm ebenso wenig schwer, Entbehrungen zu ertragen. Grundsätzlicher Feind des Ehestandes, ging er hierin soweit, seinen Beamten gleiches zuzumuthen. Streng gegen sich selbst, wenn es galt, für eine Sache die volle Kraft einzusetzen, konnte er nicht minder streng, ja rücksichtslos gegen seine Untergebenen sein. Protectionswesen war ihm so verhaßt, daß ein Fürwort selbst von dem nächsten seiner Angehörigen dem Empfohlenen mehr schadete als nützte. Seine Energie ist gleich seiner Begabung nie in Zweifel gezogen worden. Als Diplomat vom Schlage Bubna's kämpfte er mit offenem Visir. Jenes ewige Rücksichtnehmen auf andere Mächte, jenes ängstliche Umherblicken, um ja nicht in irgend einer Richtung anzustoßen, das man manchem Diplomaten der alten Schule zum Vorwurf machen konnte, war ihm fremd. Wenn Beust von ihm sagte, daß er ein großer Menschenverächter, aber kein großer Menschenkenner gewesen sei, so darf wenigstens das letztere bei einem Staatsmanne, der solche Erfolge, wie S., aufzuweisen hatte, bezweifelt werden. Ob er freilich alle diese Erfolge auf die Dauer würde behauptet haben, mag dahingestellt bleiben. Insofern mag man ihn immerhin mit einem genialen Spieler vergleichen, der mitten in einer begonnenen Partie unterbrochen wird. Ohne Zweifel hatte S. auch nicht unerhebliche Fehler, von denen die Schroffheit seiner Handlungsweise wol der bedeutendste war, im gegebenen Falle aber doch auch wieder dem Guten för-

derlich war. „Diese Form", bemerkt nicht mit Unrecht Metternich, „nahm in den Aufgaben, welche eine Erbschaft von Abgeschmacktheiten ihm zu lösen gab, den Charakter der Kraft an, und dieser Charakter bot einen eigentlichen Nutzen in dem Reiche, wo die Milde gewissermaßen einen Zug der Staatsgewalt bildete." „In der Sache verändert", setzt er hinzu, „das Ableben des Fürsten S. nichts; in der Wahl der Formen kann sie eher gewinnen als verlieren." Ueberhaupt fällt es schwer, über eine Persönlichkeit, die wie S. einer kaum entschwundenen Periode angehört, über welche die Acten sozusagen noch nicht geschlossen und die authentischen Quellen noch nicht erschlossen sind, heute bereits ein endgültiges Urtheil zu fällen. Aber im ganzen dürfte der Wahrheit die Schilderung nahe kommen, welche seinerzeit (1862) Ignaz Kuranda im österreichischen Abgeordnetenhause von der Epoche des Fürsten Felix S. mit den Worten entwarf: „Es war ein Moment voll Schwung und Glanz; als diesem energischen, kühnen, waghalsigen Manne und diesem großartigen und glücklichen Spieler gelungen war, Oesterreichs Macht, welche früher in dem Jahre 1848 so darniederlag, wieder zu entfalten und die österreichischen Banner flattern zu lassen von Ancona bis Rendsburg; dieser Mann durfte einen Augenblick mit Stolz sagen: Ich bin der Restaurator der österreichischen Macht. Aber dieser Stolz hat ihn zu weit geführt: er führte ihn in den nämlichen Fehler, den das Metternich'sche System hatte, nämlich in den Fehler, alles in der äußeren Macht zu sehen und nicht in der inneren. Dieser Stolz hat ihn dazu verleitet, die Grundlage, auf welche man hätte bauen können, nämlich die Verfassung, welche Oesterreich am 4. März 1849 hatte, zu beseitigen und die Regierung zu einer Omnipotenz zu erheben, die ausschließlich Oesterreich zu sein glaubte. Diese Vernichtung aller und jeder Volksvertretung in Oesterreich, die Verwandlung desselben in einen starr absoluten Staat brachte uns um alle Früchte der Schwarzenberg'schen Erfolge."

Berger, Leben des Fürsten Felix zu S. Leipzig 1853. — Helfert, A. Freih. v., Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Octoberaufstandes. — Springer, Geschichte Oesterreichs, II. — H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. I, II. — Der k. k. österreich. Feldmarschall Fürst Windisch-Grätz. Berlin 1886. — Gerson Wolf, Aus der Revolutionszeit in Oesterreich-Ungarn. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden, II. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Bernh. Ritter v. Meyer, Erlebnisse. Wien und Pest 1875. — Vitzthum v. Eckstädt, Berlin und Wien 1845—52, Stuttgart 1886. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, Bd. III ff. — Beust, Graf, Aus drei Vierteljahrhunderten, Bd. I. — Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Bd. I, II. — Hübner, Alex. Gf. v., Ein Jahr meines Lebens. Leipz. 1891 (besonders reichhaltig). — Hans Schlitter, Die Regierung der nordamerikan. Republik u. die ungar. Frage im J. 1848 u. 1849. (Oesterr.-ungar. Revue, Bd. VII u. X).

v. Zeißberg.

Schwarzenberg: Friedrich Fürst S., österreichischer General und Schriftsteller, erblickte am 30. September 1800 in Wien als ältester Sohn des berühmten Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig Karl Fürst Schwarzenberg und der Gattin desselben, einer geborenen Gräfin von Hohenfeld, das Licht der Welt. Die Erziehung des jungen Fürsten war eine überaus sorgfältige, jedoch vorwiegend militärische. Neben der Ausbildung des Geistes wurde daher auch den körperlichen und ritterlichen Uebungen, dem Reiten und Fechten große Aufmerksamkeit zugewendet, ein ehemaliger Officier La Grange war des Fürsten erster Erzieher, seine ganze Umgebung eine kriegerische, wie dies aus der hohen militärischen Stellung des Vaters in der von Kämpfen bewegten Zeit leicht er-

klärlich ist. Er lebte bis 1809 theils auf dem Schlosse Worlik in Böhmen, theils in Ungarn und in Wien. Frühzeitig schon eignete sich Fürst S. die meisten modernen Culturſprachen an, da er auch auf diesem Gebiete hervorragendes Talent aufwies; in den eigentlichen militärischen Wissenschaften wurde er unterrichtet, nachdem er im J. 1815 dem Bombardiercorps zugetheilt worden war, 1816 wurde er Cadett im Uhlanenregiment seines Vaters, in welchem er alle untergeordneten Dienstchargen durchlief und 1818 zum Lieutenant befördert wurde. Damals schrieb sein Vater an ihn die Worte: „Deine Charge und deren Abzeichen sind nur eine à conto Zahlung, welche Kaiser und Staat für Deine künftigen Verdienste und Leistungen vorausbezahlen." Der junge Fürst hat diese Worte nie vergessen und sein ganzes bewegtes künftiges Leben giebt davon Zeugniß. Zunächst wurde er dem General und Präsidenten der Militär-Commission in Frankfurt a. M. Baron Langenau auf einer Inspicirungsreise zugetheilt, 1819 wurde er Ordonnanzofficier des Erzherzogs Ferdinand, Commandirenden von Ungarn. Tief erschütterte ihn der Tod seines 1820 verstorbenen Vaters. Als er selbst dem Kaiser Alexander von Rußland des Feldmarschalls Orden überbrachte, rief ihm derselbe beim Abschiede noch die Worte zu: „Leben Sie wohl, mein Freund, folgen Sie den Spuren Ihres Vaters und Sie werden in mir, seinem Freunde, auch den Ihrigen finden."

Der Ausbruch der Revolution in Neapel 1821 veranlaßte den Fürsten Friedrich zu dem Ansuchen, sich an dem Feldzuge betheiligen zu dürfen, er marschirte als Husarenoberlieutenant, da seine Bitte bewilligt war, über den Po, wurde Ordonnanzofficier des Generals Stutterheim und machte das Gefecht bei St. Germano mit. Im J. 1822 wurde Fürst S. Capitänlieutenant bei dem ungar. Infanterieregimente Duka, 1824 Escadronscommandant des 10. Husaren-Regimentes zu Saros-Patak in Ungarn, 1828 Major im Chevauxlegerregimente Prinz Hohenzollern, welches in Galizien stationirt war; 1830 erhielt der Fürst das Malteserordensritterkreuz. Seinem heißen Drange nach Kämpfen und nach abenteuerlichen Zügen in fremde ferne Gebiete gelang es, als in demselben Jahre die Expedition der Franzosen gegen Algier unter Marschall Bourmont zu Stande kam, die Erlaubniß zum Anschlusse an die französischen Truppen zu erhalten, und er machte vom Juni 1830 diesen Zug und eine Reihe von Gefechten und Belagerungen in den Reihen der Franzosen so heldenmüthig mit, daß ihm der Marschall auf dem Schlachtfelde das Kreuz der Ehrenlegion überreichte. Die treffliche Arbeit: „Rückblicke auf Algier", welche ein Jahr darauf erschien, ist die litterarische Frucht der Erfahrungen des Fürsten in Afrika, das er nur infolge angegriffener Gesundheit verließ, worauf er in Toulon, Marseille und Paris längeren Aufenthalt nahm und nach einer Reise nach England zu Anfang des J. 1832 in die Heimath zurückgekehrt als Oberstlieutenant aus dem activen österreichischen Dienste trat. Verschiedene Reisen nach Kleinasien, in die europäische Türkei, nach Griechenland und zurück über Siebenbürgen und Ungarn unternahm Fürst S. in den J. 1835 und 1836, worüber er interessante Tagebuchaufzeichnungen in seinem Buche über die „Reise in die Levante" 1837 veröffentlichte.

Aber noch immer war der Durst des Fürsten nach Kampf und ritterlichen Abenteuern nicht gelöscht; der Carlistenkrieg in Spanien erweckte in ihm die Sehnsucht: einerseits das merkwürdige Land, in welchem der Kampf tobte, kennen zu lernen, andererseits seine Kraft dem legitimen Prätendenten Don Carlos zur Verfügung zu stellen. Er begab sich daher im Frühjahr d. J. 1838 über Paris, Bayonne und über die Pyrenäen, welche er nach vielen Beschwerden passirte, nach Elorio in das Hauptquartier des Don Carlos, woselbst er mit Oberstenrang dem General Marotto zugetheilt wurde und an verschiedenen

Kämpfen in der Folge theilnahm. Seine Absicht, sich zum General Cabrera nach Valencia zu begeben, wurde jedoch durch eine Verletzung, die er sich infolge eines Sturzes vom Pferde zugezogen hatte, hinausgeschoben, und als er später unter verschiedenen Verkleidungen den gefaßten Plan doch ausführen und über Toulouse nach Catalonien und Arragon gelangen wollte, erkannte man ihn auf französischem Boden, er wurde in Bordeaux internirt und nach gegebenem Ehrenworte, nicht mehr nach Spanien zurückzukehren, entlassen, worauf er sich über Paris nach Wien begab. Den Aufenthalt in Spanien hat Fürst S. im 4. Bande seines „Wanderbuches“ in überaus fesselnder und anziehender Weise geschildert. „Ich habe“, schreibt er über denselben, „drei Monate hindurch ein Leben geführt, gegen welches das eines Leipziger Markthelfers eine beständige Schlemmerei zu nennen ist.“ Im Frühjahr 1839 erhielt er allerdings durch den carlistischen Abgesandten sein Ernennungspatent zum Brigadier, inzwischen aber hatte der Kampf jenseits der Pyrenäen vorläufig sein Ende erreicht.

Einige Jahre hindurch führte nun der Fürst auf dem ungarischen Landgute Marienthal bei Preßburg, in einem ehemaligen Klostergebäude, ein ruhiges zurückgezogenes Leben, theils mit der Jagd, theils mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt; insbesondere verfaßte er hier sein Hauptwerk: „Aus den Wanderungen eines verabschiedeten Lanzknechtes“. Nur als er im J. 1842 den Erzherzog Ferdinand in das preußische Lager bei Liegnitz begleitete, finden wir ihn wieder in der Oeffentlichkeit auftauchend. Die vier Bände des „Wanderbuches“ waren kaum erschienen, als im J. 1846 der Aufstand in Galizien ausbrach, woselbst Erzherzog Ferdinand als Generalgouverneur sich in gefährlicher Lage befand. Der Fürst, wieder von Kampfeslust beseelt und besorgt für den von ihm verehrten Erzherzog, unternahm die Reise nach Lemberg und blieb zwei Monate auf dem Schauplatze der Zerstörung, der Verwüstung und des erbitterten Kampfes, worüber er später Tagebuchblätter im 6. Fascikel seiner „antediluvianischen Fidibusschnitzel“ veröffentlichte. Für seine eifrige Theilnahme an den Kämpfen gegen die Aufständischen erhielt er den Rang eines Obersten. Im Herbste desselben Jahres reiste Fürst S. in die Schweiz, wo er an mehreren Berathungen des Sonderbundes theilnahm und bekam, nach Wien zurückgekehrt, im J. 1847 ein Einladungsschreiben der katholischen Stände der Schweiz, zu ihrem Kriegsrathe. In der That begab er sich zu den Sonderbundstruppen daselbst und machte als Adjutant des Generals Salis-Soglio eine Reihe von Kämpfen mit; da jedoch der Rückzug angetreten werden mußte, verließ Fürst S. schweren Herzens nicht ohne Gefahr die Schweiz. Er begab sich nach Mailand, wo er zu Anfang des J. 1848 schon die Revolution aufkeimen sah. Einige Monate darauf nach Wien zurückgekehrt, stand er am Sterbebette seiner geliebten Mutter. In der Residenz wüthete der Aufstand, der Fürst aber folgte einem Rufe, dem hartbedrängten Tirol zu Hülfe zu kommen und begab sich in das Gebirgsland, wo er vom Erzherzog Johann und General Roßbach herzlich aufgenommen wurde. Als einfacher Landesschütze kämpfte er in Südtirol gegen die Insurgenten, bis die Siege Radetzky's, bei dem er in Mailand noch einige Zeit verblieb, den Fürsten wieder veranlaßten, zurückzukehren. Aber auch im ungarischen Feldzuge des J. 1849 nahm er als Ordonnanzofficier des Generals Haynau in den Schlachten bei Raab und Komorn am Kampfe theil. Mehrfach ausgezeichnet kehrte der Fürst, dem der Charakter eines Generalmajors verliehen worden war, nach Marienthal zurück und lebte wieder ruhig der Jagd, den litterarischen Arbeiten, machte Ausflüge in's Gebirge und hielt sich auch wohl einige Monate des Jahres in Wien auf. Auch als der Kampf des Jahres 1859 ausgebrochen war, bot Fürst S. seine Dienste an, der Feldzug endete aber rascher, als die Entscheidung hierüber getroffen worden war. Seitdem lebte Fürst S. fortwährend

zurückgezogen, aber stets mit geistigen Arbeiten, insbesondere auf militärischem Gebiete, beschäftigt; es war der letzte Lichtblick in seinem so reich bewegten Leben, als er noch im Oct. 1867 an der Enthüllungsfeier des großen Denkmales seines berühmten Vaters in Wien theilnehmen konnte, damals aber kränkelte er bereits. Von vielen Armen betrauert, denen er stets ein milder Wohlthäter gewesen, starb Fürst S. am 6. März 1870 zu Wien, er war unvermählt geblieben. Seine Leiche wurde zu Worlik in Böhmen bestattet. Die Aufstellung des Denkmals, welches dem Vater des Fürsten, dem Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg auf dem Schlachtfelde bei Leipzig von der Familie desselben gesetzt wurde, war eine Lieblingsidee des Sohnes Friedrich, der auch im J. 1837 den Ort bestimmte, welchen dasselbe einnehmen sollte, nämlich jene Stelle, an welcher Fürst Karl den verbündeten Monarchen die Siegesnachricht überbracht hatte.

Erscheint Fürst F. S. schon infolge seines bewegten Lebens und wegen seiner ritterlichen Heldennatur, welche diesem Abkömmlinge eines berühmten Adelsgeschlechtes innewohnte und die er in so vielfacher merkwürdiger Weise auf den Schlachtfeldern der verschiedensten Länder bethätigte, als eine hervorragende Persönlichkeit, so ist er hier auch als einer der eigenartigsten, zugleich poetisch hochbegabten Schriftsteller der vormärzlichen Zeit in Oesterreich in's Auge zu fassen. Vor allem bemerkenswerth sind die 4 Bände des schon erwähnten Werkes: „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes" (diese Schreibweise statt „Landsknecht" erscheint in den Büchern Fürst Schwarzenberg's stets beibehalten), welche der Fürst „als Manuscript gedruckt" 1844 und 1845 herausgab, denen dann noch ein 5. Theil als Supplement 1848 folgte. Die Bücher, obwohl anfangs, da sie nicht in den Buchhandel gelangten, nur im Freundeskreise verbreitet, erregten bald in Oesterreich und außerhalb desselben berechtigtes Aufsehen. Sie enthalten novellistische und militärische Aufsätze, Tagebuchblätter, Aphoristisches, ja selbst Gedichte, welche von einem feinen poetischen Sinne Zeugniß ablegen. Alle, selbst die novellistischen Stücke, welche insbesondere in den ersten drei Theilen enthalten sind, weisen eine reiche Lebenserfahrung und wohl nur Selbsterlebtes auf, eine edle, ritterliche, echt deutsche Gesinnung tritt uns auf jedem Blatte entgegen, Bewegung und Leben zeigt sich in der Erzählung, die Zeichnung der Figuren, die in so reicher Abwechslung vorkommen, läßt erkennen, daß dieselben keine erfundenen Gestalten sind, daß sie lebende Vorbilder gehabt haben müssen. Diese Gestalten sind den Bewohnern der verschiedensten Länder Europas entnommen, hat doch Fürst S. alle diese Gebiete aus eigener Anschauung kennen gelernt und sich nicht mit der oberflächlichen Kenntniß allein begnügt. Dadurch erhalten diese Erzählungen alle zugleich ein ethnographisches Gepräge, die Schilderung der Gegend ist eine oft in wenigen Strichen vortrefflich ausgeführte, ob wir nun in die Steppen Ungarns, in die Berge Spaniens, nach England, Polen oder Paris geführt werden. Ueberall findet der Lanzknecht seine dem vollen Leben entnommenen Stoffe und weiß sie fesselnd oft in knapper Form zu gestalten. Auch dem heimathlichen Alpengebiete wendet sich der Verfasser gerne zu, er schildert uns manche Scene, erzählt manche Geschichte aus dem Leben der genügsamen Alpenbewohner in den oberösterreichischen, steirischen oder Tiroler Bergen. Ein „Sendschreiben an H. Laube" im 1. Bande, worin er diesem die Schönheiten der Bergwelt schildert und ihn einladet, dieselben aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zeigt des Fürsten Begeisterung für das Alpenleben. Gleich eine der ersten Erzählungen: „Der schwere Gang", schlicht und einfach berichtend, wie der Mann des Gebirges sein todtes Kind von der Höhe zum Friedhofe ins Thal selbst hinabträgt, deutet auf die Kunst des Erzählers und wirkt gerade durch die Einfachheit tief auf den Leser. Daß ihm die Erinnerungen aus seinem Armeeleben vielfach ebenfalls reichen Stoff zu

Darstellungen bieten, ist naheliegend. Ein Erzählung in dieser Beziehung: „Corporal Teufel“ verdient durch die interessante Behandlung ungarischer Verhältnisse besondere Beachtung, während die Geschichte „Haburak“ uns mit der Romantik des ungarischen Räuberlebens bekannt macht und in gewandter Zeichnung die Gestalt des Räubers vorführt, welcher schließlich der Gerechtigkeit zum Opfer fällt. Wie scharf Fürst S. in den Gebieten, wo er geweilt, zu beobachten versteht, zeigt die kurze Skizze „Der Hußar“ im 5. Bande, wol die beste Schilderung, welche überhaupt dieser mit der ungarischen Nation so eng verwachsenen Truppengattung bisher zu theil geworden. So führt der „Lanzknecht“ den Leser einmal nach England, wo die ergreifende Novelle „Emma“ (Bd. 3) oder nach Polen, wo die Erzählung „Anastasia“ spielt, dann wieder nach Paris, aus dem uns die Grisettengestalt „Hortense“ (Bd. 3) in ebenso fesselnder Weise geschildert wird als wir eine geistvolle Charakterisirung gewisser Volksschichten der Seinestadt in frischer ungeschminkter Weise in dieser Skizze finden. Neben den Erzählungen und Novellen, unter denen auch manches humoristische Stück zu finden ist, verdienen die Tagebuchaufzeichnungen in dem Wanderbuche des Lanzknechtes besondere Beachtung. Sie enthalten die Ergebnisse scharfer Beobachtung eines vielseitig gebildeten Geistes, eines tapfern Mannes, der sich in allen oft bedenklichsten Lagen unerschrocken zurechtfindet und nie die Geistesgegenwart verliert. So in den „Fragmenten aus dem Tagebuche eines Facciosos“ (Bd. 4), worin der Aufenthalt in Spanien lebendig geschildert erscheint oder in den „Westöstlichen Wanderungen“, welche das Leben in Constantinopel zum Gegenstande haben. Daß Schwarzenberg's Wanderbuch auch poetische Stücke enthält, wurde schon angedeutet. Der Natur und dem fröhlichen Jagdleben (Bd. 1) ist manches Lied geweiht und in „Lanzknechts Leierkasten“ (Bd. 4) das Soldatenleben durch Gesänge verherrlicht, deren kräftiger Klang oft an die Kampflieder der Dichter aus der Zeit der Befreiungskriege gemahnt, z. B. das Gedicht: „Leipziger Messe“ (die Wechsel, die wir ausgestellt — Bei Austerlitz und Jena — Zum Zahlen war der beste Ort — Die Leipziger Arena ꝛc.). Es ist die Eigenart Fürst Schwarzenberg's kurz und knapp zu schreiben, oft sprungweise von einem Gedanken auf den andern überzugehen, mitunter plötzlich die Darstellung in einer anderen Sprache fortzusetzen oder Gespräche in fremder Sprache, in der sie geführt wurden, wiederzugeben, auch ist diese Darstellung in einzelnen Fällen nicht frei von den leider in der vormärzlichen Zeit vorkommenden Austriacismen; aber alle diese Umstände verhindern den Eindruck nicht, daß man es mit einem geistvollen, hochbegabten und eigenthümlichen Schriftsteller zu thun hat, der einen hervorragenden Platz in dem Geistesleben Oesterreichs zu jener Zeit einzunehmen verdient.

Die erste größere Arbeit Fürst Schwarzenberg's waren die „Rückblicke auf Algier und dessen Eroberung . . . im J. 1830“ (1831), ein Werk reich an historischen und geographischen Einzelheiten, dessen zweite Abtheilung die Eroberung Algiers durch die Franzosen und den Kampf daselbst im J. 1830 schildert, an dem der Fürst, wie oben erwähnt wurde, selbst theil genommen, in welcher Abtheilung also wieder persönliche Erinnerungen niedergelegt sind. Im J. 1837 erschienen die Tagebuchaufsätze: „Fragmente aus dem Tagebuche während einer Reise in die Levante“ in 2 Bänden. Sie weisen alle schon genannten Vorzüge und Eigenthümlichkeiten Schwarzenberg's auf und bieten ein farbenreiches Bilderbuch aus dem Orient und dem Seeleben, reich ausgestattet durch einzelne Schilderungen, Erzählungen und poesievolle Beschreibungen. Die letzten Schriften des Fürsten führen den bizarren Titel: „Antediluvianische Fidibus-Schnitzel von 1842 bis 1847“. 6 Fascikel (1850) und „Postdiluvianische Fidibusschnitzel“ 2 Fascikel (1862). Es sind dies nebeneinander gestellte Aphorismen, militärische

und politische Aufsätze, kurze Tagebuchbruchstücke, „Lesefrüchte", Bemerkungen und Besprechungen neuer litterarischer Erscheinungen, novellistische und erzählende Stücke u. dergl. in bunter Reihe. Aus diesen Bänden lernen wir des Fürsten Welt- und Lebensanschauung genau kennen, sie zeigen die ganze Fülle seines Geistes, seinen im besten Sinne des Wortes adeligen Sinn, seine Ansichten über Fragen auf dem Gebiete der Politik und des socialen Lebens, über Mißstände und Reformen in den verschiedensten Richtungen, endlich seinen warmen Patriotismus und seine ganze tapfere Soldatennatur, welche sich nie verläugnet und in vielen treffenden Bemerkungen Ausdruck erhält. Zur Zeitgeschichte bieten die Tagebuchblätter „Ueber die Ereignisse in Galizien 1846" werthvolle Beiträge, ebenso die „Erinnerungen an den Sonderbunds-Krieg in der Schweiz 1847". (Antedil. Fid. Fasc. 6.) „Militärische Aphorismen" beschließen in den „Postdiluvianischen Fidibusschnitzeln" Fasc. 2 die Reihe dieser reichhaltigen Sammlung allerdings überhaupt vorwiegend aphoristischen Inhaltes.

Die Werke des „Lanzknechtes" sind, wie erwähnt, nie im Buchhandel erschienen, sie wurden daher weiteren Kreisen schwer zugänglich und der späteren Generation nach des Fürsten Tode sind dieselben leider fast gar nicht bekannt geworden, erklärten doch selbst deutsche Litteraturhistoriker, daß sie die Bücher des Fürsten Friedrich Schwarzenberg nur dem Namen nach kennen. Uebrigens war derselbe auch Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und Almanachen und insbesondere brachte die „Wiener Zeitschrift" Witthauer's öfter Beiträge aus seiner Feder.

Die beste Quelle zur Kenntniß des bewegten Lebens Fürst Friedrich Schwarzenberg's bilden dessen Werke selbst. — Eine ausführliche Schilderung des Lebens und Wirkens Fürst Schwarzenberg's enthalten die: „Licht- und Schattenbilder aus dem Soldatenleben und der Gesellschaft . . . Rückblicke eines ehemaligen Militärs" (A. Graf v. Thürheim). Prag 1876. S. 249 bis 272. — Vor dem Tode des Fürsten erschien in dem Taschenbuche „Libussa", Jahrg. 1854 (Prag) eine Biographie desselben von P. A. Moldavsky. — Vgl. auch Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. XXXIII, S. 58 ff.

Anton Schlossar.

Schwarzenberg: Friedrich Johann Josef Cölestin Fürst v. S., geboren als Sohn des Fürsten Josef zu Wien am 6. April 1809, † daselbst am 27. März 1885. Seine Mutter (Prinz. Pauline v. Aremberg) verbrannte auf dem Balle in Paris, den der österreich. Botschafter in Paris aus Veranlassung der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise gab (1. Juli 1810). Nachdem er für die Universitätsstudien im elterlichen Hause durch seinen Erzieher, den aus Württemberg gebürtigen Dr. Lorenz Greif (er machte ihn später zum Ehrendomherrn von Salzburg) vorbereitet worden war, studirte er an der Wiener Universität Philosophie und erhielt zugleich auf Veranlassung des mit Anton Günther befreundeten Greif durch Günther philosophischen Unterricht. Nach Zurücklegung des philosophischen Cursus studirte er ein Jahr die Rechte in Wien, wandte sich dann der Theologie zu, welcher er drei Jahre in Salzburg oblag, wo der spätere Cardinal Rauscher sein hervorragendster Lehrer war. Das vierte Jahr brachte er im fürsterzbisch. Alumnat in Wien zu. Dessen Leiter, der spätere Dompropst und Weihbischof Zenner in Wien, verweigerte ihm anfänglich die Aufnahme, weil er die Hochadeligen, die sich der Kirche aufdrängen, nicht möge, nahm ihn aber auf, als der Prinz demüthig darum bat und sich allen Anordnungen zu fügen versprach, was er musterhaft hielt. Nach Absolvirung der theologischen Studien bereitete er sich, da er noch zu jung war und auch Hindernisse seitens des Vaters fand, um die Weihen zu erhalten, auf das Doctorat vor, erhielt dann nach Ueberwindung des väterlichen Widerstrebens am 25. Juli 1833 die Priesterweihe durch

den Bischof von Linz, feierte seine Primiz in der Schloßkirche zu Krumau und verrichtete seine erste seelsorgerliche Handlung durch Spendung der Sterbesacramente an seinen am 19. Decbr. 1833 verstorbenen Vater. Hierauf wurde er Cooperator an der Dompfarrei zu Salzburg, zugleich Domicellar des Capitels. Nachdem am 28. Juni 1835 der Erzbischof Gruber gestorben war, postulirte das Domcapitel ihn einstimmig (die eigne Stimme und die eines abwesenden abgerechnet) zum Erzbischof, er nahm die Wahl mit der Erklärung an: „ich wage dem Willen Gottes nicht zu widerstehen“. Gregor XVI., entzückt darüber, daß wieder einmal ein Prinz aus einem deutschen Fürstenhause Geistlicher geworden war, präconisirte den noch nicht ganz 27jährigen am 1. Febr. 1836; seine Inthronisation und Consecration fand in Salzburg am 1. Mai 1836 statt. Im December 1841 machte er seine erste Reise nach Rom, wurde vom Papste mit beispielloser Freude aufgenommen und im Consistorium am 21. Jan. 1842 zum Cardinalpriester vom Titel des h. Augustin erhoben, noch nicht ganz 32 Jahre alt, der jüngste Cardinal, der wol im 19. Jahrhundert gemacht wurde. Bereits im J. 1838 war ihm nach dem Tode des Grafen Ankwicz das Erzbisthum Prag angeboten und von ihm abgelehnt worden; bei der neuerlichen Erledigung durch den Tod des Freih. v. Schrenk im J. 1849 erfolgte ein neues Anerbieten, das er mit großem Widerstreben auf Drängen Pius' IX. annahm, worauf die kaiserliche Ernennung, päpstliche Präconisation und am 15. August 1850 die Inthronisation in Prag erfolgte. Diese Stellung hatte er bis zum Tode inne. — S. hat nichts geschrieben — die von Wurzbach angeführte Meinung, daß er Verfasser von Artikeln im „Vaterland“ sei, die sich gegen mich wenden, ist absolut haltlos, — verdient aber eine eingehende Besprechung, weil er für die Entwicklung der Verhältnisse in Oesterreich eine thatsächlich hervorragende Bedeutung hat. Um diese richtig zu erkennen, ist es nöthig, die Persönlichkeit und ihr Wirken zu schildern. Der äußeren Erscheinung nach war er ein schöner Mann: groß, schlank; ein klares Auge, wahrhaft fürstliche Haltung, schönes Organ — er sang vortrefflich und war musikalisch gebildet —, sehr deutliche Aussprache, würdevolle Bewegung gaben seinen kirchlichen Functionen einen Reiz, der auf Jeden wirkte. Seine liebste Thätigkeit war das Abhalten feierlicher Kirchenacte; an den kirchlichen Hochfesten fuhr er in dem alten vergoldeten, mit Glaswänden und Gemälden gezierten Galawagen, bespannt mit sechs Rappen, Bedienten hinten aufstehend und zur Seite jedes Pferdepaares, vom Palaste zum Veitsdome; er sagte mir eines Tages: „Die gewöhnlichen Leute sehen im Prager Erzbischof nur einen Herrn, der 100 000 Gulden Einnahme hat und an hohen Feiertagen zur Kirche im goldenen Wagen mit sechs Rossen bespannt fährt.“ Ab und zu hielt er in Salzburg wie in Prag auch eine Predigt, insbesondere zu Neujahr. Als Bischof kamen ihm, soweit die Pontificalacte in Betracht kamen, wenige gleich. Er hielt auf seinen Firmungsreisen regelmäßig eine Predigt und besuchte die Volksschulen des Orts. Solange er in Salzburg war, nahm er diese Reisen stets selbst vor, ebenso in Prag bis zum Jahre 1873, wie ich aus eigener Kenntniß weiß. Sie wurden vorher angekündigt, z. B. durch Erlaß vom 30. Aug. 1862 für den Monat September in 13 Orten vom 5.—25., 1863 für April (23.—30.) in 7, Mai (1.—14.) in 10, Juli (8.—31.) in 18 Orten, 1864 vom 11. Juni bis 20. Juli in zwei Decanaten. Bezüglich der Verwaltung leitete er regelmäßig die Sitzungen seines Consistoriums, nach denen die Mitglieder zum Mittagsessen bei ihm blieben. Er war allerdings nicht mit den genügenden Kenntnissen ausgestattet, um den Einfluß einzelner Personen fernzuhalten, indessen selbständig genug, um jeder ihm auffallenden unbegründeten Begünstigung entgegen zu treten und Feind jedes Unrechts. Seinem Stande und Berufe mit ganzer Seele ergeben, fromm und

kirchlich gesinnt nahm er an allen Handlungen theil, welche darauf abzielten, die Stellung der Kirche zu bessern. Seine Würde als ältester Cardinal in Oesterreich und bis 1850 als Erzbischof von Salzburg, der sich noch stets als Primas Germaniae bezeichnet, brachte es mit sich, daß er seit 1848 äußerlich hervorragend auftrat. Er berief seine 6 Suffraganbischöfe zu einer Versammlung, die vom 31. Aug. bis 10. Sept. in Salzburg abgehalten wurde und an den Reichstag in Wien unterm 14. Sept. eine Eingabe sandte, worin die „Freiheit der Kirche“ gefordert und näher bezeichnet wird, er führte den Vorsitz bei der im October und November 1848 zu Würzburg abgehaltenen Versammlung der deutschen Bischöfe, zeichnete an erster Stelle deren „Hirtenworte an die Gläubigen“ vom 10. Nov., „Denkschrift“ vom 14. Nov., Schreiben an den Clerus vom 15. Nov.; er leitete die im Juni 1849 zu Wien stattgefundene Versammlung der österreichischen Bischöfe und zeichnete deren Eingaben; er legte die Begründetheit der am 18. und 23. April 1850 erlassenen kaiserlichen Entschließungen in einem Hirtenbriefe vom 2. Mai dar. Vom Juni 1849 an stand er unter dem dominirenden Einflusse des spätern Cardinals Rauscher, dessen Ansichten er sich, außer in den politischen Dingen seit 1859, auch dann fügte, wenn es gegen seine Neigung ging. So wollte er die Fuldaer Versammlung 1867 besuchen, ließ sich aber durch einen Brief Rauscher's, den er mir zu lesen gab, davon abhalten — die ihm übersandten Protocolle der Versammlung hat er mir selbst zur Benutzung längere Zeit gelassen. Einen eigentlichen Einfluß hatte er seitdem auf die kirchlichen Verhältnisse in Oesterreich nicht, schloß sich aber, wie sich zeigen wird, allen Schritten des Episcopats an. — S. hat als Bischof eine Reihe von Einrichtungen ins Leben gerufen, von denen er sich Hebung des kirchlichen Lebens versprach. Dabei leitete ihn ganz besonders die Ueberzeugung, daß durch einen frommen Clerus und Erweckung der Religiösität im Volke die Revolutionen vermieden würden, vor denen er durch die im J. 1848 in Salzburg gemachten bitteren Erfahrungen — er war trotz aller Verdienste den heftigsten und theilweise gemeinen Angriffen in der Presse u. s. w. ausgesetzt — eine große Furcht hatte. In Prag trat die Ueberzeugung hinzu, das am Hussitismus hangende tschechische Volk durch kirchliche Mittel zu aufrichtigen römischen Katholiken zu machen und dem deutschen Liberalismus den Boden zu untergraben. Weiter wirkte sein mildthätiger Sinn. Einzelne dieser Einrichtungen stehen im Widerspruche mit Ueberzeugungen, denen er treu anhing, finden aber ihre Erklärung in den später hervorzuhebenden nationalen und politischen Vorgängen, sowie in der persönlichen Stellung. In der Diöcese Salzburg hat er an mehreren Orten Krankenhäuser der barmherzigen Schwestern vom h. Vincenz auf seine Kosten, ferner ein Knabenseminar wesentlich aus seinen Mitteln dotirt und auch von Prag aus reiche Jahresbeiträge geleistet. Vom J. 1850 an gab er in diesem Punkte der neueren Strömung nach. Dies zeigt sich in der Errichtung eines Knabenconvictes, Zulassung der Jesuiten in Prag (1864), deren Niederlassung er auch nach dem Erwerbe eines Hauses wiederholt abschlug und endlich sich von der Kaiserin Maria Anna förmlich abringen ließ, die Einführung des Bonifaciusvereins zur Unterstützung der Katholiken in protestantischen oder gemischten Gegenden durch einen Hirtenbrief vom 5. Juni 1861, der St. Michaelsbruderschaft (gegründet, um durch Gebet und Gaben den Papst zu unterstützen, eigentlich aber um die Mittel für ein päpstliches Heer zu schaffen) durch einen Hirtenbrief des böhm. Episcopats vom 29. Juni 1861, welcher sich wesentlich nur mit der weltlichen Herrschaft beschäftigt, ganz besonders in den Priester-Exercitien. Sie wurden im Gebäude des Seminars (in den Ferien) durch 5 Tage gehalten, 1859 und 1860 ausgesetzt, ebenso 1863, 1864 am 31. Mai mit dem Bemerken angekündigt, daß P. Theodor Schmude S. J. sie halten werde, 1865

am 2. August mit dem Zusatze angekündigt, daß zwei bewährte Ordenspriester sie leiten würden; später ließ man die Angabe der Leitung fallen. Es liefert die Zuziehung eines Jesuiten zu diesem Acte den stärksten Beweis dafür, daß S. fremdem Einflusse nachgab. Denselben liefert die Zulassung der Abhaltung von Volksmissionen durch Jesuiten in Prag und anderen Orten seit 1862. Ein weiterer Beweis dafür, daß er der zunehmenden Veräußerlichung der Religion nicht mehr widerstand, liegt infolge des auf dem Provinzialconcil von 1860 gefaßten Beschlusses in der Einführung des sog. 40stündigen Gebets (Aussetzung der consecrirten Hostie durch 40 Stunden) in der Weise, daß sie das ganze Jahr hindurch von einer Kirche zur anderen wechselt, zuerst in Prag durch Hirtenbrief vom 17. April 1865. Zeigte sich so S. auf der einen Seite der ultramontanen Strömung zugänglich, so war er auf der anderen bemüht, die kirchlichen Zustände zu bessern. Er hielt, nachdem Rauscher 1858 vorangegangen war, im J. 1860 eine Provinzialsynode, die sich durch eine gewisse Vorsicht bezüglich philosophischer Fragen auszeichnet und wirkliche Verbesserungen in Aussicht stellte, hielt 1863 eine Diöcesansynode, schuf ein Gericht in kirchlichen Angelegenheiten, wozu in Strafsachen auch Beisitzer aus dem Clerus gezogen wurden, und gab ihm eine 1870 verkündete Instruction, die einen Fortschritt enthält, führte Pastoralconferenzen ein, gründete einen Fond zur Unterstützung hülfsbedürftiger Priester unter dem Namen St. Adalberti-Häredität (1862), einen Dombauverein, der die Herstellung und den Ausbau des Prager Domes bereits bedeutend gefördert hat, gab seit 1861 ein Ordinariatsblatt heraus, das periodisch alle wichtigeren Erlasse (kirchliche, staatliche) und Angelegenheiten kundmachte.

Für die Geschichte hat, wie bereits angedeutet wurde, S. seine Bedeutung in der politischen, politisch-kirchlichen und nationalen Thätigkeit, deren Richtungen bei ihm zusammen fallen. Er war seiner Gesinnung und den Traditionen seines Hauses nach durchaus conservativ. Im Adel sah er das eigentlich staatserhaltende Fundament. Liebenswürdig war er als Mensch und Bischof gegen Jeden; an den Tagen, wo er Audienz gab, mit Ausschluß der Sitzungstage an allen Werktagen, wurde Jeder vorgelassen, ob er Bettler oder Fürst war. Aber das schloß nicht aus, daß er ausschließliche Diners für den Adel gab, wobei nach Classen geschieden wurde, adelige Soireen gab, selbst nur in adeligen Häusern zu Bällen, Diners und Soireen ging; der „Fürst“ war das einzige Wort, mit dem er von weltlicher und geistlicher Dienerschaft bezeichnet wurde. Die deutsche Herkunft trat in den Hintergrund, er fühlte sich als Oesterreicher und Böhme. Bis 1860 war er warmer Oesterreicher, seitdem brachte der tschechisch gesinnte Adel es fertig, daß der Oesterreicher bei ihm hinter den Böhmen trat. Von größtem Einflusse auf diese Wandlungen waren insbesondere Graf Leo Thun, in dem selbige ebenfalls erfolgt war, sodann Gf. Heinrich Clam-Martinitz, der aus einem Werkzeuge Bach's ein heftiger Tscheche geworden war, sein Vetter Fürst Karl Schwarzenberg, dessen Schwager Fürst Karl v. Oettingen-Wallerstein, sein Neffe Fürst Georg v. Lobkowitz, später auch Graf Friedrich v. Schönborn, neben diesen aber die tschechischen Geistlichen, auf welche er sich angewiesen sah, vor allem ein gewisser Karl Prucha, den S. zum Seminardirector machte, und der dann Domherr und zuletzt Weihbischof wurde und sich im November 1883 erhängte. Dieser wußte durch ein sentimental-ergebenes Wesen, seine einschmeichelnde Haltung, seine scheinbar selbstlose Thätigkeit, seine unleugbare Geschicklichkeit ihn ganz einzunehmen. Da S., dem es nicht an Verstand fehlte, die zur selbständigen Verwaltung nöthigen Kenntnisse nicht besaß und nach seiner Entwicklung und als hoher Herr nicht gelernt hatte, mit dem Clerus und Volke anders umzugehen, als durch Pontificalämter, Predigt und Spenden von Almosen, Audienzen u. dergl., mußte er zur Abhängigkeit von tschechischen Organen kommen. Diese

wußten es in ihrer Schlauheit so zu machen, daß er nicht merkte, wie er mißbraucht wurde. In den Deutschen sah er Liberale, womöglich zum Protestantismus neigende, in den Tschechen die Unterdrückten. Er theilte den deutschen Erbfehler, sich der angeblich unterdrückten interessanten Natiönchen anzunehmen. So hat er mir selbst erzählt, daß er als Student gern mit seinen Genossen tschechisch gesprochen habe. Fertig hat er nie diese Sprache gesprochen, wenn auch Wurzbach erzählt, daß er in Krumau „gut böhmisch lernte"; er ließ sich die für tschechische Orte bestimmten, deutsch aufgesetzten kurzen Predigten von seinem Ceremoniär übersetzen und mit der Silbenlänge bezeichnen. Die tschechischen Geistlichen haben sich oft darüber lustig gemacht, priesen ihn aber schlauerweise als den edlen, unparteiischen Bischof. Im Seminar wurde der Tschechismus maßgebend, den Deutschen das Leben verleidet. Sein Suffragan in Budweis, Jirsik, war Erztscheche, der in Königgrätz ein alter Mann, der in Leitmeritz zwar Deutscher, aber erzultramontan. S. hatte im J. 1848 aus der Revolution gleich allen Bischöfen für die „Kirche" Nutzen gezogen, auf die vom Kaiser Franz Josef am 4. März 1849 erlassene Verfassung durch einen Hirtenbrief hingewiesen, sich aber nicht dazu verstanden, deren Aufhebung auch zu beloben. Das Patent vom 20. Oct. 1859 war nach seinem Herzen. Er nahm allerdings seit 1861 am Reichsrathe theil, war aber mit der Sistirung der Verfassung am 20. Sept. 1865 einverstanden, weil sie von einem Minister nach seinem Herzen, Gf. Belcredi, ausging, hielt seitdem an dem „böhmischen Staatsrecht" und stimmte den Adressen der Majorität des böhmischen Landtags, besonders der berüchtigen vom 5. Oct. 1870, welche die „Souveränetät des Staates Böhmen" proclamirt, ebenso der etwas schlaueren von 1871 zu und ging mit der neuesten Aera Taaffe. Wie sehr S. seit 1860 in das tschechisch-nationale Fahrwasser steuerte, zeigen einzelne sprechende Thatsachen. Der erbittertste Tscheche und Deutschenhasser Stulc war wegen Hochverraths verurtheilt, wurde dann aber nach verbüßter Strafe zum Domherrn des Capitels vom Wischerad erwählt und von S. bestätigt. Alle dem slavischen Interesse dienlichen Dinge wurden gefördert: die Bruderschaft der hh. Cyrill und Method 1861 aufgenommen, am 1. Nov. 1861 ein eigener Verein S. Prokopi-Häredität zur „Unterstützung theol. Schriftsteller und Herausgabe gediegener Werke aus allen Zweigen der kath. Theol. in böhmischer Schriftsprache" errichtet, im J. 1863 das Fest der Heil. Cyrill und Method durch einen gemeinsamen Hirtenbrief der Bischöfe Böhmens angekündigt, mit vollkommenem Ablaß. Alle im ultramontanen Sinne gegründeten Vereine wurden officiell dem Clerus empfohlen: im Ord.-Bl. Nr. 6 u. 7 von 1870 der „kath. Preßverein" in Prag, Nr. 11 die „kath. Männervereine", am 16. Aug. 1871 der „katholisch-politische Verein" für das Königreich Böhmen. Jede sich katholisch nennende Unternehmung fand amtliche Empfehlung, z. B. 1864 (Ord.-Bl. S. 22) die mit einem Zeugniß des Erzb. v. Vicari von Freiburg als gut katholisch beglaubigte Buchhandlung von Karl Sartori in Wien, der Würzburger Broschürenverein (Ord.-Bl. 1864, S. 135), der Soester Broschüren-Cyclus (Ord.-Bl. 1868, S. 154), die „Kath. Weckstimmen" und eine Reihe ähnlicher Bücher und Zeitschriften. Der Ton gegenüber den Protestanten wurde allmählich schroffer. Im J. 1865 (Ord.-Bl. S. 103) wird bezüglich der „Nachtrauung der Eheleute gemischten Religionsbekenntnisses vor dem akatholischen Pastor, welche leider . . . bisweilen vorkommt", verfügt. Seit 1870 wird's anders. Mit Urtheil vom 10. Febr. 1870 (Ord.-Bl. S. 25) wird der Priester C. M. wegen Abfalls „zum ketzerischen Augsburgischen Bekenntniß", vom 9. Sept. 1870 (das. S. 100) K. A. J. „wegen offener Annahme der Augsb. Ketzerei" excommunicirt und als zu „vermeidender Excommunicirter" erklärt. Während bis auf das Jahr 1860 die wirklich gläubigen katholischen Männer auch in dem „Katholikenverein" jeder

politischen Thätigkeit sich enthalten hatten, trat seitdem die gegentheilige Richtung ein. Außer den bereits genannten war eine Reihe älterer und jüngerer Adeliger unablässig bemüht, das ultramontane und nationale Element durch denselben zu fördern; seit 1866 siegte diese Richtung vollends. Die Deutschen, insbesondere die deutschen Politiker im Landtage und Reichsrath, tragen einen großen Theil der Schuld, indem sie durchweg persönlich völlig indifferent weder das Geringste thaten, um zu einer Besserung der kirchlichen Zustände und der Lage des Clerus beizutragen, noch den ultramontanen Bestrebungen ein anderes Gegengewicht entgegen stellten, als Lächeln oder Angriffe in der jüdischen Presse. So gelang es denn, den deutschen Clerus auf die ultramontane Seite zu ziehen oder doch zur Passivität zu veranlassen; der tschechische war stets national, bis 1848 der wahre Träger der tschechischen Nationalität und Sprache gewesen. Ihn benutzte jetzt der Adel. Der Cardinal hat durch seinen Eintritt in das tschechische Lager den Sieg der Partei entschieden, weil er als Erzbischof und nach der historischen Tradition als Primas des Königreichs, als Fürst Schwarzenberg und Cardinal den Vereinigungspunkt bildete. Ohne seinen Zutritt hätte die tschechische Richtung im böhmischen Großgrundbesitze niemals die Mehrheit erlangt, damit auch nicht die Mehrheit im Landtage. Wie er sich bemühte, auch in Wien dem tschechischen Elemente Boden zu schaffen, ist in der Biographie Rauscher's (s. A. D. B. XXVII, 449) gezeigt. Hierin liegt seine Bedeutung.

Wie aber diese Entwicklung die Folge verschiedener Umstände war, so ist die Stärkung, welche er der kirchlich-ultramontanen Partei verschafft hat, gleichfalls das Resultat verschiedener Dinge. Er war von Haus aus nicht ultramontan, war erzogen und groß geworden in den allerdings abgeschwächten, aber doch immer noch vorhandenen Ideen des Kirchenregiments auf der Grundlage der kais. kgl. Verordnungen in publico-ecclesiasticis. Er erzählte mir einmal, daß ein Suffragan, dem er bemerkt habe, daß das Tridentinische Concil (es handelte sich um eine Eheschließung) entgegenstehe, ihm erwiderte: „Dies Concil ist mir nicht durch die Statthalterei bekannt gemacht". Das Jahr 1848 lenkte ihn in andere Bahnen. Er hatte den aufrichtigen Willen, von der Freiheit der Kirche einen Gebrauch zu machen, der die Lage des Clerus bessere, dem Rechte Geltung verschaffen und das kirchliche Leben heben sollte. Er war fern von Bigotterie, Feind der geistigen Dressur, aber es fehlten ihm die Kenntnisse, die Entschiedenheit, um selbständig zu handeln, die Menschenkenntniß, um die richtigen Organe zu wählen und ganz besonders hing es ihm stets an, daß er als junger Mann ohne Erfahrung Bischof geworden auf fremde Kräfte angewiesen war und als Fürst ein wirkliches Arbeiten nicht kannte. Er hing mit Ueberzeugung und Liebe an seinem Lehrer Günther und dessen Philosophie, gab sich auch alle Mühe, das Verbot von dessen Schriften zu verhindern. Nachdem dies erfolgt war, schwieg er, ließ aber sowol den Theologen Ehrlich ungestört an der theologischen Facultät in Prag lehren, als auch den Güntherianer Löwe, einen Laien, der durch ihn Professor der Philosophie in Prag wurde, einen Vetter Veith's und gleich diesem getaufter Jude, in seinem Seminar unausgesetzt die Philosophie vortragen, bis derselbe nach eingetretener Pensionirung von Prag fortzog, stand zu Günther und Veith in dem Verhältnisse ungeschwächter Anhänglichkeit bis zu deren Tode. Er wünschte, daß der Clerus eine wirklich gründliche wissenschaftliche Bildung erlange, war aber zu schwach, um dem Einflusse Rauscher's entgegen zu treten und ließ sich den theologischen Studienplan, den die Wiener Bischofsversammlung 1856 feststellte, gefallen. Er übernahm das ihm von Pius IX. für die deutsch-österreichischen Länder übertragene Mandat der Ordensreform, delegirte aber zu dessen Ausführung andere. Ich habe vom ersten Tage meiner Thätigkeit in Prag (Sept. 1854) bis zum Jahre 1870 sein unbedingtes

Vertrauen besessen, wie vielleicht kein Anderer, habe ihm oft Vorstellungen gemacht, die er gut aufnahm; handelte es sich aber darum, der Tschechisirung im Seminar und der Kameraderie seitens der von ihm begünstigten Leiter entgegen zu treten, so sah er in mir den befangenen deutschen Gelehrten. Es würde zu weit führen, Beispiele mitzutheilen. Als im J. 1856 das Ehegericht ins Leben gerufen wurde, haben die von ihm dafür ausgewählten Personen in zahlreichen Sitzungen unter seinem Vorsitze berathen, er hat allen wesentlich von mir gemachten Vorschlägen zugestimmt. Noch heute darf ich sagen, daß die Thätigkeit des Prager Gerichts zu keinen Klagen Anlaß gegeben hat. S. war Gegner des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß, hat dagegen gestimmt und war der Einzige, welcher bei dem bekannten Einsturze des Zimmerbodens in S. Agnese nicht mit Pius IX. herunter kollerte, sondern auf einem Balken stehen blieb. Er billigte den Syllabus nicht. Aber er ließ die Bulle Quanta cura nebst Syllabus lateinisch, deutsch und tschechisch publiciren. Daß er alle päpstlichen Erlasse, welche die Klagen über die Beraubung des Kirchenstaats enthalten, publicirte, zuletzt am 24. Oct. 1870 den Papst auch im schlichten Sinn der Gläubigen „als Gefangenen" erscheinen ließ, ist von dem Cardinal und conservativen Manne zu begreifen. Man wird es ebenso nach dem Gesagten begreifen, daß er die Adresse der Bischöfe vom 28. Sept. 1867 an erster Stelle unterschrieb und nebst der vom 6. Mai 1861 in seinem Ordinariatsblatte verkündete. Als der Minister Giskra auf Grund des Gesetzes vom 25. Mai 1868, welches die „Gerichtsbarkeit in Ehesachen ausschließlich" den weltlichen Gerichten zuweist, die Ungeschicklichkeit beging, zu verbieten, daß die geistlichen Gerichte sich als Ehegerichte bezeichneten und gegen die Instruction der böhmischen Bischöfe vom 3. Juni 1868 im „objectiven Verfahren" — den Cardinal unter Anklage zu stellen fehlte der Muth — ein Strafurtheil erwirkte, legte er dagegen einen vergeblichen Recurs an den obersten Gerichtshof ein. Es war eine Thorheit, der Kirche für ihr Gebiet die Ausübung einer Gerichtsbarkeit zu untersagen; dieser Giskra'sche Act hat sehr geschadet. Ich habe S. den Recurs gemacht und ihn veranlaßt, für die Urtheile fortan eine Form zu wählen, nach welcher die ganze Verantwortlichkeit auf ihn fiel. Der Giskra'sche Ukas blieb ein Schlag ins Wasser; die Thätigkeit der geistlichen Gerichte sank zur Unbedeutendheit herunter, weil nur noch das bürgerliche Recht galt. Da dies sich voraussehen ließ, war jener Schritt zwecklos, erbitterte aber. S. publicirte die päpstliche Allocution vom 22. Juni, welche die österreichischen Gesetze verdammt und null und nichtig erklärt, im Ordinariatsblatte (1868, S. 113 ff.). Das ließ man sich gefallen. Von diesem Augenblicke an war S. mit Leib und Seele der tschechisch-ultramontanen Partei zugethan, nachdem schon vorher das letzte Band gelöst war, welches ihn an das Deutschthum knüpfte, nämlich durch den Krieg von 1866. Obwol auch Bischof für ein in Preußen gelegenes Gebiet, die Grafschaft Glatz, schreibt er in einem Hirtenbriefe vom 24. Juni 1866: „Vertrauen und die feste Ueberzeugung von dem guten Rechte Oesterreichs, das den Frieden wollte und den Krieg nicht suchte; einen Krieg, den nur der Ehrgeiz und der unbändige Uebermuth seiner treulosen Nachbarn heraufbeschworen hat." Er gab sich dazu her, um diesen Schatz vor den „räuberischen Preußen", wie es hieß, zu retten, das silberne Grabmal des sog. „h. Johann von Nepomuk" und selbst die Gebeine, die darin lagen, einzupacken und nach Salzburg zu senden; meine Vorstellung, daß es blödsinnig sei, anzunehmen, daß eine preußische Armee Kirchensilber, oder gar Knochen confiscire, rührte ihn nicht. Die tschechische Partei hatte ihn bestimmt, um dann aus der Zurückführung der Reliquien eine nationale Demonstration zu machen. Er ging dem General v. Rosenberg vor den Thoren Prags

entgegen und bat ihn um Schonung. Mit der Lösung des deutschen Bundes ging es ihm, wie den meisten Oesterreichern: das deutsche Nationalgefühl verschwand. Während es aber seitdem bei den Deutsch-Oesterreichern zurückkehrte, hatte S. es der Politik gänzlich geopfert.

Der schwerste Kampf blieb ihm vorenthalten, die Unterwerfung unter das vaticanische Dogma. Er gehörte zu dessen unbedingten Gegnern. Ich habe an anderer Stelle eingehend darüber geschrieben. Im Ordinariatsblatt von 1871 S. 5 ff. wird die Vertagungsbulle vom 20. October 1870 und hierauf ohne jede Unterschrift „dem wohlehrwürdigen Klerus der Wortlaut der von Seiner Heiligkeit in der dritten und vierten Sitzung des Concils erlassenen Decrete zur Kenntniß gebracht", nur im lateinischen Wortlaut. S. hat an die neuen Dogmen nicht geglaubt, dieses von Niemand gefordert; er fügte sich stillschweigend, weil er nicht die Kraft besaß, offen zu widerstehen, nachdem die übrigen Bischöfe gefallen waren. Seine persönliche Stellung ist zur Genüge dadurch gezeichnet, daß ich ihm die von mir und einzelne von andern gegen das Vaticanum bis Ende März veröffentlichten Schriften jedesmal persönlich überreicht, gleich den das Vaticanum perhorrescirenden Löwe und Prof. Sal. Mayer (seinem Theologen auf dem Concil, später Abt von Ossegg) zu ihm ununterbrochen bis zum Weggange aus Prag (April 1873) in Verkehr gestanden habe.

S. übte eine Wohlthätigkeit, welche oft mißbraucht wurde. Sie und seine fürstliche Art brachten es mit sich, daß die Einnahmen aus den Gütern stets niedriger waren, als sie hätten sein sollen — die der Beamten stiegen —, und daß er sein privates Vermögen wohl so ziemlich zugesetzt haben wird. Er selbst war als Mensch nach jeder Richtung vortrefflich. Was Varnhagen v. Ense auf Grund der Mittheilung eines Mannes, den zu unterstützen dem Cardinal schließlich leid geworden war, erzählt, halte ich für Klatsch. In seinem Wesen hatte er bei aller Feinheit und Würde etwas kindlich zutrauliches; er konnte in seinen Mittheilungen oft förmlich weich gestimmt werden. Aus demselben Zuge erklärt sich seine Güte und ein gutmüthig-humoristischer Zug, der allem die beste Seite abgewann. Eine Begebenheit der Art — sie begegnete ihm in einem Dorfe in der Grafschaft Glatz, nicht in Böhmen, wie Wurzbach sagt; S. hat die Sache selbst in meiner Gegenwart bei einem Diner unmittelbar nach der Rückkehr erzählt — ist charakteristisch. Bei einer Visitation fragt der Schullehrer: wer hat's Pulver erfunden? und sucht, als kein Kind den Finger erhebt, durch Aussprechen der Anfangsbuchstaben darauf zu leiten. Ein kleines Mädchen platzt nun aus: „der Kardinal Schwarzenberg". Mein lieber Schulmeister sich tief verneigend: „Se. Eminenz u. s. w. ist zwar ein großer Herr, aber das Pulver hat nicht er, sondern B. S. erfunden." Der Cardinal beruhigt ihn und gibt ihm vollkommen recht.

S. hat 1841, 1854, 1862 zur Feier der japanesischen Märtyrer, 1869/70 zum Concil und zuletzt Rom besucht bei der Papstwahl nach dem Tode Pius' IX. Er war dabei einer der vier noch von Gregor XVI. ernannten, seit dem Juni 1879 der einzige noch lebende der von Gregor XVI. ernannten Cardinäle. Zeitlebens werde ich mich seiner Worte erinnern, die er eines Tags im J. 1871 zu mir sprach: „Wie herrlich stand die Kirche und der Kirchenstaat, als ich von Gregor XVI. zum Cardinal ernannt wurde, und was hat daraus Pius gemacht." Das vaticanische Concil hatte ihm das Leben verbittert. Ich bin überzeugt, daß die inneren Zustände Oesterreichs, an denen er sein gutes Theil verschuldet hatte, seine letzten Jahre nicht verschönert haben. Denn er war zu edel, um an dem Treiben von Leuten Gefallen zu finden, denen er keine Achtung zollte.

v. Wurzbach, Lex. XXX. — P. Knoodt, Anton Günther (s. d. Inhaltsverzeichniß), Wien 1881. — Meine Geschichte des Altkatholicismus, S. 68 f. 110. 242 ff. Gießen 1887.

v. Schulte.

Schwarzenberg: Georg Ludwig Graf v. S., geboren am 24. December 1586, † am 21. Juli 1646, aus der älteren bairischen Linie der S., die von Christoph I. († 1538) abstammt, Sohn Christoph's II. († 1596). Die nahen Beziehungen zwischen dem bairischen und inneröſterreichischen Hofe seit der Heirath Maria's von Baiern mit Erzherzog Karl aus dem Hause Habsburg, insbesondere der Umstand, daß Erzherzog Ferdinand, seit 1590 Erbfolger des Vorgenannten, 1600, 23. April, seine erste Ehe mit Maria Anna, Tochter Herzog Wilhelm's von Baiern, schloß, erklären das Auftauchen des jungen Cavaliers am Grazer Hofe, wo er der Gunst des Fürsten und seines einflußreichen Rathgebers, Hanns Ulrich's von Eggenberg, damals Kammerpräsidenten und Oberhofmeisters der bairischen Gemahlin Erzherzog Ferdinand's, sich erfreute. Als Begleiter Eggenberg's reiste 1605 der neunzehnjährige S. nach Madrid. Es handelte sich um wichtige Auseinandersetzungen mit dem spanischen Hofe über die damalige Sachlage in Oesterreich. Reisen durch Westeuropa erweiterten den Gesichtskreis des aufstrebenden jungen Diplomaten, dem wir 1612 als Sendboten an den Bischof Karl von Breslau, Bruder Erzherzog Ferdinand's von Inneröſterreich, dann an den Warschauer Hof König Sigmund's von Polen und an den Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg („Paterfamilias“), Gatten Anna's von Cleve-Jülich, seit 1609, Erben von Jülich-Berg und Ravenstein, begegnen. Ungleich wichtiger wurde die Mission an die Fürsten der katholischen Liga (1616), um sie für ein Waffenbündniß gegen Venedig zu gewinnen, das den Krieg gegen Erzherzog Ferdinand („Uskokenkrieg“) angefangen hatte, — doch fand diese Botschaft kein Entgegenkommen.

Seitdem Erzherzog Ferdinand der Thronfolger Kaiser Matthias' — in drangvollster Zeit — geworden (1619), mehrten sich die staatsmännischen Aufgaben Schwarzenberg's. Dies beweist der Auftrag an den Grafen, sich nach London zu begeben, um mit König Jacob I., dem Schwiegervater Friedrich's von der Pfalz, böhmischen Gegenkönigs Ferdinand's II., zu unterhandeln und den Herrscher Englands von einer Unterstützung der Ansprüche seines Eidams abzuhalten, 1624 galt es zur Stärkung der Allianz mit Spanien die Vermählung des Thronfolgers, Erzherzog Ferdinand's (nachmals Kaiser Ferdinand III.) mit der spanischen Infantin Donna Maria einzuleiten. Hierzu war der Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl, Bischof von Breslau und Hochmeister ausersehen, mit welchem als dessen Oberhofmeister S. Ende Juli 1624 die Reise durch Italien nach Genua und zur See weiter nach Barcelona antrat, um dann, kranken Leibes, mit seinem Herrn die Reise nach Madrid fortzusetzen. Hier erlag der Erzherzog Ende December 1624 einem Fieber, und S., kaum genesen, hatte mit den äußersten finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihn der eigene und der spanische Hof hinhielten und er für die Rückbeförderung des ganzen Hofstaates, die Leichenkosten und die eigene Heimreise aufkommen sollte. In die Zeit des Zuwartens in Madrid fallen die Eröffnungen des spanischen Premier gegen S., zur Hintanhaltung der maritimen Uebergriffe Hollands eine spanisch-österreichisch-deutsche Handelsgesellschaft aufzurichten und den Kaiser zu bestimmen, sich der ostfriesischen Häfen Noort und Griet zu bemächtigen und die Holländer von Ostfriesland abzusperren. S. wurde beauftragt, darüber mit Kaiser Ferdinand II. und Minister Eggenberg zu verhandeln, was er auch bei seiner Rückkunft (1625, April) alsbald that, indem er 26. April eine ausführliche Denkschrift übergab, die der Fürst Eggenberg zur Begutachtung erhielt. Sofort berichtete S., ganz erfüllt von der Idee

des spanischen Gesandten, an den spanischen Hof über den Erfolg seines Auftrages, während der österreichische Gesandte in Madrid, Khevenhüller, mit dem spanischen und Wiener Hofe einen lebhaften Verkehr unterhielt und die Interessen Oesterreichs zu wahren sich bemühte. Es sollten in Brüssel die maßgebenden Unterhandlungen zunächst über ein starkes Waffenbündniß Spaniens, Oesterreichs und der Liguisten gegen die Verfechter der Sache des Pfälzers gepflogen werden, und S. wurde 25. November 1625 als kaiserlicher Gesandter dahin abgeordnet. Auf dem Wege sollte er die Höfe von Baiern und Kurköln zu Gunsten des Planes besuchen. Der Aufenthalt Schwarzenberg's in Brüssel (v. 9. Mai bis 4. December 1626) begleitet alle Phasen dieser dornigen Angelegenheit, die besonders in der Gegnerschaft Spaniens und Baierns ungemeinen Schwierigkeiten begegnete. Der Sieg Tilly's über Christian IV. bei Lutter änderte wesentlich die Sachlage und zwar zum Nachtheile Spaniens, weil nun Baiern, das Haupt der sieghaften Liga, Spanien seinen Unmuth und sein Mißtrauen deutlich verspüren ließ. — Dafür machte sich am Kaiserhofe die besonders von Wallenstein verfochtene Idee der Gestaltung eines streng monarchischen Regiments in Deutschland geltend und verknüpfte sich mit den vorher von Spanien angeregten Plänen, welche die Bildung einer starken kaiserlichen Flotte im Auge hatten. S. vertrat bei der Fortsetzung der Brüsseler Verhandlungen den Kaiser, Gabriel de Roy den spanischen Hof (1627). S. begab sich nach Dresden, um den sächsischen Kurfürsten zu bearbeiten, und im October sodann nach Rendsburg, um sich mit dem Generalissimus, Wallenstein, zu verständigen, dessen Aeußerungen S. sehr befriedigten. Dann reiste er (November) nach Lübeck, um die Hanseaten für die kaiserlichen Pläne zu bearbeiten und die Gesandten Dänemarks gefügig zu machen. Aber alle Anstrengungen Schwarzenberg's scheiterten an dem allgemeinen Mißtrauen, und so schleppten sich die Verhandlungen unfruchtbar weiter bis in den September 1628, der sie uns vollkommen gescheitert zeigt. — Mit 45 Jahren sehen wir unsern S. den Dienst des Diplomaten, der ihm viele getäuschte Erwartungen und schwere, nicht immer hereingebrachte Geldopfer beschieert hatte, mit dem des Kriegsmannes vertauschen. Er bewarb sich 1631 um das Warasdiner Grenzgeneralat und erhielt es auch. Sein Zeitgenosse Khevenhüller rühmt in den Annales Ferdinandei die auch in dieser Stellung erworbenen Verdienste Schwarzenberg's. Er war der erste seines Hauses, dem Spanien das goldene Vließ verlieh. An Güterbesitz hatte er genug zusammengebracht, aber auf seinem Familienleben ruhte kein Segen. Die erste Ehe war aus einer Berechnung geschlossen. S. verehelichte sich nämlich mit Anna, der Tochter Neumann's, des reichen Bürgers von Villach, die, in fünfter Ehe mit Ferdinand Grafen von Salamanca-Ortenburg verwittwet, als zweiundachtzigjährige Frau dem dreißigjährigen Freier, die Protestantin dem Katholiken, ein großes Vermögen, zahlreiche Güter, darunter auch die Hauptherrschaft der erloschenen steirischen Liechtensteiner, Murau im Oberland, zubrachte. Das Begräbniß der im achtundachtzigsten Lebensjahre (1623, 18. December) verstorbenen Frau verzögerte sich bis in den Januar 1624, da die Kirchenbehörde die Beisetzung der Protestantin in der Pfarrkirche zu Murau nicht gestatten wollte, und S. mußte sich begnügen, seine Gattin an der Seitenmauer der Spitalskirche begraben zu lassen. Für die feierliche Beerdigung wurden 5000 Goldgulden aufgewendet. S. vermählte sich dann in zweiter Ehe mit Elisabeth, Gräfin von Sulz; die beiden Söhne aus dieser Verbindung starben jedoch in jungen Jahren. Kinderlos geworden, bot S. alles auf, seinen Vettern von der niederländischen Linie gegen die Ansprüche der westfriesischen Schwarzenberge den Anfall der fränkischen Stammlehen zu sichern. Graf Johann Adolf wurde der Erbe dieser Güter, der Grafschaft Schwarzenberg

und der großen Herrschaft Murau in der Steiermark, als Georg L. S. am 21. Juli 1646, im Alter von sechzig Jahren, aus dem Leben schied.

Khevenhüller, Ann. Ferdinandei, Leipziger Ausgabe, X.—XII. Bd. (1623—1637). — Hurter, Gesch. K. Ferdinand's II. — Reichard, Die maritime Politik der Habsburger im 17. Jahrhundert (1867). — Maresch über den gleichen Gegenstand in den Mittheil. des Instituts für österr. Gesch.-Forschung (J. 1881). — Wurzbach, Oesterr. biogr. Lex. XXXIII, (1877) 21/22 (vgl. S. 14).

Krones.

Schwarzenberg: Johann Freiherr zu S. und Hohenlandsberg, geb. am 25. December 1463, gehörte dem bekannten fränkischen Rittergeschlechte (siehe S. 259) an, das mit den Markgrafen von Brandenburg und den Bischöfen von Würzburg in Lehensverbindung stand. Die Jugend verbrachte er mit Uebung seiner gewaltigen Körperkraft, die ihn an den rheinischen Fürstenhöfen berühmt machte; Turniere und Gelage waren seine Lieblingsbeschäftigung, bis ein zürnender Brief des Vaters den zwanzigjährigen Jüngling zur ernsteren Lebensführung brachte. Die nicht vollkommen verglühte Lust an ritterlicher Romantik führte ihn nach dem heiligen Lande und nach der Rückkehr ins Feldlager Kaiser Maximilian's. In dessen deutschen und italienischen Feldzügen wird er als vir clarus armis et belli arte primus gerühmt. Seit 1501 finden wir ihn im Dienste des Bischofs von Bamberg, bei dem er die höchste weltliche Würde, das Hofmeisteramt, bekleidete, dessen wichtigstes Gebiet die Verwaltung des bischöflichen Hofgerichts war. In dieser Thätigkeit und bei den eifrig gepflegten juristischen Studien reifte in ihm in Erkenntniß der Mängel des damaligen Rechtszustandes der Entschluß, das Strafrecht zu reformiren und unter seiner Redaction entstand die bambergische Halsgerichtsordnung (L. Bambergensis), die 1507 von Bischof Georg III. zum Landesgesetz erhoben wurde. „Idee, Bearbeitung und Einführung derselben stellt eine große civilisatorische That dar, wodurch aus dem tendenziösen Inquisitionsprozesse ein gerechtes Untersuchungsverfahren neu geschaffen wurde.“ (Weißel.) So war es denn nur ein Act der Billigkeit, daß Schwarzenberg 1521 ins Reichsregiment berufen wurde, wo er im Religionsausschusse die schwebenden Fragen seiner Entscheidung unterzog, zeitweise sogar als Statthalter die Leitung des Regiments übernahm. Als aufrichtiger Bekenner der Lehre Luther's, dessen vertriebenen Anhängern er Schutz und Aufnahme auf seinen Gütern gewährte, kam er 1522 mit dem Bischof Weigand von Redwitz in Conflict, legte seine Stelle, welche er unter dessen fünf Vorgängern versehen, nieder und begab sich in die Dienste der Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg, als deren Gesandter er nachmals bei Herzog Albrecht von Preußen erscheint. Sein letztes Werk war die in Verbindung mit Luther auf Grund der Schwalbacher Artikel eingeführte Kirchenvisitation in Brandenburg. Mitten in den Vorbereitungen zur Koburger Conferenz ereilte ihn der Tod am 21. October 1528 in Nürnberg. — Die schriftstellerische Thätigkeit Schwarzenberg's erstreckte sich nicht ausschließlich auf die Jurisprudenz. Er, dem auch die ethische Erziehung des Volkes am Herzen lag, gesellte sich jenen Volksschriftstellern zu, die in didaktisch-satirischen Schriften die Laster der Zeit in unnachsichtlichem Ernste geißelten. In dramatisch lebendiger Darstellung wendet er sich im „Büchle wider das Zutrinken“ und in dem Gedicht „Wider das Mordlaster des Raubens“ gegen alltägliche Ausschreitungen der Jugend. Das weitaus gelungenste Werk ist das „Memorial der Tugend“, so genannt, „weil in kurzen Sprüchen, als in kleinen Gedenkzetteln, Zier und Lob viel guten Ding, auch Straf und Schand der Laster vermerkt werden“. Daß es ein beliebtes Volksbuch wurde, dazu trugen die herrlichen Holzschnitte von Dürer und Schäuffelin nicht wenig bei. Als Leiter des Religions-Ausschusses richtete er an

Luther eine Schrift über die Religionsstreitigkeiten, die von dem Reformator gebührend gewürdigt wurde, uns aber verloren ging. Gegen den ältesten Sohn Christoph, welcher der päpstlichen Partei angehörte und gegen den Vater in Wort und Schrift aufgetreten war, schrieb er 1524 die „Beschwörung der teuflischen Schlangen mit dem göttlichen Wort“ und 1526 gegen den Franciscaner Schatzger (s. A. D. B. XXXI, 783) das „Büchlein, Kuttenschlag genannt, das Teufels-Lehrer macht bekannt“. Um sich über den Verlust seiner geliebten Gemahlin (geb. Gräfin Kunigunde von Rieneck, † 1502) zu trösten, schrieb er das Gedicht „Kummertrost“. Neben diesen selbständigen Arbeiten lieferte S. als einer der ersten volksthümlich gestaltete Uebersetzungen aus Cicero's philosophischen Schriften, so „von dem Alter“, „von den tuskulanischen Fragen“ und „von der Fraydtschaft“. Da er nach seinem eigenen Geständniß „nur die Muttersprach erlernt“, ließ er sich diese Schriften von seinem Hofcaplan Neuber wörtlich aus dem Lateinischen übertragen und bearbeitete dann den Stoff nach seiner Weise „nicht von Worten zu Worten, sondern von Sinn zu Sinnen“, stellte dazu „etlich Figur und Reime“ und ließ den Text von Gelehrten (L. Behaim, U. Hutten) revidiren. Seine Werke, schon von Zeitgenossen wie Luther, Hutten und Planitz in ihrem ethischen Werthe erkannt, erschienen zwischen 1502 und 1535 meist in Augsburg; ein Sammelband der philosophischen Schriften unter dem Titel „der teutsch Cicero“, dem das Memorial und der Kummertrost beigegeben war, wurde 1535 bei H. Steyner in Augsburg gedruckt.

Vgl. die Vorrede zu Schwarzenberg's kleineren Schriften, verfaßt von unbekannten Zeitgenossen, in der Ausg. Augsburg 1535. — Christ, Dissert. de Joh. Schwarzenbergico, Halae 1726. — Roßhirt im Neuen Archiv des Criminalrechts IX, 234 ff. — E. Herrmann, Joh. Freih. zu Schwarzenberg, Leipzig 1841 (Festschrift). — L. Weißel, Hanns Freiherr von Schwarzenberg. Grüneberg i. Sch., 1878 (Vortrag). — Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft, I. Abth., S. 612 ff. — Goedeke, Grundriß 2² im Index s. v.

J. Neff.

Schwarzenberg: Karl Philipp, Fürst zu S., geboren am 15. April 1771, ist wegen der bedeutenden Rolle in den Ereignissen der Zeit und wegen der eigenthümlichen Größe seines Charakters eine der denkwürdigsten Erscheinungen seines Jahrhunderts. Von seiner Kindheit an zum Krieger bestimmt, erhielt er eine seinem künftigen Stande angemessene Erziehung und zog mit 17 Jahren als Lieutenant im damaligen Infanterieregimente Braunschweig-Wolfenbüttel (jetzt Nr. 10) nach Slavonien. Mehrere Züge von Entschlossenheit verriethen den künftigen Helden. Wegen seines tapferen Benehmens bei dem Sturme auf Sabacz, wo er mit eigener Hand das Pfahlwerk umstürzen half, wurde er zum Hauptmann ernannt. Von Laudon's Feldherrntalent angezogen, verlangte er im Jahre 1789 die Anstellung in dessen Hauptquartier und erhielt von ihm eine öffentliche Anerkennung seines Muthes, seines Beobachtungsgeistes und seiner unermüdeten Thätigkeit. Im Jahre 1790 wurde er zum Major befördert und 1791 dem Wallonenregiment Latour (jetzt Dragonerregiment Nr. 14) zugetheilt. Wegen seiner Jugend empfing man ihn anfangs kalt, bald aber erwarb ihm sowohl sein einnehmendes Betragen im Regiment die Liebe, als sein glänzender Muth vor dem Feinde die Achtung der ganzen tapferen Reiterschaar. Er überfiel die Außenwerke der Festung Philippeville mit glänzendem Erfolge, wohnte den Schlachten von Jemappes und Neerwinden (18./3. 1793) bei und führte bei Estreux einen jener kühnen Reiterüberfälle aus, die, sich im Laufe des Feldzuges 1793 öfter bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholend, dem Fürsten das unbedingte Lob des Prinzen von Coburg und späterhin auch das des Kaisers eintrugen. 1793 noch zum Oberstlieutenant befördert, befehligte er das damals

in Galizien geworbene Ulanenfreicorps (jetzt Ulanenregiment Nr. 2). Im Jahre 1794 ernannte ihn der Kaiser zum Obersten und Commandanten des Kürassierregiments Zeschwitz (1801 reducirt), wo er bald Gelegenheit fand, sich hervorzuthun. Am 26. April wurde die Stellung der Verbündeten bei Cateau an der Sambre von 90 000 Mann angegriffen und ihr linker Flügel durch das 28 000 Mann starke Corps des Generals Chapin umgangen. Die Entwicklung dieser Colonne hätte die bedenklichsten Folgen gehabt. Da stürzte S. an der Spitze seiner Kürassiere, unterstützt durch 12 Schwadronen englischer Reiterei auf den Feind, warf sein kaum aufgestelltes erstes Treffen auf die nachfolgenden Abtheilungen zurück, verfolgte und vernichtete sie und entschied somit durch diesen in der Kriegsgeschichte oft angeführten kühnen Reiterangriff die Schlacht. 3000 Feinde deckten den Schlachtplatz, der gefangene General mit seinem Gefolge, 32 Kanonen, 29 Munitionskarren waren die Trophäen, der Fall von Landrecies die Folge dieses Angriffes. Noch auf dem Schlachtfelde empfing der junge Held aus der Hand des Kaisers das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Im Frühjahre 1796 stand er wieder im Felde und der Schlachtbericht ertheilte ihm das Lob, sehr viel zum glücklichen Erfolge der Schlacht von Amberg beigetragen zu haben. Später focht er bei Würzburg und am Oberrhein und wurde noch vor dem Schlusse des Feldzuges zum Generalmajor befördert. Nach dem Frieden von Campoformio war es ihm wieder gegönnt, unter den Seinigen zu leben bis zu dem Kriege 1799, in welchem seine Truppen die ersten Gefangenen einbrachten. Doch seine Anstrengungen, so rühmlich sie für ihn waren, blieben ohne Erfolg für das Schicksal des Krieges. Seine Erhebung zum Feldmarschalllieutenant (September 1800) vermochte nicht, ihn über die ungünstige Wendung des Kampfes zu trösten. An der Spitze des rechten Flügels hatte er in der Schlacht von Hohenlinden die wenigen Vortheile in diesem verderblichen Kampfe errungen, als er durch die Auflösung des übrigen Heeres in eine so mißliche Lage gerieth, daß ihn der Feind mit dem Beisatze zur Ergebung auffordern ließ: er habe für seine Ehre genug gethan und sollte das Unmögliche nicht versuchen. Allein er versuchte und vollbrachte das Unmögliche. Ohne eine Kanone zu verlieren, zog er sich aus der verzweifelten Lage. Am 18. October übernahm Erzherzog Karl den Oberbefehl und theilte die schwierigste Aufgabe, den Befehl der Nachhut, dem Fürsten zu. Er erfüllte diesen Auftrag mit jenem Muthe und jener Besonnenheit, die ihn in jedem gefährlichen Augenblicke auszeichneten. Vom siegestrunkenen Feinde hart gedrängt, sammelte er die zersprengten Abtheilungen der Nachhut und verwandelte die wilde Flucht in einen geregelten Rückzug, bis der Abschluß des Waffenstillstandes seinen Anstrengungen ein Ziel setzte. Zur Anerkennung dieser ausgezeichneten Dienste erbat sich der Erzherzog dessen Ernennung zum Inhaber des in das 2. Ulanenregiment verwandelten ehemaligen vom Fürsten als Oberstlieutenant befehligten Freicorps, welches schon früher eine unwandelbare, treue Anhänglichkeit an die Person des Fürsten bewiesen hatte. Das Regiment führt für immer den Namen des Fürsten S., der Friede von Luneville beschwor die wilden Kriegsflammen für einige Jahre, welche er mit Ausnahme einer friedlichen Sendung nach Petersburg bei Gelegenheit der Thronbesteigung Alexander's I. ruhig im Kreise der Seinigen verlebte und während welcher Zeit er sich mit dem Studium des Staatsrechts, der Kriegskunst und Kriegsgeschichte eifrig beschäftigte. Die Ernennung zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes rief ihn 1805 wieder in das Geschäftsleben zurück. Der Fürst übernahm einen Theil des Heeres, welches unter Mack gegen die Franzosen zog und am 11. October lieferte er jenes Gefecht bei Jungingen, welches den einzigen Glanzpunkt bildet, der aus der Reihe von Unglückstagen dieses Feldzuges hervorleuchtet. Weder der freundschaftliche Rath des Fürsten, noch die Vorstellungen der übrigen Generale

konnten den unglücklichen Mack bewegen, das verhängnißvolle Ulm bei Zeiten zu verlassen. Als es klar wurde, daß dem ganzen Heere nur die Gefangenschaft bevorstehe, erklärte Erzherzog Ferdinand den Entschluß, sich mit der Reiterei durchzuschlagen. Verfolgt von dem tapferen Murat an der Spitze von 6000 Pferden führte S., den Weg mitten durch die Feinde suchend, die kleine Schaar von Kämpfenden (1800 Reiter). Wo es galt, bahnte sich der Fürst mit dem Säbel den Weg; unter täglichen Gefechten zogen sie, mit Ermüdung, Mangel und Wetter kämpfend, unaufhaltsam weiter, wo Gewalt unmöglich war, rettete er durch Klugheit, und zum Erstaunen der Feinde gelang es ihm, den Prinzen mit seinen Begleitern der Gefangenschaft zu entreißen. Sie waren in 8 Tagen 50 Meilen geritten, und die Feinde schätzten ihre Zahl auf 6000 bis 8000. S. wurde hierauf an die Seite des Kaisers gerufen, der ihm für die geleisteten Dienste die wärmste Dankbarkeit bezeigte. Gegen des Fürsten Rath wurde die Schlacht bei Austerlitz geschlagen. Vom Erzherzog Ferdinand und seinen Kampfgenossen von Jungingen aufgefordert, schritt der Fürst den Ordensstatuten gemäß, um das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens ein, welches ihm mit kaiserlichem Handbillet vom 3. Juli 1806 verliehen wurde. — Als nach dem Frieden von Tilsit Oesterreich abermals das Schwert umgürtete, widmete sich der Fürst mit aller Hingebung den neuen Einrichtungen, insbesondere der Landwehrbildung. Allein er sollte die neuen Kämpfe seines Vaterlandes nur aus der Ferne beobachten; denn er ging nach dem Wunsche Kaiser Alexander's als Botschafter nach Petersburg und hatte hier die wichtige Aufgabe, Oesterreich während des Kampfes mit der französischen Uebermacht vor einem Angriffe Rußlands zu sichern. Am 2. Januar 1809 wurde ihm „für die ausgezeichneten Verdienste und seine Anhänglichkeit" das goldene Vließ verliehen. Obwohl Rußland bereits Verpflichtungen eingegangen hatte, die seiner Sendung ungünstig waren, so wußte er sich doch allgemeine Zuneigung zu erwerben und bewirkte wenigstens, daß Rußland nicht gleichzeitig mit Napoleon gegen Oesterreich in die Schranken trat. Es hätte vielleicht nur eines Sieges bedurft, um das russische Cabinet vortheilhaft zu stimmen; allein nach der unglücklichen Schlacht von Regensburg mußte der Fürst die Hauptstadt verlassen und kam auf Umwegen eben zurecht, um an der Spitze einiger Reiterregimenter noch an dem denkwürdigen Tage von Wagram und an der Schlacht von Znaim thätigen Antheil zu nehmen. Der Abschließung des Friedens folgte des Fürsten Ernennung zum General der Cavallerie und bald darauf der Antritt eines Postens, der vielleicht der glänzendste, aber auch einer der schwierigsten seiner Zeit war. Er wurde zum Botschafter an dem Hofe des Kaisers Napoleon ernannt. Das Studium der Hilfsquellen Frankreichs nahm den Fürsten nun vollauf in Anspruch, die Vermählung Marie Louisens brachte ihm Zeichen der Huld von beiden Höfen. Am 1. Juli 1810 gab er der Tochter seines Kaisers jenes verhängnißvolle Fest, bei welchem die Gattin seines Bruders in so gräßlicher Weise den Flammentod erlitt. In dem Feldzuge Napoleon's gegen Rußland mußte der Fürst den Befehl über das österreichische Hilfscorps übernehmen. Er wußte die vertragsmäßige Verbindlichkeit mit der Ehre der österreichischen Waffen glücklich zu vereinbaren. Am 12. August schlug er bei Podubnie den General Tormassow und wußte durch kluge Bewegungen mit 30 000 Mann die fast dreimal so starke Donauarmee Tschitschakow's, dem er noch bedeutenden Verlust zufügte, in Schach zu halten. Nach der Katastrophe an der Beresina war er auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl umgekehrt, um die verfolgenden Generäle Sacken und Langeron abzuhalten. Er führte seine Truppen in bester Ordnung, nachdem er Poniatowski's und Reynier's Rückzug gesichert hatte, nach Galizien zurück. — Die Achtung und Freundlichkeit, mit welcher ihn Napoleon wieder als

Botschafter empfing, das Lob, welches er ihm spendete, andererseits die Beförderung zum Feldmarschall, die auch auf dessen Anregung am 2. December 1812 erfolgte, beweisen hinreichend des Fürsten ausgezeichnetes Benehmen in diesem außerordentlichen Kriege. Seine Menschlichkeit in der Kriegführung erhob den Fürsten unter die edelsten Feldherren aller Zeiten. Oder gibt es etwas Rühmlicheres als seine Aeußerung aus späterer Zeit: „der Feldherr müsse sich Rechenschaft geben für jedes aufgeopferte Leben. Durch jedes würden zarte Bande zerrissen, für jedes Thränen geweint.“ Am 17. April 1813 kam der Fürst zum letztenmale in friedlicher Sendung nach Paris. Seine Bemühungen zur Beilegung des verheerenden Kampfes waren fruchtlos. Europa beschloß den Krieg, die oberste Führung legte man in die Hände des Fürsten. Napoleon's Kriegsheer, nur um ein Drittheil schwächer als das seiner Gegner, hatte die Zauberkraft des Namens, das Selbstvertrauen der kampflustigen Schaaren, die Vortrefflichkeit der in Napoleon's Schule gebildeten Unterfeldherren, endlich die Einheit des Willens, welche diese Werkzeuge in Bewegung setzte, für sich, dagegen zählten die Verbündeten eine Menge Generale, die alle durch gegenseitige Rücksichten gebunden waren, vier verschiedenartige Heere, die oft gegen, selten mit einander gefochten, Massen ungeregelter Reiterei, welche den Bedarf, aber nicht die Kraft vermehrten. Diese Umstände, besonders aber die aus solchen Verhältnissen hervorgehende mindere Schnelligkeit der Operationen und die Unmöglichkeit, denselben einen der Energie des Gegners gleichkommenden Nachdruck mitzutheilen, erlaubten dem Fürsten nur mit der größten Vorsicht an sein große Aufgabe zu gehen. Er würdigte vollkommen des großen Gegners gewaltigen Geist, er erkannte seine geniale Kraft, und nur das Vertrauen auf Gott und die gute Sache ermuthigte ihn, das große Werk zu beginnen. Der Plan, dem man zu folgen beschloß, bestand im wesentlichen darin: Napoleon durch Bedrohung seiner Verbindungslinie zum Rückzuge auf die Elbe zu zwingen und den Schlägen, die er gegen die einzelnen Heere führen möchte, auszuweichen, bis es zeitgemäß wäre, alle Schaaren zu vereinen und mit aller Macht zu schlagen. Das Heer der Verbündeten wurde in drei Theile aufgelöst und in Böhmen, Schlesien und Sachsen aufgestellt. Jenes, gegen welches sich Napoleon wenden würde, sollte zurückweichen und die beiden anderen indessen dem Feinde in Rücken und Flanke fallen. Napoleon wendete sich zuerst gegen Blücher, und der Fürst rückte demnach auf Dresden los. Doch der Angriff mißglückte wegen Mangels an nachdrücklichem Zusammenwirken und Napoleon's schnelle Rückkunft verwandelte das Mißlingen dieser Unternehmung in einen mit großem Verluste verbundenen Rückzug. Trotz übler Nachrichten und schlechten Wetters führte der Fürst die Truppen im Angesichte des Feindes durch die Gebirge zurück. Mittlerweile war Vandamme über Nollendorf in Böhmen eingebrochen und nur des Fürsten Gewaltmärsche und Ostermann's Heldenmuth bewirkten, daß der Feind noch zur Zeit bei Kulm erreicht und geschlagen wurde. Dieser Sieg wirkte günstig auf die öffentliche Meinung und gab auch dem Heere die verlorene Zuversicht wieder. Durch die bei Kulm, Groß-Beeren, Dennewitz und insbesondere an der Katzbach dem Feinde zugefügten namhaften Verluste wurde dieser nicht allein um ein Bedeutendes geschwächt, sondern diese errungenen Vortheile hatten einen besonderen Werth durch die moralische Wirkung, welche sie zu Gunsten der Verbündeten und zum Nachtheile der Franzosen hervorbrachten. Ungeachtet seiner wunderbaren Beweglichkeit konnte Napoleon keine der vereinigten Armeen zu einer Hauptschlacht bewegen, bis endlich seine Waffen durch so viele blutige Treffen und erschöpfende Märsche dergestalt verringert waren, daß es der Fürst an der Zeit hielt, einen großen Schlag zu führen. Napoleon wurde auf beiden Flügeln umgangen, aus seiner Stellung von Dresden verdrängt und in die Ebene von Leipzig gedrückt. Am 15. October entwickelten sich die beiden

Heere zu der bevorstehenden Riesenschlacht. Napoleon warf sich mit aller Kraft auf das Centrum und den linken Flügel des Heeres bei Wachau und Cröbern. Schon war es nach langem Kampfe den Franzosen gelungen, durch ein furchtbares Kanonenfeuer das erste Treffen zu erschüttern und unter dem Schutze der Geschütze rückten ihre Heeressäulen auf die Höhen von Wachau und erstürmten den Auenhainer Hof mit dem Bajonnete. Da zog der Fürst selbst den Degen, sammelte einige Reiterei und warf den ungestüm heranrückenden Feind zurück. Schnell den Augenblick benutzend, befahl er das Vorrücken und den Angriff der 7 kaiserlichen Kürassierregimenter unter Nostitz. Dieser Tag und dieser Augenblick entschied Napoleon's Niederlage. Am 17. Octbr. kam die Nachricht, daß die Nordarmee aufmarschire, 30 000 Mann frische österreichische Truppen unter Colloredo heranziehen, Blücher siegreich über Möckern vordringe und im Begriffe stehe, seine Vereinigung mit der großen Armee zu bewerkstelligen. Solcher vereinter Macht konnte der Feind nicht widerstehen. Am 18. um 3 Uhr war die große Völkerschlacht entschieden. Vom Monarchenhügel überschaute S. ruhig und mit Zuversicht sein großes Werk und gab Befehle für den folgenden Tag, an welchem die Franzosen nicht mehr um den Sieg, sondern nur um Erhaltung kämpften. Die verbündeten Monarchen zogen in Leipzig ein und schmückten des Fürsten Brust mit den Ehrenzeichen, die sie von der eigenen herabnahmen. Besonnen und mit vereinter Kraft folgte der Fürst den Fliehenden über das Schlachtfeld von Hanau und die alte Kaiserstadt Frankfurt bis an die Ufer des Rheins, welche die Heere nach dem Gefechte von Hochheim mit lautem Jubel begrüßten. Der Fürst war aus guten Gründen dafür, den Krieg noch im Winter auf französischen Boden zu übertragen, aber erst nach vielen Mühen gelang es ihm, seinem Plane Beifall zu verschaffen. Auf drei Seiten zugleich vordringend, unbekümmert um die Neutralität der Schweiz, die ohnedies nur ein Spiel war, ließ er die Festungen hinter sich liegen und war am 19. Januar 1814 ohne Schwertstreich bis an die Marne gezogen. Napoleon hatte indessen wieder eine Armee von 120 000 Mann beisammen und stand beinahe in gleicher Stärke dem Fürsten gegenüber. Dessen ungeachtet drang der Fürst auf eine allgemeine Vorrückung und setzte sie im Rathe der Monarchen durch; einstweilen war aber die schlesische Armee schon vorgeschritten und von Napoleon in der Flanke und auf ihren Verbindungslinien bedroht, Blücher auf dem Schlosse in Brienne überfallen und in gefährliche Lage versetzt. S. sandte Hülfe, ordnete die Truppen, verwandelte die bedrohte Stellung in eine drohende und bereitete die Schlacht vor. Blücher erfocht nun den ersten Sieg auf Frankreichs Boden. Nur mit Vorsicht und sich gegenseitig die Hand bietend, konnte man die allgemeine Vorrückung fortsetzen. S., für die Sicherheit des großen Hauptquartiers verantwortlich, von der Sorge der Subsistenz dieser ungeheuren Massen gehindert, konnte es nur langsam. Desto schneller führte der Feuereifer ihrer Führer die Preußen durch die Champagne. Da warf sich der Kaiser auf sie und schlug sie mit großem Verluste bei Châlons zurück. Dann wandte er sich gegen den Fürsten, meinend, nun durch einen kühnen Schlag seine Feinde vereinzelt zu vernichten. Aber die Klugheit des Fürsten täuschte seine Erwartungen und der wohlberechnete Rückzug über die Seine vereitelte Napoleon's Hoffnungen; dennoch entstand im Lager der Verbündeten Mißtrauen und Entmuthigung. Napoleon wurde ein Waffenstillstand angeboten und der weitere Rückzug bis Langres beschlossen. Allein in wenigen Tagen hatten die Truppen im Gefechte ihren ganzen Muth gefunden, und der Fürst, der im Sturme auf Bar sur Aube verwundet wurde, bezog wieder die Stellung an der Seine. Nach vielen fruchtlosen Versuchen beschloß endlich Napoleon, sich auf die Verbindungslinien der Verbündeten zu werfen und sie dadurch zum Rückzuge gegen den Rhein zu zwingen. Hier aber zeigte sich des Fürsten echter Feldherrnblick und entwickelte sich seine

ganze Kraft. Nachdrücklich bestand er gerade jetzt auf der schleunigen Vorrückung nach Paris und widersetzte sich jeder rückgängigen Bewegung. Es gelang ihm, indem er sich für den Erfolg persönlich verantwortlich erklärte, die Monarchen zu dieser kühnen Bewegung zu stimmen. Die Schlacht vom 28. März entschied die Niederlage Frankreichs, damit war das große Werk vollendet. Am 5. Mai legte er das Commando nieder, das Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, die Verleihung der Herrschaft Blumenthal im Banate, die Bewilligung, das österr. Wappen in das Herzschild des seinigen aufzunehmen, die Ernennung zum Präsidenten des Hofkriegsrathes bethätigten das Dankgefühl seines Kaisers. — Der Tod seiner Schwester Karoline schlug seinem Herzen eine tiefe Wunde; von diesem Augenblicke verlor sich die Heiterkeit seines Geistes und ein Jahr darauf auch die Gesundheit seines Körpers. Er wurde am 13. Januar 1817 plötzlich an der rechten Seite vom Schlage gerührt und gesundete nicht mehr ganz. Im Frühling des Jahres 1820 verlangte er nach Leipzig, woselbst am 1. October ein bedenklicher Rückfall erfolgte, welchem er am 15. October um 10 Uhr abends erlag. Die eben zu Troppau versammelten Monarchen nahmen die Trauerbotschaft mit tiefer Rührung auf. Kaiser Alexander rief aus: „Europa hat einen Helden, ich einen Freund verloren, den ich beklagen werde, so lange ich lebe." Kaiser Franz ließ das ganze Heer trauern. Sein tapferer Degen sollte im Zeughause zu Wien aufbewahrt werden, wo er an der Klinge des Türkendrängers Adolf (s. o. S. 261) einen würdigen Genossen fand. — Der Fürst war durchaus edel, mild und sanft, vereinigte den Anstand und die feine Haltung des Hofmanns mit der Einfachheit des Kriegers und schätzte Wissenschaft und Kunst. Die österreichische Armee wird stets mit dem gerechtesten Stolze auf diesen Feldherren als auf eine ihrer ausgezeichnetsten Zierden zurückblicken. S. hinterließ drei des berühmten Namens und ihres großen Vaters würdige Söhne, nämlich: den Fürsten Friedrich Karl Johann Nepomuk, k. k. Generalmajor, Karl Philipp, k. k. Feldzeugmeister, und Edmund, k. k. General der Cavallerie.

Berger, Fr. Karl Fürst zu Schwarzenberg rc. in Streffleur's österr.-milit. Zeitschrift. Wien 1863, 4. Bd.

Sch.

Schwarzenberg: Otto Heinrich S., geb. 1535, † am 11. August 1590, Sohn Christoph's v. S. von der Fränkisch-Hohenlandsberg'schen Linie († 1538), aus dessen zweiter Ehe mit Scholastica v. Rothaft, Gründers der beiden baierischen Zweige derselben durch seine ersten vier Söhne, deren jüngster, Otto H., der Stammvater des jüngeren bairischen wurde. Zunächst bekleidete er das Amt eines Landhofmeisters und Oberstkämmerers am Münchener Hofe, wurde zu einer Mission nach Rom verwendet und übernahm 1571 die Vormundschaft des Sohnes Markgrafen Philipp von Baden und die Statthalterschaft im Lande. Kaiser Maximilian II. bestimmte ihn, das Präsidium des Reichshofrathes zu übernehmen und ernannte ihn zum Hofmarschall. In diesen Eigenschaften blieb S. noch einige Zeit unter dem Sohne und Nachfolger Maximilian's II., Rudolf II. (1576—1611), am habsburgischen Kaiserhofe und erscheint als kaiserlicher Commissarius 1579 nach Köln abgeordnet, woselbst die Utrechter Congreßabschlüsse zur weiteren Verhandlung kamen. Als Freund der Künste und Wissenschaften war er dem Kaiser Rudolf II. geistesverwandt. Die geschäftlich unerquicklichen Verhältnisse am Kaiserhofe und die großen Auslagen, die mit seiner dienstlichen Stellung verbunden waren, bestimmten S., aus kaiserlich-österreichischen Diensten wieder in baierische zurückzutreten, in denen wir ihm bis an sein Lebensende begegnen. Er bekleidete das Amt eines Obersthofmeisters Herzog Wilhelm II. In erster Ehe mit Elisabeth v. Puechberg und Winzer, in zweiter mit Katharina aus dem Hause Frundsberg, verwittweten Gräfin Truchseß v. Waldburg, ver-

bunden, heirathete S. 1582 die dritte Frau, Joachima Helena Gräfin v. Novo-Castro. Mit seinem Sohne aus erster Ehe, Wolfgang Jakob († 1618), erlosch die jüngere baierische Linie.

Haimb, Schwarzenberga gloriosa sive epitome historica u. s. w. (Ratisbonae 1768). — Vgl. Berger, das Fürstenhaus Schwarzenberg. Oe. Revue. 1866. — Wurzbach, XXXIII, 31—32.

Krones.

Schwarzer: Ernst S. wurde am 15., nach Anderen am 18. August 1808 zu Fulnek in Mähren als der Sohn eines Lieutenants geboren. Elf Jahre alt kam er in eine Cadettenschule. Daselbst genoß er jedoch eine solch dürftige Ausbildung, daß er zehn Jahre in einem Bombardiercorps diente, ohne es zum Officier gebracht zu haben. An Fähigkeiten und Talent fehlte es ihm gewiß nicht; nur war der ihm zugewiesene Wirkungskreis seinem Wesen fremd. Durch Selbstbildung suchte er sich emporzuarbeiten und es gelang ihm dies in der That verhältnißmäßig rasch. Er setzte seine Entlassung aus dem Militärverbande durch und wurde kurz nacheinander Sprachlehrer, Transparentzeichner, Schildermaler, Schreib- und Rechenmeister, Torfstecher, Landwirth, Secretär, Reisebegleiter u. s. w. — Beschäftigungen, die er annahm, um sich über die Sorge um das tägliche Brod hinwegzuhelfen. 1835 kam er nach Wien und heirathete. Sodann begab er sich mit dem Bäcker Zang, dem nachmaligen Redacteur der Presse nach Paris, woselbst er viel in Schriftstellerkreisen verkehrte. Nach Auflösung des Bäckergeschäftes von Seiten Zang's wandte sich S. nach London, um sich an einem Brauereiunternehmen zu betheiligen, das aber bald zu Grunde ging. Das Jahr 1840 findet ihn in Ungarn als Leiter eines Torfstiches. Als auch dieses Unternehmen mißglückte, wurde S. Gutsverwalter bei einem ungarischen Edelmann; aber auch in dieser Stellung duldete es ihn nicht lange und er trat 1842 in die Dienste des Prager Gewerbevereins. 1843 ist er Oekonomieverwalter eines gräflich Mittrowsky'schen Eisenwerkes in Mähren, und das Jahr darauf Hauptredacteur des österreichischen Lloyd in Triest. Erst in dieser Stellung fühlte sich S. so recht zu Hause. Das Waghorn'sche Project einer deutsch-ostindischen Ueberlandspost begeisterte ihn in solchem Maße, daß er sich an drei Weltreisen betheiligte. Von culturhistorischem Interesse ist es, daß er auf einer derselben den Weg von Triest nach London in dreiundneunzig Stunden zurücklegte. Im Jahr 1848 übernahm er die Leitung der Allgemeinen österreichischen Zeitung, welche an die Stelle des nicht mehr lebensfähigen Beobachters getreten war. In das Frankfurter Parlament gewählt, ging er nicht persönlich dahin, und es trat der gewählte Ersatzmann, der Statistiker Otto Hübner an seine Stelle. Sodann wählte ihn die Wiener Vorstadt Gumpendorf in das österreichische Parlament. Wider alles Erwarten wurde S. am 17. Juli des Freiheitsjahres Minister für die öffentlichen Arbeiten. Aber bereits am 19. September schied er aus dem Cabinette Wessenberg-Doblhoff und übernahm abermals die Leitung der Allgemeinen österreichischen Zeitung. So kurz auch die Zeit war, die S. als Minister wirkte, so inhaltreich war sie doch durch seine verdienstvolle Thätigkeit. So decretirte er den Bau der Semmeringbahn, gab die Telegraphen frei u. s. w. Obwohl vermögenslos, verzichtete er dennoch auf seine Ministerpension. Als die von ihm redigirte Zeitung polizeilich cassirt und S. wegen eines Preßvergehens mit zweitägigem Arreste bestraft wurde, wandte er sich nach Linz. Bald aber kehrte er wieder nach Wien zurück und übernahm die Hauptredaction des „Wanderer". Mitte 1854 gründete er „Die Donau", welche Zeitschrift alle Wiener Blätter in Schatten stellen sollte. Nach zwei Jahren ging auch sie ein und S., der über kein Geld, dagegen über einen reichen Kindersegen gebot, sah sich abermals auf sich allein angewiesen. Er fand Beschäftigung in den

Bureaux des stabilen Katasters, woselbst er bis zu seinem Tode thätig war, der ihn am 18. März 1860 im zweiundfünfzigsten Lebensjahre ereilte.

Schlitter.

Schwarzhoff: Julius v. Groß genannt v. S., königlich preußischer General der Infanterie, wurde am 21. November 1812 zu Darkehmen in Ostpreußen, wo sein Vater, Hauptmann Groß, als Commandeur einer Invalidencompagnie in Garnison stand, geboren und zuerst auf dem Altstädter Gymnasium zu Königsberg unterrichtet, dann wurde er in den Cadettenhäusern zu Kulm und zu Berlin erzogen. Aus letzterem kam er am 13. August 1830 als Secondlieutenant zum 5. Infanterieregiment, besuchte die allgemeine Kriegsschule, lernte während längerer Commandos zur Artillerie und zur Cavallerie den Dienst dieser Waffen kennen, ward Bataillons- und Regimentsadjutant und am 24. December 1848 Hauptmann und Compagniechef in dem damals vom späteren Feldmarschall v. Steinmetz befehligten 32. Infanterieregiment. Im Jahre 1835 war der Familie gestattet worden, sich unter Hinzufügung des Namens eines mütterlichen Oheims „v. Groß genannt v. Schwarzhoff“ zu nennen; der Name Schwarzhoff wurde bald der gebräuchliche. Nach verschiedenen Verwendungen und Versetzungen ward S. 1860 zum Commandeur des 2. Infanterieregiments, 1865 zum Commandeur der 13. Infanteriebrigade in Magdeburg und zum Generalmajor befördert. In dieser Stellung nahm er am Feldzuge des Jahres 1866 in Böhmen theil. Bei Münchengrätz kam er zuerst ins Feuer, reiche Lorbeeren brachte ihm der Tag von Königgrätz, wo er unter General v. Fransecky das Wald- und Hügelland zwischen Maslowed und Benatek im blutigen Kampfe zähe und erfolgreich festhielt und damit eine der Bürgschaften für das Gelingen des Vormarsches der kronprinzlichen Armee gab. Die Verleihung des Ordens pour le mérite lohnte sein Verdienst. Nach Friedensschluß wurde er mit der Einrichtung der Landwehrorganisation in der Provinz Hannover betraut und bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 zum Commandeur der 7. Infanterie-Division ernannt. Eine hervorragende Theilnahme an der Schlacht bei Beaumont am 30. August bildet den wesentlichsten Theil seiner Kampfesthätigkeit in diesem Kriege; die spätere Verwendung bei der Einschließung von Paris gab zu solcher nur geringe Veranlassung. Im Herbst 1872 an die Spitze des III. Armeecorps gestellt und 1875 zum General der Infanterie ernannt, neben welcher Thätigkeit er mehrfach zur Berathung wichtiger militärischer Fragen herangezogen wurde, starb er am 18. August 1881 zu Berlin (Moabit) an den Folgen eines am 13. d. M. erlittenen Schlaganfalles.

Militärisches Wochenblatt, Berlin 1880, Sp. 1141; 1881, Sp. 1506.

B. Poten.

Schwarzhuber: Simpert S. (Schwarzhueber), Benedictiner, geb. zu Augsburg am 4. Dec. 1727, † zu Maria Plain bei Salzburg am 30. April 1795. Er machte seine Gymnasialstudien bei den Jesuiten in Augsburg, die philosophischen am Lyceum zu Freising, trat 1745 zu Wessobrunn in den Benedictinerorden, absolvirte die theologischen Studien zu Oberaltaich, wo damals die baierischen Benedictiner ihr Generalstudium hatten, und zu Salzburg, und wurde 1752 zum Priester geweiht. Von 1757 bis 1793 war er zu Salzburg thätig, erst als Lehrer und Präfect des Gymnasiums, von 1765—74 als Professor der Moralphilosophie, der Universalgeschichte und des Natur- und Völkerrechts in der philosophischen Facultät, zugleich als Secretär und Bibliothekar, dann als Professor der Dogmatik, Moraltheologie und Kirchengeschichte in der theologischen Facultät. S. war ein Theologe der streng kirchlichen Richtung und betheiligte sich auch an den Schritten gegen J. Danzer (A. D. B. IV, 754). Von 1789 an war er Prokanzler und Vicerector der Universität, 1793 gab er wegen Kränklichkeit das Lehramt auf und

übernahm die Stelle eines Superiors an dem Wallfahrtsorte Maria Plain. Außer Predigten und einigen lateinischen Dissertationen hat er veröffentlicht: „Ethica seu jus naturae philosophice expensum“, 1768; „Abhandlung von der Verehrung der Jungfrau Maria in den ersten fünf Jahrhunderten“, 1772; . . . in den folgenden Jahrhunderten“, 1773—82; „Praktisch katholisches Religionshandbuch für nachdenkende Christen“ (im Auftrage des Erzbischofs von Salzburg verfaßt), 1784—86, 4 Bde.; ein Auszug daraus „zum Gebrauche des gemeinen Stadt- und Landvolkes“ erschien 1790 in zwei Bänden; „System der christlichen Sittenlehre“, 1793—94, 2 Bde. Von dem Handbuch erschien eine dritte, umgearbeitete Auflage in drei Bänden, 1794—96. Dieser ist als Anhang beigefügt eine Entgegnung auf die 1792 erschienene „Freimüthige Untersuchung der Unfehlbarkeit der kath. Kirche von Thomas Freykirch“ (B. M. Werkmeister): „Gedanken über die bedenklichen Einwendungen gegen die Untrüglichkeit der Kirche“, 1794. Als vierten Band der 3. Auflage des Handbuchs gab Augustin Schelle aus dem Nachlasse von S. heraus: „Vollständige christliche Sittenlehre“, 1797. Eine 5. Auflage erschien 1823.

Baader, Lexikon I. 2, 227. — Wurzbach, Lexikon XXXII, 338. — Lindner, Schriftst. des Bened.-Ordens I, 186. — M. Sattler, Collectaneen zur Gesch. der Univ. Salzburg S. 461. 516.

Reusch.

Schwarzkoppen: Emil v. S., preußischer General der Infanterie, am 15. Januar 1810 zu Obereimer in Westfalen, wo sein Vater als hessen-darmstädtischer Forstmeister beim Regierungscollegium zu Arnsberg seinen Amtssitz hatte, geboren, trat, nachdem er das Gymnasium zu Arnsberg besucht hatte, am 10. Januar 1826 bei dem in Trier und Luxemburg garnisonirenden 30. Infanterieregiment in den preußischen Heeresdienst, ward 1829 Secondlieutenant und bald darauf Bataillons-, später Regimentsadjutant. Aus letzterer Stellung ging er 1841 in die eines Adjutanten bei der Commandantur der Festung Luxemburg über. 1846 erfolgte seine Ernennung zum Hauptmann und Compagniechef im 36. Infanterieregiment, aus welchem er 1847 in das 2. (Königs-) Infanterieregiment versetzt wurde. Mit diesem nahm er 1848 am Kriege gegen Dänemark theil und ward am 23. April gelegentlich des Sturmes auf die Annettenhöhe in der Schlacht bei Schleswig schwer verwundet. Der Kunst Langenbeck's, welcher die Resection ausführte, gelang es, ihm den verletzten rechten Arm hinreichend gebrauchsfähig zu erhalten. Nach mehrfachen Beförderungen und Versetzungen ward er am 1. Juli 1860 zum Oberst und Commandeur des zu errichtenden 6. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 55, 1864 zum Brigadecommandeur und zum Generalmajor ernannt. An der Spitze der 27. Infanteriebrigade nahm er im Verbande der Elbarmee am böhmischen Feldzuge des Jahres 1866 theil; in der Schlacht bei Königgrätz erwarb er besondere Verdienste und den Orden pour le mérite durch die Erstürmung des vom Feinde mit zäher Tapferkeit vertheidigten Dorfes Problus. Am 30. October d. J. zum Commandeur der neugebildeten 18. Division zu Flensburg ernannt und 1867 in gleicher Eigenschaft zur 19. Division in Hannover versetzt, rückte er, seit dem 31. Dec. 1866 Generallieutenant, mit letzterer 1870 in das Feld, focht an der Spitze derselben am 16. August bei Vionville und Mars la Tour einen harten und ebenso erfolg- wie verlustreichen Kampf und nahm dann an der Einschließung von Metz theil. Hier erkrankte er und mußte den folgenden Ereignissen des Krieges fern bleiben. Nach Friedensschluß ward er zunächst mit den Geschäften als Gouverneur von Berlin und mit dem Commando der Landgendarmerie betraut, am 24. Dec. 1874 aber, nachdem er 1873 zum General der Infanterie aufgerückt war, zur Uebernahme des Commandos des XIII. (königlich Württembergischen) Armee-

corps nach Stuttgart berufen. In dieser Stellung starb er dort am 5. Januar 1878.

Militär. Wochenblatt, Berlin 1877, Sp. 127; 1878, Sp. 122.

B. Poten.

Schwarzmann: Joseph S., Decorationsmaler, geb. am 1. Februar 1806 zu Prutz in Tirol. Zu seinen ältesten Erinnerungen zählten die Eindrücke aus dem Tiroler Kriege, in welchem sein Vater mit den Schützen unter Andreas Hofer die Kämpfe mitmachte, wofür ihm das Haus weggebrannt wurde, indeß der Knabe bei den Biwackfeuern der baierischen Soldaten sich herumtrieb. Frühzeitige Freundschaft verband ihn mit dem nachmaligen Historiker und Monsignore Dr. Alois Flir und dem später als Patrioten-Führer bekannten Rechtslehrer Dr. Johannes Schuler, welche beide von Mutter-Seite mit S. verwandt waren. Als ein bergfrischer Junge von vierzehn Jahren kam S. zu dem Decorationsmaler Schönherr, auch einem weitläufigen Verwandten, nach München in die Lehre, ging auf die Wanderschaft nach Wien und zog dann rechtzeitig wieder gegen München zurück, um seinem alten Lehrherrn bei der Decoration der Arkaden zu helfen. Derselbe verwendete ihn auch in gleicher Weise in der neuerbauten Allerheiligen-Kirche, wo Leo v. Klenze die Ornamentirung des unteren Theiles selbst besorgte, die Arbeiten in den oberen Räumen aber an Schönherr übertrug welcher indessen nur schwer in diesen Styl sich fand und die ganze Arbeit an S. abtrat (1838). Damit war für S. der weitere Weg vorgezeichnet. Die Leichtigkeit, womit S. alte Motive neu belebte und eigene, stilgerechte Ornamente erfand, erregte Friedrich v. Gärtner's Aufmerksamkeit, welcher ein solches Talent mit Freuden erfaßte und vollauf beschäftigte. Beide verstanden sich in erfreulichster Weise. Die von Gärtner's sprudelndem Geiste nur so hingeworfene Idee erfaßte S. mit congenialem Verständniß, variirte dieselbe wie eine Fuge im überraschenden Spiele von Form und Farben und wetteiferte mit Glanz und Schimmer, um dem plastischen Gedanken zum vollendeten Ausdruck zu verhelfen, ohne denselben zu überwuchern oder zu beeinträchtigen. S. blieb Gärtner's steter Begleiter; er lieferte die Decoration des Cursalons zu Kissingen, zu den beiden Pinakotheken, zur Universität, für die Ludwigskirche und das Atrium der Hof- und Staatsbibliothek. Vielen Räumen der kgl. Residenz, dem Wittelsbacher-Palais, theilweise auch der Basilika (vgl. Kunstblatt 1845, S. 196), dem „Pompejanischen Hause“ zu Aschaffenburg verlieh S. ihr prächtiges Farbengewand. Inzwischen hatte unser Meister auf weiten Studienfahrten ganz Deutschland und Italien bereist und überall neues Material für sein Fach eingeheimst; mit Oberbaurath v. Gärtner ging S. auch nach Griechenland und leitete daselbst die Decoration der kgl. Residenz in Athen (Kunstblatt 1840, S. 440). Seine umfangreichste Arbeit bildete jedoch der Dom zu Speyer. Die darauf verwendete Thätigkeit pflegte S., freilich nur scherzweise, nicht nach Quadratschuhen und Klafterlängen, sondern nach —Tagwerken zu berechnen, da er an den Wandflächen dieses Baues vier und ein halbes Tagwerk mit Ornamenten und darunter 10 000 Quadratfuß bloß mit goldener, streng stilistisch gehaltener Verzierung bedeckte. Nach Vollendung dieser Aufgabe war auch die überraschende Decoration der Stadt Speyer und insbesondere des Domplatzes daselbst beim Empfange des königlichen Maecen das überraschende Werk des erfindungsreichen Künstlers, welcher eine phantastische Avenue hinzauberte — Grund genug, daß auch ihm die dankbare Stadt, gleichzeitig mit dem Schöpfer des Dombilder-Cyclus Johann von Schraudolph und dem Baurath Heinrich Hübsch das Ehrenbürgerrecht verlieh. Einen verlockenden Antrag, im Winterpalais zu St. Petersburg die decorative Ausstattung zu übernehmen, hatte S. abgelehnt, dafür aber edelmüthig seinen Freund Drollinger in Vorschlag gebracht. Als ein wahres Muster von gutem

Geschmack und reicher Prachtentfaltung ornamentirte S. die Synagoge zu Mannheim, außerdem aber wohl über hundert Kirchen, Bahnhöfe und Saalbauten (dazu gehört auch Schwarzmann's Antheil bei der durch Leimbach bewerkstelligten Restauration des Münchener Hof- und Nationaltheaters, vgl. Eggers' „Kunstblatt“ 1854, S. 6) in Baiern und den angrenzenden Ländern. Trotz dieser artistischen Thätigkeit hielt er es gar nicht unter seiner Würde, auch die Zimmerdecoration, insbesondere in den zahlreichen, von ihm erbauten Privathäusern, in sein Bereich zu ziehen; S. trug in erster Reihe dazu bei, unseren Wohnräumen ein freieres, mehr behagliches und doch stattliches Gepräge zu verleihen. So brachte S. ein vordem arg darniederliegendes und mißachtetes Gewerke zu erneutem Ansehen und weiterer Blüthe. Er knauserte nie mit den Mitteln, hielt seine Leute gut, war aber auch scharf gegen jede Flunkerei, die er bitterlich haßte. Alle gleichzeitigen Künstler hielten ihn hoch und werth, so Peter Cornelius, Leo Klenze, vorerst aber Fr. Gärtner, ferner Ziebland, Hübsch und Bürklein; unter den Malern zählten Julius Schnorr, Kaspar Braun, Moriz Schwind — dessen Berufung nach München 1847 durch Schwarzmann's rechtzeitige Empfehlung erfolgte — Johann Schraudolph und viele Andere zu seinen innigsten Freunden. Er sammelte auch eine Gallerie von köstlichen Bildern, meist in kleinem Format. Außerdem besaß er einen Schatz von Erinnerungen, Anekdoten und Charakterzügen seiner Zeitgenossen; schade, daß er nie dazu kam, dergleichen in Schrift zu bringen — viel Erbauliches und Pikantes ist uns dadurch verloren gegangen. S. handhabte die Feder mit Geschick, wählte dazu auch gern die gebundene Form und besaß eine eigenthümliche Redegabe, wobei sein mit größter Trockenheit und schalkischer Liebenswürdigkeit wetteifernder Humor immer glänzend durchschlug. Eine Probe dieser Art und seiner geistigen Frische gab der hochbetagte Mann noch am letzten Malertag (1883) mit einer wohlversificirten Empfangsrede. Im engeren Freundeskreise inscenirte er gerne seine grotesken Einfälle zu dramatischen Auftritten und Ueberraschungen. Bei den früheren Künstlerfesten, z. B. bei dem Kellerabend zu Thorwaldsen's Ehren (1841), war S. stets als Arrangeur betheiligt und stellte mit seinen, auch dazu wohlgeschulten „Leuten“ immer ein decorativschaffendes und wirksames Contingent. Auch bei anderen Fragen der alten Künstlergenossenschaft, wie bei der Gründung des Künstler-Unterstützungs-Vereins, betheiligte er sich als Stifter. Insbesondere freute es ihn, jüngere Landsleute um sich zu sammeln und ihnen bereitwillig Rath und Hülfe zu bieten. Während er selbst eine große Einfachheit bewahrte, gewährte er seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung. Sein Sohn Hermann S. trat als Artillerielieutenant in baierische Dienste, ging 1869 nach New-York, siegte bei einer Preisconcurrenz mit einem Project zum Fairmont-Parke und erschien als Chefingenieur bei der großen Exposition zu Philadelphia. — In behäbigen Ehren genoß S. die wohlverdiente Ruhe, bis er am 18. Juli 1890 zu München aus dem Leben schied. Seine Büste hat Halbig 1852 modellirt.

Vgl. Nagler 1846. XVI, 128. — Sepp, Ludwig I., König von Baiern 1869. S. 360. — Stubenvoll, Beschreibung der Basilika 1875. S. 55. — Wurzbach 1876. XXXII, 343 ff. — Lützow, Kunstchronik. 1890, und Neue Folge. I, 538.

Hyac. Holland.

Schwarzschild: Heinrich S., Arzt und Dichter, geboren am 28. Febr. 1803 in Frankfurt a. M., † daselbst am 7. April 1878. S., einer jüdischen Familie entstammend und selber in dem damals noch abgesonderten Judenviertel geboren, erhielt seinen Unterricht zuerst auf einer Privatschule, später auf dem Frankfurter Gymnasium, das damals sich besonderer Blüthe erfreute. Schon frühe zeigte S. eine außerordentliche Begier zu lesen; er las, wie er selbst zu

sagen pflegte, alles, was nur lesbar war, und auch als beschäftigter Arzt benutzte er die Nachtstunden, um seinen Schriftstellern nicht ganz entsagen zu müssen. S. studirte nach absolvirtem Gymnasialcurs in Heidelberg und Würzburg Medicin, promovirte 1825 an ersterem Ort und ließ sich darauf in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Mit Ausnahme größerer Erholungsreisen verließ er dieselbe nicht wieder. S. war von vielseitiger Thätigkeit: als ausübender Arzt, als fachwissenschaftlicher Schriftsteller und als Dichter. Als Arzt wandte sich S. vorzugsweise seinem Lieblingsfach, der Gynäkologie, zu; daneben erwarb er sich als allgemeiner Praktiker wie als Consultarius einen bedeutenden Ruf, so daß er eine lange Reihe von Jahren hindurch zu den gesuchtesten und beschäftigtsten Aerzten Frankfurts zählte. Die seltene Beliebtheit, deren er sich bei seinen Patienten, wie im Kreise seiner Collegen erfreute, war gleicherweise bedingt durch seine fachmännische Tüchtigkeit, wie durch seine Menschenfreundlichkeit. Aeußere Anerkennung fand sein Wirken in der Ernennung zum Geheimen Sanitätsrath bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums, der Verehrung, die er bei seiner Umgebung fand, nicht zu gedenken. Als Schriftsteller war S. auf verschiedenen Gebieten thätig; der Titel seiner Dissertation lautete: „De fungis capitis“ (Heidelberg 1825). 1834 erschien von ihm eine Abhandlung „Der Zweck der Menstruation“ (in Siebold's Journal XIII) als Bruchstück einer größeren gynäkologischen Arbeit, die er demnächst unter dem Titel: „Die Menstruation historisch-physiologisch betrachtet“ zu veröffentlichen gedachte. Es sollte dazu nicht kommen: Das fast fertig gestellte Manuscript wurde durch ein Mißgeschick ein Raub der Flammen. Die 1867 vollendete Schrift: „Zange oder Wendung bei verengtem Becken“ (Frankfurt a. M.) ist die weitere Ausführung einer Preisarbeit, die 1863 von der französischen Akademie der Wissenschaften mit der „mention honorable“ bedacht worden war. Die gleiche Auszeichnung war bereits 1863 einer Arbeit über Kehlkopfschwindsucht seitens der Académie Royale de médecine in Paris zu Theil geworden. Weiter schrieb S. über „Magnetismus, Somnambulismus, Clairvoyance. 12 Vorlesungen für Aerzte und gebildete Nichtärzte“. (2 Bde. Cassel 1853—54), sowie über „Licht und Schatten der heutigen Heilwissenschaft“ (Frankfurt 1871).

Schwarzschild's dichterische Befähigung fand zunächst ihren Ausdruck bei Festlichkeiten im Kreise seiner Collegen. Die hierzu verfaßten Gelegenheitsgedichte hat er gesammelt unter dem Titel: „Poetische Tischreden für Aerzte und deren Freunde“ (Frankfurt a. M. 1859). Sie „bergen in humoristischem Gewande treffliche, ernste Ideen und geißeln mit feiner Ironie die Auswüchse und Schäden der Wissenschaft und des Standes“. Es sind ferner erschienen ein Gedicht in 20 Gesängen: „König Rübezahl und seine Gnomen“ (Frankfurt a. M. 1842); „Frühlingslieder eines Aergerlichen“ (Frankfurt 1851), sowie als sein letztes und größtes Werk eine Uebersetzung der Odyssee in Form moderner Stanzen (Frankfurt 1876), die von der Kritik in günstiger Weise beurtheilt worden ist. S. hat diese Arbeit an seinem 70. Geburtstag begonnen und mit 74 Jahren vollendet, ein Beweis der Jugendfrische, die er sich bis in sein Alter bewahrt hatte.

Nekrolog von Dr. Hirsch in: Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens der Stadt Frankfurt a. M. XXII. Jahrg. 1878. S. 214 bis 229. — Biographie von Stricker in: Hirsch, Biographisches Lexikon der Aerzte V. — Stricker, Geschichte der Heilkunde in Frankfurt a. M. S. 328.

Jännicke.

Schwebel: Nicolaus S., Philologe und Schulmann des 18. Jahrhunderts. Er wurde am 19. August 1713 in Nürnberg als der Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Müllers geboren und erhielt seine Schulbildung in der Vaterstadt, zuletzt auf der Aegidienschule. Im Jahre 1732 begann er seine vornehm-

lich auf das Alterthum gerichteten Studien in Altorf unter Ch. G. Schwarz (s. d. Art.) und setzte dieselben dann von 1735 an in Wittenberg unter J. W. von Berger, von 1736 an in Jena fort. Nachdem er 1737 in Altorf zum Magister der Philosophie promovirt war, nahm er zunächst eine Hauslehrerstelle bei dem Banquier von Falcken in Wien an, kehrte aber von dort schon 1740 zurück, um nach Erlangung der facultas legendi in die Stellung eines Alumneninspectors einzutreten. Nach $3^1/_2$ Jahren wurde er sodann in das Amt des Directors am Aegidien-Gymnasium in Nürnberg berufen, mit dem die Professur für griechische Sprache verbunden war. Der Aufschwung, den die Anstalt unter seiner Leitung nahm, und die wissenschaftliche Tüchtigkeit, die S. namentlich in seiner Ausgabe des Bion und Moschus (1746) an den Tag legte, veranlaßten mehrfache Anerbietungen auswärtiger akademischer und Schulämter (Göttingen, Regensburg u. A.), die er aber ablehnte, um in Franken bleiben zu können; einen Ruf nach Ansbach nahm er jedoch 1746 an und hat hier bis an seinen Tod — 7. December 1773 — als Rector und Professor des Gymnasium Carolinum unter verdienter Anerkennung gewirkt. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind außer der erwähnten Ausgabe des Bion und Moschus besonders die Ausgaben von Onosandri Strategicus (1762), Vegetii de re militari l. (1771) und Frontini strategemata (1772) zu nennen.

Harleß, de vitis philologorum II, 111—136, wo S. 112—129 über Schwebel's Schriften gehandelt wird. — J. C. Fr. Gesner, memoria Schwebelii 1773. R. Hoche.

Schweblin: Johannes S. (Sueblin, Schwebelius, später gewöhnlich Schwebel), Theologe, geboren 1490 zu Pforzheim als Sohn eines aus Baiern eingewanderten Kürschners, Konrad S., besuchte die humanistische Schule seiner Vaterstadt unter Georg Simmler. Außer den Classikern wurden auch die Kirchenväter und die Bibel gelesen; später trieb S. mit Eifer Hebräisch. Capito, Hedio, Nikolaus Gerbel u. a., besonders aber Melanchthon, waren seine Mitschüler und Freunde, und mit Melanchthon blieb er zeitlebens innig verbunden. Gewiß lernte er hier auch Reuchlin kennen, seinen Landsmann. Bald nach Beendigung seiner Studien wurde er „wegen sonderlicher Geschicklichkeit in Erkenntniß und Auslegung der Heiligen Schrift, auch den fürnehmsten Hauptsprachen, guter Künste und großen Eifers in der Gottesfurcht“ in den Orden des heiligen Geistes aufgenommen (Teutsche Schriften ID, Lebenslauf, S. 177) und am Charsamstag 1514 in Straßburg zum Priester geweiht (das Zeugnis in seiner Biographie bei M. Adami, vitae theologorum p. 62). Vielleicht ist er der Johannes Phorcensis, sacerdos spiritus sancti, der im Januar 1518 dem Petr. Mosellanus in Leipzig Grüße von Reuchlin brachte und hat in Leipzig studirt (Illustr. virorum epp. ad Reuchlinum, Hagen. 1519, Fol. 91 ff. cf. 86). In Pforzheim hatte die Reformation Freunde, z. B. den Guardian der Franciscaner Pellikan u. A.; S. selbst neigte sich ihr zu, fing 1519 an im Sinne Luther's zu predigen und legte das Ordenskleid ab. Melanchthon stand mit ihm im Briefverkehr und schickte ihm Auszüge seiner Vorlesungen. Aber auf Befehl des Markgrafen Philipp von Baden, der in Pforzheim residirte, wurde er 1521 vertrieben und begab sich zu Franz von Sickingen, vielleicht eingeladen von Hutten, der im Mai in Pforzheim war (Hutteni Opera ed. Böcking II, 75). S. lebte bei Sickingen seinen Studien und diente ihm mit seinem Rathe, und Sickingen ließ ihm 1521 auf der Burg Landstuhl zum Zeichen der Anerkennung und gleicher Gesinnung die Hochzeit halten (Teutsche Schriften I, D. 5). Nach dem Zeugnisse C. Glaser's, seines Freundes, der 1536 schreibt: Sueuulus noster tertiam uxorem habet, ist an dieser Ehe nicht zu zweifeln (Joannis, Spicileg. tabularum nond. edit. p. 558 sqq.). Eine Frucht jener „frommen Colloquien“, die Sickingen mit Hutten und S. hielt

(E. Münch, Franz von Sickingen I, 179), ist auch der Sendbrief Sickingen's an Diether von Handschuchsheim, in welchem er seinen Standpunkt vertheidigt, den S. mit einem Brief Hartmut's von Cronberg an Sickingen veröffentlichte und mit einer Zuschrift an den Junker Jörg Luthrum (von Leutrum) in Pforzheim versah, um das kleine Häuflein der Evangelischen daselbst zu stärken, 30. Juni 1522 (Teutsche Schriften I, 24 ff. Panzer, Annalen II, 105. 106). Oekolampad nahm bekanntlich auf der Ebernburg Aenderungen in der Messe vor; vielleicht bezieht sich darauf Schweblin's Aeußerung, daß auch er die Messe deutsch lese und sich dessen nicht schäme, sondern es offen thue (Centuria epistolarum n. 95). Die Freundschaft, die S. mit Butzer schloß, war von großer Bedeutung für die ganze spätere Wirksamkeit: die zweibrückische Kirche trat in die nächste Beziehung zu der straßburgischen. Im Herbst 1522 verließ S. die Ebernburg (Oecolampadii & Zwinglii Epp. f. 208 b) und begab sich nach Pforzheim; die Strenge des Markgrafen hatte etwas nachgelassen und S. veröffentlichte dort am 1. December eine „Ermanung zu den Questionieren abzustellen überflüssigen Kosten" (Panzer II, 96), in welcher er die Ausbeutung des Volks unter dem Vorwand der Einsammlung von Almosen geißelt.

S. kehrte nicht mehr zu Sickingen zurück, sondern begab sich im Frühjahr 1523 nach Zweibrücken, entweder von Sickingen an den diesem befreundeten Herzog Ludwig II. empfohlen oder von dem letzteren eingeladen. Der junge Herzog, durch Tradition und Erziehung für die Reformation vorbereitet, stand derselben wohlwollend gegenüber und machte S. zum Prediger (Hofprediger? Heintz, die Alexanderskirche in Zweibrücken, S. 30. 135). Er machte von der durch den Nürnberger Reichsbeschluß von 1523 gegebenen Freiheit Gebrauch, und S. begann demgemäß mit der Auslegung der wichtigsten Schriften des Neuen Testaments (Teutsche Schriften I, 89). Trotz seiner Milde fehlt es nicht an Widerspruch; im Frühjahr 1524 hatte er eine Disputation mit dem Erzpriester von Hornbach M. Nikol. Kaltenheuser (Cent. n. 28). Während eines Besuchs in seiner Vaterstadt, wo er mehrmals predigte, und die Predigt über den guten Hirten am Sonntag Misericordias herausgab (Gerbel strich in derselben den Satz: „Damit will ich dem Papst seinen Ablaß nit verworfen haben." Cent. n. 8) suchte man ihn in allerlei Weise zu verdächtigen, insbesondere beschuldigte man ihn des Judaismus, weil er sich öfter mit Juden unterredete, wie er auch die messianischen Weissagungen mit Rücksicht auf sie auslegte (Teutsche Schriften I, 365). Es war die den Evangelischen ungünstigere Constellation, die den Herzog 1524 veranlaßte, sich infolge des Edicts des Kaisers von S. ein Gutachten über 7 Punkte geben zu lassen (Teutsche Schriften I, 95 ff.); S. forderte Gottes Wort als Lehrgrundlage, Austheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und Feier desselben in deutscher Sprache, Beseitigung des Opfercharakters, Gestattung der Priesterehe, Aufhebung der Speiseverbote, der verbotenen Verwandtschaftsgrade, sowie der nichtbiblischen Feiertage. Diese Punkte wurden auch durchgeführt, und S. ermunterte den Herzog, auf dem betretenen Wege ruhig weiter zu gehen (Teutsche Schriften I, 125 ff.). Unerklärt ist es noch, warum S., als er sich in diesem Sommer zum zweiten Mal verheirathete (Cent. n. 27), nun erst angegriffen wurde und seinen Schritt rechtfertigte (Teutsche Schriften I, 176). Bei dieser Gelegenheit erhielt er auf Verwendung des Markgrafen einen beträchtlichen Theil seines Vermögens von dem Kloster in Pforzheim zurück. Im Jahre 1525 widmete er der Gemahlin des Oberhofmeisters Ludwig von Eschenau eine kleine Schrift: „Hauptstück und Summa des ganzen Evangeliums und worinnen ein christlich Leben stehet. Item von mancherlei Versuchung des bösen Fyndts und wie man solichem zukommen muß." Die Bauern, welche sich in einigen Theilen des Landes erhoben hatten, mahnte er 1525 ab vom Aufruhr und vertheidigte

die Reformation gegen den Vorwurf, an dem Aufruhr schuld zu sein (Teutsche Schriften I, 129. 141). Anfang des Jahres 1525 schrieb er eine „Trostgeschrift an die Christen der Stadt und Bistum Metz. Der 115. (d. i. 116, 10—19) Psalm ausgelegt," welche ein Metzer Exulant zu Straßburg ins Französische übersetzte (Cent. n. 33), und 1526 schrieb er an einen Metzer Bürger, der ihn um eine Predigt bat (Cent. n. 67. Teutsche Schriften I, 350). Zweibrücken gehörte theilweise ins Bisthum Metz, der Bischof trat auch 1526 wie sein Amtsgenosse von Speier gegen die evangelischen Geistlichen auf (P. Gelbert, Joh. Bader und Nic. Thomä, S. 135. 142 ff.). Der Herzog war zum Nachgeben bereit und S. wurde sogar genöthigt, die Feier des heiligen Abendmahls (in evangelischer Weise) auszusetzen; nur Gerbel hielt ihn ab, Zweibrücken zu verlassen (Cent. n. 35). Der Abt von Hornbach, Joh. von Kindhausen, und einige Conventualen hatten sich der Reformation angeschlossen, und S. hatte ihm eine Auslegung von 1. Korinther 3 gewidmet. Aber die Stiftsherren von St. Fabian widersetzten sich. S. hielt ihnen in einem scharfen Schreiben ihren Geiz und ihre Unsittlichkeit vor, nannte die Messe eine verderbliche Abgötterei, forderte die Bewohner Hornbachs zur Treue gegen das Evangelium auf und wies auf die Gewalt der Obrigkeit hin, wenn gütliches Vermahnen nichts helfe (Teutsche Schriften I, 247. 248. 255). S. hatte unterdessen eine neue Stütze gefunden an der Gemahlin des Herzogs, Elisabeth von Hessen, die im Herbst 1525 kam. Unter den Beamten fanden sich nur wenige, denen die Religionssache Herzensangelegenheit war; zu den wenigen gehörte Jakob Schorr, damals Landschreiber der Guttenberger Gemeinschaft, der für den bevorstehenden Reichstag zu Speier 1526 auf Erfordern des Herzogs ein Gutachten verfaßte: „Rathschlag über den lutherischen Handel," das in mehreren Ausgaben erschien. Er rieth, Luther als einen Boten Gottes aufzunehmen und den päpstlichen Greuel zu fliehen (Joannis Spicilegium p. 558 sqq. Crollius, Commentar. de cancellar. bipont. p. 22 sqq.). Auch S. und andere gelehrte Männer des Landes wurden zu Gutachten aufgefordert. Die Reformation bekam zunächst infolge des Ausgangs des Reichstags zu Speier freiere Bahn, die auch S. benützte. Doch zeigte sich Herzog Ludwig immer etwas zurückhaltend; er ließ die Reformation eigentlich mehr gewähren, vollends religiösem Zwang war er abhold. Doch hörte er auf den Rath bedeutender Männer, z. B. des Straßburger Stättmeisters Jakob Sturm. S. ließ sich in diesen Jahren auch die Förderung des Schulwesens angelegen sein. Eine ganze Anzahl kleinerer Schriften ist an die Herzogin gerichtet, einige auch an des Herzogs Bruder Ruprecht. Herzog Ludwig wohnte weder den nahegelegenen Reichstagen von Speier 1526 und 1529, noch dem von Augsburg 1530 bei — letzterem vielleicht nicht wegen Erkrankung seiner Gemahlin —, noch unterzeichnete er eines der Bekenntnisse oder trat dem schmalkaldischen Bunde bei. Den 1529 zum Marburger Colloquium ziehenden Schweizer und Straßburger Theologen gewährte er freies Geleit durch sein Gebiet, und S. wohnte auf Einladung jenem Colloquium, doch nur als Zuhörer, bei (Rommel, Philipp der Großm. II, 221). Herzog Ludwig war dem weitverbreiteten Laster jener Zeit, der Trunksucht, ergeben, die auch seine Gesundheit untergrub; nachdem er im Sommer 1532 noch an dem Türkenkrieg theilgenommen hatte, wofür ihn S. mit Gottes Wort wappnete (Teutsche Schriften II, 129), starb er am 3. December an der Schwindsucht. Butzer erkennt, ohne seine Fehler zu verheimlichen, seine großen Vorzüge an, und räth S., in der Leichenrede es ebenso zu halten (Cent. n. 62).

Da der junge Herzog Wolfgang erst 6 Jahre alt war, so übernahm nun Herzog (oder Pfalzgraf) Ruprecht, früher Stiftsherr in Köln und Straßburg, aber schon seit Jahren der Reformation zugeneigt, als Vormund in Gemeinschaft mit der Herzogin-Witwe die Regierung. Butzer gratulirte den Zweibrückern zu

einem solchen Fürsten (Cent. n. 58. 59. 62). Ruprecht berief Schweblin's Freund und Landsmann Caspar Glaser als Erzieher Wolfgang's 1533 (Cent. n. 60), später auch Mich. Hilspach als „Schulmeister" und andere. S. selbst wurde 1533 Stadtpfarrer und Superintendent (auch episcopus und praesidens ecclesiarum in Briefen genannt). Er hatte aber nicht bloß Hauskreuz zu tragen, sondern auch Eifersucht gegen die „Schwaben" (Cent. n. 97, Teutsche Schriften II, 388), klagte wie andere über geringen sittlichen Erfolg der Predigt (Teutsche Schriften II, 103 u. ö.) und hatte seit 1528 vielfach mit den Wiedertäufern zu kämpfen, besonders mit dem Pfarrer Georg Pistor, der sich am Exorcismus stieß. Der Streit wurde 1532 beigelegt, brach aber ein Jahr später wieder aus, und da Pistor nicht nur bedenkliche Irrlehren äußerte, sondern auch die Ehrerbietung gegen seine Vorgesetzten und den Herzog verletzte, so wurde er 1534 entlassen (s. Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins Bd. 34, S. 223 ff.: Ungedruckte Briefe Johann Schweblin's von Pforzheim). Daß der Herzog überhaupt gegen die Wiedertäufer streng auftrat, kann uns nicht wundernehmen. — Eine das ganze Kirchenwesen, namentlich die gottesdienstlichen Handlungen regelnde Kirchenordnung gab es nicht; jeder Geistliche gebrauchte diejenige, welche ihm am meisten zusagte. Doch beschloß Herzog Ruprecht einigermaßen Einheit zu schaffen; S. erhielt den Auftrag, eine Kirchenordnung zu entwerfen, er hatte das Bedürfniß einer solchen schon länger erkannt (Teutsche Schriften II, 85). Sie wurde vielleicht schon 1532 verfaßt und erschien 1533 unter dem Titel: „Form und Maaß, wie es von den Predigern des Fürstenthums Zweibrück in nachfolgenden Mängeln . . . solle gehalten werden" (Teutsche Schriften II, 236—247). In 12 Artikeln — sie führt auch manchmal diesen Namen — handelt sie hauptsächlich vom Wandel der Geistlichen, Festtagen, Wochengottesdiensten, Sacramenten, Ehe, Krankenseelsorge, Beerdigung, Katechismuspredigten und Gebet. S. vertheidigte sie gegen des Erzbischofs von Mainz „beständige Ableinung der vermeinten Kirchenordnung . . . Herzog Ruprechts" (Teutsche Schriften II, 149—216). Der Herzog ging sogar noch weiter: er gebot, um dem ärgerlichen Concubinat entgegen zu treten, den Geistlichen bei Strafe der Ausweisung sich zu verheirathen, wogegen der Generalvicar des Bischofs von Metz, Lenoncourt, 1535 Beschwerde erhob (Crollius, schola Hornb. p. 26 sq.). Schorr war entschieden gegen Zwang, wie auch S., rieth aber, den Concubinat als heimliche Ehe gelten zu lassen, wogegen S. entschieden auftrat (Teutsche Schriften II, 247. 257), wie auch gegen Capito's Cäsaropapismus in dessen Schrift Responsio de missa, matrimonio et jure magistratus in religionem (Argentor. 1537); er verlangte Scheidung des weltlichen und geistlichen Regiments (Teutsche Schriften I, 152; II, 270 u. öfter). Glaser und Hedio waren mit ihm einverstanden. Die geistlichen Stiftungen und Güter wurden meist zu Kirchen- und Schulzwecken verwendet. — Schweblin's Stellung in den confessionellen Streitigkeiten betreffend, spricht er mit Hochachtung von Luther, empfiehlt auch dessen Katechismus (Opera theol. 15), wehrt sich aber gegen den Namen Lutheraner (Cent. n. 99). Ein Brief, in welchem er sein Urtheil über Luther und Zwingli aussprach, ist verloren gegangen, die Lutheraner behaupteten: absichtlich, wie man auch an seinen Schriften geändert habe (Verantwortung . . . Wolfgangs, Laugingen, 1604. S. 139 f.). Die augsburgische Confession gefällt ihm, sie wurde in Zweibrücken angenommen, S. nennt sie „unsere Confession" und vertheidigt sie (Teutsche Schriften II, 355. 366. Opera theol. 18). Aber in seiner Abendmahlslehre steht er nicht auf Luther's Standpunkt, sondern mehr auf dem Melanchthon's oder Butzer's; er spricht sich nicht immer gleich aus. Bei der 1534 von Butzer zu Stande gebrachten Einigung der Württemberger Schnepf und Blaurer nahm man die von S. vorgeschlagene Formel an, der Leib

Christi sei essentialiter et substantialiter, aber nicht quantitative, qualitative et localiter gegenwärtig (Cent. n. 34). An den Concordienverhandlungen in Wittenberg, zu welchen er eingeladen war (Cent. n. 79, cf. 11. 70. 77), konnte er nicht theilnehmen, unterschrieb aber die Concordie 1536 und schickte sie auch den andern Geistlichen zur Unterschrift zu, doch ohne Zwang auszuüben; in einer eigenen Erklärung derselben suchte er die Lehre der Augustana und der Tetrapolitana zu vereinigen (Teutsche Schriften II, 297 ff.). Gegen eine von einigen Pfarrern der Umgegend von Bergzabern mit Zuziehung Bader's von Landau 1538 abgehaltene „Synode" (Conferenz) hatte S. Bedenken, vielleicht weil Bader und Nikol. Thomä zu Schwenkfeld neigten (Cent. n. 83. 90. Gelbert, Bader 224 ff.). Weitere derartige „Synoden" scheinen unterblieben zu sein, doch fand 1539 eine Art Generalsynode von Geistlichen in Zweibrücken statt, in welcher die von S. entworfenen Bestimmungen — eine Ergänzung der Kirchenordnung von 1534 — über Gottesdienst, kirchliche Handlungen, Wahl der Geistlichen, Schulwesen, Stiftungen, Synoden, Kirchenschöffen ꝛc. angenommen wurden („Von der Lehre", Teutsche Schriften II, 325 ff.). In demselben Jahre stellte er mit Hilspach noch eine „ganz linde" Kirchendisciplin auf mit „Censoren" zur Handhabung derselben (Teutsche Schriften II, 378), sie wurde später in Herzog Wolfgang's Kirchenordnung aufgenommen. Auch Kirchenvisitationen wurden eingeführt; die noch theilweise vorhandenen Protokolle geben interessante Aufschlüsse. Zu dem für 1540 in Aussicht genommenen Religionsgespräche verfaßte S. ein Gutachten; bezüglich der Zahl der Sacramente ist er zur Nachgiebigkeit bereit, aber die Hauptartikel der augsburgischen Confession will er festgehalten wissen und nichts zugeben, was dem Wort Gottes entgegen sei. Als das Religionsgespräch in Hagenau stattfand, war S. indessen nicht mehr am Leben; er starb am 19. Mai 1540 wahrscheinlich an der Pest (Cent. n. 98), 2 Tage nach ihm auch seine Gattin. Thomä, der früher manchmal Vorwürfe gegen ihn erhoben hatte, spricht sein Bedauern aus über den Tod des „frommen und milden Mannes", in dem sie einen Vater, Erhalter und Förderer der Kirche verloren hätten. S. wurde begraben in der Alexanderskirche zu Zweibrücken, wo eine lateinische Inschrift sein Gedächtniß erhält. Sein Sohn, der Kanzler Heinrich Schwebel, gab mehr als 50 Jahre später seine Schriften heraus, nämlich außer den bereits erwähnten 1) Der Erste Theill Aller Teutschen Bücher vnd Schrifften deß . . . Joh. Schwebelii. Zweybrück 1597. Der ander Theill 1598. 2) Centuria Epistolarum Theologicarum ad Joh. Schwebelium. Biponti 1597 (in der Chronologie sehr unzuverlässig, manches in Corp. Reff. ed. Bretschneider berichtigt). 3) Operum theologicorum D. Joh. Schwebelii pars prima (nicht mehr erschienen), ebendas. 1598. 4) D. Joh. Schwebelii . . . scripta theologica atque tractatus absolutissimi. Biponti 1605 — identisch mit Nr. 2 und 3.

Außer den bereits genannten Litteraturwerken sind noch zu erwähnen: K. F. Vierordt, Geschichte der evang. Kirche im Großherzogthum Baden. Bd. I. 1847. — Vita J. Reuchlini Phorcensis a H. Majo. 1687. — J. G. F. Pflüger, Geschichte der Stadt Pforzheim. 1862. — F. L. Schwebel-Mieg in Herzog's theol. Real-Encycl. 1. Aufl. u. Ney in der 2. Aufl. — Aug. Eberlin, Die Retter der Lehre Christi. 1879. S. 325—334. Joh. Schneider.

Schwechten: Friedrich Wilhelm S., Kupferstecher, geb. am 2. December 1796 in Berlin, † am 28. April 1879 zu Meißen, war der Sohn eines Kaufmannes. Bei einem Formenstecher vorgebildet, bezog er später die Berliner Kunstakademie, durch Coloriren kleiner Bilder seinen Unterhalt erwerbend. Nachdem er während der Befreiungskriege als freiwilliger Jäger gedient und an dem Feldzug nach Frankreich Theil genommen hatte, setzte er seit dem Jahre 1817 seine Studien an der Berliner Kunstakademie fort. Sein erstes größeres Werk war

eine Publication über den Dom zu Meißen, die im Jahre 1823 bis 1826 in Großfolio mit Text von S. erschien und noch heute wegen der zahlreichen in ihr erhaltenen architektonischen Einzelstudien nicht ohne Werth ist. In späteren Jahren versuchte sich S. auch mit dem Stahlstich. Er schuf unter anderem ein großes Blatt, welches den Huldigungsact Friedrich Wilhelm's IV. nach dem Oelgemälde Franz Krüger's darstellt. Vermuthlich durch seinen Freund Karl Samuel Scheinert (s. A. D. B. XXX, 720) angeregt, fertigte er zwei Glasgemälde nach Julius Hübner für die Schloßcapelle zu Wolfsberg in Illyrien. Seit dem Jahre 1864 lebte S. in Meißen, wo er am 28. April 1879 starb.

Vgl. Wilhelm Loose, Lebensläufe Meißner Künstler in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Meißen 1888. Bd. II, S. 282—283.

H. A. Lier.

Schweder: Gabriel S., Staatsrechtslehrer, geb. zu Cöslin am 18. Mai 1648, † zu Tübingen am 30. April 1735. — Die Schweder stammen ursprünglich aus Schottland, wo sie schon im 14. Jahrhundert den angesehensten Adelsfamilien beigezählt wurden. Fortdauernde Kriegsunruhen dortselbst bewogen sie, im folgenden Jahrhundert ihr Heimathland zu verlassen; ein Zweig wandte sich nach den Niederlanden, ein anderer nach Dänemark und Pommern. Die Glieder des letzteren ließen sich größtentheils in Cöslin nieder, wo sie seit Anfang des 16. Jahrhunderts fast regelmäßig mit dem Amte eines Bürgermeisters oder Stadtverordneten betraut waren. Indessen hatten widrige Vermögensverhältnisse die Familie genöthigt, im Laufe der Jahre ihren alten Adelstitel abzulegen, sie nannte sich kurzweg „Schweder", bis der Neffe unseres Gelehrten, Christoph Hermann, mit Rücksicht auf umfassenden Grundbesitz bei Kaiser Karl VI., 1724 die Erneuerung des Adelsbriefes seiner Voreltern erwirkte, welche Erneuerung 1729 von der Krone Preußen die Bestätigung erhielt. S. begann die humanistischen Studien auf dem Gymnasium zu Coburg, bezog sodann die Universität Jena und 1668 Tübingen, wo er sich mit Rechtswissenschaft beschäftigte. Nach Abgang von der Hochschule wurde er in damals üblicher Weise Hofgerichtsadvocat und empfing am 27. Januar 1674 — welcher Tag zugleich sein Hochzeitstag war — den Grad eines Doctors beider Rechte. Drei Jahre später (1677) kam er als Herzoglich Württembergischer Rath und Beisitzer an das Hofgericht zu Tübingen, 1681 als ordentlicher Professor des Staats- und Lehen-Rechtes an die dortige Universität, wo er mit der Dissertation: „De foro illustrium Imp. R. G. immediate subjectorum" im nämlichen Jahre Sitz und Stimme in der Facultät erwarb. — S. war der Erste, welcher in Tübingen deutsches Staatsrecht las und diese Disciplin daselbst in Aufnahme brachte; schade nur, daß Vortrag und lateinischer Styl manches zu wünschen übrig ließen; überhaupt ist der Schwerpunkt unseres Gelehrten nicht in seiner akademischen, sondern in seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu suchen. 1703 erhielt S. aus Wien das Diplom eines Pfalzgrafen, da seine Arbeit über das Recht von Kaiser und Reich im Herzogthum Mailand („Jus sacratissimi Imperatoris et Imperii in Ducatum Mediolan. assertum". Tub. 1702) am kaiserlichen Hofe sehr beifällig aufgenommen worden war. Bis ins späte Greisenalter rüstig, starb S. 1735 im 87. Lebensjahre als erstes und ältestes Mitglied der Juristenfacultät. — Dem Hochbetagten war noch die seltene Freude zu Theil geworden, acht Jubiläen festlich zu begehen, darunter am 27. Januar 1724 seine goldene Hochzeit. Mit einer gebornen Pregitzer verheirathet, hatte er aus dieser Ehe einen Sohn, Johann Gabriel, 1703 Licentiat der Rechte, und eine Tochter, welche die Gattin des Juristen Johann Stephan Burgermeister wurde. Unter Schweder's Schriften behauptet den ersten Platz dessen

„Introductio in jus publicum Imperii R. G. novissimum“ (Tub. 1681). Indem er mit Beseitigung des römischen Rechts sich vorzüglich an die deutschen Quellen hielt, hat er hierdurch in seinem Fache Epoche gemacht. — Hochgeschätzt, erlebte das Buch 10 Auflagen (1685, 1691, 1696, 1701, 1707, 1711, 1718, 1721, endlich 1733) und fehlte in keiner besseren juristischen Bibliothek. Zugleich rief es einige gelehrte Arbeiten hervor; so verfaßte zu diesem Werke, — welches in den lateinischen Actis Erudit. 1682 S. 255 und in Moser's Bibl. jur. publ. Theil I, 144 u. ff. vortheilhaft beurtheilt ist, — der spätere Reichshofrath von Lynker zu Jena „Analecta ad Schwederi Introductionem“ (Jena 1689. 4⁰) und der Prager Jurist Wenzel Neumann von Puchholtz „Annotationes ad S. Introd. in jus publicum“ (s. l. 1716), eine confessionell-polemische Schrift, welche wegen ihrer gehässigen Ausfälle confiscirt wurde. Neumann's Angriffe bewogen den Helmstedter Rechtslehrer Joh. Wilhelm von Göbel zu der Gegenschrift: „Fr. Ign. de Windeck, Dissert. epistolaris ad Guilelmum etc. de W. X. Neumani de Puchholz annotationibus etc. etc. (Monachii 1717), welche jedoch des nöthigen juristischen Scharfsinnes entbehrt. 1718 gab Phil. Franz von Bellmont, Professor zu Erfurt, ein Heft: „Positiones in S. jus publicum“ heraus, dem keine Fortsetzung folgte; endlich besprach der Kanzler von Ludewig in der Vorrede zu den „Singularibus jur. publ.“ (S. 6) Schweder's Arbeit in einseitig-abfälliger Weise. Außerdem besitzen wir von S. eine größere Reihe von Dissertationen meist aus dem öffentlichen Rechte; ferner consilia civilia et criminalia. Erstere (141 an der Zahl) bilden den ersten Band der von S. selbst veröffentlichten „Collectio nova consil. Tubing.“ (Tub. 1731 Fol.), während die peinlichen Rechtsprüche Schweder's sammt den Lauterbach'schen in dem 1733 ausgegebenen vierten Bande der Tübinger Consilien enthalten sind.

Christoph Hermann von S., ein jüngerer Vetter des Vorgenannten, gehörte gleichfalls zu dem Zweige der Schweder'schen Familie, welche in Pommern ihre neue Heimath gründete. Am 5. Jan. 1678 zu Colberg als der Sohn des Hof- und Consistorialrathes Hermann S. geboren, welchen er schon im 8. Jahre verlor, bezog er 1699 die Universität Tübingen. Dort hörte er unter Anleitung seines Vetters Gabriel, dessen Haus- und Tischgenosse er war, namentlich bei diesem und den beiden Harpprechts vier Jahre juristische Vorlesungen, unternahm 1703 eine größere Reise nach England und Norddeutschland und ging später als Referendarius beim Hofgerichte zu Stargard in preußische Justizdienste, trat jedoch nach einigen Jahren zur Verwaltung über. 1721 finden wir ihn zu Stettin, wohin die Regierung mit Kriegs- und Domänen-Kammer verlegt worden war; dort erhielt er unter Verleihung des geheimen Raths-Titels die Direction im Sanitätscollegium, 1733 die Curatel über die Sct. Marien-Stifts-Kirche und das akademische Gymnasium. Er starb daselbst am 24. September 1741 mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter. Mit Glücksgütern reich gesegnet (er besaß Ramelow, Neuenhagen, Streitz und Rothlow) hatte er 1724 bei Kaiser Karl VI. — wie bereits erwähnt — die Neubestätigung seiner bis dahin ruhenden Adelsrechte erwirkt. Christ. Herm. war auch schriftstellerisch thätig und hat sich namentlich durch zwei Werke einen geschätzten Namen in der publicistischen Literatur erworben. Das erste führt den Titel: „Theatrum historicum praetensionum et controversiarum illustrium“ (Lips. 1712 fol.), wovon Adam Friedrich Glafey 1727 in zwei Folianten eine sehr vermehrte und verbesserte zweite Auflage herstellte. Beide Auflagen sind in den Actis erudit. 1712 S. 285 und 1727 S. 476 sehr günstig besprochen, und der gefeierte Staatsrechtslehrer von Moser rühmt in der Biblioth. jur. publ. Thl. I S. 303 u. ff. die Arbeit beider Autoren als eine der nöthigsten, nützlichsten und angenehmsten, welche kein Minister, kein Publicist wohl entbehren könne. Das zweite nach des Verfassers

Tod erschienene Werk sind die „Anmerkungen über die Hinterpommer'sche Lehensconstitution von 1694" (Rostock und Wismar 1755), ein Buch, welches als unentbehrliches Hilfsmittel für Alle galt, die sich mit Pommer'schem Lehenswesen beschäftigten.

Ueber beide S. siehe: Jugler, Beitr. zur jurist. Biographie Bd. V St. 1, S. 108—130, und die dort cit. Litteratur. — Klüpfel, Geschichte u. Beschr. der Univ. Tübingen S. 156. 160.

v. Eisenhart.

Schwederich: Jakob S. (Suederich, Suedericus), litterarischer Gegner Luther's, war Doctor der Theologie, Lector des Dresdner Minoritenconvents und Custos der Custodie Meißen des genannten Ordens. 1525 schrieb er gegen Luther die Schrift: „Collectariolum de religiosorum origine eorumque per mundum multiplicatione ac a caeteris vulgaribus per habitum, signa et ritus discrimine, de apostatarum quoque et iis cooperantium periculo simul ac punitione." 1537 theilten ihm die Freiberger Franciscaner Johannes Kürgesdorff, Matheus Judicis und Johannes Kücheler mit, daß sie sich, wie die Freiberger Geistlichen, der Reformation zugewendet hätten und baten ihn, er möge beim Bischofe von Meißen dahin wirken, daß in der christlichen Kirche die Rechtfertigung aus Gnaden, die Priesterehe und der Laienkelch wieder zu ihrem Rechte kämen. Er wies sie in scharfer Weise ab; ihr Beginnen sei „nicht alleyn auß vorgesshenhayt vnnd vorachtung des gehorsamens vnnd der pflicht, dye ein jeder vnter euch vor sich, in sonderheit vnd mit guter bedacht Gott dem Allmechtigen vnd ewren Patri Guardiano gethan" hätten. Seien sie erst jetzt zum wahren Glauben gekommen, so könnten sie sich nicht für recht getauft erachten. Im folgenden Jahre trug er durch sein kluges und thatkräftiges Auftreten zur Schlichtung eines heftigen Streites bei, der zwischen dem Rathe zu Meißen und dem dortigen Minoritenconvente in Folge der Errichtung eines neuen städtischen Friedhofs ausgebrochen war.

P. Chr. Hilscher, Etwas zur Kirchen-Historie in Alt-Dresden von der Reformation an bis auff das andere Jubiläum. Dresden und Leipzig 1721. S. 26 f. — E. Machatschek, Geschichte der Bischöfe des Hochstiftes Meißen. Dresden 1884. S. 657. — P. Markus, Das Franziskanerkloster in Meißen in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. II, 3 (Meißen 1889). S. 323. 341. Hier ist auf S. 347—355 ein längeres von S. verfaßtes Memoriale über den Meißner Kirchhofstreit abgedruckt. — G. Müller, Das Franziskanerkloster in Dresden in den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte von Dibelius und Brieger. V (Leipzig 1890) S. 98 Anm. — Der Briefwechsel mit den Freiberger Mönchen findet sich im Königlichen Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Loc. 10 301. Copeyen bey Herzog Georgen und Herzog Heinrichs Zeiten der Lehre wegen ausgegangen. 1537. Bl. 1 ff.

Georg Müller.

Schwediauer: Franz Xaver S. (Swediaur), Arzt und Syphilidolog, geboren am 24. März 1748 in Stadt Steyr in Oberösterreich aus einer schwedischen Familie, studirte in Wien und erlangte hier die Doctorwürde 1772 mit der Schrift „Dissertatio exhibens descriptionem praeparatorum anatomicorum et instrumentorum chirurgicorum quae possidet facultas medica Vindobonensis". Nachdem er am letztgenannten Orte eine Zeit lang practicirt hatte, machte er eine längere Reise, zunächst nach England, wo er sich besonders in London und Edinburgh aufhielt, und schließlich nach Frankreich, wo er 1789 seinen dauernden Aufenthalt in Paris nahm, sich als Franzose naturalisiren ließ und am 27. August 1824 starb. Seit seiner Niederlassung in Paris schrieb er seinen Namen stets „Swediaur" und wurde infolge dessen in Frankreich nicht für einen guten Oberösterreicher, sondern für einen Schotten oder Schweden gehalten. S.

war in hervorragendem Maße schriftstellerisch thätig. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Syphilis und veröffentlichte als Product seiner Erfahrungen ein seiner Zeit viel genanntes und von Fachleuten anerkanntes, übrigens zum nicht geringen Theil compilatorisches Werk: „Traité complet sur les symptômes, les effets, la nature et le traitement des maladies syphilitiques“ (2 Bände, Paris 1798; 7. Aufl. ebd. 1817), worin er u. a. die Ansicht von dem amerikanischen Ursprung der Syphilis lebhaft bekämpfte. Eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes erschien nach der dritten französischen Ausgabe unter dem Titel: „Von der Lustseuche ꝛc.“ von Gustav Kleffel. Mit einer Vorrede und Anmerkungen von Kurt Sprengel nebst Zusätzen der vierten französischen Ausgabe (2 Bde. Berlin 1803). Ein dritter Band erschien unter dem Titel: „Darstellung der neuesten Theorien u. s. w. über die syphilitischen Krankheiten“ von Jos. Eyerell (Wien 1802). Eine andere deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Abhandlung über die Zufälle, die Wirkungen und die Behandlung der syphilitischen Krankheiten“ rührte von F. W. Hoven her (Wien 1802, 2 Thle.) Zu bemerken ist noch, daß S., der sich übrigens einer sehr ausgedehnten und lucrativen specialistischen Praxis erfreute, „noch an der Existenz eines syphilitischen Trippers gegen Tode festhielt und von dem, was die pathologische Anatomie, speciell Morgagni, für die Lehre von der Visceralsyphilis geschaffen hatte, keine Vorstellung hatte“ (J. K. Proksch). Andere Schriften Schwediauer's sind: „Methodus medendi hodierna in nosocomiis Londinensibus ordinata“ (2 Theile, Wien 1777, der erste Theil ist Uebersetzung, der zweite Original und erörtert die Heilungsmethode in Wiener Krankenhäusern); „Practical observations on the more obstinated and inveterated venereal complaints“ (Edinburg 1784; 3. Aufl. ebd. 1788; deutsch unter dem Titel: „Practische Beobachtungen über hartnäckige und eingewurzelte venerische Zufälle“, Wien 1786; französ. von D. M. Gibelin, Paris 1785); „Materia medica seu cognitionis medicamentorum simpliciorum epicrisis analytica“ (Paris 1800; Hamburg 1805; deutsch: Wien 1801, 2 Bde.); „Pharmacopoea medic. pract. universalis sistens praeparata medico-pharmaceutica et medicamina composita cum eorum usu et dosibus“ (2 Voll., Halle 1802; vol. tertium sistens pharmacopoeam chirurgicam ib. 1803; neue Ausgabe von Van Mons in 3 Bänden, Brüssel 1817); „Novum nosologiae methodicae systema“ (2 Thle. in 3 Bänden, Paris 1811—12). Ferner besorgte S. während seines Wiener Aufenthalts kurz nach erfolgter Doctorpromotion noch eine Reihe von Uebersetzungen ausländischer medicinischer und naturwissenschaftlicher Werke ins Deutsche, so Hugo Smith's „Kurzer Inbegriff der heutigen practischen Arzneikunst sammt einem Anhange über die Wirkungen und den Gebrauch des Aderlassens“ (Wien 1776): von G. Fordyce's „Anfangsgründe des Ackerbaues und Wachsthums der Pflanzen ꝛc.“ (nach der zweiten englischen Ausgabe, ebd. 1777); von William Cullen's „Anfangsgründe der practischen Arzneywissenschaft“ (aus dem Engl., ebd. 1777). — Auch war S. während seines Aufenthalts in London anfangs allein, später zusammen mit Simons Herausgeber des „London medical Journal“ und verfaßte noch kleinere Aufsätze „Ueber die beste Art, Fische einzusalzen“, „Ueber den Ursprung des grauen Ambra und des sog. Leichenfettes“ u. a.

Vgl. Biogr. Lexicon von Hirsch u. Gurlt V, 318.

Pagel.

Schwedler: Johann Christoph S. war der Sohn eines Bauern und Erbgerichtsschulzen zu Krobsdorf in Niederschlesien und wurde daselbst am 21. December 1672 geboren. Bis zu seinem 13. Lebensjahre genoß er nur wenig Unterricht, mußte vielmehr in der Landwirthschaft tüchtig zugreifen; dann aber gab der Vater dem Wunsche des Sohnes, Theologie studiren zu dürfen,

nach, und im April 1689 ging dieser auf das Gymnasium zu Zittau, das unter der trefflichen Leitung des Rectors Christian Weise stand, und blieb daselbst bis 1695, um dann die Universität Leipzig zu beziehen, an der er besonders Samuel Carpzov hörte. 1697 wurde er Magister und kam noch in demselben Jahre als Adjunct des kranken Diakonus Christian Adolph nach Niederwiese in der Oberlausitz, nach dessen Tode er 1698 Diakonus ward. Im J. 1701 rückte er auf die dortige Pfarrstelle vor, die er bis zu seinem Tode, am 12. Januar 1730, verwaltete. S. war ein sehr fruchtbarer Dichter geistlicher Lieder, und die ersten derselben entstanden schon unter Chr. Weise's Anregung und Leitung in Zittau. Eine besondere Sammlung dieser Lieder ist bisher nicht veranstaltet worden. Zunächst verflocht sie S. in einzelne Erbauungsschriften, z. B. in das „Biblische Creutz-, Buß- und Trostbüchlein", das „Biblische Tagbüchlein", das „Biblische Passionale", vornehmlich aber in den 3. Theil seines „Evangelisch lutherischen Hausbuchs" (1706—12), dem der Verfasser als Einleitung eine in hymnologischer Beziehung werthvolle Abhandlung über die Kirchengesänge und ihre Dichter beigegeben hat. Danach veranstaltete S. eine chronologisch geordnete Sammlung von 806 geistlichen Liedern unter dem Titel „Die Lieder Mose und des Lammes oder Neu eingerichtetes Gesangbuch ..... Nach der Ordnung der Lebenszeit ihrer Verfertiger eingerichtet", die er 1716 abschloß. Die letzten 462 Lieder haben S. zum Verfasser, und sind mehrere derselben in das Löbauer Gesangbuch und in das Württemberger Tausendliederbuch aufgenommen worden. Von Schwedler's weiteren nach dem Jahre 1716 gedichteten Liedern, deren Zahl sich schwer feststellen läßt, weil sie in seinen heute kaum noch vorhandenen Schriften zerstreut sind, haben sich zwei „Unser Wandel ist im Himmel" und „Wollt ihr wissen, was mein Preis?" bis auf die neueste Zeit in Gesangbüchern erhalten.

Otto, Lexikon Oberlausitzischer Schriftsteller III, 248 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes V, 225 ff.

Brümmer.

Schwegler: Friedrich Karl Albert S., bekannt besonders als eines der bedeutendsten Mitglieder der Tübinger Theologenschule und als Verfasser einer unvollendet gebliebenen wissenschaftlichen Bearbeitung der römischen Geschichte, war geboren am 10. Februar 1819 zu Michelbach an der Bilz, in der Nähe der ehemaligen Reichsstadt Hall, wo sein Vater († 1839) Pfarrer war, als ältestes Kind von fünf Geschwistern, aus unbemittelter Familie, daher zur theologischen Laufbahn bestimmt. In allen Lehrgegenständen, außer der Mathematik, jederzeit seine Altersgenossen überragend durchlief S. das niedere Seminar in Schönthal (1832—1836) und das höhere in Tübingen (1836—1840), wo eine gekrönte Preisschrift über den Montanismus (1841) seine vielversprechende Erstlingsarbeit wurde. Auf einer Bildungsreise nach München, Berlin und durch Westdeutschland machte er auch Kunststudien. Vom Juli 1843 bis zu ihrem Aufhören im Jahre 1848 redigirte er die „Jahrbücher der Gegenwart" und habilitirte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie und Philologie an der Universität Tübingen mit einer Abhandlung „Ueber die Composition des platonischen Symposions" (Tübingen 1843). Im folgenden Jahr schloß er seine theologischen Studien ab durch das in unglaublich kurzer Zeit ausgearbeitete zweibändige Werk über das nachapostolische Zeitalter (Tübingen 1845), worin er die Baur'sche Anschauung vom Urchristenthum als einem Product der Bewegung zwischen den beiden Polen des Judenchristenthums (Ebjonitismus, auch Petrinismus) und des Heidenchristenthums (Paulinismus) mit glänzender Beherrschung des gesammten Stoffes und meisterhafter Darstellung ausführte. Der Uebergang zu einem neuen Arbeitsfelde vermittelte sich S. durch eine fünfmonatliche angestrengte

und entbehrungsreiche Reise nach Italien und Sicilien im Jahre 1846. Zurückgekehrt veröffentlichte er zunächst eine „Geschichte der Philosophie im Umriß“ (Stuttgart 1847; Theil der Franckhschen Encyklopädie der Wissenschaften), welche durch ihre lichtvolle übersichtliche Behandlung des Gegenstandes sich solchen Beifall gewann, daß im Jahre 1870 davon die siebente Auflage nöthig und das Werk ins Englische und Dänische übersetzt wurde. In demselben Verlage erschien (Stuttgart 1847) von S. eine kritische Ausgabe der clementinischen Homilien mit lateinischer Uebersetzung und fast gleichzeitig eine Bearbeitung der aristotelischen Metaphysik (Grundtext, Uebersetzung und Commentar nebst erläuternden Abhandlungen, Tüb. 1847 u. 1848 in vier Theilen). Nun aber begann er mit allem Eifer die Vorstudien zu einer römischen Geschichte, zumal da er durch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor für römische Litteratur und Alterthümer (4. Juli 1848) endlich der drückendsten Nahrungssorgen enthoben worden war. Als solcher las er besonders über Geschichte der griechischen Philosophie, welche Vorlesungen aus seinem Nachlaß durch C. Köstlin (Tübingen 1859, zweite, vermehrte Auflage 1870) herausgegeben worden sind; ferner über Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, die er aber trotz großer Lehrerfolge darin nach 1851 nicht mehr hielt, über Kunstmythologie, Geschichte der römischen Verfassung und römische Privatalterthümer, in seinem letzten Halbjahr auch über römische Kaisergeschichte, über Platon's Protagoras, Republik und Gastmahl, Tacitus' Germania und Agricola, Juvenal's Satiren. Neben seiner akademischen Wirksamkeit aber gingen, nur einmal im Jahre 1852 auf kurze Zeit unterbrochen durch die Herausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius (cum brevi adnotatione critica, Tübingen 1852), die Arbeiten an der Römischen Geschichte her, für die er seine ganze riesige Arbeitskraft einsetzte und die er mit seiner kolossalen Energie so rasch förderte, daß im Laufe des Jahres 1853 der erste über 800 Seiten starke Band (enthaltend die Königszeit) erscheinen konnte, welchem schon 1856 vom zweiten die erste (755 S. starke) Hälfte, reichend von der Gründung der Republik bis zum Decemvirat, nachfolgte. Aber freilich rieb diese Tag und Nacht fortgesetzte Anstrengung seine Kräfte, so unerschöpflich sie schienen, vor der Zeit auf: am 6. Januar 1857 erlag er einem Nervenschlag (Hirnlähmung?), und die zweite Hälfte des zweiten Bandes, reichend vom ersten Decemvirat bis zu den licinischen Gesetzen, die sich in seinem Nachlasse druckfertig vorfand, mußte durch einen Dritten (Dr. F. F. Baur) herausgegeben werden (Tübingen 1858. 306 S., nebst einem Register zu den drei Bänden). Mit diesem Werke, für das er sein Leben opferte, hat S. aber auch eine Musterarbeit geschaffen, ebenso bewundernswürdig durch die sichere Beherrschung des gewaltigen Stoffes, wie durch die classische Darstellung. Auf dem durch Niebuhr gelegten Boden mit Umsicht weiterbauend, unterscheidet sich Schwegler's Werk von dem gleichzeitigen Mommsen'schen dadurch, daß es nicht bloß mehr oder weniger subjectiv gefärbte Ergebnisse bietet, sondern das Material vor dem Leser ausbreitet und die Untersuchung vor dessen Augen führt. An Schwegler's Arbeit unternahm es der gleichfalls frühverstorbene Oct. Clason die seinige anzuknüpfen, ohne aber an Schärfe der Kritik wie an Darstellungsgabe denselben von weitem zu erreichen. Ueberhaupt war S. ein Mann von ganz ungewöhnlicher Begabung, der überall, wo er eingriff, Bedeutendes leistete und nur durch die Ungunst der Verhältnisse von einem Gebiete zum andern getrieben, von der Theologie zur Philosophie und von dieser zur Geschichte und Philologie, an den Schranken der Individualität anlangte, ehe er das selbstgesteckte hohe Ziel erreicht hatte.

E. Zeller's Lebensabriß von S. vor dem dritten Bande von dessen Röm. Geschichte (S. VII—XXXVI). — W. Teuffel in seinen Studien und Charakteristiken (Leipzig 1871) S. 503—515.

W. S. Teuffel.

Schweher: Christoph S. (Hecyrus, Christophorus), fungirte im Jahre 1581 als „Pastor der Catholischen Pfarrkirchen der Königlichen Stadt Caden“ (Böhmen). Vorher hatte er (wie aus der Vorrede seines Gesangbuches hervorgeht) „über dreissig Jahre nacheinander der Stadt Budweiß gedient“, nämlich als Rector der lateinischen Schule 17 Jahre, in der Stadtschreiberei über 11 Jahre und im priesterlichen Stande über 1 Jahr, bis er zum Pfarramt an einen andern Ort berufen wurde. Hecyrus war geistlicher Liederdichter. 25 Lieder sandte er seinem Freunde Johann Leisentrit, Domdechant in Budissin (Bautzen), der sie 1567 in sein Gesangbuch aufnahm.

Im Jahre 1581 gab Hecyrus seine Lieder selbst heraus in folgendem Buche: „Christliche Gebet vnd Gesäng auff die heilige zeit vnd Fayertage vber das gantze Jahr. Ephes. 5. cap. Jhr solt vom Wein nit truncken werden, darinn vnkeuschheit ist, sondern werdet vol des heiligen Geistes, vnd redet vntereinander von Psalmen vnd Lob, vnd Geistlichen gesängen, Singet vnd lobsinget dem Herrn in ewren hertzen. Cum consensu Reuerendissimi Anthonii Archiepiscopi Pragensis etc.“ Gedruckt zu Prag durch Michael Peterle, 1581. 8. Das Buch enthält auf 8 Bogen 52 Liedertexte, darunter 23 mit Melodien; genau beschrieben mit Inhaltsangabe in Bäumker, „Das katholische deutsche Kirchenlied“. I. Bd. Freiburg 1886, S. 146 ff. Vgl. auch im II. Bd., S. 49 ff., und Wackernagel, Kirchenlied I, S. 515. 29 Liedertexte sind abgedruckt in Wackernagel’s Kirchenlied Bd. V, S. 957 ff. Die Melodien dazu im I. und II. Bande von Bäumker’s Kirchenlied. Ein Exemplar des Gesangbuches befindet sich auf der Stadtbibliothek in Augsburg.

Vom Gesangbuche des Hecyrus ist auch ein Abdruck erschienen in Wolkan, Böhmens Antheil an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts. Prag 1891, II, 8—46. Daselbst werden noch folgende Schriften angeführt: 1) Des Hochwirdigen in Gott vatter vnd herren, herren Friderich Nausea Weyland Bischoff zu Wien . . . Epitome oder Compendium, das ist, ein außzug oder ein kurtze verfassung der Catholischen vnnd Christlichen predig vnd außlegung auff die Euangelia . . . auß lateinischer sprach in die Teutsche gezogen durch M. Christofferum Schweher in der künigklichen Statt Böhmischen Budweis. . . . Getruckt zu Jngolstadt durch Alexander und Samuel Weißenhorn gebrüder. 1554. (Königl. Bibliothek in München.) 2) Ein schöner Christlicher Ruff vnnd danckſagung zu Jesu Christo vnserm Herrn, für die erlösung des menschlichen Geschlechts, mit sampt einer Litania, das ist, mit einem gemeinen gebet, für allerley anligen der gantzen Christenheit, dem gemeinen Volck in der Creutzwochen, vnnd aller widerwärtigkeit nützlich zu singen, oder auch zu beten. 1552. Gedruckt zu Wien Durch die Witib Adlerin in Annen Hoff. Fol. 3 steht der Name: Christophorus Schweher, Schulmeister vnnd Mitburger zum Bohemischen Budweis. (Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte I, 69.) 3) (Schweher, Chr.) Veterum ac piarum Cantionum de praecipuis festis. Noribergae 1561. (Becker, Tonwerke des 16. und 17. Jahrh. S. 121.) Auf der Universitätsbibliothek in Prag befindet sich ferner: Quaestiones grammaticae, pro literarum tyronibus succincta methodo collectae a Christoph. Hecyro. Pragae Excudebat Georg. Nigrinus 1594. 8°. 84 Bl. Auch ein Schauspiel wird von ihm genannt; „Die tröstliche geschicht von Maria Magdalena“ (Zeitschrift für deutsches Alterthum, N. F. XX, S. 10).

Wilh. Bäumker.

Schweickart: Johann Adam S., Zeichner und Kupferstecher in Nürnberg, geboren daselbst 1722, Schüler des Georg Martin Preisler, ging 1742 nach Florenz, wo er die Bekanntschaft des Baron v. Stosch machte und 1756 Mitglied der Akademie wurde. Jener bekannte Kunstkenner und -sammler veranlaßte ihn, die Gemmen seiner im J. 1760 von Winckelmann katalogisirten

berühmten Sammlung zu zeichnen uud zu stechen. Als Stosch 1757 starb, brachte S., da Florenz keinen protestantischen Friedhof besaß, den Leichnam seines Gönners nach Livorno und kehrte einige Jahre später, nämlich 1760, in seine Vaterstadt zurück, um sich vornehmlich mit der Ausführung von Stichen nach Gemälden berühmter Meister abzugeben. Er starb 1787. Das mit seinen Gemmenaufnahmen ausgestattete, 1775 in Nürnberg erschienene Werk: „Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch par feu Mons. Winckelmann“ kam leider nicht über das erste Heft hinaus. Seine Stiche zeichnen sich durch große Sicherheit und Kühnheit des Striches aus, sind aber nicht ohne Härten und entbehren der rechten Verschmelzung der Töne. Ein besonderes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er einer der ersten war, denen die getreue Wiedergabe von Tuschzeichnungen mit Hülfe des Kupferstiches gelang. Wichtige in dieser Manier ausgeführte Blätter seiner Hand sind die Stiche nach A. D. Gabbiani, Marsyas und Apollo nach Daniel Seuter und die Andromeda nach Francesco Furini. Nach J. E. Ihle stach er das Bildniß des Nürnberger Kupferstechers Georg Wolfgang Knorr.

Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon 1845. — Seubert, Allgemeines Künstlerlexikon 1882.

P. J. Rée.

Schweickle: Konrad Heinrich S. (nicht Schweigel, Schweigelt, Schweiglin, Schweichle), Bildhauer, geboren zu Stuttgart am 28. März 1779 (Nagler falsch: 1800), † daselbst am 2. Juni 1833, war der Sohn eines herzogl. Hofschreiners und besuchte vom Jahre 1787 an die Hohe Karlsschule als Oppidaner. Unter der Leitung von Scheffauer und Dannecker zum Bildhauer ausgebildet, ging er um das Jahr 1800 auf eigene Kosten nach Paris und stellte sich dort unter die Leitung von J. L. David. Im J. 1804 (Haakh falsch: 1802) vertauschte er Paris mit Rom und machte hier als richtiger Scheffauerschüler zuerst ein Basrelief, Hektor's Abschied von Andromache mit Figuren von halber Lebensgröße, dann aber auf Anregung seines württembergischen Landsmannes, des Schriftstellers Joh. Jos. Rehfues (s. A. D. B. XXVII, 590 ff.) die Statue eines Amor als Sieger (Eros Nikator), die noch im Herbst 1804 fertig wurde. Der Gott war als Jüngling gedacht, mit großen Flügeln, einem Lorbeerkranze auf dem Haupte und einer Keule zur Rechten. Das Werk erregte in Rom, wo gerade Thorwaldsen's Jason bewundert wurde, großes Aufsehen. Rehfues gab durch einen Kupferstich in seinen italienischen Miscellen (Bd. II, St. 3) auch in Deutschland davon Kunde und stellte den jungen Meister neben Thorwaldsen und Canova. Auch Fernow rühmte in Meusel's Archiv für Künstler und Kunstfreunde (II, 153) die außerordentliche Schönheit dieser Statue und A. W. Schlegel in seinem bekannten Schreiben an Goethe (Artist. und liter. Nachrichten aus Rom im Intelligenzblatt der Jenaischen allgem. Lit.-Zeitung, Nr. 120, S. 1008) läßt den Amor nebst einer Venus (Psyche?) eine Vergleichung mit Thorwaldsen's Arbeiten herausfordern. S. führte ihn in carrarischem Marmor aus und fand an seinem Landesherrn, König Friedrich von Württemberg, einen Käufer dafür. Das jetzt im Stuttgarter Residenzschlosse aufgestellte Bildwerk rechtfertigt die großen Hoffnungen, die daran geknüpft wurden; aber leider blieben sie unerfüllt. S. schuf in Rom noch eine von seinem Könige bestellte Psyche, aber schon diese erreicht nicht den Werth des Amor. Im J. 1808 kam er auf Empfehlung von Lucian Bonaparte als Lehrer der Bildhauerei an die Akademie zu Neapel. Er blieb dort, obwohl König Joachim die von seinem Vorgänger Joseph ausgesetzten Professorenbesoldungen herabsetzte, nachdem seine Hoffnung, an Scheffauer's Stelle als Hofbildhauer nach Stuttgart zu kommen, sich nicht erfüllte. In Neapel machte er

zwei Colossalstatuen der Religion und des heil. Ludwig für die St. Ferdinandskirche, aber auch diese sollen nach Rehfues einen Rückgang gegen den Amor zeigen. Außerdem findet sich nur noch ein Basrelief an dem Sarkophage des im J. 1821 verstorbenen sicilianischen Gelehrten Pietro Pisani erwähnt, das bei Nagler (N. a. K.-Lex. XVI, 133) beschrieben ist. Eine von dem Kronprinzen Ludwig von Baiern bestellte Büste des Herzogs Christoph von Württemberg brachte S. trotz langer Geduld des Fürsten nicht fertig. Bei einem Besuche in Neapel um das Jahr 1830 fand Rehfues den Freund „nicht nur mit seiner Kunst, sondern auch mit sich selbst und seiner Vergangenheit zerfallen"; er hatte sich in die Carbonari-Verschwörung eingelassen und wurde nach der Revolution von 1830 seines Amtes entsetzt, worauf er in die Heimath zurückkehrte. Rehfues, auf dessen Mittheilungen über S. wir fast ausschließlich angewiesen sind, nennt ihn einen auch als Mensch ausgezeichneten Künstler.

Vgl. A. Kaufmann, Zur Erinnerung an Ph. Jos. v. Rehfues, in Hillebrands Italia III, 219 ff. (1876) und ders. in Ph. Jos. v. Rehfues, ein Lebensbild, in der Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde, Jahrg. 18 (1881), S. 119 ff. — A. Haakh, Beiträge aus Württemberg z. n. d. Kunstgeschichte, S. 184 f. und 252. — Wagner, Gesch. der hohen Karls-Schule I, 459 f.

Wintterlin.

Schweigel: Andreas S., Bildhauer, geb. zu Brünn am 30. November 1735, † daselbst am 24. März 1812. War der Sohn des Brünner Bildhauers Anton S. († am 23. April 1761) und erhielt von demselben den ersten Kunstunterricht. Zu seiner weiteren Ausbildung ging S. im J. 1754 nach Wien und besuchte die Akademie der bildenden Künste, an welcher damals als Professoren der Bildhauerei Matth. Donner, Balthasar Moll und J. Schletterer wirkten. Voll Begeisterung für seine Kunst trat er hier mit gleichstrebenden wenn auch älteren Kunstgenossen, insbesondere mit den Malern Martin Schmidt und Paul Troger in näheren Verkehr und kehrte unter dem Eindrucke der Werke, welche die Brüder Raphael und Mathäus Donner — im Gegensatze zu den Barockarbeiten der Italiener — geschaffen, wieder in seine engere Heimath zurück, wo er in der Werkstätte seines Vaters weitere Beschäftigung fand. Sein Talent, welches sich in der Anmuth und Schönheit der Gestalten aussprach, drang bald in weitere Kreise. Anstatt sich an fremde Künstler zu wenden, wurde S. von den Vorständen der Kirchen und Klöster mit der plastischen Ausschmückung des Innern der letztern betraut und auf diese Weise einer der am meisten beschäftigten Bildhauer in Mähren und Schlesien. Fast alle Kirchen der Stadt Brünn, die Pfarrkirchen in Wranau, Raigern, Nikolsburg, Kiritein, Diebitz, Pöltenberg, Zierotitz, Buchlowitz, Gewitsch, Zwittau, Tobitschau u. s. w. weisen von ihm theils figurale, theils ornamentale Werke auf. Auch in der Oelmalerei besaß S. Fertigkeit. Der Künstler interessirte sich aber auch lebhaft für die Kunstwerke seines Vaterlandes und sammelte Notizen über die einzelnen Werke der Baukunst, Malerei und Bildhauerei in Mähren, welche später der Schriftsteller E. Hawlik bei seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten verwerthet hat.

Vaterländische Blätter für Oesterreich, J. 1813, S. 522. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXII, 350.

K. W.

Schweiger: Johann Franz S., geboren zu Presnitz in Böhmen im J. 1692, † zu Prag am 11. November 1743. Er trat im J. 1711 in den Prämonstratenserorden (Stift Strahow in Prag), nahm statt seines Taufnamens den Namen Thaddäus an, unter dem er in seinen Schriften vorkommt, wurde 1717 Priester und deutscher Prediger, Professor der Philosophie am erzbischöf-

lichen Colleg, 1727 Professor des canonischen Rechts, später der Theologie, am 25. Juni 1743 Dr. theol. Schriften: „Selectarum quaestionum anecdota ad libri I. decretalium de iure scripto.“ Prag 1728 fg.; eine Reihe von Erörterungen zu einzelnen Titeln der Decretalen; „Selectarum quaestionum collecta de sigillo confessionis sacramentalis“, ib. 1736; „De conciliis oecumenicis“, ib. 1740. Sehr curialistisch.

v. Wurzbach, Lex. XXXII, 357. — Meine Gesch. III, 174 (die einzelnen Abhandlungen).

v. Schulte.

Schweigger: August Friedrich S., Botaniker, geboren zu Erlangen am 8. September 1783, † durch Meuchelmord bei Cammarata unweit Girgenti in Sicilien am 28. Juni 1821. Als Mitglied einer berühmten Gelehrtenfamilie erhielt S. zusammen mit seinem Bruder Christoph, dem nachmaligen bekannten Physiker in Halle, im elterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung und begann nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt, im Herbst 1800 in Erlangen seine akademischen Studien, die sich neben der Medicin, als Berufswissenschaft, auch auf Zoologie und Botanik erstreckten. In die letztere durch den gelehrten Schreber (s. A. D. B. XXXII, 465) eingeführt, wandte sich S. zunächst floristischen Studien zu und erlangte auf Grund eines „Specimen Florae Erlangensis“ im November 1804 die medicinische Doctorwürde. Nach der Promotion begab er sich nach Berlin, um daselbst den vorgeschriebenen praktischen medicinischen Cursus durchzumachen. Es gelang ihm hier, sich die Gönnerschaft des Ministers Stein v. Altenstein zu erwerben, der ihm die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise nach Paris verschaffte. Sein Aufenthalt in der französischen Hauptstadt fiel zusammen mit der politischen Unglückszeit Preußens, dem er als Unterthan angehörte, und obwol die Nachricht von der Schlacht bei Jena sein patriotisches Gefühl tief bekümmerte, blieb er dennoch in Paris, unermüdlich thätig in den naturwissenschaftlichen Museen und Sammlungen, aufgemuntert durch die Unterstützung französischer Gelehrten, unter denen besonders der Botaniker Jussieu und der Mineraloge Hauy zu nennen sind. Außerdem schloß er hier innige Freundschaft mit dem späteren Münchener Akademiker Spix, der durch seine im Auftrage der bairischen Regierung unternommene Reise nach Brasilien bekannt geworden ist. Nach mehr als dreijährigem Aufenthalte verließ S. 1809 Paris und folgte bald darauf einem Rufe als Professor der Botanik nach Königsberg. Neben seiner akademischen Lehrthätigkeit war er bemüht, durch größere Reisen seiner Wissenschaft förderlich zu werden. Eine solche Forschungsreise führte ihn auch im Sommer 1821 nach Sicilien, endete aber mit seiner durch die Habsucht seines Führers veranlaßten Ermordung durch Todschlag nahe bei Girgenti in der Grotta affumata, wodurch er, noch nicht 38 Jahre alt, der Wissenschaft entrissen wurde. — Schweigger's Dissertation über die Phanerogamen in der Umgegend Erlangens vom Jahre 1804 umfaßte nur die ersten 13 Classen des Linné'schen Systems. Er vervollständigte die Arbeit in Gemeinschaft mit Franz Körte im J. 1811 zu einer „Flora Erlangensis“, worin nunmehr die Classen 14—24 nachgeholt wurden. Eine andere systematische Arbeit war die Frucht seiner Thätigkeit als Director des Königsberger botan. Gartens, nämlich eine 1812 veröffentlichte „Enumeratio plantarum horti botanici Regiomontani“, der sich 1819 eine mit zwei Tafeln herausgekommene Publication: „Nachrichten über den botanischen Garten zu Königsberg“ anschloß. Seine Bemühung, das Pflanzensystem auf eine natürlichere Grundlage zu stellen, rief, als seine letzte litterarische Arbeit, die 1820 publicirte kleine Monographie hervor: „De plantarum classificatione naturali, disquisitionibus anatomicis et physiologicis stabilienda commentatio.“ Er verfocht hierin die Ansicht, daß bei

der Systembildung die Botaniker, ähnlich wie die Zoologen zu Werke gehen müßten und zwar auf Grund einer vergleichenden anatomischen und physiologischen Betrachtungsweise der einzelnen Pflanzenkörper, nicht nur einseitig nach äußerlichen Merkmalen. Dadurch entstände ein Index, aber kein System. Nach einer Kritik der bisherigen Systeme folgt nun auf drei Tabellen ein nach diesen Grundsätzen durchgeführter Entwurf einer Eintheilung der Pflanzen. Freilich fehlt der schwierigste Theil, die Classification der Dicotyledonen. An der beabsichtigten weiteren Ausführung hinderte ihn sein bald darauf erfolgtes unglückliches Ende. Mit zoologischen Arbeiten beschäftigte sich S. schon in Paris. Einen französisch geschriebenen Aufsatz über die Schildkröten legte er der dortigen Akademie vor. Die Arbeit erschien indessen in dieser Form nicht im Druck, wurde vielmehr von ihm später benutzt, als er in Königsberg eine Dissertation zu schreiben hatte und findet sich als „Prodromus monographiae Cheloniorum“ im Königsberger Archiv vom Jahre 1812. Endlich arbeitete S. auch über die Korallen, worüber er eine anatomisch-physiologische Untersuchung verfaßte, die er einer Arbeit: „Betrachtungen auf naturhistorischen Reisen“ einfügte. Sie erschien mit einem Anhange, Bemerkungen über den Bernstein, 1819 unter Beigabe von 12 Tabellen.

Joh. Salomo Chr. Schweigger, Bruchstücke aus dem Leben des als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen Dr. Aug. Fr. Schweigger, 1830. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schweigger: Georg S., Bildhauer in Nürnberg, geboren daselbst am 6. April 1613, Sohn und Schüler des Emanuel S., der auf einem aus dem Jahre 1633 herrührenden Stammbuchblatte mit der allegorischen Darstellung des Glaubens als Bildhauer in Nürnberg bezeichnet ist, und von dem die Sammlung des Baron Haller von Hallerstein ein anderes aus dem Jahre 1607 stammendes getuschtes Blatt mit der Darstellung von Personen, welche zusehen, wie ein Vogel nach einer gemalten Traube pickt (Zeuxis und Parrhasios?) und der Inschrift: „Plus penser que Dire Emanuel Schweigger F. p. bona Amicitia 1607“ besaß. Wie aus den Aufzeichnungen eines jetzt lebenden Sprößlings dieser seit 1382 nachweisbaren Familie S. hervorgeht, ist Emanuel S. am 9. October 1583 zu Grötzingen geboren. Von seiner Thätigkeit in Nürnberg erfahren wir nur, daß er im J. 1622 im kleinen Rathhaussaale die ornamentalen Zwickelfüllungen und die herabhängenden Zapfen der von dem 1619 verstorbenen Kunstschreiner Hans Wilhelm Behaim entworfenen und ausgeführten Decke schuf. In der diesbezüglichen Rechnung wird er als Bildhauer bezeichnet. Seinen Sohn Georg finden wir 20jährig auf einem von diesem gezeichneten Stammbuchblatte als Bildhauergesellen genannt. Dasselbe weist die allegorische Darstellung der Bildhauerkunst und die Inschrift auf: „Dieses mach ich Jorg Schweigger, Bildhauergesell in Nürnberg zum freuntellichen Angedengken, geschehen den 12. Sept. 1633“. — Seinen Ruhm als Bildhauer begründete er durch seine ebenso geschickt componirten als zierlich und fein ausgeführten, oft sehr figurenreichen Miniaturreliefs aus Kehlheimer Stein. „Machte bei seinen jüngern Jahren ganze Historien von kleinen Figuren, halb rund in Stein, die an Ausländische in sehr hohem Werth verkaufft worden“, berichtet sein Zeitgenosse Andreas Gulden, der Fortsetzer von Neudörffer's „Nachrichten von Künstlern und Werkleuten“, und ein anderer Zeitgenosse, der Begründer der Nürnberger Malerakademie, Joachim v. Sandrart, nennt als die ältesten ihm bekannten Arbeiten des S. zwei in Amsterdam befindliche Reliefs mit Darstellungen der Geburt Johannes des Täufers, welche für 300 u. 400 fl. erworben worden seien. Er kennzeichnet S. als einen hochberühmten Mann und bemerkt,

daß er noch keine Steinbildhauerei von solcher Feinheit gesehen habe. Eine Reihe solcher Kehlheimer Steinreliefs mit Scenen aus dem Leben des Täufers besitzen die Ambraser Sammlung, das k. k. Münz- und Antikencabinet und die Schatzkammer der k. Burgcapelle in Wien. Dieselben sind z. Th. datirt (1645 und 1648) und mit dem Monogramm und dem Namen des Meisters versehen. Arneth hat dieselben in den unten angeführten Schriften ausführlich besprochen. Vermuthlich rühren auch die nach Dürer'schen Motiven ausgeführten, mit dessen Monogramm und den Jahreszahlen 1510 und 1511 versehenen kunstreichen Kehlheimer Steinreliefs im British Museum zu London (Geburt Johannes des Täufers) und im Museum zu Braunschweig (Predigt Johannes des Täufers) sowie ein Relief im bischöflichen Seminar zu Brügge von ihm her. — Auch seine Holzschnitzereien waren weithin berühmt, wie der Umstand beweist, daß er nach Köln, Prag, Polen u. s. w. in Holz geschnitzte Crucifixe zu liefern hatte. Ein von ihm geschnitztes, auf einer schlangenumwundenen Kugel stehendes Christkindchen bekrönt den Tucheraltar der Sebalduskirche, die alte Kanzel daselbst, für die er den geschnitzten Zierrath, den er für seine schwächste Leistung hielt, fertigte, ist 1859 abgetragen worden, worauf die einzelnen Theile verkauft und zur Herstellung von Möbeln verwendet wurden. — Sein decoratives Geschick bekundete er bei der Herstellung des plastischen Schmuckes für die bei Gelegenheit des Einzugs von Kaiser Leopold in Nürnberg im J. 1658 errichtete Ehrenpforte. Hierbei arbeitete er in Gemeinschaft mit dem vielseitigen und gewandten Modelleur Christoph Ritter (s. A. D. B. XXVIII, 672), der auch das kleine Modell zu dem ursprünglich für den Hauptmarkt in Nürnberg bestimmten, aber nicht zur Aufstellung gelangten, sondern bis 1797 in der Peunt untergebrachten und dann nach St. Petersburg verkauften Neptunsbrunnen oder Peuntbrunnen fertigte, dessen 11 überlebensgroße Figuren in den Jahren 1652—60 Georg S. modellirte und der Geschützzieher Wolfgang Herold in Bronce goß (s. unter Chr. Ritter). Bevor Ritter und S. an die Ausführung des Brunnens gingen, machten sie Studienreisen und sahen sich die Monumentalbrunnen an anderen Orten an, wobei sie es nicht an kritischen, nicht ganz verständlichen Bemerkungen fehlen ließen. So theilt Gulden mit, daß sie „alle Bilder auf den Brunnen zu Augsburg und Salzburg auf ihrer zuvor beschehenen Reise falsch befunden“ hätten. Derselben Quelle danken wir die Angabe, daß jener Brunnen ein Erinnerungsmal an den Friedensschluß von 1648 werden sollte und daß Karl Gustav von Schweden, der eine erkleckliche Summe für denselben spendete, bei seinem Besuche in Nürnberg den Wunsch geäußert habe, daß man eine Reiterstatue, wahrscheinlich von Gustav Adolf errichte, daß aber der Kaiser dies nicht geduldet habe. — In dem Jahre, als die Arbeiten für den Brunnen begannen, im J. 1652 führte S. in Bronce ein 7 Fuß langes und 516 Pfund schweres Crucifix in Bronce aus, das in die Kastorkirche zu Koblenz gekommen ist. Auch bei diesem Werke soll Ritter mitgewirkt haben. — Unter seinen Broncen finden sich verschiedene Bildnisse, wie jenes Kaiser Ferdinand III., für welches er im J. 1656 600 fl. empfing und die drei Porträtmedaillons von Melanchthon, Pirckheimer und Theophrastus Paracelsus in der Berliner Kunstkammer, von denen die beiden ersteren nach den bekannten Dürer'schen Stichen gefertigt sind. Das Braunschweiger Museum besitzt außer einer kleinen Bronce mit der in Hochrelief ausgeführten Darstellung von Cephalus und Procris zwei broncene Porträtmedaillons, deren eines nach Aldegreven's Stich (B 184) Martin Luther, das andere nach Holbein Erasmus von Rotterdam darstellt. Die Büste einer Frau wird von Nagler in Münchener Privatbesitz erwähnt. Vortreffliche, gewöhnlich mit seinem Namen versehene Bronceepitaphien bewahrt der Johannisfriedhof in Nürnberg, darunter jenes des Georg Schwanhardt vom J. 1654 auf dem sowohl

der das Schriftenbild tragende Schwan, als auch der dasselbe bekrönende schlangendurchwühlte Todtenkopf durch die Feinheit des Gusses und die Zartheit der Ciselirung hervorragen (abgebildet in der „Gewerbehalle" Jahrg. 1885, Taf. 41), sowie das große kartuschartige Epitaph des Wolf Jacob Nützel aus dem Jahre 1688 mit seinem kräftig geschwungenen Blattwerk. — Für seine Geschicklichkeit und Findigkeit im Technischen zeugt außer der gediegenen Ausführung seiner Werke die Angabe, daß er 1670 für Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und 1688 für Kurfürst Johann Georg IV. von Sachsen Heerpauken aus Stahl gefertigt und es auch verstanden habe, Harnische aus einem ganz leichten und dabei doch schußfreien Material herzustellen. Er starb unverheirathet am 13. Juni 1690. Als Schüler werden Balthasar Stockamer und Jeremias Eißler genannt.

Andreas Gulden, Fortsetzung von Neudörffer's Nachrichten von Künstlern und Werkleuten um 1660, herausgegeben von Dr. G. W. K. Lochner 1875. — Joachim v. Sandrart, Teutsche Akademie 1675. — Joh. Gabr. Doppelmayr, Historische Nachrichten von den Nürnberg. Mathematicis und Künstlern u. s. w. 1730. — Joseph Arneth, Ueber die Bedeutung des aus GS zusammengesetzten Monogrammes auf Kunstwerken in der k. k. Ambraser Sammlung. Ein Beitrag über die Werke des Nürnberger Bildhauers Georg Schweigger. (Aus dem Novemberhefte des Jahrgangs 1853 der Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe der kais. Akademie d. Wissenschaften XI. Bd. S. 641 ff.) besonders abgedruckt. — Joseph Arneth, Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets III, Taf. VIII. — Nagler, Neues Allgemeines Künstlerlexikon 1845. — Nagler, Monogrammisten III. 1863. — J. E. W(essely), Georg Schweiger, in der Zeitschrift für Kunst- und Antiquitäten-Sammler. 1. October 1884. — Gewerbehalle 1885. — W. Bode, Geschichte der deutschen Plastik 1887. — Friedrich Valentin Schweigger, Schriftliche Aufzeichnungen 1888. Manuscript im Städtischen Archiv zu Nürnberg. — Ernst Mummenhoff, Das Rathhaus in Nürnberg 1891.

P. J. Rée.

Schweigger: Immanuel oder Emanuel s. oben unter Georg S.

Schweigger: Johann Salomo Christoph S., geboren am 8. April 1779 zu Erlangen, † am 6. September 1857. S. war der Sohn von Chr. Lorenz S., Professor extraordinarius in der theologischen Facultät und Archidiaconus an der Gemeinde Christian zu Erlangen. Durch den Vater und dessen gelehrten Freund Harleß wurde S. gründlich in die classischen und semitischen Sprachen, durch Abich und Friedr. Aug. Müller aus Wien in die Philosophie eingeführt. Diese Studien brachte S. zunächst durch seine am 7. April 1800 zu Erlangen erfolgende Promotion als Dr. der Philosophie zum Abschluß. Die Dissertation behandelte ein philosophisches Thema: de Diomede Homeri. Die eingehenden sprachlichen und philosophischen Studien Schweigger's sind für die spätere, einem ganz andern Wissenschaftsgebiete zugewendete Thätigkeit desselben von nachhaltigem Einfluß geblieben. Während seiner Studienzeit hatten ihn die Vorträge von Joh. Tob. Mayer, Langsdorff und Friedr. Hildebrand so sehr angezogen, daß er nach seiner Promotion sich ganz der Mathematik und den Naturwissenschaften widmete. Drei Jahre lang, bis 1803, hielt S. als Privatdocent in Erlangen Vorlesungen aus diesen Gebieten. In dem genannten Jahre wurde er zum Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Bayreuth ernannt, von wo er 1811 an die höhere Realschule zu Nürnberg berufen wurde, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1816 verblieb.

Dieser verhältnißmäßig nur kurze Aufenthalt Schweigger's in Nürnberg wurde doch, in doppelter Beziehung, für die eigenthümliche Entwicklung und umfassende langjährige Thätigkeit Schweigger's von der größten Bedeutung. Erstens begann er hier die Herausgabe der großen Zeitschrift: „Journal für Chemie und Physik", welches sich an das Gehlensche Journal für Chemie und Physik, dessen letzter Band 1809 erschienen war, anschloß. Durch die Leitung dieser Zeitschrift hatte S. die Gelegenheit, sich die vielseitigsten Kenntnisse auf dem Gebiet der Chemie und Physik, sowie der verwandten Wissenschaften zu erwerben, wie dies seiner Neigung zu einer universellen Geistesbildung auf das vollkommenste entsprach. Eine andre Anregung empfing S. durch das gewerbreiche Leben Nürnbergs, indem er Anlaß nahm in die Bedürfnisse des Gewerbestandes tiefere Einblicke zu thun. Er erkannte hierbei die Unzulänglichkeit des fast ausschließlich auf classischer Gelehrsamkeit beruhenden Unterrichts, und daraus entstand sein stetes Bestreben, die Praxis des gewerblichen Lebens mit der Theorie zu befruchten, die Gewerbtreibenden mit den wissenschaftlichen Gründen der technischen Arbeiten bekannt zu machen, den Sinn für das Experiment zu wecken und durch Unterweisung auszubilden. Im J. 1816 wurde S. zum Physiker der Akademie in München ernannt, war dann zwei Jahre ordentlicher Professor der Physik und Chemie zu Erlangen und wurde 1819 in gleicher Eigenschaft an die Universität zu Halle berufen. Hier wirkte er, bis das Alter ihn zwang seine Lehrthätigkeit niederzulegen. Er starb am 6. September 1857 in Halle.

Als Lehrer, Forscher und Schriftsteller hat S. gleich bedeutend gewirkt. In schlagender Kürze hat dies die Akademie in München in dem lateinischen Glückwunsch ausgedrückt, den sie S. zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum am 7. April 1850 übersendete. In diesem Schreiben wurde, um das wichtigste hervorzuheben, in S. der Mann gefeiert qui mirum Galvani inventum multis numeris auxit promovit locupletavit, inquirens intimas ejus ad universam rerum naturam rationes; qui machinam cognomine „Multiplicatorem“ ipse praeclare composuit; qui occultas illas et abstrusas galvanicae catenae rationes pervestigavit, physicis nunc ambigue „polarisationem in catena“ denominatas, qui literarum diligentissimus cultor mythologiae mysteria perlustravit enucleans inde priscae rerum naturalium cognitionis clara vestigia; qui decem lustris et in cathedra et in museo laudabiliter peractis virente adhuc senecta alacer inter propagatores ingreditur. In der That sind mit diesen Worten Schweigger's wissenschaftliche Verdienste treffend geschildert. Die physikalischen Arbeiten Schweigger's beziehen sich ganz überwiegend auf Galvanismus und Electromagnetismus, den Glanzpunkt bildet die Erfindung des Multiplicators im J. 1821, durch welche Schweigger's Namen in der Geschichte der Physik unvergeßlich bleiben wird.

Aber S. hat sich auch mit zahlreichen Untersuchungen auf andern Gebieten der Physik, sowie aus der Chemie beschäftigt. Werthvolle Anmerkungen Schweigger's finden sich bei den Abhandlungen andrer Gelehrten, welche er in seinem Journale veröffentlichte. Was Schweigger's Arbeiten besonders charakterisirt, ist, daß er den Zusammenhang aller Erscheinungen durch das gemeinsame Band einheitlicher Naturgesetze zu erkennen und nachzuweisen suchte. Ein sehr merkwürdiges Beispiel einer solchen speculativen Betrachtung über die Gültigkeit gewisser Zahlenverhältnisse in den verschiedensten Erscheinungsgebieten bildet seine Voraussage von der Existenz zweier Uranusmonde.

Im zehnten Bande seines Journals veröffentlichte S. Briefe aus dem Jahre 1813 an Pfaff in Nürnberg und einen Brief des letztern in einem Aufsatz, der betitelt ist: „Ueber das Umdrehungsgesetz der magnetischen Erdpole den berühmten indischen Zahlen gemäß und ein davon abgeleitetes Gesetz des Trabanten-

und Planetenumschwunges." In einer Abhandlung von Hansten waren für die von ihm angenommenen vier magnetischen Pole der Erde bestimmte Zeiten der Umdrehung derselben durch Zahlen angegeben, welche einerseits in einfachen Beziehungen zum großen Platonischen Jahre stehen, andrerseits genau dieselben sind, wie die indischen Zahlen über vier Perioden der Weltdauer, die wiederum mit der Präcession der Tag- und Nachtgleichen zusammenhängen. Diese Hanstensche Abhandlung regte in S. eine alte Lieblingsidee an: das Sonnensystem als ein großes, magnetisches System zu betrachten, wie auch wohl Kepler schon statt der allgemeinen Schwere einen Weltmagnetismus angenommen habe, welcher die Himmelskörper verbinde. Die Ausführung dieser Idee findet sich in der genannten Abhandlung, in welcher das, wie es S. nennt, magnetische Gesetz auf die Umläufe der Trabanten und Planeten angewendet wird. Dabei gelangt er in der Besprechung der Uranustrabanten zu der Folgerung, daß in der damals bekannten Reihe von sechs Trabanten noch zwei fehlen müßten, nämlich die dem Hauptkörper nächstbefindlichen, für welche er die Umlaufszeiten von 2,1767 und 4,3534 Tagen berechnet. Im J. 1851 sind diese Uranustrabanten von Lassell wirklich entdeckt (Sitzungsberichte der Wiener Akademie IX 1852; s. auch Humboldt, Kosmos III 644 und S. in den Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Halle, I bis III, 1853—1855) und ihre Umlaufszeiten vorläufig auf 2,5 und 4 Tage bestimmt worden. Indem S. ferner an die Keplersche Schrift über die Weltharmonie erinnert und, nachdem Pfaff, indem er die harmonischen Zahlen Kepler's anführte, die Uebereinstimmung mit Ziffern der magnetischen Reihe nachwies, schließt er mit dem folgenden Satz: „Während von der calculirenden Analysis die Zahl lediglich in ihrer Unbestimmtheit und Unendlichkeit aufgefaßt wird: so machen uns die neueren Entdeckungen über chemische Verbindungsgesetze, die mit den krystallinischen zusammenhängen, recht lebhaft aufmerksam auf die individuelle Bedeutung einzelner Zahlen in der Naturwissenschaft. Vielleicht, daß wir zuletzt wieder auf die Zahlenphilosophie aufmerksam werden, welcher das Alterthum nachstrebte und in deren Geist Pythagoras seinen berühmten Lehrsatz fand und Kepler seine Himmelsgesetze entdeckte."

Eine solche divinatorische Combinationsgabe, von einer Beziehung, welche jetzt allgemein als begründet anerkannt wird, zeigte S., als er die von Lamont aufgefundne Periode magnetischer Variationen mit der Sonnenfleckenperiode zusammenstellte. Durchaus eigenartig waren die Untersuchungen, welche S. über den Ursprung physikalischer Erkenntnisse angestellt hat. Er war der Ansicht, daß schon in Zeiten sehr alter Culturstaaten eine Reihe positiver Kenntnisse vorhanden waren, welche nur durch mündliche Traditionen und als Geheimnisse bestimmter Kreise (wie noch heut astronomische Kenntnisse bei den Brahminen) bewahrt worden seien. Die Mythen enthielten seiner Meinung nach Reste einer viel älteren, verloren gegangnen Naturweisheit und die richtige Deutung der Mythen könne uns jetzt besser gelingen, als zur Zeit des classischen Alterthums, weil die neue Zeit die allgemeine Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse begünstige, während diese früher ängstlich bewahrt, in Mysterien verhüllt worden seien, deren Sinn alsdann späteren Geschlechtern verloren gegangen sei. Unterstützt durch seine gründlichen philologischen Kenntnisse, bemühte sich S., den wahren, naturwissenschaftlichen Kern einer Anzahl alter Mythen klarzulegen. Eine nicht geringe Zahl umfangreicher und eine staunenswerthe Gelehrsamkeit nachweisender Schriften ist solchen Untersuchungen gewidmet. Wenn diesen Arbeiten nur geringe Beachtung geschenkt worden ist, ja dieselben wol gar mitleidig belächelt wurden, so wird der Recensent einer dieser Schweigger'schen Schriften das Richtige getroffen haben, wenn er die Erklärung giebt, daß die Physiker gewöhnlich keine Philologen,

und die Philologen keine Physiker sind. Das Zusammentreffen beider Eigenschaften in S. ermöglichte die scharfsinnigen Deutungen, denen in der jetzigen Zeit vielleicht bessere Beachtung bevorsteht, nachdem die überraschenden Erfolge der prähistorischen Forschungen die Existenz hoher Culturen in viele Jahrtausende zurückliegenden Zeiten nachgewiesen haben.

Zur Kennzeichnung der Methode, welche S. bei solchen Untersuchungen anwendete, kann besonders auf die Denkschrift verwiesen werden, welche er im Auftrage der Universität Halle bei der Säcularfeier der Universität Erlangen 1843 überreichte. Diese Denkschrift handelt: über naturwissenschaftliche Mysterien in ihren Verhältnissen zur Litteratur des Alterthums. Man ersieht aus derselben, daß es sich nicht um mystische, phantastische Ideen handelt, sondern um streng kritische Prüfungen, wie weit die Nachrichten über Mythen und Mysterien einen deutlich erkennbaren naturwissenschaftlichen Inhalt nachweisen. — Ein von S. bei verschiedenen Anlässen behandelter Mythenkreis ist der samothracische, in welchem er die Verhüllung einer alten Kenntniß der polar-entgegengesetzten magnetischen Kräfte sieht. Mehrere hierher gehörende Abhandlungen, so namentlich die über das sogenannte St. Elmsfeuer (Kastor u. Pollux) sind in dem Schweigger'schen Journale abgedruckt, andre als besondre Schriften erschienen. Aus diesen Untersuchungen zog S. die Folgerung daß: „sofern es um Verbreitung besserer Religionskenntnisse auf der Erde uns zu thun ist, wir den Boden dazu urbar machen und das Heidenthum mit der Wurzel ausrotten werden, wenn wir Naturkenntnisse unter den noch uncultivirten Völkern des Erdbodens allgemein zu verbreiten uns bestreben. Besonders scheint für eine auf ostindische Mission sich beziehende Anstalt dieser Gesichtspunkt der Beachtung werth" (nämlich weil das Ansehen der Brahminen wesentlich auf den von ihnen als Geheimniß bewahrten und doch nur mangelhaften naturwissenschaftlichen [astronomischen] Kenntnissen beruhe). Diese Ueberzeugung bethätigte S. dadurch, daß er dem Verein von Freunden und Beförderern ostindischer Missionen das Erbtheil seines auf einer Reise in Sicilien ermordeten Bruders überwies. Zusammenfassend kann die Charakteristik Schweigger's nicht besser gegeben werden als es v. Martius in der schönen Denkrede auf S. that (Gelehrte Anzeigen der Akademie zu München 1855 Nr. 10—12 S. 81—99). „S., sagt Martius, zählt den Männern des vorigen Jahrhunderts zu, wie sie jetzt immer seltner werden. In die Höhe und Breite war er gerichtet. Nicht den Weg der sich nach außen abschließenden, vereinzelnden, ja vereinsamenden Analyse und des Specialismus, der irgendwo im Umkreis des unendlichen Alls — oft lange durch trübes Gestein — in die Tiefe schürft, ging sein Streben. Er war, der Geistesrichtung am Anfange dieses Jahrhunderts folgend, Synthetiker. Er war es in dem guten Sinne, gleichzeitig der Einzelforschung mit Liebe ergeben, aber den freien Blick über dem Ganzen erhaltend und deshalb seine analytischen Erfolge anspruchslos, ja demüthig den höheren Principien unterordnend." Heut wird vorzugsweise der entgegengesetzte Weg empfohlen; die Vertiefung in einen einzelnen Gegenstand wird als der wahre Weg zur Entwicklung der Wissenschaft empfohlen, Männern von Schweigger's Denkungs- und Forschungsweise wird oberflächliches, encyclopädisches Wissen nachgesagt. Und doch, was würde aus den Wissenschaften beim Umsichgreifen des Specialismus werden? Ein Forscher würde den Andern nicht verstehen, ein fester, sicher emporwachsender Bau der wissenschaftlichen Erkenntniß könnte aus den Mosaiksteinchen der Einzelforschung nicht hervorgehen. Dazu ist der zusammenfassende, ordnende Geist erforderlich wie ihn S. besaß.

Poggendorff, biog.-litter. Handwörterbuch, II, 873—875. — v. Martius,

die oben citirte Denkrede; die Litteratur über Schweigger's Schriften an den beiden angeführten Orten und in Wittstein's Register zum Schweigger'schen Journal. K.

Schweigger: Salomon S., protestantischer Prediger, war im Jahr 1551 geboren, nicht in Sulz am Neckar (Württemberg), wie man gewöhnlich liest, sondern in Haigerloch (Hohenzollern) laut der nicht abzuweisenden Angabe des wohl orientirten Martin Crusius. Doch heißt letzterer selbst den S. wiederholt einen Sulzer; denn die Familie S. war in Sulz eingebürgert, Salomon wuchs da auf im großelterlichen Hause, sein Vater bekleidete in der Folge die Stelle eines Notars daselbst bis zum Ende seines Lebens (1579). Vorgebildet in Latein- und (evangelischen) Klosterschulen des Herzogthums Württemberg bezog S. 1572 die Tübinger Hochschule als Theologe, verließ dieselbe jedoch, ohne sein Studium ganz beendet zu haben, am 26. September 1576 mit sechs Thalern in der Tasche, um einen Dienst zu suchen, bei welchem sein Drang, fremde Länder zu sehen, Befriedigung finden konnte. Er versuchte sein Heil in Oesterreich, und da traf es sich endlich, daß Joachim v. Sinzendorf, welcher als Botschafter Kaiser Rudolf's II. am 10. November 1577 von Wien nach Konstantinopel abging, den mittlerweile in Graz ordinirten jungen Theologen als Reise- und Gesandtschaftsprediger in sein Gefolge aufnahm. Damals war Komorn der letzte feste Platz der Christenheit an der Donau; in Gran und Ofen begrüßten den Herrn v. Sinzendorf bereits Würdenträger des Sultans und sein Prediger begann die Bräuche der Muselmänner zu studiren. Bei Belgrad verließ die Gesellschaft ihre Schiffe und fuhr von da in Kutschen nach Konstantinopel, wo sie am Neujahrstag 1578 eintraf. Der Herr David v. Ungnad, welchen Sinzendorf als Botschafter abzulösen kam, blieb noch einige Monate und mit ihm dessen Prediger Stephan Gerlach. Dieser Letztere hatte bei den bekannten durch Martin Crusius eingeleiteten Verhandlungen der Tübinger Theologen mit dem griechischen Patriarchen persönlich mitgewirkt; die Hauptschriftstücke waren bereits durch Gerlach's Hand hin und her gegangen und das Scheitern der Annäherungsversuche auch schon so gut als sicher, doch folgten weitere theologische Auseinandersetzungen zwischen beiden Theilen noch durch mehrere Jahre hin. So ablehnend sich die Griechen auch in dogmatischer Beziehung verhielten, so erwiderten sie doch das Entgegenkommen der Tübinger durch Aeußerungen freundschaftlicher Gesinnung und S. als zweiter persönlicher Vertreter Tübingens fand in der Umgebung des Patriarchen gute Aufnahme, besonders befreundete er sich mit dem Protonotar desselben, Theodosios Zygomalas. Er bekam dadurch einen Einblick in das Leben der orientalischen Christenheit und in ihre Lage unter der Türkenherrschaft. In ausgedehntem Maße benutzte er aber seinen mehr als dreijährigen Aufenthalt in Konstantinopel zur Beobachtung der Vorgänge am Hoflager des Sultans sowie des Treibens der vornehmen und niederen Moslims. Das Regiment der Sultane, welche in ihrem brutalen „Bauernstolz" den Repräsentanten der so hoch über ihnen stehenden abendländischen Mächte die empfindlichsten Demüthigungen bereiteten, war in den Augen von S. eine „greuliche Tyranney"; er konnte den Fortbestand desselben sich von seinem theologischen Standpunkt aus in erster Linie nur so zurechtlegen, daß es von Gott als eine mächtige Zuchtruthe für die Christenheit hingestellt war. Auf der andern Seite verkannte er aber auch keineswegs die sittlichen und politischen Kräfte, welche dasselbe lebensfähig erhielten, auch nicht die Humanität, die in den Wohlthätigkeitsanstalten des Islam und in der Duldung fremder Culte zu Tag trat. — Als Sinzendorf's Mission zu Ende ging, trat S. mit dessen Erlaubniß in Gesellschaft von Edelleuten deutscher Nation eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an (3. März 1581), auf welcher er auch Alexandrien und Damaskus berührte. Im November war er wieder zu-

rück in der schwäbischen Heimath. Martin Crusius bewillkommnete ihn in Tübingen mit einem griechisch-lateinischen Gedicht und veröffentlichte gleichzeitig mit demselben zur Erläuterung eine vorläufige kurze, aber genaue Nachricht von dem vierjährigen Aufenthalt des Freundes im Orient auf Grund von Briefen und mündlichen Mittheilungen. Zunächst suchte nun S. Anstellung im württembergischen Kirchendienst und fand solche als Helfer in Nürtingen (1582—1583) und als Stadtpfarrer in Grötzingen (1583—1589). Hierauf wurde er im J. 1589 durch den Reichsfreiherrn Heinr. Herm. v. Milchling, der 20 Jahre vor S. auch Jerusalem besucht hatte, auf die Patronatspfarrei Wilhermsdorf (Mittelfranken) und endlich im J. 1605 durch den Magistrat von Nürnberg zum Dienst an der Frauenkirche in dieser Reichsstadt berufen. Hier wirkte er noch 17 Jahre und starb am 21. Juni 1622. — In Nürnberg erst gab S. seine „Newe Reyßbeschreibung aus Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem" heraus (erster Druck 1608), dessen Hauptwerth in den der Türkei gewidmeten Capiteln liegt, während der Bericht über die viel kürzere Pilgerreise nur ein unbedeutenderes Anhängsel bildet. Im Zeichnen und Malen bewandert hatte S. viele Porträts, Trachten- und Genrebilder nach Hause gebracht, welche zum Theil in Holzschnitt dem Buche beigegeben werden konnten. Die im Texte hie und da mitgetheilten Proben aus dem türkischen und arabischen Wortschatz dürfen nicht zu der Ansicht verleiten, als hätte sich S. diese Sprachen vollkommen angeeignet. Und wenn man zuweilen liest, er sei der erste gewesen, welcher den Koran in die deutsche Sprache übertragen habe, so ist darauf wenig zu geben. Es existirt zwar ein Buch: „Alcoranus Mahometicus . . . in die teutsche Sprach gebracht durch Sal. S." Nürnberg 1616. Aber sieht man genauer zu, so ergiebt sich, daß S. bei diesem Werk eine italienische Schrift zu Grund legte, welche nur eine fehlerhafte und unvollständige Wiedergabe des Koran darbot und nicht einmal diese aus dem Original geschöpft hatte. Endlich ist noch ein äußerst seltenes Büchlein zu verzeichnen, dessen Vorrede das Datum trägt: Constantinopel, 1. Jan. 1581. S. hatte oft Berührungen gehabt mit Christen aus aller Herren Ländern, welche in türkische Sclaverei gerathen waren, und dabei gefunden, wie sehr sie religiöser Nahrung entbehrten. Nun übersetzte er für diese Menschenclasse den kleinen Catechismus Luther's in die unter derselben am meisten verbreitete italienische Sprache, Herzog Ludwig von Württemberg aber beförderte die Schrift zum Druck und schickte viele Exemplare davon nach Constantinopel zur Vertheilung unter die gefangenen Christen. Der Titel lautet: Il catechesimo translatato della lingua todescha in la lingua italiana per Salomon Sveigger Allamagno Wirt. predicatore del Evangelio in Constantinopoli. Tub. 1585.

Schweigger's Jugendleben und Aufenthalt im Orient schildert Crusius in der Schrift: D. Solomoni Schweigkero Sultzensi . . . gratulatio scripta a. M. Crusio. Strasb. 1582 (wieder abgedruckt in Mich. Neander, orbis terrae succincta explicatio. Ed. rec. Lips. 1597 p. 461—488), seinen ganzen Lebensgang Will, Nürnbergische Münzbelustigungen 3, 137—144; auch Würfel, diptycha capellae S. Mariae (Nürnb. 1761) 31—33 und And. Wegen Wilhermsdorf vgl. Hessisches Hebopfer 3, 715 ff. — Aus Briefen Schweigger's theilt Crusius in den Annales suevici, der Turcogræcia und der Germanogræcia manches mit. — Ueber die verschiedenen Drucke der Reisebeschreibung s. Röhricht, Bibl. geogr. Palaest. p. 206 ff.

Heyd.

Schweigger-Seidel: Franz Wilhelm S.-S. wurde am 16. October 1795 zu Weißenfels geboren. Er besuchte die Hauptschule zu Dessau, wo sein Vater, Karl Aug. Gottl. Seidel, Inspector und erster Lehrer einer Töchterschule war. 1811 widmete er sich der Pharmacie zu Leipzig und conditionirte seit

1815 als Apothekergehülfe in Merseburg, Dessau, Chemnitz und München. Zu Halle begann er 1820 Medicin und Naturwissenschaften zu studiren und wurde nach zwei Jahren Assistent am chemischen Laboratorium. Hier trat er mit seinem Lehrer, dem Professor der Physik und Chemie Joh. Salomo Christian Schweigger, bekannt als Begründer des Journals für Chemie und Physik in nahe Beziehung. Dieser adoptirte den jungen Seidel, welcher nunmehr mit landesherrlicher Genehmigung zum Andenken an den Bruder seines Adoptivvaters, den in Sicilien ermordeten Naturforscher A. Fr. Schweigger, seinem Namen den Namen Schweigger hinzufügte. Mit der Dissertation „De fibrium aestivalium origine atque natura“ promovirte S.=S. 1824 in Halle, wo er sich im folgenden Jahre als Arzt niederließ, nachdem er in Berlin den Cursus der praktischen Staatsprüfungen absolvirt hatte. 1826 habilitirte er sich mit der Schrift „Prolusiones ad chemiam medicam“, worauf er im folgenden Jahre Professor der medicinischen Facultät der Universität Halle wurde. Als Lehrer, als Forscher und als Litterat entwickelte er hier eine ebenso ersprießliche wie ausgedehnte wissenschaftliche Thätigkeit. Im Jahre 1829 begründete er das pharmaceutische Institut zu Halle, als dessen Director er zahlreiche Schüler in ihren Lebensberuf einführte. Seine Arbeiten bewegen sich vornehmlich auf dem Gebiete der physiologischen und pathologischen Chemie. Von den vielen Abhandlungen mögen außer den genannten noch die folgenden Erwähnung finden: „Chemische Untersuchungen über den krankhaften Harn und den Harn verschiedener Thiere“ (Schweigger's Journal 1826, Bd. 46). „Zusammenstellung neuer Analysen von Speichelsteinen, eines verknöcherten Herzbeutels, von Tonsillen oder Rachensteinen“ (ebend. Bd. 52). „Oel im menschlichen Blute und milchiger Harn“ (ebend. Bd. 53). „Ueber die blaue Färbung der eiweißstoffigen thierischen Substanzen durch Salzsäure ꝛc.“ (ebend. Bd. 54). „Einige Beispiele schätzbarer Heilwirkungen des Creosots und einige Bemerkungen über das aqua Bellini“ (Halle 1833). Aber auch die reine Chemie verdankt S.=S. nicht unwichtige Arbeiten und Beobachtungen. So erwähnt er in einer Abhandlung „Ueber Sementini's jodige Säure und ein Jodoxyd“ beiläufig, daß das Merc. dulcis (Mercurochlorid) durch Jod in Sublimat und Jodquecksilber verwandelt werde (ebd. Bd. 48). Interessante Mittheilungen macht er „über Entstehung farbiger organischer Stoffe in Seen, stehenden Wässern und Mineralquellen“ (ebd. Bd. 51). Auch eine physikalische Beobachtung, welche später mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen ist, mag erwähnt werden: „Ueber die eigenthümlichen drehenden Bewegungen des Kamphers und anderer Körper auf verschiedenen Flüssigkeiten“ (ebd. Bd. 42). Ganz besonders aber hat sich S.=S. auf litterarischem Gebiete große Verdienste erworben. Im J. 1828 gab er die 2. Aufl. von „J. S. Ersch, Litteratur der Mathematik, Natur= und Gewerbekunde“ heraus (Leipzig). Das von seinem Adoptivvater 1811 begründete Journal für Chemie und Physik, damals die wichtigste Zeitschrift für diese Wissenschaften, wurde von S.=S. in den Jahren 1825—1829 (Bd. 45—54) gemeinsam mit dem Begründer, dann bis zum Schlusse der Zeitschrift im J. 1833 (Bd. 69) von ihm allein herausgegeben. Von da an betheiligte er sich bis zu seinem Tode an der Herausgabe von Erdmann's Journal für pract. Chemie. Auch an dem Handwörterbuch der Chemie war er seit 1837 Mitredacteur. Als praktischer Arzt betheiligte er sich in opferwilligster Weise an gemeinnützigen Bestrebungen, so fungirte er im J. 1831 während der Choleraepidemie als Bezirksarzt. Auch wurde er im J. 1835 zum Schriftführer der naturforschenden Gesellschaft zu Halle ernannt. Aber seine zunehmende Kränklichkeit setzte dieser Thätigkeit schon im J. 1837 ein Ziel. Er besuchte in diesem Sommer noch die Bäder von Karlsbad, aber er sollte nur noch kurze Zeit seine Arbeit wieder aufnehmen: am 5. Juni 1838 fand er den Tod durch Ertränken in der Saale.

Poggendorff, Handwörterbuch, II, 875. — Callisen, Med. Schriftst.-Lexikon Bd. 17, 499 und Bd. 32, 269. B. Lepsius.

Schweigger-Seidel: Franz S.-S., Arzt, als Sohn des berühmten Chemikers Franz Wilhelm S. am 24. September 1834 zu Halle geboren, studirte hier seit 1854 Medicin und erlangte 1858 die Doctorwürde mit der Dissertation „De callo“, die bereits seine besondere Vorliebe für histologische Studien bekundete. Er widmete sich fortab ausschließlich dieser Disciplin, übernahm die Stellung als Assistent am physiologischen Institut zu Breslau unter Heidenhain, vertauschte diese 1865 mit der gleichen in Leipzig unter Ludwig, habilitirte sich hier 1866 als Privatdocent, wurde 1867 zum außerordentlichen Professor ernannt, starb aber bereits am 23. August 1871 zu Halle. S. war ein ausgezeichneter Histolog, ein viel versprechender Forscher, der trotz seines in relativ jugendlichem Alter erfolgten Todes zahlreiche Arbeiten hinterließ. Er war mehrere Jahre (1866—71) Referent über „Histologie“ für die von Virchow und Hirsch herausgegebenen Jahresberichte über die Fortschritte und Leistungen in der gesammten Medicin, Mitarbeiter an Schmidt's Jahrbüchern und schrieb: „Die Nieren des Menschen und der Säugethiere in ihrem feineren Bau geschildert“ (Halle 1865, 4 Tafeln); zusammen mit C. Ludwig: „Die Lymphgefäße der Fascien und Sehnen“ (Leipzig 1872 mit 3 Tafeln fol.); „Ueber den Uebergang körperlicher Bestandtheile aus dem Blute in die Lymphgefäße“ (Studien des physiologischen Instituts zu Breslau, Leipzig 1861, 1. Heft); „Ueber die Samenkörperchen und ihre Entwickelung“ (Archiv f. mikroscopische Anatomie 1865); „Ueber die Peritonealhöhle bei Fröschen und ihren Zusammenhang mit dem Lymphgefäßsystem“ (zusammen mit Dogiel in den Berichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, mathem.-phys. Kl. 1866).

Vgl. Biogr. Lexikon von Hirsch und Gurlt V, 321. Pagel.

Schweighaeuser: Jacob Friedrich S., Arzt, geboren zu Straßburg 1766, studirte und promovirte daselbst 1789 mit der „Diss. sistens amphibiorum virtutis medicatae defensionem continuatam et Scinci maxime historiam expendens“, diente hierauf eine Zeitlang bei der französischen Armee und ließ sich schließlich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Er widmete sich ganz besonders der geburtshülflichen Praxis, wurde als Geburtshelfer am Gemeindehospital angestellt, später zum Professor und Oberarzt am Bürgerhospital ernannt und erwarb sich in dieser Stellung durch die Verbesserung des Hebammenunterrichts, dem er eingehende Aufmerksamkeit schenkte, ein großes Verdienst. Die schriftstellerischen Arbeiten Schweighaeuser's, der am 7. Mai 1842 starb, betreffen die Modification des geburtshülflichen Instrumentenapparats, das Kindbettfieber und die Physiologie des schwangeren und gebärenden Uterus. Wir führen davon an: „Practische Anweisung zur Entbindung mit der Zange“ (Leipzig 1796, Frankfurt a. M. 1819; französ.: Paris 1799 und 1800); „Tablettes chronologiques de l'histoire de la médecine puerpérale“ (Straßburg 1806); „Aufsätze über einige physiologiche und practische Gegenstände der Geburtshülfe“ (Nürnberg 1817, enthält 34 Abhandlungen über verschiedene Themata seines Specialgebietes); „Das Gebären nach der beobachteten Natur und die Geburtshülfe nach dem Ergebnisse der Erfahrung“ (Straßburg 1825), ferner zahlreiche Aufsätze in den von ihm seit 1801 herausgegebenen „Archives de l'art des accouchements“ und als größeres, noch nennenswerthes Werk: „La pratique des accouchements en rapport avec la physiologie et l'expérience“ (Straßburg und Paris 1836). Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Callisen's Schriftstellerlexikon XVII. 430—433 und XXXII, 246.

Vgl. auch Biograph. Lexikon von Hirsch und Gurlt V, 321.

Pagel.

Schweighauser: Johannes S., der Basler Buchdrucker und Buchhändler, gehörte als Sohn des Johann Konrad S. und der Sara Beck einer geachteten Familie an, deren Stammvater Konrad S. aus Oberwil (im jetzigen Kanton Baselland) infolge der Gegenreformation nach Liestal übersiedelte, dann einige Jahre als Kanzleibeamter zu Mülhausen im Elsaß verlebte und zuletzt 1641 in Basel seinen Wohnsitz aufschlug. Von dem Comes Palatinus Joh. Jac. Grasser zum Notar ernannt, genoß er wegen seiner geraden Gesinnung allgemeines Zutrauen. Die meisten seiner Nachkommen widmeten sich während mehr als eines Jahrhunderts der juristischen Laufbahn; so auch der Vater des Johannes S., Hans Konrad, der in Halle, Holland und Paris studirte, und nachdem er in seiner Vaterstadt die Doctorwürde erworben, die Stelle eines Dompropsteischaffners erhielt, aber kaum 35 Jahre alt starb. Sein Sohn Johannes wurde am 23. September 1738 geboren. Im J. 1753 bezog er die Universität, wurde am 3. Juni 1755 Baccalaureus und 1757 Magister. Bei Peter Ryhiner hörte er Vorlesungen über Logik und bei Anton Birr philologische Collegien. Zur Erlernung der französischen Sprache machte er nach altem Basler Brauche einen Aufenthalt im „Welschland“ und beabsichtigte alsdann das juristische Studium zu beginnen. Sein Herzenswunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Auf den Rath seines Schwagers Joh. Jacob Thurneysen, dessen Vater Joh. Rudolf eine Buchhandlung sammt Druckerei betrieb, wandte sich S. der Kaufmannschaft zu. Nachdem er sich 1765 mit Maria Magdalena Preiswerk verehelicht hatte, übernahm er im darauf folgenden Jahre die J. R. Thurneysen'sche Buchdruckerei. Durch rege Thätigkeit und solide Geschäftsführung wußte S., obschon er die Typographie nicht förmlich erlernt hatte, die nun seinen Namen tragende Officin zu heben und ihr in weiten Kreisen Achtung zu verschaffen; aber sein Herz war gleichwohl nicht ganz und nicht ausschließlich beim Geschäfte. Weit eher zum Gelehrten, als zum Kaufmann geboren, widmete er alle seine Mußestunden mit Vorliebe historischen Studien. Mit unermüdlichem Fleiße sammelte er eine Menge von Materialien zur Geschichte zumal seiner Vaterstadt und der Schweiz. Seine Collectaneen und Excerpte, seit 1852 durch Schenkung seiner Nachkommen ein kostbarer Schatz der Basler Universitätsbibliothek, füllen eine ganze Reihe von Mappen, und was den Werth aller dieser Aufzeichnungen noch erhöht und ihre Verwerthung nicht wenig erleichtert, das ist die überaus schöne und deutliche Schrift, in der sie uns entgegentreten.

Besondere Erwähnung verdienen ferner drei stattliche Quartbände (sie gehören jetzt der vaterländischen Bibliothek der Lesegesellschaft), in denen alle biographischen und bibliographischen Notizen vereinigt sind, welche S. über die Basler Buchdrucker vom 15. bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts zusammenzubringen vermochte. Der Werth dieser einzigartigen, freilich nicht druckfertigen Sammlung ist von Wilh. Wackernagel im Vorwort zu den Beiträgen zur Basler Buchdruckergeschichte von Stockmeyer und Reber (1840) gebührend hervorgehoben worden. Auch um einen großen Theil der umfangreichen Sammlung von Originalbriefen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, welche zu den werthvollsten Cimelien der Basler Bibliothek gehört, erwarb sich S. ein besonderes Verdienst durch die Herstellung eines Cataloges, der trotz gewissen Unvollkommenheiten den Forschern eine bequeme Orientirung über den ganzen Bestand darbietet und bis jetzt durch kein besseres Verzeichniß ersetzt ist. Diese vorzüglich erhaltene, in den letzten Decennien auch viel benutzte Sammlung, welche in 95 stattlichen Folianten nicht weniger als 9975 Originalbriefe berühmter Männer enthält, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch einen Oheim Schweighauser's, den gelehrten Alterthumsforscher Dr. jur. Joh. Werner Huber (1700–1755) mit unermüdlichem Eifer und sicherlich nicht ohne große Opfer angelegt. Nach seinem

Tode hatte sie, wie es scheint, das Glück, in den Besitz des gelehrten Buchdruckers überzugehen, der den seltenen Schatz voll zu würdigen wußte und darum auch die Mühe nicht scheute, sie durch ein übersichtliches Verzeichniß der in jedem Bande enthaltenen Briefe brauchbarer zu machen. Am 24. Juni 1806, kurz vor Schweighauser's Tode, wurde die „Huberische Sammlung“ für die Universität erworben und bildet nun im Verein mit der Briefsammlung der Familie Amerbach, den Correspondenzen des Joh. Jac. Grynaeus, des Coelius Secundus Curio, des Joh. Buxtorf, des Joh. Heinrich Hottinger und mancher anderer ein Besitzthum, auf das Basel mit Recht stolz ist.

Ueber Schweighauser's Thätigkeit als Buchdrucker und Verleger fehlt es an eingehenden Nachrichten und ein genaues Verzeichniß seiner Verlagswerke ist leider nicht mehr vorhanden; dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß er einer altbaslerischen Tradition folgend es sich angelegen sein ließ, das Wohl des kleinen republikanischen Gemeinwesens im Verwaltungs- und im Gerichtswesen nach Kräften zu fördern und sich durch Uebernahme mannigfacher Beamtungen, deren Aufzählung unnöthig scheint, nützlich zu machen. Kaum 30 Jahre alt wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Großen Rath berufen, und bald nachher finden wir ihn als Appellationsrichter und 1795 als Mitglied des Kleinen Rathes. „S., so schreibt ein geschichtskundiger Urenkel desselben, galt als ein Gegner der Revolution, wenn er auch die Schwächen der bestehenden Einrichtungen und die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Zustände wohl fühlte; aber die Bundesgenossenschaft mit Frankreich, welchem die Führer der Bewegung sich täglich mehr unterwarfen, schreckte ihn ab, sich ihnen anzuschließen und die gewaltsamen Auftritte in der Landschaft, welche der Umwälzung vorangingen, die Feuersäulen, die aus den zerstörten Landvogteischlössern emporloderten, alles dies war nicht geeignet, den stillen, ruhigen Mann mit dieser Bewegung zu befreunden. Aber er war viel zu sehr Vaterlandsfreund, als daß er sich theilnahmlos gegen alles in den Schmollwinkel hätte setzen können; wenn er auch den politischen und verwaltenden Behörden während der Helvetik fern blieb, so nahm er doch als Richter regen Antheil an der Rechtsprechung.“ Am 31. Juli 1806 starb S. als der letzte Vertreter des Baslerischen Zweiges der in Baselland noch fortbestehenden Familie. Er hinterließ zwei Töchter, von denen die ältere, Sara (1766—1823) die Buchdruckerei und die Buchhandlung eine Zeitlang fortführte. Die jüngere Tochter, Maria Magdalena, wurde die Gattin des nachmaligen Bürgermeisters Dr. jur. Joh. Heinrich Wieland, der am Wiener Congreß die Schweiz mit hervorragendem Geschick und ausgezeichnetem Erfolg vertrat. Während sich in Basel die Umwälzung von 1798 vollzog, war Wieland Stadtschreiber in Liestal und blieb als Regierungsbeamter den Neuerungen fern; bald aber trat er auf die Seite der Einheitsfreunde und nahm an der Begründung und Einrichtung der helvetischen Republik thätigen Antheil. Die grundsätzliche Verschiedenheit der politischen Anschauungen that jedoch den herzlichen Beziehungen zwischen S. und seinem Schwiegersohn durchaus keinen Eintrag; das beweisen die zahlreichen Briefe, in denen Wieland zuerst von Liestal aus als Stadtschreiber und dann von Bern aus als helvetischer Senator und Finanzminister seinem Schwiegervater von allen wichtigen Ereignissen und in rückhaltloser Offenheit auch von seinen eigenen Handlungen Kenntniß gab.

Ungefähr seit dem Jahre 1820 war Wieland's Sohn, August, Inhaber der Schweighauserischen Buchhandlung und Buchdruckerei; auf den Publicationen der Universität finden wir ihn bis in die dreißiger Jahre als Universitätsbuchdrucker bezeichnet. Am 3. August 1833 fiel Schweighauser's Enkel im Kampf der Stadt gegen die Landschaft; aber die Leitung der Officin verblieb der Familie Wieland, bis anfangs der fünfziger Jahre das Geschäft in andre, nicht baslerische Hände

überging. Trotz dem Wechsel der Besitzer wurde jedoch der alte, geachtete Name der Firma, wenigstens soweit es die Druckerei betrifft, bis auf den heutigen Tag unverändert beibehalten.

Rede bei der Beerdigung des Hrn. Joh. Schweighauser, Statthalter des Stadt-Raths . . ., den 4. Angstmonats 1806 in dem Münster gehalten von Andreas La Roche, Diacon zu St. Peter, Basel 1806. — Karl Wieland, Ueber die Schweighauser in Basel (Basler Jahrbuch 1883, herausgegeben von Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel, S. 95 ff.). — Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der histor. Gesellschaft zu Basel, VI, S. 123 ff.

Ludwig Sieber.

Schweighäuser: Johannes S. wurde am 26. Juni 1742 als vierzehntes und letztes Kind des Pfarrers und Canonicus bei St. Thomas, Johann Georg Schweighäuser, in Straßburg geboren. Er besuchte von seinem fünften Lebensjahre an das protestantische Gymnasium. Fleiß, Ausdauer und vielseitiges Interesse, die charakteristischen Eigenschaften, die den Erfolg seines ganzen späteren Lebens und Arbeitens bedingten, ermöglichten es ihm als frühreifer Knabe von 13 Jahren die Universität seiner Vaterstadt zu beziehen. Seine Absicht war Theologe zu werden, wie sein Vater, aber die engen Grenzen des Fachstudiums erweiterte er sich selbst in einem auch für die damalige Zeit nicht gewöhnlichen Maaße. Nicht nur theologische, philologische, philosophische, historische Vorlesungen besuchte er, mit regem Eifer widmete er sich auch der Anatomie, der Mathematik, Physik, Botanik, Chemie und überhaupt den Naturwissenschaften, für welche er in seinem Freunde und späteren Collegen Hermann einen anregenden Führer und Lehrer fand. Alle diese Beschäftigungen dienten seinem Lieblingsstudium, der Philosophie, und wie er diese mit seinem eigentlichen Pflichtstudium, der Theologie, zu verbinden wußte, zeigt seine 1767 erschienene Promotionsschrift: „Systema morale huius universi sive de extremo rerum omnium fine“. Diese Frucht eines zwölfjährigen akademischen Lernens zeugt von einer ausgedehnten Belesenheit in den Werken besonders der schottischen Moralphilosophen und von einem festen Glauben an das offenbarte göttliche Wort, das er als vollkommenstes Correctiv für die unzureichende menschliche Vernunft ansieht.

Aus Rücksicht auf seinen betagten Vater hatte S. bisher, abgesehen von kurzen Ausflügen nach Basel, Frankfurt und Mannheim, seine Vaterstadt nicht verlassen. Als aber kurz vor der Promotion sein Vater gestorben war, entschloß er sich zu einer größeren Reise. Im Frühjahr 1767 ging er zunächst nach Paris, wo ihn die Schätze der Kunst- und Naturaliensammlungen, vor allem aber die Persönlichkeit des Orientalisten Deguignes, dessen Vorlesungen er besuchte und der ihm persönlich Unterricht im Arabischen und Syrischen anbot, zehn Monate lang fesselte. Von jetzt an treten Schweighäuser's orientalisch-philologische Interessen, die sich vorher wohl wesentlich auf das Hebräische beschränkt hatten, mehr und mehr in den Vordergrund. Sie waren auch die Veranlassung, die ihn seinen ursprünglichen Plan, von Paris nach London zu gehen, aufgeben ließ und ihn zunächst nach Göttingen führte, um sich dort bei Michaelis im Arabischen und Hebräischen zu vertiefen. Die wenigen Monate in Göttingen brachten ihn in mannigfach anregenden Verkehr mit berühmten Gelehrten ‚quibus abundat illa beatissima Musarum sedes‘, wie er selbst schreibt, unter denen aber der damals angesehenste Philologe Chr. Gottl. Heyne, dem er später (1806) mit dem Ausdruck höchster Bewunderung den zweiten Band seiner „Opuscula academica“ widmete, kaum eine kurze Erwähnung findet, ein deutliches Zeichen, wie fern S. damals noch den classisch-philologischen Studien stand. In Leipzig freilich, wohin er nach kurzem Besuch in Halle eilte, las er mit Reiske und seiner gelehrten

Frau griechische Tragiker, aber arabische und syrische Studien standen auch hier allen übrigen voran. Ueber Dresden ging es dann zu einem sechzehntägigen Aufenthalt nach Berlin, wo er an einer Sitzung der Akademie Theil nahm und, was ihm von allem das wichtigste war, Basedow's Bekanntschaft machte. Nach kurzem Besuch in Barby, wohin ihn der des Arabischen kundige Herrenhutermissionar Pilder lockte, in Braunschweig und Wolfenbüttel eilte er nach Hamburg, wo er Lessing kennen lernte, um sich endlich nach London einzuschiffen. Die Seereise selbst, von der S. noch im späten Alter gern zu erzählen pflegte, dauerte bei widrigem Winde 16 Tage, aber der Aufenthalt in der englischen Hauptstadt entschädigte ihn für alle Reisebeschwerden. Das gewaltige Treiben der Riesenstadt, die anmuthige Umgegend, der Glanz der Hoffeste, die Parlamentssitzungen, das Britische Museum mit seinen Kunst- und Bücherschätzen, die ihm einer persönlichen Vergünstigung zufolge täglich offen standen, dann, wie er bezeichnend hervorhebt, die reich ausgestatteten Buchhändlerläden, nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. Bei einer Sitzung der Royal Society, in die er eingeführt wurde, machte er die Bekanntschaft der namhaftesten englischen Gelehrten. Anton Askew, der gelehrte Arzt, versah ihn mit Empfehlungsbriefen nach Oxford, wo er besonders mit dem Orientalisten White enge Freundschaft schloß: zum Dank dafür konnte S. das getrübte Freundschaftsverhältniß zwischen Askew und Reiske wieder herstellen, so daß sich Askew bereit finden ließ, den ihm vermachten Taylor'schen Apparat zu den attischen Rednern an Reiske abzutreten. Ende Sommer 1769 mußte S. die Heimreise antreten, und in Gesellschaft des Straßburger Arztes Röderer, den er in London getroffen hatte, eilte er über Holland nach Straßburg zurück: von da an hat er, abgesehen von einem kurzen und unfreiwilligen Aufenthalt in Lothringen, das Elsaß nicht mehr verlassen.

In Straßburg war inzwischen der philosophische Lehrstuhl erledigt und S. bewarb sich um denselben. Aber die Professur fiel einem andern zu, Philipp Müller, ihm selbst wurde nur die Adjunctur (Extraordinariat) übertragen, allerdings mit Zusicherung des Lehrstuhls bei nächster Vacanz. Zum Amtsantritt veröffentlichte er die Abhandlung „An clarior pleniorque homini data sit rerum corporearum quam propriae mentis cognitio“ (1770), die nach damaligem Brauch zugleich als Inauguraldisputation für einen jungen Straßburger, Joh. v. Zabern, diente. Eine Reihe anderer philosophischer Abhandlungen, zu ähnlichem Zwecke verfaßt, folgte in den nächsten Jahren, „De sensu morali“ (1773), „Sententiarum philosophicarum fasc. I, II, III“ (1774, 75, 77), „Theologia Socratis“ und „Mores Socratis“ (beide 1785), die sich wohl mehr durch eine klare gefällige Form als durch Eigenart oder Tiefe des Denkens auszeichnen. Seine philosophische Lehrthätigkeit erstreckte sich auf Logik, Metaphysik und Geschichte der Philosophie, daneben las er mit den jungen Leuten die Schriften der alten Philosophen, unterrichtete sie, seiner Neigung für die englische Philosophie entsprechend, in der englischen Sprache, und vernachlässigte daneben das Studium der orientalischen Sprachen nicht. Das war Arbeit genug, und da S., abgesehen von der mehr reproducirenden Schriftstellerei auf philosophischem Gebiete gar nicht productiv war (über Gegenstände der orientalischen Philologie hat er nie das geringste geschrieben), so war es auch ziemlich trockene Arbeit. Eine wesentliche Verschönerung erfuhr sein Leben, als er 1775 in Katharina Salome Häring, aus angesehenem Straßburger Hause, eine lebensfrohe, geistreiche, humorvolle, mit Poesie und schöner Litteratur wohl vertraute Lebensgefährtin fand. Sie machte das Schweighäuser'sche Haus zum Mittelpunkt heiterer und anspruchsloser Geselligkeit, nicht zum wenigsten auch für Ausländer, denen der Hausherr gern die in Deutschland, Frankreich und England genossene Gastfreundschaft in Straßburg vergalt.

1777 starb der Vertreter der griechischen und der orientalischen Sprachen

an der Universität, Joh. Friedr. Scherer. Gegen seine Erwartung und, wie es scheint, nicht ganz nach seinen Wünschen wurde S., der immer noch auf den philosophischen Lehrstuhl rechnete, sein Nachfolger. Es wird berichtet, er habe noch in späteren Jahren öfters beklagt, daß er sich von Amtswegen der Philologie habe widmen müssen; er glaubte, er hätte auf dem Gebiet der Philosophie mehr leisten können. Dies Gefühl, da es ihn auch zu einer Zeit nicht verließ, wo sein philologischer Ruhm fest begründet schien, mag wohl als Zeugniß dafür gelten, daß er die Mängel seiner philologischen Arbeiten allezeit selbst empfunden hat. Man muß aber doch bei S. schon damals ausreichende Fähigkeit für das neue Amt vorausgesetzt haben, und offenbar legte man bei seiner Wahl das Schwergewicht auf den einen Theil der Doppelprofessur, auf die orientalischen Sprachen, in denen S. schon als Adjunct Unterricht ertheilt hatte. Seine Antrittsrede benutzte er zu dem Nachweise, daß das Studium der Sprachen von dem der Philosophie nicht allzuweit entfernt liege, und bahnte sich so den Uebergang zur neuen Thätigkeit, die von jetzt an sein langes und arbeitsreiches Leben ausfüllen sollte. Völlig erstorben aber sind in ihm die philosophischen Neigungen niemals: nicht nur daß er im Jahre 1780 eine Sammlung philosophischer Betrachtungen in einer für die Jugend verständlichen Fassung unter dem Titel „Teutsches Lesebuch für die Jugend, zum Gebrauch des Straßburgischen Gymnasiums" herausgab, auch bei der Auswahl der Schriftsteller, deren Bearbeitung er in der Folgezeit übernahm, hat er sich mehrfach durch jene Neigungen bestimmen lassen. Polybios, Epiktet, Seneca erhielten ihn in der gewünschten Verbindung mit der Philosophie, vorzüglich mit der stoischen. Einen förderlichen Einfluß übte damals ein hervorragender Landsmann auf S. aus, der französische Kriegscommissar Brunck. Brunck war durch einen zufälligen Aufenthalt im Hause eines Gießener Professors auf das Studium der griechischen Dichter geführt worden, denen er in der Folgezeit seinen überaus feinen Sprachsinn freilich mit einer durch keine kritische Zucht gebändigten Kühnheit zu gute kommen ließ. Er hatte S. bei seiner Rückkehr aus England mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und das gute Verhältniß der beiden Männer dauerte fort, bis Brunck, durch die Greuel der Revolution vergrämt, sich von allen philologischen Studien lossagte, seine Bücher verkaufte und S., der gerade damals bei der Herausgabe des Athenaeus stark auf seine Beihilfe rechnete, ersuchte, ihn mit Athenaeus und allen übrigen griechischen Schriftstellern zu verschonen. Deutlich spricht sich Brunck's Einfluß in zwei kleinen Ausgaben, die S. besorgte, aus: „Sophoclis Electra et Euripidis Andromache" und „Sophoclis Oedipus Tyrannus et Euripidis Orestes" (beide 1779); es sind nur Texte, die S. bei seinen Vorlesungen zu Grunde legen wollte, mit kurzen kritischen Noten, die sich auf Brunck's Apparat gründen. Später hat S. sich niemals wieder litterarisch mit griechischen Dichtern befaßt; er selbst hat ehrlich bekannt, daß ihm dieser Kreis der Litteratur verschlossen geblieben sei, und es mag sein, daß Mangel an metrischen Kenntnissen, den er beklagt, das erste und entscheidende Hinderniß für ihn war.

Die Anregung zu seiner ersten größeren philologischen Arbeit kam ihm von England. Der um Euripides hochverdiente englische Arzt Samuel Musgrave bat Brunck um die Vergleichung einer Augsburger Appianhandschrift, und Brunck betraute S. mit dieser Arbeit, der dieselbe voll Eifer übernahm und bald am Schriftsteller selbst Geschmack fand. Als Musgrave kurz darauf starb, hielt S. es für seine Pflicht, sich des verwaisten Schriftstellers anzunehmen, von dem es keinen brauchbaren Text gab. Es ist sein unbestreitbares Verdienst, daß er, von allen Seiten willig unterstützt, eine Fülle ungenützter Handschriften verglich oder vergleichen ließ und, was mehr ist, das reiche Material kritisch sichtete und den Werth der einzelnen Handschriften sorglich abschätzte. Daß er bei diesem schwie-

rigen Geschäft nicht überall das richtige traf, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die Ausgabe selbst, mit Anmerkungen und lateinischer Uebersetzung ausgestattet, erschien in 3 Bänden bei Weidmann's Erben und Reich (1785). Ihr voraus gingen zwei größere Abhandlungen „De impressis ac manuscriptis Appiani codicibus" und „Exercitationes in Appiani Historias" (beide 1781). Die Ausgabe brachte ihrem Verfasser außer wohlverdienter Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt die Freundschaft des Verlegers ein. Reich, „der erste Buchhändler der Nation", wie ihn Wieland nannte, schrieb ihm (Sept. 1785) die folgenden Worte: „Mit einem Manne, wie Sie sind, setzt der Rechtschaffene seinen Weg gern fort, unbekümmert ob die Reise mit Gewinn oder Verlust geendet werden möchte. Das Vergnügen Ihres Umgangs und das Gefühl Ihrer Freundschaft hält ihn schadlos". Reich starb schon 1787, aber sowohl der Polybios wie der Epiktet, zwei spätere von S. besorgte Ausgaben, wurden noch von der Weidmann'schen Buchhandlung verlegt.

Wahrscheinlich durch eine Bemerkung Heyne's angeregt, der in einer Recension der Appianausgabe eine ähnliche Bearbeitung des Polybios wünschte, wandte sich S. alsbald dem Polybios zu, dessen Text gleichfalls sehr im Argen lag. Auch hier hat er einen bedeutenden Schritt über seine Vorgänger hinaus gethan, indem er seiner Textkritik eine feste handschriftliche Grundlage verschaffte. Daß er den vollen Werth der Vaticanischen Handschrift nicht erkannte, ist um so eher zu entschuldigen, als die von ihm benützte Collation Spalletti's durchaus ungenügend war. Die Polybiosausgabe, gleichfalls mit Uebersetzung und Commentar, zudem mit einem sehr brauchbaren Lexikon ausgestattet, erschien in 9 Bänden 1789—1795. Die Schnelligkeit, mit der S. diese mühsame Arbeit bewältigt hat, ist um so erstaunlicher, als gerade damals die französische Revolution die Straßburger und nicht zum wenigsten S. und seine Freunde in Aufregung versetzte. Er selbst und mehr noch seine leicht erregbare Frau begrüßte die Freiheitsbewegung, wie fast alle besseren Elemente des Landes thaten, mit großer Freude, er war aber auch geneigt, die wohlthätigen Neuerungen mit Wort und That, soviel er konnte, zu fördern. Während er seinen ältesten Sohn Gottfried veranlaßte 1791 in die Reihen der Krieger einzutreten, ließ er selbst sich in den Gemeinderath wählen und waltete seines Amtes mit freudigem Eifer. Die Größe seiner Begeisterung mag man aus der brieflich erhaltenen, etwas kindlichen Entschuldigung ersehen, daß er seinen Polybios nicht in Frankreich, sondern „im Lande der Sklaven" habe drucken lassen. Als aber die Anarchisten unter Führung des fanatischen Priesters Eulogius Schneider ans Ruder kamen, da kühlte sich die Begeisterung der vernünftigen Leute ab und sie zogen sich zurück. S. wurde dem Jakobinerclub verdächtig, und nur der klugen Fürsprache seiner Frau verdankte er es, daß die drohende Gefängnißstrafe in Verbannung verwandelt wurde. Er zog sich mit seiner ganzen Familie nach dem lothringischen Städtchen Baccarat zurück und setzte dort seine Polybiosarbeiten fort. Aber seine nächtliche Arbeitslampe erregte den Verdacht eines Patrioten, und S. wäre als Verschwörer ins Gefängniß gewandert, wäre nicht gerade zur rechten Zeit ein Dankschreiben des Pariser Wohlfahrtsausschusses, dem er die ersten Polybiosbände zugeschickt hatte, an ihn eingetroffen. Da wagte sich niemand mehr an ihn. S. kam 1794 nach Straßburg zurück, aber die unruhigen Zeiten wirkten länger nach. Die Collegen kehrten erst allmählich aus Kerker und Verbannung zurück, die Zahl der Studenten, die vielfach in den Krieg gezogen waren, hatte sich erheblich vermindert, die neuen Steuern, das schlechte Papiergeld, die gestörte Verwaltung des Universitätsvermögens und damit verbunden das Ausbleiben der Gehaltszahlungen, dies alles brachte einen fühlbaren Nothstand hervor und konnte wohl die Arbeitsfreudigkeit hemmen. Erst als Ende 1795 die Centralschulen geschaffen wurden, kam auch S. wieder zur

Ruhe, indem er an der Straßburger Schule eine Professur übernahm und gleichzeitig in der Classe für Kunst und Litteratur Mitglied des ebenfalls neugeschaffenen Nationalinstituts wurde. In diesen schweren Zeiten erwachten die alten philosophischen Neigungen in besonderer Stärke. Die Handbücher der stoischen Trivialethik, die Selbstbetrachtungen des kaiserlichen Philosophen Marc Anton sowohl wie das Compendium des einstigen Sklaven Epiktet, haben wie in alter Zeit so besonders im vorigen Jahrhundert viele Liebhaber gefunden, manchem sind sie in der Noth des Lebens zur Tröstung gediehen und sie erfreuten sich demnach einer weiten Verbreitung. Nicht so bekannt waren die Diatriben des Epiktet geworden, und S. gedachte ein gutes Werk zu thun, wenn er den ganzen Nachlaß dieses Stoikers einer gründlichen Bearbeitung unterzog und zugleich seiner freiheitsdurstigen Zeit einen Schriftsteller näherrückte, mit dessen Ideen sie vielfach sympathisirte. Die Specialausgabe des Compendiums, zugleich mit dem „Gemälde" des Kebes, erschien 1798 in dreifacher Gestalt, zweimal in kleinerem, einmal in größerem Format und in gelehrterem Gewande, die Gesammtausgabe mit Uebersetzung, Anmerkungen, antiken Commentaren und Paraphrasen in den Jahren 1799, 1800 in 5 Bänden. Der Text lehnt sich, wiewohl S. auch hier neue Handschriften benützt hat, wesentlich an die englische Ausgabe von Upton an, und bedarf heute dringend einer neuen Bearbeitung.

Noch während er mit Epiktet beschäftigt war, ging S. nicht ohne Zagen auf das Anerbieten ein, für die Sammlung der Zweibrücker Schriftstellerausgaben den Athenaeus zu bearbeiten. Der encyclopädische Charakter der „Deipnosophisten" flößte ihm Furcht ein, da er den meisten, besonders den naturwissenschaftlichen Gegenständen des Buches zu fern stehe und mit der Behandlung der reichlich citirten Dichter wenig vertraut sei. Aber trotzdem die doppelte Hoffnung auf Brunck's und seines Freundes Hermann Hilfe versagte (der letztere starb gerade beim Beginn der Arbeit), ging er ungesäumt an's Werk. Seine Umschau nach handschriftlicher Ueberlieferung war diesmal von besonders gutem Erfolge belohnt, da sein Sohn Gottfried die einzige Handschrift, auf welcher die Textgestaltung beruhen mußte, in Paris auffand und er selbst den ausschließlichen Werth derselben erkannte. Das ganze Werk erschien vierzehnbändig 1801—1807, und ist wohl das stattlichste Zeugniß für den Fleiß sowohl wie für die eines Stoikers würdige Ataraxie des Verfassers. Denn es ist in schwerer Zeit entstanden. Ein neues Unterrichtsgesetz beseitigte 1802 die eben errichteten Centralschulen und ersetzte sie durch Lyceen, von deren auch sonst dürftig bemessenem Lehrplan der griechische Unterricht ausgeschlossen war. Das dafür die protestantische Universität in Form eines theologischen Seminars wieder hergestellt wurde und S. die griechische Professur erhielt, war bei den noch immer ungeordneten Vermögensverhältnissen dieser Stiftung kein Ersatz für die einträgliche Stelle an der Centralschule. Mit Hilfe einer kleinen Regierungspension und vieler Privatstunden schlug sich S. mühsam durch, bis er 1806 an des verstorbenen Oberlin Stelle zum Bibliothekar ernannt wurde, ein Amt, das er erst im 73. Lebensjahr seinem Sohne abtrat. Eine durchaus sorgenfreie Existenz aber fand er erst 1808 wieder, als durch kaiserliches Decret das Seminar zu einer mit allen vier Facultäten ausgestatteten Universität umgeformt wurde, an der S. nicht nur die griechische Professur, sondern auch das Decanat der philosophischen Facultät bekleidete: beide Aemter legte er erst im Jahre 1823 nieder. Kaum aber begannen die äußeren Verhältnisse sich zu regeln, da wurde sein Muth durch häusliches Unglück auf eine noch härtere Probe gestellt; 1807 starb seine schon längere Zeit kränkelnde Frau, die Sonne des Hauses, und 1809 wurde sein zweiter Sohn Karl, der die militärische Laufbahn eingeschlagen hatte, in der Schlacht bei Eßlingen verwundet und starb bald darauf zu Wien im Krankenhause.

Zwei Jahre nach dem Athenaeus erschien die von derselben Zweibrücker Gesellschaft veranstaltete Ausgabe der philosophischen Briefe Senecas (2 Bde. 1809), deren Text S. durch Ausnützung der nun zu Grunde gegangenen Straßburger Handschrift von vielen Fehlern und Interpolationen reinigte. Seneca ist der einzige lateinische Schriftsteller, dem er seine nützliche Thätigkeit zugewendet hat. Bereits im folgenden Jahre aber lockte den 68jährigen Greis eine neue und nicht die leichteste Aufgabe, die Bearbeitung des Herodot, die er 1816 auch glücklich in 6 Bänden zu Ende führte und acht Jahre später durch ein Lexicon Herodoteum, seine letzte Arbeit, erweiterte. Die einigermaßen abfällige Kritik, die Schweighäuser's Herodot erfuhr, war nicht ganz unberechtigt. Mag das Alter des Verfassers die Güte der Arbeit mit beeinträchtigt haben, die Hauptschuld trug doch die Wahl des Schriftstellers selbst, bei dem die Fehler der Schweighäuser'schen Arbeitsweise nothwendig in helleres Licht treten mußten. Sein erstes Bestreben war überall, was sich in damaliger Zeit keineswegs von selbst verstand, eine kritische Grundlage für den Text herzustellen, und dafür fehlten ihm beim Herodot die Mittel, die erst viel später ausreichend beschafft werden konnten. So wahr es nun aber ist, daß S. überall bemüht war einen wirklichen Text zu schaffen und mit der Gewohnheit einen Vulgattext auf den andern zu pfropfen gründlich gebrochen hat, so ist es doch auch wahr, daß er selbst den als richtig erkannten Weg nicht consequent verfolgte, sondern sich durch die Autorität seiner Vorgänger, älterer Ausgaben und werthloser Handschriften imponiren ließ. Diese Unsicherheit hängt mit einem anderen Mangel zusammen. S. war ein gut belesener und recht gelehrter Mann, ihm fehlte aber alles feinere Gefühl für Sprach- und Stilunterschiede. Er konnte wohl eine zur Discussion stehende Lesart durch genügende Parallelstellen belegen oder widerlegen, aber die innere sprachliche Nothwendigkeit dieser oder jener Schreibung ging ihm nicht auf. Prosasprache und Dichtersprache hat er oft in verwunderlicher Weise mit einander vermengt, wie ihm bei allem Wissen doch die Vertrautheit mit der Entwicklung der Sprache und der Litteraturgeschichte abging. Sein Urtheil über Appian, den er für einen ebenso tiefen wie anmuthigen Schriftsteller hielt, kann das allein beweisen. So kommt es, daß seine in ganz gutem Latein, aber unendlich breit geschriebenen Anmerkungen oft nach vielen Umwegen im Sande verlaufen und den Anfänger mehr verwirren als belehren. Wo es sich um Schriftsteller der späteren Zeit handelt, bei denen eine leicht zu durchschauende Manier an die Stelle individuell ausgeprägter Sprache tritt, wird sich dieser Mangel an Sprachgefühl nicht so fühlbar machen, er wird sich auch durch mechanische Observation ersetzen lassen, aber bei Herodot, dem eigenartigsten aller griechischen Prosaiker, verfangen diese Mittelchen nicht. Schweighäuser's Griechisch reichte für Herodot nicht aus. Nur der Vorwurf, er habe dem Herodot ein allzu buntes Dialektgewand umgehängt, muß als unberechtigt abgelehnt werden. Die neueren Herodottexte sehen allerdings anders aus, aber im Grunde um kein Haarbreit besser. Uebrigens hat S. auf die beiden Recensionen, die die Jenaer Litteraturzeitung (1817 n. 161 ff.) und die Göttinger Gelehrten Anzeigen (1818 n. 176) brachten, zwar geantwortet, aber die Antwort nicht drucken lassen, sondern auf der Bibliothek hinterlegt, wo sie bei der Belagerung mit andren wichtigeren Dingen verbrannt ist.

Von ihrem Lehrer S. haben viele seiner Schüler mit Anerkennung oder Begeisterung gesprochen. Daneben fehlt freilich nicht das Urtheil Ludwig Spach's, der ihn wohl noch selbst gehört hatte, daß S. seine Hörer weniger in den Geist der Schriftsteller, die er erklärte, einzuführen versucht habe, als in ein Labyrinth subtiler grammatischer Fragen. Immerhin aber gehörte S. zu den hervorragendsten Lehrern der damaligen Straßburger Hochschule, und an äußeren Zeichen der Werthschätzung hat es ihm nicht gefehlt. Die Abgeschiedenheit seines Daseins, die Gewöhnung an die engen Kreise seiner Vaterstadt, die Anhänglichkeit an seine

Heimath (er war in erster Linie deutscher Elsässer, erst in zweiter Linie Franzose) hat ihn gewiß vor vielen Enttäuschungen bewahrt und ihm ohne Zweifel mehr Arbeitsmuße gewährt als manchem andern im Strom der Welt beschieden war, aber ebenso wenig scheint es zweifelhaft, daß seine natürlichen Gaben ganz andere Früchte getragen hätten, wenn er außerhalb der Mauern Straßburgs eine anregendere und gründlichere Schule durchgemacht hätte. Aber zu seiner Ehre sei es gesagt: die Bewunderung der engen Freundeskreise hat ihn nie zu allzugroßem Selbstvertrauen oder zur Eitelkeit verführt. Er war eine milde und freundliche Natur, glücklich im Zusammenleben mit seiner Familie, seinen Schülern und seiner Arbeit. Gewohnt seine wissenschaftliche Ansicht mehr in behaglicher Breite als in kurz prägnantem Urtheil auszusprechen, vermied er die Schärfe des Ausdrucks auch bei Beurtheilung fremder Ansichten. Seiner Polemik war alle starre Rechthaberei fremd, und wenn er auch in der Hitze der Jugend sich nicht scheute, selbst gegen Scaliger, der ihm seinen Appian verunglimpft hatte, in voller Rüstung zu Feld zu ziehen, so war doch der Angriff bei aller Heftigkeit durchaus ritterlich. Später hat er, soviel ich weiß, nur einen einzigen Gelehrten, den ebenso eitlen wie unfähigen Villebrun, bei mehreren Gelegenheiten scharf abgefertigt.

Im Jahre 1815 legte er sein Amt als Bibliothekar nieder, 1823 das Decanat und die Professur. Aber auch nachdem er den Vorlesungen entsagt hatte, freute es ihn, gelegentlich reifere Gelehrte bei abendlichen Zusammenkünften in die Geheimnisse der griechischen Sprache einzuführen. Eine kurze Brustkrankheit, die ihn zu Anfang des Jahres 1830 befiel, machte seinem achtundachtzigjährigen Leben ein Ende, ein Jahr nachdem sein Lieblingssohn Gottfried nach langem Siechthum gestorben war. S. starb am 19. Januar 1830.

Joh. Georg Dahler, Memoriae Joh. Schweighaeuseri sacrum. Argentor. 1830 (die Hauptquelle aller späteren Lebensskizzen, der erste Theil nach einer kurzen Autobiographie Schweighäuser's in seinem Antrittsprogramm vom J. 1770). — Böttiger, Zeitgenossen II (1830). — Zeitgenossen III (1831), von einem persönlichen Freunde, der manche Einzelheit der Dahler'schen Erzählung hinzufügt. — Cuvier, Éloge historique de M. Jean Schw. Strasbourg 1830. — Stiévenart, Eloge hist. de M. Jean Schw. Strasbourg 1830. — L. Spach, les deux Schw. Strasbourg 1868. — Viel neues briefliches Material gibt Ch. Rabany, Les Schweighaeuser. Paris 1884. G. Kaibel.

Schweighäuser: Johann Gottfried S., Philolog und Archäolog, Sohn des Philologen Joh. S. Er ward am 2. Januar 1776 in Straßburg geboren und entwickelte sich als ein frühreifes Kind, das schon mit anderthalb Jahren ein von der Mutter einmal gehörtes Pfeffel'sches Gedicht alsbald auswendig hersagte. Sein staunenswerthes Gedächtniß blieb ihm sein ganzes Leben hindurch treu, was für ihn von desto größerem Werth war, als von früh auf sein rechtes Auge durch eine Thränenfistel geschwächt und er dadurch leicht im Lesen gehindert war. Sein Vater erzog ihn zu strenger Pflichterfüllung und führte ihn in die alten Sprachen ein (s. Schweighäuser's Gedicht „An meines Vaters Namensfeier" in Cotta's „Flora" 1800, IV S. 8); den Homer wußte er bald auswendig. Auch mit Brunck verkehrte er viel, jedoch hatte dieser damals schon alles Interesse am Griechischen verloren (s. Schweighäuser's biographische Notiz über Brunck in Millin's Mag. encycl., 1803). Von seiner Mutter Katharina Salome, geb. Häring, hatte S. den Sinn für Litteratur und Poesie und eine lebhafte Phantasie geerbt. So vollendete er rasch seine Gymnasialbildung und bezog bereits mit dreizehn Jahren die heimische Universität, um sich der Philosophie und demnächst auch dem Rechtsstudium zu widmen. Den Plan, fremde Universitäten zu besuchen, vereitelte der Ausbruch des Krieges. S. zog 1792, sechzehnjährig, als Freiwilliger mit und machte eine Reihe von Kriegsbegebenheiten in der Pfalz und der Nachbarschaft mit, ohne doch am Kriegsdienst rechte Freude

zu finden. Die Classiker begleiteten ihn auch in's Feld; nicht minder fesselten ihn die ruinenreichen Berge des Hardtgebirges und der Vogesen. Um 1795 ward er als Secretär Fabvier's im Hauptquartier der oberrheinischen Armee in Colmar angestellt, begann aber zu kränkeln; damit fand der Kriegsdienst, wenn auch die Entlassung selbst erst 1800 erfolgte, schon bald sein thatsächliches Ende. In Colmar wohnte er bei dem alten Freunde seines Vaters, Pfeffel, dessen Umgang ihn in seinen dichterischen Neigungen bestärkte. Seine Gedichte, von denen einige in Cotta's „Flora" und den Musenalmanachen erschienen, die meisten ungedruckt blieben, zeigen im ganzen die Manier Pfeffel's, hier und da auch den Einfluß von J. H. Voß „Luise"; Letzteres wird besonders von einem Gedicht „Emilie und Eduard" hervorgehoben. In seinen Dichtungen aus späterer Zeit glaubte man wohl den Einfluß Matthison's zu spüren, doch erging er sich damals zumeist in geschichts- oder religionsphilosophischen Themen, bis tief in die Mystik hinein (z. B. „Die heilige Weltgeschichte oder die alten Religionen und Christus". Straßburg o. J. „Die Stufen der Bildung", erster Gesang, in den „Feierstunden", Brünn 1821. „Auf dem Odilienberge im Herbst 1824", Sonderdruck). Die Sprache seiner Dichtungen ist durchweg die deutsche, während er für seine wissenschaftlichen Arbeiten meistens die französische vorzog; er beherrschte beide Sprachen gleichmäßig und sah sich schon hierdurch zum Vermittler französischer und deutscher Bildung berufen.

Von Colmar aus begab sich S. nach Paris, wo er von Millin und Visconti, von Villoison, Sainte-Croix, Boissonade, Bitaubé und anderen Philologen freundlich aufgenommen ward. Für die Epiktetausgabe seines Vaters verglich er drei Handschriften des Schriftstellers selbst und des Commentars von Simplicius (Epictet. ed. Schweighaeuser V S. 176. 349 f.); die wichtigste Pariser Handschrift des Simplicius verglich aber der Vater in Straßburg und entdeckte darin ein unbekanntes Stück, das für das Leben Xenophon's von Wichtigkeit war (IV S. 246 bis 250). Er übersandte diesen Fund dem Sohne nach Paris, der darüber am 2. Januar 1797 in dem Institut eine Mittheilung las (Mém. de l'Inst. national pour l'an 4. Littér. et beaux arts I S. 471 ff.). Sie erregte um so größeres Aufsehen, als die in der Stelle ausgeführte Ansicht, ein Philosoph dürfe im Nothfall aus seinem Vaterland auswandern, eine Anwendung auf Zeitverhältnisse nahe legte. Aus diesem Aufsehen erklärt es sich, daß von Manchen (sogar von Letronne Biogr. univers. LI S. 382 Anm. 73, vgl. Dahler, Memor. Joh. Schweighaeuseri S. 36) der Fund selbst dem Sohne beigelegt ward, obschon dieser deutlich von der „découverte littéraire vers laquelle un heureux hasard a conduit mon père" spricht. S. erhielt demnächst den Auftrag, seinen Vater im Unterricht in den classischen Sprachen an der in Straßburg neu errichteten École centrale für das niederrheinische Departement zu vertreten, ein Amt, das ihn weder stark in Anspruch nahm noch sonderlich befriedigte. Ein Ausflug nach Tübingen brachte ihn in Verbindung mit Cotta und mehreren französischen Emigrirten, die sich dort niedergelassen hatten. Jedoch begab er sich schon 1798 von neuem nach Paris, um für seinen Vater den von Venedig dorthin gelangten Marcianus des Athenäus, der sich als die Urhandschrift aller übrigen erwies, zu vergleichen. Dieser Aufgabe entledigte er sich mit großem Fleiß, wenn auch nicht mit gleicher Sachkenntniß (Schweighäuser zum Athenäus I S. CIII f. Kaibel zum Athenäus II S. XI). Daran schloß sich die Vergleichung von vier Handschriften des Kebes, ebenfalls für seinen Vater (s. dessen Bemerkung zum Kebes, 1806, S. 58). Auch in politischen Fragen war er thätig, indem er 1799 „Observations sur la résolution du 11 ventose an 7, concernant la vente des biens affectés au culte et à l'enseignement des protestans" erscheinen ließ, um den gefährdeten Besitz der alten protestantischen Stiftungen, wenn nicht der Kirche,

so doch wenigstens seiner Vaterstadt zu sichern. — Eine Stellung als Hauslehrer bei W. v. Humboldt, dessen volle Zufriedenheit er sich erwarb, war nur von kurzer Dauer, da Humboldt Paris schon 1801 verließ; einen ähnlichen Antrag der Frau v. Stael, in deren glänzendem Kreis er viel verkehrte, wies er ab, weil Frau v. Stael 1802 aus Paris ausgewiesen ward. Dagegen nahm S. eine Stelle im Hause von Voyer d'Argenson an, die er mit Unterbrechungen bis 1812 versah, bald in Paris, bald auf dem Lande in Poitou, seit 1809 in Antwerpen, wo Argenson Präfect ward, lebend. Dort trat er auch in nahe Beziehungen zu dem Stiefsohn Argenson's, dem jungen Herzog v. Broglie, späterem Minister Ludwig Philipp's. Daneben war er eifrig schriftstellerisch thätig. Auf Anlaß des in Paris lebenden Grafen v. Schlabrendorf übernahm er für die neue Stereotypausgabe von La Bruyère's Caractères (1802) die Durchsicht der theophrastischen Charaktere; er ergänzte die Uebersetzung und fügte eine kurze Einleitung (Aperçu de l'histoire de la morale, en Grèce, avant Théophraste) sowie kritische Anmerkungen hinzu. (Vgl. die Lettre à M. Millin sur quelques passages de Théophraste, Suidas et Arrien im Mag. encycl., 1803.) Um diese Zeit schloß er auch mit P. L. Courier enge Freundschaft und nahm an seinen litterarischen Interessen Antheil (Rabany S. 82 f.). Er vergaß aber auch nicht seine nationale Doppelstellung als Elsässer. Mit Jens Baggesen innig befreundet. mit den Gebrüdern Schlegel bekannt und namentlich von Friedrich angeregt, in regem Verkehr mit dem jungen Philologen K. B. Hase, suchte er die geistige Vermittelung zwischen Deutschland und Frankreich zu fördern, namentlich durch zahlreiche Artikel theils für die seit 1803 in Tübingen erscheinenden „Französischen Miscellen", in denen er über Litteratur, Theater, Bildungsanstalten Frankreichs berichtete, theils für Millin's „Magasin encyclopédique", wo er deutsche Zustände und Erscheinungen behandelte. Ebenso arbeitete er mit an Suard's „Publiciste", an dessen Redaction er betheiligt war, und an desselben „Archives littéraires"; in letzteren erschienen z. B. ein Aufsatz über Höhlenbewohner in Poitou und einer „sur l'histoire de la philosophie en France pendant le 18^e siècle", das Fragment der Bearbeitung einer Preisaufgabe des Instituts, „Tableau littéraire de la France au 18^e siècle", mit der er der bekannten Arbeit Barante's unterlegen war. Eine Frucht seiner durch Visconti und Millin geförderten archäologischen Interessen war der Text zum ersten Bande des von den Gebrüdern Piranesi herausgegebenen Musée Napoléon (1804), eine kurze und geschickte Erklärung der 80 Tafeln im Sinne und in der Art Visconti's. An der Fortsetzung ward er durch Krankheit verhindert, daher Petit-Radel den Text für die übrigen drei Bände übernahm. Schweighäuser's Hauptarbeit in dieser Zeit knüpfte aber an eine kritische Bearbeitung und Uebersetzung von Arrian's indischer Geschichte an, auf die ihn Sainte-Croix hingewiesen hatte. Der genannte Theil der Arbeit ward auch vollendet, aber immer weiter führten ihn die zugehörigen ausgedehnten Recherches critiques sur l'histoire primitive et l'origine de la civilisation des Indiens et des autres peuples anciens en général. Alle irgend zugänglichen Quellen, weit über das classische Gebiet hinaus, wurden herangezogen und Männer wie Silv. de Sacy und Barbié du Bocage zur Mitwirkung gewonnen; ja eine Zeit lang erwog S. ernstlich den Plan einer Reise nach Indien, für die er auf die Unterstützung des russischen Kaisers hoffte (1804). Das ganze Werk, 1802 begonnen und 1814 noch nicht vollendet, das allem Anschein nach sich vielfach mit Creuzer'schen Forschungen begegnete, ist nie erschienen, da der Bankerott des Verlegers hindernd dazwischen trat. Diese Arbeiten berührten sich vielfach mit Studien über die Quellen des Chronographen Georgios Synkellos, die an eine vom Institut für 1805 gestellte Preisaufgabe anknüpften. Sie be-

schäftigten ebenfalls S. lange Jahre und führten ihn in das Dunkel der Urgeschichte, das er sich bemühte durch gewagte Combinationen zu erhellen. Eine kleinere tabellarische Arbeit, in Antwerpen unter dem Eindruck der Gemäldeschätze in den Niederlanden entstanden, „Tableau chronologique des peintres les plus célèbres, depuis la renaissance de l'art jusqu' à la fin du 18^e siècle, distribué par écoles et par siècles), mit kurzen charakterisirenden Bemerkungen, zeugt von Schweighäuser's Interesse für die neuere Kunst (deutsche Uebersetzung von Iken).

1809 war in Straßburg die alte Universität als Akademie wieder ins Leben getreten. Im folgenden Jahre ward S. seinem Vater als Vertreter der classischen Sprachen adjungirt, trat diese Stelle aber erst 1812 zugleich mit einer Professur am protestantischen Seminar an. Drei Jahre später übernahm er als Nachfolger seines Vaters Bibliothekarstellen an der städtischen und an der Seminarbibliothek. Seiner Lehrthätigkeit, die sich außer auf die Classiker auch auf künstlerische Gegenstände erstreckte, wird Geschmack und Kraft der Anregung nachgerühmt; er ging weniger auf strenge Interpretation, wie der Vater, als auf geschichtliche und ästhetische Behandlung aus, suchte seinen Zuhörern Anschauung zu vermitteln, und veranstaltete mit ihnen an Sonn- und Feiertagen gern besuchte Uebungen in Vorträgen und Aufsätzen, und zwar in deutscher wie in französischer Sprache. Im Auftrage des Seminars verfaßte S. eine „Vie de Christ. Guil. Koch“, des 1813 gestorbenen Professors der Geschichte und des Staatsrechtes, einer der Hauptberühmtheiten der Universität Straßburg nach Schöpflin's Tode. Die mit Klarheit und Wärme verfaßte Schrift, die erst drei Jahre später erschien (Straßburg o. J.), fand überall großen Beifall. Im Jahre 1815 veröffentlichte S. eine „Patriotische Ermahnung an die Straßburger und Elsässer“ (Straßburg o. J.), als Nachtrag zur deutschen Uebersetzung von Chateaubriand's Schrift „De Bonaparte et des Bourbons“. Voll Haß gegen den „Tyrannen“ mahnt er zu gutwilliger Unterwerfung unter die alte Königsfamilie und zur Eintracht unter den Confessionen. Den Zeitverhältnissen verdankte auch der „Discours sur les services que les Grecs ont rendus à la civilisation“ (Paris 1821) seine Entstehung, indem er an den Ausbruch des griechischen Aufstandes und an die neuerweckten Hoffnungen für das Wiederaufblühen des alten Griechenthums anknüpfte. Endlich führte S. Lichtenberger's Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst (Straßburg 1824, französisch Straßburg und Paris 1825) mit einem Vorbericht ein, in dem auch er für die Ansprüche Straßburgs und Mainz's auf diese Erfindung gegen die „Harlemer Anmaßungen“ seine Stimme erhob.

Das Hauptinteresse und die Hauptarbeiten Schweighäuser's in dieser Periode seines Lebens waren aber den Alterthümern seiner elsässischen Heimath gewidmet, denen er schon in seiner Jugend gern nachgegangen war (s. seine „Notice sur la vie de M. Schoepflin“ im Moniteur, Messidor des J. XII, S. 9 des Sonderabdrucks). Die Sorge für Schöpflin's Alterthümersammlung, die bei der Stadtbibliothek aufbewahrt ward, lag S. ob, der sich ihre Vermehrung eifrig angelegen sein ließ. Auch die in Schöpflin's Alsatia illustrata begonnenen Forschungen nahm S. wieder auf. Schon 1817 veröffentlichte er in Ehrenfried Stöber's „Alsa“ eine historisch-ethnographische Culturstudie über „das Elsaß der Vorwelt“ (2. Aufl., besorgt von Aug. Stöber, Mülhausen 1875), in der freilich aus höchst bunter Mischung semitischer, ägyptischer und griechischer Traditionen ein phantastisches Bild grauer Urzeit des Elsaß hervorgezaubert wird, für welches auch die spätesten römischen Monumente willkürlich gedeutete Belege hergeben müssen. Weit verdienstlicher war die genaue Untersuchung der Burgen, Kirchen und römischen Reste der Vogesen und der Rheinebene, der eine Durchforschung der

Archive und sonstigen localen Ueberlieferungen zur Seite ging. Dergleichen archäologische Studienreisen waren damals im Elsaß noch fast unbekannt. Bei diesen Ausflügen, die sich über ganz Elsaß, aber besonders über das niederrheinische Departement erstreckten, begleitete ihn meistens seine Gattin Sophie, eine Tochter des Anatomen Thomas Lauth, und unterstützte seine Forschungen durch ihre Zeichenkunst. So war S. wohl vorbereitet, als im Jahre 1819 das Institut einen älteren Plan wieder aufnahm, in sämmtlichen Departements eine genaue Aufnahme der Ueberreste aller älteren Epochen zu veranstalten. Schweighäuser's Berichte über den bisher ganz unvertretenen Niederrhein fanden die höchste Anerkennung und trugen ihm schon 1821 die erste der aus diesem Anlaß jährlich vertheilten goldenen Medaillen, im folgenden Jahre die Ehre eines correspondirenden Mitgliedes des Instituts ein (Hist. et mém. de l'Inst., Acad. des inscr., VII S. 4 ff. 20. 29. Rabany S. 109 ff.). Eine ausführliche „Notice sur les recherches relatives aux antiquités du département du Bas-Rhin“ erschien im Annuaire du Bas-Rhin für 1822, ein Nachtrag dazu im Journal de la société des sciences etc. de Strasbourg I, 1824, S. 9 ff., ein Mémoire sur les antiquités romaines de la ville de Strasbourg (dem vierten Bericht an das Institut entnommen) in den Mémoires derselben Gesellschaft II, 1823, S. 240 ff., eine populäre „Notice sur les anciens châteaux et autres monumens remarquables de la partie mérid. du dép. du Bas-Rhin“ in Straßburg 1824, endlich eine „Erklärung des topogr. Plans der die Umgebungen des Odilienberges einschließenden Heidenmauer“ ebenda 1825 (auch französisch: Explication u. s. w.); letztere beruhte auf ganz neuen Ermittelungen und Vermessungen des hochinteressanten Bauwerkes. Diese kleineren Einzelarbeiten waren aber nur Abfälle eines größeren Werkes, das S. 1825—28 im Verein mit seinem in Colmar angestellten juristischen Freunde de Golbéry unternahm, indem dieser das Oberelsaß, S. das Unterelsaß bearbeitete: „Antiquités de l'Alsace, ou châteaux, églises et autres monumens des départemens du Haut et du Bas-Rhin“, 2 Abtheilungen, Mülhausen und Paris 1828. Das mit vielen guten lithographischen Ansichten ausgestattete Foliowerk enthält eine anschauliche und gut lesbare Beschreibung der einzelnen Burgen, Kirchen u. s. w. mit möglichst genauer Feststellung der historischen Verhältnisse, auf die viel Sorgfalt verwandt ist; urkundliche und sonstige directe Zeugnisse sind von abgeleiteten Quellen möglichst geschieden. Beide Bearbeiter ergänzten sich sehr glücklich, indem Golbéry die phantasievollen Neigungen seines Genossen zu zügeln, dieser den Kriticismus des Schülers und Uebersetzers Niebuhr's vor unberechtigter Skepsis zu bewahren suchte. Das Werk ist eine höchst achtbare Leistung, die nicht nur damals großen Anklang fand (die Auflage war sofort vergriffen), sondern auch heute noch ihren Werth bewahrt. Um namentlich für die Beurtheilung der Kirchenbauten und ihrer Chronologie weitere Gesichtspunkte zu gewinnen unternahm S. 1826 eine Reise rheinabwärts über Speyer, Worms, Mainz bis Köln und zurück über Trier, über die er doppelten Bericht erstattete, in den Mém. de la soc. des antiquaires de Normandie, III, 1826, S. 228 ff. („Observations sur quelques monuments religieux du moyen âge des bords du Rhin“), und im Kunstblatt 1826 N. 86—90 („Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel“).

Im Jahre 1823 hatte S. Sulpiz Boisserée in Straßburg kennen gelernt und war mit ihm in einen Briefwechsel getreten, der sich namentlich um die Entwicklung der Kirchenbaukunst und vor allem um die Baugeschichte des Straßburger Münsters drehte (Schweighäuser's Briefe von 1824—1832 auf der Straßburger Bibliothek, zwei danach in der Litterar. Beil. z. Gemeindezeitung für Elsaß-Lothringen 1882 N. 29 f. abgedruckt, vgl. auch Kunstbl. 1824 S. 285).

Die Aufnahmen des Münsters durch den ehemaligen Genieoffizier Chapuy veranlaßten S., seine Forschungen über das Münster noch einmal weitläufiger als in dem großen Werke darzulegen im Text zu Chapuy's Vues pittoresques de la cathédrale de Strasbourg, Straßburg 1827. Haben sich auch nicht alle seine Ergebnisse und Combinationen bestätigt, so bezeichnet doch diese Arbeit durch ihre sorgfältige Kritik der litterarischen Quellen und Berücksichtigung baulicher Thatsachen einen erheblichen Fortschritt gegenüber älteren Behandlungen des Gegenstandes. Uebrigens betrachtete S. diese ganze Beschäftigung mit Alsatica als sein „Dilettantenstudium" und beabsichtigte, „sich wieder ganz in die Philologie zu werfen, die denn doch sein eigentliches Fach und seine erste Pflicht sei" (an Boisserée 7. Januar 1827). Vermuthlich standen die an Synkellos und Arrian anknüpfenden religions- und culturhistorischen Studien in erster Reihe. Aber schon seit 1825 war Schweighäuser's Gesundheit untergraben; eine mehrjährige schleichende Krankheit verzehrte seine Kraft und endigte 1829 mit einem Schlaganfall, der die ganze linke Seite, einschließlich des gesunden linken Auges, lähmte (auch seine Mutter war 1807 einem langsam wirkenden Schlaganfall erlegen). Noch fünfzehn lange Jahre verbrachte er im Lehnstuhl oder auf dem Ruhebett, von seiner Frau mit aufopfernder Liebe gepflegt, seines Augenlichtes fast beraubt, aber mit ungebrochener Lebhaftigkeit des Geistes und unterstützt von seinem staunenswerthen Gedächtniß. Freilich gewähren die späteren Briefe an Boisserée ein höchst unerfreuliches Bild von den schwindeligen, chaotischen „historischen Urcombinationen", in denen, bei großer aber wüster Gelehrsamkeit, bei sehr lebhafter Phantasie, dem Erbtheil der Mutter, und mehr als Creuzer'scher Unkritik, etruskische und keltische Irrlichter eine peinliche Rolle spielen. Sogar die Straßburger Mundart soll Etruskisches bewahrt haben und die etruskischen Namen von fünf Helden vor Theben auf einer bekannten Stosch'ischen Gemme werden falsch gelesen, aber „sicher entziffert" als tutelae plena Dice, in coelum evanida, patris [mundum aureis lucis catenis] vincientis filia, immortalis mirabilis spiritus! Zu ähnlichen Speculationen gaben auch die 1832 von S. angekauften Rheinzaberner Thonwaaren, z. Th. von mehr als zweifelhafter Echtheit, Anlaß (vgl. z. B. das in Caumont's Bull. monum. VIII, 1842, S. 429 ff. von S. veröffentlichte Reiterrelief). S. ließ einen kleinen Theil seines Erwerbes lithographiren und beabsichtigte den Abbildungen ausführliche Erklärungen beizugeben; die Tafeln sind jedoch nach seinem Tode nur mit kurzen Bemerkungen Schweighäuser's von Matter herausgegeben (Antiquités de Rheinzabern, 15 Tafeln, [Straßburg] o. J.); vgl. dazu Schweighäuser's Aufsatz „sur la poterie Gallo-Romaine" in den Mém. de la soc. des antiquaires de France XVII, 1844, S. 36 ff. Weitere kurze Mittheilungen über elsässische Denkmäler enthalten dieselben Mémoires XII, 1836, S. 1 ff. XVII, 1842, S. 90 ff. und Caumont's Bull. monum. I, 1834, S. 41 ff., 86 ff. Noch einmal faßte S. seine elsässischen Forschungen in einer gedrängten „Énumération des monuments les plus remarquables du dép. du Bas-Rhin", Straßburg 1842, zusammen, mit der er den wissenschaftlichen Congreß im September jenes Jahres in Straßburg begrüßte. Anderthalb Jahre später, am 14. März 1844, erlöste ihn der Tod von seinem traurigen Leiden. Sein litterarischer Nachlaß, namentlich die von ihm gesammelten Zeichnungen, kam auf die Straßburger Bibliothek und ist mit dieser 1870 verbrannt. Die Familienpapiere sind im Besitz eines Hern Mehl in Paris.

Guérard, France littéraire, Art. Schweighäuser. — Biogr. spéc. des gens de lettres, ebenso. (Beide mir unerreichbar.) — Th. Fritz, Discours pour rendre les derniers honneurs académ. à J. G. S., Straßb. 1844. — De Golbéry, Notice sur la vie et les travaux de J. G. S. im Annuaire de la soc. des antiq. de France, 1849 (wiederh. Revue d'Alsace 1869 S. 454 ff.). —

L. Spach, Les deux Schweighaeuser im Bull. de la soc. des monum. histor. VI, 1869, S. 103 ff. (wiederh. Oeuvres choisies V, S. 175 ff.). — Ch. Rabany, Les Schweighaeuser, Biographie d'une famille de savants alsaciens. D'après leur correspondance inédite. Paris 1884 (Vorlesung mit einseitig französischer Tendenz, mit Actenstücken und Briefen). — Vgl. die Schrift von J. G. Dahler und den Artikel in den „Zeitgenossen" über den Vater Schweighäuser.

Ad. Michaelis.

Schweighofer: Johann Michael S., politischer Schriftsteller, geboren zu Graz in Steiermark am 25. August 1755, † zu Wien im Jahre 1812. Er legte die Studien in Graz und Wien zurück, trat in den österreichischen Staatsdienst, wurde Hofagent bei der ungarischen und siebenbürgischen Hofkanzlei und stand später in den Diensten des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen (geb. 1738 als nachgeborner Sohn August III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, seit 1766 Gemahl der Erzherzogin Christine, der Tochter Maria Theresia's, war 1780—1789 Gouverneur der österreichischen Niederlande, lebte dann in Wien als Mäcen der bildenden Künste, wo er 1822 starb). S. war durch und durch von dem Geiste der Aufklärung des 18. Jahrhunderts durchdrungen und wirkte sowohl in seiner amtlichen Stellung als durch zahlreiche Schriften politischen und volkswirthschaftlichen Inhalts im josephinischen Geiste, gehörte also jenen Männern der damals ausgezeichneten österreichischen Bureaukratie an, welche den Anschauungen des Volkes voraneilend den Kaiserstaat auf neuen Grundlagen regeneriren zu können hofften und schon deshalb rühmlichen Andenkens werth sind. Das Bemühen dieser wackeren Männer scheiterte leider an der Kriegsnoth der Jahre 1792 bis 1815 und an der politischen Stagnation in der Regierung Kaiser Franz I. — Schweighofer's Schriften sind: „Größe der Handlung unter Joseph II. nebst meinen Gedanken von der neuen Handlung auf dem schwarzen Meere" (Wien 1782); „Vollkommener Ablaß gegen Eybel's Frage: Was ist Ablaß?" (Wien 1782); „Wettstreit zwischen dem Augarten und dem Prater" (Wien 1782); „Versuch über den gegenwärtigen Zustand der österreichischen Seehandlung" (Wien 1783); „Einleitung zur Kenntniß der Staatsverfassung der vereinigten Königreiche Marokko und Fez" (Wien 1783), ein Abriß der Geographie, Geschichte und Staatskunde dieses Reiches; „Abhandlung von dem Commerz der österreichischen Staaten" (Wien 1785), handelt von der natürlichen Beschaffenheit und von den Landeserzeugnissen der österreichischen Erbländer, von dem Provinzialhandel der österreichischen Staaten überhaupt und der einzelnen Königreiche und Länder insbesondere und von dem Land- und Seehandel nach außen; „Patriotische Bemerkungen über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Ungarn" (Wien 1786); „Der politische Zuschauer, eine Fortsetzung des Freundes angenehmer und nützlicher Kenntnisse" (Wien 1787—88, 2. Aufl. 1788—89, 7 Bände) handelt fast ausschließlich von dem Kriege, welchen eben damals Oesterreich und Rußland gegen die hohe Pforte führten, und von den politischen und militärischen Verhältnissen und Zuständen der dabei mittelbar und unmittelbar betheiligten Staaten, Oesterreich, Rußland, der Türkei und nebenbei auch Preußens und Schwedens. In Verbindung damit gab S. „Wöchentliche Beiträge zur Geschichte des gegenwärtigen Feldzuges" (Wien 1788, 12 Hefte) heraus. Schon bei seinen Zeitgenossen stand S. in Ansehen; die „Oesterreichische Biedermannschronik" (Freiheitsburg 1784) erwähnt seiner als „eines patriotisch denkenden jungen Mannes, der durch gemeinnützige Bemühungen sich auszeichnet und besonders durch seinen herausgegebenen „Versuch über den gegenwärtigen Zustand der österreichischen Seehandlung" sich verdient machte" und zur richtigen Erkenntniß der Zustände und Vorgänge im Innern der österreichischen Monarchie

in der theresianisch-josephinischen Zeit sind Schweighofer's Schriften beachtenswerthe Beiträge.

Oesterreichische National-Encyklopädie von Gräffer und Czikann (Wien 1837), Bd. IV, S. 624. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 32. Theil, S. 360—361.

Franz Ilwof.

Schweikart: Ferdinand Karl S., namhafter hessischer Jurist, wurde als Sohn des Kanzleidirectors Georg Ludwig S. in Erbach am 28. Februar 1780 geboren und bis 1790 in der Stadtschule seines Geburtsortes unterrichtet. Dann besuchte er die Gymnasien zu Hanau und Bergheim im Waldeck'schen und bezog 1796 die Universität Marburg, um Jura zu studieren. 1798 ging er nach Jena, wo er die juristische Doctorwürde erwarb. Nach bestandener Prüfung wurde er Gräflich Erbach'scher Advocat, bekleidete dann von 1803—1807 die Stelle eines Instructors der jüngeren Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen mit dem Titel eines Hofraths und wurde 1809 als außerordentlicher Professor nach Gießen berufen. 1812 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor und kaiserlich russischer Hofrath nach Charkow und wurde correspondirendes Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften. 1816 kehrte er als ordentlicher Professor in Marburg in sein Vaterland zurück und entfaltete dort eine sehr vielseitige Thätigkeit als Gelehrter und akademischer Lehrer. 1821 wurde er als ordentlicher Professor nach Königsberg berufen, erwarb dort auch die philosophische Doctorwürde und erhielt 1827 unter Beibehaltung seiner Professur die Stelle eines Rathes im preußischen Justiz-Tribunale. Er starb 1857. Seine wissenschaftlichen Arbeiten bewegen sich theils auf dem Gebiete des Naturrechts (so schon seine 1801 erschienenen „Bemerkungen über das Verhältniß des Naturrechts zum positiven Recht"), theils auf dem des Criminalrechts. Außerdem verdienen seine als Zusätze und Bemerkungen zu der von Kamptz herausgegebenen juristischen Litteratur von Ost- und Westpreußen veröffentlichten Untersuchungen „Ueber die in Ost- und Westpreußen geltenden Rechte, besonders über das Kölnische und Magdeburgische Recht" (Berlin 1825) Erwähnung.

Vgl. K. W. Justi's Fortsetzung zu Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Marburg 1831, S. 622—24.

Winter.

Schweinfurth: Ernst S., Landschafts- und Genremaler, wurde als der Sohn eines Hutmachers am 2. März 1818 zu Karlsruhe geboren, verkehrte frühzeitig mit dem durch den badischen Hof als Historienmaler und Kupferstecher thätigen Kalmücken Iwanowitsch Feodor und dem nachmaligen Bildhauer Johann Christian Lotsch, trat 1832 in Karl Ludwig Frommel's Atelier, wo er sich im Kupferstechen, Radiren und Zeichnen übte und im Auftrage dieses Verlages den Schwarzwald bereiste, um daselbst Kostüm- und Landschafts-Studien zu sammeln. Nachdem S. dann zu Freiburg im Breisgau allerlei Portraits und sogenannte Corpsbilder für die Studentenschaft gezeichnet hatte, übersiedelte er nach München, ohne zu einer hervorragenden Leistung zu gelangen; die ganze Reihenfolge des Stuttgarter Kunstblattes erwähnt nur einmal (1845, No. 23) zwei kleine skizzenartige, aber von fleißigem Naturstudium zeugende Landschaften; erst 1871 wurde S. Mitglied des Münchener Kunstvereins, ohne je ein Werk zum Ankauf zu bringen. Um 1845 nahm S. einen längeren Aufenthalt in Baden-Baden, wo mehrere Landschaften mit Motiven aus Baden, München und den bairischen Bergen vielfach Anklang und Absatz fanden. Im Auftrag des Oesterreichischen Lloyd bereiste S. 1852 Dalmatien, Montenegro und Scutari und begab sich dann zum bleibenden Aufenthalte nach Rom; hier entstanden eine mit kämpfenden Montenegrinern und Türken staffirte große „Gebirgslandschaft aus Montenegro"

(Galerie zu Karlsruhe) und viele Bilder aus der Campagna, welche mit ihrem unermüdlichen Zauber lange Zeit eine ständige Domäne Schweinfurth's bildete. Ein „Transport gefangener Briganten" errang großen Beifall in Paris. Daran reihten sich Scenen aus dem Fischerleben von Porto d'Anzo. Eine Sommerfrische in dem reizenden Franciscanerkloster Palazzuola am Albaner-See gab Anlaß zu einer Serie „reizvoller tiefempfundener kleiner Bilder mit Scenen aus dem Klosterleben"; 1866 entstand eine Sammlung von hübschen Aquarellen mit Motiven aus Frascati, Tivoli, Genzano und Nemi. Graf Schack, welcher den strebsamen Künstler kennen lernte und sich mit demselben befreundete, erwarb eine „Landschaft aus der Gegend von Cervara" bei Rom (vgl. Schack, Meine Gemäldesammlung, 1881, S. 224); eine Ansicht des Nemi-Sees kaufte Frau Sophie Mayer in Karlsruhe. Außer vielen lebensgroßen Portraits, versuchte sich S. auch im Gebiete der Plastik und modellirte u. A. einen „Campagnolen zu Pferd" und eine „Kuh", welche durch Gypsabgüsse verbreitet wurden. Im Auftrage des Baron von Uexküll fertigte S. große Wandbilder für dessen Schloß Fickel in Esthland, welche er 1876 vollendete und selbst an den Bestimmungsort brachte; bei dieser Gelegenheit besuchte er auch Schweden und Norwegen und machte einen Abstecher nach St. Petersburg. Mit diesen in Composition und Colorit gleich gerühmten Bildern schloß S. seine künstlerische Thätigkeit. Zwar sammelte er in Esthland noch viele Studien, welche jedoch nimmer vollendet wurden, ebensowenig wie zwei kleinere Genrebilder und eine große italische Landschaft: die Terrasse von Mondragone bei Frascati mit einem Ausblick auf den Pinienwald und die römische Campagna (für Baron von Ungern-Sternberg). Mehrfache Darstellungen von römischen Kostümen und Scenen aus dem Volksleben vervielfältigte S. durch Lithographie und Radirung für Spithöver's Verlag. Seine römischen Collegen achteten und ehrten ihn durch die Wahl zum Vorsitzenden des Deutschen Künstler-Vereins, eine Stelle, welche S. mit Sicherheit, Umsicht und vielem Takte mehrere Jahre bekleidete. „Vermöge seines Bildungsgrades und großer Kenntniß italienischer, speciell römischer Verhältnisse war S. mit beinahe allen Größen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in Fühlung und unterhielt zum Theil lebhafte Beziehungen mit solchen; sein berühmter Vetter, der Afrika-Reisende Georg August Schweinfurth, pflegte regen persönlichen und schriftlichen Verkehr mit ihm." S. ertrug mit Leichtigkeit jede Art von Strapazen und verband mit seinem ausgesprochenen Rechtsgefühl und seinem geraden, biedern, offenen Wesen auch eine nicht gewöhnliche Körperkraft und kaltblütige Besonnenheit, womit er auch einen nächtlichen Raubanfall siegreich abschlug. Der „brave deutsche Maler" blieb deshalb lange Zeit der Löwe des Tages in der Hauptstadt Italiens. Trotz aller verlockenden Schönheit des Südens fand auch unser Maler, ebensowenig wie der Dichter des „Trompeters von Säkkingen", auf welschen Pfaden nicht jene süße Lotos-Kernfrucht, „die der Heimath Angedenken und der Rückkehr Sehnsucht austilgt"; im letzten Decennium seines Lebens verfloß selten ein Jahr, in welchem er München, Baden und Karlsruhe nicht besucht hätte. In gewohnter Frische und Heiterkeit war er noch im Herbste 1877 in seinem reizenden Atelier in der Via del Babuino thätig, ging dann zu Anfang October nach Frascati, wobei er sich heftig erkältete. Den kaum genesenen warf ein Schlaganfall nieder, an dessen Folgen der edle Maler am 24. October 1877 verschied. Er fand seine Ruhestätte unter den hohen Cypressen und Pinien bei der Pyramide des Cestius.

Vgl. Nagler, 1846, XVI, 136. — v. Weech, Badische Biographieen, 1881, III, 149 ff. (der hier fehlende Todestag ist nach Oettinger's Moniteur nachgetragen).

Hyac. Holland.

Schweinichen: Hans v. S., fürstlich Liegnitzscher Hofmarschall, Autobiograph und Sittenschilderer aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, geb. den 25. Juni 1552 als Sprosse eines altadligen schlesischen Geschlechts auf dem fürstlichen Schlosse Gröditzberg, wo sein Vater, Georg von S., als Hauptmann des Gröditzberges und des Goldberger Kreises wohnte, † den 13. August 1616. S. genoß den ersten Unterricht in der Schule des Dorfschreibers des Stammgutes Mertschütz (Kreis Liegnitz), kam 1562 als Studiengenosse des jungen Herzogs Friedrich IV. nach Liegnitz, diente gleichzeitig dem auf dem Liegnitzer Schlosse in Haft gehaltenen alten Herzog Friedrich III. als Page, besuchte 1566 auf ein Jahr die Goldberger Schule und begleitete alsdann während mehrerer Jahre seinen Vater auf den Dienst- und Hofreisen, um darauf selbst in die Dienste Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, zunächst als Kammerjunker, zu treten. S. wurde nun ein unzertrennlicher Begleiter und treu ergebener Diener dieses verschwenderischen, unruhigen und abenteuerlichen Herzogs auf dessen vielfachen Irrfahrten ins Reich, nach Polen, Böhmen und durch die schlesischen Lande und übernahm das bei der wüsten Wirthschaft und großen Schuldenlast seines Herrn höchst schwierige und undankbare Amt eines fürstlichen Marschalls und Hofmeisters, welches ihn mit der Leitung des Hofhaltes, zugleich aber auch mit den unablässigen Sorgen und Mühen um Aufbringung der hierzu erforderlichen Geldmittel betraute. S. verstand dies nun in ausgezeichneter Weise und erwarb sich hierdurch in seinen Kreisen bald weithin Ruhm, welchen er noch durch seine geschickten Arrangements der bei der fürstlichen Familie vorfallenden feierlichen Ereignisse jeglicher Art mehrte. Obgleich Herzog Heinrich die treue Ergebenheit Schweinichen's vielfach mit Undank lohnte und ihn in seine Schuldenlast sogar durch unlautere Mittel hineinverstrickte, so hielt S., trotzdem ihm lockendere Stellungen wiederholentlich angeboten wurden, dennoch unentwegt bei seinem Herrn bis zu dessen auf kaiserl. Befehl am 12. Aug. 1581 zu Prag erfolgten Gefangennahme aus. Die nächsten Jahre verbrachte S. als Landwirth auf gepachteten Gütern, da er das Stammgut Mertschütz wegen der darauf haftenden Schulden nicht hatte halten können, in ziemlich trübseligem Zustande, obgleich er kein untüchtiger Landwirth gewesen sein kann, wie er doch jedes Jahr sorgsam die Getreidepreise verzeichnete; aber der ihn fortwährend heimsuchende Besuch von Seiten seiner Freunde und Verwandten und die damit verbundenen Gastereien zehrten die Erträgnisse bald wieder auf. Deshalb nahm er nicht ungern nach Herzog Heinrich's Tode 1588 das Anerbieten des jüngeren Bruders, Herzog Friedrich IV., in seine Dienste zu treten an. Dieser war ihm zwar früher wegen seiner Treue und Anhänglichkeit an den älteren Bruder sehr abgeneigt gewesen, hatte aber mittlerweile Schweinichen's Rechtschaffenheit, Hingebung an das fürstliche Haus und Befähigung zum Leiter des herzoglichen Hofhaltes kennen und würdigen gelernt. Trotz vieler Anfeindungen und Verdächtigungen bewahrte S. sich des Herzogs Vertrauen bis zu dessen 1596 erfolgtem Tode und war neben seinen Obliegenheiten als Hofmeister auch in der Eigenschaft als fürstlicher Rath in den mannigfaltigsten Regierungsangelegenheiten vielfach thätig. Diese Stellung als Liegnitz'scher Rath behielt er auch unter seinem neuen Herrn Herzog Joachim Friedrich von Brieg, bei dem er in großer Gunst stand, und war ein eifriges und angesehenes Mitglied der Regierung, während er seines Amtes als Marschall und Hofmeister dadurch überhoben war, daß Joachim Friedrich seine Residenz in Brieg beibehielt. Auch diesen sah er 1602 in das Grab sinken, und unter der nun eingesetzten vormundschaftlichen Regierung hat S. bis zu seinem am 23. Aug. 1616 erfolgten, eigenen Tode seines Amtes gewaltet. S. ist zweimal verheirathet gewesen, das erste Mal von 1581—1601 mit Margaretha von Schellendorf, zum zweiten Mal bald nach dem Ableben der ersten Gattin mit Anna

Maria von Kreiselwitz, welche ihn überlebte und, da S. keine eheliche Nachkommenschaft hinterließ, sein Haupterbe wurde. Sein Lebenlang hat S., obwohl er ein guter Rechner und ziemlich sorgsamer Haushalter war, infolge der von ihm übernommenen Verbindlichkeiten und der immer von neuem vermöge seiner Gutherzigkeit für andere geleisteten Bürgschaften mit Schulden zu kämpfen gehabt, aber schließlich war es ihm, wie seine Vermächtnisse beweisen, doch gelungen, sich zu einem gewissen Wohlstand emporzuarbeiten, und zwar nach seinem eigenen Bekenntniß im Testament, durch Handel mit Gütern und durch fürstliche Gnadenerweisungen, vornehmlich von Herzog Joachim Friedrich. — Schon in jungen Jahren hatte sich S. vorgenommen, wie er selbst schreibt, seine Lebensschicksale und was ihm sonst Merkwürdiges begegne, aufzuzeichnen. Dieser Plan wird sicherlich in ihm entstanden sein, als er in fürstliche Dienste trat. Wohl von 1568 an datiren seine zuerst jährlichen und dann täglichen Aufzeichnungen unter Zurückgreifung auf seine früheren Erlebnisse; dieselben brechen mit dem Ende des Jahres 1602 ab, sind aber höchst wahrscheinlich von S. weiter bis kurz vor seinem Tode geführt worden. S. selbst hat die uns erhaltenen Aufzeichnungen in 3 Bücher eingetheilt. Welche Gesichtspunkte ihn bei dieser Abgrenzung geleitet, zeigt der Anfang des zweiten und des dritten Buches. Es geht ferner daraus hervor, daß S. seine Eintragungen fast gleichzeitig oder doch vor Jahresfrist gemacht hat. Durch diese Unmittelbarkeit der Anschauung wirken sie dann aber auch anziehend und gewähren nach anderer Richtung vielfachen Reiz, den ein späteres vollständiges oder auch nur partienweises Ueberarbeiten verlöscht hätte. Frische der Anschauung, eine heitere, zum massiven Genuß zwar neigende, aber doch nicht leichtfertige Lebensfreude, verbunden mit urwüchsigem Humor und einem offenen klaren Blick zeichnen die größere Hälfte seiner Autobiographie aus, allmählich tritt dann allerdings ein Ermatten unverkennbar hervor, seine gerade für uns wichtigen Glossen werden immer seltener, und schließlich wird sein Tagebuch eine trockene und dürftige Anführung seiner täglichen Beschäftigung, nur daß die Trünke und Räusche noch immer gewissenhaft notirt werden. S. war ein strenggläubiger, aber nicht unduldsamer Lutheraner, dessen immerhin mangelhafte Bildung durch einen offenen Kopf und gute Charakteranlagen ersetzt wurde; war sein Gesichtskreis auch nur ein begrenzter, sodaß er vieles nicht gesehen hat, dessen Darlegung uns heute gerade interessiren würde, wie man bei ihm auch über Fragen aus der hohen Politik keine Auskunft suchen darf, so hat er doch manche gute Beobachtung auf seinen vielen Reisen gemacht und seine Angaben werfen recht interessante Schlaglichter auf die religiösen, sittlichen, politischen und socialen Zustände seiner Zeit. Schließlich noch ist sein Tagebuch eine wahre Fundgrube für den Genealogen. Herausgegeben wurde Schweinichen's Autobiographie zuerst von Büsching unter dem Titel: Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts ꝛc., 3 Bde., Breslau 1821/23 in unvollständiger und mangelhafter Weise; dann von Oesterley: Denkwürdigkeiten des Hans von S. in 1 Bd., Breslau 1878, in zwar verbesserter, aber noch nicht genügender Form; die Einleitung daselbst gibt u. A. auch eine Zusammenstellung der noch erhaltenen Handschriften. Eine populär gehaltene Ueberarbeitung bis zur Gefangennehmung Herzog Heinrich's XI. reichend gab Ernst von Wolzogen, Leipzig 1885, heraus. Außer dieser Autobiographie hat S. augenscheinlich unter Zugrundelegung derselben ein Leben Herzog Heinrich's, zum guten Theil eine Ehrenrettung, verfaßt, herausgegeben von G. A. Stenzel in Script. rer. Silesiacarum, Bd. IV; endlich hat er noch, da es ihm als fürstlichem Marschall von Wichtigkeit sein mußte und ihm auch an sich viel Interesse bot, die „Prozesse" der Freuden- und Trauerfeste, die er erlebt oder selbst geleitet hat, zusammengestellt und abschreiben lassen. Diese Arbeit harrt noch der Veröffentlichung. Conrad Wutke.

Schweinitz: David v. S., dem alten Adelsgeschlechte derer v. S. entstammend, ward am 23. Mai 1600 als Sohn des Christoph v. S. auf dem alten Stammschlosse der Familie zu Seifersdorf in Schlesien geboren. Nachdem er die Schulen zu Schweidnitz (1612) und Liegnitz (1614), schließlich auch das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau besucht hatte, bezog er 1618 die Universität Heidelberg, um Jurisprudenz und Staatswissenschaften zu studiren, und wurde noch während seiner Studienzeit als außerordentlicher Hofjunker an den kurpfälzischen Hof gezogen. 1620 begab er sich zur Beendigung seiner Studien nach Groningen, besuchte im folgenden Jahre Seeland, Frankreich und England und war eben im Begriff, seine Reisen im nördlichen Frankreich fortzusetzen, als die Nachricht vom Tode seines Vaters ihn in die Heimath rief. Hier wurde er vom Herzog Georg Rudolf von Liegnitz 1622 zum fürstl. Hof- und Kammerjunker, 1628 zum fürstl. Rath im Regierungscollegium ernannt. Nachdem S. in dieser Stellung u. a. auch seine diplomatischen Talente bewiesen hatte, wurde er 1631 durch die Uebertragung der Landeshauptmannschaft des Fürstenthums Wohlau ausgezeichnet, mußte indessen schon 1633 wegen der Kriegswirren mit seinem Landesherrn seinen Wirkungskreis verlassen und in Polen und Preußen Zuflucht suchen. Mehrfach bot sich in dieser Zeit des Exils für S. Gelegenheit, mit dem polnischen und brandenburgischen Hofe in Beziehung zu treten. Erst nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges (1650) kehrte S. nach Schlesien zurück, erhielt 1651 das Hofrichteramt im Fürstenthum Liegnitz und wurde nach dem 1653 erfolgten Tode des Herzogs Georg Rudolf von den drei Neffen desselben Georg, Ludwig und Christian, Herzögen zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, zum Rath in den einstweilen vereinigten drei Fürstenthümern ernannt. Nach der Theilung der Erblande berief ihn Herzog Ludwig, dem das Fürstenthum Liegnitz durch das Loos zugefallen war, zu seinem Regierungsrath und Hofrichter, 1657 zum Landeshauptmann, ein Amt, das er auch nach dem Tode Ludwig's unter Herzog Christian (von 1665 an) bis an sein Ende bekleidete. S. starb am 27. März 1667. — S. war zweimal vermählt gewesen. Aus der zweiten 1629 geschlossenen Ehe — die erste war kinderlos gewesen — stammten 12 Kinder, von denen aber nur ein Sohn und sechs Töchter den Vater überlebten.

S. war Zeit seines Lebens ein von tiefer Frömmigkeit erfüllter evangelischer Christ und hat dieser ihn allzeit beherrschenden religiösen Stimmung in einer Reihe frommer — theils poetischer, theils prosaischer — Werke Ausdruck gegeben, die ihm seiner Zeit in der erbaulichen Litteratur einen Namen gemacht haben. Seine „Evangelischen Todesgedanken“ insbesondere waren ein viel gelesenes, oft aufgelegtes, auch ins Französische übersetztes Erbauungsbuch; von seinen zahlreichen geistlichen Liedern, die keine tiefere poetische Kraft, aber inniges Gottvertrauen und wohlthuende Wärme der Empfindung verrathen, haben einzelne — allerdings wohl nur vorübergehend — Eingang in fremde Gesangbücher gefunden. Seine wichtigeren erbaulichen Werke sind: „Soliloqvia de examine conscientiae s. vera poenitentia oder gute Gedanken von Prüfung des Gewissens oder wahrer Buße“ 1626; „Penta-Decas Fidium Cordialium, das ist: Geistliche Hertzensharffe von fünffmahl zehen Seiten / Allen Liebhabern der Geistlichen Musika zu spielen präsentiret“. Dantzigk 1640; „Die kleine Bibel / Das ist / Summarien / Über die H. Bibel / so wol derer Historischen Texte / alß der vornembsten Lehren vnd Vermahnungen / jedwedern Capittels. In deutsche Vers gebracht.“ Dantzigk 1647; „Evangelische Todes-Gedancken, das ist: Vorbereitung eines Christlichen Lebens zum seligen Sterben, Aus den Sonn- und Festtäglichen Evangelien und Episteln abgefasset.“ Breßlau 1663 u. ö. — Ueberdies schrieb S. eine „Genealogia. Derer von Schweinitz / Vor der Zeit vom Swentze Ge-

nennet. Dabey Ein Kurtzer Discours Von dem Alten und Schlesischen Adel: Zu Ehren=Gedächtnüß Seines Geschlechts und Befreundeten: Auß den alten Uhrkunden Zusammengetragen." Lignitz 1661.

M. Hippe.

Schweinitz: Ludwig Christian Friedrich v. S., geb. am 26. März 1778 zu Kleinwelka bei Bautzen (Königreich Sachsen) — Sohn Moritz Christ. Friedr. v. S., und mütterlicherseits Enkel Wolf Abraham's v. Gersdorf (kurfürstlich sächsischer geh. Kriegsrath, später Kanzler der evangelischen Brüderunität) —, erhielt seine Gymnasialbildung in den Jahren 1791—97 in dem Pädagogium der Brüdergemeine zu Barby und studirte bis zum Jahre 1800 Theologie in dem theologischen Seminar der Brüdergemeine zu Niesky bei Görlitz. Nachdem er neun Jahre als Lehrer an Schulen beschäftigt gewesen war, verließ er den theologischen Beruf und bekleidete mehrere Jahre Vorsteherämter theils zu Sarepta in Rußland, theils anderwärts. 1823 übernahm er die Redaction der „Nachrichten aus der Brüdergemeine". Als er 1825 von der Direction der Brüderunität beauftragt wurde, das Specialarchiv der Brüdergemeine Herrnhut durchzusehen und zu ordnen, erkannte er sowohl als andere den in ihm schlummernden Beruf. Während Johannes Plitt (der Archivar und Historiograph der Brüderunität in neuerer Zeit) seine „Denkwürdigkeiten der Brüderunität" (ein bis jetzt seines Umfangs wegen handschriftlich gebliebenes Werk) schrieb, ging ihm S. zur Hand und fertigte neben seinen Redactionsarbeiten nach Plitt's Disposition ein Specialrepertorium des Archivs der Brüderunität zu Herrnhut an. In 18 mehr oder weniger umfangreichen Folioheften nahm er den Inhalt des Archivs, häufig mit kritischen und hinweisenden Anmerkungen versehen, auf, und kam dadurch dem Geschichtschreiber auf das kräftigste zu Hülfe. Von 1841 an bekleidete er auch dem Titel nach das Amt des Archivars und Bibliothekars der Brüderunität, dessen Geschäfte er aber schon bis dahin zum großen Theil geführt hatte. Eine große Anzahl Bände seiner Excerpte, Monographien, Biographien und Dechiffrirungen schwer lesbarer Manuscripte zeugen von seiner Geschicklichkeit, Ausdauer und Fleiß. So wenig er im theologischen Beruf die Gabe der freien Rede besaß, so wenig schaffende Productivität sein Talent war, um so mehr leistete er reproductiv, um so tüchtiger war er im Gebrauch der Feder. Durch die Beschränkung aller seiner Kräfte auf dies eine Gebiet, sowie durch seine außerordentliche Begabung, nicht allein innerhalb der Mauern des Archivs Wichtiges aufzusuchen und aufzufinden, sondern auch von allen Seiten her nützliche Erwerbungen für dasselbe zu machen, dasselbe zu sichten, das Gefundene an den rechten Mann zu bringen; durch seine persönliche Umgangsgabe und gesprächsweise lebendige Darstellung von Specialitäten, durch seine weitläufige Correspondenz, durch seine schon erwähnten zahlreichen Elaborate hat er sich diesem Institut unendlich nützlicher gemacht, als wenn er sich durch seine nicht geringe Kenntniß der Geschichte der erneuerten Brüderunität zu größeren geschichtlichen Arbeiten hätte verleiten lassen, wozu es ihm an Aufforderungen nicht fehlte.

Sein Sammelfleiß beschränkte sich aber nicht bloß auf historische Manuscripte und Druckwerke, deren von ihm erworbene Anzahl nicht gering ist, sondern er war auch überaus thätig bei der Reorganisation einer brüdergeschichtlichen Gemälde= und Cimeliensammlung, die gegenwärtig über 400 Porträts und sonstige Bilder aufzuweisen hat. In seiner Eigenschaft als Unitätsarchivar war er Mitglied dreier Synoden der Brüderunität, welche 1848, 1856 u. 1857 zu Herrnhut gehalten wurden. Mit dem Schluß der Sitzungen der letzten derselben war seine bis in das 80. Lebensjahr ihm gebliebene Geisteskraft gebrochen, und nachdem er noch zwei Jahre lang in seinem Amt nach Vermögen thätig gewesen war, machte am

4. August 1859 ein Schlaganfall seinem langen und arbeitsreichen Leben ein rasches Ende.

Glitsch.

Schweins: Franz Ferdinand S., geboren am 24. März 1780 zu Fürstenberg im Bisthum Paderborn, † am 15. Juli 1856 zu Heidelberg. S. erhielt seine erste Gymnasialbildung in Paderborn und sollte der Theologie sich widmen. Als aber eine ausgesprochene Vorliebe für mathematische Studien sich bei ihm geltend machte, durfte er seiner Neigung folgen und bezog von 1801 bis 1802 die Akademie der zeichnenden Künste in Kassel, dann 1802 die Universität in Göttingen. Bereits 1808 hielt er in Darmstadt Vorlesungen über Mathematik. Im gleichen Jahre doctorirte er in Göttingen und ließ sich ebenda als Privatdocent der Mathematik nieder. In gleicher Eigenschaft siedelte er 1810 nach Heidelberg über, wurde aber schon 1811 zum außerordentlichen, dann 1816 zum ordentlichen Professor ernannt, nachdem er eine Berufung nach Greifswald ausgeschlagen hatte. Seine 46jährige Lehrthätigkeit an der Heidelberger Universität beschränkte sich fortwährend auf die elementarsten Theile der Mathematik. Seine ziemlich zahlreichen Schriften sind, soweit sie Neues enthalten, combinatorischen Gegenständen gewidmet. Leider bewegt er sich dabei in dem ungenießbarsten Formelkrame der combinatorischen Schule, so daß nur wenige Leser sich durchzuwinden vermochten und beispielsweise erst 1884 entdeckt wurde, daß die „Theorie der Differenzen und Differentiale" von 1825 unter dem Namen der Producte mit Versetzungen die Determinantenlehre ziemlich ausführlich behandelte. S. zeigt durch die dort vorkommenden Citate, daß er mit den verwandten Schriften von Wronski, nicht aber mit denen von Cauchy bekannt war.

Vgl. Heidelberger Jahrbücher für 1856. — Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch II, 876. — Muir im Philosoph. Magazine Ser. 5, Vol. XVIII, p. 416—427.

Cantor.

Schweintzer: Hans S., auch Schweinitzer und Schwintzer genannt und lateinisch Apronianus, soll zu Schweidnitz in Schlesien geboren sein (und daher seinen Namen haben?). Er war ein Schüler von Valentin Crautwald (s. A. D. B. IV, 570) und war mit diesem dann auch wohl in Liegnitz zusammen, wo er Domherr und (wie Crautwald) Lector war. Hier kam er auch mit Kaspar Schwenckfeld zusammen, für dessen eigenthümliche Lehren er bald gewonnen ward. Als Schwenckfeld nach Straßburg übersiedelte, zog auch S. dorthin. Hier errichtete er eine Buchdruckerei; er druckte theils allein, theils in Gemeinschaft mit Petrus Schäfer. Zu den Werken, welche sie gemeinsam druckten und herausgaben, gehören Crautwald's lateinischer Commentar zu den drei ersten Capiteln der Genesis (In tria priora capita libri Geneseos annotata. Argentorati 1530, Petrus Schaefer et Johannes Apronianus); ferner noch in demselben Jahre: „De oratione fidei epistola" (ein Brief an Schwenckfeld); Schwenckfeld's Buch „Vom wahren und falschen Verstand und Glauben", „Albinus seu Alcuinus de trinitate ac mysteriis Christi"; und dann im J. 1531: „Epistola apologetica adversus Erasmum". Dagegen druckte S. allein im J. 1530 Schwenckfeld's Bekenntniß vom h. Sacrament des Leibes und Blutes Christi, und im J. 1531 die deutsche Uebersetzung des Bekenntnisses der vier Städte, der sogen. Tetrapolitana, nebst der Vertheidigung dieses Bekenntnisses gegen die Confutation desselben, die den Gesandten der vier Städte zu Augsburg vorgelesen war. Alle diese Drucke sind nicht häufig; spätere Drucke von S. allein oder von ihm und Schäfer gemeinsam sind dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt. Als S. im J. 1536 die Schrift des Joh. Ludw. Vives De com-

munione rerum in deutscher Uebersetzung herausgab (Von der Gemeinschaft aller Dingen), ließ er sie bei J. Kammerlander in Straßburg drucken. Später übersetzte S. die Osiander'sche Evangelienharmonie, die lateinisch in Basel 1537 erschienen war, ins Deutsche; die Uebersetzung wurde von Cyriacus Jacobi in Frankfurt a. M. gedruckt und kam 1541 heraus; nach dem mit diesem Drucker und Verleger am 27. Nov. 1540 geschlossenen Vertrage bekam S. bei einer Auflage von 1200 Exemplaren als Honorar für seine Uebersetzung einen Kreuzer pro Exemplar. — S. hat auch deutsche geistliche Lieder gedichtet; im Straßburger Gesangbuch von 1537 befinden sich drei Lieder von ihm, und ein viertes findet sich handschriftlich in der Sudermann'schen Liederhandschrift von 1596; die drei schon 1537 gedruckten haben dann auch in spätern Gesangbüchern mehrfach Aufnahme gefunden, das eine (O höchster Gott in deinem Thron) noch 1561; nachher kommen sie wohl nicht mehr vor. — In den Jahren 1539 und 1554 stand S. in Briefwechsel mit Schwenckfeld und noch im J. 1556 hatte er wegen seiner Beziehungen zu diesem ein Verhör zu bestehen, in welchem er sich freimüthig verantwortete. — Sowohl das Jahr seiner Geburt wie das seines Todes scheint unbekannt zu sein.

A. F. H. Schneider, Zur Literatur der Schwenckfeldischen Liederdichter u. s. f., Berlin 1857, S. 5 f. — G. H. A. Rittelmeyer, Die evangelischen Kirchenliederdichter des Elsasses, Jena 1855, S. 29. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. II, 153 f. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, 796 ff. — Goedeke[2] II, 184. — Ueber die von S. gedruckten und herausgegebenen Bücher sind zu vergleichen: Wackernagel, Bibliographie, S. 146. — Baum, Capito und Butzer, S. 595. — Dobel, Memmingen im Reformationszeitalter IV, 9. — Kuczynski, Nr. 2710. — Möller, Andreas Osiander, S. 537. — (v. d. Hardt) Autographa Lutheri II, 237. — Panzer, Annales VI, p. 119, Nr. 817 und p. 121, Nr. 832. — Ueber den Vertrag: Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 315. Außerdem vgl. Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels IV, 1879, S. 29. l. u.

Schweiß: Alexander v. S. aus Herborn. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, er starb spätestens im J. 1536. Zuerst wird er erwähnt als Secretär des Grafen Heinrich von Nassau (1483—1538; vgl. A. D. B. XI, 551), welcher unter der Leitung seines Oheims Engelbert erzogen war und dessen Nachfolger im Dienste des Erzherzogs Philipp des Schönen, später einer der vorzüglichsten Rathgeber des Kaisers Karl V. wurde. Dieser mochte den gewandten und brauchbaren Mann in seiner Heimath zu Dillenburg kennen gelernt und in seinen Dienst genommen haben. So begleitete er denn auch im J. 1522 seinen Herrn nach Spanien und scheint am kaiserlichen Hofe wegen seiner Vertrautheit mit den deutschen Verhältnissen einen über seine Sphäre hinausgehenden Einfluß gewonnen zu haben. Dies beweist ein Brief des großen Humanisten Erasmus von Rotterdam vom 13. März und zwar, wie aus dem Inhalt hervorgeht, des Jahres 1523 oder 1524, als Erasmus anfing, sich entschieden von der Sache der Wittenberger Reformatoren loszusagen (Epist. Erasmi, London 1642, S. 1905 f.). In demselben empfiehlt er in aller Kürze die Angelegenheit eines Verwandten dem ornatissimo D. Alexandro, ill. comitis de Nassouwen secretario, benutzt aber die Gelegenheit, um sich in aller Ausführlichkeit über seine Stellung zu Luther auszusprechen: er klagt darüber, daß sein Name von unwissenden Mönchen und Geistlichen so oft mit dem von Luther, dessen Schriften er nicht gelesen und mit dem er nichts zu thun habe, in Verbindung gebracht werde: er wollte durch diese Erklärung offenbar die irrigen Gerüchte, welche sich über sein Verhältniß zu den kirchlichen Neuerungen verbreitet hatten und sicherlich auch an den kaiserlichen Hof gedrungen waren, grade an dieser Stelle wider=

legen; und wenn er dann die Hoffnung ausspricht, der Kaiser werde energischere Maßregeln zur Herstellung von Ruhe und Frieden ergreifen, so glaubte er ohne Zweifel, daß S. in seiner einflußreichen Stellung darauf hinwirken könne. Von Spanien aus richtete S. mehrere Briefe an den Bruder seines Herrn, den Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg, von denen vier erhalten sind (gedruckt bei Arnoldi, Denkwürdigkeiten 1817, S. 222 ff.). Am 25. Juni 1526 theilt er diesem politische Neuigkeiten (über die Verhandlungen des Kaisers mit Franz I.) mit und berichtet am 9. Juli 1526 über die Pracht des Hauses zu Calahorra, welches dem Grafen Heinrich durch seine Vermählung mit Menzia von Mendoza, Markgräfin von Zenette, zugefallen war, sowie von einem Besuche des Pfalzgrafen Friedrich daselbst. Wegen seiner Verdienste hatte ihn der Kaiser schon 1523 (23. Juni) geadelt und nahm ihn nunmehr als Geheimschreiber in seine eignen Dienste. Da er infolge davon denselben auf seinen Reisen von 1529 an durch Italien, Deutschland und die Niederlande begleiten mußte, so treffen wir ihn bei mehreren bedeutenden Gelegenheiten thätig. Als im Herbste 1529 die protestirenden Stände die Speierer Erklärung zu Piacenza dem Kaiser überreichen ließen, war er der Vermittler zwischen den Gesandten und dem Kaiser, konnte aber nicht verhüten, daß sie übel behandelt wurden. Auf dem Reichstage zu Augsburg (25. Juni 1530) überreichte ihm der Kanzler Brück, nachdem Dr. Beyer die Augsburgische Confession verlesen hatte, die beiden Exemplare derselben, das deutsche und lateinische, doch griff der Kaiser zu, nahm beide an sich und übergab das deutsche dem Erzbischofe von Mainz, später das lateinische seinen Secretären S. und Waldes mit dem Auftrage, eine französische und italienische Uebersetzung anzufertigen. Am 3. August verlas S. die von den katholischen Theologen ausgearbeitete Widerlegung (Confutatio) in feierlicher Versammlung. Auch in der Folge tritt er mehrfach in den kirchlichen Fragen hervor als zuverlässiger und eifriger Verfechter der alten Lehre, wie in dem kaiserlichen Edict über die Censur neuer Bücher und in den Verhandlungen des Jahres 1531; damals sprach der Bischof von Constanz seine Mißbilligung über die Härte (iniquitas) des kaiserlichen Geheimschreibers aus. Bald nachher (wohl 1533) schied er aus der Kanzlei; sein Nachfolger war Dr. Matthias Held. Man sagte ihm nach, er habe während seiner Dienstzeit mehr als 20 000 fl. zusammengescharrt. Nach seinem Tode erhob der kaiserliche Hofmeister v. Montfalconet Ansprüche an seine Erben wegen der Gebühren, welche er unrechtmäßiger Weise in der Kanzlei an sich gezogen; in Bezug auf diese Forderung gibt der Kaiser am 2. Nov. 1536 (Lanz, Korrespondenz K. Karls V., II S. 272) seiner Schwester Marie die Weisung, die Sache dem Rechte gemäß bald zu erledigen. Nachkommen von S. sollen in Mähren ansehnliche Güter besessen haben.

Die Stellen aus Seckendorf, Chytraeus, dem Corp. Ref. hat Nebe in dem Programm des Herborner Seminars 1868, S. 37 zusammengestellt. Vgl. auch Dillenburger Intelligenz-Nachrichten 1778, Sp. 280. — Schellenberg, Nass. Schulblatt 1854, S. 192. — Häberlin XI an den betr. Stellen.

Fr. Otto.

Schweitzer: Dr. August Gottfried S., Professor der Landwirthschaft, Director der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn, geboren am 4. November 1788 zu Naumburg, † am 17. Juli 1854 in Bonn. Seine Kinderjahre verlebte er theils in Naumburg, wo sein Vater Kaufmann war, theils auf dem väterlichen Landgute Mosen bei Ronneburg. Infolge dessen erwachte die Lust zur Landwirthschaft so lebhaft in ihm, daß er den früheren Entschluß, Kaufmann zu werden, aufgab, und schon 1807 nach Möglin in das neuerrichtete landwirthschaftliche Institut Thaer's ging. 1808 kehrte er nach Mosen zurück und betheiligte sich an der Wirthschaftsführung des väterlichen

Gutes. Von Mosen aus machte er landwirthschaftliche Reisen durch Deutschland und die Schweiz. Sein erster schriftstellerischer Versuch war „Die Wechselwirthschaft" 1817; mit Koppe, Schmalz und Teichmann gab er um diese Zeit heraus „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft", 6 Bde., 1818 bis 1825. Er entsagte jedoch auf längere Zeit der schriftstellerischen Thätigkeit und widmete sich bloß der praktischen Landwirthschaft. 1818 übernahm er die Bewirthschaftung des Gutes Mosen auf alleinige Rechnung. 1826 wurde ihm die Administration des großherzogl. weimarischen Stammgutes Mildenfurth übertragen, 1829 erhielt er einen Ruf zur Uebernahme des landwirthschaftlichen Unterrichts an der mit der Forstakademie zu Tharandt zu verbindenden landwirthschaftlichen Lehranstalt, deren Director er wurde. Hier nahm er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf; es erschienen von ihm „Ueber die Wichtigkeit des Studiums der Landwirthschaft", 1830; „Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft", 2 Thle., 1831, 3. Aufl. 1854; „Reise durch das nördliche Frankreich", aus dem Französischen von Moll, 1836; „Darstellung der englischen Landwirthschaft", aus dem Englischen, 3 Bde., 1839; „Jahrbuch der königl. sächsischen Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand", 1842—1845; mit Schubarth gab er die von Geier verfaßte Preisschrift „Ueber Verbesserung der Bauernwirthschaften im sächsischen Erzgebirge", 2. Aufl. 1840, heraus. Von 1831—39 war er Mitredacteur vom „Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft". 1831 wurde er mit der speciellen Aufsicht über die königlich sächsischen Stammschäfereien betraut; auch war er bis 1847 Mitglied des Directoriums der ökonomischen Gesellschaft für das Königreich Sachsen, an deren Schriften er lebhaften Antheil nahm; hauptsächlich gilt dieses von den Jahrgängen 1845—47 der von dieser Gesellschaft herausgegebenen „Landwirthschaftlichen Zeitschrift". Als Lehrer sowie als Schriftsteller war er mit Erfolg thätig und fand durch Wahrung der Objectivität, durch sachliche Begründung seiner Ausführungen mehrentheils volle Anerkennung. Seiner Mitwirkung verdankte man auch die Organisation der erst im vorletzten Decennium wieder eingegangenen Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. Er war Präsident der ersten Versammlung in Dresden und gab mit Papst den „Amtlichen Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe in Dresden" 1838 heraus. 1847 folgte er einem Rufe als Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Poppelsdorf bei Bonn und ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät der Universität Bonn. In dieser Eigenschaft wirkte er bis 1851, wo er wegen anhaltender Kränklichkeit in den Ruhestand versetzt wurde. Inzwischen hatte er noch geschrieben: „Ueber Wirthschaftseinrichtungen, mit besonderer Berücksichtigung der im Königreich Sachsen vorkommenden landwirthschaftlichen Verhältnisse" 1849; mit Hartstein „Ein paar Worte über das der Universität Bonn gehörende Landgut Poppelsdorf, seine Bestimmung und seine Bewirthschaftung" 1849; an der „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins für Rheinpreußen" war er 1847 bis 1851 Mitredacteur.

Löbe.

Schweitzer: Christian Wilhelm S., geboren zu Naumburg am 1. November 1781, Jurist und zeitweilig Großherzoglich Sächsischer Staatsminister, † zu Clobra am 26. October 1856. Trotz der glücklichen Verhältnisse, in denen der Vater lebte, und trotz der größern Stadt, welche die nöthigen Bildungsmittel genügend darbot, scheint S. doch keinen ausreichenden Jugendunterricht genossen zu haben. Er wurde nur durch Privatlehrer vorgebildet und klagte später oft, daß er erst auf der Universität eingesehen habe, wie lückenhaft seine Kenntnisse seien und daß es ihn viel Mühe gekostet habe, das Fehlende zu ergänzen. Doch gelang es ihm durch großen Fleiß und durch ungewöhnliche

Arbeitskraft, das Gelernte zu vervollständigen, aber die fröhliche Studentenzeit war für S. nur eine Zeit angestrengtester Arbeit. 16 Stunden, so äußerte er später, wurde täglich gearbeitet, 3 Stunden blieben für Essen und Trinken, sowie für körperliche Bewegung, 5 Stunden für Schlaf. Aber sein gesunder Körper überwand diese Anstrengungen und es gelang ihm, schon als 22jähriger Jüngling das Doctorexamen in Leipzig zu bestehen.

Zunächst schlug er jetzt die akademische Laufbahn ein: er habilitirte sich in Wittenberg und las Institutionen, Rechtsgeschichte, Wechselrecht ꝛc. Aber trotzdem, daß er stets als trefflicher Lehrer gerühmt wurde und seine weitreichenden Kenntnisse, sein klarer Vortrag hervorgehoben wurden, drängte die Neigung zu einer mehr praktischen Thätigkeit die Gelehrtenthätigkeit zurück. Schon nach dreijährigem Lehren entschloß sich S., Rechtsanwalt zu werden, verließ die bisherige Stellung und siedelte nach Ronneburg im Altenburgischen über. Dort blieb er als Advocat, bis ihn 1810 ein Ruf an die Universität Jena führte. Natürlich war er hier wieder in erster Linie Docent, auch wissenschaftlich durch Schriften thätig, doch fehlte es nicht an Geschäften, die ihn auf andre Gebiete führten. So waren es zum Beispiel die großen Ereignisse von 1813, die ihn aus der Ruhe rissen. In Jena wurden zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten Soldaten-Lazarethe errichtet und S. entwickelte bei der Einrichtung und Verwaltung derselben ganz besonders lebhafte Thätigkeit. Es folgte alsdann seine Sendung nach Frankfurt a. M. als Vertreter der Universität Jena zu dem sogenannten Verwaltungsdepartement, einer provisorischen Centralverwaltungsbehörde für die einzelnen Theile Deutschlands auf Vorschlag Stein's gegründet. Und auch nach Erledigung dieser Geschäfte konnte er noch nicht nach dem friedlichen Jena zu seinem stillen Berufe zurückkehren; denn nun verlangte Karl August Schweitzer's Anwesenheit in Weimar wegen der aufzustellenden Constitution. Dann endlich wieder zum Lehrstuhle nach Jena!

Erst das Jahr 1818 machte diesem Zwitterzustande ein Ende: Karl August berief den brauchbaren Mann in sein Ministerium und damit gab S. seine Lehrthätigkeit für alle Zeiten auf. Er sollte als geheimer Staatsrath mit Sitz und Stimme in das Ministerium eintreten: ein Departement war ihm zunächst nicht zugedacht. Denn als S. dem Ministerium beitrat, waren die Regierungsgeschäfte in drei Abtheilungen vertheilt, an Spitze deren jeder ein Staatsminister als Chef stand. Da bald darauf der Chef des dritten Departements starb, wurden die Geschäfte desselben dem ersten und zweiten Departement zugetheilt. An S. sollten wichtigere Geschäfte und Geschäftsführungen zeitweilig übertragen werden, ohne daß ihm die Leitung und Besorgung einer bestimmten Abtheilung gegeben würde. So übernahm er 1827 den Vorsitz bei der Immediatcommission für Erziehungs- und Unterrichtswesen, 1832 die Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, 1839 die Oberaufsicht über das Staatsarchiv. Endlich 1842 wurde das dritte Departement des Staatsministeriums als ein für sich bestehendes wiederhergestellt und S. übernahm es mit dem Titel eines wirklichen geheimen Rathes und Staatsministers, Excellenz. Es umfaßte Militär-, Straßen-, Wasserbausachen, außerdem die Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Aber schon 1843 wurde eine neue Vertheilung der Geschäfte nöthig: S. erhielt das zweite Departement, zu dem Kirchen- und Schulsachen, Anstalten für Kunst und Wissenschaft, Theaterwesen und Militärwesen geschlagen wurden. Bei dieser Eintheilung ist es dann geblieben bis zu Schweitzer's Rücktritt, dieser Thätigkeit hat er seine volle Kraft, seine Kenntnisse und seine reiche Erfahrung gewidmet und man rühmt besonders seinen wohlthätigen Einfluß auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Anstalten, der Universitäten und des Schul-

wesens. Doch scheint es, daß der Mann, der schon der Vertraute Karl August's gewesen, nicht immer in die Forderungen einer rasch vorwärts drängenden Zeit sich finden konnte, daß er im Bewußtsein, das Althergebrachte sei als bewährt festzuhalten, nicht immer Schritt hielt mit den Ideen der Neuzeit. Schon damals als es sich darum handelte, ob Weimar in den von Preußen errichteten Zollverein eintreten solle oder nicht, war es hauptsächlich S., der als Vertreter der weimarischen Regierung den Eintritt des Großherzogthums in den mitteldeutschen Handelsverein durchsetzte, ein Schritt, den man später als wenig förderlich für das Land zurückthun mußte. Noch verhängnißvoller wurde für S. das Festhalten am Alten in einer Frage, die seit 1847 in den Vordergrund trat. Schon mehrfach war angeregt worden, das Kammervermögen mit der Landschaftscasse zu vereinen. Aber brennend wurde die Frage erst, als 1847 Dr. v. Wydenbrugk, der Landtagsabgeordnete der Stadt Eisenach, im Gegensatze zum Gesetze vom 17. April 1821, das die Trennung des Kammervermögens von der Landschaftscasse ausgesprochen hatte, eine Vereinigung beider Kassen, sowie Aufstellung einer Civilliste für den Großherzog beantragte. Da die Bevölkerung des Landes sich mit Steuern überlastet glaubte und durch die beantragte Maßregel eine Minderbesteuerung erwartete, nahm sie eifrig für Wydenbrugk's Antrag Partei. Im Landtage selbst trat S. heftig dagegen auf, weniger darum, weil er die Sache für unzweckmäßig hielt, als weil man nicht am Hergebrachten, wenn es sich erprobt hätte, unnöthiger Weise rütteln dürfe. Seine Worte fanden keinen Anklang: der Landtag entschied sich mit 21 gegen 7 Stimmen für den Wydenbrugk'schen Antrag. Am 8. Mai wurde der Landtag vertagt. Von Seiten der Regierung erfolgte zunächst keine Antwort. Erst im März 1848, da der Landtag wieder zusammengetreten war, erklärte die Regierung, nachdem die Bevölkerung des Landes in tumultuarischen Scenen im Hofe des Schlosses neben den Forderungen, die durch ganz Deutschland laut wurden, auch für die Vereinigung der beiden Cassen sich ausgesprochen hatte, ihre Zustimmung dazu gegen Gewährung einer Civilliste. Da nun auch erklärt wurde, daß man den allgemeinen Wünschen (Preßfreiheit, Nationalvertretung, Volksbewaffnung) nicht entgegentreten wolle, so war das Verlangen der erregten Massen befriedigt. Aber die einmal in Bewegung gesetzte Volksmenge wollte sich nicht beruhigen, man verlangte, S., als der Hauptvertreter der alten Richtung, solle zurücktreten und an seine Stelle der Erwählte des Volkes, Dr. v. Wydenbrugk, im Ministerium Aufnahme finden.

S. selbst scheint schon seit einiger Zeit gefühlt zu haben, daß er den immer mehr wachsenden Gegenströmungen entgegenzutreten bei zunehmendem Alter nicht mehr die nöthigen Kräfte besitze, er soll in den letzten Jahren, zuletzt am 2. Februar 1848 um Entlassung aus dem Staatsdienste gebeten haben, aber vergebens. Jetzt unter dem Drucke von außen wurde der Rücktritt beschlossen und v. Wydenbrugk statt seiner in das Ministerium aufgenommen. S., befreit von den bisherigen Amtsgeschäften, zog sich auf seine Besitzung Clodra zurück. Dort lebte er still und zurückgezogen, hochgeachtet von der fürstlichen Familie und seinen frühern Collegen; feierte 1853 sein 50jähriges Doctorjubiläum und starb am 26. October 1856 nach längerem Leiden, das seinen Sitz wohl im Rückenmarke hatte. Seine Gemahlin, geborne Heubner, war ihm 1852 im Tode vorangegangen. Er hinterließ sechs Kinder, ein siebentes war 1851 gestorben.

Schweitzer's Schriften: „De desuetudine libellus singularis“ 1801; „Ad titul. Pandect. de rebus dubiis commentarius“ 1802; „Quaestiones forenses de firma mercatorum“ 1803; „De praescriptione actionum cambialium“ 1804; „De usuris in concursu creditorum locandis occ. § VIII. ord. jud. Altenburg.

p. 1, cap. 37", 1804; „Ueber den Provocationsproceß bes. nach sächs. Rechte" 1807; „De confessione in judicio civili facto" 1809; „De judicio criminali Vimariensi" 1811; „Lehrbuch des sächs. bürgerlichen Prozesses", Abth. 1, 1813; „Pro substitutione vulgari tacita" 1814; „Ueber juristische Uebungs=Collegien" 1817; „Oeffentliches Recht des Großh. S. Weimar=Eisenach", Th. 1, 1825; Zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften.

Vgl. Litterarisches Museum für die Großherzogl. herzogl. S. Lande herausg. von G. Güldenapfel I, 121. Jena 1806. — Biedenfeld, Weimar (1841), S. 311. — Hotzel, Ueber die liter. und staatsmänn. Wirksamkeit Dr. Chr. W. Schweitzers, Jena 1857 (Beilageheft III der Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt, Bd. IV).

Ernst Wülcker.

Schweitzer: Kaspar S., Geschichtsforscher, geboren am 28. März 1806 zu Bamberg, † am 9. Januar 1866 als Stadtpfarrer ebendaselbst. Angeregt durch einen Kreis emsiger Localhistoriker, welche in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Geschichte des Hochstifts erforschten, beschäftigte sich S. noch als Student mit selbständigen Geschichtsstudien. Bald nach der Priesterweihe am 21. April 1831 wurde er Caplan in der St. Gangolphspfarrei seiner Vaterstadt, von wo er 1837 als Curatus in die zur gleichen Pfarrei gehörige Filiale Wunderburg übersiedelte, um 11 Jahre später, im J. 1848, zum Pfarrer von St. Gangolph ernannt zu werden. S. war ohne Zweifel einer der gewissenhaftesten und gründlichsten Bamberger Geschichtsforscher. Die jährlich erscheinenden Berichte im Archiv des historischen Vereins sowohl von Oberfranken, als auch von Bamberg enthalten werthvolle Mittheilungen aus seiner Feder. Schon gleich seine ersten Arbeiten aus den Jahren 1842 und 1843: „Die Beschreibung der Wallfahrt des Hans v. Redwitz von Bamberg nach Jerusalem" oder die specielleren auf Bamberg bezüglichen Mittheilungen: „Die Hausgenossen von Bamberg" oder „Ueber den Streit der Immunitäten mit der Stadt v. J. 1370—1442" bekunden die tüchtige historische Schulung und ein besonderes Glück in der Sammlung des Materials. Unermüdlich arbeitete er von Jahr zu Jahr für die erwähnten Jahresberichte des historischen Vereins. So erschienen in Auszügen die Kalendarien des Bamberger Domcapitels, der Collegiatstifte und Klöster im Fürstenthum Bamberg. Im J. 1847 gab S. das Copialbuch des Bamberger Katharinenspitals, ein Jahr später das Copialbuch von St. Jakob, weiterhin das Copialbuch von St. Stephan und Auszüge aus dem Urkundenbuch des Abtes Andreas im Kloster Michelsberg heraus. 1858 erschien das Gründungsbuch von St. Jakob mit geschichtlichen Bemerkungen über die Pröpste und Dechanten des genannten Stifts. In gleicher Weise wie das Kloster Michelsberg behandelte er die Abtei Langheim, indem er das Langheimer Copialbuch in vollständigem Auszuge der Urkunden herausgab.

Unter der bescheidenen Bezeichnung „Historische Versuche" hinterließ er noch viele treffliche Abhandlungen, so u. a. „Die Einführung des Christenthums am oberen Main und an der Regnitz", „Die Babenberger und das Schloß Altenburg", „Der preußische Einfall im Bamberger Fürstenthum in den Jahren 1757—1759" nebst vielen Miscellen zur Bamberger Geschichte. Der Fleiß und die Thätigkeit Schweitzer's können erst dann richtig gewürdigt werden, wenn man in Betracht zieht, daß die Erfüllung seiner vielfachen pastoralen Berufsgeschäfte keineswegs durch seine Forschungen beeinträchtigt wurde. Stets war sein Eifer dahin gerichtet, die Quellen der Bamberger Geschichte aufzufinden und zusammenzutragen. In edler Uneigennützigkeit stellte er alle seine Arbeiten den historischen Vereinen von Bamberg und Oberfranken zur Verfügung. Ein offener, biederer Charakter, klug, umsichtig, ausdauernd in seinen Unternehmungen, dabei

bescheiden, anspruchslos und in hohem Grade genügsam, daher auch wohlthätig gegen Arme, gefällig und dienstwillig gegen Jedermann, wurde S. nicht allein von seinen Pfarrkindern, sondern von allen Bewohnern der Stadt geliebt. Sein handschriftliches Material vermachte er dem historischen Vereine in Bamberg, ebenso seine Druckschriften, eine reiche Sammlung von Siegeln und Siegelabdrücken, eine bedeutende Anzahl Silber- und Denkmünzen, sowie sämmtliche von ihm mit unermüdetem Fleiße gefertigten Regesten, geschichtliche Aufzeichnungen und Abhandlungen. Seine reiche Notizensammlung wird den Bearbeitern der Bamberger Geschichte stets als ergiebige Quelle für ihre Forschungen dienen.

Jäcks Pantheon. — Berichte über das Wirken und den Stand des histor. Vereins zu Bamberg 1842—1868. — Bamberger Tageblatt 1866.

Leitschuh.

Schweitzer: Philipp S., geboren am 16. Mai 1846 zu Remda, mußte sich gegen seine Neigung der Landwirthschaft widmen. Auf einer Ferienreise nach Norwegen (1868) machte er zuerst Bekanntschaft mit der nordischen Litteratur, lebte dann zwei Jahre in Amerika, wurde, nach Europa zurückgekehrt Lehrer, studirte zwei Jahre englische Sprache in Tübingen, erhielt eine Anstellung als englischer Lehrer in einem Knabeninstitut in Stäfa. 1878 ging er nach Jena, wo er sich ganz dem Studium der nordischen Sprachen und Litteraturen widmete, und erwarb sich den Doctorgrad mit „Die Entwicklung der nationalen Dichtung in Norwegen 1758—1858“, Jena 1881. Zum Zweck einer umfassenden Darstellung der skandinavischen Litteratur machte er abermals eine Reise nach Island, Dänemark und Schweden. Die nächste Frucht derselben war „Island, Land und Leute. Geschichte, Litteratur und Sprache“, Leipzig ohne Jahr. Von 1886 bis 1889 erschien bei Friedrich in Leipzig ein dreibändiges Hauptwerk: „Geschichte der skandinavischen Litteratur“. Der 1. Theil behandelt dieselbe von den ältesten Zeiten bis zur Reformation, der 2. bis zur skandinavischen Renaissance im 18. Jahrhundert, der 3. die Litteratur des 19. Jahrhunderts. Der letzte Band enthält ein breites Capitel über Ibsen, mit dem S. persönlich bekannt war und für den er in Wort und Schrift Propaganda machte. Er übersetzte dessen „Comödie der Liebe“ (Reclam Nr. 2700). Er übersetzte ferner „Bilder aus Norwegen, drei Erzählungen von Jonas Lie“, Jena 1878 und ließ in Hackländer's „Sorgenlosen Stunden“ (1876) „Lars Björn, eine Geschichte aus den Lofotten“ erscheinen. Er starb am 31. Mai 1890 infolge eines unglücklichen Absturzes bei Vevey.

Wahle.

Schweizer: Anton S. (Schweitzer), geboren in Coburg 1737, † als herzogl. Capellmeister in Gotha am 23. November 1787, war ein sehr fruchtbarer und zu seiner Zeit hochberühmter und angesehener Operncomponist, welcher als Schöpfer der ersten deutschen Opera seria, d. h. ernsten, großen Oper, damals allerdings bescheiden noch Singspiel genannt, anzusehen ist, und einst ebenso gefeiert, als strenge kritisirt wurde. Bekanntlich wurden deutsche Schauspiele mit Gesang schon lange („Daphne“ von Opitz und H. Schütz, Torgau 1627, und „Selwig“ von Harsdörffer und J. G. Staden, Nürnberg 1644) aufgeführt und abgesehen von andern Orten namentlich auf der Schaubühne in Hamburg (1678—1738) regelmäßig Opernvorstellungen gegeben. Diese erste Opernperiode schloß mit einer 1741 in Danzig veranstalteten Darstellung. Aber nicht lange wollte man auf dergleichen Spiele verzichten und so wurde denn schon 1743 mit dem aus dem Englischen übersetzten „Der Teufel ist los“ in Berlin ein neuer Versuch gemacht. Während nun an den größeren, über bedeutendere Geldmittel verfügenden Höfen glanzvolle italienische Opernaufführungen stattfanden, be-

gnügten sich die kleineren Höfe und größeren Städte mit deutschen Singspielen und Operetten, die theils aus dem Italienischen und Französischen übersetzt, theils neu componirt waren. Dichter und Tonsetzer, wer bekannt und berühmt werden wollte, drängte sich zum Theater und eine Fluth von kleinen, komischen Singstücken, den vielen Theaterprincipalen und fahrenden Comödiantenbanden erwünschte Abwechslung ermöglichend, brach plötzlich herein. Hauptsächlich thaten sich in diesem Genre Leipzig (durch J. A. Hiller), Gotha (durch G. Benda) und Weimar (durch J. W. Wolf) hervor. Aber die Form aller dieser Operetten war eine beschränkte, ihr Inhalt vielfach ein nichtssagender, ihre Musik häufig banal und oberflächlich. Der Wunsch eine der großen italienischen Oper nachgebildete, durch und durch deutsche Oper zu erhalten, wurde insbesondere in den feineren Kreisen immer lebhafter. Er sollte endlich durch S. befriedigt werden. — Zur Zeit des Herzogs Friedrich III. von Gotha machte sich ein sehr talentvoller Knabe in der kleinen Residenz bemerklich, dessen sich der Fürst alsbald annahm, indem er den zehnjährigen durch gute Lehrer unterrichten ließ. Dann schickte er ihn zu fernerer Ausbildung zum Capellmeister Kleinknecht nach Bayreuth. S., von dem hier gesprochen wird, übernahm, nachdem er seine Lehrzeit glänzend bestanden, die Musikdirectorstelle am Theater in Hildburghausen, wo unter Herzog Ernst Friedrich III. Karl eine sehr gute Truppe engagirt war. Er muß sich durch seine Thätigkeit, wie sein Geschick seinem Herrn vortheilhaft bemerklich gemacht haben, denn dieser gewährte ihm die Mittel, zur Fortsetzung seiner Studien einige Jahre nach Italien zu gehen. Von da 1772 heimgekehrt, wurde er bei der damals bestrenommirten Seiler'schen Gesellschaft in Weimar Musikdirector. Dieselbe, die einige sehr gute Kräfte hatte, spielte mit großem Beifalle auf dem dortigen, in der alten Wilhelmsburg eingerichteten Schloßtheater. Dies dauerte bis durch den unglücklichen Schloßbrand, anfangs Mai 1774, der Fortsetzung der Vorstellungen ein jähes Ende bereitet wurde. Bei der Seiler'schen Gesellschaft war der bekannte Schriftsteller Michaelis als Theaterdichter angestellt, in Weimar lebten, alle mit S. befreundet, Hermann, Jacobi, Bertuch, Wieland; vor allem aber interessirte sich hier die geistreiche Herzogin-Regentin, Anna Amalie für das Theater. Durch sie wurden alle schöpferischen Geister belebt und angespornt, dafür ihre beste Kraft einzusetzen. Auf ihre Anregung schrieb Wieland einen ernsten Operntext, die „Alceste", dessen Composition der dafür begeisterte S. sofort in Angriff nahm. Mit den größten Erwartungen versammelte sich am 28. Mai 1773 im Theatersaale eine auserlesene Gesellschaft; Dichter und Componist, Sänger und Orchester in hoher Erregung, die Hörer dem was da kommen sollte mit äußerster Spannung entgegensehend. Der Eindruck der Vorstellung war ein großer und tiefer, die Hoffnungen der Verfasser und Hörer weit übertreffender. Wie ein strahlendes Meteor hob sich das neue Werk empor, nun alsbald seinen Weg mit schönstem Erfolg über alle besseren deutschen Bühnen machend, ja für ein Vierteljahrhundert mit gleichem Ruhm auf denselben sich behauptend. Erst 1781 folgte Mozart, mit seiner Entführung aus dem Serail. Wieland, der den Erfolg seiner Dichtung vornehmlich der trefflichen Musik zuschrieb, war davon wahrhaft entzückt und berauscht und pries „Alceste" als das Schönste, was man bisher in Deutschland gehört, selbst Gluck's berühmte gleichnamige Oper übertreffend. Am ersten Flügel dirigirte bei der Première S., am zweiten Wolf; das Orchester war verstärkt, der wackre Tischler- und Maschinenmeister Mieding hatte die Ausstattung besorgt; Mad. Koch, eine schöne, stimmbegabte Sängerin, die mit rührendem Ausdruck declamirte, sang die „Alceste", M^lle Heinsin, spätere Frau Hellmuth, die „Parthenia", Herr Hellmuth (Tenor) den „Admet", Herr Günther (Baß) den „Herkules". Zu den stattfindenden Wiederholungen strömten die Hörer aus der Nähe und Ferne. Solche, die die besten Aufführungen in

London, Paris und Neapel gesehen, versicherten, „Alceste" hätte sie übertroffen. Nach dem Schloßbrande wirkte S. als Capellmeister Herzog Ernst II. in Gotha, wo die berühmten Tonsetzer G. H. Stölzel und G. Benda (Schöpfer des ersten Melodrams „Ariadne auf Naxos", 1774) seine Vorgänger waren, bis er, 51 Jahre alt, einem heftigen Krankheitsanfalle rasch erlag. — S. schrieb: von Wieland verfaßt: „Aurora", ein Singspiel, 1771. „Alceste", eine ernsthafte Oper, 1773. „Die Wahl des Herkules", lyr. Drama, 1773. „Rosamund", große Oper, 1778. „Idris und Zenide", (?). Von Jacobi gedichtet: „Elysium", mus. Drama, 1774. „Apollo unter den Hirten", Vorspiel 1770. Von Bertuch: „Polyxena", 1775. Von Goethe: „Erwin und Elmire", Singsp. Von Gotter: „Die Dorfgala", kom. Oper, 1772. Von unbekannten Verfassern: „Der lustige Schuster" 2. Theil, Operette, 1770. „Walmir und Gertraud", Singsp. „Pigmaleon", Monodram; „Die Stufen des menschlichen Alters"; 1775 „Das Fest der Thalia" 1770, Vorspiele. „Die Waffen des Achilles"; „Die Amazonen", Ballete. Außerdem componirte er die Musik zu folgenden Schauspielen: Sinfonie zu Richard III., Trauermarsch zu „Clavigo". zum „Bürgerlichen Edelmann", und zum „Edelmann ein Wucherer", zu „Philemon und Baucis" und zum „Oeffentlichen Geheimniß", und Arien zum „Redenden Gemälde". Manche der Werke Schweizer's sind im Druck erschienen, trotzdem und ohngeachtet seiner einstigen Berühmtheit ist auch er heute vollständig vergessen.

Schletterer.

Schweizer: Gottfried S., Astronom, geboren am 10. Februar 1816 zu Wyla (Kanton Zürich), † am 6. Juli 1873 zu Moskau. S. erhielt seine Bildung zuerst in dem bekannten Fellenberg'schen Institute zu Hofwyl und ging sodann mit 15 Jahren auf das Züricher Gymnasium über, um sich nach den Wünschen seines Vaters, der selbst Pfarrer war, für den geistlichen Stand vorzubereiten. Allein die exacten Wissenschaften, in denen er durch den Gymnasialprofessor Raabe, einen ausgezeichneten Mathematiker (s. A. D. B. XXVII, 66), unterrichtet ward, hatten eine größere Anziehungskraft für ihn, und ihnen widmete er sich, als er 1836 die Universität Zürich bezog. Littrow's „Wunder des Himmels" gewannen ihn für die Astronomie, und nachdem er den Autor dieses Werkes in Wien 1839 persönlich aufgesucht hatte, reiste er über Dresden und Berlin nach Königsberg, um Bessel's Unterricht zu genießen. Freilich ging es damit nicht ganz nach Wunsch, denn Bessel, überhaupt etwas unnahbar, ließ die jungen Leute nicht gern zu den eigentlichen Beobachtungen zu, so daß S. nur auf Umwegen, namentlich durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Observator Busch, überhaupt einen Einblick in die praktische Thätigkeit des Astronomen empfing. So gefiel es ihm in Königsberg, wo ihn übrigens Jacobi's Vorträge am meisten fesselten, auf die Dauer nicht, und als sein Freund Alexander Draschussow, ein Russe, ihn aufforderte, zu ihm nach Moskau zu kommen, entschloß er sich dazu, in Rußland eine neue Heimstätte zu suchen. Vorerst begab er sich nach Pulkowa, wo sich W. v. Struve und Peters freundlich seiner annahmen; seit 1842 erhielt er die Beobachtungen am Meridianfernrohre übertragen, und diesen widmete er sich mit hingebendem Eifer. In den 2½ Jahren, während welcher er an der russischen Hauptsternwarte verweilte, hat er über 9000 Durchgangsbestimmungen gemacht.

Leider konnte S. in Pulkowa nicht länger verweilen, denn die von ihm bekleidete Stelle eines außeretatsmäßigen Astronomen war zu schlecht besoldet, als daß er sich dort den längst erstrebten eigenen Hausstand hätte gründen können. Draschussow drängte ihn dazu fortwährend, nach Moskau überzusiedeln; er that es und führte bald darauf die Gattin heim, mit welcher er sich schon in Königsberg verlobt hatte, aber seine pecuniäre Lage blieb nach wie vor eine gedrückte,

so daß er sich sogar zur Ertheilung zahlreicher Privatstunden genöthigt sah. Erst als er 1849 Adjunct der Universität wurde, gestalteten sich die Dinge günstiger für ihn, und 1852 wurde er Astronom des Konstantin'schen Meßinstituts, als welcher er eine Anzahl junger tüchtiger Geodäten heranbildete. Große Arbeiten zu machen, blieb ihm aber versagt, denn Draschussow, der inzwischen Vorstand der Sternwarte geworden war, benahm sich nicht so gegen S., wie es nach seinem früheren Verhalten zu erwarten gewesen wäre, und das Meßinstitut hatte blos kleinere, transportable Instrumente zu Verfügung. Erst 1856 kam er in das richtige Fahrwasser, denn nun erhielt er, auf Struve's Verwendung, selbst die Direction der Sternwarte und die Professur der Sternkunde an der Universität, letztere allerdings erst seit 1865 etatsmäßig. Freilich war damals seine Kraft schon ziemlich gebrochen. Bereits 1857 mußte er rheumatischer Leiden wegen, den heimathlichen Kurort Baden besuchen, 1864 wurde dieser Aufenthalt wiederholt und 1872 eine Erholungsreise nach Italien unternommen; von dieser heimgekehrt, begann sich S. ernstlich mit dem Gedanken baldiger Quiescirung zu tragen, da er nunmehr dem Staatsdienst Rußlands — zuletzt als Hofrath — fast 30 Jahre lang angehörte. Ehe dieser Plan jedoch zur Reife gediehen war, erlag S. einem schweren Magenleiden. Ein Legat von 20 000 Franken an die Züricher Hochschule legt Zeugniß ab von den freundlichen Gesinnungen, welche der äußerlich zum Russen gewordene Gelehrte stets gegen sein Vaterland im Herzen trug.

Die Meridianbeobachtungen Schweizer's (s. o.) wurden nicht unter seinem Namen publicirt, sondern bilden den 1869 herausgekommenen ersten Band der „Observations de Poulkova". Dagegen lieferte eine andere Arbeit, zu der ihn Struve veranlaßt hatte, das Material zu seiner späteren Schrift „Arealbestimmung von Rußland" (St. Petersburg 1859). In Moskau war er anfänglich bemüht, die Polhöhe seines neuen Wohnortes mit großer Schärfe zu bestimmen, und auf seine hierüber veröffentlichte Arbeit hin (Moskau 1850; Astr. Nachr., Nr. 895) ertheilte ihm die Universität Königsberg die philosophische Doctorwürde. Nebstdem verfolgte er eifrig Sternschnuppen und Kometen; von diesen letzteren hat er nicht weniger als elf selbst aufgefunden, und vier sogar als erster Entdecker (es sind die Kometen IV 1847, III 1849, II 1853 und I 1855). Für alle diese vorübergehenden Gäste unseres Sonnensystems wurden auch von ihm die Elemente berechnet und in den Astron. Nachrichten bekannt gemacht. Im J. 1851 sandte ihn die Regierung nach Machnowka (Gouvernement Kiew), um die totale Sonnenfinsterniß zu beobachten, doch wurde dieser Zweck nicht mit der von S. gewünschten Vollkommenheit erreicht. Als Schriftsteller ist S. hervorgetreten mit zwei Abhandlungen „Ueber das Sternschwanken", worin er sich mit einer durch A. v. Humboldt zuerst beobachteten optisch-meteorologischen Erscheinung beschäftigte, mit einer Anleitung zur Kenntniß der Methode der kleinsten Quadrate, welche Lais 1863 seiner deutschen Ausgabe der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Sawitsch beigab, und mit einer Beschreibung der neu eingerichteten Moskauer Sternwarte (1866; in russischer Sprache). Diejenige Entdeckung jedoch, welche Schweizer's Namen zu einem in der Geschichte dauernden gemacht hat, findet sich in seiner deutsch und russisch (Moskau 1863—64) geschriebenen Monographie „Untersuchungen über die in der Nähe von Moskau stattfindende Localattraktion". Man hatte vor ihm schon bemerkt, daß in der Umgebung der alten russischen Hauptstadt zwischen den auf geodätischem und astronomischem Wege vorgenommenen Ortsbestimmungen eine unerklärliche Discrepanz obwalte, allein erst S. kam, indem er von mehreren Fixpunkten die geographische Breite von neuem ermittelte, zu dem wichtigen, seitdem in den gesicherten Besitzstand der Erdphysik übergegangenen Resultate: Unterhalb des Bodens, auf welchem Moskau steht, be-

findet sich ein gewaltiger Massendefect, der bewirkt, daß das Bleilot scheinbar abgestoßen, gegen die Grenzen des betreffenden Bezirkes hin abgelenkt wird. — Abgesehen hiervon, hat sich S. auch durch einen neuen Sternkatalog verdient gemacht, dessen Anlage ganz denjenigen Normen entsprach, welche man nachmals für die bekannte Zonendurchforschung aufstellte. Bei dieser großen Arbeit unterstützten S. seine beiden Schüler Chandrikow und Bredichin, Männer, die sich einen ehrenvollen Platz unter den russischen Astronomen erworben haben: ersterer als Verfasser eines geachteten Handbuches der praktischen Astronomie, der letztere durch seine geistvollen theoretischen Studien über die Zusammensetzung der Kometenschweife.

R. Wolf, Astronomische Mittheilungen XL. — Vierteljahrsschrift d. Naturf. Gesellsch. zu Zürich, 21. Jahrgang. — Vierteljahrschr. d. deutschen Astronom. Gesellsch., VIII S. 163 ff.

Günther.

Schweizer: Johann Jacob S. wurde 1771 zu Zürich geboren und erhielt auf den Schulen und der Universität daselbst seine Bildung. Er hatte sich der Theologie gewidmet und wurde bald nach erhaltener Ordination Pfarrer in Embrach, einem Dorfe des Kantons Zürich. Die ersten Jahre seiner Wirksamkeit fielen gerade in jene stürmische Zeit, als die Franzosen die alte Eidgenossenschaft in eine helvetische Einheitsrepublik umgewandelt hatten. Eifrig für die alten Rechte seiner Vaterstadt eintretend und von Haß erfüllt gegen die Franzosen und ihre Anhänger, stellte sich S. muthig in die erste Reihe der Gegner der neuen Regierung und griff in dem von ihm redigirten „Neuen helvetischen Volksblatte“ (späteren „Gemeinnützigen Wochenblatte“) die verschiedenen Behörden der Schweiz und ihre Verordnungen mit aller Schärfe seines Witzes und bitterer Heftigkeit an. Seine Gegner benutzten nun die erste Gelegenheit, die ihnen eine Handhabe zur gerichtlichen Verfolgung bot, um gegen ihn einzuschreiten, und so wurde er im März 1801 zur Abbitte und zum öffentlichen Widerruf seiner Beleidigungen, zu einer zweijährigen Internirung in seiner Pfarrgemeinde und Stellung unter kirchenbehördliche Aufsicht verurtheilt und mußte das Versprechen abgeben, sich des Schreibens über Politik enthalten zu wollen; gleichzeitig wurde sein „Wochenblatt“ für immer verboten. Nach Einführung der Mediationsverfassung kam S. als Helfer an eine der Stadtkirchen von Zürich (1803), aber schon nach zwei Jahren vertrieben ihn sein unruhiger Geist und verschiedene Widerwärtigkeiten aus seiner Vaterstadt. Er nahm die Stelle eines Lehrers an der lateinischen Schule zu Murten im Kanton Freiburg an. Von hier berief ihn die Berner Regierung 1809 zum Pfarrer in Nidau am Bielersee, und hier hätte er ein glückliches, sorgenfreies Leben führen können, wenn er sich nicht durch seine Ungebundenheit und Gutmüthigkeit in Schulden gestürzt und dadurch vielfach die Achtung seiner Gemeinde verscherzt hätte. Die Regierung zu Bern war deshalb gleichsam genöthigt, ihn 1821 von seiner Stelle abzuberufen und in das einsame Bergdorf Guttannen im Oberlande zu versetzen. Von hier kam er 1825 als Pfarrer in die große Berggemeinde Trub im Emmenthale, und hier fand er einen wenngleich beschwerlichen, so doch segensreichen Wirkungskreis, den er bis zu seinem Tode, am 31. Juli 1843, nach Kräften ausfüllte. — S. war eine poetische Natur, und in allen Verhältnissen und Lagen seines Lebens ist ihm die Dichtkunst eine treue Muse geblieben. Schon 1802 veröffentlichte er ein vaterländisches Gedicht „Werner von Stanz. Ein Familiengemälde aus dem unglücklichen Unterwaldner-Kriege“, dem er 1807 „Religiöse Vorträge und Lieder für die Privaterbauung“ folgen ließ. Eine gesichtete Sammlung seiner Gedichte, von J. K. Appenzeller bevorwortet, erschien kurz vor seinem Tode als „Poesieen

im Gewande des Ernstes und Scherzes" (1843) und neuerdings hat der Decan G. R. Zimmermann Schweizer's „Religiöse Gebetslieder für die häusliche Andacht" (1886) gesammelt und herausgegeben. Von seinen sonstigen Schriften sei noch das „Schweizerische Predigermagazin, bearbeitet mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Vaterlandes und die Umstände der Zeit" (V, 1814—16) erwähnt.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1843, S. 696 ff.

Franz Brümmer.

Schwemmer: Heinrich S., geboren (nach Gerber) am 28. März 1621 zu Gubertshausen im Amt Halburg in Franken, starb als Capellmeister und College der 5. Classe der Sebalder Schule am 26. Mai 1696 in Nürnberg. Vielfach besitzen einzelne Städte Deutschlands über ihre Theater- und Concertverhältnisse musikgeschichtliche Darstellungen. Dergleichen schätzbare Monographien sind stets freudig zu begrüßen, denn nur dann, wenn solche Specialgeschichten in größerer Zahl einmal vorliegen, wird sich eine Geschichte der Musik, die ja nur auf archivalischen Forschungen beruhen kann, wirklich schreiben lassen. Ganz besonders interessant dürfte sich dann aber die Musikgeschichte Augsburgs und Nürnbergs, zweier bedeutender, reicher und fördernder Kunststätten gestalten. Der Umstand, daß diese Orte zahlreiche Kirchen besaßen, auf deren Chören der Kunstgesang eifrig cultivirt wurde, und daß dieselben stets eine besondere Ehre darein setzten, geschickte Organisten zu haben, daß ferner in ihnen auch immer auf ein tüchtiges, für alle Vorkommnisse und Festlichkeiten verwendbares Stadtmusikchor Bedacht genommen ward, welches Bestreben gefördert wurde, weil einst alle guten Musiker, welche in fürstlichen Capellen kein Unterkommen finden konnten, sich nach den zwar bescheiden bezahlten, doch sichern Anstellungen in den Reichsstädten drängten, ließ die Entfaltung reichen musikalischen Lebens zu. Viele sehr vortreffliche Instrumentisten, die große Kunstreisen wagen und ehrendster Anerkennung sicher sein durften, viele angesehene und fleißige, wenn auch nicht immer sehr geniale Tonsetzer, trugen dazu bei, das musikalische Renommee zu erhalten und zu erhöhen und die zahlreichen Musikerfamilien, die durch Generationen dem Handwerk treu blieben, bildeten einen Grundstock zuverlässiger Kräfte, dessen Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. In Nürnberg, so reich an hervorragenden Malern, Kupferstechern, Mechanikern u. s. w. erfand um 1610 Hans Heyden sen. († 1613) das Geigenclavicimbal (Nürnbergisch Geigenwerk oder Bogenclavier) und J. Chr. Denner († 1707), ein Instrumentenmacher, um 1700 die Clarinette. Im 16. Jahrhundert lebten da die berühmten Lautenisten Johann Neusidler und sein Sohn Melchior. Im folgenden Jahrhundert zeichnete sich die Familie Hasler, der Vater Isaac und die Söhne Hans Leo und Caspar, dann J. Staden und sein Sohn Sig. Theophil, ferner J. E. Kindermann, J. A. Herbst, P. Heinlein, G. Casp. Wecker als gute Componisten und Organisten aus. Dann folgen im 18. Jahrhundert der Gambist Gabr. Schütz und sein Sohn Jac. Balthasar, ein vorzüglicher Geiger. Als solcher ist auch Dan. Eberlein zu nennen. Als Pianisten und Tonsetzer glänzten J. Pachelbel, J. J. de Neufville, J. Sig. Richter, J. Ph. Krieger, Nic. Deinl, Max Zeidler und sein Sohn K. Sebastian u. s. w. — Die schlimmen Jahre des 30jährigen Krieges nöthigten S. Zuflucht in Weimar und Coburg zu suchen. 1641 kam er nach Nürnberg und besuchte nun das Sebalder Gymnasium. Unter Kindermann's Anleitung bildete er sich in der Musik aus. Rastloser Fleiß unterstützte seine Studien und nach und nach erlangte er soviel Einsicht und Fertigkeit, daß er 1656 dem Musikdirector Heinlein beigegeben und als dieser 1670 starb sein Nachfolger werden konnte. Schon 1650 wurde er Adjunct an der Lorenzer Schule und nun allmählich aufsteigend, 1693 Lehrer der 5. Classe des Sebalder Gymnasiums. Viele hat er als Sänger

und Clavierspieler gebildet, darunter J. Pachelbel, G. Schütz, J. Krieger, N. Deinl, M. Zeidler u. a. S. erreichte ein Alter von 76 Jahren. Seine Compositionen, einst hochgeschätzt, sind verschollen.

Schletterer.

Schwenck: Konrad S., geboren am 21. October 1793 in Lich, Schüler von F. G. Welcker auf dem Gymnasium zu Gießen, dort nahe befreundet mit F. Diez und A. Follenius, studirte in Gießen besonders classische Philologie und deutsche Litteratur, bekleidete dann 10 Jahre lang mehrere Hauslehrerstellen, bis er in Bonn seine Studien wieder aufnahm. Durch seinen Umgang mit Arndt und Welcker in die politische Untersuchung gegen diese verwickelt, mußte er Bonn verlassen und eine Anstellung außerhalb Preußens suchen. Er wandte sich nach Frankfurt a. M. und wurde hier Lehrer der Geschichte am Gymnasium. Auf einer Reise durch Italien erwarb er Platen's innige Freundschaft und unterhielt mit dem Dichter bis zu dessen Tode einen regen Briefwechsel; Platen's Briefe an S. befinden sich noch im Besitze des Sohnes des letzteren, Herrn Dr. med. F. S. in Frankfurt. Neben seinem überaus anregenden Unterricht am Gymnasium, dessen weitaus bedeutendster Lehrer und Gelehrter er nach dem Urtheile Aller war, entfaltete S. eine rege schriftstellerische Thätigkeit, die sich zumeist den Gebieten der classischen Alterthumskunde und der deutschen Litteraturgeschichte zuwendete. Mit Textausgaben des Aeschylus und mit metrischen Uebersetzungen Homer's u. a. anfangend ging er bald zu sprachvergleichenden Arbeiten über; dann wendete er sich mythologischen Forschungen zu und kam später zur Erforschung der Muttersprache, zur Erklärung der heimathlichen Classiker. Von seinen größeren Schriften seien hier erwähnt: „Die Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven“ (Frankfurt 1843), Erklärungen zu Sophokles (Frankfurt 1846), zu Goethe's (1845), zu Schiller's (1851) Werken; „Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung“ (Frankfurt 1844; vierte Ausgabe 1855); „Litterarische Charakteristiken und Kritiken“ (Frankfurt 1847), eine Sammlung feinsinniger Aufsätze meist über die zeitgenössische Dichtung. Einen Ruf nach Bonn an Delbrück's Stelle lehnte er ab und blieb seinem Gymnasium treu; 1829 war er dort Prorector, 1839 Conrector geworden. Eine werthvolle Anerkennung seiner philologischen und antiquarischen Arbeiten wurde ihm 1844 in der Ernennung zum correspondirenden Mitgliede des Archäologischen Instituts in Rom zu theil. 1853 trat er in den Ruhestand und starb am 14. Februar 1864.

Vgl. Eberz, Konrad Schwenck, in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Bd. 90 (1864), S. 610 ff. (hier ein Verzeichniß der Schriften Schwenck's, zu denen noch jetzt verschollene „Xenien“ über Frankfurter Verhältnisse hinzuzufügen sind). — Neubürger, Aus der alten Reichsstadt Frankfurt (Frankfurt 1889), S. 113 ff., woselbst auch ein nachgelassenes Manuscript Schwenck's „Heidnische Humanität und Sittlichkeit“ mitgetheilt wird.

R. Jung.

Schwencke: Christian Friedrich Gottlieb S., ein um die Hamburger Musikverhältnisse sehr verdienter Musiker, geboren am 30. August 1767 zu Wachenhausen im Harz, † am 28. October 1822 zu Hamburg, Sohn des Rathsmusikanten Johann Gottlieb in Hamburg. Er zeigte bereits als Knabe ein so ausgesprochenes Talent zur Musik, daß der Vater mit Sorgsamkeit dasselbe ausbildete. Im J. 1776 wurde die Familie nach Hamburg versetzt, wo sich noch weitere Mittel fanden die Ausbildung des Sohnes zu fördern, sodaß derselbe bereits am 18. März 1779 in einem Concerte seines Vaters im Schauspielhause als Clavierspieler auftrat. Der anwesende Philipp Emanuel Bach gewann eine so große Theilnahme an dem zwölfjährigen Knaben, daß er ihn als Diskantisten

in seinen Kirchenchor aufnahm und in seinem Hause mit ihm die Werke seines Vaters (Sebastian Bach) studirte. S. gab sich diesem Studium mit eisernem Fleiße hin, so daß er sich jedes der Werke selbst abschrieb, eine Gewohnheit, die er zeit seines Lebens gepflegt hat. Auch als Componist soll er in demselben Jahre durch das Oratorium „David's Sieg im Eichthale", seine Begabung gezeigt haben. Als seine Stimme sich brach, erhielt er 1781 die Stelle eines Begleiters am Flügel bei der Kirchenmusik, betrieb dabei eifrig Theorie und Mathematik. Im J. 1782 sandte ihn der Vater zur weiteren Ausbildung nach Berlin und hier fand er an der Prinzessin Amalia, der strengen keuschen Priesterin der Kunst, vor der nur ein Seb. Bach Gnade fand, eine treue Beschützerin und an Kirnberger den Lehrer und Freund, der ihn sogar in sein Haus aufnahm. Nach einem Jahre wandte er sich nach Hannover und erregte dort als Clavier- wie Orgelvirtuose Aufsehen. Als aber 1783 die Stelle eines Organisten an der Nikolaikirche in Hamburg zu vergeben war, eilte er nach Hause, um sich der vorgeschriebenen Probe zu unterwerfen. Ihm wurde jedoch ein ganz unfähiger Mitbewerber, Lambo mit Namen, vorgezogen und S. äußert sich in einem noch vorhandenen Briefe dahin, daß der Examinator, der kein andrer als Ph. Emanuel Bach war, von Lambo bestochen sei, indem Bach ihm die Aufgaben vorher zur Einsicht vorgelegt haben müsse. Zur Erklärung dieser auffälligen Thatsache fügt er bei: „geizig genug war er dazu". S. begab sich wieder auf Kunstreisen, bezog 1787 die Universität in Leipzig und ein Jahr darauf die in Halle, von wo aus er seine ersten Violinsonaten ankündigte. Bach war Ende 1788 gestorben. Die Hamburger Rathsherren hatten alle Lust an der Kirchenmusik, die ihren Säckel so leerte, verloren und langwierige Berathungen zwischen dem Kirchenrath und den Stadträthen zogen eine Neuwahl bis Ende 1789 hin. Jede der Behörden wollte sparen und doch dabei die Kirchenmusik nicht ganz eingehen lassen, wie es der Kirchenrath beabsichtigte. Endlich einigte man sich dahin, den jährlichen Beitrag von 3424 Mark auf 1700 zu ermäßigen und die am 1. October 1789 erfolgte Wahl eines Cantors und Musikdirectors fiel auf unsern S. Sein Gehalt wurde auf 600 Mark festgesetzt, nebst einem jährlichen Geschenk von 300 Mark. Die Wahl desselben rief bei allen einsichtigen Männern Hamburgs große Freude hervor, welcher der Hamburger Correspondent in Nr. 157 dieses Jahres Ausdruck gibt. Dem armen S. sollte die Stellung indessen nichts als Enttäuschungen und Aerger bereiten. Mit den so knapp bemessenen Mitteln war es unmöglich gute Kräfte anzustellen und so mußte er sich, ohne auch nur einen nennenswerthen Erfolg zu erreichen, mit den ungenügendsten Mitteln herumquälen. Das Stadtarchiv bewahrt zwei Schreiben von ihm, die auf das überzeugendste nachweisen, daß es in der Weise nicht mehr weiter gehen könne. Doch er fand nur taube Ohren, die ängstlich den Säckel bewahrten. Diese Verhältnisse entfremdeten ihn eine Zeit lang dermaßen der Kunst, daß er seine Zeit der Lösung mathematischer Fragen widmete und einen starken Quartband von Logarithmen ausarbeitete. Erst als Hamburg unter die französische Herrschaft kam, der Fremdenzufluß ein starker wurde, das französische Theater errichtet und an dem trefflichen Paris ein ausgezeichneter Musikdirector gewonnen wurde, nahm S. von neuem theil an den städtischen musikalischen Leistungen. Seine Berichte an die Allgem. musikal. Zeitung in Leipzig zeichnen sich durch Geist und kritische Schärfe aus. Auch mit dem Dichter Klopstock verkehrte er. Klopstock, obgleich wenig musikalisch gebildet, sah es doch gern, wenn seine Oden von den Musikern componirt wurden, und er gab sich viel Mühe dieselben zu überzeugen, daß sie den Rhythmus des Versmaßes nicht zerstören dürften, sondern ihn durch ihre Compositionen noch beleben müßten. Klopstock hat in dieser Hinsicht einen reinigenden und klärenden Einfluß auf die Gesangscompositionen ausgeübt, da

Gluck, Emanuel Bach und Reichardt begeisterte Anhänger seiner Muse waren und gern seinen Vorschriften folgten. Die unsinnige Behandlung des Textes, der bis dahin nur der Knecht war und sich jede Zerstückelung und Wiederholung gefallen lassen mußte, ohne jede Beachtung des Inhaltes, hörte durch Klopstock's Bemühungen auf; der Text wurde als mit der Musik gleichberechtigt behandelt. Als Bach todt war, wandte sich Klopstock an S. und wußte ihn für seine Ideen zu begeistern. S., kraft seiner allgemeinen Bildung, gab sich der Aufgabe mit Hingebung hin und so entstand das „Vater unser" zu vier Stimmen und Orchester, welches Breitkopf und Härtel im Anfange dieses Jahrhunderts im Clavierauszuge herausgaben (Kgl. Bibl. Berlin) und die Ode „Der Frohsinn" (bis jetzt unbekannt). Von anderen Compositionen besitzen wir drei Sonaten für Clavier, sechs Fugen für Orgel, ein Oboeconcert (Bibl. Berlin im Autograph) u. a. Als Componist ist S. nicht bedeutend, die technische Ausbildung und das Wissen standen höher als das Können. Es fehlte ihm an Erfindung und Gestaltungstalent, daher haben sich auch seine Compositionen wenig verbreitet. Die Allg. musik. Ztg. in Leipzig schreibt 1818 (Sp. 716): S. versündigte sich auch neben Mozart an Händel's Messias und that noch hinzu was Mozart vergessen hatte. Das Bestreben ältere werthvolle Werke unserer Zeit zugänglich zu machen, indem man den dünn gehaltenen Orchestersatz harmonisch reicher gestaltet, soll an und für sich nicht für verwerflich gelten, nur die Art der Bearbeitung geht meist über das erlaute Maaß einer harmonischen Ausfüllung. Der sogenannte Bassus continuus oder Generalbaß, der in den älteren Werken stets eine große Rolle spielt, wurde einstmals bei Aufführungen in der Kirche von der Orgel und bei denen im Concertsaale vom Clavier ausgeführt, und hatte eben die Bestimmung, die Harmonie reicher auszuschmücken. Die Fertigkeit, diese nur in wenig Zahlen angedeutete harmonische Ausfüllung zu gestalten, besaß einstmals jeder gebildete Musiker in hohem Grade und gerade darin seine Kunst zu zeigen war einst der Stolz jedes Musikers. Den neueren ging nicht nur diese Fertigkeit nach und nach verloren, sondern auch die Art der Ausführung kam schließlich in Vergessenheit. Sie ist erst neuerdings durch eifriges Nachforschen der Musikhistoriker so zusagen wieder neu entdeckt worden. Daher kam es, daß die Bach'- und Händel'schen Werke den neueren in ihrer Instrumentirung nicht genügten, da die wenigen vorgeschriebenen Instrumente eigentlich nur das Gerippe anzeigen und daß schon Mozart den Versuch machte, mehrere der Händel'schen Oratorien durch Hinzufügung von Instrumenten harmonisch auszuschmücken. Sein Fehler bestand nur darin, daß er sich nicht allein auf das Harmonische beschränkte, sondern durch thematisch-imitatorische Behandlung der hinzugefügten Instrumente in die Composition eingriff.

Sittard, Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg. — Allg. musik. Ztg. in Lpz., Bd. 24, 756. — Koller, Klopstockstudien, Kremsier 1889.

Rob. Eitner.

Schwendendörffer: Bartholomäus Leonhard S., Rechtsgelehrter, geboren zu Leipzig am 2. August 1631, † daselbst am 16. Juli 1705. Die S. sind ein altes, angesehenes Geschlecht, das bereits unter Kaiser Maximilian II. (1508) namhafte Lehen und Hofämter besaß; später kam es in das Patriciat von Nürnberg. Bartholomäus S., der Großvater unseres Gelehrten, war „vornehmer" Handelsmann daselbst und zugleich „Aeltester", dessen Sohn, Georg Tobias (s. u.), Rechtslehrer an der Hochschule zu Leipzig, wurde 1631 von Kaiser Ferdinand II. in den reichsfreien Ritterstand aufgenommen und der fränkischen Bank einverleibt; Bartholomäus Leonhard selbst aber unter der Regierung Kaiser Leopold's 1703 (als sein Sohn Joh. Leonhard zum Lehensempfang in Wien weilte), zum Reichsbanner- und Freiherrn ernannt, von welcher Standeserhöhung

der anspruchslose Gelehrte nie Gebrauch machte. — Bartholomäus Leonhard S. bezog nach dem Besuche des Leipziger Gymnasiums die Hochschule Jena, dann Leipzig, wo er unter Anleitung seines gelehrten Vaters das Rechtsstudium fortsetzte. 1655 wurde er Licentiat, im folgenden Jahre Doctor der Rechte, 1665 öffentlicher Lehrer derselben, 1669 Beisitzer des Oberhofgerichts, zugleich Professor der Digesten und des Codex, sowie Kanonikus des Merseburger Domcapitels. Im nämlichen Jahre zum Beisitzer der Juristenfacultät ernannt, saß er von 1669 gleichzeitig mit seinem Vater bis zu dessen 1681 eingetretenem Tode in diesem Collegium. 1670 wurde unser Gelehrter Decemvir der Hochschule, 1699 deren und der Meißnischen Nation Senior; endlich 1703 Decan des Domcapitels zu Merseburg. Obwohl er mit wachsenden Jahren allmählige Abnahme seiner Kräfte verspürte, versah er doch seine Amtsgeschäfte mit gewohnter Pflichttreue. Endlich fesselte ihn Siechthum ans Krankenlager, und er starb unter frommen Betrachtungen an den Folgen der Wassersucht am 16. Juli 1705 in einem Alter von 73 Jahren 48 Wochen. Die feierliche Bestattung fand am 19. dess. Monats statt, wozu der Rector mittels Programmes (das ein curriculum vitae des Dahingeschiedenen enthielt), die Universitätsangehörigen in herkömmlicher Weise einlud.

Von S. rühmen die Zeitgenossen außer seiner Bescheidenheit, welche ihn veranlaßte, die wiederholt angebotene Rectoratswürde entschieden abzulehnen, dessen Rüstigkeit und nüchterne Lebensweise, infolge deren er nie zu Abend aß, um am nächsten Morgen frühzeitig an die Arbeit gehen zu können. S. war zweimal verheirathet; seine erste Gattin war Johanna Magdalena, eine Tochter des kurfürstlichen Hof- und Consistorialrathes Beringer, aus welcher Ehe vier Kinder, 2 Söhne und ebensoviele Töchter hervorgingen, von welchen der ältere Sohn, Johann Leonhard Freiherr v. S., Herr zu Groitzsch, Schönau und Solnhausen seinen Wohnsitz in Wien nahm. Die zweite Ehe mit Margaretha Rosina Weiß blieb kinderlos.

Als Schriftsteller war S. hauptsächlich auf processualem Gebiete thätig, auch bei Abfassung der sächsischen Gerichts- und Wechselordnung betheiligt. Zu seinen Hauptarbeiten gehören dessen Anmerkungen zum sogen. „Processus Fibigianus“. Gottfried Fibig, Professor der Rechte in Jena, verfaßte einen „Processus stylo nostrorum temporum accommodatus“, welcher zu Leipzig 1659, 1668 und 1679 die Presse verließ. Zu diesem Proceße schrieb unser Jurist gründliche Anmerkungen (Leipzig 1691 und 1701), von denen Sept. Flor. Rivinius in seinem Werke: De exceptionibus dilatoriis (C. II, § 13) bemerkt: „notae aureae dignissimaeque, ut omnium, qui in forum prodeunt, quotidie manibus terantur“ und Chr. Thomasius äußert sich in seinen „Vernünftigen und christlichen aber nicht scheinheiligen Gedanken über gemischte Händel“ (St. 1, S. 149) anerkennend über die von den Vorgängern abstechende Kürze und Deutlichkeit der Formeln von allerhand Klagen. — Auch andere Werke gab S. in neuer Bearbeitung oder mit Erläuterungen heraus; so verfaßte er zu den berühmten Paratitla des Mathäus Wesenbeck (welche zum ersten Male 1565 Fol. bei Oporin in Basel verlegt wurden) ein „Examen juridicum erranearum positionum“ etc. etc. Daneben fand er noch Zeit, als Dissertationen-Schriftsteller eine sehr umfassende Thätigkeit zu entwickeln, und führt Jöcher in seinem Lexikon IV, 413 gegen 50 Titel solcher Abhandlungen auf.

Vgl. den Index der Biblioth. Lipenii-Jenichiana, S. 226 und 227. — Stolle's Anleit. zur jurist. Gelehrsamkeit, S. 474. — Jöcher a. a. O. — Hallische Beiträge II, Nr. 282. — Allern. Nachr. von juristischen Büchern; 1. Bd., 7. Thl., S. 587 u. ff.

Eisenhart.

Schwendendörffer: Georg Tobias S., Vater des Vorhergehenden, Rechtslehrer, geboren zu Nürnberg am 13. November 1597, † zu Leipzig am 16. April 1681. S., der Sohn eines wohlhabenden Nürnberger Kaufmanns aus dem dortigen Patriciat, erhielt in seiner Vaterstadt eine gründliche Vorbildung und bezog sodann die Universität Leipzig, wo er bereits Licentiat wurde, da er sich in Altorf, wohin er von Leipzig ging, am 4. August 1617 als Magister inscribirte. Nachdem er zu Leyden seine Rechtsstudien vollendet hatte, trat er eine mehrjährige Reise ins Ausland an, welche in erster Reihe dem Besuche der Akademien von Holland, England, Frankreich und Italien galt. — Nach der Heimkehr durch zufällige Umstände wieder nach Leipzig geführt, ließ er sich an der dortigen Hochschule nieder, erwarb alsbald den Grad eines Doctors beider Rechte, wurde Collegiat des großen Fürstencollegium, Professor decretalium und Ordinarius der Juristenfacultät, dann Decan der Hochschule, kursächsischer Rath und Beisitzer des Oberhofgerichts, zuletzt Kanonikus des Domcapitels zu Merseburg. Ueber 50 Jahre an der Hochschule thätig, starb er als Senior der baierischen Nation und der ganzen Akademie am 16. April 1681 in einem Alter von 83 Jahren und 5 Monaten. S. war mit Concordia, einer Tochter des Professors und Syndikus Bartholomäus Gollnitzer in Leipzig verheirathet, mit der er in voller Rüstigkeit die goldene Hochzeit feierte. Seines Sohnes Bartholomäus Leonhard, Professors in Leipzig, ist im vorhergehenden Artikel gedacht. Seine Tochter Anna Maria war mit einem Herrn v. Wolframsdorf verlobt, starb jedoch 1673 als Braut. Sie war wegen ihrer religiösen Dichtungen geschätzt und haben deren „Andächtige Gemüthsseufzer" 1667 zu Leipzig die Presse verlassen. S. hatte auf seinen in der Jugend unternommenen Reisen im Verkehr mit verschiedenen Gelehrten den Umfang seiner Kenntnisse ansehnlich erweitert, und konnte sich infolge mehrjährigen Aufenthaltes im Auslande in sechs Sprachen ausdrücken. Als Schriftsteller hat er nur kleinere Arbeiten geliefert: mehrere Dissertationen (Zedler's Real-Lexikon zählt 13 auf) und einige Gelegenheitsschriften, unter denen wir die „Oratio parent. in obitum Bened. Carpzovii" (Leipzig 1667, 4°) hervorheben wollen.

Zedler. — Jöcher. — Allern. Nachrichten von juristischen Büchern. 1. Bd., 7. Thl., S. 586 u. ff.

Eisenhart.

Schwendenwein: August S., v. Lanauberg, Architekt, ist geboren am 1. December 1817 in Wien, † am 3. August 1885 daselbst). War der Sohn des Wiener Bürgers Mathäus S. Er erhielt seine erste fachliche Ausbildung am polytechnischen Institute und vollendete bei seiner besondern Neigung für die Baukunst seine Studien an der Akademie der bildenden Künste. Nachdem er schon als Schüler durch seine Begabung und seine Kenntnisse mehrere Preise erhalten und auf der Jahresausstellung im J. 1840 durch den Entwurf zu einem Rathhause die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, setzte er als kaiserlicher Pensionär seine Studien in München fort und unternahm hierauf, unterstützt von hohen Gönnern, eine längere Reise durch ganz Europa. Nach der Rückkehr von seiner Reise vereinigte er sich mit seinem Jugendfreunde und Kunstgenossen Johann Romano und beide nahmen hierauf hervorragenden Theil an der Kunstbewegung, welche sich unmittelbar schon vor dem Jahre 1848 gegen den Classicismus in der Architektur und gegen die zu mächtige Einflußnahme des Hofbaurathes auf alle öffentlichen Bauten kehrte. Beide Künstler wirkten insbesondere dahin, daß der bürgerliche Profanbau mit seinen bisherigen nüchternen und trockenen Façaden eine edlere stylvollere Gestalt annehme und die Entwürfe zu bedeutenden Bauten den Händen von Künstlern anvertraut wurden. Thatsächlich fanden auch die ersten Bauten, welche die Künstler ausführten, wie die Paläste des Fürsten

Metternich am Rennwege und des Grafen Hardegg auf der Freiung solchen Beifall, daß den Künstlern jetzt zahlreiche Aufträge zukamen. Als die Stadterweiterung begann und neue große Aufgaben den Wiener Künstlern zufielen, zeichneten sich vor allem die Paläste und Wohnhäuser Schwendenwein's durch die Zweckmäßigkeit der Grundrißbildungen, die vornehme Gliederung der Außenarchitektur und die geschmackvolle Ausstattung der Innenräume aus. In erster Reihe zählen hiezu das Baron Königswart'sche Wohnhaus am Kärnthnerring (1860), das von Freiherrn v. Schey erbaute Palais in der Albrechtsgasse am Opernring (1866), das Adelige Kasino am Kolowratring (1867), das Klein'sche Haus in der Wollzeile und die Paläste des Fürsten Colloredo (1863) und des Nikolaus v. Dumba (1866) und des Grafen Henckel-Donnersmarck 1871 am Parkring. Die Thätigkeit Schwendenwein's erstreckte sich auch auf bedeutende Bauten außerhalb Wiens. So baute er mit seinem Kunstgenossen das großartige Schloß des Grafen Henckel-Donnersmarck im Lavantthale Kärnthens. Andere Werke finden sich zerstreut in Mähren, Ungarn und Kroatien. In Anerkennung seiner Verdienste um das Bauwesen wurde S. bei der Reorganisation der Akademie der bildenden Künste zum Mitgliede ernannt, im J. 1870 vom Kaiser durch den österr. Orden der eisernen Krone ausgezeichnet und infolge dessen in den Adelstand erhoben. Im J. 1874 erhielt er den Titel eines Oberbaurathes. Er war verheirathet, seine Ehe blieb jedoch kinderlos.

K. Weiß.

Schwendi: Lazarus Freiherr v. S., Staats- u. Kriegsmann, geboren 1522 zu Mittelbiberach in Schwaben, † am 28. Mai 1584 zu Kirchhofen im Breisgau. — S. entstammte einem niederen Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz der gleichnamige Ort in dem heutigen württembergischen Amt Laupheim war. Der Vater unseres Lazarus, Rutland v. S., war der jüngere von zwei Brüdern und blieb unvermählt. Den ihm von Apollonia Wencken zu Mittelbiberach geborenen Sohn legitimirte Karl V. im J. 1524. Rutland, der noch in demselben Jahre starb, bestimmte Bürgermeister und Rath der Stadt Memmingen zu Vormündern seines Kindes und zu Verwaltern des demselben hinterlassenen, nicht unbedeutenden Vermögens. Viel Freude sollten die Väter der Stadt an dem adeligen Pflegesohn nicht erleben. Freilich wissen wir sehr wenig über S. aus der Zeit seiner Jugend und Minderjährigkeit; aber das Wenige, was darüber in den Acten des Memminger Archivs enthalten ist, zeigt, daß der junge Edelmann, der erst zu Basel (wo unter Andern Grynäus sein Lehrer war), und seit 1535 zu Straßburg sich den Studien widmete, weder so fleißig noch so sparsam und so streng in seinen Sitten war, wie der ehrbare Rath es erwartete und verlangte. Ja, als S. im Alter von 23 Jahren nach Memmingen kam, um sich für mündig erklären zu lassen, erregte der übermüthige und leichtfertige Ton, worin er sich eine Geldstrafe verbat, die ihm wegen eines beabsichtigten Fehltrittes auferlegt wurde, so sehr die Entrüstung der gestrengen Rathsherren, daß er für mehrere Tage ins Gefängniß geworfen wurde. Kein Wunder, daß der Junker, der vergebens bat, man möge ihn, der in Fürsten- und Herrendiensten noch einmal der Stadt sich nützlich erweisen könne, nicht wie einen gemeinen Handwerker behandeln, die ihm bereitete Demüthigung nicht vergaß. Nicht allein, daß er alsbald den Rath wegen unregelmäßiger Vermögensverwaltung zur Verantwortung zog, sondern er ließ auch später noch die Stadt empfinden, daß sie auf seine Dankbarkeit sich keinen Anspruch erworben habe.

Im Alter von 25 Jahren finden wir S. im Dienste Karl's V. An des Kaisers Seite erscheint er 1546 auf dem Reichstage zu Regensburg, der dem Kriege gegen den Schmalkaldischen Bund unmittelbar vorangeht. Im Auftrage

des Reichsoberhaupts unternimmt S. den vergeblichen Versuch, die Städte Augsburg, Ulm und Nürnberg unter dem Vorgeben, daß Karl nichts gegen die Religion beabsichtige, der protestantischen Sache abtrünnig zu machen. Nachdem er dann noch eine diplomatische Mission nach München übernommen, betheiligt er sich an dem das Schicksal der Protestanten entscheidenden Feldzuge an der Donau und in Sachsen. Nach der Wittenberger Capitulation erhält er als kaiserlicher Capitän den Auftrag, die Uebernahme und Schleifung der Festung Gotha und des Grimmensteins zu überwachen. Erwies er sich hierbei gegen die Söhne des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, sowie gegen die Bürger der Stadt Gotha anerkannter Weise rücksichtsvoll und milde, so mußte er sich im J. 1548 auf wiederholten Befehl des Kaisers einem Geschäft unterziehen, das ihm die übelste Nachrede zuziehen sollte. Man weiß, wie rücksichtslos Karl V. den Sieg über den Schmalkadischen Bund ausgebeutet hat. Zwar der Versuch, das Reich in monarchischem Sinne umzugestalten, gelang ihm nicht, aber in einzelnen Maßregeln trat die Reichsgewalt, die er in seiner Hand concentrirte, den berechtigten und unberechtigten Freiheiten scharf genug gegenüber. Es gehörte zu den zweifellosen Mißbräuchen deutscher Libertät, daß Angehörige des Reichs für fremde Dienste Söldner anwarben und über die Grenze führten, ohne zu fragen, ob dadurch das Interesse des Reichs oder seines Oberhauptes geschädigt werde oder nicht. Nicht allein, daß Karl auf dem Augsburger Reichstag das Verbot, bei Strafe des Todes Kriegsdienste bei fremden Potentaten zu nehmen, durchsetzte, sondern er ließ auch mit Berufung auf ein von ihm schon früher erlassenes Gebot einen angesehenen Kriegsobersten Vogelsberger, der dem König von Frankreich einige Fähnlein deutscher Knechte zugeführt hatte und eben damals in seiner Heimath Weißenburg an der Lauter sich aufhielt, durch S. aufgreifen und nach Augsburg bringen. Zum Tode verurtheilt, bezeichnete Vogelsberger in einer Ansprache, die er vom Blutgerüst herab an die nach Tausenden zählende Menge hielt, Lazarus v. S. als den „Erzbösewicht", der ihn auf die Fleischbank geliefert, indem er durch Hinterlist sich seiner bemächtigt habe. Zwar trat Karl V. in einer öffentlichen Erklärung für die Ehre seines Commissars, der nur nach kaiserlichem Befehl gehandelt, ein, und nicht minder vertheidigte sich S. selbst in einer Flugschrift gegen die Anschuldigungen Vogelsberger's; aber der Vorwurf, daß er unritterlich an dem unglücklichen Kriegsmann gehandelt, wurde noch lange gegen ihn erhoben und zwar am lautesten von denjenigen Mitgliedern des hohen und niederen Adels, die ein mit so exemplarischer Strenge durchgeführtes Verbot ausländischen Kriegsdienstes für eine Verletzung ihrer Freiheit und Ehre ansahen.

Nicht unehrenhaft, aber in den Augen der antikaiserlichen Partei auch nicht rühmlich waren die Dienste, die S. in den nächsten Jahren dem in Deutschland verhaßten spanischen Herrscher leistete. Im Besitz des kaiserlichen Vertrauens und damals noch überzeugt, daß die von Karl V. im Sinne einer monarchischen Staatsordnung verfolgte Politik dem von Unbotmäßigkeit und Selbstsucht zerrütteten, von äußeren Feinden bedrohten Reiche zum Heile dienen werde, war S., mit verschiedenen Missionen nach Norddeutschland betraut, unablässig thätig, die noch kaiserlich gesinnten Stände zum Widerstand gegen die an manchen Orten sich regenden Elemente der Opposition zu vereinigen und Ruhe und Gehorsam herzustellen und zu befestigen. Es gelang seiner Umsicht und Energie 1548 Niedersachsen im ganzen zu beruhigen; nur Magdeburg, die Zufluchtsstätte aller Feinde des Interims, mit Hülfe benachbarter Stände zur Unterwerfung zu bringen vermochte er nicht; ebensowenig gelang ihm der Versuch, die Kreisstände gegen die längst mit der Acht belegte Stadt ins Feld zu führen. Da aber der Kaiser selbst nicht in der Lage war, die rebellische Stadt, wie es S. für das

Gerathenste hielt, mit Gewalt in seine Hände zu bringen, so blieb nichts übrig, als die Hülfe des ganzen Reiches für die Durchführung der Execution in Anspruch zu nehmen. Daß etwa Karl V. die Uebergabe der Festung von den Magdeburgern um den Preis der Freiheit der Religion und der Erhaltung ihrer Privilegien erkaufte, hatte S. ausdrücklich widerrathen; nach seiner Ansicht galt es hier, den Gehorsam gegen den Kaiser, sowie die wahre Religion herzustellen und neuen Erhebungen vorzubeugen. Wie weit indeß selbst in jenen Tagen der kaiserlichen Machtfülle deutsche Fürsten vom Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt entfernt waren, erfuhr S., als der Markgraf Alcibiades, dem er im Auftrage Karl's offen betriebene Kriegsrüstungen untersagen sollte, ihm, dem kaiserlichen Gesandten, wiederholt jede Audienz verweigerte, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg aber durch keine Vorstellungen sich bewegen ließen, den neuen Reichstag in Person zu besuchen. Schlimmeres stand bevor.

Man weiß, wie zu der Zeit, als Karl V. die habsburgisch-spanische Gewaltherrschaft über Deutschland zu vollenden und dauernd zu machen gedachte, sich im Stillen eine Erhebung vorbereitete, die 1552 unter der Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen und im Bunde mit Frankreich eine Katastrophe der Kaisermacht herbeiführen sollte. Der norddeutschen Fürstenverbindung, die Markgraf Hans von Brandenburg zum Schutz des Evangeliums geschlossen, stand der als Verräther der protestantischen Sache gemiedene Kurfürst Moritz anfangs fern. Aber der kluge und verschlagene Politiker verstand es, mit ihr wie mit andern Elementen der Opposition Fühlung zu gewinnen und sie unvermerkt seinem Einfluß zu unterwerfen, ohne dem Kaiser gegenüber die Maske der Ergebenheit abzulegen. Er wußte es dahin zu bringen, daß Kaiser und Reich ihm die Execution der Acht gegen Magdeburg übertrugen. Karl hoffte, durch die Bewältigung der protestantischen Stadt alle Gährung in Norddeutschland zu ersticken und ferneren Widerstand gegen seine kirchlichen und politischen Pläne unmöglich zu machen. Moritz dagegen, in dem die spanische Staatskunst ihren Meister finden sollte, gedachte den kaiserlichen Auftrag zu benutzen, nicht allein um die Elbstadt dauernd in die Hand zu bekommen, sondern auch die militärischen Kräfte, die er mit des Reiches Hülfe gegen die Festung aufbot, zu seiner Verfügung zu behalten und an ihrer Spitze selbst dem Kaiser seinen Willen aufzunöthigen. — Es war vielleicht die schwierigste und undankbarste Aufgabe, die S. je übernahm, als er sich als kaiserlicher Commissar in das Lager vor Magdeburg begab, um das Werk des Kurfürsten Moritz zu überwachen. Die ausgebreitete Correspondenz, die S. damals führte, liefert den Beweis, daß er es mit dem besten Willen nicht zu hindern vermochte, wenn Moritz die Belagerung mit klug bedachter Langsamkeit betrieb, mit allen Gegnern des Kaisers, selbst mit Frankreich geheimnißvolle Beziehungen anknüpfte, und endlich der geächteten Stadt allzu günstige Bedingungen zugestand, das Heer aber theils gar nicht, theils nur zum Scheine entließ. S. hat früh genug Verdacht gegen Moritz geschöpft und den Kaiser immer von neuem gemahnt, das Feuer, das von Niedersachsen aus ganz Deutschland zu ergreifen drohe, nicht gering zu achten. Zu seinem Schmerze aber mußte er erfahren, daß Karl V. und seine Umgebung sich gegenüber der furchtbaren Gefahr allzu sorglos bewiesen, und ihn sogar in der entscheidenden Zeit zwei Monate lang ganz ohne Antwort ließen. Andrerseits läßt sich freilich nicht leugnen, daß S. trotz allen Scharfblicks nicht mißtrauisch genug war, um nicht bis zuletzt an der Hoffnung festzuhalten, daß Moritz doch vielleicht den Verrath, womit er spiele, nicht begehen, sondern die immer wiederholte Versicherung, sich nach Entlohnung der Truppen selbst zum Kaiser begeben zu wollen, noch wahr machen werde. Auch der Tadel mag berechtigt sein, daß S., so nachdrücklich er auch in seinen Berichten den Religionseifer der Deutschen

und ihren Zorn wider das spanische Regiment betonte, doch nicht die ganze Tiefe der antikaiserlichen Bewegung ermaß, sondern der Meinung blieb, daß Karl ohne große Concessionen über die drohende Erhebung triumphiren könne, wenn er nur entschlossen Widerstand leiste. Kämpfen, nicht unterhandeln, so lautete auch der Rath, den er dem Kaiser gab, als er kurz vor dem allgemeinen Losbruch an das Hoflager nach Innsbruck gelangte. S. mußte dann freilich auf den Missionen, die ihm sofort übertragen wurden, die Erfahrung machen, daß nicht einmal die katholischen Fürsten, ja selbst nicht der eigene Bruder, Ferdinand, dem Kaiser Hülfe bringen wollten oder konnten. Aber auch noch während der von König Ferdinand übernommenen Vermittlung zwischen Karl und dem Kurfürsten Moritz, woran S. den thätigsten Antheil nahm, ließ er nicht ab, für kriegerische Rüstungen zu wirken, und billigte den Entschluß des Kaisers, selbst in seiner augenblicklichen Hülfelosigkeit nicht die Forderungen der protestantischen Fürsten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, namentlich nicht zu Passau einen ewigen Religionsfrieden zu bewilligen. Ja, S. fürchtete, der Kaiser habe sich schon zu sehr in den Koth hinab drücken lassen und gebe zu viel nach; „ein ewiger Religionsfriede würde zum höchsten der gemeinen Wohlfahrt zuwider sein; denn dadurch würde es nimmermehr zu einer Vergleichung in der Religion gerathen, und würde der künftigen Reichshandlung oder dem Nationalconcilio alle Frucht abgeschnitten sein; so müsse Se. Majestät auch auf andere Nationen sehen und nicht an einem Ort wollen ein Loch zustopfen und an einem andern ein größeres aufmachen.“ So entschieden vertrat der junge deutsche Edelmann noch im J. 1552 den Standpunkt des römischen Kaisers und das Interesse der spanischen Weltherrschaft. Erst die Erfahrungen der nächsten Jahre sollten aus ihm allmählich einen eifrigen Verfechter religiöser Duldung und den überzeugtesten Gegner der spanisch-römischen Politik machen.

Solange Karl V. regierte, fuhr S. fort, ihm bald mit seiner diplomatischen Gewandtheit, bald mit seinem Degen zu dienen. Vor Metz, das der Kaiser den Franzosen vergebens wieder zu entreißen suchte, wurde S. nicht allein wegen seiner Tapferkeit von Karl V. zum Ritter geschlagen, sondern auch in Anerkennung seiner Kenntnisse und seiner diplomatischen Verdienste in den erblichen Ritterstand erhoben und mit dem kaiserlichen Hofrathstitel und den juristischen Ehrenrechten des Palatinats ausgestattet. Es ist möglich, aber nicht erwiesen, daß der so Geehrte in der ersten Hälfte des Jahres 1553 Kriegsdienste in Ungarn leistete. Dann finden wir ihn wieder in Deutschland auf verschiedenen Missionen thätig. Daß er u. a. auch zu dem Vollzug der Acht an dem Markgrafen Alcibiades mitwirken mußte, nachdem er früher das Seinige dazu beigetragen, daß der Kaiser in einer des Reichsoberhauptes so wenig würdigen Weise den fürstlichen Haudegen für den Kampf mit den Franzosen gewann, ist ein neuer Beweis für den allzugroßen Eifer, womit S. dem Reichsoberhaupte bis zuletzt diente. Lieber sehen wir ihn in den nächsten Jahren an der Spitze eines Regiments deutscher Landsknechte in den spanischen Niederlanden tapfer und glücklich gegen die Franzosen kämpfen; er hatte ruhmvollen Antheil an den Siegen des Grafen Egmont bei St. Quentin und Gravelingen. Dadurch befestigte er sich nur noch mehr in der Gunst, die Philipp II. und die Statthalterin der Niederlande, Margarethe, ihm schenkten, nachdem Karl V. die Regierung niedergelegt und sich nach Spanien zurückgezogen hatte. Zugleich erwarb sich S. aber auch die Freundschaft Egmont's und noch mehr das Vertrauen Wilhelm's von Oranien. Schon diese engen Beziehungen zu den Häuptern des niederländischen Adels mußten ihn in einen Gegensatz zu Granvella bringen, in welchem der Despotismus und der fanatische Ketzerhaß Philipp II. das einfluß-

reichste und ergebenste Werkzeug fanden. Es ist auch begreiflich, daß Granvella es war, der die Hoffnung Schwendi's und seiner Freunde, daß er gleich ihnen in den niederländischen Staatsrath aufgenommen werden würde, vereitelte. Andrerseits konnte es nicht fehlen, daß das nahe Verhältniß, in welchem S. zu Oranien stand, und das u. a. darin zu Tage trat, daß er den werdenden Vorkämpfer der niederländischen Freiheit auf seinen wiederholten Reisen nach Deutschland begleitete, bedeutsamen Einfluß auf die weitere Entwicklung seiner politischen und kirchlichen Anschauungen ausübte. Ohne zunächst irgend welche Sympathien für den Protestantismus, die ja auch Oranien damals noch fremd waren, zu gewinnen, lernte S. den Widerstand der Niederlande gegen das spanische Regiment, sowie die gewaltige Erhebung des Hugenottenthums mit freierem Blicke ansehen. Auch die gleichzeitige Durchführung der Reformation in England, wo S. auf einer zum Zweck des Studiums von Land und Leuten unternommenen Reise wichtige persönliche Beziehungen anknüpfte, sowie die Enttäuschungen, welche das Tridentiner Concil den von der Reformbedürftigkeit der Kirche Ueberzeugten bereitete, mußten seinen Glauben an die Alleinberechtigung des römisch-spanischen Systems erschüttern. Aber auch noch andere Momente werden auf seinen allmählichen Gesinnungswandel eingewirkt haben. Granvella hat später einmal in einem Briefe an Philipp II. von S., dessen lebhaften Geist und ausgezeichnete Qualitäten er ausdrücklich anerkennt, gesagt, er sei ein starker Politicus, dessen Theorien in dem republikanischen Athen und Rom wurzelten, und zugleich ein so warmer Freund seiner Nation und ihrer für sie selbst nur zu verderblichen Freiheit, daß er den Gesetzen und Ordnungen des römischen Reichs alle benachbarten Staaten zu unterwerfen trachte. Daran ist so viel richtig, daß S. in seiner durch historische Studien genährten Begeisterung für die Größe des alten deutschen Reichs unmöglich theilnahmlos bleiben konnte, als Spanien offen darauf ausging, den wirthschaftlich so hoch entwickelten niederländischen Kreis Deutschland ganz zu entfremden und an die Stelle einer gedeihlichen Freiheit den Despotismus zu setzen. Wie wenig aber S. seine Ueberzeugung verbarg, zeigt schon der Umstand, daß Granvella seinen „Discursen“ den schlimmsten Einfluß auf Oranien beimißt. Gewiß ist, daß S. zu Anfang der 60er Jahre seine Bemühungen mit denen Oranien's, Egmont's und Hoorn's vereinigte, um den allgemein verhaßten Staatsmann zu stürzen. Während die Führer des Adels wiederholte, fast drohende Vorstellungen an Philipp II. richteten, übermittelte S. zu Anfang des Jahres 1564 von Deutschland aus dem Könige noch zwei vertrauliche Schreiben, in denen Oranien und Egmont sich gegen ihn in bitteren Klagen über Granvella ergingen, und verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit auch seinerseits sich mit großer Freimüthigkeit über die Lage in den Niederlanden auszusprechen. Es ist bekannt, daß der König zwar Granvella endlich entfernte, aber in der Folge nur umsomehr auf die gewaltsame Durchführung seiner Absichten sann.

S. hatte inzwischen einen andern, seinen Neigungen besser entsprechenden Schauplatz der Thätigkeit gefunden. Schon 1561, als er zu Oranien's Hochzeitsfeier nach Dresden kam, suchte er den Kaiser Ferdinand in Prag und den Erzherzog Max in Wien auf. Man veranlaßte ihn, in Rücksicht auf die Türkengefahr, die ungarische Grenze zu besichtigen und wünschte, sobald es zum Kriege käme, ihn an die Spitze der deutschen Truppen zu stellen. S. erklärte sich zum Eintritt in den kaiserlichen Dienst bereit, wenn Philipp II. seine Einwilligung dazu geben werde. Ferdinand wandte sich zu dem Zweck nach Madrid und bat, ihm den Obersten S. für zwei Jahre zu überlassen. König Philipp sagte nach Berathung mit der Regentin der Niederlande unter der Bedingung zu, daß S., wenn Spanien innerhalb der beiden Jahre seiner Dienste bedürfen würde, jeder-

zeit zurückkehren müsse. Unter dieser Voraussetzung meinte man dem Kaiser um so eher willfahren zu sollen, als S. auch in Deutschland den Interessen des Königs dienen und ihn von dort wie von Ungarn aus mit werthvollen Nachrichten versehen könne. Vorläufig erhielt er unbestimmten Urlaub, um, wieder in Begleitung Wilhelm's von Oranien, in seinen Privatangelegenheiten nach Deutschland zu gehen. Er wohnte in Frankfurt a. M. der Wahl Maximilian's zum römischen König bei, blieb hierauf noch einige Zeit im Gefolge des Kaisers und begab sich dann auf seine im Breisgau und Elsaß in der jüngsten Zeit erworbenen Güter. Während er hier in den Jahren 1563 und 1564 stattliche Bauten unternahm und seine großen wirthschaftlichen Talente entfaltete, verlor er die politischen und kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands und der abendländischen Welt nicht aus dem Auge. Er empfing Boten und Briefe von allen Seiten. Daß er mit Oranien und Egmont in regem Verkehr blieb und in ihrem Sinne auf Philipp II. einzuwirken suchte, wurde schon erwähnt. Trotzdem entzog ihm der König seine Gnade so wenig, daß er ihm, als im Sommer 1564 Kaiser Ferdinand seine Dienste in Ungarn dringend begehrte, den früher schon in Aussicht gestellten zweijährigen Urlaub nicht allein unter Fortgenuß seiner lebenslänglichen Rathspension, sondern auch unter Verlängerung seines beträchtlichen Obristengehalts bewilligte. Margarethe von Parma aber wünschte S. vor der Uebernahme seines neuen Amtes noch einmal bei sich in Brüssel zu sehen. Als die Zeit ihm nicht gestattete, die Reise nach den Niederlanden auszuführen, empfahl er der Regentin in einem freimüthigen Schreiben wiederholt Milde und Mäßigung in religiösen Dingen und Rücksicht auf die populäre Strömung unter Anschluß an die angesehensten Männer des Landes. Dem Prinzen von Oranien aber widerrieth er die Durchführung der Tridentiner Beschlüsse, ermahnte ihn dagegen, sich das Vertrauen des Königs durch Aufrechthaltung der Ruhe wieder zu erwerben.

Inzwischen war Ferdinand I., dessen verständiger und versöhnlicher Politik S. immer das höchste Lob ertheilt hat, am 25. Juli 1564 verschieden und Max II. zur Regierung gekommen. Zu ihm trat S., der am 18. December 1564 zu Wien aus des Kaisers Hand seine Bestallung als Generalcapitän der deutschen Streitkräfte in Ungarn empfing, alsbald in ein vertrautes Verhältniß; ihre Unterhaltung erstreckte sich ebenso über religiöse wie politische, über die deutschen, wie die niederländischen und französischen Angelegenheiten. Mit dem Anfang des Jahres 1565 begab sich S. dann zu den kaiserlichen Truppen im nördlichen Ungarn, um gegen Johann Zapolya, den Fürsten von Siebenbürgen und dessen Beschützer, die Türken, zu kämpfen. Während die mittleren Theile Ungarns links und rechts der Donau seit langem in den Händen der Osmanen waren, deren Paschas in Ofen und Temesvar residirten, waren andere ungarische Provinzen nebst Siebenbürgen Zapolya unterworfen. Letzterer war an der oberen Theiß in der Richtung auf Kaschau im Vorrücken begriffen, als S. ihm mit seinem Heere entgegentrat. Trotz der großen numerischen Ueberlegenheit des Feindes gewann S. auf dem ersten Feldzuge nicht allein die verlorenen Plätze zurück, sondern eroberte auch Tokay und Scerenz. Mehr zu erreichen vermochte er bei dem jämmerlichen Zustande der kaiserlichen Truppen und dem Mangel an Gelde trotz aller Anstrengungen und Umsicht nicht. Für das Frühjahr 1566 aber drohte der Sultan selbst mit aller Macht seinem Schützling zu Hülfe zu kommen. Was dagegen vorzukehren und wie den Türken Widerstand zu leisten, erörtert S. im Winterlager in einer an den Kaiser gerichteten Denkschrift, worin er ihm u. a. dringend empfiehlt, eine bleibende Kriegsrüstung bei seinen Unterthanen einzurichten, Adel und Ritterschaft ohne Ausnahme zum Waffendienst zu verpflichten und selbst an die Spitze des mit Hülfe des Reichs zu verstärkenden

Heeres zu treten. In der That übernahm Maximilian im Sommer 1566, nachdem ihm der Reichstag eine ergiebige Türkensteuer zugesagt, den Oberbefehl über die buntzusammengesetzte Hauptarmee, die gegen Soliman II. zu Felde zog. Ruhm aber sollte der Kaiser nicht erwerben. Während die Türken mit der Belagerung des von Zriny so tapfer vertheidigten Sziget einen vollen Monat verloren, verharrte Maximilian in vorsichtiger Unthätigkeit vor Raab, bis sein schlecht verpflegtes Heer durch Krankheit und Desertion von 40 000 auf 25 000 zusammenschmolz und bald ganz auseinander zu laufen drohte. Auch S., der wieder bei Kaschau einem siebenbürgisch-türkischen Heere gegenüberstand, konnte mit seinen wenigen Truppen — nach seiner Versicherung nie über 4—5000, zuletzt sogar weniger als 3000 Kampffähige — keine großen Erfolge erzielen. „Wäre ich besser zum Kriege gefaßt gewesen, so hätte ich mehr verrichten können". Auch die Krankheit, die ihn Monate lang heimsuchte, konnte seiner Kriegführung nicht förderlich sein. Indeß behauptete er den guten Namen, den er sich erworben. Ebenso im J. 1567, als er u. a. Munkatsch eroberte und die Belagerung von Huszt erst aufgab, als der Kaiser es ausdrücklich befahl. Unmittelbar darauf begannen die Friedensverhandlungen. Ehe dieselben unter Aufrechthaltung des status quo 1568 zum Abschluß kamen, erwarb sich S. große Verdienste sowohl um die Sicherung der Grenze, deren feste Plätze er vermehrte und mit deutschen Truppen besetzte, als um die Neuordnung der Verwaltung der Zips. Als ein Beweis seines warmen und unbefangenen Interesses für die kirchlichen Bedürfnisse des Landes wurde es angesehen, daß er selbst auf einer lutherischen Synode zu Kaschau (1568) den Vorsitz führte.

Nach Herstellung des Friedens legte S. die oberste Feldhauptmannschaft in Ungarn nieder. Maximilian, der ihn in dankbarer Anerkennung alles dessen, was er bisher in Krieg und Frieden dem Hause Oesterreich geleistet, am 29. October 1568 zum erblichen Freiherrn von Hohenlandsberg (im Elsaß) erhob, hätte ihn gerne noch länger im Dienst behalten. Aber S. wollte in Ungarn, wo er sich keine Stunde gesund gefühlt und beständig mit Mangel, Noth und Gefahr gekämpft hatte, nicht länger bleiben, sondern nur für den Fall eines neuen Krieges dorthin zurückkehren, aber „in freier Stellung". Frei wollte er auch vom Hofdienst sein, dessen er überdrüssig war, obwohl er sich sagen durfte, daß ihm „nicht der wenigste Platz bevorstehen würde". Zugleich löste er aber auch unter freiwilligem Verzicht auf seinen hohen Oberstengehalt sein Dienstverhältniß zu Philipp II., allerdings zu einer Zeit, wo eine Fortdauer desselben unmöglich geworden wäre, wenn er nicht seine Gesinnungen verleugnen wollte. Denn in den Niederlanden hatte vor einem Jahre Alba sein gewaltthätiges und grausames Regiment begonnen; am 18. Juni 1568 mußten Egmont und Hoorn das Blutgerüst besteigen, während Oranien, der Mann der Zukunft, sich nach Deutschland gerettet hatte und auf Widerstand gegen die spanische Zwingherrschaft sann. Aber nicht minder als das Loos seiner Freunde lag S. das Schicksal der Niederlande, die er weder zu Grunde gerichtet, noch aus dem Reichsverbande gelöst sehen wollte, am Herzen. Er zog außerdem die verderblichen Folgen, die das Wüthen Alba's wie die immer sich erneuernden Religionskriege in Frankreich auf sein geliebtes Vaterland ausübten, in Betracht. Denn seit Jahren stand es für ihn fest, daß der Friede in Deutschland auf die Dauer nicht erhalten werden könne, wenn der spanischen Gewaltherrschaft und der römischen Restaurationslust, die doch ihr Ziel, die gewaltsame Vernichtung des Protestantismus, nimmermehr erreichen würde, nicht Einhalt gethan werde. Er hielt den Kaiser für verpflichtet, wenn ernste Vorstellungen in Madrid nicht fruchteten, mit Hülfe der Reichsstände sich der Niederlande thatkräftig anzunehmen. Er begrüßte es daher mit Freude, daß im September

1568 kurfürstliche und fürstliche Gesandte in Wien erschienen, um das zaudernde Reichsoberhaupt zum Einschreiten für die mißhandelten Niederlande zu drängen. S. gehörte damals zu den entschiedensten Vertretern einer antispanischen Politik unter den österreichischen Staatsmännern und machte daraus auch gleichgesinnten Gesandten deutscher Fürsten gegenüber so wenig Hehl, daß er ihnen neben allerlei vertraulichen Winken und Rathschlägen sogar die Unterstützung Oranien's in dem Kampfe gegen Alba als wünschenswerth zu erkennen gab; zugleich verbarg er ihnen nicht, daß den Kaiser seine nahen Beziehungen zum spanischen Hofe hinderten, für seine Person nachdrücklicher gegen Philipp II. aufzutreten. Bekanntlich entschied sich Maximilian für die Sendung seines Bruders Karl nach Madrid. Wie Philipp II. später mit Sicherheit wissen wollte, hätte S. die einer drohenden Wendung nicht entbehrende Instruction für den Erzherzog verfaßt; Granvella zweifelte wenigstens nicht, daß seinem alten Gegner ein bedeutender Antheil an der Mission Karl's gebühre. Dies anzunehmen, lag um so näher, als S. sowohl an einen ihm vertrauten Diplomaten in Madrid, als an den Erzherzog selbst während seines Aufenthalts am spanischen Hof Briefe und Denkschriften richtete, in denen er dem König auf das dringendste rieth, von dem nutzlosen Blutvergießen, das die Gemüther nur noch mehr erbittere und einen dauernden Frieden unmöglich mache, abzustehen und die Lande mit Hülfe eines österreichischen Gubernators zu beruhigen. Daß sich die Religion nicht mit dem Schwerte austilgen lasse, habe schon Karl V. eingesehen und daher verständiger Weise nachgegeben. Philipp aber entzünde mehr und mehr alle Gemüther wider Spanien und auch Maximilian werde zu den Deutschen stehen müssen, wenn er das Kaiserthum seinen Nachkommen erhalten wolle; denn jedermann falle der Religionsänderung bei, die Geistlichen können keine katholischen Räthe mehr haben, die Wenigen unter den Vornehmen, die noch katholisch sind, wollen Erasmianisch sein, und sobald es in Deutschland oder Oesterreich zum offenen Kriege gerietlhe, würde die Veränderung erst recht betrieben werden. Sollte aber der König von Spanien in den Niederlanden nur noch größere kriegerische Anstrengungen machen und dem Bündniß mit dem Papste, wovon die Leute sich fest überzeugt halten, nachsetzen wollen, so werde daraus bei höchster Wahrheit ein viel größerer Jammer erfolgen, als jetzt Jemand glauben könne. Wie viele Millionen hat man bereits „verkriegt“ und erst die Leute recht in Harnisch gebracht. Wenn auch der Spanier im Lande noch einmal so viel wären, so würde das auf die Dauer nicht helfen, da die Gemüther sich durch Krieg und Furcht je länger je mehr entzünden und alle Nachbarn Feinde bleiben. Statt ihre Zuflucht allein zum Schwert und Blutvergießen und zur Rache zu nehmen, sollten die Geistlichen anders zu ihrem Berufe und Wandel thun und Gottes Ehre, die Wahrheit und gemeines Bestes suchen.

Es mußte S. schmerzlich berühren, daß Maximilian nach dem anscheinend thatkräftigen Anlauf aus rein dynastischen Rücksichten die schnödeste Abweisung von Seiten Philipp's in demüthigender Weise sich gefallen ließ. Um so eifriger sann der patriotische Staatsmann auf andere Mittel, um das Reich gegen die spanische Tyrannei in den Niederlanden und die von dort wie von Frankreich her drohenden Gefahren widerstandsfähig zu machen. Während er nicht allein die evangelischen Sonderbündnisse, wie Kurpfalz sie betrieb, mit Rücksicht auf das Mißtrauen der katholischen Stände mißbilligte, sondern auch mit der katholischerseits betriebenen Erweiterung des Landsberger Bundes, wodurch man Kursachsen zu fangen suchte, nicht einverstanden war, wirkte er mit Eifer für den, wahrscheinlich von ihm zuerst angeregten Plan, durch eine Verbesserung der Kreisverfassung die militärischen Kräfte Deutschlands, die bis dahin den kämpfenden Parteien in den Nachbarländern jederzeit für Geld zur Verfügung standen, vor

allem dem Reiche selbst dienstbar zu machen. Daß die bestehenden Einrichtungen und Gewohnheiten, weit entfernt, diesem Zwecke zu dienen, den an Frankreich und die Niederlande grenzenden Gebieten nicht einmal Sicherheit vor den schlimmsten Mißhandlungen durch feindliche wie durch deutsche Truppen boten, lehrten die Erfahrungen der Jahre 1568—69 deutlicher denn je. Die ersten verbessernden Anordnungen sollte der Frankfurter Deputationstag von 1569 treffen. Der Kaiser selbst ließ sich zum Generalobristen über die eventuell aufzubietende Kreishülfe des westlichen Deutschlands ernennen und nahm S., der an dem Deputationstage selbst nicht theilgenommen, zu seinem Stellvertreter an. So wurde S. berufen, vom Oberrhein her vor allem sein Augenmerk auf die Vorgänge in Frankreich zu richten und darüber mit den benachbarten Kreisobersten, insbesondere mit dem Kurfürsten von der Pfalz, Correspondenz zu pflegen. Aber Größeres hoffte S. von dem Reichstag zu Speier 1570, für dessen Zustandekommen er ein lebhaftes Interesse an den Tag legte. In vertrauten Briefen an Craco, den einflußreichsten Rathgeber des Kurfürsten August, erörterte er im Laufe des Jahres 1569 die wichtigsten Fragen, auf die es nach seiner Meinung ankam; er betonte dabei immer von neuem, wie gut und uneigennützig Maximilian es meine, verschwieg aber auch nicht, daß es Sache der Kurfürsten sei, ihn anzutreiben und zu unterstützen. Dem Kaiser selbst übersandte S. mit einem zu größerer Energie anspornenden Begleitschreiben (dat. Zabern, 5. März 1570) eine umfassende, bis heute ungedruckte Denkschrift, die er auch zur Kenntniß der Kurfürsten gebracht zu sehen wünschte: „Discurs und Bedenken über jetzigen Stand und Wesen des heiligen Reichs unsers lieben Vaterlands". In einem Rückblick auf die Geschichte der deutschen Kaiserzeit feiert er Heinrich I. als den eigentlichen Gründer des Reichs, das im Inneren wohl und fest geordnet, auf eine mannhafte Ritterschaft gestützt, nach außen Jahrhunderte lang mächtig auftrat, bis herrschsüchtige Päpste bald die Fürsten, bald die Völker aufwiegelten, Zwiespalt säten und die geschwächte Reichsgewalt zu Boden traten, so daß zuletzt das Kaiserthum schier ein bloßer Titel wurde und sein Träger nicht einmal vor dem Ungehorsam und dem Aufruhr der eigenen Unterthanen sicher war. Die Spaltung der Religion und die Anschläge der fremden Nation haben die Zerrüttung des Vaterlandes, den Mangel an Einmüthigkeit und Vertrauen nur noch vermehrt, so daß sein Untergang unvermeidlich ist, wenn nicht die nothdürftigste Besserung, unter Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse des deutschen Volkes, nicht nach fremden Exempeln, vorgenommen wird. Zunächst gilt es den Religionsfrieden stracks und gleichmäßig zu handhaben, alle fremden Praktiken und Anschläge gänzlich auszuschließen, zwischen den beiden Religionsparteien durch kaiserliche Vermittlung besseres Vertrauen herzustellen, die Sonderbündnisse aufzuheben und alle Stände allein auf den Religions- und Landfrieden zu verpflichten. Die Geistlichen der alten Religion, die der Verbesserung so dringend bedarf, sollten, statt auf eine gewaltsame Ausrottung der Neugläubigen zu sinnen, ihres Berufes besser abwarten, die der geänderten Religion aber sich streng an die Augsburgische Confession und eine gleichmäßige Kirchenordnung halten, das gegenseitige Schmähen und Schänden dagegen von Reichswegen verboten werden. Die neuen Eide sodann, die der Papst allen Bischöfen und Geistlichen, insbesondere auch den geistlichen Kurfürsten, im Widerspruch mit des Kaisers Hoheit und des Reichs Interessen, abverlangt, soll der Reichstag ein für alle mal verbieten, ohne Rücksicht auf den Papst, der in die Reichsangelegenheiten ebenso wenig hinein zu reden hat, als andere ausländische Potentaten. Hätte man auf die Päpste hören wollen, so wäre man nie zu einem Religionsfrieden gekommen, sondern hätte, wie noch heute in Frankreich, die innerlichen Kriege und das jämmerliche Morden ewig fortsetzen müssen. — In Beziehung auf das äußere

Regiment soll das Reichsjustizwesen im Sinne der Beschleunigung der Processe und der raschen und sicheren Execution verbessert werden. Einen der größten Uebelstände aber sieht die Denkschrift in der übermäßigen Licenz des deutschen Kriegsvolks, die bereits in eine „barbarische wilde Freiheit" ausgeartet ist, und in den Werbungen fremder Potentaten, „denen die deutschen um das Geld gar feilstehen und die sie ihres Gefallens gegen einander, mehr denn unter wilden Thieren geschehen möchte, hetzen und zu Vergießung ihres Blutes anführen und auf die Fleischbank liefern, oder sonst aus Mangel und Nichtbezahlung sterben und verderben machen mögen, also daß schier nichts wohlfeileres ist denn der deutschen Fleisch und Blut" — zu gänzlicher Verachtung und Verkleinerung der Deutschen bei den fremden Potentaten und Nationen. Durch Reichtagsbeschluß soll daher streng verboten werden, daß fortan kein fremder Potentat, er sei wer er sei, Kriegsvolk in Deutschland werben lassen darf, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers und der Kurfürsten, und daß kein Deutscher bei Verlust seiner Ehre und Habe sich in fremde Bestallung begeben darf, wenn ihm jene Erlaubniß nicht vorher kundgegeben ist. Außerdem soll im Interesse besserer Kriegszucht dem Reichsabschied eine gemeine Reuterbestallung nebst Artikelbrief einverleibt und deren strenge Durchführung allen Officieren zur Pflicht gemacht werden. Wer von den Führern aus Habsucht, Trunksucht oder anderen Lastern sein Kriegsvolk verwahrlost und der deutschen Nation Schande macht, soll nach der Rückkehr in sein Vaterland nach Kriegsrecht zur Strafe gezogen werden. Vor allem empfiehlt S. zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe im Inneren, und zur Vertheidigung nach außen die schon auf dem Deputationstag zu Frankfurt versuchte Verbesserung der Kriegsverfassung durch die dauernde Anerkennung des Kaisers als Generaloberst aller Kreise nebst einem Fürsten als oberstem Lieutenant, ferner durch rechtzeitige Musterung der Kreiscontingente mit allem, was zum Kriege gehört: Geld und Zeughäuser in allen Kreisen, zu Straßburg aber ein stark ausgerüstetes Reichszeughaus. So werde Friede und Ordnung in Deutschland gesichert, das Ansehen und die Macht des Reiches nach außen hergestellt; man könne den Nachbarn den Frieden gebieten, ihre Uebergriffe zurückweisen, verlorene Grenzlande zurückerlangen und den Türken siegreichen Widerstand leisten. Hier wiederholt S. Rathschläge, die er dem Kaiser zum Theil schon mehrmals und jüngst noch in einem besonderen Schreiben ans Herz gelegt hat: weitere Befestigung und Besetzung der Grenze, stäte Kriegsübung des deutschen Adels, Verpflanzung von Deutschordensrittern nach Ungarn. Zum Schluß erörtert S. noch, wie sehr es Noth thue, daß der Kaiser als Oberhaupt und Lehnsherr der Niederlande mit den Ständen des Reichs auf Mittel und Wege bedacht sei, daß die Lande nicht ganz der Hoheit des Reichs entzogen, nicht aller ihrer alten Freiheiten und Herkommen beraubt werden und in etwas auch des deutschen Religionsfriedens genießen mögen.

S. hatte die Genugthuung, daß der Kaiser ihn vor Eröffnung des Reichstags zu sich nach Speier beschied und die wichtigsten seiner Reformvorschläge in die Reichstagsproposition aufnahm. Dabei ließ aber Maximilian mit dem die fremden Truppenwerbungen betreffenden Antrage die bedeutungsvolle Aenderung vornehmen, daß jene Werbungen lediglich von der Erlaubniß des Kaisers, nicht auch von der Zustimmung der Kurfürsten abhängig gemacht werden sollten. Maximilian also wollte für sich allein darüber entscheiden, ob den fremden Mächten oder den kriegführenden Parteien in Frankreich und den Niederlanden deutsche Söldlinge zu Hülfe ziehen dürften oder nicht. Bei seiner bisherigen Parteinahme für Spanien mußte sich daher den protestantischen Ständen die Befürchtung aufdrängen, daß er die Truppenwerbung für Alba nach wie vor gestatten, die für Oranien aber, die er bis jetzt schon oft genug untersagt hatte,

gänzlich hindern werde. Da er eben so bisher schon gegen die Werbungen zu Gunsten der Hugenotten wiederholt sich erklärt hatte, war der Argwohn unvermeidlich, daß er den Reformirten vollends jede Unterstützung von Seiten ihrer deutschen Glaubensgenossen entziehen werde, seitdem er dem Könige von Frankreich, und zwar zur Zeit des Speierer Reichstags, seine Tochter vermählt hatte. Die Folge war, daß jener kaiserliche Antrag, der von vielen ohnehin mit der hergebrachten deutschen Libertät unverträglich erachtet wurde, bei der protestantischen Partei auf den entschiedensten Widerstand stieß, und daß durch Reichstagsbeschluß für die Zukunft fremde Truppenwerbungen, statt von der kaiserlichen Erlaubniß, nur von einer nichts bedeutenden Anzeige abhängig gemacht wurden. Außerdem diente die ganze, von der bittersten Erörterung begleitete Verhandlung nur dazu, daß das Mißtrauen und die Gegensätze, die S. hatte überwinden helfen wollen, sich nur noch verschärften. Auch die Anträge auf Verbesserung der Kreis- und Kriegsverfassung scheiterten. Nur die Veranstaltungen, die S. den Türken gegenüber befürwortet hatte, wurden im wesentlichen vom Reichstage gut geheißen, und fernerhin in dem Reichsabschied auch die von ihm redigirte Reuterbestallung, die mit einer tiefernsten Betrachtung über den Mißbrauch deutscher Freiheit beginnt und vor allem auf die Herstellung einer besseren Kriegszucht abzielt, zum Gesetz erhoben.

Wenn die weitergehenden Hoffnungen, welche S. an den Reichstag geknüpft hatte, scheiterten, so konnte er nicht verkennen, daß daran nicht am wenigsten der Kaiser und seine spanisch gesinnten Räthe Schuld waren. In den nächsten Jahren aber hatte er noch mehr Ursache zu klagen, daß der kaiserliche Herr all zu gut, die spanische Partei am Hofe all zu stark sei. Wol stimmte Maximilian in vertraulichen Briefen rückhaltlos dem Verdammungsurtheile zu, das S. über die Urheber der Bartholomäusnacht fällte, „jene unchristlichen tollen Menschen, die in so vielen Jahren noch nicht eingesehen hätten, daß es mit dem tyrannischen Köpfen und Brennen sich nicht will thun lassen“, ebenso wenig lobt der Kaiser das trotz seiner treuen Rathschläge hartnäckig fortgesetzte Verhalten Spaniens gegen die Niederlande, das im J. 1572 den offenen Eintritt der Stände von Holland und Seeland in den Unabhängigkeitskrieg zur Folge hatte; aber fortzufahren mit guten Rathschlägen und für seine Person ehrbar und christlich zu handeln, das ist alles, wozu sich Maximilian durch so unerhörte Erfahrungen aufgefordert fühlt. S. dagegen sieht mit steigender Trauer und Sorge, wie unter der Einwirkung der französischen und niederländischen Ereignisse die Gegensätze in Deutschland sich immer mehr verschärfen, während der Kaiser durch sein schwächliches und parteiisches Verhalten sich die Herzen der Protestanten entfrembet, ohne das Vertrauen der katholischen Partei zu gewinnen, so daß seine Autorität in demselben Maaße sinkt als die Gefahr wächst, daß ein Windstoß die innere Zwietracht zum Bürgerkriege entflamme oder das verwahrloste und zerrissene Vaterland eine Beute der Feinde, vor allem der Türken werde. Und was soll vollends aus Deutschland, was aus Oesterreich werden, wenn an Stelle Maximilian's die von spanischem Einflusse beherrschten Söhne treten! Wie hätte S., mit solchen Sorgen beladen, es an Erinnerungen und Mahnungen fehlen lassen können? Da der Kaiser seine Briefe nach wie vor mit Wohlgefallen aufnahm, so legte der getreue Monitor, von der Erwägung ausgehend, daß es großen Herren oft an Leuten mangele, „die sie der Wahrheit und Nothwendigkeit ohne Scheu und Heuchelei berichten“, alles, was er auf dem Herzen hatte, in einer großen, vom 15. Mai 1574 aus Kiensheim im Elsaß datirten Denkschrift nieder. Es ist das zuletzt von Janko in seiner Schrift über S. p. 96—133 sehr mangelhaft abgedruckte Memoire: „Bedenken“ oder „Discurs“ von „Regierung des hlg. Reichs und Freistellung der Religion“.

Um die große und schwierige Aufgabe zu beleuchten, die dem Kaiser gestellt ist, dessen Regierung in eine so drangvolle Zeit gefallen, beginnt der Verfasser mit einer Betrachtung der letzten 50 Jahre, in denen sich wichtige Veränderungen zugleich in weltlichen und Religionssachen zugetragen. S. hebt hervor, daß die Deutschen sich von jeher von aller fremden Dienstbarkeit frei gehalten, und auch nach dem durch aufsäßige und ehrgeizige Mächte verschuldeten Niedergang der Kaisermacht so viel Stärke bewahrt haben, daß sich kein anderes Volk an ihnen hätte reiben dürfen. Daneben haben sie weder durch das kaiserliche Regiment sich ihre ständischen Rechte und Freiheiten nehmen lassen, noch haben die Kaiser, auch nicht die Päpste und Concilien, vermocht, sie von ihrer „freisamen Art“ von Privatkriegen und Befehdungen, selbst nicht von Plackereien und Räubereien abzubringen, bis endlich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und mit der Oeffnung der Schulen die alten harten und all zu freien Sitten sich milderten und ein friedsames Wesen und bessere Polizei eintraten. Aber zugleich fing man auch an, die Augen besser aufzuthun, den übermäßigen Zwang und Drang der Geistlichkeit und die von Rom ausgehenden Aergernisse und Mißbräuche zu erkennen. Da jedoch diese Mißbräuche und Betrügereien, durch die der arme Mann in Deutschland ausgesogen wurde, sich immer mehr verschlimmerten, fachte Tetzel's Ablaßhandel „die glimmende Entzündung der Gemüther“ zu hellen Flammen an. Dazu kam alsbald unter Kaiser Karl's Regierung der zweifache Uebelstand, daß die von Alters her der Freiheit ergebenen Deutschen sich von Fremden nicht beherrschen lassen wollten und daher einen heimlichen Groll gegen Karl's Regiment faßten, und daß andererseits die fremden Rathgeber, auf die der Kaiser bei der Regierung seiner anderen Länder angewiesen war, ihn vielfach irre führten und statt der deutschen Nation Ehre und Bestes die Größe Burgunds und Spaniens oder ihren eigenen Nutzen und Vortheil im Auge hatten. Weit entfernt, zu verständigen und zeitgemäßen Mitteln zu rathen, sahen sie es gern, daß Deutschland durch Spaltungen geschwächt wurde, und um den alten Kaiser noch mehr zu blenden, mußte alles Ungehorsam und Ketzerei sein, wogegen man mit der Schärfe des Schwertes vorzugehen habe. Als es endlich zum Schmalkaldischen Kriege gekommen, wollte zwar der Kaiser den scharfen fremden Rathschlägen und Hetzereien nicht folgen, nicht gegen den gefangenen Kurfürsten Execution üben, nicht die vornehmsten Städte in der Hand behalten und mit Besatzungen belegen; aber, da er nach wie vor nur wälsche Rathgeber und Diener um sich litt, den Religionsbeschwerden nicht abhelfen und keinen Religionsfrieden bewilligen wollte, so konnte kein Vertrauen wieder aufkommen, sondern der Verdacht und der Haß gegen das spanische Regiment wurden so groß, daß fast Jedermann im Reiche der Erhebung des Herzogs Moritz heimlich zustimmte. Weil gleichzeitig mit dem inneren Kriege der Ueberfall der Türken und der Einbruch der Franzosen ins Reich erfolgte, so hätte Deutschland zu Grunde gehen müssen, wenn nicht König Ferdinand sich lieber zu den Reichsständen als zu dem eigenen Bruder gehalten und durch sein emsiges treuherziges Zuthun den Passauer Vertrag und den Religionsfrieden zustande gebracht haben würde. Ihm gelang es auch, nachdem Karl, der seinestheils in den Sachen keinen Rath mehr wußte, ihm das Reich übergeben, sich Vertrauen und Liebe zu erwerben, Deutschland vor inneren Kriegen zu bewahren und die Geistlichen trotz allerlei Irrungen und Beeinträchtigungen, „wie denn solches bei der alten deutschen Art und Freiheit nicht wol vermieden werden konnte und sich unter den Weltlichen selbst täglich zuträgt“, im Besitz der Stifter und geistlichen Güter zu erhalten. Viel besser hätte freilich den Sachen geholfen werden können, wenn Kaiser Karl rechtzeitig deutschem Rathe gefolgt wäre und den Ständen der A. C. ihrer Religion halben Friede und Sicherheit zugesagt hätte; dann hätten sich so viel Spaltungen und Secten und

so viele Eingriffe in die geistlichen Güter ganz verhüten lassen. Mit welchem Frohlocken und Vertrauen aber begrüßte die ganze deutsche Nation den Regierungsantritt Maximilian's, weil man sein gutes deutsches aufrichtiges Herz kannte und weil man wußte, daß er in Religionssachen von Parteilichkeit frei und nicht geneigt war, einer fremden Nation Geltung an seinem Hofe einzuräumen! Dieses Vertrauen, nebst Liebe und Gehorsam, würde sich noch mehr befestigt haben, wenn nicht die Einführung des spanischen Regiments und des „grellen" Processes in den Niederlanden den alten Groll gegen die Spanier verschärft, und dem Kaiser selbst die Nachrede zugezogen hätte, als habe er seinem Amt und der kurfürstlichen Mahnung nach rechtzeitiger ein ernstes Einsehen haben sollen, statt, wie man ihm vorwerfe, den Fremden mehr zu hofiren als des Reiches Ehre und Wohlfahrt erfordere. Ja, man habe ihn, weil er in Religionssachen kein gerades und beständiges Verfahren beobachte, sogar schon in Verdacht gehabt, als ob er den spanischen und päpstlichen Anschlägen gegen die Evangelischen in Deutschland zustimme. „Solche Einbildungen" werden nicht wenig dadurch verstärkt, daß am kaiserlichen Hofe die protestantischen Räthe und Diener bei Seite geschoben werden, daß in dem fast ganz mit Katholiken besetzten Reichsrath die Evangelischen nichts gelten, daß kaiserliche Hofräthe sich in Rede und Schrift voll Bitterkeit über die neue Religion und deren Bekenner äußern, daß Maximilian bei seinen Söhnen nur katholische Räthe und Hofdiener dulde und daß die jungen Herren selbst der neuen Religion grundsätzlich feind seien und in ihrem Thun und Wesen mehr spanische als deutsche Art bezeigen. Das alles aber wird um so tiefer und schmerzlicher empfunden, als der Kaiser früher ganz andere Vertröstungen gegeben haben soll. — Während die nothwendige Folge von dem allen ist, daß die Protestanten auf Mittel und Wege sinnen, wie sie sich gegen die androhenden Gefahren schützen können, haben auch die Katholiken kein Vertrauen zu dem Kaiser, da er auch ihnen nicht genug thut, sondern nach ihrer Meinung seinen Unterthanen in Religionssachen zu viel nachgiebt und dem römischen Stuhle nicht durchaus anhänglich ist. Daher die Empfänglichkeit für fremde Praktiken und Verständnisse, sowie die Gefahr, daß es unter dem eifrigen Zuthun der fremden Nationen zu dem verderblichsten inneren Kriege komme. Dabei würde aber der geistliche Stand am schlechtesten fahren, weil sich von ihm die Gemüther um so mehr abwenden, je ärger der römische Stuhl mit unerhörten Mitteln der Tyrannei die lutherische Ketzerei auszutilgen sucht. S. sieht die Veränderung der Religion wie ein unabwendbares Verhängniß sich vollziehen: nirgends mehr die rechte Anhänglichkeit an die römische Kirche, unter den Geistlichen selbst heimlicher Abfall oder Kaltsinn und müßiges Genußleben, überall auch an katholischen Orten in der Hand des gemeinen Mannes lutherische Bücher, dazu Geringschätzung oder Verachtung des Klosterlebens, des Ablasses, der Wallfahrten, der Wunderwerke der Heiligen oder ihrer Bilder, der Seelenmessen und des Fegefeuers. Es erscheint ihm unmöglich, die Dinge im Reiche mit menschlichen Mitteln wieder in das alte Geleise zu bringen. Was aber soll nun der Kaiser thun? Soll er den unzeitigen „grellen" Anschlägen des Papstes und anderer fremden Potentaten beifallen, oder stillschweigend zusehen, wie alles in Zerrüttung und zu endlichem Untergange geräth? Gott hat Sr. M. vor allen anderen Herrschern Erkenntniß und Einsicht in Religionssachen verliehen und die Augen seines Gemüths und Geistes so weit aufgethan und erleuchtet, daß er Gottes Ehre und die Wahrheit wahre, auf der einen Seite Abgötterei und Mißbräuche, auf der anderen Unordnung und Sectirerei abstelle, und so die Religionssachen zur Besserung oder doch zur Verhütung weiterer Spaltung bringe. Es gilt vor allem den Religions- und Landfrieden fest, aufrichtig und unparteiisch zu handhaben, beide Theile, so weit jeder Fug und Recht hat, zu schützen und mit höchstem

Ernste abzuwehren, daß das innerliche Mißtrauen zu keiner Thätlichkeit und öffentlichen Gewaltsamkeit ausbreche. Aber nur dann wird der Kaiser Vertrauen und Einigkeit pflegen können, wenn die Ueberzeugung herrscht, daß er selbst es gleichmäßig, treu und aufrichtig meint, nicht einseitig sich an die Katholiken hänge, die andere Religion aber je länger je mehr sich verwirren, spalten und endlich zu Grunde richten lassen wolle. Nach außen aber soll der Kaiser mit Nachdruck seines Amtes walten, vor allem in den Niederlanden mit Hülfe der Kurfürsten und der nächsten Kreise einschreiten, auch auf die Politik Frankreichs wohl achten, und daß der Papst nicht feiert, Oel ins Feuer zu gießen, indem er unablässig auf die Execution des Tridentiner Concils dringt, den Religionsfrieden als unrechtmäßig, unchristlich und unverbindlich hinstellt und die Jesuiten wie ein vergiftetes Instrument gebraucht, um die Gemüther gegen einander zu entzünden. S. räth dem Kaiser auch, bald auf einen ordentlichen Nachfolger im Reiche bedacht zu sein, und da hierzu vornehmlich guter Wille und Vertrauen bei den Ständen gehöre, alles zu thun, um den Verdacht zu beseitigen, als ob der Hof mehr spanisch als deutsch und dabei ausschließlich katholisch sei, während doch von des Kaisers eigenen Unterthanen weit mehr lutherisch als katholisch sind. Da es endlich unmöglich ist, die eingerissene Spaltung und Veränderung der Religion dieser Zeit mit Gewalt zu dämpfen oder in Güte zu vergleichen, so ist es der Kaiser Gott und der Welt schuldig, alles zu thun, daß ein friedliches Wesen im Reiche erhalten und die Religionsvergleichung besseren Zeiten überlassen werde. Dazu giebt es kein anderes Mittel als die gesetzliche Toleranz beider Religionen. Diese hätte der Kaiser zunächst in seinen Erblanden auf „gleichmäßige" und „gedämpfte" Weise zuzulassen, wie er in Oesterreich zum Theil schon gethan. Dadurch werde er Herz und Vertrauen der Deutschen, die fast durchaus nach einer solchen Toleranz schreien, gewinnen. Die Minderheit, welche die Zulassung beider Religionen sich gefallen lassen müsse, werde alsbald spüren, daß solche Toleranz nicht zur Verfolgung und Vertilgung der Geistlichen gemeint sei, sondern daß auch die Religionsverwandten sich aller Friedlichkeit und Mäßigung befleißigen werden. Habe so der Kaiser das Fundament besseren Vertrauens gelegt und die Gemüther beruhigt, so werde sein Beispiel auch im Reiche Nachahmung finden und die Zeit kommen, wo die lange gesuchte Toleranz beider Religionen auf einem Reichstage unter gemeinsamer Autorität ins Werk gerichtet werden könne. Die fremden Potentaten werden, wenn der Kaiser und die meisten Reichsstände zusammenstehen, nichts dagegen ausrichten können; auch der Zorn des Papstes werde sich ohnmächtig erweisen, wie er ja auch nicht zu hindern vermochte, daß der Religionsfriede aufgerichtet, den Oesterreichern von dem Kaiser die A. C. zugestanden und von dem Erzherzog Karl seinen Unterthanen die Freistellung der Religion bewilligt wurde. Des Kaisers Pflicht ist es, die deutsche Nation vor Jammer, Not und Untergang zu schützen, nicht „dem Stuhl zu Rom und anderen ihre Gewalt, Kraft und Vortheil erhalten" zu helfen. Auch das wird Maximilian zu Gemüthe geführt, daß Oesterreich, welches durch das Reich gewachsen ist, wieder abnehmen werde, wenn es die deutschen Herzen verliere und von dem Reiche kommen werde. Ja, Gottes Strafe werde ihn und seine Nachkommen treffen und sein Name in Ewigkeit verschrieen werden, wenn er als deutscher Kaiser in so hochgefährlicher Lage sich nicht aufs höchste angelegen sein ließe, was Amt und Gewissen ihm gebieten. — Die Toleranz beider Religionen, so erörtert S. endlich, ist zwar nicht die „rechte Regel" oder der gewöhnliche Weg, sondern nur ein „Nothweg", um das Vaterland vor der äußersten Gefahr zu bewahren, aber es ist der Weg, auf dem, von früheren Beispielen abgesehen, neuerdings Schottland und Polen zu innerem Frieden gekommen sind. S. spricht dann noch einmal die Hoffnung aus, daß nach Einführung der Toleranz die

katholischen Geistlichen sich mit größerem Eifer ihres Berufs annehmen, die Mißbräuche abschaffen und dadurch auch den anderen Theil milder und versöhnlicher stimmen und einem Religionsvergleich geneigter machen werden. Wenn aber die Geistlichen und der Stuhl zu Rom es nicht anders wollen und aus ihrer Schuld, sowie zu ihrer Strafe, der Abfall der Gemüther allgemein und unaufhaltsam werden sollte, so müßte man weiter Rath zu schaffen Gott und der Zeit befehlen, wenn nur das Gemeinwesen aufrecht bliebe.

Man wird die Bedeutung der vorstehend skizzirten Denkschrift nicht in der praktischen Wirkung suchen, die sie etwa auf den Herrscher ausgeübt haben könnte, an den sie gerichtet war. Ihr Werth liegt vielmehr darin, daß sie ein Document ersten Ranges für die Beurtheilung der damaligen Zustände des Reichs, insbesondere für die Erkenntniß der Anschauungen eines der erleuchtetsten deutschen Männer ist. Sie findet eine werthvolle Ergänzung in Briefen, die S. nach wie vor mit Fürsten und Staatsmännern wechselt. So begegnet man in einem wenige Wochen nach jenem Memoire an den Kurfürsten August ausgegangenen Schreiben der schönen Betrachtung, daß in dem Streit der alten und der neuen Religion die Oberhand dem Theil zufallen werde „da man am meisten die Ehre Gottes, die Wahrheit und Besserung des Lebens und Wesens sucht und vor Augen hat". Im allgemeinen hatte bis dahin die conservative und friedliebende Politik Sachsens Schwendi's Beifall gefunden. Als aber August in seiner Freundschaft für den Kaiser und Baiern und in seiner Abkehr von den Interessen der ausländischen Glaubensgenossen, deren sich Kurpfalz mit wachsender Kühnheit annahm, bis zur Preisgabe der protestantischen Sache überhaupt fortschritt, war es unser Staatsmann, der in Dresden zu größerer Wachsamkeit mahnte. „Die Vereinigung zwischen den beiden Potentaten Spanien und Frankreich und dem Papst und anderen wird sich", so schreibt S. am 24. October 1572 an Craco, „nicht bald mehr trennen, und wird man die Aenderung der Religion mehr denn je verfolgen und ausrotten wollen und können, also daß die Säulen des Papstthums wieder von neuem gestärkt und gestützt und nicht so schwach und baufällig sind, wie Ihr in Eurem Schreiben anmeldet. Ob ich nun wol auch bei mir dafür halte, quod fatalis sit mutatio und daß sie noch fortdrücken werde, unangesehen, was für menschliche Anschläge vorgenommen und gesucht werden, und daß also die verlaufenen 30 oder 40 Jahr ein Spiegel sein mögen der nächst zukünftigen Zeiten, so läßt es sich doch ansehen, daß es dieser Zeit wol ein Weil stutzen und vielen darüber zu schaffen gemacht werden möchte, sonderlich wenn man den Eifer und das Zusammenhalten fallen lassen und liderlich mit den Sachen umgehen will, denn die Leute pflegen ihnen ihr Glück und Unglück selbst zu schmieden". Dem Kurfürsten August aber stellte S. im Juli 1574 unter anderem vor, wie sehr es von Nöten sei, in dem Vaterlande neben einem so friedliebenden Kaiser auch andere sorgfältige vaterlandsliebende und friedliche Fürsten zu haben, die die vor Augen schwebenden und androhenden gemeinen Gefahren und Obliegenheiten wahrnehmen und mit getreuem Eifer denselben zu begegnen sich bemühen, in welchem Fall die deutsche Nation nicht am wenigsten Aug und Herz auf ihn, den Kurfürsten, richte. Aber gerade August wollte nicht die Hand dazu bieten, daß man, wie S. im Stillen wünschte, den Kaiser bei Gelegenheit der Wahl Rudolf's nöthige, der katholischen Propaganda gegenüber die Ferdinandeische Declaration zu reichsgesetzlicher Anerkennung zu bringen oder gar die Freistellung der Religion durchzusetzen. Die Erledigung dieser Forderung, für welche unter den Kurfürsten nur der Pfalzgraf Friedrich III. entschlossen eintrat, wurde von dem Regensburger Wahltag auf den Reichstag von 1576 verschoben. Da war es S., welcher die größten Anstrengungen machte den kranken Kaiser, ehe er für immer die Augen schloß, für diejenigen Maßregeln

zu gewinnen, die nach seiner Ueberzeugung das geliebte Vaterland allein vor dem drohenden Verderben bewahren könnten. Noch einmal hatte ihn Maximilian zu sich nach Regensburg gerufen, wie es scheint, nicht um seinen Rath in politischen Dingen zu hören, sondern daß er als Sachverständiger ersten Ranges einer kaiserlichen Commission von Kriegsbaumeistern im Interesse der Fortification der ungarischen Grenze präsidire. Aber wie hätte S. theilnahmlos bleiben können, als die von Kurpfalz geführte protestantische Partei nachdrücklicher denn je mit ihren Forderungen und Beschwerden den von dem päpstlichen Nuntius geleiteten katholischen Ständen gegenüber trat? S. war schon seit Jahren den pfälzischen Staatsmännern persönlich nahe getreten. Hatte er früher ihre kühne, oft unbesonnene antikatholische Politik ebenso wenig billigen können, als die Absonderung des pfälzer Calvinismus von dem Lutherthum nach seinem Sinne war — er hat es oft genug ausgesprochen, wie sehr die innere Spaltung dem Protestantismus beim Kaiser zum Schaden gereiche —, so konnte er jetzt nicht verkennen, daß unter den größeren deutschen Fürsten Friedrich III. allein sich der Gesammtinteressen der Evangelischen thatkräftig annahm. S. stand zu Regensburg im vertrauten Verkehr mit dem ihm von früher her befreundeten Grafen Ludwig von Wittgenstein, der jetzt als Großhofmeister der Pfalz bedeutenden Einfluß auf die Heidelberger Politik ausübte. Der Augenblick sei für die Protestanten günstig, ließ sich S. vernehmen, aber man betreibe die Sache zu schläfrig und lasse sich, wie es scheine, der armen Confessionsverwandten Noth und Untergang nicht genug angelegen sein; man sollte mit mehr Ernst, audacter und viriliter, dazu thun, treiben und suchen; kais. M. wäre auf guten Wegen und würde gewißlich das Geschäft so weit bringen, daß mehr Friede und Einigkeit im Reich bestünde. Wenn Maximilian in der That in den letzten Tagen seines Lebens geneigter, denn je war, etwas zu thun, um die Spannung der Gemüther zu mäßigen und dem Reiche den inneren Frieden zu sichern, so hat S. das seinige dazu beigetragen. Es giebt eine ihrem Inhalt nach bisher unbekannte zu Regensburg entstandene Denkschrift, in der S. mit überzeugenden Gründen für die Freiheit der Gewissen eintritt. Während die protestantische Partei direct nicht die Freistellung der Religion, sondern nur im Interesse der evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten die Anerkennung der Ferdinandeischen Declaration forderte, verlangte S. allgemeine Freilassung der Gewissen für die andersgläubigen Unterthanen katholischer wie protestantischer Fürsten, aber ohne das Recht der freien Religionsübung. War dies auf der einen Seite weniger, als er selbst früher befürwortet hatte, so genügte es doch dem dringendsten Bedürfnisse und brach einer weitergehenden Toleranz die Bahn. Es ist ferner sehr bemerkenswerth, daß S. die Forderung allgemeiner Gewissensfreiheit nicht erhob, ohne versichern zu können, daß auch die Stände der neuen Religion damit einverstanden und also erbötig seien, von aller Verfolgung und Vertreibung ihrer katholischen Unterthanen abzusehen. Was im übrigen die Gründe betrifft, welche S. für die Freiheit der Gewissen geltend macht, so bestehen sie vor allem in der Nothwendigkeit, die Verbitterung der Gemüther zu besänftigen, den Frieden zu stärken, dem österreichischen Hause die Herzen zu gewinnen, die kaiserliche Autorität und das Ansehen der Reichsinstitutionen zu heben, den Geistlichen größere Sicherheit zu geben, fremde Anschläge für das Reich unschädlich zu machen, von den Ständen eine beharrliche Türkenhülfe zu gewinnen, den Untergang der armen Christen in den kaiserlichen Erblanden zu verhüten und die Gefahren zu beseitigen, welche das zu fürchtende baldige Ende Maximilian's bringen werde. Daß die Freilassung der Gewissen dem Religionsfrieden entgegen wäre, bestreitet S., sie sei vielmehr demselben, dem Buchstaben wie dem Geiste nach, durchaus gemäß; es sei auch nicht zu fürchten, daß daraus Ungehorsam der Unterthanen erfolgen

würde, da die Erfahrung gelehrt habe, daß nach Aufrichtung des Religionsfriedens und noch vor kurzen Jahren, ehe man angefangen die Unterthanen der Religion halber zu verfolgen, die katholischen Stände auch bei ihren evangelischen Unterthanen allen Gehorsam gefunden haben.

Wie schon angedeutet, war es der Abfall Kursachsens von der evangelischen Sache, was den todkranken Kaiser Maximilian der Nothwendigkeit überhob, den Forderungen der Protestanten nachzugeben. Was aber war in dieser Beziehung von Rudolf II. zu erwarten? Am wenigsten konnte S. sich darüber täuschen, daß für seine kirchenpolitischen Ideen der Nachfolger Maximilian's unzugänglich war. Dagegen blieb S. in allem, was sich auf die Abwehr der wieder drohender gewordenen Türkengefahr bezog, eine so unbestrittene Autorität, daß sein Rath nach wie vor in Anspruch genommen wurde. Auch die niederländischen Angelegenheiten nahmen zur Zeit des Thronwechsels eine Wendung, die es S. gestattete, von neuem für die Verwirklichung des Gedankens, die Lande für das Haus Oesterreich unter der Statthalterschaft eines deutschen Erzherzogs zu retten, thätig zu sein. Als nämlich auch die südlichen Provinzen in den offenen Kampf gegen Spanien eingetreten waren und die Gefahr nahe rückte, daß die Niederlande dem französischen Herzog von Anjou (Alençon) oder einem anderen auswärtigen Fürsten zufallen möchten, erging von einer kleinen Partei an Mathias, den Bruder des Kaisers, der Ruf, das Statthalteramt zu übernehmen. Leichten Sinnes, fast einem Abenteurer gleich, eilte im September 1577 der jugendliche Erzherzog heimlich nach Brüssel. Ob zu den wenigen Eingeweihten von Anfang an S. gehörte, ist zweifelhaft; jedenfalls that er alles, um den Kaiser, der längst zu Ausgleichverhandlungen zwischen Spanien und den niederländischen Ständen bereit war, dafür zu bestimmen, daß er Philipp mit dem gewagten Unternehmen des Erzherzogs auszusöhnen suchte; andererseits sandte er Briefe über Briefe an Mathias, um ihm seine schwierige, fast aussichtslose Mission durch gute Rathschläge zu erleichtern. Aber nicht allein, daß der König von Spanien einen Statthalter verwarf, der unter Schwendi's Einfluß sich auf den Boden des Religionsfriedens zu stellen gedachte, sondern auch Wilhelm von Oranien that das seinige, daß Mathias theils von den Generalstaaten, theils von ihm selbst vollständig abhängig wurde. Als dann auch die zu Cöln unter Vorsitz einer kaiserlichen Commission eröffneten Verhandlungen zwischen Spanien und den niederländischen Ständen sich zerschlugen und diese unter Oraniens Leitung den Herzog von Anjou als Souverän annahmen, sah sich der ohnmächtige Erzherzog vollends bei Seite geschoben, verachtet und schimpflichem Mangel preisgegeben. Da konnte auch S., der ihm so oft gerathen, nicht vor den Franzosen das Feld zu räumen und schlimmsten Falls wenigstens einen Theil der Niederlande für Deutschland zu retten, ihm nur den Rath ertheilen, sobald als möglich heimzukehren. Mit den sanguinischen Hoffnungen, die S. an das unglückliche Unternehmen des Erzherzogs geknüpft, ging auch die Freundschaft mit Oranien, den er vergebens zum Bruch mit Anjou und zum Festhalten am Reich zu bestimmen gesucht hatte, zu Grabe.

Auf die Wohlfahrt des Vaterlandes, auf die Erhaltung deutscher Ehre und auf die Freiheit der religiösen Ueberzeugung blieben, bis an sein Ende, die Wünsche und Bestrebungen Schwendi's gerichtet. Als er, öfter kränkelnd, die Last des Alters fühlte, konnte er sich für den Gedanken begeistern, noch einmal gegen die Türken oder einen anderen auswärtigen Feind die Waffen zu ergreifen. Sein ausgedehnter Briefwechsel mit Fürsten, Staatsmännern und Gelehrten ist der beredte Ausdruck seiner gutdeutschen, freien und ehrenhaften Gesinnung. Er eifert gegen die überhandnehmende Selbstsucht und Zuchtlosigkeit „damit uns die Strafe nicht auf den Hals wüchse". Er kämpft gegen die rohe Genußsucht, gegen

Mangel an Gemeinsinn, Liebe und Duldsamkeit. Auch seine politischen und militärwissenschaftlichen Schriften, die zum großen Theil schon besprochen wurden, sind voll patriotischer edler und humaner Gedanken. Von seinen historisch-politischen Abhandlungen möge nur noch eine Denkschrift über den deutschen Adel und eine andere über den Fürsten- und Herrenstand (beide ungedruckt) erwähnt werden. Von kriegsgeschichtlichen Schriften kommen außer seinen in verschiedenen Fassungen vorliegenden Rathschlägen für den Türkenkrieg und außer der Reuterbestallung von 1570 seine frühesten litterarischen Arbeiten, sowie das berühmteste seiner Werke in Betracht. „Ob doch Mittel gefunden mecht werden, darin der Betrug in der Musterung, das verderben der Teutschen abgeleint werde" ist das erste, noch dem Kaiser Karl gewidmete Werk Schwendi's, das sich mit dem nächstfolgenden vereinigt in einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek findet. Es handelt von den argen Betrügereien und anderen Uebelständen bei der Anwerbung, Ausrüstung und Unterhaltung der Truppen, auf deren Beseitigung S. auch in anderen Schriften immer wieder gedrungen hat. Mit scharfer Satire behandelt er dieselben Fragen in einem „Gespräch zwischen Petrus und Paulus über die Mißbräuche in den Heeren und Lägern der Deutschen". Das wichtigste kriegswissenschaftliche Werk endlich ist sein berühmter, zuerst in den Jahren 1593 bis 1594 gedruckter „Kriegsdiscurs" (Von Bestellung des gantzen Kriegswesens und von den Kriegsämptern). S. ist mit diesem Werke jahrelang beschäftigt gewesen; schon 1571 hatte er auf die Aufforderung des Kurfürsten August den Anfang gemacht, nicht ohne Bedenken wegen der Größe der Aufgabe, die ihm zugleich als eine undankbare erschien, da bei diesen Zeiten die „Kriegstugend" fast gefallen sei, der „freie Wille" aber und die „Finanz" ganz überhand genommen habe, so daß, wie er ein andermal klagt, auch bereits das deutsche Fußvolk, das noch zu Karl's V. Zeiten die Stärke und Mannheit der ganzen Christenheit dargestellt, bei fremden Nationen in Verkleinerung und Verachtung gerathen sei. Vollendet hat S. das Hauptwerk seines Lebens erst um das Jahr 1577. Es genüge, hervorzuheben, daß der Verfasser, der Zeit voran eilend, die Volksbewaffnung über das Söldnerwesen stellt, und in Beziehung auf die Kriegführung zwar Vorsicht, aber zur rechten Zeit auch kühnes Wagen empfiehlt. Wenn diese Schrift die schon den Zeitgenossen nicht entgangene Vertrautheit Schwendi's mit Macchiavelli verräth, so hat vor diesem unser Autor jedenfalls die echte Humanität voraus, die nicht allein in manchen seiner Sätze zum Ausdruck kommt, sondern die er auch praktisch an der Spitze seiner Truppen durch umsichtige Fürsorge für den gemeinen Mann an den Tag gelegt hat. Der Gedanke, die vor dem Feinde zu Krüppel gewordenen Soldaten in Spitälern und Klöstern mit Pfründen zu versorgen, stammt von ihm.

S. ist auch als Dichter aufgetreten, wie es scheint, erst in vorgerückten Jahren; denn nicht allein, daß das umfangreichste und gehaltvollste seiner poetischen Erzeugnisse, die schon im J. 1595 in einer Flugschrift abgedruckte „Schöne Lehr an das deutsche Kriegsvolk" ausdrücklich als „unlängst vor seinem Tode gemacht" bezeichnet wird, sondern auch die drei anderen Stücke, welche Janko zuerst veröffentlicht hat, „Der Hofdank", „Das Hofleben" und „Die Instruction und Lehr für einen jeden Kriegsmann", verrathen durch die darin niedergelegten Lebenserfahrungen das gereifte Alter des Verfassers. Der Dichter will nichts mehr wissen von den Höfen, wo Falschheit und Schmeichelei, Neid, Mißgunst und Eigennutz ihr Spiel treiben, an die Kriegsleute aber wendet er sich mit väterlich ermahnenden, strafenden und klagenden Worten, wie sie einem Manne anstehen, der in dem Niedergange der altritterlichen und soldatischen Tugenden die Ehre und den Bestand des Vaterlandes mehr und mehr bedroht sieht.

Aber hat nicht S. das Kriegshandwerk dadurch entweiht, daß er es zu einer Quelle der Bereicherung für sich selbst machte? Schon ein venetianischer Berichterstatter hat den Fehler der Habsucht an ihm zur Zeit seines Commando in Ungarn gerügt. Daß S. sich unrechtmäßig bereichert, läßt sich mit guten Gründen bestreiten, dagegen wird man zugeben dürfen, daß er sich seine militärischen und diplomatischen Dienste von Spanien und Oesterreich so reichlich bezahlen ließ, wie es der Gewohnheit der Zeit entsprach. Es mag auch sein, daß die großen Geschenke, welche ihm wiederholt von den Kaisern Maximilian und Rudolf, einmal (1570) auch von reichswegen, zugewandt wurden, ihm nicht ohne seine Anregung zutheil geworden sind. Die großen Güter und Pfandschaften, die er im Elsaß und dem heutigen badischen Oberlande erwarb (er nennt sich in seinem Testament Freiherr zu Hohenlandsberg, Herr zu Kirchhofen, Pfandherr zu Burkheim, Triberg und Kaisersberg und er besaß unter anderem auch ein Haus zu Straßburg), sowie die Besitzungen, die er in Oesterreich besaß, sprechen jedenfalls dafür, daß er ausgezeichnet zu wirthschaften verstand, aber zur Ehre gereicht es ihm, daß er einen Theil seines Reichthums auf wohlthätige Stiftungen verwandte. So hat er in Triberg und Kirchhofen reich ausgestattete Hospitäler errichtet, in Kiensheim und Straßburg Geistliche und arme Leute mit milden Stiftungen bedacht, und in seinem Testament eine nicht unbedeutende Summe für Studierende ausgesetzt.

S. war zweimal verheirathet, zuerst mit einer Böcklin von Böcklinsau und nach Trennung von derselben mit einer Gräfin von Zimmern. Nur aus erster Ehe überlebte ihn ein Sohn. — S. starb am 28. Mai 1584 zu Kirchhofen im Breisgau und wurde zu Kiensheim im Elsaß nach katholischem Ritus begraben. Daß er sich im Alter zum Protestantismus bekannt, ist nicht richtig. Wir werden ihn aber auch nicht schlechtweg jenen aufgeklärten, von S. selbst einmal als Erasmianer bezeichneten Katholiken beizählen dürfen, deren Bekenntniß sich zu einer „natürlichen Religion" verflüchtigte, dazu war er, in reiferem Alter wenigstens, zu positiv christlich gesinnt. Eher könnte man ihn zu den sogen. Compromißkatholiken rechnen, welche die Protestanten durch Zugeständnisse in Beziehung auf das äußere Kirchenthum, durch Herstellung besserer Zucht und Beseitigung von Mißbräuchen und Aberglauben zu der alten Kirche zurückzuführen wünschten; freilich hätte, um S. zu befriedigen, die Reformation der Kirche wohl weiter gehen müssen, als die meisten Anhänger einer vermittelnden Richtung wollten. Wenn S. in seinem Testament sagt, er empfehle seine Seele in seines Schöpfers und Erlösers göttliche Gnade und Barmherzigkeit, „mit stetem unwiderruflichem Fürsatz, in einem wahren, rechten christlichen Glauben, auch Einigkeit der allgemeinen heiligen christlichen Kirche zu sterben", so erinnert dies an eine Stelle in der großen Denkschrift von 1574, worin er an dem Kaiser Maximilian II. rühmt, „Se. Majestät wisse sich zu berichten, ob wir wohl nur eine einige wahre unzweifelhafte Religion und Bekenntniß unseres Glaubens und Gottesdienstes haben, nämlich die alte unverfälschte katholisch-apostolische Religion, wie sie Christus und die Apostel gelehrt und sie die allgemeine christliche Kirche auf den ersten Conciliis bekannt hat und folgends schier durch die ganze Welt ist gehalten worden, daß doch bei der römischen Kirche die letzten Zeiten her viel Aberglauben, Abgötterei und Mißbräuche eingerissen sind." Indeß ging S., wenn er „die wahre Lehre des heiligen Evangeliums und ungefälschten inneren Gottesdienst" wieder hergestellt sehen wollte, doch nicht so weit, Fürbitten für die Verstorbenen zu verwerfen. Es sollen am Ort seines Begräbnisses „ein ewiger Jahrtag mit christlichem Gottesdienst, Predigen und Gebeten zur Erhaltung seines Gedächtnisses celebrirt und dabei die Armen mit einer Spende

mildiglich bedacht werden." Er legt auch sonst Werth darauf, daß die Armen, die er beschenkt wissen will, seiner im Gebet gedenken.

Die wichtigste Quelle für Schwendi's Lebensgeschichte sind seine Briefe, von denen nur der kleinste Theil in den großen Quellenwerken zur Geschichte Karl's V. (Lanz, v. Druffel) und Philipp's II. (Gachard, Groen van Prinsterer) gedruckt ist. Die Correspondenz mit dem Erzherzog Mathias findet sich bei Chmel, Handschriften der Hofbibliothek in Wien I; die mit Herzog Julius von Braunschweig, welche jedoch an Umfang und Bedeutung nicht entfernt dem vieljährigen Briefwechsel mit Herzog Heinrich d. J. gleichkommt, hat Bodemann in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1887 abgedruckt. Werthvolle Mittheilungen bieten auch die Briefe von Languet und Camerarius. — Mir standen zahlreiche Briefe und Denkschriften aus einer Reihe von Archiven zu Gebote. Eine Auswahl davon ist zum Druck bestimmt. — Das Buch des Edlen von Janko, Lazarus Freiherr v. Schwendi, befriedigt, trotz der darin benutzten Wiener Acten, nur wenig. — Adolf Warnecke, Leben und Wirken des Lazarus von Schwendi, 1. Th., Jugendzeit und diplomatische Thätigkeit im Dienste Karl's V. (Göttinger Dissertation 1890) hat über Herkunft und Jugend Schwendi's die erste zuverlässige Kunde gegeben und auch sonst von den ihm zugänglichen Archivalien einen besseren Gebrauch gemacht, als man nach der Art und Weise, wie er unter den litterarischen Hülfsmitteln namentlich J. Voigt's Albrecht Alcibiades benützt hat, glauben möchte. — Ueber Schwendi als kriegswissenschaftlichen Schriftsteller handelt Jähns in seiner Geschichte der Kriegswissenschaften I, 531—42 mit Benutzung handschriftlichen Materials. A. Kluckhohn.

Schwendimann: Josef S. von Ebikon. Geboren am 6. December 1741 als Sohn des Schreiners Josef S., der auch die Stelle eines Rechtsanwaltes und Gerichtschreibers der kleinen luzernischen Landvogtei Ebikon bekleidete, wurde S. von seinem Vater schon in der Wiege zum Gerichtschreiber und Kupferstecher bestimmt. Frühzeitig zum Kalligraphen gebildet, zeichnete S. nach den Arbeiten seines Vaters. Eine Reise nach Rom sollte die weitere Bildung des jungen Mannes abschließen. Allein S. kehrte, weil ohne gehörige Vorbildung, ohne Sprachenkenntniß und nur mit unzureichenden Geldmitteln versehen, bald unbefriedigt nach Ebikon zurück, da er in Rom nicht nach dem Beispiele so vieler seiner Landsleute in die Schweizergarde eintreten und daneben dem Studium der Kunst leben wollte. Er war seinem Vater in der Schreinerwerkstätte wie in der Gerichtskanzlei behilflich. Ein Versuch, bei Götz in Augsburg sich als Kupferstecher auszubilden, mißlang wegen der Größe des geforderten Lehrgeldes oder vielmehr wegen der Kargheit, die Schwendimann's Vater eigen war (1762). Bei Kaspar Hiltensperger in Zug erlernte S. in einem halben Jahre wenigstens die Kunst des Kupferdruckes. Hierauf begann S. auf eigene Faust Heiligenbilder für Bruderschaften (sog. Monatsbilder zur Decoration der Särge u. s. w.), Zunftdiplome, Landschaftsbilder (Stadt Luzern, Bad Leuck) ꝛc. zu radiren. Nach dem Tode seines Vaters 1765 zum Gerichtschreiber gewählt, verlegte sich S. auf das Graviren von Sigillen, wodurch er in größern Kreisen bekannt und an den berühmten Medailleur Johann Karl Hedlinger in Schwyz gewiesen wurde. Dieser vorzügliche Künstler nahm den begabten S. freundlich auf, ermunterte ihn zur Fortsetzung seiner Arbeiten, führte ihn in das Verständniß der Kunst ein und unterrichtete S. besonders im Bossiren. Leider dauerte der Unterricht bei dem hochbejahrten Hedlinger, bei welchem S. meist die Arbeiten des gefeierten Medailleurs copirte, nur ein halbes Jahr. Durch Hedlinger an Schultheiß am Rhyn und Rathsherr Felix von Balthasar empfohlen, erhielt S. bald Aufträge von Seite der Regierung von Luzern. Er stach eine Reihe von Staatssigillen,

Titelköpfe für Officiersdiplome, Wappen der Nuntien, des Stiftes St. Urban (auch Ex libris), zahlreicher Bürger von Luzern, Zürich ꝛc., die durch correcte Zeichnung im Zopfstyle mit denen eines Samson von Basel in Bezug auf Feinheit der Ausführung wetteiferten. Als erste Frucht der nach Hedlinger's Anleitung ausgeführten Medaillen, dürfte das Prämium für die Schulen von Zug bezeichnet werden. Mit Empfehlungen des Nuntius und des Schultheißen am Rhyn versehen, trat S. im November 1774 seine zweite Romreise an, fest entschlossen, in Rom seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen und sich hier ausschließlich der Kunst zu widmen. Der Erzbischof von Cesarea, die Cardinäle Zelada und Caraffa führten S. bei verschiedenen adeligen Familien ein, die ihre Wappen durch S. stechen ließen.

Allein dem frommen schüchternen Schweizer, der sehr langsam arbeitete, fehlten die angenehmen Umgangsformen, die damals einem fremden Künstler in Rom besonders nothwendig waren. Dadurch gewann er nie einen eigentlichen einflußreichen Protector. Zuerst trat S. in Rom mit seinem Prämium für die Akademie von S. Lucas auf, dessen Revers noch 1845 benutzt wurde. Im Style Hedlinger's, nach antiken Mustern sich weiter bildend, führte S. eine Reihe päpstlicher Medaillen aus, so jene auf Clemens XIV., nach einem Bilde von Battoni, 1777 ohne höhern Auftrag — jene auf Pius VI., in welcher die spottsüchtigen Römer ein Pasquill und eine Anspielung auf die Krönung der Dichterin Corilla entdecken wollten. So hatte S. bei den beiden damals herrschenden Richtungen in Rom sich keiner Gunst zu erfreuen. Dafür fand seine Medaille auf den Bund der Schweiz mit Frankreich (1777) wieder ohne Bestellung, nur als Beweis für die Befähigung erstellt wenigstens im Vaterlande die verdiente Anerkennung; sie trug ihm z. B. ein Geschenk des Rathes von Luzern (240 Gl.) ein. Weniger befriedigte die Denkmünze auf die Schlacht bei Sempach, zu der G. E. v. Haller die Inschrift entwarf (1778). Im Auftrage des Marchese Antici, Ministers des kurpfälzischen Hofes, stach S. die Medaille auf die Vereinigung der Pfalz mit Baiern, und diejenige auf Kurfürst Karl Theodor von Baiern (1777). Unglücklich war S. mit der großen Denkmünze auf König Gustav III. von Schweden mit dem doppelten Revers, da ihm ein Schwindler mit den Stempeln durchbrannte. Enttäuscht durch den Undank des päpstlichen Hofes, von dem er wenigstens eine Anstellung in der päpstlichen Münze erwartet hatte — wie solche zur Zeit seine beiden Landsleute J. P. und P. P. Borner gefunden hatten — schloß sich S. an den Duca Grimaldi an, der als spanischer Ambassador Gelegenheit fand, ihn als Siegelstecher zu beschäftigen (1778). Im Auftrage des Ritters Nicola d'Azzara, spanischen Agenten, führte S. 1779 die Medaille auf Raphael Mengs aus; 1781 die Denkmünze auf die dritte Säcularfeier des Stanser Vorkommnisses. Da diese Arbeiten kaum dem sehr bescheiden lebenden Künstler den nöthigen Lebensunterhalt verschafften, fand sich dieser bewogen, die Stelle eines Verwalters in dem von Josef Helg von Feldkirch gestifteten Kloster der ewigen Anbetung in Rom anzunehmen (1778). Daneben lag S. allerdings noch der Kunst ob, so radirte er das Bild des jüngst heilig gesprochenen Bettlers Josef Labre, dessen Züge er auch in einer Medaille verewigte. Da war es wieder der Cardinal Valenti Gonzaga, der auf Betrieb seiner Freunde in Luzern sich des verkannten Künstlers annahm. 1783 modellirte S. in Ravenna das Bild des Generals der Augustinerchorherren, das zur Decoration des Frontispiz einer Kirche dienen sollte. S. trug seinen Dank ab durch die Medaille auf den Cardinal Gonzaga (1783), der hierauf bei ihm zwei Medaillen auf den Prälaten Castelli ausführen ließ (1784). Für den Großherzog von Toscana schnitt S. den Stempel zu einem Scudo (1784). Noch in Ravenna führte er die Denkmünze auf Herzog Peter von Kurland und das Prämium der Universität Bologna aus. Dagegen befriedigten die beiden hier entworfenen

Zeichnungen für die Denkmünze auf die vierte Säcularfeier der Schlacht von Sempach den Rath von Luzern nicht. Dieser sendete ihm 1786 dafür eine von dem berühmten Maler Melchior Wyrsch, Vorstand der Kunstschule in Luzern, entworfene Zeichnung zu einer Standesmedaille. Nach Rom zurückgekehrt, eben im Begriffe nach Vollendung des ihm von seiner Regierung ertheilten ehrenvollen Auftrages seine Braut in Luzern zum Altare zu führen, wurde S. am 24. November 1786 in seiner Wohnung von dem schlesischen Graveur August Wingen, den er oft unterstützt hatte, durch 24 Stiche so verwundet, daß er am 1. December im Spital seinen Wunden erlag. Um ihn trauerten mit seinen Landsleuten der große deutsche Dichterfürst, der gerade in Rom anwesend war, und Chorherr Meyer von Hamburg, der S. in der voyage en Italie zu den größten Künstlern Roms zählte. Der Leichenstein nennt den erst 44 Jahre alten Künstler in incidendis numismatibus nulli secundus. Ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung, ohne systematische Einführung in die Kunst hatte S. durch Fleiß bei angebornem Talente unter schwierigen Verhältnissen eine hohe Vollkommenheit als Medailleur und Siegelstecher erlangt. In großem und edlem Stil nach dem Vorgange Hedlinger's sich bildend, hätte S. unter günstigeren Verhältnissen, geläutert durch das Feuer des Alters, bei beständigem Studium des classischen Alterthums gewiß Schönes leisten können. Der schweizerische Numismatiker Dr. C. F. Trachsel findet die Frauenfiguren Schwendimann's leicht und zierlich wie die Schäferinnen eines Watteau, den Grabstichel delikat wie derjenige eines Jean Pierre Droz.

F. v. Balthasar, Caspar Josef Schwendimann, in Joh. Caspar Füßlin's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Zürich V, 123—127 (mit Bild von S.) — Schweizerisches Museum, Zürich 1787, III, 883—910. — J. J. Holzhalb, Suppl. zu Leu's Lexikon V, 471—473. — H. Bolzenthal, Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit, Berlin 1840. — G. E. Haller, Schweizer Münz- und Medaillen-Cabinet, 1780. — Bulletin de la Société Suisse de Numismatique, Fribourg 1883, II, 10—15, 26—27, 49—61; Revue Suisse de Numismatique, Genève, 1891, 86. — v. Liebenau, Die Schlacht bei Sempach, 1886, 442—443. — A. Inwyler, J. Schwendimann, Freiburg 1883. Th. v. Liebenau.

Schwenkfeld: Kaspar v. S., geboren 1489, gehörte einer schlesischen adligen Familie an, welche auf Ossig bei Lüben im Fürstenthum Liegnitz ansässig war. Von Wissensdrang getrieben, verzichtete er auf das väterliche Gut Ossig zu Gunsten seines jüngeren Bruders Johann und besuchte mehrere Universitäten, zunächst Köln, wo er sich 2 Jahre aufhielt um sich eine höhere wissenschaftliche Bildung zu erwerben, als sie durchschnittlich dem damaligen Adelsstande eigen war. In die schlesische Heimath zurückgekehrt, widmete er sich dem höfischen Dienst und verlebte zunächst von 1509—16 sieben Jahre an den kleinen Fürstenhöfen zu Oels und Brieg. Seit 1516 befand er sich im Dienst des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz, der ihm großes Vertrauen schenkte und ihn zu seinem Rath ernannte, auch mit einer Liegnitzer Pfründe bedachte. S. war eine geistig tiefer angelegte, sittlich ernstere Natur als die Leute in seiner Umgebung. Als er Luther's erste reformatorische Schriften in die Hand bekam, machten dieselben einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich alsbald dem von Wittenberg her aufgehenden neuen Licht zuwandte. Vorbereitet aber war diese Wandlung in seinem inneren Leben durch die mächtige Einwirkung, die er für dasselbe vom Lesen der Schriften Tauler's empfangen hatte. Seine Umwandlung zu einem entschiedenen Anhänger Luther's und seiner Lehren vollendete sich durch den gewaltigen Eindruck, welchen Luther's Auftreten und Wahrheitszeugniß auf dem Reichstage in Worms auf ihn machte. Im Licht der ihm neu aufgegangenen

evangelischen Wahrheit gerieth er bei ernster Selbstprüfung „in Schrecken über den Zustand seiner Seele und begann mit Furcht und Zittern an seiner Seelen Seligkeit zu denken". Das fortgesetzte eifrige Lesen der Schriften Luther's, welche ihm leicht zugänglich wurden, da sie schon seit 1516 in Breslau nachgedruckt und in Schlesien weit verbreitet wurden, führte ihn tiefer in die heilige Schrift hinein, die er „Tag und Nacht" studirte.

Infolge dieser inneren Umwandlung verließ er seine äußere Lebensstellung und trat aus dem Dienst am herzoglichen Hofe in das Privatleben zurück, blieb aber trotzdem der vertraute Rathgeber des Herzogs in kirchlichen Angelegenheiten. Mitten im Winter, im December 1521, unternahm er, von Luther's Wort und Werk unwiderstehlich angezogen, einen Ritt nach Wittenberg, um Luther persönlich kennen zu lernen. Er machte dort auch die Bekanntschaft Karlstadt's, dessen stürmischer Eifer und schwärmerisches Vorgehen nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, weil in seiner Seele ein damit homogener Zug, wenn ihm auch noch nicht bewußt, vorhanden war. Als begeisterter Anhänger und Vertreter der Sache Luther's kehrte er nach Schlesien 1522 mit dem Vorsatz zurück, sich öffentlich als einen solchen zu erklären und der reformatorischen Bewegung, so viel an ihm lag, die Wege zu bahnen. Er that dies ohne Säumen, indem er im Kreise seiner Freunde freudigen Beifall fand. Er trat für Luther's Sache als seine eigne mit begeistertem Wort vor aller Welt ein. Er hielt öffentliche Versammlungen und Privaterbauungsstunden, in denen er mit beredten Worten die neue Lehre vortrug und ihre Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift nachwies. In den Herzog drang er mit eifriger Zusprache ein, in seinen Landen der Reformationsbewegung freien Lauf zu lassen.

Herzog Friedrich II., der nach dem Tode seines 1521 ohne Erben verstorbenen Bruders Georg's I. von Brieg beide piastische Fürstenthümer unter seiner Herrschaft vereinigte, hatte bis dahin zwar schon durch den persönlichen Einfluß seines Schwagers, des Markgrafen Georg von Brandenburg, eine nähere Bekanntschaft mit der neuen Lehre gewonnen, aber bisher aus politischen Rücksichten doch noch eine sehr reservirte Haltung der Reformationsbewegung gegenüber eingenommen. Aber die begeisterten Zeugnisse Schwenkfeld's von der durch Luther ans Licht gebrachten Wahrheit, die Innigkeit und Wärme, mit welcher seine Beredsamkeit dem Herzog ins Herz drang, sowie die Lauterkeit seiner Gesinnung und die jeden Verdacht des Eigennutzes ausschließende Unabhängigkeit, in der er sich seit dem Austritt aus dem Dienst am Hofe befand, brachten es zu Wege, daß der Herzog sich gleichfalls dem neuaufgegangenen Licht entschieden zuwandte, zumal als er sah, daß in Liegnitz der Kreis der Anhänger des Wittenberger Reformators durch den Einfluß Schwenkfeld's und seiner dem Priesterstande angehörenden Freunde in schnellem Wachsen begriffen war. Unter diesen waren die hervorragendsten Andreas Arnold, der Pfarrer von Ossig, Ambrosius Kreising, Pfarrer in Wohlau, und Valentin Krautwald, Notar der bischöflichen Kanzlei und Kanonikus in Neisse, vom Herzog Friedrich als Lector an das Johannisstift nach Liegnitz berufen, nachdem er wegen seiner Hinneigung zu Luther's Lehren sein Kanonikat in Neisse verloren hatte. S. konnte seinem Freunde Johann Heß, dem Hofprediger des Herzogs Karl von Münsterberg-Oels, des Enkels von Georg Podiebrad, den Herzog Friedrich schon 1522 als nostrum patronum evangelicae doctrinae rühmen.

Mit Schwenkfeld's begeistertem Eifer, der nach allen Seiten hin zu rückhaltlosem Bekenntniß und energischem Vorgehen in Sachen der Reformation anfeuerte, mochten aber doch sein Herzog und manche seiner Freunde nicht gleichen Schritt halten, weil sie mit Vorsicht und Ruhe weiter zu kommen und das Ziel sicherer zu erreichen hofften. Einer der hervorragendsten unter ihnen war Johann

Heß, auf den er in wiederholten Briefen mit feurigen Worten eindringt, seine zurückhaltende Stellung zum Evangelium aufzugeben, und ohne Menschenfurcht als Prediger des göttlichen Wortes öffentlich hervorzutreten, freudig bereit, alles für Luther und seine Sache zu wagen. Aber der bedächtige, vorsichtige Johann Heß, der kluge und besonnene Kaufmannssohn aus Nürnberg, konnte nicht gewillt sein, dem Rath seines heißspornigen Freundes zu folgen, indem er in Oels die Wahrheit des Evangeliums, ohne Rumor zu machen, positiv ohne leidenschaftliches Gebahren verkündigte, aber es doch auch so entschieden that, daß S. und seine Freunde ihre Blicke auf ihn richteten und dem Herzog seine Berufung als Prediger nach Liegnitz empfahlen. Diesem sagte die ruhige vorsichtige Haltung des Johann Heß sehr zu. Er ließ einen Ruf an ihn ergehen, erhielt aber, wohl infolge des Einflusses seines Vetters, des Herzogs Karl, eine ablehnende Antwort. Auf Heß's Empfehlung wurde dann 1522 Fabian Eckel, angeblich aus Schwaben gebürtig, zum Prediger an der Nieder= oder Marienkirche berufen. Mit ihm begann die öffentliche amtliche Verkündigung der reinen Lehre. Ein Jahr darauf wurde Sebastian Schubart, ein ehemaliger Mönch aus Kulmbach in Franken, an der Johannis= oder Schloßkirche angestellt. Sein Nachfolger als Hofprediger wurde ein Jahr darauf ein Lehrer an der aufblühenden Schule Trotzendorf's in Goldberg, Johann Sigismund Werner. Neben Eckel verkündigte schon seit 1522 der Prediger Hieronymus Wittich das reine Evangelium von der rechtfertigenden Gnade Gottes. In gleichem Sinn wirkten an der Ober= oder Petri=Paul=Kirche seit 1524 der Prediger Valerius Rosenhain und am Dom vor dem Thor zu Liegnitz der schon genannte Lector Valentin Krautwald. Diese alle ließ der Herzog als Prediger der neuen Lehre gewähren; sie werden hier mit Namen aufgeführt, weil sie den engeren Kreis von reformatorisch gesinnten Männern bildeten, mit welchen S. als Führer und Treiber in engster Verbindung stand. Er übte auf sie alle einen mächtigen Einfluß aus und schlug bald Wege ein, die ihn und sie alle von Luther's reformatorischem Wirken weit abführten und in schwärmerische Sektirerei hinein gerathen ließen.

Zunächst noch mit Luther in Uebereinstimmung, ließ er es sich angelegen sein, den Herzog Friedrich, nachdem derselbe eine Zusammenkunft mit seinem Schwager, dem Markgraf Georg von Brandenburg, auf dem Gröditzberge gehabt hatte, durch warmen lebendigen Lehrvortrag immer tiefer in die Erkenntniß der evangelischen Wahrheit einzuführen und zur Förderung der reformatorischen Bewegung anzufeuern. Gleichzeitig bot er in der Zeit von 1522—24 vermöge seiner ausgebreiteten Bekanntschaft unter dem Adel und in der Bürgerschaft der Städte des Liegnitzer Fürstenthums seinen Einfluß auf Verbreitung der reformatorischen Lehren und Anstellung von Predigern auf. Er unternahm selbst zu diesem Zweck Reisen nach verschiedenen Orten, wo es galt, dem Widerwillen, der Trägheit oder kalten Zurückhaltung mit beredtem Wort und mit gewinnender Liebenswürdigkeit, welches ihm beides in seltenem Maaße zu Gebote stand, zu Leibe zu gehen. Es erhellt das z. B. aus einem seiner zahlreichen, im Dienst der Sache Luther's geschriebenen Briefe vom Jahre 1523, welchen er an Nonnen des Klosters zu Naumburg am Queis richtet, und in welchem er seine Freude darüber ausspricht, daß „das göttliche Wort bei ihnen auch schon angefangen sei zu predigen, ja daß das Evangelium ihnen täglich verkündigt werde, während andere Klosterjungfrauen in Schlesien des lebendigen Wortes zum großen Schaden ihrer Seelen noch entbehren müßten". Er bezeichnet ihre „fromme christliche Priorin als eine Liebhaberin des göttlichen Worts". Er beruft sich auf seine jüngste Anwesenheit bei ihnen, bei der er zu ihnen über dieses alles geredet habe, und darauf, daß man ihn dort aufgefordert habe, bald wieder zu kommen.

Sein Missionseifer für die Reformation bestimmte ihn gleichzeitig, an den Bischof von Breslau in Sachen des Evangeliums und der Reformation der Kirche sich zu wenden und dessen Geneigtheit für dieselbe in Anspruch zu nehmen. Er that das im Anfang des Jahres 1524 in Gemeinschaft mit dem ihm gleichgesinnten schlesischen Edelmann Magnus v. Langenwalde in einem Sendschreiben: „Offene christliche Ermahnung an den Bischof von Breslau", worin er ihn auffordert, das Wort Gottes zu fördern und es lauter, ohne allen menschlichen Zusatz predigen zu lassen, wie es einem christlichen Bischof gezieme und Paulus seinen Titus und Timotheus dazu ermahne, dessen Episteln Seine Gnaden ja täglich in Händen habe.

Auf sein Drängen wurde in Liegnitz mit Genehmigung des Herzogs die förmliche Erneuerung des Kirchenwesens damit begonnen, daß Fabian Eckel am Osterfest 1524 das Abendmahl unter beider Gestalt austheilte. Aber wie viel fehlte noch an der öffentlichen völligen Durchführung der kirchlichen Reformation in der Stadt und im Fürstenthum, nachdem die schlesischen Stände bereits im April auf dem Landtage in Grottkau sich für dieselbe erklärt hatten, und gleichzeitig Breslau durch die siegreiche Disputation, welche der zum Pfarrer von Maria Magdalene berufene Johann Heß auf Veranstaltung des Rathes vom 20—23. April gehalten hatte, die Einführung der Reformation vollendet hatte. Im Blick auf diese Vorgänge konnte S. nicht unterlassen, den Herzog öffentlich durch eine Schrift zu muthigem und entschlossenem Vorgehen zur Erneuerung des kirchlichen Lebens aus dem Quell des Evangeliums zu drängen. Er gab im Juni 1524 eine Schrift heraus unter dem Titel: „Ermahnung des Mißbrauchs etlicher fürnehmster Artikel". Er wendet sich hier an den Herzog mit der Aufforderung, die Sache der Reformation jetzt offen vor aller Welt in die Hand zu nehmen und kräftig zu fördern, da ja mit seiner Zustimmung das Evangelium in Schlesien schon kräftig aufgegangen und nicht mehr zu dämpfen sei. Das Kreuz könne allerdings nicht ausbleiben; aber ein gut Gewissen, auf Christus und Gottes Wort allein gegründet, sei mehr denn tausend Zeug. Freilich werde man ihn verleumden, daß er bei der kirchlichen Veränderung weniger die Ehre Gottes und die Seligkeit seiner Unterthanen, als seinen eigenen Nutzen (die Kirchengüter) im Auge habe; aber er sei der festen Ueberzeugung, das göttliche Wort werde ihn dermaßen erleuchten, daß er auch die aus gutem Grunde an ihn fallenden Güter aus christlicher Liebe mehr zur Unterstützung seiner armen Unterthanen benutzen, als zu Vermehrung seiner Renten verwerthen werde. Er brauche auch keine Unruhen und stürmischen Bewegungen im Volk zu befürchten, denn das gemeine Volk werde ja nicht mit Ungestümigkeit, mit Verletzung der Schwachen, ohne Aufruhr, ganz einfältiger Weise, alles nach der Liebe, mit Gottes Wort gelehrt. Wenn alle evangelischen Prediger und Pfarrer des Landes Schlesien sich vereinigten wider die, welche nach dem Geiz trachteten, ein ärgerliches Leben führten und nicht studiren wollten, — es sei unseres Parts oder Widerparts, — so werde Jedermann alsdann erkennen, was er, der Herzog, für ein Evangelium fördere und daß nichts weiteres zu befürchten sei. Er habe dieses Schreiben an ihn richten müssen gewissenshalber, da er ja nicht unter den Letzten genannt werde, welche die lutherische Sache, — wie es Etliche nannten, es sei aber das Evangelium — förderten. Es ist diesen Einwirkungen Schwenkfeld's zuzuschreiben, daß der Herzog 1524 ein „öffentliches Mandat" erließ, in welchem er allen Predigern in seinen Landen gebot, fortan das Wort Gottes auf Grund der heiligen Schrift und ohne allen menschlichen Zusatz zu predigen.

Bisher hatte S. als begeisterter Anhänger Luther's das Reformationswerk im Fürstenthum Liegnitz im Einklang mit Luther's Vorgehen kräftig gefördert. Allmählich aber trat bei ihm eine innere Differenz mit Luther's Lehre zu Tage,

die auf principiellen Gegensätzen beruhte. Zunächst bezog sich diese Differenz auf die Lehre von der Rechtfertigung, vor deren Mißverstand und Mißbrauch er in der angeführten Schrift warnte, wie er dies schon in dem Titel derselben andeutete: „Ermahnung des Mißbrauchs etlicher fürnehmster Artikel, aus welcher Unverstand der gemeine Mann in fleischliche Freiheit und Irrung geführt wird". In ungeduldigem Eifer forderte er die sichtbare Frucht eines neuen, in Gott geheiligten Lebens, die doch erst allmählich aus dem neu in den Acker des Volkslebens gestreuten Samen des Wortes von der alleinseligmachenden Gnade Gottes in Christo erwachsen konnte. Er hatte Recht mit seinem edlen Dringen auf Erneuerung des inneren Lebens der herrschenden Zucht- und Sittenlosigkeit gegenüber im Gegensatz gegen ein bloß äußerliches Bekenntniß. Aber mit dem Mißbrauch der Rechtfertigungslehre zu Gunsten eines ungeheiligten Lebens bekämpfte er die reformatorische schriftgemäße Fassung derselben, und setzte die Rechtfertigung in einen innerlichen Heiligungsproceß der Gesinnung, der erst die Folge der Erfahrung von der rechtfertigenden Gnade sein kann. Dazu kam ein anderer Gegensatz in Bezug auf die Auffassung der Gnadenmittel in Wort und Sacrament. In der berechtigten Bekämpfung des bloß auf den Buchstaben der heiligen Schrift pochenden todten Glaubens und in der schriftgemäßen Betonung des aus dem Wort zu schöpfenden Geistes und Lebens kam er allmählich nicht bloß zu einer Geringschätzung, sondern sogar zu einer Verwerfung der in dem Wort der Schrift angegebenen Form und Norm der evangelischen Wahrheit, und setzte dem Drängen Luther's auf das in der heiligen Schrift gegebene Wort Gottes als Ausdruck der objectiven Offenbarungswahrheit die unmittelbare Erleuchtung durch den heiligen Geist, das innere Wort, entgegen. In einseitig mystischer und subjectivistischer Richtung läßt er die objective Realität der in dem Buchstaben verfaßten und dargebotenen Schriftwahrheit in einem subjectiven Erleuchtungsvorgang aufgehen. Die objective Allgemeinheit der Offenbarungswahrheit wird in einen atomistischen Individualismus aufgelöst; die große Wahrheit von der Einheit zwischen Wort und Geist, wie sie Luther bezeugte, wird durch die Losreißung des letzteren von jener und die Entgegensetzung des Geistes gegen das Wort aufgehoben. Es folgt daraus bei S. mit Nothwendigkeit die nach seiner Meinung auch äußerlich in der Kirche zu vollziehende Unterscheidung zwischen den von dem Geist wahrhaft Erleuchteten und Heiligen und dem fleischlich gerichteten großen Haufen. Im Gegensatz gegen die Wahrheit in den Gleichnissen vom Sauerteig, vom Unkraut unter dem Weizen und den guten und faulen Fischen fordert er mit schwärmerischem Drängen die Bildung einer von der Masse der Namenchristen und allem fleischlichen Christenthum abgesonderten Gemeinde der unter unmittelbarer Erleuchtung durch den Geist von Oben stehenden wahrhaft Heiligen. Von diesem Standpunkt der inneren, nicht durch das objective Mittel des geoffenbarten Wortes vermittelten Erleuchtung mußte er auch in der Sacramentslehre die objectiven Sacramentsgaben in ihrer Verbindung mit dem sichtbaren Zeichen derselben zu Momenten subjectiver Geisteswirkung herabsetzen und die von Christo selbst eingesetzte äußere Handlung nach ihrer objectiven Bedeutung als Mittel der Spendung realer Gnadengaben geringschätzen. So ließ er sich über die Kindertaufe dahin aus, daß diese nur ein äußerlicher Gebrauch sei, insofern den Kindern doch der lebendige Glaube naturgemäß fehle.

Sein Gegensatz zu Luther kam besonders auf dem Boden der Abendmahlslehre, nachdem der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli ausgebrochen war, 1524 zu scharfem Ausdruck. Nach dem bisher Gesagten kann es nicht befremden, wenn er es einer besondern Eingebung des Geistes, einer „Heimsuchung von Oben" zuschrieb, daß nach seiner Auffassung die Worte Christi: „Dies ist mein Leib" so zu verstehen seien, daß „mein Leib" Subject und „dies" Prädicat

sei. Nach dieser umgekehrten und verkehrten Fassung der Einsetzungsworte des Abendmahls, mit welcher er zwischen der lutherischen und der bloß symbolischen Deutung Zwingli's eine Mittelstellung einnehmen will, habe Christus sagen wollen: dieses, nämlich Brod und Wein, sei sein Leib; was für den Leib Brod und Wein als Nahrungsmittel sei, das sei er mit seinem Leibe, nämlich eine für die Seele zubereitete, sie nährende Speise. Er bezog sich dabei auf die Worte Jesu Joh. 6, die vom Abendmahl gar nicht handeln. Krautwald und Eckel stimmten ihm bei. Die lutherische Deutung der Einsetzungsworte von einem realen Genuß des Leibes und Blutes Christi erklärte er für Abgötterei, indem er nur ihre bildliche Bedeutung gelten ließ.

Er glaubte trotzdem, Luther's Zustimmung zu seiner Auffassung zu gewinnen, weil er dieselbe als eine ihm gegebene Offenbarung ansah! Er begab sich nach Wittenberg und hatte am 1. December 1525 eine Unterredung mit Luther, deren Folge trotz später wiederholter Versuche einer Ausgleichung ein völliger Bruch Luther's mit ihm war. Luther bezeichnete ihn „neben Karlstadt und Zwingli als den dritten Kopf der verderblichen sacramentirerischen Sekte“. Er hatte ihm bei jener Unterredung gesagt, daß er sich bei solcher Gesinnung lieber vom Abendmahl fern halten solle. S. that dies wirklich nach seiner Rückkehr und sein Beispiel und Einfluß bewirkte, daß die Geistlichen in Liegnitz 1526 einen sogenannten Stillstand eintreten ließen, nämlich die einstweilige Suspension der Verwaltung des Abendmahls für die Gemeinde. Der Herzog gab seine Einwilligung in der Meinung, daß es sich hier um Austragung einer bloß wissenschaftlichen Streitfrage handele. Johann Heß hatte Luther über alle diese Vorgänge Bericht erstattet und Luther antwortet ihm am 22. April 1526 mit Hinweisung auf den eigentlichen Streitpunkt. Bis jetzt habe man mit eitel faulen Teufeln zu kämpfen gehabt, jetzt handele es sich nicht mehr bloß um den Kampf über das was außerhalb der Schrift liege, sondern über das, was in ihr selbst stehe. Während Luther und Bugenhagen Schwenkfeld's und Krautwald's Vertheidigungsschriften, die jener beider Bekämpfung der Zwingli'schen Lehre auf sich bezogen hatten, bekämpften, erfolgte (1526) auch eine abweisende Erklärung der Breslauer Theologen, Johann Heß und Ambrosius Moibanus, in der die Schwenkfeld'sche Erklärung der Einsetzungsworte und die Ausdeutung der Worte Christi Joh. 6 vom Abendmahl abgewiesen wird und es dann heißt: „Es ist besser, wir haften an den einfachen Worten Christi als an eurer Auslegung, für die wir keinen anderen Grund sehen, als den oft gerühmten Geist“.

Inzwischen hatten von Westen her die Wiedertäufer in Schlesien auf verschiedenen Wegen Eingang und einzelne Flüchtlinge dieser Secte auch im Liegnitzer Lande auf Schwenkfeld's Rath Zuflucht gefunden. Fabian Eckel neigte sich der in Liegnitz eindringenden wiedertäuferischen Bewegung zu. S. hatte schon bei jener Unterredung mit Luther die wiedertäuferische schwärmerische Idee von der Aufrichtung einer Gemeinde der von den falschen Christen durch strenge Kirchenzucht zu unterscheidenden wahren Christen und Heiligen eifrig vertreten. Seine geringschätzigen Aeußerungen über den Werth der Kindertaufe wurden mit den wiedertäuferischen Umtrieben in Verbindung gebracht, in deren Gefolge auch in Liegnitz sich eine sectirerisch-schwärmerische Bewegung gegenüber der kirchlichen Ordnung und Sacramentsverwaltung zu erheben drohte. S., der des Herzogs Gunst und Vertrauen noch immer genoß, sodaß dieser in den Augen des Königs Ferdinand als Beschützer des Schwenkfeld'schen Anhangs galt, konnte der wiedertäuferischen Bewegung, die übrigens nach den Vorgängen in deutschen Landen als eine auch gegen die staatlichen Ordnungen feindliche angesehen wurde, nicht Halt gebieten, da er ja selbst, obwohl er mit den Wiedertäufern nicht gemeinschaftliche Sache machen wollte, mit seinen wegwerfenden Aeußerungen über die

Nothwendigkeit äußerer gottesdienstlicher Formen und kirchlicher Uebungen, insbesondere des Worts- und Sacramentsdienstes, ihren Ansichten und Bestrebungen Vorschub leistete, sodaß sie mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen suchten. Er wurde immer mehr als das gefährliche Haupt der sectirerischen und wiedertäuferischen Bewegung in Liegnitz und in den Liegnitzer Landen angesehen. Es half ebensowenig den von ihm abhängigen Geistlichen etwas zu ihrer Vertheidigung gegen den Vorwurf sectirerischer Schwärmerei, daß sie sich dem König Ferdinand gegenüber in einem eignen Bekenntniß zu rechtfertigen suchten, wie ihm selbst zur Widerlegung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe und zur Wahrung seiner Sache, daß er eine Vertheidigungsschrift verfaßte, die er 1527 an den Bischof von Breslau richtete, und in der er Luther und den Papst als die beiden Widersacher der Wahrheit gegenüberstellte mit der Aufforderung an den Bischof, „das rechte Mittel zwischen Papst und Luther herbeizuführen“. Der Riß zwischen ihm und Johann Heß wurde unheilbar, als er diesem in der Schrift de cursu verbi, einem Sendschreiben an Cordatus in Straßburg, welches er aus dem Pfarrhaus zu Wohlau vom 4. März 1527 datirte, einen förmlichen Abschied gab. Mit der ganzen lutherischen Reformation war für immer jede Verbindung und Verständigung abgeschnitten, als seine ohne seinen Willen von Zwingli herausgegebene Schrift „Anweisung über das Abendmahl“ 1528 erschien, in welcher Luther's Auffassung heftig angegriffen wurde. Es hatte dem Herzog Friedrich nur geschadet, daß er zu vermeintlicher Widerlegung der gegen ihn wegen Beschützung der sacramentirerischen Schwärmerei Schwenkfeld's und seiner Genossen von Ferdinand und seinen Rathgebern erhobenen Vorwürfe in Verbindung mit den Liegnitzer Geistlichen am Martinitage 1527 eine Erklärung derselben über das Abendmahl veröffentlichte, in der geradezu ihre mit der schwenkfeldischen Lehre übereinstimmende Auffassung als die allein schriftgemäße vorgetragen wurde. Völlig arglos und in gutem Glauben hatte er gemeint sich gegen die Anklage sectirerischer Schwärmerei zu verwahren. Nun wurde er von lutherischer und von katholischer Seite her gedrängt, den gefährlichen Schwärmer aus Liegnitz zu entfernen. Der König Ferdinand erließ am 1. August 1528 ein scharfes Mandat gegen die evangelischen Lehren und die von der katholischen Kirchenlehre abweichenden Gebräuche, insbesondere gegen die Irrungen wegen des Abendmahls und gegen die Wiedertäuferei, indem die ganze reformatorische Bewegung mit diesen Auswüchsen spiritualistisch-mystischer Richtung zusammengeworfen wurde. Dem Herzog Friedrich half eine Remonstration dagegen nichts. Er sah sich von strengen Maßnahmen des Königs bedroht, wenn er S. nicht entfernte. Und so verließ dieser Liegnitz und Schlesien freiwillig 1529. Er wollte dadurch einerseits dem Herzog die schmerzliche Erfahrung jener Maßnahmen ersparen, andererseits aber auch für seine Person nicht de agnita Dei veritate cedere aut tantillum abnegare. Es war die höchste Zeit, daß Herzog Friedrich nach Schwenkfeld's Weggang gegen die in der That in kirchlicher und bürgerlicher Hinsicht immer gefährlicher um sich greifende wiedertäuferische und schwärmerische Bewegung einschritt. Fehlte es doch nicht an schlimmen sectirerischen Bestrebungen, die sogar auf Abschaffung des geistlichen Amtes gerichtet waren. Eine ziemlich starke wiedertäuferische Partei in Schlesien wandte sich 1529 an die Fürsten und Stände, um ihre Lehre zu vertheidigen. Es wurden die entschiedensten Genossen Schwenkfeld's, Rosenhain und Eckel, ausgewiesen. In der Grafschaft Glatz verbreiteten sie dann mit andern, die ihnen als Ausgewiesene nachfolgten, die Lehren Schwenkfeld's. Dieser begab sich zunächst nach Straßburg, wo er zuerst fünf Jahre lang in freundlichem Verkehr mit den dortigen Predigern Capito, Bucer, Zell stand. Aber als auch dort das Sectenwesen immer mehr um sich griff, trat auf Bucer's Veranlassung 1533 eine Synode der Straßburger Geistlichen zur Berathung über

Maßnahmen zur Aufrechthaltung der kirchlichen Ordnung zusammen. S. erschien auch auf derselben, um für Religionsfreiheit seine Stimme zu erheben und sich und seine Lehren gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen. Er sah sich, als infolge der Berathungen dieser Synode strengere Maßnahmen gegen die Sectirer, besonders gegen die Wiedertäufer ergriffen wurden, dadurch veranlaßt, Straßburg zu verlassen. Nach kürzeren Aufenthalten in Augsburg, Speyer und wiederum in Straßburg hielt er sich fünf Jahre in Ulm auf, von wo er mit unverminderter Rührigkeit seinen Einfluß bis in Württemberg hinein ausübte, sodaß die Stände dort sich genöthigt sahen, beim Herzog von Württemberg darüber Klage zu führen.

Zur Ausgleichung der zwischen ihm und den oberdeutschen Theologen bestehenden Gegensätze wurde auf seine Bitte in Tübingen 1535 ein theologisches Gespräch über die Predigt des Worts und die Verwaltung der Sacramente, sowie überhaupt über die kirchliche Ordnung und Uebung gehalten. Aber die hier getroffene Vereinbarung, nach welcher er die äußere Kirche nicht anzugreifen, und sie ihn nicht als Zerstörer der Kirche anzusehen, sondern in Frieden mit ihm zu leben versprachen, hielt nicht lange vor. Die inneren Gegensätze brachen wieder hervor, als S. bei weiterer Entwicklung seiner Abendmahlslehre unter Bekämpfung der Zwingli'schen Auffassung von der Person Christi in Bezug auf das Abendmahl in einer Schrift: „Summarium etlicher Argumente, daß Christus nach der Menschheit heut keine Creatur, sondern ganz unser Gott und Herr sei", 1539, die Behauptung aufstellte, daß die Menschheit Christi keine Creatur zu nennen sei. Gegen diese Lehre von der „Vergottung des Fleisches Christi", wie er sie nannte, trat der Ulmer Prediger Martin Frecht öffentlich auf und bewirkte beim Rath nach einer von demselben angestellten Untersuchung seiner Lehre seine Ausweisung aus Ulm. Er schrieb gegen die von den Schweizern, namentlich Joachim Vadian in St. Gallen, ausgesprochene Verurtheilung seiner Lehre als einer eutychianischen Ketzerei 1540 unter dem Titel: „Große Confession" eine Vertheidigungsschrift zur Begründung seiner Lehre. Aber auf Betreiben Frecht's wurde über ihn und seine Lehre 1540 auf einem Convent der Theologen in Schmalkalden ein Verwerfungsurtheil ausgesprochen, welches zur Folge hatte, daß er, stets von Verfolgung bedroht, nirgends eine bleibende Stätte fand, während er bei seinen zahlreichen Gönnern unter dem hohen und niederen Adel abwechselnd Zuflucht fand, und sein Name als der eines gefährlichen Schwärmers durch ganz Deutschland verrufen ward und seine Schriften verboten, hie und da auch vernichtet wurden. Es war vergebens, daß er in naiver Meinung von der Möglichkeit einer Ausgleichung der Gegensätze es immer wieder versuchte, mit Luther und den ihm gleichgesinnten Theologen sich zu verständigen. So übersandte er Luther 1543 einige gegen die Schweizer geschriebene Schriften mit hinzugefügten Abschnitten aus Luther's Schriften, in denen er seine eigenen Gedanken wiederzufinden meinte. Luther gab sie dem Boten mit einer sehr scharfen Erwiderung zurück, indem er in dieser Sendung einen Versuch, ihn zum Abfall von der Wahrheit zu verleiten, erblickte. Ebenso wurde der Versuch einer Annäherung an Brenz von diesem abgewiesen. Es konnte nicht zur Ueberbrückung der Kluft zwischen ihm und den reformatorischen Theologen dienen, daß er von äußerer kirchlicher Ordnung eigentlich nur die Einrichtung einer Kirchenzucht und die Errichtung eines Kirchenbannes als Vermittlung eines wahren Gemeinschaftslebens in der Heiligung anerkennen wollte, womit er freilich in Widerspruch mit seiner Lehre trat, daß der wahre Glaube ohne Mittel dem Menschen durch den Geist gegeben werde. Der Gegensatz zwischen ihm und dem geordneten Amt und Kirchenthum mußte immer größer werden, je mehr er mit gesteigertem Eifer fortfuhr, Schriften erbaulichen, belehrenden und polemischen Inhalts abzufassen, und diese wie seine früheren

Schriften von Haus zu Haus, von Person zu Person, von Ort zu Ort zu verbreiten, je offenkundiger er mit seinen Anhängern sich von den kirchlichen Ordnungen und Gottesdiensten fern hielt, und je eifriger er seine Gesinnungsgenossen in Privatversammlungen um sich schaarte, um hier im Kreise „der Stillen im Lande" seinem und ihrem Erbauungsbedürfniß zu genügen und die Schaar seiner Gesinnungsgenossen zu vermehren. In der Zeit von 1554—1558 wurden jährlich auf den Versammlungen protestantischer Stände immer neue Maßnahmen gegen ihn und seine Anhänger ergriffen. Besonders wurde in Württemberg auf Unterdrückung der Schwenkfeld'schen Sectirer Bedacht genommen. S. brachte trotzdem in diesem Lande die letzten Jahre seines Lebens zu, indem er ein unermüdlicher Missionar und Reiseprediger für seine Sache bis an seinen Tod blieb, der am 10. December 1561 in Ulm erfolgte.

Außer den zahlreichen Anhängern in Württemberg war in seinem Heimathlande Schlesien nach den Maßnahmen, die der Herzog Friedrich infolge wiederholter strenger Mandate des Königs Ferdinand gegen sie ergriffen hatte, die Schaar derselben immer noch groß genug, um eine eigene, ein stilles zurückgezogenes Leben führende Secte zu bilden, die sich von der öffentlichen Kirchengemeinschaft durch Enthaltung vom Gebrauch der Sacramente fern hielt und deren Glieder wegen ihres ernsten christlichen Wandels allgemein geachtet wurden. Sie hatten hauptsächlich ihre Wohnsitze in den Ortschaften zwischen Spitzberg von Probsthain und dem Gröditzberge bis nach Löwenberg hin. Ein Theil derselben schloß sich im 17. Jahrhundert den Anhängern von Jakob Böhme an, mit dessen Mystik die Schwenkfeld'sche Lehre einen tiefen Verwandtschaftszug hatte. Die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung, die entsprechend den im 16. Jahrhundert gegen die Wiedertäufer und Sectirer erlassenen scharfen Mandaten die völlige Ausrottung derselben neben den gegen die Bekenner der Augustana ergriffenen gewaltsamen Maßnahmen sich zum Ziel setzte, wurde durch das Auftreten eines Predigers Daniel Schneider in Goldberg gegen die Reste der Secte infolge der von ihnen an seinen Predigten geübten Kritik auf diese Stillen im Lande gelenkt. Es wurde 1719 in Harpersdorf eine Jesuitenmissionsstation zu ihrer Bekehrung errichtet. Die Verfolgungen und Bedrückungen, die sie von den Jesuiten zu erdulden hatten, und die Anfeindungen, die sie gleichzeitig von den lutherischen Pastoren erfuhren, nöthigten einen beträchtlichen Theil zur Auswanderung nach dem benachbarten Sachsen, von wo sie aber, da sie keine Erlaubniß zur Ansiedelung empfingen, nach Holland und England zogen. Ein Theil ging über das Meer und siedelte sich in Philadelphia an. Noch ist zu erwähnen, daß diese Gemeinschaft in Schlesien außer dem Anschluß einiger Mitglieder der Secte an die Jakob Böhmische Bewegung auch dadurch mehr und mehr eine Abbröckelung erfuhr, daß die von Halle aus im 18. Jahrhundert eindringende pietistische Bewegung mit ihrem Drängen auf innerliches Herzenschristenthum eine Anzahl der Schwenkfeldianer anzog. So wurden sie denn auch von den Verfolgungen mitbetroffen, welche die kaiserliche Regierung mit Hülfe der Jesuiten gegen die pietistischgesinnten Pastoren und deren Anhänger in Scene setzte, angeblich um das lutherische Bekenntniß in seinem Rechtsbestande gegen Schwärmerei und Ketzerei zu schützen!

Unter dem preußischen Scepter hörten diese Bedrückungen auf. Friedrich II. gestattete den noch in Schlesien in der angegebenen Gegend vorhandenen Schwenkfeldianern völlige Religionsfreiheit und Aufnahme in allen preußischen Landen mit unbeschränktem Handel und Wandel, und bahnte dadurch für sie die Wege, zur geordneten Kirche sich zurückzufinden, was in der That auch allmählich geschah. Es blieben nur verschwindend kleine Reste übrig, die in einem frommen gottseligen Stillleben nach pietistischer Art ihren Wandel führten und in kleinen

Conventikeln nebst den von der rationalistischen Predigt unbefriedigten kirchlichen Gemeindegliedern ihre geistliche Nahrung und Erbauung fanden. Zum Zeichen ihrer Dankbarkeit gegen König Friedrich II. widmeten und übersandten die Schwenkfeldianer in Philadelphia ihm eine Denkschrift unter dem Titel: „Die wesentliche Lehre des Herrn Caspar Schwenkfeld's und seiner Glaubensgenossen, sowohl aus der Theologie als bewährten Documenten erläutert, nebst ihrer Geschichte bis 1740, ihrem Glaubensbekenntniß und Streitigkeiten", Leipzig. Vgl. den Anhang zu dem 23. und 36. Band der allgemeinen deutschen Bibliothek, Berlin 1780, S. 109.

Abgesehen von der edlen lautern Gesinnung und dem hohen sittlichen Ernst, mit welchem S. mit vollem Recht wie Luther der Sittenlosigkeit und dem Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung und christlichen Freiheit zu fleischlicher Zügellosigkeit entgegentrat, wurden doch die objectiven Grundlagen des evangelischen Glaubens in der durch die heil. Schrift beurkundeten Offenbarungswahrheit principiell in Frage gestellt durch seinen schwärmerischen Mysticismus in der Lehre von der innerlichen Erleuchtung und Heiligung durch den Geist von oben ohne das objective Mittel des Wortes und Sacramentes. Sein individualistischer Subjectivismus in der Auffassung des persönlichen Glaubenslebens trat in Gegensatz gegen die um den festen Mittelpunkt des Wortes und Sacramentes gebildete und innerhalb bestimmter Ordnungen sich auswirkende und in Erscheinung tretende kirchliche Gemeinschaft. Sein auf die Bildung einer Gemeinde von lauter Heiligen gerichteter Purismus stand in Widerspruch mit der biblischen Lehre von der Unmöglichkeit und Unzulässigkeit solcher Scheidung in dem irdisch-zeitlichen Entwicklungsgang der Kirche. Sehr treffend bemerkt daher Dr. Grünhagen, Geschichte Schlesiens, II, S. 49: Der Historiker mag zugeben, daß gar Manches in Schwenkfeld's Lehren sehr wohl anmuthen konnte, und wird doch daran festhalten, daß für eine Zeit, wo eine neue Welt von Ideen gährend nach Gestaltung rang, und wo so viel darauf ankam, mächtigen Gegnern in geschlossener Phalanx und unter einem Banner geeinigt entgegenzutreten, Geister wie S., welcher vor allem wider „die Seelentyrannei ebensowohl im Papstthum wie im Lutherthum und im Zwinglithum, eiferte und die volle christliche Freiheit „nicht des Fleisches, sondern des Geistes und Gewissens" in Anspruch nahm, mit den Consequenzen solcher Lehre leicht zersetzend und auflösend wirken konnte".

Quellen u. Litteratur: Die Schriften Schwenkfeld's in vier Folianten, erster Theil 1564, „die christlichen orthodoxischen Bücher" enthaltend. Die drei folgenden Theile unter dem Namen: „Epistolar" enthalten „Missions- oder Sendbriefe", 1. die erbaulichen Schriften, 2. die Schriften gegen die Päpstischen und 3. die gegen die Lutherischen. — Eine große Zahl von ungedruckten Schwenkfeld'schen Briefen liegen auf der Wolfenbütteler Bibliothek. — Salig, Historie der Augsb. Confession III, 950 ff. — Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte I, 489 ff. — Thebesius, Liegnitzer Jahrbücher. Jauer 1733. — Wachler, Leben und Wirken Caspar Schwenkfeld's während seines Aufenthalts in Schlesien 1490—1528. (Ein Beitrag zur schles. Kirchengeschichte in Streits schles. Provinzialblättern, fortgesetzt von Sohr, Jahrg. 1833, I, S. 119 ff.) — Hahn, Schwenkfeld's sententia de Christi persona et opere, 1847. — Erbkam, Gesch. der prot. Secten, 1848. — Baur, theol. Jahrbb. 1848. S. 502. — Schneider, über den geschichtl. Verlauf der Reformation in Liegnitz und ihr späterer Kampf gegen die Jesuitenmission in Harpersdorf. Programm der königl. Realschule in Berlin 1860, 62. — Kadelbach, Gesch. Schwenkfeld's und der Schwenkfeldianer, 1861. — Dr. Hampe, Biographie Schwenkfeld's, Programm des Gymnasiums in Jauer 1882.

D. Erdmann.

Schwenter: Daniel S., Orientalist und Mathematiker, geb. am 31. Jan. 1585 in Nürnberg, † am 19. Januar 1636 in Altdorf, war der Sohn von Joh. Schwenter, Genanntem des größeren Rathes und Bürgerhauptmann zu Nürnberg. In seinem 10. Lebensjahre wurde S. nach Sulzbach auf die Schule geschickt, wo er im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen unterrichtet wurde. Die semitischen Sprachen flößten ihm das meiste Interesse ein, und so setzte er das Studium des Hebräischen, aber auch des Chaldäischen und Syrischen später in Nürnberg unter Elias Hutter (s. A. D. B. XIII, 475—476) fort. Gleichzeitig wandte er sich der Geometrie zu, welche er ohne Anleitung eines Lehrers aus Hirschvogel's Anweisung von 1543 und Wolfgang Schmid's aus Bamberg Geometrie von 1539 sich so weit aneignete, daß, als er 1602 die Universität Altdorf bezog, er den Unterricht des dortigen Professors Johann Prätorius, des Erfinders des Meßtisches (s. A. D. B. XXVI, 519—520) mit Vortheil besuchen konnte, und daß er von diesem unterstützt auch die Schriften von Dürer, Vitruvius und Anderen kennen lernte. Schon damals begann er selbst geometrischen Unterricht zu ertheilen unter Zugrundelegung eben der Bücher von Hirschvogel und Schmid, aus welchen er sein Wissen der Hauptsache nach geschöpft hatte, und welche, weil in deutscher Sprache verfaßt, auch von Solchen verstanden werden konnten, die nicht lateinisch geschult waren. Er kehrte nach Nürnberg zurück und vermählte sich 1606, erst 21 Jahre alt, mit Magdalena Fischer. Eine zweite Ehe ging er 1624 mit Maria Gruber ein. Der ersten Ehe entstammten 10, der zweiten 6 Kinder. Im Jahre 1608 siedelte er als Professor des Hebräischen, der sogenannten heiligen Sprache, wieder nach Altdorf über, um dort den Rest seines Lebens zuzubringen. Eine doppelte Berufung, welche 1634 an ihn erging, einmal als Professor der höheren Mathematik nach Wittenberg, das andere Mal nach Würzburg, wo er eine neue Schule ins Leben rufen sollte, schlug er aus. Inzwischen hatte seine wissenschaftliche Stellung sich geändert, seine Lehrthätigkeit sich wesentlich erweitert. Die Magisterwürde ewarb S. 1610. Dann bekam er die Aufsicht über die öffentliche Bibliothek und das Collegium, 1623 war er Rector der Universität. Das Jahr 1625 brachte ihm die Professur der gesammten orientalischen Sprachen, 1628 auch noch die der Mathematik, 1629 wurde er zum Poeten der hebräischen, chaldäischen und syrischen Sprachen ernannt. Die Ueberbürdung mannichfachster Art mag Schwenter's Gesundheit untergraben haben. Er kränkelte, und als am 19. Januar 1636 seine Gattin bei der Geburt von Zwillingen, deren eins todt zur Welt kam, das Leben einbüßte, ergriff ihn der Verlust so sehr, daß er selbst am gleichen Tage starb. Seine zahlreichen Schriften gehören zum geringeren Theile der orientalischen Philologie, zum größeren Theile der Mathematik an; einiges fällt nun gar in ganz andere Gebiete. So hat S. eine Geheimschrift „Steganologia et steganographia“ unter dem Pseudonym Resene Gibronte Runeclus Huneti drucken lassen, dessen Autornamen selbst ein wenn auch nicht vollständiges Anagramm von Daniel Schuuenterus Norimbergensis darstellt. Ferner hat er ein Lustspiel: „Peter Squenz“ verfaßt, wie wir durch Andreas Gryphius (s. A. D. B. X, 73) wissen. Dasselbe gründet sich auf den Shakespeare'schen Sommernachtstraum, der S. durch die damals in Deutschland herumziehenden englischen Schauspieler bekannt geworden sein wird. Der englischen Sprache war S. jedenfalls so wenig mächtig als der französischen. Gryphius läßt darüber in der Vorrede zu seinem Peter Squenz, der zuerst 1657 gedruckt ward, den fingirten Herausgeber Riesentod sagen: damit der auf den deutschen Bühnen nicht unbekannte Peter Squenz nicht länger auf fremde Namen gehe, so wisse man, daß sein Verfasser kein anderer als der um ganz Deutschland wohlverdiente Daniel S. sei. Dessen Stück sei auch dem Gryphius zu Gesicht gekommen und dieser habe ihn „besser ausgerüstet, mit neuen Personen vermehret und ihm die

letzten Strüche seiner Vollkommenheit" gegeben. Die Schwenter'sche Bearbeitung selbst ist bisher nicht gefunden. Unter den orientalistischen Arbeiten seien mehrere Abhandlungen über die Aussprache bestimmter hebräischer Buchstaben aus den Jahren 1625, 1626, 1627, ein kleines hebräisch-lateinisches Wörterbuch von 1628, arabische, hebräische, chaldäische und syrische Verse genannt, von welchen er viele anfertigte. Der Mathematiker schätzt vorzugsweise folgende Schriften Schwenter's: „Die Beschreibung des geometrischen Tischleins", welches Johann Prätorius erfunden (1619), „die Geometria practica nova" (1625—26), welche das beste derartige Werk genannt zu werden verdient, das im XVII. Jahrhundert erschienen ist, endlich und vor allem die „Deliciae physico-mathematicae oder mathematische und philosophische Erquickstunden", 1536 von Schwenter's Erben herausgegeben und von Georg Philipp Harsdörfer (s. A. D. B. X, 644—646) fortgesetzt. Ein französischer Jesuit Jean Leurechon, Professor der Theologie, Philosophie und Mathematik im Kloster zu Bar-le-Duc gab 1625 unter dem Pseudonym H. van Etten eine Sammlung von theils alten, theils neuen Aufgaben heraus, welche den Titel führten Récréation mathématique composée de plusieurs problèmes plaisants et facetieux en fait d'Arithmétique, Géométrie, Mechanique, Optique et autres parties de ces belles sciences. Dieses Buch kam in Schwenter's Hände als Geschenk eines in Paris gewesenen Freundes. Des Französischen, wie schon gesagt worden ist, nicht mächtig, wandte sich S. an einen „der Französischen Sprach sehr wolerfahrenen Mann", welcher ihm gegen Bezahlung beistand das Werk zu übersetzen. Außerdem hatte S. seit seiner Jugend für seinen eigenen Gebrauch Aehnliches gesammelt, und nun entschloß er sich, dem Beispiele Leurechon's zu folgen und seine ungleich vollständigere Sammlung im Drucke herauszugeben. Das ist die Entstehung der Schwenter'schen Erquickstunden. Sie bilden eine Fundgrube geschichtlicher Notizen, welche einer systematischen Ausbeutung noch immer harrt. Den Mathematiker interessirt vornehmlich, daß hier die erste Anwendung von Kettenbrüchen in einem deutschen Werke vorkommt. Der Physiker wird einer Senkwage zur Bestimmung des specifischen Gewichtes von Flüssigkeiten, sowie einer Art von magnetischem Telegraphen seine Aufmerksamkeit zuwenden.

Vgl. Doppelmayr, Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, S. 93—96. — Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, Bd. III, S. 653—657. — Kästner, Geschichte der Mathematik, Bd. III, S. 299—302. — Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch zur Gesch. d. exacten Wissensch., Bd. II, S. 878. — S. Günther, Beiträge zur Erfindungsgeschichte der Kettenbrüche (Programm der Lateinschule zu Weißenburg i. B. 1872), S. 7—11 und 20—24. — S. Günther, die mathematischen und Naturwissenschaften an der nürnbergischen Universität Altdorf (Separatabdruck aus dem 3. Hefte der Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 1881) S. 25—27.

Cantor.

Schweppe: Albrecht S., juristischer Schriftsteller und praktischer Rechtsgelehrter, geboren am 21. Mai 1783 zu Nienburg in der Grafschaft Hoya im Hannoveranischen, † am 23. Mai 1829 zu Lübeck. S. bezog 1800 als Hörer der Rechte die Universität Göttingen, erwarb dortselbst 1803 mit der Inauguraldissertation „De querela inofficiosi testamenti" (Göttingen 1803, 4°) die Doctorwürde, und hielt als Privatdocent beifällig aufgenommene Vorträge. 1805 folgte er als außerordentlicher Professor der Rechte einem Rufe nach Kiel, wurde 1814 ordentlicher Professor und ging 1818 in derselben Eigenschaft nach Göttingen; dort las er im Wintersemester Pandekten nach eigenem Systeme, im Sommer neben Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümern Civilproceß nach Mar-

tin's Lehrbuch. — 1822 siedelte er als Rath des obersten Gerichtshofes der Hansestädte nach Lübeck über, wo er nach kaum 5jähriger Thätigkeit im eben begonnenen 47. Lebensjahre mit Tod abging. — Von seinen Schriften erwähnen wir: „Entwurf eines Systems der Pandekten" 1806; 3. Ausg. 1812; „Das System des Concurses der Gläubiger" 1812, 2. Ausg. 1824; „Römische Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer" 1822 und 1826. Endlich sein Hauptwerk: „System des römischen Privatrechts" 1814—15, 2. u. 3. Aufl. 1819 u. 1822, 4. Aufl. Thl. 1 u. 2 1828, die folgenden 3 Thle. (3—5) wurden nach des Verfassers Tode von Dr. Wilh. Mejer 1830, 1832 und 1833 veröffentlicht.

Pütter's Gesch. Göttingens, 3. Thl. — Brüssow im Neuen Nekrolog der Deutschen. 7. Jahrg. 1829, S. 449 u. 450 Nr. 196 und die dort Genannten.

Eisenhart.

Schweppermann: Seyfried (Siegfried) S. (Schwepffermann) war ein Mann, an dessen Namen sich eine Erzählung knüpft, deren Haltlosigkeit und Unwahrheit durch die neuere quellenkritische Geschichtsforschung endgiltig bewiesen zu sein scheint. Chronisten, welche lange nach Schweppermann's Tode geschrieben haben, berichteten, daß er als oberster Feldhauptmann König Ludwig's des Baiern die am 28. September 1322 bei Mühldorf und Ampfing gelieferte Schlacht, deren Ausgang beinahe zweifelhaft gewesen, durch seine geschickten Anordnungen zu Gunsten seines Kriegsherrn entschieden und diesem dadurch die von Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich bestrittene deutsche Königskrone gewonnen habe; Ludwig habe seines Feldherrn Dienste anerkannt, indem er, als nach der Schlacht die Lebensmittel knapp und für das königliche Gefolge nichts als eine Anzahl von Eiern vorhanden gewesen seien, gesagt habe: „Jedem Manne ein Ei, dem frommen S. zwei!" Die zeitgenössischen Geschichtsschreiber wissen von alledem nichts. Sie erwähnen nicht einmal, daß S., welcher ein namhafter Kriegsmann war, an der Schlacht theil genommen habe. Keinenfalls hat er den Oberbefehl oder sonst ein bedeutendes Commando geführt und zu den für ihre in derselben geleisteten Dienste Belohnten gehört er auch nicht. Was über sein Leben bekannt und als sicher anzunehmen ist, besteht in folgenden geringen Nachrichten: S., einem edelen Geschlechte entsprossen, welches sich früher nach der unweit Lauterhofen gelegenen Burg Hulloch oder Hülloch genannt hatte und in der Oberpfalz begütert war, wurde etwa 1260 geboren und erscheint urkundlich zuerst im Jahre 1280. In dem Treffen bei Gamelsdorf am 9. November 1313, welches den Kampf Ludwig's des Baiern gegen die Oesterreicher wegen der Vormundschaft über die niederbaierischen Herzoge zu Jenes Gunsten beendete, erscheint S. als Anführer von Reisigen, welche er Ludwig zugeführt hatte. Als Entschädigung und zur Belohnung erhielt er damals 300 Pfund Regensburger Pfennige und die Burg Grünsberg. Daß er bei Mühldorf gegenwärtig gewesen, ist wahrscheinlich, weil er Ludwig's Lehensmann war, aber nicht erwiesen. Er starb 1337 und ward im Kloster Castel an der Lauter in der Oberpfalz beigesetzt. Verheirathet war er mit Katharina Rindsmaul. Sein Geschlecht ist erloschen.

Dr. Pfannenschmid in „Forschungen zur deutschen Geschichte", 3. Bd., S. 96, Göttingen 1863. — J. Würdinger im „Sitzungsbericht der bayerischen Akademie der Wissenschaften" vom 6. Juli 1872.

B. Poten.

Schwerd: Friedrich Magnus S., Astronom und Physiker, geb. am 8. März 1792 in Osthofen (bei Worms), † am 22. April 1871 in Speyer. Von F. Schwerd's Jugendjahren ist wenig bekannt, vielmehr beginnt seine Biographie eigentlich erst mit dem Jahre 1814, in welchem er Lehrer am Progymnasium zu Speyer wurde. In dieser Stellung verblieb er vier Jahre lang und wurde

dann Professor der Mathematik und Physik am kgl. Lyceum. Er hat dieses Amt fast volle vierundfünfzig Jahre bekleidet.

So einfach der äußere Lebensgang des genialen Mannes war, mit einem umso reicheren Inhalte war dieses Leben erfüllt, denn S. hat sowohl als Geodät, wie auch als Physiker unsterbliches geleistet. Schon frühzeitig fühlte er sich durch die damals im Vordergrunde des Interesses stehenden Gradmessungsarbeiten zur Theilnahme an denselben angeregt, allein für ihn, den von äußeren Mitteln entblößten Schulmann, schien sich eine solche von selbst zu verbieten. Gleichwohl ließ er den Gedanken nicht aus den Augen und lieferte endlich wirklich eine Triangulation der Rheinpfalz, welche nach zwei Seiten hin von hoher Bedeutung war. Zum Theile spricht sich dies aus in dem etwas weitläufigen Titel des Werkes (Speyer 1822), in welchem er über seine Arbeit Bericht erstattete („Die kleine Speyerer Basis oder Beweis, daß man mit geringem Aufwande an Zeit, Mühe und Kosten durch eine kleine, genau gemessene Linie die Grundlage einer großen Triangulation bestimmen kann"). Bis dahin war es als unmöglich erachtet worden, von einer so kleinen Grundlinie aus ein ausgedehntes Dreiecksnetz festzulegen, aber freilich bedurfte es zur Erreichung des Zieles auch eines so hohen Maßes von Genauigkeit, wie es S. zu Gebote stand, der auch durch neue, scharfsinnig erdachte Mittel die Zwischenräume zwischen den an einander gelegten Maßstäben zu ermitteln wußte. Die andere Neuerung, von der wir sprechen, bestand darin, daß S. zur Ausgleichung seines Netzes ein Verfahren anwendete, welches allerdings von der Methode der kleinsten Quadrate abwich und deshalb von der Mitwelt weniger beachtet wurde, welches aber, einer strengen von Jordan vorgenommenen Revision zufolge, eine überraschende Genauigkeit gewährleistete. Schwerd's Erfolge lenkten die Aufmerksamkeit der baierischen Regierung auf ihn, und diese bewilligte die Mittel zum Bau eines Observatoriums und zur Anschaffung eines 20zölligen Meridiankreises. Die von ihm mit den neuen Instrumenten angestellten Beobachtungen findet man theils in den „Astron. Nachrichten" (Band 1 bis 13), theils in zwei selbstständig erschienenen Quartbänden (Speyer 1829—30) beschrieben. Zu bedauern ist, daß er später von der Beobachtungsthätigkeit sich fast ganz zurückzog, denn sein Sternkatalog, der 1751 Positionen enthält, und dessen Fundamentalsterne 12—20 mal beobachtet waren, zeugt von seiner Vertrautheit mit diesen schwierigen Arbeiten; übrigens hatte er auch eine jener Sternkarten übernommen, deren Ausarbeitung die Berliner Akademie, um die Auffindung der kleinen Planeten zu erleichtern, angeregt und unter die hervorragendsten Fachmänner des In- und Auslandes vertheilt hatte. In seinen späteren Jahren warf sich S. auf ein enger begrenztes Gebiet der Sternkunde, nämlich auf die Sternphotometrie; leider hat er von diesen Studien nicht mehr viel in die Oeffentlichkeit bringen lassen. Das Diaphragmen-Photometer, welches er für diesen Zweck construirte, darf aber neben den bekannten Apparaten von Seidel und Zöllner einen geachteten Platz beanspruchen.

Der reinen Mathematik trat S. nur gelegentlich näher. Da er im Anfange seiner Lehrthätigkeit, welche allseitig als eine gesegnete, erfolgreiche geschildert wird, auch in den Elementen zu unterrichten hatte, so verfaßte er ein eigenes arithmetisches Lehrbuch zur Einführung in das damals neue Decimalsystem. Veranlaßt durch den Achsenfehler seines Meridianfernrohres, schrieb er ferner 1830 ein interessantes Gymnasialprogramm, worin er den geometrischen Ort der Spitze eines beweglichen Winkels untersuchte, dessen Schenkel stets an einer Curve zweiter Ordnung berührend hingleiten.

Keine der Schriften Schwerd's kann sich jedoch an Bedeutung messen mit dem 1835 zu Speyer herausgekommenen Werke „Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalsätzen der Undulationstheorie analytisch entwickelt und in Bildern

dargestellt". Seitdem Fresnel die Interferenz auf Transversalschwingungen des Lichtäthers zurückgeführt hatte, war in der physikalischen Optik ein gewisser Stillstand eingetreten, bis S. einen neuen großartigen Fortschritt anbahnte. Mit den unscheinbarsten Vorrichtungen (vgl. auch Band 38 der Annalen der Physik und Chemie von Poggendorff) stellte er die schönen Farbenphänomene dar, welche sich ergeben, sobald Lichtstrahlen durch Hindernisse von ihrem gradlinigen Wege abgelenkt, gebeugt und zu gegenseitigem Interferiren gebracht werden; ein mit Asphaltlack geschwärztes Uhrglas, eine innen berußte Glasröhre, eine Vogelfeder genügten ihm als Beobachtungsmittel. Auch theoretisch hat S. diese Probleme aufs gründlichste durchgearbeitet, wobei er sich gewisse mathematische Hilfsmittel, die Summation trigonometrischer Reihen u. s. w., erst schaffen mußte, und sogar der Astronomie und der meteorologischen Optik gab er werthvolle Fingerzeige, welche mehrfach allerdings erst von der Folgezeit richtig verstanden und ausgenützt wurden.

Nekrolog von v. Kobell, Sitzungsber. d. k. bayer. Akad. d. Wissenschaften, 1872, II. S. 93 ff. — Nekrolog von Heel, Programmabhandlung des kgl. Gymnasiums zu Speyer, 1872.

Günther.

Schwerdt: Georg Heinrich S., evangelischer Theolog, Schulmann und Volksschriftsteller, geb. am 7. Januar 1810 in dem gothaischen Dorfe Neukirchen bei Eisenach, der jüngste und nachher einzige Sohn des dortigen Pfarrers Georg Heinrich S., verbrachte die ersten elf Lebensjahre im elterlichen Hause, besuchte dann die Gymnasien zu Eisenach und Gotha und widmete sich von 1828—1831 in Jena und Leipzig der theologischen Laufbahn. Bereits als vierzehnjähriger Schüler und hierauf als Student beschäftigte er sich in freien Stunden angelegentlich mit schöner Litteratur. Ein erstes Gedicht von ihm wurde 1830 in dem „Kahlaischen Nachrichtsblatt" gedruckt; auch Theodor Hell in seiner „Abendzeitung" und verschiedene Tagesblätter ließen sich den jugendlichen Mitarbeiter gefallen; nur für größere Arbeiten, wie Romane und dramatische Versuche, wollte sich trotz Ludwig Storch's warmer Fürsprache zu jener Zeit noch kein Verleger finden. Gleichwohl setzte er die liebgewonnene schriftstellerische Thätigkeit, bald auch mit zunehmender äußerer Anerkennung, in seiner Heimath Neukirchen fort, wo ihn das gothaische Oberconsistorium 1833 seinem alternden Vater als Gehülfen zur Seite stellte und ihm nach dessen Tode 1842 das Pfarramt zu selbständiger Führung übertrug. In diesem Dorfe, dessen Geistliche seine Vorfahren gegen 200 Jahre gewesen waren, entfaltete er seitdem bis 1861 eine rührige und für seine Gemeinde höchst ersprießliche Wirksamkeit. Auf der Kanzel wie außerhalb ihres Bereiches suchte er seinem Grundsatze: „Volksbildung ist die Mutter der Volkswohlfahrt" gerecht zu werden und bemühte sich mit seltener Ausdauer, die geistige Bildung seiner Umgebung zu heben und immer weitere Kreise für dieselbe zu gewinnen. Zu diesem Zwecke veranstaltete er Leseabende für die strebsamen Ortsbewohner, gründete eine Volksbibliothek (1838), rief eine Fortbildungs- und Handwerkerschule ins Leben und regte sinnige Feste an, darunter eine selbst auswärts nicht unbemerkt gebliebene Gutenbergfeier (1840). Nicht lange nach seiner Anstellung, in dem jugendlichen Alter von 23 Jahren, verheirathete er sich mit Henriette Mende, der Tochter eines Hofmusikus in Gotha, und als er diese nach kurzer Frist wieder verlor, führte er in Marie Karoline Christiane Jentsch am 26. September 1837 eine zweite Gattin heim, die ihm in mehr als fünfzigjähriger Ehe zur Seite gestanden hat und ihm sieben blühende Töchter schenkte, „die sieben Mädchen in Uniform", wie er wohl scherzend zu sagen pflegte. Zweimal, in dem Sturmjahre 1848 und wieder von 1865—1869,

gehörte er dem gothaischen Landtage an und trat hier energisch für die Bildung und Wohlfahrt des Volkes ein, wie er denn namentlich die Einführung einer Kirchenverfassung eifrig betrieb. — Mit dem zunehmenden Alter sehnte er sich nach einem weniger beschwerlichen Pfarrdienst — er hatte vier Dörfer zu besorgen und in Festzeiten wöchentlich zwölf- bis sechzehnmal zu predigen — und ließ sich daher nach Gräfentonna versetzen, wo er von 1861—1872 die Stelle eines Oberpfarrers versah, um sodann einem Rufe als Superintendent und Oberpfarrer der Ephorie Tenneberg nach Waltershausen zu folgen. Mit der ihm eigenen Frische und Thatkraft widmete er sich diesen neuen Aemtern und machte sich besonders in dem letzteren durch gemeinnütziges Wirken verdient. Zunächst wandte er dem Gewerbeverein seine Aufmerksamkeit und rege Förderung zu. Fünf Jahre stand er an dessen Spitze und trug wesentlich dazu bei, daß sich derselbe zu einer vorher nicht erreichten Blüthe erhob. Ferner gründete er 1872 noch in Tonna mit dem Beistande zweier seiner Töchter eine Bildungs- und Erziehungsanstalt für junge Mädchen, die er in Waltershausen fortführte und 1879 aus seiner Amtswohnung in ein neues, stattliches Haus beim Bahnhof verlegte. In freundlicher Umgebung, den Vorbergen des Thüringer Waldes nahe und von einem geräumigen Garten begrenzt, bekundet sie schon äußerlich das ihrem Stifter vorschwebende Ziel: „mit dem Lernen das Leben und zwar ein gemüthlich heiteres Jugendleben zu verbinden". Die Reize der Natur und ein kindlicher Verkehr sollten nach seiner Ansicht den Mädchen die Genüsse und Zerstreuungen der großen Welt ersetzen. Er gedachte ihre Augen und Herzen jenen Reizen zu öffnen und ihnen den kindlichen Sinn, den schönsten Schmuck des Weibes, zu bewahren. Jede Ueberbürdung mit geistiger Arbeit schloß er grundsätzlich aus, ja er beschränkte diese aus Gesundheitsrücksichten auf das geringste Maß. Die Gemüthsbildung und die körperliche Kräftigung durch häufigen Aufenthalt in dem benachbarten großen Garten, sowie durch Spaziergänge und Ausflüge in das Gebirge betrachtete er mit Recht als eine Hauptaufgabe der Erziehung. Bei einer solchen Einrichtung gewann die neue Anstalt, an welcher S. selbst Religion, deutsche Sprache und verwandte Fächer lehrte, bald Zutrauen und Anerkennung, und noch heute genießt sie, von seiner Tochter Laura im Geiste des Vaters fortgeführt, eines unverminderten guten Rufes. — Neben reichlicher Arbeit brachte ihm dieser letzte Abschnitt seines Lebens einige Ehrentage, an denen er sich einer vielseitigen Theilnahme erfreuen durfte. Wie er schon in Neukirchen am 27. Juni 1858 die fünfundzwanzigjährige Führung seines Kirchendienstes gefeiert hatte, so beging er in Waltershausen am 13. Febr. 1880 sein fünfzigjähriges Jubelfest als Schriftsteller und am 12. Juli 1883 das gleiche seines Pfarramtes. Bei diesem Anlasse verlieh ihm Herzog Ernst II. den Titel eines Kirchenrathes und die theologische Facultät in Jena das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie; zudem ernannten ihn das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M., der Deutsche Schriftstellerverband und die Gesellschaft für Verbreitung der Volksbildung in Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede. Endlich war ihm noch vergönnt am 26. September 1887 die Feier seiner goldenen Hochzeit zu begehen. Etwa ein Jahr später, am 2. September 1888, Abends $10^1/_2$ Uhr, während die lichten Feuer des deutschen Siegestages auf den Höhen flammten, schied der bald Neunundsiebzigjährige nach schmerzvoller Krankheit aus dem Leben. Am 14. Januar 1889 huldigte der dankbare Gewerbeverein vor einer zahlreichen Trauerversammlung dem rühmlichen Andenken seines verstorbenen Ehrenmitgliedes. — S. gehörte unter den Schriftstellern Thüringens zu jener älteren Gruppe, als deren Vertreter außer ihm besonders Ludwig Bechstein, Ludwig Storch, Adolf Bube, Phil. Heinrich Welcker, Alexander Ziegler und Friedrich Hofmann zu nennen sind. Wie diese war er ein echter Sohn seiner engeren Heimath und derselben mit allen Fasern seines Herzens zugethan. Ihrer Ge-

schichte, dem Leben ihres Volkes und ihrer landschaftlichen Natur entnahm er mit Vorliebe seine Stoffe, ohne sich jedoch immer auf dieses Gebiet zu beschränken. Zur litterarischen Thätigkeit befähigte ihn eine scharfe Beobachtungsgabe, eine lebendige Frische der Auffassung, eine seinem Wesen eigenthümliche Mischung von Ernst und Humor und eine immer neue „Lust zu fabuliren“. Die Zahl seiner Einzelschriften und zerstreuten Aufsätze ist eine ungemein große. Von jenen sind 50 umfänglichere erschienen; als Mitarbeiter hat er sich an wenigstens 80 Zeitschriften und Tagesblättern betheiligt. Bei der Fülle seiner geistigen Mittel vermochte er mannichfach wechselnde Pfade zu betreten. Er dichtete sangbare Lieder und ein Oratorium: „Die heilige Nacht“, das von Fr. Rohr und von Jul. Schneider in Musik gesetzt wurde, versuchte sich in den Fächern der Theologie und der Erziehungslehre, ja schrieb sogar ein Buch über naturgemäße Lebensordnung und heilsame Krankenpflege; doch leistete er das Beste in seinen volksthümlichen Schriften und in denjenigen, welche sich mit der Schilderung Thüringens im ganzen oder einzelnen befassen. Das erste von ihm bearbeitete und herausgegebene Buch waren „Des Wagnergesellen E. Ch. Döbel Wanderungen durch einen Theil von Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1830 bis 1836“ (2 Bde., 1837—40); von den nachher erschienenen mögen hier genannt werden: „Allgemeines Volksblatt der Deutschen. Eine belehrend unterhaltende Zeitschrift für den Bürger und Landmann“ (3 Jahrgänge, 1844—46; gemeinsam mit Karl v. Pfaffenrath herausgegeben); „Feierabendstunden“ (1847), eine Reihe von Erzählungen für das Volk; „Eisenach in seinen Merkwürdigkeiten und Umgebungen“ (um 1850; 2., in Verbindung mit H. Jäger bearbeitete Auflage: „Eisenach und die Wartburg“ u. s. w., 1871); „Thüringens Bäder nach ihrer Lage, ihren Heilkräften, ihren Einrichtungen und ihren Umgebungen“ (6 Hefte, 1854—60); „Beiträge zur Volkswohlfahrt in belehrenden Erzählungen“ (4 Bde., 1856—59); „Der Feierabend. Illustrirtes Volks- und Familienblatt“ (1., einz. Bd., 1857); „Centralblatt für deutsche Volks- und Jugendlitteratur. Ein kritisches Organ“ (2 Jahrgänge, 1857—58); „Daheim ist doch Daheim. Nordamerikanische Bilder aus dem Munde deutscher Auswanderer. Ein Volksbuch“ (1858); „Aus alter Zeit. Wartburggeschichten: Die heilige Elisabeth und Martin Luther“ (1858); „Aus neuer Zeit. Zwei Handwerkergeschichten“ (1858); „Thüringer Dorfgeschichten. Die Spinnstube. Das Vogelschießen“ (1859); „Album des Thüringer Waldes“ (1859); „Schiller's Geburtstag, oder: Ich habe gelebt und geliebet. Biographische Erzählung“ (1859); „Zum Feierabend. Mancherlei Geschichten zur Lehr' und Kurzweil“ (2 Jahrgänge, 1859—60); „Schatzkästlein für Land- und Hauswirthschaft. Ein Kalender“ (1860); „Die Rädelsführer. Bilder aus dem thüringischen Bauernkriege“ (1863); „Neuestes Reisehandbuch für Thüringen“ (1864; von S. und Alex. Ziegler bearbeitet; 3. Aufl. von S. allein, 1879); „Die Hannoveraner in Thüringen. Eine Episode aus der neuesten Kriegsgeschichte“ (1. u. 2. Aufl., 1866); „Das industrielle und kommerzielle Thüringen“ (1867; 1. Bd. von Ed. Amthor's „Das industrielle und kommerzielle Deutschland“); „Jahrbuch der neuesten und interessantesten Reisen. Für die Jugend bearbeitet“ (6 Bdchn., 1868—71) und: „Der Thüringer Wald, dargestellt in seinen malerischen Landschaftspunkten nach Aquarellen von C. P. C. Köhler mit Schilderungen von H. S.“ (1880). — Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß der bekannte Geograph A. Petermann in Anerkennung der Jugendschrift „Deutsche Nordfahrt“ (3. Bdchn. des vorher genannten „Jahrbuches der Reisen“) einen Gletscher auf der Edge-Insel, östlich von Spitzbergen, mit dem Namen Schwerdt's bezeichnet hat.

J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner u. s. w. aus d. Gegenwart, 2. Bd., München 1859, S. 459—462. —

Frz. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, 2. Bd. (1877), S. 345 a. — Deutscher Geographen-Almanach, begründet u. herausgegeben von Adf. Mießler, 1. Jahrg., Hagen i. W. (1884), S. 424. — Thüringer Verkehrs-Zeitung, III. Jahrg., Ausgabe für die Zeit vom 31. Jan. bis 13. Febr. 1886, Gotha, Nr. 3, S. 1 ab. — Frz. Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrh., 3. Ausg., 2. Bd., Leipzig (1888), S. 311 a. — Gothaisches Tageblatt, Nr. 209 vom 5. Sept. 1888, S. 3 ab. — Waltershäuser Kreisblatt, Nr. 72 vom 8. Sept. 1888, S. 2 c—3 a u. Nr. 5 vom 16. Jan. 1889, S. 1 c—2 a. (Charakteristik von A. Trinius u. Gedächtnißrede von Pfr. Köllein in Gossel.) — Außerdem vgl.: Gothaische Zeitung, Nr. 154 vom 5. Juli 1858, S. 3 ab. — Eisenacher Tagespost, Nr. 39 vom 16. Febr. 1883, Feuilleton, S. 1 a—d. — Thüringer Post. (Erfurter Tageblatt.) Nr. 163 vom 17. Juli 1883, S. 2 c. — Waltershäuser Kreisblatt, Nr. 78 vom 28. Sept. 1887, S. 2 ab u. Nr. 71 vom 5. Sept. 1888, S. 1 a u. 1 c—2 a. (Die Mittheilung der weniger zugänglichen Quellen verdanke ich der zuvorkommenden Güte von Fräulein Ida Schwerdt in Waltershausen.)

A. Schumann.

Schwerdtfeger: Johann S., ein durch seinen sogenannten Entzückungstraum im Jahre 1733 bekannt gewordener Landmann. Er war in dem durch die Thätigkeit Salchmann's (s. A. D. B. XXX, 208) während des dreißigjährigen Krieges merkwürdigen halberstädtischen Dorfe Hornhausen bei Groß-Oschersleben 1695 geboren. 1733 litt er an einer Brustkrankheit und an Fieber, empfing das Abendmahl zur Vorbereitung auf den Tod und glaubte sich bald darauf zweimal in die andere Welt versetzt. Nun erzählte er dem Pastor Kern, er sei wahrhaftig vor Gericht gewesen, das Herz habe ihm gebebt und er habe Höllenpein empfunden. Da habe er sich nach Christo umgesehen. Gleich bei der Anklage habe er gesehen, daß ein Mann ihm zur Seite am Tische mit dem schwarzen Buche gestanden habe. Doch sei er mit einem Schatten umgeben gewesen. Da es aber bei dem Verdammungsurtheile geblieben wäre, so habe er geseufzt: „Wo ist denn Christus, der Vermittler zwischen Gott und den Menschen?" worauf er den Augenblick seine Gestalt erblickt und ihn mit weinenden Augen umarmt habe, darauf ihn denn der Mittler auf das freundlichste angesehen und das Buch zugeschlagen habe. Christus habe ihn zur Rechten zu den heiligen Engeln geführt, ein Jubelgeschrei sei durch den ganzen Himmel gegangen und er habe starke Paukenschläge mit Trompeten „und einer dreinstimmenden Musik" gehört. Der Himmel habe sich aufgethan und er sei ganz geblendet worden, das Fürstenthum Halberstadt sei Koth und Dreck dagegen. Seinen nochmaligen (wirklichen) Tod sagte er für zwei Tage später voraus und zwar für die Nacht, was nach Kern's Berichte vom 22. Nov. 1733 an das Consistorium zu Halberstadt dann auch eingetroffen sein soll. Daran schloß sich dann der theologische Streit im Jahre 1734. Walch in Jena soll den Traum für eine wirkliche „göttliche Entzückung" gehalten haben. Die Acta historico-ecclesiastica des Hofpredigers Colerus in Weimar dagegen erinnerten mit Recht schon an eine verwandte Geschichte, die Plato erzählt. Ganz ähnlich ist die Sage von Adalbert dem Landmann aus der katholischen Zeit dem Schwerdtfeger'schen Entzückungstraume. Adalbert der Landmann berichtet auch über die Höllenstrafen ähnlich wie Dante, wovon sich aber doch auch bei S. noch eine Andeutung findet. Um die Zeit kurz vor dem Regierungsantritte Friedrich's des Großen war der Entzückungstraum zu Hornhausen nicht der einzige. Doch kann der Entzückungstraum des Domküsters zu Berlin ebensowenig als der Traum Adalbert's des Landmanns aus früherer Zeit als vollkommen beglaubigt gelten. Der Entzückungstraum des Domküsters ist vielleicht nur dem gut beglaubigten von S. nachgeahmt. Jeden-

falls ist der Traum des Domküsters der jüngere, da er auch in die Politik übergeht. Er beutet auch die Lehnin'sche Weissagung aus, jedoch nicht zur Bekämpfung, sondern zur Verherrlichung der Hohenzollern. Wir müssen annehmen, daß bis zum Regierungsantritte Friedrich's des Großen im Volke, das noch die Kraft zur Hervorbringung echter Sagen und Volkslieder besaß, auch die Prophetengabe und ähnliche Wunder bei einzelnen Personen nicht bezweifelt wurden, wovon diese Entzückungsträume die letzten schwachen Ausläufer sind. S. aber verhält sich zu Klopstock ähnlich wie Adalbert der Landmann zu Dante.

H. A. Pröhle, Chronik von Hornhausen, S. 147—156, wo auch die Streitschriften nach Colerus angeführt sind. — Die Sage von Adalbert dem Landmann bei H. Pröhle, Rheinlands schönste Geschichten und Sagen, S. 69 bis 73, vergl. Vorwort S. V. — Ueber den Entzückungstraum des Domküsters H. Pröhle, Lehnin'sche Weissagung.

H. Pröhle.

Schwerin: Graf Heinrich v. S., s. **Heinrich**, Graf v. Schwerin. Bd. XI, S. 618.

Schwerin: Kurd Christoph Graf v. S., königlich preußischer General-Feldmarschall, wurde am 26. October 1684 auf dem väterlichen Gute Löwitz bei Anklam in Pommern geboren und empfing, neben einer guten Erziehung, gediegenen Unterricht und eine classische Bildung. Ob er Universitätsstudien gemacht hat, ist nicht sicher, jedenfalls kam er schon jung als Soldat in die Dienste der Generalstaaten, in denen einer seiner Oheime, der General Detlof v. S., ein Infanterieregiment und sein älterer Bruder Bernd Detlof eine Compagnie des letzteren Regiments befehligte. Als Fähnrich machte er hier eine harte Schule durch, da sein Bruder nicht damit einverstanden war, daß er Soldat wurde und ihn alle Lasten und Unbequemlichkeiten seines Standes schwer fühlen ließ. Aber der Krieg brachte ihm bald Erleichterung. Am 2. Juli 1704 focht er in der Schlacht am Schellenberge, in welcher sein Bruder erschossen wurde, und am 13. August 1704 bei Höchstädt; am 13. September des nämlichen Jahres erhielt er in seines genannten Vatersbruders Regimente eine Compagnie. Als letzterer bald darauf in den Ruhestand trat und auf sein Gut Putzar ging, nahm auch der Neffe S. den Abschied, ward am 30. November 1706 in mecklenburg-schwerin'schen Diensten und zwar sofort als Oberstlieutenant angestellt und schon am 3. November 1707 zum Oberst ernannt. Als Mecklenburg bald darauf der Schauplatz des Nordischen Krieges wurde, focht S. an der Seite des schwedischen General-Feldmarschalls v. Steenbock, welcher am 20. December 1712 bei Gadebusch einen Sieg über Russen, Sachsen und Dänen davontrug, und ward dann von diesem mit einer Sendung an den in der Türkei weilenden König Karl XII. beauftragt. Dieselbe blieb schon deshalb erfolglos, weil der König ihn zunächst nicht vorließ, so daß, als dies endlich geschah, seine Depeschen veraltet waren; er hatte aber Gelegenheit mehrfach mit demselben zu verkehren. Nach Jahresfrist kehrte er heim. In Mecklenburg war inzwischen Herzog Karl Leopold zur Regierung gekommen, welcher sofort mit der Ritterschaft in heftige Streitigkeiten gerieth. S., nur seinen militärischen Pflichten Gehör gebend, machte sich zum Vollstrecker des Willens des Herzogs, welcher mit allerlei Gewaltmaßregeln gegen den seine Rechte wahrenden Adel vorging, und führte den Befehl der herzoglichen Truppen als die seitens des Kaisers mit der Reichsexecution wider den Herzog beauftragten Hannoveraner und Braunschweiger, 13000 Mann unter dem hannoverschen General v. Bülow, in das Land rückten. S., am 3. September 1718 zum Generalmajor ernannt, hatte seinen Widersachern 12000 Mann gegenüberzustellen. Mit 8000 rückte er ihnen entgegen, mußte jedoch, da der Herzog das Land verließ und alle Thätlichkeiten zu vermeiden befahl,

den Rückzug antreten. Diesen suchte Bülow ihm zu verlegen, aber S. durchbrach in der Nacht vom 5./6. März 1719 die von den Hannoveranern bei Walsmühlen genommene Stellung, sprengte, was ihm in den Weg trat, auseinander, machte Gefangene, erbeutete eine Fahne und brachte seine Schaar in Sicherheit. Der Herzog ernannte ihn zum Dank zum Generallieutenant, aber die Sache desselben war, des von S. errungenen Vortheils ungeachtet, verloren. Eine kaiserliche Commission übernahm die Regierung des Landes und Schwerin's Stellung war unhaltbar. Da brachte ihm der am 1. Februar 1720 zu Stockholm zwischen Schweden und Preußen geschlossene Friede Rettung, durch welchen derjenige Theil von Vorpommern, in welchem der Grundbesitz der Familie Schwerin lag, zu Preußen kam. S. trat in die Dienste seines neuen Lehens- und Landesherrn, freilich nur als Generalmajor, wozu Friedrich Wilhelm I. ihn am 10. April jenes Jahres ernannte. Zunächst ward er im diplomatischen Dienste verwendet, für welchen seine Geistes- und Weltbildung ihn wohl geeignet erscheinen ließen. 1721 hatte er eine Sendung am sächsisch-polnischen Hofe in Dresden, 1722 eine solche in Warschau zu erfüllen, am 13. Januar 1723 erhielt er ein eigenes Regiment, das zu Frankfurt an der Oder garnisonirende Regiment zu Fuß v. Schwendy Nr. 24. Daneben ging ferner diplomatische Verwendung einher. 1724 wurde er entsandt, um das von den Jesuiten veranlaßte Blutgericht zu hintertreiben, welches die Polen gegen Thorner Bürger vollstreckten, er hatte aber keinen Erfolg. Der König war ihm wohlgesinnt und gab ihm Beweise dafür namentlich durch die Verleihung der Amtshauptmannschaft zu Jerichow und Alten-Plathow, welche auf jährlich 500 Thaler geschätzt wurde, sowie 1730 des Gouvernements zu Peitz; am 30. Mai 1731 beförderte er ihn zum Generallieutenant und verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden; zu dem geselligen Kreise des Königs gehörte er nicht. Als ein Beweis des königlichen Vertrauens aber ist anzusehen, daß er zu den Beisitzern des über den Kronprinzen, über Katte und Keith niedergesetzten Köpenicker Kriegsgerichtes gehörte, welches sich in Beziehung auf den ersteren für unzuständig erklärte; bei Katte lautete seine Stimme auf ewigen Festungsarrest. Von dem Getriebe der am Hofe einander befehdenden Parteien hielt er sich fern; sie betrachteten ihn mit Mißtrauen und rächten sich dadurch, daß sie sich über ihn lustig machten. Seine ganze Sinnesart und seine Weise zu sein, welche für den maßgebenden rohen Ton nicht paßte, mußte den Stoff bieten ihn lächerlich zu machen; seine Vorliebe für das Ausländische brachte ihm den Beinamen des „kleinen Marlborough" ein. Der König schätzte in ihm auch den tüchtigen Landwirth, besuchte ihn auf seinen Besitzungen und gab bei einem seiner Besuche im Jahre 1733 dem Orte Kummerow den Namen Schwerinsburg. Mit Schwerin's Regimente war er weniger zufrieden. Wenn auch die soldatischen Leistungen ihm nichts zu wünschen übrig ließen, so tranken ihm doch die Officiere zu stark und gaben zu viel Geld aus. Dem Kronprinzen stand er seit der Küstriner Zeit näher, ohne daß sich ein besonders inniges Verhältniß herausgebildet hätte. Eine außergewöhnliche militärische Verwendung brachte ihm das Jahr 1733. Er wurde mit zwei Infanterie- und zwei Cavallerieregimentern nach seiner früheren Heimath Mecklenburg entsandt, um endlich den dort herrschenden Wirren ein Ende zu machen. Er benahm sich geschickt und mit Mäßigung, erledigte seinen Auftrag zur Zufriedenheit des Königs und führte 1734 seine Truppen wieder nach Hause. Am 22. Mai 1739 verlieh ihm der König die Drostei der von Preußen noch besetzt gehaltenen mecklenburgischen Aemter Parchim, Plaue und Lübz, am 23. desselben Monats beförderte er ihn zum General der Infanterie. Selbst ein Vorgang der Unbotmäßigkeit, welcher bald nachher in Schwerin's Regimente sich ereignete, konnte diesem das Vertrauen und die Gnade des Königs nicht rauben. Noch größer war das Ansehen, in welchem jener, als

dieser gestorben war, bei dessen Nachfolger Friedrich II. stand. Am 30. Juni 1740 wurde er zum General-Feldmarschall ernannt, der alte Dessauer, welcher S. von jeher wenig günstig gesinnt gewesen war, mußte sich gefallen lassen, ihn als seinesgleichen sich an die Seite gestellt zu sehen; am 31. Juli des nämlichen Jahres ward er, nebst seinem Bruder Hans Bogislaw, welcher damals im diplomatischen Dienste stand, gegraft und bei dem Entwurfe des Planes für den Winterfeldzug von 1740/41, welcher die Reihe der Schlesischen Kriege eröffnete, war S. des Königs Hauptberather. Unter seinem Oberbefehl rückten die an der Oder versammelten Truppen am 16. December 1740 bei Crossen in das österreichische Gebiet ein. An des Königs Seite nahm er an dem Einzuge in Breslau theil, dann führte er den rechten Flügel des Heeres nach Oberschlesien, wo er Winterquartiere bezog. Als im Frühling 1741 der Krieg von neuem und ernstlicher begann, war auch ihm entgangen, daß im Rücken der preußischen Truppen Neipperg in Schlesien eingedrungen war und diese von ihrer Rückzugslinie, ihren Magazinen und ihrer Artillerie abzuschneiden drohte. Eine Schlacht mußte geschlagen werden, um die Verbindung aufrecht zu erhalten, und mit verkehrter Front mußte sie geschlagen werden. Es war die am 10. April bei Mollwitz gelieferte. S. befehligte den linken Flügel; der rechte ward geworfen und die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes war gering, da rieth S., welcher selbst durch einen Streifschuß verwundet war, dem Könige, das Schlachtfeld zu verlassen und seine Person in Sicherheit zu bringen. Friedrich befolgte den durch die Stimme des Generaladjutanten Graf Wartensleben unterstützten Rath; er ritt in der Richtung auf Oppeln ab. Die Generale bestürmten nun S., welchem der König die Führung übertragen hatte, mit der Frage: Wohin der Rückzug gehen solle? „Auf den Leib des Feindes“, erwidert dieser und mit der unvergleichlichen, in Friedrich Wilhelm's I. Schule in eherner Mannszucht aufgewachsenen Infanterie erringt er nach heißem Kampfe einen glänzenden Sieg. Als derselbe erkämpft ist, will er ihn durch eben auf dem Schlachtfelde eintreffende Cavallerie verfolgen, aber eine zweite Wunde, welche er inzwischen erhalten und welche ihm Hand und Degengefäß gequetscht hatte, so daß nur der Griff der Waffe zu seiner Verfügung geblieben, hat ihn für den Augenblick kampfunfähig gemacht und nöthigt ihn, den Oberbefehl dem ihm wenig freundlich gesinnnten Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau zu übergeben, welcher die Verfolgung unterließ. Einen Sieg hatte S. erfochten, aber die Freundschaft seines Königs hatte er verloren. Das Einvernehmen zwischen beiden war von diesem Tage an dahin. Schwerin's Eigenart wird dazu beigetragen haben, das Verhältniß schroffer zu gestalten, als es sonst wohl gewesen wäre. Die nächste Gelegenheit, bei welcher der Feldmarschall hervortrat, war die endgiltige Besetzung von Breslau. Es war der Stadt Neutralität zugesichert worden; sie unterhielt aber mancherlei Verbindung mit den Oesterreichern und daraus entnahm der König die Berechtigung, sie ganz in seinen Besitz zu bringen. S. mußte sich ihrer am 10. August durch einen Handstreich, indem er vorgab nur durchmarschiren zu wollen, versichern und noch am nämlichen Tage nahm er an des Königs Statt die Huldigung der Behörden entgegen. Als dann der Feldzug, nachdem der Vertrag von Klein-Schnellendorf abgeschlossen war, durch einen Scheinkrieg beendet wurde, führte er die Komödie von Hennersdorf, eine gegenstandslose Kanonade, auf. Am 7. November erfolgte zu Breslau die Erblandeshuldigung, dabei hielt S. Friedrich's Degen den Huldigenden zum Kusse hin; dann rückte er nach Mähren in Winterquartiere. Hier traten bald Verstimmungen zwischen dem Könige und S. zu tage, welche aus Meinungsverschiedenheiten in Betreff der Verproviantirung und der Anlegung von Magazinen entsprangen; es kamen andere hinzu, welche mit dem Feldzugsplane für 1742 zusammenhingen, dazu

gesellten sich noch andere geringfügigere Ursachen und das Ende des Zerwürfnisses war, daß S. aus Gesundheitsrücksichten die Armee verließ und zuerst, mit einem unwichtigen Auftrage bedacht, nach Neisse, dann nach Karlsbad, endlich aber auf seine Güter ging, wo er einem neuerrichteten Vorwerke den Namen Mollwitz beilegte. Nach und nach gestaltete sich das Verhältniß wieder besser und, als der zweite Schlesische Krieg begann, führte S. den Oberbefehl desjenigen Heerestheiles, welcher aus der Grafschaft Glatz in Böhmen eindrang. Am 31. August 1744 traf er mit dem Könige vor Prag zusammen; bei dem Angriff auf die Befestigungen der Stadt am 12. September thaten seine Truppen das Beste, indem sie den Ziskaberg erstürmten und am 16. hatte er die Ehre, die mit dem österreichischen Commandanten Harsch abgeschlossene Capitulation zu unterzeichnen. Der unglückliche weitere Verlauf des Feldzuges brachte wiederum Verstimmungen, deren Folge war, daß S. die Armee verließ und von neuem auf seine Güter ging. Es folgten Jahre des Friedens. Wir finden S. als Landedelmann auf seinem Schlosse zu Schwerinsburg eifrig mit der Verbesserung und Pflege seiner Wirthschaft und mit der Vergrößerung seines beträchtlichen Grundbesitzes beschäftigt, ein sorglicher Herr seiner Unterthanen und ein treuer Hüter von Kirche und Schule, aber auch in vielfachen Rechtsstreitigkeiten mit seinen Nachbarn. Am Hofe und bei militärischen Veranlassungen erschien er nur selten. In dieser Zeit starb seine Gemahlin, ein geb. Fräulein v. Krassow. Es war am 2. Juli 1754. Schon am 20. October des nämlichen Jahres vermählte sich der fast siebenzigjährige von neuem. Dieses mal mit der Aebtissin zu Barth, von Wakenitz, welche ihm schon früher eine Tochter geschenkt hatte. Die Frauen und das Spiel scheinen in jungen Jahren Schwerin's herrschende Leidenschaften gewesen zu sein. Als 1735 die Wittwe des Staatsministers v. Knyphausen, welcher S. als Vormund ihrer Kinder zur Seite stand, die Reihe der letzteren um ein weiteres vermehrte, war S. der Vater. Als S. nahezu 72 Jahre alt geworden war, kam der siebenjährige Krieg. Bei den diplomatischen Vorbereitungen zu demselben versuchte er vergeblich, durch den auf einer Reise S.'s Garnison Frankfurt, wohin er aus diesem Anlasse gegangen war, berührenden Großmarschall Bestuschew, im Auftrage des Königs Rußland zu gewinnen. Er selbst war für ein Zusammengehen mit Frankreich. Ende Juni 1756 war er nach Potsdam berufen worden, um mitzuberathen, was geschehen solle. Nebst Winterfeld und Retzow nahm er an dem Entwurfe des Feldzugsplanes theil. Als er erfuhr, wie die politische Sachlage war, sprach er für sofortiges angriffsweises Vorgehen. Als dieses beschlossen war, wurde ihm der Auftrag, mit dem linken Flügel des Heeres, 27 000 Mann, aus der Grafschaft Glatz in Böhmen einzudringen. Nach unbedeutenden Zusammenstößen mit dem Feinde kehrte er, den allgemein getroffenen Anordnungen entsprechend, für den Winter nach Schlesien zurück. Am 18. April 1757 brach er zu seinem letzten Feldzuge auf. Es waren ihm 33 000 Mann unterstellt. Unter mannigfachen Kämpfen ging es von Niederschlesien auf Prag. Hier sollte er sich mit dem Könige vereinigen. Am 6. Mai konnte er sich bei diesem zur Stelle melden und den Plan zur Schlacht vernehmen. S. war nicht einverstanden, daß geschlagen werden solle, aber mit dem Worte „Frische Fische, gute Fische" schnitt Friedrich die Erörterung der Frage ab. Der sofortige Angriff war beschlossen. S. erkundete das Gelände, in welchem er denselben unternehmen wollte. Dabei lief eine verhängnißvolle Täuschung unter. Man nahm abgelassene Teiche, deren Boden mit Rohr besäet war, für festen Wiesengrund, es zeigte sich dies später. Nun zögerte der König, aber „Frische Eier, gute Eier" meinte jetzt S.; doch der Angriff gerieth ins Stocken, die feindlichen Geschütze überschütteten die preußische Infanterie mit mörderischem Feuer, die Bataillone begannen zu wanken und zu weichen. Um sie wieder

vorzuführen, ergriff S. die Fahne des 2. Bataillons seines eigenen Regiments, doch kaum war er zwölf Schritte vorwärts gekommen, so durchbohrten fünf Kartätschkugeln seinen Leib und entseelt sank er vom Rosse. General Heinrich v. Manteuffel nahm das Feldzeichen aus seiner erstarrenden Hand und gab es dem Junker wieder, aber die Grenadiere gingen zurück, der Versuch sie vorzuführen war erfolglos geblieben. Wie es kam, daß die Schlacht dennoch gewonnen wurde, gehört nicht hierher. Die Leiche wurde einbalsamirt und in der Gruft zu Wussekcn bei Schwerinsburg beigesetzt. S. starb ohne Leibeserben, aber die Soldaten nannten ihn ihren Vater, und Mitchell, der englische Gesandte, schrieb am Abend der Schlacht „das ganze Heer ist in Thränen über Schwerin's Tod". Der König wurde seinem Andenken durch die Zeilen gerecht: „Le maréchal de Schwerin seul valait au delà de dix mille hommes. Sa mort flétrissait les lauriers de la victoire, achetés par un sang trop précieux".

J. G. Wöllner, Ein Christ und ein Held oder Nachrichten von S., Frankfurt a. O. 1758. — C. F. Pauli, Leben großer Helden, I, Halle 1759. — Varnhagen von Ense, Leben Schwerin's, Berlin 1841. — L. Gollmert, Wilhelm und Bernhard Grafen S., Geschichte des Geschlechts v. S., 2. Theil, Berlin 1878. — O. Schwebel, die Herren und Grafen v. S., Berlin 1885.

B. Poten.

Schwerin: Otto Magnus v. S., königl. preußischer Generallieutenant, Sohn des Oberst Johann Georg v. S., wurde am 21. Juni 1701 zu Halberstadt, wo sein Vater in Garnison stand, geboren, trat schon 1714 als Cornet bei dem Regiment zu Pferd Kronprinz (Kürassiere) in den Heeresdienst, war bei Beginn des ersten Schlesischen Krieges Oberstlieutenant und Commandeur des „Markgräflich Baireuthschen Dragonerregiments", jetzt Kürassierregiment Königin (Pommersches) Nr. 2, nahm in dieser Eigenschaft an der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 und an der infolge ihres Verhaltens in der Schlacht über die Cavallerie verhängten königlichen Ungnade theil, erntete auch in der zweiten Schlacht, welche er mitmachte, der am 17. Mai 1742 bei Chotusitz (Czaslau) gelieferten, keine Lorbeeren, indem sein Regiment, bevor es zum Aufmarsche kam, von feindlicher Cavallerie angegriffen und geworfen wurde, und gerieth bei dieser Gelegenheit schwer verwundet in österreichische Gefangenschaft. Nach Friedensschluß in seine Garnison Pasewalk zurückgekehrt, widmete er sich mit großem Eifer und Erfolge der Aufgabe, sein Regiment für den nächsten Feldzug besser vorzubereiten. Wie sehr es ihm gelang, sollte der zweite Schlesische Krieg beweisen. Daß seine Friedensleistungen schon vorher den König in hohem Grade befriedigt hatten, zeigt eine nach der Frühjahrsrevue von 1743 an S. gerichtete Cabinetsordre, sowie der Befehl an die Commandeure der drei ostpreußischen Dragonerregimenter, sich sofort nach Pasewalk zu begeben, um von S. zu lernen. In jenem Kriege war es der Tag von Hohenfriedberg, der 4. Juni 1745, welcher Schwerin's Namen unsterblich gemacht hat, denn das von ihm befehligte Regiment Baireuth-Dragoner war es, welches unter Geßler's Führung, durch eine Lücke der eigenen Infanterielinie vorbrechend, 20 österreichische Bataillone über den Haufen ritt, 2500 Gefangene machte und 66 Fahnen, sowie 5 Geschütze erbeutete. S. führte dabei persönlich die eine Hälfte seines Regiments, 5 Escadrons. „Schwerin, eine solche That wie die Eurige am heutigen Tage, findet man nicht in der ganzen römischen Geschichte", sagte ihm der Große Friedrich nach der Schlacht. Und nicht nur mit Worten dankte er diese dem Regimente. S. für seine Person wurde zum Generalmajor befördert und durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet, später erhielt er noch die Amtshauptmannschaften zu Stettin und zu Fischhausen, deren jede jährlich 500 Thaler werth war. Die letzteren Zuwendungen galten wohl seinen in manchen Beziehungen vorzüglichen

Friedensleistungen, mit denen der König freilich nicht in allen Stücken zufrieden sein konnte, denn S. war ein Zechbruder, liebte lustige Gelage mit seinen Officieren und sonst in Kreisen seiner Standesgenossen und wiederholt ermahnte ihn sein Kriegsherr sammt seinem Regiment „vom Saufen abzulassen“. Die Warnungen waren wirkungslos und gelegentlich der 1755 bei Stargard abgehaltenen Herbstrevue gab der König S. beim Exerciren seine Unzufriedenheit in solcher Weise zu erkennen, daß dieser den Pallasch in die Scheide stieß und sagte: „Ein Hundsfott, der ihn noch einmal zieht“. Der König schwieg dazu, S. ging auf seine Güter nach Pommern, bat um den Abschied, aber erhielt ihn nicht. So blieb es ein Jahr. Der Siebenjährige Krieg stand bevor. Der König berief S. nach Potsdam und forderte ihn auf, das Commando seines Regiments wieder zu übernehmen. Er entschuldigte sich, er dürfe den Pallasch nicht ziehen. Da sagte der König: „Ein S. kann auch ohne Degen seine Soldaten zum Siege führen.“ Und so geschah es. Sein Pallasch blieb in der Scheide, an Stelle desselben führte er eine Reitgerte. Zum Generallieutenant befördert zog er mit in den Krieg und benahm sich bei Lowositz am 1. October 1756 geschickt und tapfer, Verdrießlichkeiten aber, in welche ihn die von seinen Dragonern bei den Werbungen verübten Ausschreitungen verwickelt hatten, veranlaßten ihn von neuem um seinen Abschied zu bitten, welcher ihm am 18. Februar 1757 bewilligt wurde. S. ging nun auf seine Güter nach Pommern und starb auf einem derselben, Busow im Kreise Anclam, am 14. August 1777. S. war im übrigen ein frommer und gebildeter Mann, welcher mit Vorliebe philosophische und theologische Studien trieb.

Geschichte des Geschlechtes von Schwerin von Dr. L. Gollmert und den Grafen L. und W. von Schwerin, 2. Bd., Berlin 1878. — Historische Darstellung der wichtigsten Ereignisse des 2. Kürassierregiments von H. Ravenstein, Berlin 1827.

B. Poten.

Schwerin: Ulrich v. S., pommerisch-wolgastischer Großhofmeister, zweiter Sohn des Joachim v. S. von der Linie Putzar auf Altwigshagen und der Ottilie v. Bredow, zählt nicht nur zu den hervorragendsten Gliedern seines Geschlechts, sondern ist auch der einflußreichste Mann seiner Zeit in Pommern. Schon 1534 befindet er sich als Rath und später als Hofmarschall in der Umgebung des Herzogs Philipp I. von Pommern-Wolgast (s. A. D. B. XXVI, 31) und hat als solcher einen bedeutenden Antheil an der Regierung des Landes. So wurde ihm 1547, als des schmalkaldischen Krieges wegen Rüstungen im Lande stattfanden, die Oberleitung der kriegerischen Angelegenheiten übertragen. Nach dem frühen Tode des Herzogs 1560 einigten sich die Stände dahin, daß der Herzoginwittwe Marie und ihren fünf Söhnen das Regiment gemeinsam zu übertragen sei; bei der Unmündigkeit der letzteren aber sollten neben den Vormündern ein Hofmeister und einige erfahrene Männer, die beständig am Hofe zu verweilen hätten, der Herzogin mit Rath und That zur Seite stehen, also eine Art Ministerialcollegium. Zum Hofmeister wurde sehr gegen seinen Willen S. erwählt, und alsbald berief ihn auch Herzog Barnim XI. (s. A. D. B. II, 79) von Pommern-Stettin, der Oheim und erste Vormund der jungen Fürsten, zum Vorsitzenden des Collegiums. Schon daraus geht seine Bedeutung als Staatsmann hervor; noch ersichtlicher wird sie dadurch, daß er — unter dem vorher wie nachher ganz ungebräuchlichen Titel als Großhofmeister — bis an seinen Tod sogar unter einem so selbstbewußten Fürsten wie Herzog Johann Friedrich (s. A. D. B. XIV, 317) der Inhaber der höchsten Staatswürde und der Leiter der inneren und äußeren Angelegenheiten des Landes geblieben ist; ähnlich wie Werner v. d. Schulenburg unter Herzog Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48).

Wie streng er auch in weniger bedeutenden Fällen auf Durchführung der ergangenen Befehle hielt, erhellt daraus, daß auf den Jahrmärkten zu Friedland i. M. und Neubrandenburg er die verbotenen schmalspurigen Wagen mit eigener Hand zerschlug. Ein besonderes Verdienst gebührt dem Großhofmeister um die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse des Landes. Schon früher hatte er an den zur Festigung der reinen Lehre wiederholt berufenen Kirchensynoden den lebhaftesten Antheil genommen; seit 1560 gehörte er auch dem durch Herzog Barnim XI. berufenen Ausschuß an, der über die neue pommersche Kirchenordnung zu berathen hatte; ebenso nahm er sich der Hebung des Schulwesens an und trug Sorge für die wissenschaftliche Ausbildung der jungen pommerschen Prinzen Ernst Ludwig und Barnim auf der Universität zu Wittenberg. Auf eine ernste Probe wurde Schwerin's Tüchtigkeit während des siebenjährigen nordischen Krieges 1563—70 gestellt, in welchem die für Pommerns Existenz hochwichtige baltische Frage zum ersten Mal laut wurde. Hier standen auf der einen Seite der jedem entschiedenen Auftreten abgeneigte Herzog Barnim XI. und seine von Thatendrang erfüllten jungen Großneffen, namentlich Herzog Johann Friedrich, auf der andern die kriegführenden Mächte, unter denen Dänemark und Lübeck eine für Pommern immer feindlicher werdende Haltung zeigten. Die geographische Lage des Landes, die Rücksicht auf dessen commercielle Hülfsquellen und geringe militärische Macht nöthigten aber zur strengsten Neutralität, und während das Reich das entfernte Grenzland im Stich ließ, ist es des Großhofmeisters Verdienst, die demselben drohenden Gefahren klug vermieden zu haben. Der Stettiner Congreß von 1570 vermochte nicht, die baltische Frage zu beseitigen, beendete aber wenigstens den Krieg, in welchem Pommern die Rolle des Ambos zugetheilt war; doch wurden bei der hierbei verursachten Entfremdung Pommerns vom Reich schon jetzt auf handelspolitischem Gebiet die Fäden geknüpft, welche ein halbes Jahrhundert später den Anschluß Pommerns an Schweden erleichterten. — Als Herzog Barnim XI. im J. 1568 die Absicht kund gab, sich ganz von der Regierung zurückzuziehen, hatte S. die vorbereitenden Verhandlungen mit den Nachfolgern, Herzog Johann Friedrich und dessen Brüdern zu leiten; auch ist es sein Verdienst, daß der Erbausgleich zu Jasenitz vom 3. Februar 1569 zwischen den jungen Fürsten in verständiger, allem Zwist vorbeugender, auf das Wohl des Ganzen zielender Weise zu Stande kam. — S. war auch ein tüchtiger Landwirth und hob und vermehrte den ererbten Besitz in ansehnlicher Weise. In Spantekow, dem alten Familiensitz, baute er 1558 bis 1567, gemahnt durch die Kriegsstürme in den Nachbarländern, ein mit Wällen und Gräben in wehrhaften Zustand gebrachtes festes Schloß, das im dreißigjährigen Krieg den Kaiserlichen große Hindernisse bereitete. Dies und anderweite Erwerbungen, sowie zahlreiche Verbesserungen auf den Gütern beweisen, daß er in sehr guten Vermögensverhältnissen sich befand, wie er denn den Herzogen von Pommern und Mecklenburg erhebliche Vorschüsse an Geld zu leisten vermochte. S. vermählte sich vor dem Jahre 1530 mit Anna v. Arnim, die ihm sieben Söhne gebar, für deren wissenschaftliche Ausbildung er eifrig Sorge trug. Er starb wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1575; sein und seiner ihn überlebenden Gattin steinerne Standbilder schmücken noch heut das Thor von Schloß Spantekow.

Barthold, Geschichte von Pommern und Rügen. — Gollmert und v. Schwerin, Geschichte des Geschlechts von Schwerin, Berlin 1878. — Blümcke, Pommern während des nord. siebenjähr. Kriegs, Stettin 1890.

v. Bülow.

Schwerin: Wilhelm Friedrich Karl Graf v. S., preußischer Generallieutenant, ein Sohn des Landjägermeisters Hans Bogislaw v. S., des

Bruders des Generalfeldmarschalls Kurd Christoph v. S., am 11. December 1739 zu Berlin geboren und bei seinem Oheim in Schwerinsburg erzogen, trat 1753 als Gefreitencorporal in das Regiment des letzteren und ward bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Adjutant bei Winterfeld, dessen am 7. September 1757 bei Moys erfolgten Tod er dem König Friedrich dem Großen meldete. Der König behielt ihn jetzt als Flügeladjutanten in seiner eigenen Umgebung, in welcher er verblieb, bis er 1758 bei Zorndorf verwundet in russische Gefangenschaft fiel. Nach Petersburg gebracht, gewann er die Gunst des Großfürsten Peter, ward 1760 ausgewechselt und 1762, als Peter Zar geworden war, mit jener Sendung zu ihm betraut, welche den Uebertritt Rußlands zur Partei seiner bisherigen Feinde zur Folge hatte. Nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er in die Front zurück und war zum Generallieutenant, Chef eines Infanterieregiments, Generalinspecteur der Infanterie der westpreußischen Inspection und zum Gouverneur von Thorn aufgestiegen, als der Kampf des Jahres 1794 gegen die polnische Insurrection seiner soldatischen Laufbahn ein unerwünschtes Ende machte. Der Krieg hatte während des Sommers einen wenig glücklichen Verlauf genommen, König Friedrich Wilhelm II. verließ im Unmuth am 18. September den Schauplatz desselben und übertrug S. den Oberbefehl über die auf dem linken Weichselufer stehenden preußischen Truppen. Seine Leistungen in dieser Stellung befriedigten durchaus nicht, die Polen waren die Herren im Lande, die S. unterstellten Truppen erlitten mehrfache Niederlagen. Dafür und für alle Fehlschläge der preußischen Kriegführung, welche gegen Suworow's thatkräftiges Vorgehen grell abstach, ward S. verantwortlich gemacht. Am 2. November erhielt dieser, „da seine Gesundheit noch schwankend sei", die Weisung, das Commando abzugeben und nach Thorn zu gehen. S. glaubte, daß ihm Unrecht geschehen sei und bat um strengste Untersuchung seines Verhaltens. Der König rieth ihm auf die Untersuchung zu verzichten, S. aber bestand auf seinem Verlangen und es ward daher das gerichtliche Verfahren gegen ihn eröffnet. Es geschah in Königsberg, Generallieutenant v. Brünneck leitete dasselbe. Am 9. Mai 1795 ward zu Berlin unter Vorsitz des Generals v. Rohdich das Kriegsrecht abgehalten. Der Spruch lautete auf Verlust des Regiments und des Gouvernements, einjährigen Festungsarrest und Erstattung aller Untersuchungskosten. Auch eine 1790 vom Könige zur Partialzahlung seiner Gläubiger ihm bewilligte jährliche Zulage von 2000 Thaler ward eingezogen. Strafgründe waren lediglich militärische Fehler und Unterlassungssünden, keinerlei unehrenwerthe Handlungen, Feigheit, Verrath oder dergleichen. S. büßte seine Strafe in Graudenz ab, wo er die Erlaubniß hatte, in der Stadt zu wohnen. Als Friedrich Wilhelm II. gestorben war, bemühte er sich um Wiederanstellung. Seine Bitte ward abgeschlagen, dagegen gestattete König Friedrich Wilhelm III. ihm, um was er der Form wegen gleichfalls gebeten hatte, in fremde Dienste zu gehen. Er starb auf einer Reise nach Hamburg am 17. August 1802 zu Doberan. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er eine „Wahre und mit Actenstücke belegte Darstellung der Veranlassung, auf welche ich nach 43 Dienstjahren aus dem Königlichen Preuß. Militärdienste entlassen worden bin" (Leipzig 1798); ein zweites Titelblatt der 2. Auflage (Leipzig 1799) lautet: „Muster für Stabsofficiere Rapporte zu machen". Eine Gegenschrift veröffentlichte der am meisten von ihm angegriffene seiner Unterbefehlshaber, General Graf Klinkowström, als „Berichtigungen einiger Angaben, welche in dem Buche u. s. w. enthalten sind" (Berlin 1799).

Genealogisch-Militärischer Kalender, Berlin 1792. — L. Gollmert, Wilhelm und Leonhard v. S., Geschichte des Geschlechts v. S., 2. Bd., Berlin 1878. — O. Schwebel, Die Herren und Grafen von S.. Berl. 1885.

B. Poten.

Schwerin: Maximilian Heinrich Karl Anton Kurt Graf v. S., aus der Linie Schwerinsburg, preußischer Staatsminister und Abgeordneter, bekannt unter dem Namen Graf S.-Putzar, geboren am 30. December 1804 auf dem Gute Boldekow, Kreis Anklam, ältester Sohn des Grafen Heinrich v. S. und der Charlotte, geb. v. Berg, † am 3. Mai 1872. Sein Vater war erst Officier im 2. Kürassierregiment gewesen, deren gelbes Collet schon mancher Schwerin getragen, wurde dann Landrath des Kreises Anklam, später Landschaftsdirector von Vorpommern. Als eifriger Landwirth wußte er seine zahlreichen Güter zu neuer Blüthe zu bringen; der Großvater, Heinrich Bogislaw, hatte auf seinem Schlosse Schwerinsburg, wo er seinem Oheim, dem Feldmarschall S., ein Denkmal errichtete, als Grand-Seigneur gewirthschaftet, „wodurch er seine sehr ansehnlichen Einkünfte nach und nach sehr merklich geschmälert hatte". — Die Bewegung der Befreiungskriege wird auch dem Knaben schon zum Bewußtsein gekommen sein. Der Vater war ständiger Commissar für die Bildung der Landwehr, ließ 1814 „Vaterländische Gesänge" erscheinen, und die Freundschaft, welche ihn mit Schleiermacher und Arndt verband, beweist, wie nahe er den großen Ideen der Zeit stand, wie er denn auch für die Bauernbefreiung, für die Errichtung von Landschulen eine rege Thätigkeit entfaltete. — Vom 10. bis 14. Jahre war S. in einer Erziehungsanstalt zu Berlin, besuchte dann das Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg, bis 1824, und studirte die Rechte in Berlin, in Heidelberg, und wieder in Berlin. Als Referendar arbeitete er am Oberlandesgericht und bei der Regierung zu Stettin, übernahm aber bald einige der väterlichen Güter und wurde 1833 von den Ständen zum Landrathe des Anklamer Kreises gewählt. Von entscheidendem Einflusse für seine Entwicklung erscheint sein Verkehr im Schleiermacher'schen Hause, das einen Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin bildete. Für die idealistische Richtung, welche sein Denken und Handeln fortan durchdrang, ist hier der Ursprung gegeben; hier erstarkte auch wohl seine Begeisterung für die „Ideen von 1813". Zwei seiner Schwestern heiratheten hervorragende Mitglieder dieses Kreises, den Prediger an der Nikolaikirche, Ludwig Jonas, und den Director des Friedrichsgymnasiums, Adolf F. Krech. S. selbst aber war mit Schleiermacher's jüngster Tochter, Hildegard Marie, mehrere Jahre verlobt und führte sie bald nach Schleiermacher's Tode, am 6. August 1834, heim. Seine jüngste Schwester heirathete in späterer Zeit (1859), den Stiefsohn Schleiermacher's, Regierungsrath v. Willich. — Nach dem Tode seines Vaters, 1839, ererbte und kaufte er zehn Güter im Kreise Anklam; sein Hauptgut war Putzar. Nun wurde er Mitglied des pommerschen Provinziallandtags (1840) und Director des vorpommerschen Landschaftsdepartements (1842). — In weiteren Kreisen wurde er zuerst bekannt durch seine Theilnahme an der Neugründung des Gustav-Adolfs-Vereins, in Darmstadt 1841, dessen Centralvorstande er später (1847) angehörte. König Friedrich Wilhelm IV., der 1844 das Protectorat über die preußischen Gustav-Adolfs-Vereine übernahm, fand wohl in dieser Thätigkeit des Grafen den Anlaß, ihn zu der im Sommer 1846 in Berlin, in der Schloßcapelle, tagenden Generalsynode zu berufen. Hier trat S. dem damaligen Generallandschaftsrathe Alfred v. Auerswald nahe, und suchte mit diesem vereint für die freie Entwicklung der evangelischen Kirche zu wirken. Sein erster Antrag ging auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen: „eben dieses Bewußtsein der Oeffentlichkeit werde dahin wirken, in den Verhandlungen überall das rechte Maaß und Ziel zu halten." Er erklärte sich für die Militärpflicht der Theologen: „es sei bedenklich, der Idee der allgemeinen Wehrpflicht, die schon die herrlichsten Früchte getragen habe, durch Zulassung von Ausnahmen einen Theil ihrer Kraft zu entziehen". Besonders aber kämpfte er gegen die Verpflichtung der Geistlichen auf die Be-

kenntnißschriften „als unevangelisch“, und für das presbyteriale Element der Kirche gegenüber dem consistorialen, „denn die Idee der Kirche sei die, daß der heilige Geist in der Gemeinde wohne.“ — Der übrigens ergebnißlos verlaufenen Synode folgte 1847 der Vereinigte Landtag, dem S. als Vertreter der Ritterschaft des Anklamer Kreises angehörte. Als erster Redner, nach der Ansprache des Marschalls, stellte er in der Eröffnungssitzung „als Herold des heißen Kampfes um die Rechte des Volks“, wie man damals von ihm rühmte, den Antrag auf den Erlaß einer Adresse an den König, welche neben dem Danke für die „Schöpfung eines allgemeinen ständischen Organs“, „die ehrerbietigen Bedenken nicht zurückhalten“ sollte, „die sich von dem Gesichtspunkte des Rechts und der Garantien aus, die durch die frühere Gesetzgebung dem Volke gewährt worden, gegen mehrere Bestimmungen des Patents und der Verordnungen vom 3. Februar aufdrängen“ müßten. Vertrat S. also hier durchaus den Standpunkt, daß dem Landtage schon erworbene Rechte vorenthalten würden, und ordnete er dieser Ueberzeugung sein Votum auch da unter, wo ihm die sachliche Unzweckmäßigkeit seiner Abstimmung nicht entgehen konnte, so gerieth er doch wieder in ein Schwanken, das ihm in praktischen Fragen eigenthümlich bleiben sollte. So stimmte er zwar gegen die Anleihe für die Ostbahn, mit der charakteristischen Begründung: „Ich bin ein Waffenschmied weder für die Regierung, noch gegen die Regierung, sondern ich mache auf keinen anderen Namen Anspruch, als auf den eines unabhängigen Abgeordneten“; aber in der Schlußberathung wegen der Steuerbewilligung rieth er doch, sich nicht auf das Recht von 1820 zu berufen, denn unwiderruflich sei kein Gesetz. Blieb dieser „Mangel an entschiedenem Wollen und kräftigem Handeln“ auch damals schon nicht unbemerkt, so verschaffte ihm doch sein unabhängiges und gerades Auftreten, seine Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, seine einfache, von Wahrhaftigkeit und Rechtsgefühl durchdrungene Rede, sein schlichtes Aeußere „mit dem ernsten Gesicht, den dunklen, herabhängenden Haaren, die auf eine Art pietistischer Schwärmerei hinzudeuten schienen“, eine große Volksbeliebtheit. Als einen der Führer der Opposition, an dessen Königstreue aber doch kein Zweifel war, berief ihn Friedrich Wilhelm IV., auf den Vorschlag des Grafen Arnim, für die geistlichen Angelegenheiten in das am 19. März 1848 von diesem gebildete Ministerium.

Nach S. tobte der an diesem unheilvollen Tage in den Schloßhof gedrungene Volkshaufe und verlangte von ihm, den König auf den Balcon zu rufen. Daß S. sich dem unterzog, läßt sich wohl nur mit dem Worte Friedrich Wilhelm's IV. erklären, das uns Ranke überliefert: „Damals lagen wir Alle auf dem Bauche“. S. ritt auch dem Könige auf dem „Kaiserritte“ durch Berlin voran. — Dem so unmittelbar aus der Revolution hervorgegangenen Ministerium war eine lange Dauer nicht beschieden. Camphausen, der nach dem Grafen Arnim den Vorsitz übernahm, stärkte durch seine Politik des Zuwartens, welche ihm die Furcht vor weiteren Ausschreitungen dictirte, gerade die extreme Partei. Als der von dem Ministerium ausgearbeitete Verfassungsentwurf von der Nationalversammlung einer Commission übergeben wurde, trat mit Camphausen auch S. zurück (13. Juni 1848), ohne zu irgend welchen nachhaltigen Maßnahmen Zeit gehabt zu haben; man müßte denn Personalveränderungen dahin rechnen, wie die Dispensirung des bekannten Abgeordneten Wagener vom Consistorium in Magdeburg. — Vom Wahlkreise Schlawe zur Deutschen Nationalversammlung gewählt, gehörte S. in Frankfurt mit Radowitz und Vincke der äußersten Rechten, der erbkaiserlichen Partei, an. Als aber die Beschlüsse der Versammlung zu einseitigem Vorgehen seiner Ueberzeugung, daß nur durch Vereinbarung mit den Regierungen das deutsche Verfassungswerk ins Leben treten könne, zuwiderliefen,

legte S. am 3. Mai 1849 sein Mandat nieder. Doch hatte er in der Frühjahrssession des preußischen Abgeordnetenhauses, April 1849 den Antrag gestellt, dem Könige die Annahme der Kaiserwürde zu empfehlen, was namentlich Bismarck zurückwies. — In ununterbrochener Folge, bis zu seinem Tode, 1872, war S. Mitglied der preußischen zweiten Kammer, und zwar für den ersten Stettiner Wahlkreis (Demmin, Anklam, Usedom-Wollin, Ueckermünde); nur für die Session 1866/67 hatte er ein Mandat vom fünften Kölner Wahlkreise (Gummersbach-Waldbroel) übernommen. Sieben Mal wurde er zum Präsidenten gewählt, 1849—55 und 1859, und „seine Umsicht, Unparteilichkeit und musterhafter Takt" erwarben ihm ungetheilte Anerkennung. In der „Landraths-Kammer" von 1856 unterlag S. freilich bei der Präsidentenwahl (gegen Graf Eulenburg), und war nun der Führer der nur 36 Mitglieder zählenden Liberalen. Diese Periode ist wohl als die parlamentarische Glanzzeit Schwerin's zu bezeichnen, wo er, der vornehme, unabhängige, nur durch seine „Ideen" doch gebundene, freigesinnte Mann recht eigentlich zum Manne des Volkes wurde. Die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Anklam (1859), zum Ehrendoctor der Universität Greifswald (1856), zum Stadtrathe von Berlin, sind äußere Zeichen davon. S. gibt über diese seine Thätigkeit und seine Anschauungen überhaupt ausführliche Auskunft in seiner einzigen Druckschrift: „An seine Wähler, von Graf Schwerin-Putzar", die als Wahlprogramm für 1858 erschien. Positive Ergebnisse konnte er freilich nicht verzeichnen. Doch hat sein energischer Protest gegen die Mißbräuche bei den Wahlen — war doch S. selbst von dem Landrathe v. Oertzen als ein für Thron und Vaterland gefährlicher Mann den Wählern gekennzeichnet worden — seinen Eindruck nicht verfehlt. Uebrigens ging Schwerin's ideale Anschauung keineswegs so weit, die Einwirkung der Regierung auf die Wahlen ganz zu verwerfen; er sagte später einmal (3. März 1865): „Die Regierung habe das Recht und gewißermaßen die Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, nach welchen Grundsätzen sie gewählt wissen wolle". Besonders betont S. in jener Schrift die Selbständigkeit seines Verhaltens gegenüber von Parteiprogrammen, und die Freiheit von principieller Opposition: er habe die Regierung stets unterstützt, wo es sich um die materielle Entwicklung des Landes gehandelt habe. — Im J. 1859 ward S. wieder Präsident der unter der Regentschaft des Prinzen von Preußen gewählten neuen Kammer. Unter dem Eindrucke des italienischen Krieges schloß er am 14. Mai 1859 die Sitzungen mit einer schwungvollen Apostrophe an die Vaterlandsliebe der Abgeordneten, „wenn der Augenblick gekommen sein sollte, wo das Schwert gezogen werden muß". Bald darauf, am 3. Juli 1859, berief ihn der Prinzregent als Minister des Inneren in das Ministerium der „Neuen Aera".

Unter den für seine constitutionelle Ueberzeugung günstigsten Bedingungen trat S. sein Amt an. Dem Ministerium stand eine stattliche liberale Majorität im Abgeordnetenhause zur Seite, welche freilich für den Ausbau der Verfassung im liberalen Sinne die übertriebensten Erwartungen hegte. Diese waren aber, auch wenn das Ministerium ihr zu Willen gewesen wäre, nicht so bald durchzuführen. Zu der Opposition des Herrenhauses und den einflußreichen Factoren am Hofe trat der mehr passive Widerstand des Beamtenthums, welches zum größten Theile mit dem alten System verwachsen war. Dieses Hemmniß etwa durch Maßregelungen zu brechen, dafür war allerdings ein Schwerin nicht zu haben. S. hat späterhin in den Kammerverhandlungen öfters Gelegenheit genommen, sich über seine ministerielle Thätigkeit und deren Scheitern auszusprechen. Nur daß er die Frictionen erst in einer späteren Epoche sah, die in der That von vorn herein vorhanden waren. Das Ideal Schwerin's und seiner liberalen Collegen war unzweifelhaft eine constitutionell-parlamentarische Regierung; und damit trat er in grundsätzlichen

Gegensatz zu seinem königlichen Herrn, mit dessen Grundsätzen übereinzustimmen auch S. für einen preußischen Minister als unerläßlich anerkannt hat. Dieser Gegensatz trat zuerst scharf hervor bei der Huldigungsfrage, und ein Conflict wurde nur dadurch vermieden, daß der König die Krönung wählte. S. arbeitete Gesetzesvorschläge aus über die Ministerverantwortlichkeit, über die Stellung des Abgeordnetenhauses zur Oberrechnungskammer, die Reform des Herrenhauses, eine liberale Kreisordnung, die er wohl „für ebenso erwünscht, wie erwartet" erklärte, die aber die Billigung des Königs nicht fanden. Betreffs der wichtigsten Frage, der Armeereorganisation, jedoch hat S. wiederholt betont, daß er von der Nothwendigkeit derselben nicht nur aus militärischen Gründen, sondern auch um des allgemeinen Wohles des Landes willen, durchdrungen sei, sie „principiell für ein gutes Werk erachte". Das Ministerium aber begab sich des Vortheils, den ihm die Majorität der zweiten Kammer für die sofortige gesetzliche Durchführung gewährte, und begnügte sich, wohl aus Mangel an politischer Erfahrung, mit der provisorischen Bewilligung, womit seine Stellung nach oben nicht gewann. Und nun ergaben, nachdem die günstige Periode versäumt war, die Neuwahlen zu Ende 1861 eine erhebliche Mehrheit für die Fortschrittspartei, deren Kern sich zu Beginn dieses Jahres als „Unzufriedene" von den Altliberalen losgelöst hatte. Damit war die Sprengung der Partei des Ministeriums gegeben, und dieses selbst vor die Frage seiner Existenz gestellt. S. hat später gesagt (16. März 1865), er habe noch die Ueberzeugung gehegt, auch in dieser Kammer die Zustimmung zu erlangen, und so auf gesetzmäßigem Boden zu bleiben. Aber diese Zustimmung gedachte er nicht zu theuer zu erkaufen mit dem Zugeständnisse der Abkürzung der Präsenzzeit bei den Fahnen u. a. Daß er hierbei wiederum in unvereinbaren Gegensatz zu den militärischen Ueberzeugungen des Königs stehen mußte, scheint sich S. rechtzeitig nicht klar gemacht zu haben. Da nun der König, trotz der Spaltung des Ministeriums — S. stand mit Auerswald, Patow, Bernuth in schroffem Gegensatze zu Roon, dem sich v. d. Heydt anschloß — sich zu dem Entschlusse, die liberalen Minister zu entlassen, nur sehr schwer überwand, in der Voraussicht, daß dieser Wechsel den drohenden Conflict mit dem Abgeordnetenhause zu vollem Ausbruche bringen werde, so ward es diesen parlamentarischen Ministern beschieden, auch parlamentarisch zu fallen. In der Annahme des Hagen'schen Antrags (3. März 1862) auf größere Specialisirung des Etats erblickten S. und seine liberalen Collegen ein Mißtrauensvotum, dem ihr Entlassungsgesuch folgte. Der König lehnte zwar die Annahme desselben aus diesem Grunde ab und befahl die Auflösung der Kammer (11. März 1862). Als aber S., um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „mit aller Präcision und Bestimmtheit" dem Könige „die Voraussetzungen" — eben die liberalen Concessionen — nannte, „unter deren Festhaltung er nach seinen Antecedentien und seiner Auffassung der Verfassung allein mit Erfolg die Regierung fortzuführen vermöchte" — d. h. auf eine zweite Kammer rechnen könnte, die ihm größeres Vertrauen entgegen brächte —, da konnte der König diesen Grundsätzen seine Zustimmung nicht gewähren, und das Entlassungsgesuch wurde angenommen (17. März 1862). Die „liberale Aera" hatte ihr Ende erreicht. Als positive Leistung Schwerin's während derselben ist allein die Grundsteuerregulirung, in liberalem Sinne, zu verzeichnen; was seine Stellung zur auswärtigen Politik anlangt, so hatte er, in großdeutschem Sinne, „nicht Einheit, sondern Einigkeit" für Deutschlands Heil erklärt, und den Gedanken an ein deutsches Parlament als verderblich für Preußen verworfen. — Hält man fest, daß S. die Reform als nothwendig erkannte, so wird man das Wort, das ihm Wagener einmal zurief (16. März 1865): „das liberale Ministerium sei vor dem Conflict davon gelaufen", kaum zu hart finden. S.

war eben gebunden in seiner Doctrin von dem Budgetrecht der zweiten Kammer, und fand so keine positive Lösung in dem Zwiespalte zwischen dem, was er für das „Recht“ ansah, und dem, was dem Staate frommte. Damit war auch die Stellung gegeben, welche er nun wieder als Abgeordneter einnahm. Die altliberale Partei war mit dem liberalen Ministerium ganz verschwunden. S. schloß sich mit Auerswald und Patow der neugebildeten „constitutionellen Fraction“ unter Vincke an, die nur 24 Mitglieder zählte. Es konnte nicht ausbleiben, daß er hier mit dem neuen Ministerpräsidenten, Bismarck, zusammenstieß, der die schwebenden Fragen auf dem entgegengesetzten Wege zu lösen entschlossen war. Am 27. Januar 1863 war es, daß Bismarck die Situation mit vollster Klarheit kennzeichnete: „das constitutionelle Leben ist eine Reihe von Compromissen; werden diese vereitelt, so entstehen Conflicte; Conflicte aber sind Machtfragen, und wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor.“ Da hielt ihm S., unter lautestem Beifalle, vor, seine Rede habe culminirt in dem Satze „Macht geht vor Recht“; der Satz aber, auf dem die Größe Preußens beruhe, laute vielmehr „Recht geht vor Macht“. So auf der Hand liegend Schwerin's Mißverständniß der Worte Bismarck's ist — denn da hätte dieser ja dem Abgeordnetenhause allein das „Recht“ zugesprochen, um der Regierung die „Macht“ allein zuzuweisen — und wie entschieden auch Bismarck sofort und später diese Auslegung zurückwies, so ist doch Schwerin's Wort für die Auffassung Europas, wie Bismarck selbst einmal sagt (13. März 1869), auf lange Zeit bestimmend gewesen. Daß S. hierbei das Ministerium „mehr scharf als zutreffend“ angegriffen hat, hatte Bismarck wohl Recht, ihm vorzuwerfen. Gern aber wird man anerkennen, daß das hohe Rechtsgefühl, welches S. hier verführte, andrerseits seine Unabhängigkeit auch den eignen Parteigenossen gegenüber wach hielt. Mit Entschiedenheit mißbilligt er die Art der Angriffe gegen die Person der Minister, tadelt er (2. December 1863) Virchow's „ewige Nörgeleien mit dem Ministerium“, warnt er vor dem Erlaß einer Adresse an den König, „weil sie in ihrer Form verfehlt, nicht ehrerbietig genug gegen die Krone und in ihrem Inhalte nicht überall begründet“ sei (27. Januar 1863), und vor einer anderen, „die sich als Beschwerdeschrift des Hauses über das Ministerium bei der Krone charakterisire“ (22. Mai 1863), oder hält er der Opposition vor, daß „der Gebrauch, den dieses Haus von einem verfassungsmäßigen Rechte gemacht habe, vielfach von der Art gewesen sei, daß die Interessen des Landes dadurch nicht gefördert würden“. — Daß Schwerin's Blick in der auswärtigen Politik eben auch nicht weiter reichte, als fast aller seiner Zeitgenossen, darf man ihm kaum zum Vorwurf machen. Mit großer Emphase erklärte er am 22. Januar 1864: „Nur die Lossagung vom Londoner Protokoll und die Anerkennung der Rechte des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein ist eine Lösung der Frage, welche den Interessen Preußens und der Ehre Deutschlands entspricht“; dies sei das einzig richtige Programm, „weil es das ehrlichste, festeste, wahrste ist, und daher am meisten die Bedingung des Gelingens in sich schließt“. Mit Sorge sieht er Preußen hier im Schlepptau des Wiener Cabinets. Denn seine preußische Gesinnung leuchtet überall hindurch, und Bismarck selbst gab ihm das Zeugniß, daß er ein guter Preuße sei, in seinem Herzen sogar ein monarchischer Preuße; nur daß man von ihm sagen müsse, was Goethe von Dr. Faust dem König der Könige gegenüber gesagt werden läßt: „Fürwahr, er dient Euch auf besondere Weise“. Und wenn hier S. den Anlaß fand, „die tiefste Differenz zu bezeichnen, die ihn und Bismarck trenne, und die in dessen Grundsatz beruhe, daß in der Politik nichts gelten könne und dürfe, als die subjective Anschauung der Vertreter solcher Politik in den Cabineten, während

nach seiner, Schwerin's, Ueberzeugung jede Regierung verloren sei, die nicht im Stande wäre, die nationale Bewegung zu benutzen und zu leiten, so gab ihm das Jahr 1866 die Antwort, die diesen Zwiespalt schloß. Mit schönster Aufrichtigkeit und Wärme erklärte S. (25. Septbr. 1866), daß er sich geirrt habe: „Wir wollen die Regierung unterstützen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln in der Verfolgung der Ziele, die Einheit Deutschlands und die Macht Preußens innerhalb des geeinigten Deutschlands zu kräftigen und zu stärken. Wir haben zu dem Herrn Ministerpräsidenten das Vertrauen, daß er diese Politik durchführen kann und will, und das spreche ich gern aus: Ich habe 1862 ausdrücklich hervorgehoben, sobald ich mich überzeugte, daß meine Anschauung der Dinge nicht die richtige sein werde, so würde ich der erste sein, dem Herrn Ministerpräsidenten eine Anerkennung auszudrücken. Ich halte nun den Augenblick für geeignet, diese Anerkennung hiermit öffentlich auszusprechen." — Von 1867 an gehörte S. im Abgeordnetenhause und im Norddeutschen Reichstage zur nationalliberalen Partei, ohne aber seine Selbständigkeit aufzugeben: „dem persönlichen Vertrauen wolle er seine Wahl danken, nicht dem Beitritte zu einer bestimmten Partei oder zu einem formulirten Programm," erklärte er 1869 seinen Wählern. — Aus seiner Initiative ging 1869 die Einrichtung des „Schwerinstages" hervor, die Festsetzung eines bestimmten Wochentages (Mittwoch) zur Prüfung der Petitionen und der Anträge von Mitgliedern des Hauses „analog der Geschäftsordnung, die im englischen Parlament herrscht", um zu verhindern, daß dieselben durch die „Tagesordnung" bei Seite geschoben werden. — Noch einmal ließ sich S. von einer Rechtsdoctrin hinreißen; indem er, am 25. November 1869, die Regierung wegen der Celler Denkmalsangelegenheit interpellirte, erhob er gegen dieselbe, trotz sehr unvollkommener Information, die sich auf den Abgeordneten Windthorst-Meppen stützte, den Vorwurf, sie habe hier „Gewalt vor Recht" gesetzt; natürlich unter dem Beifall der Linken. Worauf ihn Roon zurückwies: „es sei leicht, unter dem Beifall des Hauses zu sprechen, wenn man gewisse Schlagwörter, gewisse beliebte Phrasen wiederhole". „Politisch" war diese Interpellation gewiß nicht; Bismarck schrieb darüber: „Wir haben so viel ernste Schwierigkeiten auf dem Halse, und blasen uns eine solche Laus zum Scorpion auf", wenn jeder der Abgeordneten mit seinem Rechtsboden durch die Wand wolle, ohne zu ermitteln, was dabei aus dem Staate würde. — Nicht lange darauf aber bewies S., daß er keineswegs zu den „Unbelehrbaren" gehörte. Im Mai 1870, fast das letzte Mal, daß er das Wort nahm, verbreitete er sich über „politische Consequenz". S. hatte bei der ersten Lesung, seiner theoretischen Ueberzeugung gemäß, gegen die Todesstrafe gestimmt. Als aber das Zustandekommen des Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund an dieser Frage hing, änderte er sein Votum: „Ich glaube nicht, daß es die richtige Consequenz eines politischen Mannes ist, zu sagen: weil ich einmal so gesagt habe, muß ich das andere Mal auch so sagen, sondern ich frage mich in jedem Augenblicke: was liegt nach der Beschaffenheit der vorliegenden Verhältnisse im Interesse meines deutschen Vaterlandes. — — — Wenn ich heute eine praktische Frage zu entscheiden habe, so kann ich anders stimmen, als zu dem Zeitpunkt, wo es sich um eine große Principienfrage handelte." — Auch dem Zollparlamente gehörte S. an, ohne dort hervorzutreten. So war er mit allen Phasen des parlamentarischen Lebens aufs engste verknüpft, als ihn schweres Leiden seiner Thätigkeit entzog. Den jüngeren seiner beiden Söhne, der mit 30 Jahren Viceconsul in Constantinopel war, traf als Reserveofficier im 2. Garderegiment zu Fuß vor St. Privat die tödtliche Kugel: diesen Schlag hat der Vater nicht verwunden. Zwar ward er noch für 1871/72 von seinem alten Wahlkreise für das Abgeordnetenhaus gewählt, doch war er seit dem Herbst

1870 erkrankt. Auf seinem Krankenlager, im Hause seines Schwiegersohns, des Grafen Kanitz, in Potsdam, empfing er im April 1872 die Reichstagsdeputation, welche ihn als den letzten Koryphäen des Vereinigten Landtags, seit welchem nun 1/4 Jahrhundert verflossen, feierlich begrüßte. Wenige Wochen darauf, am 3. Mai 1872, starb er. Der Leichenfeier in Potsdam wohnte der Kronprinz des Deutschen Reiches bei. In Putzar ward er beigesetzt.

Mit Recht rühmt die für S. vom Abgeordnetenhause gestiftete silberne Ehrensäule: Preußens Ehre habe sein Streben und sein Walten gegolten. Aber gewiß ist, daß er als Staatsmann große Leistungen nicht aufzuweisen hat, ein ernstes Beispiel, daß der redlichste Wille, die größte Uneigennützigkeit, wahrhaft vornehme Gesinnung, doch nicht ausreichen für die sehr realen Anforderungen der Staatsleitung. Jedoch: „Regierung ist nicht die einzige Function im Leben des Staates." S. ward zwei Mal Minister, weil er Parlamentarier war; er scheiterte beide Male, eben weil er es war. In seiner eigentlichen Sphäre, dem parlamentarischen Leben, kann man ihm eine typische Bedeutung beimessen; den „Rechtsbiedermann" hat man ihn wohl genannt. Sein Aeußeres, das ehrliche, biedere Gesicht, die breite gedrungene Gestalt, die ungezwungene, fast ungenirte Haltung, trug den Stempel der Offenheit, Zuverlässigkeit, und der auf das sittliche Bewußtsein gegründeten Festigkeit.

S. selbst wollte nur den Nachruf haben: „immer ein ehrlicher Kerl gewesen zu sein, der es mit König und Vaterland immer gut gemeint, der wohl mannichfach gefehlt, aber immer wieder eingelenkt habe". Das Vaterland wird stets Männer von Nöthen haben, die wie S. den Muth haben, unabhängig nach oben wie nach unten, ihrer Ueberzeugung Ausdruck zu geben, wenn er verbunden ist mit dem höheren Muthe, begangene Irrthümer frei einzugestehen.

Allgemeine Geschichte des Geschlechts von Schwerin. Berlin 1878. — Verhandlungen der Evangelischen Generalsynode zu Berlin. Berlin 1846. — R. Haym, Reden und Redner des 1. Vereinigten Preußischen Landtages. Berlin 1847. — K. Biedermann, Geschichte des 1. Preußischen Reichstags. Berlin 1847. — Ferd. Fischer, Geschichte der Preußischen Kammern vom 26. Februar bis 27. April 1849. Berlin 1849. — Stenographische Berichte des Preußischen Abgeordnetenhauses und des Norddeutschen Reichstags. — Unsere Zeit, 1859. — Im Neuen Reich, 1872, I. Bd. — Nekrolog in der Spenerschen Zeitung vom 5. Mai 1872. — Schmidt-Weißenfels, Preußische Landtagsmänner. Breslau 1862.

Herman Granier.

Schwertner: Johann David S., sächsischer Theolog, war geboren zu Leipzig am 23. Mai 1658 als Sohn des aus einer böhmischen Exulantenfamilie stammenden Universitätsprofessors David S., der 1666 als Superintendent in Aschersleben starb. Nach des Vaters Tode lebte der Knabe mit der Mutter in deren Heimathsstadt Zittau. Hier besuchte er das Gymnasium, bis er, 18 Jahr alt, die Universität Leipzig bezog, wo er sich der Gunst und Unterstützung des Professors Scherzer erfreute. 1680 wurde er Magister, begann im folgenden Jahre Vorlesungen zu halten und erwarb sich 1683 die Würde eines Baccalaureus der Theologie, 1691 die eines Licentiaten, diesmal an der Universität Wittenberg. Seit 1686 bekleidete er das Amt eines Archidiakonus in Torgau. Als jetzt die Superintendentur in Pirna sich erledigte, wurden seitens des Hofes die vom Rathe vorgeschlagenen Persönlichkeiten abgelehnt und auf Schwertner's Berufung gedrungen, der am 2. Osterfeiertage 1693 eingeführt wurde. Aber noch im Juni desselben Jahres begleitete er als Feldprediger den Kurfürsten, Johann Georg IV., an den Rhein in den französischen Feldzug. Nach seiner Rückkehr in die Heimath nahm er sich seines Amtes eifrig an, hielt

mit seinen Geistlichen Synoden und machte sich um die Wiederherstellung und Erneuerung der städtischen Kirchengebäude verdient. Daneben entfaltete er eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit zur Vertheidigung der reinen Lehre gegenüber den Pietisten und der römischen Kirche. Eine von seinen Schriften, pseudonym erschienen, hatte eine Reihe von Weiterungen im Gefolge. Er starb 1711, nachdem die Aerzte erfolglos den Versuch gemacht hatten, ihn durch Operation der rechten Hand zu retten. Aus Schwertner's Ehe mit Johanne Magdalene, der Tochter eines Torgauer Apothekers und Stadtrichters Gottfried Tietzmann, stammten acht Kinder, die zum großen Theile früh starben.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. S. 398. Dresden 1883. — Dietmann, Die Priesterschaft Kursachsens I, 210. — Th. Distel, Leibniz' Briefwechsel in den Berichten der königl. sächs. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse. S. 137. Leipzig 1880. — Hofmann, Geschichte der Kirche St. Marien in Pirna. S. 63—70. Pirna 1890. Vgl. hierzu meine Anzeige dieser Festschrift in dem Neuen Archiv f. d. sächs. Geschichte, herausgegeben von Ermisch. Bd. XII. Dresden 1891.

Georg Müller.

Schwertzer: Sebalt S., kursächsischer Factor und kaiserlicher Berghauptmann, † am 7. Januar 1598. Wann und wo S., der am Hofe des Kurfürsten August von Sachsen eine Zeitlang eine große Rolle als Alchemist gespielt hat, geboren war, ist noch nicht ermittelt worden. Wir wissen von seinem früheren Leben nur, daß er viele Jahre lang Factor eines gewissen Johann Machnitzky aus Olmütz war, und daß er seit dem Jahre 1584 von Nürnberg aus, wo er das Bürgerrecht erworben hatte, einen schwunghaften Handel mit Luxuswaaren betrieb. Er lieferte auch Waaren für den sächsischen Hof und erhielt u. a. für sie Erze als Bezahlung angeboten, bei welcher Gelegenheit ihm der Kammermeister Gregor Schilling die aufgehäuften großen Vorräthe an Edelmetallen zeigte. S. benutzte diesen Umstand, um Schilling einen Beweis seiner alchemistischen Künste zu geben, indem er durch Aufstreuen eines schwarzen Pulvers Quecksilber in Silber verwandelte. Kaum hatte Kurfürst August, der nach dem Tode seines Alchemisten David Beuttler um einen Nachfolger verlegen war, von dem Experimente Schwertzer's durch Schilling Kunde erhalten, als er S. zu sich befahl und von ihm die Ueberlassung des Pulvers und Anleitung zu seinem Gebrauch verlangte. Er ruhte nicht, bis S. auf sein Begehren einging und nach mannichfachen Ausflüchten am 20. September 1584 eine Bestallung als kurfürstlicher sächsischer Factor annahm, welche ihm ein Jahresgehalt von 1200 fl. zusicherte und ihn zum Vertrieb aller kurfürstlichen Waaren, d. h. wohl der sächsischen Landesproducte, verpflichtete. Nur andeutungsweise war von der geheimen Kunst in dem Bestallungsdecrete die Rede. S. suchte zunächst den Kurfürsten dazu zu bestimmen, den sächsischen Zinnbergbau an sich zu bringen und den Preis des Zinnes durch Zurückhalten des Erzes im Interesse seiner Kasse in die Höhe zu treiben. Da diese Maßnahme von zuständiger Seite als unvolkswirthschaftlich verworfen wurde, schlug S. dem Kurfürsten vor, die Zusammenlegung aller Mansfeldischen Bergwerke zu betreiben. Er fand mit diesem Rathe Gehör, obwohl an die Ausführung des Planes erst nach Ablauf der bestehenden Contracte gedacht werden konnte. Weiter ließ sich S. die Förderung der sächsischen Leinenindustrie angelegen sein, für deren Hebung der Kurfürst August von jeher besorgt gewesen war. Durch Herbeiziehen niederländischer Arbeiter wollte er ferner die Sammet- und Seidenfabrikation in Sachsen einführen, und endlich gedachte er, Mittel und Wege zu finden, den Abfluß des kursächsischen Geldes ins Ausland zu verhindern. S. wußte sich durch solche

Vorschläge immer mehr in der Gunst des Kurfürsten festzusetzen. In noch weit höherem Grade aber gelang ihm das durch seine alchemistische Thätigkeit, an deren Solidität und Erfolg der Kurfürst bald unbedingt glaubte, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Johann Georg von Brandenburg ersehen. Mit Hülfe eines rothen Pulvers stellte S. angeblich aus Quecksilber Gold dar, während er sich zur Gewinnung von Silber aus Quecksilber eines weißen Pulvers bediente. Der für derartige Versuche aufs höchste eingenommene Kurfürst nahm selbst an Schwertzer's Arbeiten theil, obwohl seine eigenen Experimente nur von mäßigem Gelingen begleitet waren. Er lobte S. so sehr bei Johann Georg von Brandenburg, daß dieser nach Dresden kam, um unter Schwertzer's Anleitung dieselben Kunststücke zu erlernen. Das gleiche Interesse für Schwertzer's Tingirpulver, wie die genannten Fürsten, legte auch Johann Friedrich, Administrator des Erzstiftes Magdeburg, und die Kurfürstin Anna an den Tag. Aber während das Ansehen Schwertzer's bei Hofe von Jahr zu Jahr stieg, fing man im Volke an seiner Redlichkeit zu zweifeln an. Es kam ein Gerücht auf, daß S. gestohlenes Gold dem Kurfürsten als selbstgemachtes ausgegeben habe und deshalb auf dem Hohnstein im Gefängniß sitze. Der Verbreiter dieses Gerüchtes wurde in Leipzig vor Gericht gestellt, indessen wieder freigesprochen, als es sich herausstellte, daß seine Erzählung auf die Aussage eines kurfürstlichen Trabanten zurückzuführen war. Kurfürst August ließ sich jedoch durch diesen Zwischenfall in seinem Vertrauen auf S. nicht irre machen. Er betrieb vielmehr mit aller Energie die Freilassung Schwertzer's von seiner Nürnberger Bürgerpflicht, da er seine Dienste ganz für sich in Anspruch zu nehmen gedachte. Sein Tod am 11. Febr. 1586 war daher für Schwertzer's Zukunft verhängnißvoll, denn sein Nachfolger, Kurfürst Christian I., scheint wenigstens anfänglich trotz seiner Hinneigung zu der geheimen Kunst S. mit Mißtrauen begegnet zu sein. Gleichwohl erneuerte er Schwertzer's Bestallung als Factor durch ein Decret vom 6. Februar 1587 und bezeugte ihm fortwährend sein Wohlwollen. Ebenso war er S. für die Beilegung eines Rechtsstreites über Wechselschulden mit den Kaufleuten Imhof und Welser in Nürnberg behülflich, welcher schon geraume Zeit schwebte und schließlich im Sande verlaufen zu sein scheint. Als einen weiteren Vertrauensbeweis haben wir es anzusehen, daß Christian I. am 25. August 1596 S. zum einzigen und obersten Leiter des Mansfelder Schiefer-Bergwerks zu Eisleben einsetzte. Noch ehe aber die Vorarbeiten für die Entwirrung der dortigen höchst verwickelten Verhältnisse beendigt waren, starb Kurfürst Christian I. Die Administratoren der Kur, Johann Georg von Brandenburg und Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar, hielten zwar die S. ertheilte Ernennung aufrecht, dieser konnte jedoch die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten nicht überwinden und mußte zu Anfang des Jahres 1592 seine Stellung aufgeben. Im Juli desselben Jahres finden wir ihn wieder in Dresden als Factor der Kurfürstin-Wittwe Sophia. Hier hatte er bald darauf einen ärgerlichen Handel mit seinem ehemaligen Geschäftsfreund Johann Machnitzky aus Olmütz auszufechten, der ihn, um Geld zu erpressen, beschuldigte, den Tod der beiden Kurfürsten durch Gift herbeigeführt zu haben. Da sich Kaiser Rudolf für Machnitzky verwendete, kam der gegen diesen von S. eingeleitete Proceß in Dresden nicht zur Entscheidung. Durch eine Verfügung vom 24. Februar 1593 wurde Machnitzky nach Prag entlassen. Gleichzeitig aber gab S., welcher offenbar aus dem Proceß eine Schädigung seines Ansehens in Dresden fürchtete, die sächsischen Dienste auf, um am 19. August 1592 als kaiserlicher Berghauptmann in Joachimsthal in Böhmen eine neue Stellung anzutreten. Unter kaiserlichem Schutze kehrte er sodann nach Dresden zurück, um die von ihm verlangte Rechenschaft abzulegen und seine noch nicht befriedigten Forderungen an die kurfürstliche Kasse zu vertreten. Ob-

wohl die Zeugenaussagen sehr ungünstig für ihn lauteten, und der Verdacht der Veruntreuung der ihm anvertrauten Summen zur Gewißheit erhoben wurde, wußte S., dem es inzwischen gelungen war, die Gunst Kaiser Rudolf's II. zu gewinnen, die Entscheidung seiner Angelegenheit immer wieder hinauszuschieben, so daß sie noch unerledigt war, als er am 7. Januar 1598 zu Joachimsthal gerade zu rechter Zeit starb, da infolge seiner unsoliden Geschäftsführung auch das Vertrauen der kaiserlichen Behörden gegen ihn wankend zu werden begann. Schwertzer's Name wurde von seinen Nachfolgern, namentlich von dem durchaus ehrenwerthen Johann Kunkel, mit großer Achtung genannt. Man führte auf seine alchemistische Thätigkeit den reichen, von den Kurfürsten August und Christian I. hinterlassenen Goldschatz zurück. Noch im J. 1718 wurde die alchemistische Abhandlung, durch deren Einreichung er sich dem Kurfürsten August empfohlen hatte, zu Hamburg gedruckt. Sie führt den Titel: „Chrysopoeia Schwaertzeriana. Das ist: Sebaldi Schwaertzers, ehemaligen berühmten Chur-fürstl. Sächs. Artisten und würklichen Adepti Manuscripta, von der wahrhafften Bereitung des Philosophischen Steins“ u. s. w. Für weitere Studien über S. würden zwei Manuscripte der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden (J. 344 u. K. 298) zu berücksichtigen sein.

Vgl. Hermann Kopp, Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit I, 127, 194, 214; II, 344. Heidelberg 1886. — Richard Kell, Sebalt Schwertzer als kursächsischer Faktor und kaiserlicher Berghauptmann (Dissertation). Leipzig 1881.

H. A. Lier.

Schwerz: Johann Nepomuk Hubert v. S., namhafter landwirthschaftlicher Schriftsteller, Director der landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim bei Stuttgart von 1818—1828, † am 11. December 1844 zu Koblenz. Als Sohn eines Kaufmannes am 11. Juni 1759 in Koblenz geboren, wurde er schon im Knabenalter auf den Wunsch seiner dem geistlichen Stande angehörenden Verwandten für den geistlichen Beruf ausersehen und besuchte mit dem 11. Lebensjahre das Jesuitencollegium seiner Vaterstadt. Im Alter von 21 Jahren nahm er auf Empfehlung des ihm sehr gewogenen Hofrathes Kesting eine Stellung als Hauslehrer in St. Goar an, ging nach drei Jahren in derselben Eigenschaft zum Grafen von Renesse in Belgien, um dessen Söhne zu erziehen. Dieser Aufgabe gemäß theilte er mit der gräflichen Familie den ländlichen Aufenthalt auf deren am Niederrhein und im Stifte Lüttich belegenen Gütern, begleitete dieselben auch auf ihrer 1793 unvermeidlich gewordenen Flucht nach Münster und Fulda und übte seine Function als Hofmeister ebenso bei den Enkeln des Familienhauptes bis 1801 aus. Demnächst betheiligte er sich bei der Verwaltung der gräflichen Güter und fand nun erwünschte Gelegenheit, seinem Interesse an der Landwirthschaft unbehindert Folge zu geben. Mit unermüdlichem Eifer und einem durch den langjährigen Landaufenthalt geförderten Verständniß widmete er sich den neuen Aufgaben und erwarb sich bald unter dem Einfluß eines instructiven Verkehrs mit tüchtigen Landwirthen Brabants und Flanderns einen Fonds von landwirthschaftlichen Kenntnissen, worauf er sich stützen mochte, als er sich entschloß, dem geistlichen Berufe zu entsagen. Nach einigen Jahren trat er jedoch von der Verwaltung zurück und befaßte sich seit 1805 mit einem gründlichen Studium der landwirthschaftlichen Litteratur, welche sich ihm schon damals in den Schriften über belgischen Ackerbau, über englische Landwirthschaft und in A. Thaer's verschiedenen Abhandlungen in reicher Entfaltung darbot. Durch Reisen in wirthschaftlich entwickelte Districte Belgiens suchte er den Erfolg seiner Studien zu heben und hielt sich nunmehr für hinreichend vorbereitet, um selbst als landwirthschaftlicher Schriftsteller auf-

treten zu können. Seine erste litterarische Arbeit bildete die „Anleitung zur Kenntniß der belgischen Landwirthschaft", deren I. Bd. 1807 erschien und ebenso durch fesselnde Darstellung wie durch lehrreiche Betrachtungen bald allgemeine Beachtung gefunden hatte. Durch diesen Erfolg ermuthigt, ließ S., der sich inzwischen wieder nach Coblenz begeben hatte, die Fortsetzung jener Arbeit seine nächste Aufgabe sein und gab schon zu Ostern 1808 den II. Band des Werkes heraus, welchem dann 1811 der III. Bd. als Schluß folgte. Während dieser Periode unternahm er nochmals eine Instructionsreise nach Belgien und schrieb mehrere kleine Abhandlungen über den Anbau der Kartoffeln, des Hanfes, über Baumpflanzungen u. dgl. für ein zur Belehrung der Bewohner des Rhein- und Moseldepartements bestimmtes Handbuch. Um diese Zeit auch von dem französischen Präfecten Lezay beachtet und mit der Ausführung von Culturversuchen betraut, wurde S. 1810 von demselben nach Straßburg berufen, um dort als Inspector der Tabakspflanzungen zu functioniren, event. sich noch anderen Culturaufgaben zu widmen. Diese Gelegenheit zum eingehenden Studium der elsässischen Landwirthschaft benützte er gern und sammelte reichhaltiges Material, um nach wenigen Jahren eine treffliche Beschreibung der elsässischen landwirthschaftlichen Verhältnisse herauszugeben. Von dort unternahm er auch verschiedene Reisen in die Rheinpfalz und die Schweiz, besuchte Fellenberg in Hofwyl und informirte sich genau über dessen wirthschaftliche Einrichtungen, die er ebenfalls später (1816) ausführlich beschrieb. Nachdem sein Gönner Lezay im Herbste 1814 gestorben war, ging S. vorläufig wieder in die Heimath zurück und beschäftigte sich mit der litterarischen Bearbeitung der auf seinen letzten Reisen gemachten Beobachtungen.

Durch Vermittelung seines in Westfalen begüterten Freundes Diepenbroek wie des Oberpräsidenten v. Vincke wurde er 1816 als Regierungsrath mit dem Mandate in den preußischen Staatsdienst berufen, die neuen Provinzen Westfalen und Rheinland behufs Untersuchung der dortigen landwirthschaftlichen Zustände zu bereisen und demnächst geeignete Vorschläge zur Hebung derselben zu machen. Diese Aufgabe nahm ihn für die nächsten Jahre in Anspruch, bis ihm der König von Württemberg den ehrenvollen Antrag machen ließ, die Leitung des in Hohenheim zu errichtenden landwirthschaftlichen Instituts zu übernehmen. Gern folgte S., der schon im 60. Lebensjahre stand, im September 1818 diesem Rufe und war sorgfältig bemüht, den Intentionen des Königs hinsichtlich der Organisation, wie der Pflege und Leitung der neuen Anstalt Rechnung zu tragen. Mit den ihm hinreichend zur Verfügung gestellten Mitteln gelang es ihm dabei auch, den Forderungen der Zeit zu entsprechen und der Anstalt von vorn herein einen guten Ruf zu sichern, so daß deren Frequenz sehr bald einen günstigen Stand erreichte. Ungeachtet der vielseitigen Thätigkeit, welche ihm einestheils mit der Direction des Institutes und der damit verbundenen Gutswirthschaft, anderntheils mit der Ausübung eines umfangreichen Lehramtes und mit der Leitung specieller Culturversuche zugefallen war, verfolgte er noch die litterarische Aufgabe, eine Anleitung zum rationellen Ackerbau herauszugeben und darin die Resultate seiner langjährigen Erfahrungen und Studien niederzulegen. Dies Vorhaben führte er auch größtentheils aus, lieferte bis 1825 zwei Theile des auf rationeller Empirie begründeten und zu großer Verbreitung gelangten Werkes fertig, mußte aber wegen Kränklichkeit die Herausgabe des im wesentlichen von ihm vorbereiteten dritten Theiles seinem Schüler Pabst überlassen. Da sich mittlerweile bei ihm eine gewisse Altersschwäche eingestellt hatte und sein Sehvermögen schon sehr reducirt war, trat er an der Schwelle des 70. Lebensjahres von seinem Amte zurück, um den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit am Heimathsorte verleben zu können. Nachdem er mit hoher Auszeichnung vom

Könige entlassen war, begleitete ihn bei seinem Fortgange auch die aufrichtige Verehrung und Liebe seiner Mitlehrer und Schüler, sowie die allgemeine Hochachtung seitens aller, denen sein edler Charakter und sein Wirken bekannt geworden waren.

Da er als unverheirathet gebliebener Mann noch von dem Verlangen beseelt wurde, armen Mitmenschen wohlzuthun, nahm er verwaiste Kinder zu sich und sorgte für deren Pflege und Erziehung. Daneben beschäftigte er sich viel mit religiösen Betrachtungen und veröffentlichte mehrere kleine Abhandlungen entsprechenden Inhalts, welche von der Tiefe seines Gemüthes, wie von der Lauterkeit seines Charakters zeugten. Gegen Ende der 70er Lebensjahre hatte das Augenleiden bei ihm so zugenommen, daß er fast erblindet war und sich mehrentheils auf den mündlichen Verkehr mit den Personen seiner Umgebung angewiesen sah. Wenn auch geistig nicht gebrochen, so wurde er durch die mit der Altersschwäche eingetretenen Leiden genötigt, sich der Ruhe zu überlassen und in erhebenden Erinnerungen aus seiner thatenreichen Vergangenheit, wie in frommer Zuversicht die Lichtpunkte für den Rest seiner Tage zu suchen.

Vgl. Dr. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, ferner Dr. A. v. Lengerke, Landwirthschaftliches Konversationslexikon. Supplementband. Leisewitz.

Schwetschke: Karl Gustav S. wurde am 5. April 1804 in Halle als der Sohn des dortigen Buchhändlers K. A. S. geboren. Er stammte aus einer angesehenen Buchhändlerfamilie. Auf Johann Justinus Gebauer (s. A. D. B. VIII, 452) folgte als Besitzer des schon damals so bedeutenden Verlagsgeschäftes in Halle 1772 sein Sohn Johann Jakob Gebauer, unter dessen Leitung sich der Umfang des Geschäftes durch eine Reihe wichtiger Verlagsartikel erheblich erweiterte. Ihm folgte 1818 wieder sein Sohn Friedrich Wilhelm Ferdinand. Bei dessen frühzeitig erfolgtem Tode erwarb aber sein Schwiegersohn Karl August S. die Buchhandlung und führte sie fortan auf seinen eigenen Namen. Von den vielen bedeutenden Unternehmungen der Firma sei nur die „Allgem. Literaturzeitung" erwähnt, welche S. 1824 von Professor Schütz ankaufte, der seitdem nur noch nominell als erster Redacteur figurirte, während S. selbst durch seine kluge und thatkräftige Leitung dem Unternehmen einen neuen Aufschwung gab. Vor seinem 1839 erfolgten Tode hatte er bereits seinen Sohn Gustav als Theilhaber aufgenommen. — Dieser hatte 1815—21 das Gymnasium (die „Latina") in Halle besucht, studirte dann in Heidelberg und Halle Philologie. Seine Betheiligung an der Burschenschaft brachte ihm indeß die Relegation ein; er erlernte nun bei Vieweg in Braunschweig die Druckerei und trat 1825 in das väterliche Geschäft ein, wo er die Druckerei übernahm. Von 1828—1843 führte er die Redaction des Hallischen Couriers. Hierdurch wurde er, dessen Studien bisher vornehmlich der Geschichte des Buchhandels gegolten hatten, den öffentlichen Fragen näher geführt. Er betheiligte sich vor allem an den religiösen Bewegungen der vierziger Jahre, ergriff eifrig für die freien Gemeinden Partei (1845 „Schneidemüller-Lied, 3. Abdruck", „Byzantinisches Blatt"; 1847 „Gedichte eines protestantischen Freundes"), trat für deren Vertreter in die Schranken, so für Wislicenus am 24. Juli 1845 bei der Durchreise des Königs, so für Rupp (1846 Schlußwort zu „C. Schwarz, Dr. Rupps Ausschließung aus dem Gustav-Adolph-Verein") und Uhlich (1847 „Protestbrief an den Herrn Minister Eichhorn"). Nach des letzteren Suspension schied auch S. aus der Landeskirche und übernahm den Vorsitz in der freien Gemeinde in Halle. Auch der eigentlichen Politik hatte er sich inzwischen zugewandt. Schon 1842 vertheidigte er Hoffmann v. Fallersleben; sein Gedicht „Berlin" (1846) enthielt bereits allerlei Spitzen gegen den König, während das tragikomische Heldenepos „Der Oberon

von Sanssouci" (1847) scharf die liberalen Royalisten angriff. 1848 wurde S. zum Stadtverordneten gewählt; als Vertrauensmann der Hallischen Stadtverordneten nahm er theil am Vorparlament, als Abgeordneter für Sangerhausen an der Frankfurter Nationalversammlung, wo er sich der Kaiserpartei anschloß. Mit Witz und Humor bekämpfte er in den „Novae epistolae obscurorum virorum“ (Februar 1849) die demokratische Linke, vor allem K. Vogt; die kleine Broschüre fand großen Anklang; in wenigen Monaten waren 6 Auflagen vergriffen (Jubiläumsausgabe mit Erläuterungen 1874). Andrerseits geißelte er auch den hannoverschen und sächsischen Particularismus („Medicina mentis“ 1849), ergriff für Schleswig-Holstein Partei („Der Eckernförder Spaß" 1849, „Acta manualia“ 1850), tröstete den dort verwundeten Nasemann in einer sehr warmen „Epistola consolatoria“ (1851). In der etwas gesucht witzigen Schrift „Tacitus' Germania nach einem bisher nicht verglichenen Codex" (1849) gab er seinem Unbehagen über allerhand Zeitströmungen, insbesondere das Demagogenthum und den Particularismus, von neuem Ausdruck. Als dann die Reaction hereinbrach, änderte sich die Richtung seiner Polemik: nicht nur, daß er den Preßgesetzentwurf von 1850 bekämpfte, er schwang auch jetzt in den „Novae epistolae clarorum virorum“ (1855) die Geißel seines Spottes gegen die herrschende feudale Partei. Im ganzen aber wandte er sich nun von dem öffentlichen Leben mehr und mehr ab, vertiefte sich eifrig in wissenschaftliche Studien. Zusammen mit L. Roß begründete er 1850 die „Allgemeine Monatsschrift für Literatur", die nach seinem Plan ein litterarisches Centralorgan werden, einen Ueberblick über die Zeitbestrebungen auf allen Gebieten des Denkens geben sollte. Erst die großen Erfolge Bismarck's regten seine poetische Productionskraft neu an. Die beiden Epen „Bismarckias" (1867) und „Varzinias" (1870), sowie andere kleinere Gedichte zeigen eine glühende, ja fanatische Begeisterung für den preußischen Staatsmann. Er begleitete noch lange die Zeitereignisse mit den Producten seiner Muse, sowohl im deutschen wie im lateinischen Gewande. In seinen späteren Jahren zog er sich aus dem öffentlichen und geselligen Leben immer mehr zurück; er wollte nicht gestört sein. Doch blieb er ein eifriges Mitglied der Freimaurerloge. Er war zweimal verheirathet. Am 5. Juni 1875 feierte er das 50jährige Jubiläum seiner geschäftlichen Thätigkeit; sein Verlag war ein ziemlich umfangreicher und recht bedeutender. Er starb in Halle am 4. October 1881.

S. ist eine sehr vielseitige Natur, die nicht nur ein weitverzweigtes Wissen besaß, sondern sich auch auf sehr verschiedenen Gebieten bethätigt hat; er hat eine gewisse Aehnlichkeit mit den Polyhistoren des 17. Jahrhunderts. Doch verstand er es nicht, seine reichen Kenntnisse wirksam zu concentriren und Leistungen zu erzielen, die die Wissenschaft wirklich in maßgebenden Punkten gefördert hätten, sondern zersplitterte seine Fähigkeiten in eine Unmenge von kleinen, oft doch nur wenig bedeutenden Arbeiten. Am werthvollsten sind seine Forschungen auf dem Gebiete der Bibliographie. Im „Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis 1564—1765“ (1850) mit einer Fortsetzung bis 1846 (1877) gab er eine Statistik der deutschen litterarischen Production nach Orten, Buchhändlern und Wissenschaften, bot dazu in der Einleitung eine Bibliographie der Meßkataloge. Eine sorgsame und mit besonnener Kritik vorgehende Arbeit ist seine „Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle" (1840), die ihm den Doctortitel einbrachte. Aus dem Frankfurter Archiv machte er (u. d. T. „Bücherinspection" in seiner Monatsschrift I, S. 185—191) Mittheilungen über die Stellung des Frankfurter Raths zum Buchhandel. Auch glückte ihm manch interessanter bibliographischer Fund seltener oder vergessener Schriften, den er dann eingehend beschrieb („De Donati minoris fragmento“ 1839;

„Luthers Newe Zeitung vom Rein 1542“ 1841; „Der Brandenburgische Glücksstern vom Jahre 1572“ 1872; „Ein Hallischer Calender vom Jahre 1645“ 1873). An diese bibliographischen Arbeiten schließen sich solche zur Gelehrten- und Litteraturgeschichte; so gab er in „M. Eckstein von Hall“ (1842) Beiträge zur älteren Hallischen Gelehrtengeschichte, so führte er in „Zur Geschichte des Gaudeamus“ (1877) die Forschungen Hoffmann's v. Fallersleben über dieses Lied weiter. Ein Beweis seiner ausgedehnten Kenntnisse ist auch die „Geschichte des L'Hombre“ (1863), wo er einerseits eine eingehende Geschichte des Spieles, andrerseits eine Bibliographie der L'Hombrelitteratur lieferte. Andere Arbeiten stehen in Beziehung zu seinem Interesse für das Freimaurereiwesen („Paläographischer Nachweis der Unechtheit der Cölner Freimaurerurkunde von 1535“, 1843, „Hallische Steinmetzzeichen“ 1852, „Prinz Edwinssage“ 1858).

Alle dem zur Seite geht nun eine rege poetische Production. S. besaß ein ausgeprägtes formales Talent, verstand es gute deutsche und noch bessere lateinische Verse zu bauen. Dazu kam ein gewisser Witz und Humor, der freilich eine bestimmte Grenze nicht überschritt. Mit der Form hält indeß der Inhalt nicht gleichen Schritt, überall bemerkt man einen rationalistischen Zug, eine Nüchternheit, die er nicht zu überwinden versteht; seine Gedichte lassen daher doch den Leser ziemlich kalt und haben ein größeres Publicum nicht zu gewinnen vermocht. Hervorzuheben sind unter seinen lateinischen Gedichten mehrere hübsche Variationen des Gaudeamus. Am besten gelungen sind ihm Zeitgedichte, in denen er die Geschichte der Gegenwart mit poetischen Glossen begleitet. Mit Vorliebe verfaßte er auch kleine Gelegenheitsgedichte (z. B. 1880 „Versus memoriales de senectute“ für Erdmann), unter denen sich manches ganz geschmackvolle befindet. Für die eigentliche Lyrik dagegen reichte trotz einiger Versuche sein Talent nicht recht aus; auch das Drama „Aennchen von Tharau“ (1852) hat keinen Anspruch auf dauernden Werth. — Neben seinen eigenen Dichtungen war er auch als Uebersetzer thätig, wobei ihm sein großes Formtalent besonders zu statten kam. So übersetzte er unter anderm Spenser's Feenkönigin (1854), Scarron's Typhon (1856), Trissino's Canzone an Clemens VII. (1856).

S. selbst hat mehrmals Sammlungen seiner kleineren Schriften veranstaltet: „Ausgewählte Schriften“ 1864 und 1866; „Zeitgedichte“ 1873; „Neue ausgewählte Schriften“ 1878. Verzeichnisse seiner Arbeiten giebt er in den „Ausgewählten Schriften“ (Ausgabe 1866) II, S. 220 und den „Novae epistolae obscurorum virorum“ (Ausgabe 1878), S. 59.

Walther Schultze.

Schweynheim: Konrad S. s. Pannartz, Bd. XXV, S. 121.

Schwichtenberg: Liborius S. (auch Zwichtenberg, Swichtenberg) spielte als am alten Glauben festhaltender Priester in der pommerschen und der mecklenburg-stargardischen Reformationsgeschichte eine Rolle. Zweifelhaft ist, ob er aus Greifswald, wo eine Anzahl Schwichtenberg's als intranei gratis immatriculirt wurden, oder aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz stammte, wo ein Bürger desselben Namens später mit an der Spitze der Lutheraner stand. Liborius war Domherr oder Canonicus der Collegiatkirche St. Nicolai zu Greifswald, auch Inhaber der Eldenaer Vicarie an dieser Kirche schon 1525, doch lebte er von 1525—27 als Priester, wahrscheinlich als Inhaber einer Vicarie, jedenfalls in Friedland, wo er mit dem Havelberger Official, dem in der Stadt höchst unbeliebten Mönch Heinrich Hasse, nahe befreundet war. S., selber sehr selbstbewußt und nicht ohne ironische Ader, theilte daher mit jenem, der zugleich auch in saecularibus Stellvertreter des Stargardischen Propstes Dr. jur. Levin v. Velten, Dompropstes zu Hildesheim und Halberstadt war, den Unwillen der

Bürgerschaft. Als nun um und in Friedland sich das Lutherthum stärker zu regen begann, hielt er am Frohnleichnamstage (15. Juni) 1525 eine Predigt „Sermon van dem alder Hochwerdigesten Hylligen Sacramente des Lyues unde Blodes Christi", worin er sich entschieden auf römischen Boden gegen die Ketzerei stellte, doch ohne eigentliche Hetzerei. 1526 wurde er in den Friedländer Reformationswirren hart bedrängt und wich nach Grimmen in Pommern, wo er noch 1532 als Pfarrherr und „Rentmeister" genannt wird. Wohl von hier aus ließ er bei Ludwig Dietz in Rostock 1527, nur mit den Anfangsbuchstaben L. S. bezeichnet, sein Buch „Eyn handtwyser to dem rechten Christlicken wege, eynem islicken vramen Christen gantz nutte" erscheinen, dem der vorher genannte „Sermon" angehängt wurde. Die Widmung „Den Durchluchten Hochgebornen Forsten unde Heren, hern Georgen unde Barnym, to Stetyn, Pomern der Cassuben unde Wenden Herthogen, Försten to Rügen, Grauen to Gutzkow etc. Sinem gnedighen Försten unde hern" brachte alsbald den Stettiner Generalsuperintendenten Paul v. Rode (s. A. D. B. XXIX, 7 ff.) und Johann Bugenhagen auf die Beine, welche noch in demselben Jahre in Wittenberg bei Hans Barth eine heftige Gegenschrift erscheinen ließen: „Vorfechtinge der Evangelischen unde Christlyken lere, wedder den falschen handtwyser Herr Liborii Swichtenbergers, So he an de Hochgebornen Försten tho Pomern geschreuen hefft. Dörch Magistrum Paulum vom Rode prediker tho olden Stettyn ynn Pomeren. . Mit eyner vorrede Joannis Bugenhagens Pomers". Erst 1532 antwortete S. mit der in Frankfurt a./O. erschienenen Schrift: „M. Liborius Swichtenberg, Thumherrn tome Gripeswald vorlegginge der ketterlichen und valsken scriften und leren Pauli Rodens, luttersken predigers to olden Stettin und Johannis Bugdhan Pomers". In dieser Bezeichnung Bugenhagen's steckt eine böse Malice. Der letztere stammte aus Wollin und soll damit als Nachkomme jenes Bugdhan gestempelt werden, der dort den Pommernapostel, den h. Otto, überfiel. Auch noch eine Schrift aus demselben Jahre wird von S. erwähnt, die in Frankfurt erschienen sein soll: „Warhafftig Berycht uth Göttlicker Schrifft, Efft ock vor de vorstoruenen to byddende sy." — 1528 findet sich S. als Stellvertreter des Schweriner Archidiakonus in Triebsees; irrthümlich scheint Mone und danach Lisch und Wiechmann diese Thätigkeit auf 1521 verlegt zu haben. Als 1529 sein Freund Heinrich Hasse gestorben war und S. mit zum Testamentsvollstrecker ernannt hatte, wurde das Testament durch Engelke v. Helpte auf Pragstorf angefochten. Auf dem Vergleichstage zu Eickhorst am 6. Juni 1532 schlug des Engelke Sohn Johann den S. nieder und führte ihn mit verbundenen Augen zu Pferde fort in ein starkes Verließ, aus dem er noch im selben Monat wie durch ein Wunder entkam. Eine Klage beim Herzog Heinrich von Mecklenburg war ohne Erfolg. 1534 ist S. gestorben.

Lisch, Jahrbücher XII, 142—169; XIII, 259 f. — Wiechmann, Meklenburgs altniedersächs. Litt. I, 113—116. — Pyl, Geschichte der Greifswalder Kirchen ꝛc. II, 908 (vgl. 903). — Balt. Studien XVII, 148 ff.

Krause.

Schwieger: Jakob S. (Schwiger), fruchtbarer lyrischer Dichter des 17. Jahrhunderts, der mit Unrecht zuerst von Joh. Moller (1661—1725) in der Cimbria literata I, 613 (1744), später von andern, bisher unbeanstandet, mit Filidor dem Dorfferer, dem Dichter der „Geharnschten Venus" (Hamburg 1660), und nicht ganz unbeanstandet mit Filidor, dem Verfasser verschiedener Rudolstädter Festspiele aus den Jahren 1665—67, identificirt worden. S. war viel zu sehr auf seinen Dichterruhm bedacht, als daß er es über sich vermocht hätte, seine Dichtungen anders als unter seinem eignen Namen erscheinen zu

lassen. Nur seine „Feldrosen“ nennen auf dem Titel als Verfasser ohne weiteren Zusatz den „Flüchtigen“, am Ende der Vorrede geben sie den wirklichen Namen an. In den Gedichten selbst gestattet S. sich einen Dichternamen und zwar von seinem ersten Auftreten an bis zu seinen letzten nachweisbaren Dichtungen denselben: „Schäfer Siegreich“. Goedeke, der Schwieger's Schriften nur theilweise kannte, war Grundriß III,[2] 105 ohne Grund geneigt, sie zwei verschiedenen Verfassern desselben Namens S. beizulegen, er meinte, die „Liebesgrillen“ seien von einem andern S. als z. B. die „Ueberschriften“ und die „Wandlungslust“: diese drei Schriften stimmen aber in Sprache, Stil und in der ganzen Anschauungsweise völlig überein, richten sich an dieselben Freunde, in allen tritt der Dichter als „Schäfer Siegreich“ auf.

Das wenige, was über Schwieger's Leben bekannt ist, muß man seinen Schriften und besonders den Vorreden derselben entnehmen. Seine Schriften sind sehr selten, da sie meist auf seine Kosten, oder auf die seiner Gönner, in beschränkter Auflage gedruckt worden, nur wenige haben einen Verleger gefunden. Geboren war S. etwa 1630 in dem holsteinschen Flecken Altona, wo sein Vater Landmann war, der große liegende Güter, aber wenig Geld hatte. So sagt der Dichter in den „Liebesgrillen“: „Ob ich schon aus Bauer-Orden und vom Dorffe kommen bin“, ferner ebenda: „Ich habe, wie Ihr wißt, viel Teiche, See, und Felder, doch Geld, das hab ich nicht! ich hab auch Ochsen, Schaaff, ja Wiesen, Dorff und Wälder, hier an mir nichts gebricht“. Die Mittel des Vaters erlaubten aber doch, den Sohn nach Wittenberg auf die Universität zu schicken, wo er am 14. März 1650 immatriculirt wurde. Er trieb neben den philosophischen Studien, wie seine Gedichte bezeugen, auch theologische. Es ist nicht wahrscheinlich, daß S. noch eine andere Universität, etwa Leipzig besucht habe. Im Winter 1653 war er in Hamburg, wo er zahlreiche Freunde und Gönner hatte. Er beabsichtigte damals nach Wittenberg, wol zum Abschluß seiner Studien, zurückzukehren: „Es rufft mich wider hin nach Wittenberg, der Musen Zinn“. Der plötzliche Tod des Vaters brachte ihn, seine Mutter und Schwester „aus der Lust in überharte Noht“. So klagt er in den „Ueberschriften“ bei dem Grabe des Vaters: „Ach möcht ich diese Ruh, wie Ihr mein Vater haben! so weer ich wol daran, ja were weit von Quahl“. Die Schwester Anna Maria heirathete am 3. September 1654 Arnold Rotermund und kam dadurch mit der Mutter in geordnete Verhältnisse. Den Dichter unterstützten reiche Hamburger Kaufherren, denen er sich bei passender Gelegenheit durch Gedichte und Widmungen in Erinnerung zu bringen wußte. Anfang 1654 war er noch in Hamburg. Er datirte von dort aus die Widmungen der beiden ersten Bücher seiner „Liebesgrillen“ am 24. Februar 1654 als philos. studiosus. Das erste Buch widmete er „als ein Pfand der Treue und ein Zeichen dankbaren Gemüthes für vielfältig erwiesene Wohlthaten“ seinem Vetter, dem Kauf- und Handelsherrn Jakob Thran, das zweite Buch seinem brüderlichen Freunde, dem Kaufherrn Joh. Verdelfft, den er in der „Wandlungslust“ „Filadelf“ nennt, wegen der besonderen Gunst, mit der dieser „die Hoch-Edele Teutsche Sprache und Tichterey allezeit beseeliget“. So findet sich denn auch ein Ehrengedicht dieses Freundes vor dem ersten Buche, schließend mit der Aufforderung, S. solle seinem Namen Siegreich Ehre machen. Gleich nach dem Erscheinen dieser beiden Bücher „Liebesgrillen“ wurde S. von Philipp v. Zesen in Hamburg unter dem Namen des „Flüchtigen“ in die Teutschgesinnete Genossenschaft aufgenommen. Wenn Rist in einem Briefe an Neumark vom März 1655 darüber spottet, daß S., welcher der ärgste Bärenheuter (= Faulpelz) sei, der auf zwei Beinen trete, gerade diesen Namen bekommen, so darf man in diesem harmlosen Scherz kein abfälliges Urtheil über S. sehen. S. scheint allerdings

in kein näheres Verhältniß zu Rist gekommen zu sein, er schätzte aber den großen Daphnis, nach dessen Vorbild er sich in seinen „Liebesgrillen“ versucht, sehr hoch. In Rist's Elbschwanenorden hat S. nie Aufnahme gefunden: vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil er bald nach der Gründung desselben gestorben.

Den ersten Gebrauch von seinem Gesellschaftsnamen machte S. auf dem Titel seiner „Ueberschriften“, die er Stade, 24. Juni 1654 sechs Hamburger Kaufherren widmete, welche „der Hoch=ädelen Teutschen Sprache herzlich zugethan“ und von denen einige „sonderliche Liebhaber der Teutschen Tichterey“ waren. Der Aufenthalt Schwieger's in Stade war wol nur ein vorübergehender, denn das Büchlein wurde nach einer Schlußbemerkung, „in Abwesenheit Authoris“ gedruckt. In die Zeit seines Stader Aufenthaltes fällt wohl die Predigt über Koloss. I, 9—14, die er als „Gebets=Räuchwerk“ 1655 daselbst erscheinen ließ. Schon im Juni 1654 war S. in Gottesdorf, wo er bis zum Jahre 1656 blieb, ob als Prediger oder als Lehrer, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen: in der „Wandlungslust“ nennt er Claus Lakemann, Erbgesessenen zu Gottesdorf, seinen Herrn und Patron. An derselben Stelle rühmt er sich, daß er bei dreihundert Liedelein schon gesungen habe, und was er geschrieben sonst, das sei ihm alles wohlgelungen. Obwol Schmähsüchtige seine Gedichte übel aufnahmen, ließ er sich doch die Aufforderung seiner Freunde ein Sporn sein, „den Fleiß nicht zu spahren, die Teutsche Sprache mit erbauen zu helfen“, im Hinblick auf den Dank der „Teutschlihbenden Hertzen“. So ließ er 1655 seine „Flüchtigen Feldrosen“ erscheinen, mit einer Zuschrift, Gotzdorf 19. Februar 1655, an fünf Töchter des Leipziger Rathsherrn Christian Lorenz, seinen in Ehren großgeneigten Freundinnen und Gönnerinnen, die wie ihm glaubwürdig berichtet, die „Hochädele Teutsche Muttersprache vor andern in großem Wehrt und Ehren“ hielten.

Den böswilligen Beurtheilern seiner Liebeslieder gegenüber vertheidigte S. sich in der Vorrede zum zweiten Theile seiner „Liebesgrillen“, den er Gottesdorf, 12. Juni 1655 Nicolao Petri dem Jüngern, dem „Sinnreichen“ und dem „Seladon“ der „Wandlungslust“, widmete. Er betheuerte, daß er seine Lieder nicht aus einem geilen Herzen gesetzt. Kein einziges sei darunter zu finden, welches er für sich einer einzigen Jungfrau zu gefallen verfertigt, er habe die Lieder seinen Freunden zu sonderbarer Willfahrung aufgesetzet. Sollte aber doch eins oder das andere mit eingeschlichen sein, so sei solches geschehen vornehmer Leute Fußstapfen nachzufolgen, sich selbst bisweilen in der Arbeit und Einsamkeit eine Ergötzlichkeit zu machen, sein Herz sei keine Jungfrau zu besingen willens gewesen, als die es sich selbst möchte einbilden und zueignen. Dementsprechend versicherte er schon auf dem Titelblatte seiner nächsten Sammlung von Gelegenheitsgedichten, dem „Lustigen Lustkämmerlein“, Gottesdorf, 27. October 1655 Nicolao Petri, weitberühmten Arithmetico ordinario in Hamburg, als Zeichen dankbaren Gemüthes zugeschrieben, sie kämen „aus einem redlichen Herzen“. Auf vieler guten Freunde freundlichste Aufforderung gab er dann 1656 eine weitere Sammlung „Wandlungs=Lust“ heraus, er widmete sie seinem gnädigen Fürsten und Herrn, Christian VI., erwählten Princen zu Dennemark und Norwegen, Hertzogen zu Schleswig=Holstein u. s. w., Glückstadt, 31. Juli 1656: „Ein schlechtes Cimber=Kind bringt was es hat geschrieben, Dazu der teutsche Muht vom Himmel ist getrieben. Es suchet Gnad und Schutz, daß diese Wandlungs=Lust Nicht dürffe sauffen Gifft an Neidharts Drachen Brust“.

Die bisher angeführten Schriften Schwieger's enthielten zumeist Gedichte, die er bei feierlichen Gelegenheiten im Auftrage und im Sinne seiner Freunde verfaßt hatte, selbstempfundene stehen nur wenige darin. Selbständiger sind die späteren Dichtungen, sie entspringen mehr einem inneren Bedürfnisse, als einer

äußeren Nöthigung. Sie sind alle in Glückstadt entstanden, wo er seit 1656 in Stellung war. Der Dichter hatte dort wenig Muße von seiner schweren Arbeit, er saß in „solchem Ambte, dabei er viel Mühe und Arbeit hatte, also daß er weinig auf etwas anders denkken" konnte. Die Geschichte seiner fingirten unglücklichen Liebe behandelte er in der „Adelichen Rose. Welche den Getreuen Schäfer Siegreich, und die wankkelmühtig Adelmuht; der Edlen und keuschen Jugend vorstellet". Die Jugend solle sich daraus „einen zwiefachen Spiegel nehmen, ihr Hertz zu beschauen, ob es dem Siegreich oder der Adelmuht gleiche", und den Schluß daraus machen, „daß besser sey dem Siegreich als der Adelmuht nachzufolgen". Das Gedicht ziele nur auf „keusche Liebe und Tugend". Er widmete es am 31. März 1659 „Johann Rammen, königl. Dännemarck. Amtsschreibern auf Hanrou, den er bittet, sein großer Gönner verbleiben zu wollen. S. war damals auch kaiserlich gekrönter Poet: der Glückstädter Wilh. Olter redet S., den er seinen von zartester Kindheit an vertrautesten Freund nennt, so an, vor dem zweiten Zehn der „Adelichen Rose". Es folgten zwei aus Poesie und Prosa gemischte Schäfererzählungen, die „Verlachte Venus" unter dem 26. October 1659, „den Tugendedlen Glücksburginnen und allen keuschen, Tugend-liebenden Hertzen" zugeschrieben, und die „Verführete Schäferin Cynthie", datirt vom 16. Februar 1660, beide fanden solchen Beifall, daß sie 1661 neu aufgelegt werden mußten. An seinen Landesherrn wandte S. sich mit der „Sieges-Seule Friedrich III. zu Dennemark aufgerichtet", aus Anlaß des Sieges vom 14. und 15. November, durch den die Insel Fünen aus der Hand seiner Feinde gerissen, und 1661 mit der „Späten doch hertzlichen Glückwünschung dem König Friedrich III. zugerufen".

Mit dem Jahre 1661 schwindet jede Spur von S. Wann er gestorben, wissen wir nicht, denn die Notiz, die Waldau aus seinem Exemplar der „Geharnschten Venus" anführte, nach der 1666 das Todesjahr Schwieger's sei, verdient keinen Glauben, sie beruht vielleicht auf einer Vermuthung, die sich auf Moller's Cimbria literata stützt. Daß die „Geharnschte Venus", mit der Förster vorsichtiger Weise eine zweite Periode der dichterischen Thätigkeit Schwieger's beginnen läßt, nicht von ihm ist, läßt sich leicht erkennen. Sie gibt sich unverhohlen als erste Arbeit aus, lehrt uns einen Dichter kennen, der eine ganz andere Anschauungsweise, anderen Stil und anderen Umgang hatte als S. Während dieser seinen Liedern ausschließlich Melodien ihm befreundeter Componisten aus Altona, Hamburg, Stade beigibt, hat Filidor der Dorfferer den seinigen sehr oft französische Arien, Ballette, Blamanden, Sarabanden zu Grunde gelegt. Das einzige, was für die Identität Schwieger's und Filidor's des Dorfferers zu sprechen scheint, der Umstand, daß die „Geharnschte Venus" bei demselben Hamburger Buchhändler, Christian Guht, verlegt ist, bei dem von S. nur die Liebesgrillen 2. Theil und die 2. Auflage des 1. Theiles erschienen sind, ist natürlich ohne Belang: Guht verlegte mit Vorliebe Liebeslieder, so u. a. Rist's Florabella. Daß S. nicht der Rudolstädter Dramendichter Filidor sein könne, hat am bestimmtesten Martin in seiner Neubearbeitung der Litteraturgeschichte Wackernagel's II, 232 behauptet und aus sprachlichen Gründen bewiesen. Weil man bisher S. für einen selten vielseitigen Dichter gehalten, hat man ihn stark überschätzt, vor allem Scherer, der ihn nach dem Vorgange von Gervinus, mit Unrecht den eigentlichen Minnesänger des 17. Jahrhunderts nannte. Dieser Name gebührt in viel höherem Grade dem unbekannten genialen Dichter der „Geharnschten Venus", der mit diesem Erstlingswerk alle Dichtungen des geistlosen, nur formgewandten, aber inhalts- und erfindungsarmen S. weit übertraf.

Vgl. meinen Aufsatz über Schwieger, Filidor den Dorfferer und Filidor in Seuffert's Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte V. — Jacob Schwieger(!),

Geharnschte Venus. Herausgegeben von Th. Raehse. Halle 1888 (Braune's Neudrucke Nr. 74 u. 75).

Al. Reifferscheid.

Schwilgué: Johann Baptist S., hervorragender Mechaniker und berühmt durch die Erneuerung der astronomischen Uhr des Straßburger Münsters, wurde zu Straßburg i. E. am 18. December 1776 geboren. Schon früh zeigte sich die Vorliebe des Knaben für die Mechanik, indem er im Kleinen die Maschinen nachbildete, welche er zu sehen Gelegenheit hatte und sich die Apparate für seine physikalischen Versuche selbst verfertigte. Sein Talent erhielt einen mächtigen Impuls durch das alte Meisterwerk der Mechanik, die astronomische Uhr im südlichen Arm des Münster-Querschiffs. In den Jahren 1560—74 nach den Angaben von Konrad Dasypodius (s. A. D. B. IV, 764) durch zwei Gebrüder Habrecht aus Schaffhausen erbaut, zählte sie lange zu den sieben Wunderwerken Deutschlands, bis sie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Verfall gerieth und endlich 1789 ihren Gang einstellte. Der 15jährige S. faßte den festen Entschluß, dieses stumme todte Werk zu neuem Leben zu erwecken. Als 1791 die Stürme der Revolution hereinbrachen, ging sein Vater, ein Beamter der Verwaltung, seiner Stellung verlustig und zog mit seiner Familie nach Schlettstadt. Aber auch hier verließ den jungen S. keinen Augenblick der Gedanke an die Münsteruhr. Er war es, der ihn den Beruf eines Uhrmachers ergreifen ließ. Ohne Lehrmeister brachte er es so weit darin, daß er 1795 im Alter von 19 Jahren eine Uhrmacherwerkstatt einrichten konnte. Daneben betrieb er eifrig, die Nacht zu Hülfe nehmend, das Studium der Mathematik und Astronomie, das ihn befähigen sollte, als Dasypodius und Habrecht zugleich die Münsteruhr vollkommner wieder herzustellen. Früh schon war man auf die hervorragenden mathematischen Kenntnisse Schwilgué's aufmerksam geworden. 1793 wurde ihm das Amt eines Aichmeisters in Schlettstadt übertragen. In dieser Stellung suchte er nach Kräften den Uebergang von dem alten zum metrischen Maß- und Gewichtssystem, der besonders im Elsaß langsam von statten ging, durch tabellarische Aufstellungen zu erleichtern. Im J. 1808 erhielt er, der niemals irgend ein Examen abgelegt, die Stelle als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Schlettstadt. 1815 gelang es ihm, immer im Hinblick auf die Erneuerung der Münsteruhr, nachdem er schon an der Möglichkeit einer Lösung verzweifelt, einen Mechanismus zu construiren, der die ganze Berechnung des Kirchenjahres (comput ecclésiastique), nämlich die goldene Zahl, den Sonnencyklus, die Indiktion, den Sonntagsbuchstaben, die Epakten und das Datum des Ostersonntags für jedes Jahr anzeigte. Sechs Jahre später stellte er dies sein Werk der Akademie der Wissenschaften in Paris vor; aber dies hohe Institut brachte dem Erfinder kein Interesse und seiner Erfindung kein Verständniß entgegen. Mehr von beiden fand S. bei dem König Ludwig XVIII., der ihm eine Audienz bewilligte und in derselben das Werk eingehend sich erklären ließ. Im J. 1825 wurde er mit der Reparatur der städtischen Brückenwage in Schlettstadt beauftragt, und die Verbesserungen, welche er daran anbrachte, führten ihn dazu, die Decimalwage in ihrer jetzt gebräuchlichen Form zu erfinden. (Das Originalmodell einer solchen Wage hat im Kunstgewerbemuseum zu Straßburg Aufstellung gefunden.) Außerdem veranlaßte ihn jene Arbeit, sich 1827 mit dem Maschinenfabrikanten Rollé geschäftlich zu verbinden und nach Straßburg überzusiedeln. Das Etablissement mit der Fabrik in Grafenstaden stellte 1834 auf der französischen Industrieausstellung in Paris aus. S. erhielt bei dieser Gelegenheit das Kreuz der Ehrenlegion. Die Geschäftsverbindung mit Rollé, welche contractlich 10 Jahre dauerte, wurde 1837 bei ihrem Ablauf von S.

nicht wieder erneuert, der sich jetzt ganz der Erneuerung der Münsteruhr widmen wollte. Mit seiner Uebersiedelung nach Straßburg war er nämlich der Erreichung dieses seines Lebensplanes bedeutend näher gerückt. Schon 1825 hatte er Gelegenheit gehabt, das Innere der alten Münsteruhr zu untersuchen und sich davon zu überzeugen, daß er schon als 15jähriger Jüngling sich den Mechanismus derselben ganz richtig vorgestellt hatte. 1827 machte er dann dem Magistrat drei Vorschläge: Der erste ging dahin, die Uhr lediglich in ihren alten Stand zu setzen. Der zweite bezweckte unter Beibehaltung des Gehäuses dem Werke eine Vervollkommnung zu geben, welche den Fortschritten der Mechanik seit dem 16. Jahrhundert entsprechen würde, während der dritte eine vollständig neue Uhr an die Stelle der alten setzen wollte. Wieder ruhte die Sache einige Jahre, bis 1833 der Gemeinderath, diesmal ein republikanischer, die Ausführung eines der Vorschläge im Princip beschloß und drei Jahre später S. mit der des zweiten betraute. Am 2. October 1842, bei Gelegenheit eines in Straßburg tagenden wissenschaftlichen Congresses, setzte S. die Uhr zum ersten Male in Gang. Er schenkte damit seiner Vaterstadt eines der wunderbarsten Werke der Mechanik, welche menschlicher Scharfsinn je erdachte. Jeden Mittag sammelt sich vor der Uhr eine zahlreiche Menge, welche den stundenschlagenden Tod, den flügelschlagenden und krähenden Hahn und die vor dem segnenden Heiland vorüberwandelnden Apostel bewundert. Diese automatischen Figuren sind aber nur ein untergeordnetes Beiwerk gegenüber den kalendarischen und astronomischen Theilen derselben. Die Uhr zeigt nämlich außer der mittleren auch die wahre Sonnenzeit und die wahre Sternzeit. Sie enthält ein vollständiges Kalendarium des laufenden Jahres, indem sie selbstthätig um Mitternacht des 31. December sich nach den veränderten Angaben des neuen Jahres regulirt und sowohl die Schalttage wie die Daten der beweglichen Feste an der ihnen zukommenden Stelle erscheinen läßt. Ein Planetarium zeigt die Bewegungen der sieben mit unbewaffnetem Auge sichtbaren Planeten, welche im Verhältnisse zu ihrer wirklichen Größe durch vergoldete Kugeln dargestellt, ihre Bahn in der gleichen Weise und in denselben Zeiträumen durchlaufen wie am Firmament. Wenn man bedenkt, daß Mercur seinen Lauf in 88, Saturn den seinen in 10 747 Tagen vollendet, so begreift man die außerordentliche Leistung Schwilgué's. Die Uhr zeigt außerdem die Mondphasen, die Sonnen- und Mondfinsternisse, kurz, sie ist im Kleinen eine möglichst getreue Darstellung des großen Weltmechanismus, dessen Nachbildung sich der frühere „kleine Hexenmeister", seiner Knabenneigung getreu, zur Lebensaufgabe gestellt hatte. Nach ihrer Vollendung krönten Ehren und Anerkennung den Lebensabend Schwilgué's. Feste und Aufzüge werden ihm dargebracht, er wurde Officier der Ehrenlegion, sein Bild, von Guérin gemalt, schmückte das Gehäuse seiner Uhr. Aber still und bescheiden zog er sich allmählich aus der Oeffentlichkeit zurück, indem er die Leitung seines Geschäfts, dessen Erzeugnisse (besonders Thurmuhren) bis in die fernsten Weltgegenden Verbreitung fanden (s. Horloges et instruments de précision. Ancienne maison S. Strasb. 1878 und öfter) seinen Werkführern, den Gebr. Ungerer überließ, bis zu seinem Tode vertieft in die Lösung mechanischer und mathematischer Probleme (Zahnräder). Er starb am 5. December 1856.

Sein einzig überlebender Sohn Karl S. beschrieb das Leben seines Vaters in der „Notice sur la vie de mon père J. B. S.", Straßburg 1857, 1858. Von demselben erschien bei der Vollendung der Münsteruhr 1842 eine „Description abrégée de l'horloge astronomique de la cathédrale de Strasbourg." Deutsch 1844. Eine genaue Beschreibung des Mechanismus von S. selbst ist im Archiv des Frauenhauses niedergelegt.

J. Diener.

Schwind: Moriz v. S., Historienmaler, geboren am 21. Januar 1804 zu Wien, das dreizehnte Kind des k. k. Hoffecretärs und Legationsraths Franz v. S., studirte um dereinst in den Staatsdienst zu treten, am sog. Schottenstift zu Wien, wo er mit den um zwei Jahre älteren Bauernfeld und Lenau zusammentraf und Freundschaft schloß. Frühzeitig illustrirte er Hefte, Bücher und Briefe, auch ein Paravent des väterlichen Hauses bot seiner Phantasie die erwünschten Flächen. Von erheblichem Nutzen für den Knaben wurde 1811 ein längerer Aufenthalt bei einem Oheim zu Altgedein in Mitten des Böhmerwaldes, mit seinen ernsten Tannen und der zwischen verwittertem Gestein wuchernden Moos- und Farrenkräuter-Vegetation; Schwind's spätere Einsiedler-Bilder und die landschaftlichen Scenerien in den berühmten Märchen-Cyclen erinnern an die hier empfangenen frühesten Eindrücke; mit Recht hat sich S. nachmals gerühmt, daß Keiner die stille majestätische Macht einer Waldeinsamkeit besser zu malen verstehe. Nach dem Tode des Vaters zog die Familie, ziemlich vermögenslos, nach dem in der Vorstadt Wieden gelegenen „zum Mondschein" genannten Häuschen der Großmutter, in dessen Garten sich bald als dem idyllischen Tummelplatz, allerlei junge, mehr oder minder poetisch veranlagte Genossen zusammenfanden, die insgesammt von hohen Dingen träumten und etwas tüchtiges in der Welt zu vollbringen gelobten. Dazu gehörten beispielsweise die Brüder Anton und Joseph Ritter von Spaun (vgl. Wurzbach, Lexikon 1878, XXXVI, 71 ff.), der Dichter Joseph Kenner (ebendas. 1864, XI, 167) und der Componist Franz Schubert, mehrentheils an Alter über unserem Maler stehend, unter welchen der Letztgenannte von bleibender Einwirkung auf den für Musik so empfänglichen S. wurde, welcher das Geigenspiel wohl erlernte, aber den Gesang und neben anderen Instrumenten das Clavier aus eigenem Ingenium cultivirte. Musik war überhaupt dasjenige Element, welches S. als Ergänzung zu seiner Kunst bedurfte, sie galt ihm zeitlebens als der elementare Jungquell für sein gesammtes Empfinden, Denken und Schaffen. Ihr Cult klingt durch einen großen Theil seiner Compositionen, wie denn bei ihm an die Stelle des frühe verstorbenen und von S. immerdar gepriesenen und bedauerten Schubert alsbald Franz Lachner trat und andere Tondichter und Musikverständige zu Schwind's treuesten Freunden gehörten. Den Verkehr im „Mondschein" belebten als frühere oder spätere Hospitanten außer den Vorstehenden noch viele andere, in der Folge wohlbekannt oder berühmt gewordene Namen, welche damals freilich erst in der Ankleide-Garderobe des Lebens auf ihre in der Weltbühne abzuspielenden Rollen sich vorbereiteten. Das buntfarbige Treiben dieser fröhlichen Jugend hat Lucas v. Führich (in seiner Lebensskizze Schwind's Leipzig 1871 S. 10 ff.) hübsch abgeschildert. Es gab übrigens auch Hader, Groll, Eifersüchteleien, Zerwürfnisse, Spektakel, kurz eine „ganze Aprilwetterperiode von etwa zehn Jahren (1817—28), mit wunderbar lieblichen Frühlingstagen und duftigen Erstlingsblüthen, dann wieder darüber hinfegenden Stürmen und Schneeschauern, bis zur scheinbar völligen Rückkehr winterlicher Erstarrung, die mit einem Male wieder unmerkbar sich löste". Dergleichen Aprilwetter zog sich auch durch das ganze Leben des Meisters, ohne daß dessen Kunst darunter gelitten hätte. Ein tüchtiges Gewitter dieser Art gehörte zu seiner geistigen Läuterung oder „Verdauung" worauf sich der Maler dann nur um so liebenswürdiger zeigte, obwohl es nicht angenehm war, zufällig unter ein solches Sturzbad seines Humors zu gerathen. Großen und nicht immer günstigen Einfluß übte der an Jahren vorlaufende, hochbegabte und ebenso wie der Maler eigenwillige Franz v. Schober, welcher als guter und böser Spiritus familiaris vielfach in Schwind's fernere Thätigkeit eingriff. S. schwärmte in seinen an ihn gerichteten Briefen mit einer fast sentimentalen Verehrung und

bäumte sich dann wieder bis zum „Umbringen“ gegen den geistig überlegenen, immer wohlwollenden und des Malers Genie mit treuestem Eifer unverbrüchlich fördernden Mann, welcher auch nach den letzten Zerwürfnissen nur die höchste Bewunderung den Schöpfungen seines früheren Freundes zollte.

S. frequentirte nach Absolvirung des Gymnasiums vorläufig den Antikensaal der Akademie, ohne sich daselbst besonders heimisch zu fühlen, und doch erhielt sein für Formenschönheit scharf empfängliches Auge hier schon ein ausgeprägtes Stylgefühl und eine classische Gewandtheit, selbes zum künstlerischen Ausdrucke zu bringen. Ebenso förderte ihn, gleichfalls mehr als er je zugestehen wollte, die Aufnahme und Beschäftigung im Atelier des damals auf der Höhe seines Ruhmes angelangten Professors Ludwig Ferdinand v. Schnorr, dessen Mysticismus und Farbeneffecte indessen auf den lustigen S. ebenso unsympathisch wirkten, wie der Rumor in Peter Krafft's Schlachtenbildern. Da Schwind's Verhältnisse eigenen Erwerb sehr wünschenswerth machten, so zeichnete er Neujahrskarten und „Turniere“ als Bilderbogen für J. Trentsensky, unter welchen die ringenden Ritter (No. 22 dieser bis in die neueste Zeit immer noch beliebten und vielfach nachgedruckten Blätter) unwillkürlich an die nachmaligen „Akrobaten-Spiele“ (in No. 251 und 252) der „Münchener Bilderbogen“ gemahnen. Aus dieser Zeit stammt eine ganze Reihe von Skizzen, welche S. zu Kenner's Balladen von „Stillfried und Sigunde“ zeichnete; leider kamen weder die Dichtung noch die Illustrationen in die Oeffentlichkeit; auch von den zwölf „Vignetten“ zu einer von Schubert (als Op. 38 bei Cappi und Comp. 1825) componirten Dichtung Kenner's gelangte nur eine derselben als Titelverzierung zum Druck. Außerdem wurden viele Porträts gemalt z. B. der Hofschauspielerin Sophie Schröder (lithographirt bei Trentsensky als Beigabe zu Hormayr's „Archiv“ 1823 No. 146); in einem an Schober gerichteten Briefe vom 6. Mai 1824 beziffert S. die Zahl schon auf dreißig! und allerlei Genrebilder, darunter ein alter, brodabschneidender Knappe (der sog. „Brodschneider“) und ein biblischer Stoff, wie „Joseph im Kerker“ dem Mundschenk und Bäcker die Träume auslegt. Dann entwarf er eine Serie von sechzig Grabdenkmälern (die sog. „Gräber“) für allerlei Leute und drei Blätter zu „Balladen“ für Trentsensky, einen großen „Christoph“ und die „Vision eines Ritters“, welcher eine gefesselte Jungfrau erlösen will (später als „Ritters Traumbild“ umgearbeitet als No. 128 der Wiener Schwind-Ausstellung 1871) und allerlei andere Scenen, in welchen er nach Goethe's Vorbild, seines Herzens eigene Erlebnisse lyrisch-künstlerisch gestaltete. Zu Anfang des Jahres 1825 entstand in angestrengtem, alles vergessendem Schaffen, der „Hochzeitszug des Figaro“ — der erste große Flügelschlag des seiner Kraft bewußtwerdenden Genius! Es sind über hundert Figuren auf 29 Blättern: Eine Fülle von Schönheit, Adel und Sicherheit der Form, wie sie nur unserm Schwind eigen war. Reiter eröffnen den Zug, dann folgen Trompeter und Pauker, zwei Bläser und ein Waldhornist, zwei Geiger und ein Baßspieler — ächte Musikanten wie sie nur S. schaffen mochte; auf einem Blatt hat er auch sein Porträt untergebracht, wie denn überhaupt viele seiner Freunde mit unverkennbarer Aehnlichkeit hier mitspielen. Das Brautpaar sind Figaro und Susanne; der Graf und die Gräfin gehen auch mit, dazu Tänzer, Soldaten, Gäste und Masken; der verliebte Papageno, die vier Jahreszeiten, darunter schon jene Personification des Winters, wie er aus dem „Radir-Almanach“, zuerst mit Versen von Hermann Rollett in No. 124 der „Fliegenden Blätter“ (VI. Bd. No. 4) und darauf in No. 5 der „Münchener Bilderbogen“ die Reise um die Welt machte. Schon damals sahen, wie Wilhelm Chezy in seinen Erinnerungen (Schaffhausen 1863, II, 81) berichtet, einzelne „die Bürgschaft einer großen Zukunft“ in diesem Werke; Frau Helmine v. Chezy („Unvergessenes“ Leipzig 1858 II, 266)

gerieth darüber in gerechtes Entzücken, sie lobte nächst dem überschwänglichen Humor die Gedankenfülle, Heiterkeit und Kraft. Auch Grillparzer freute sich innig daran, übrigens vielleicht mehr aus musikalischem Interesse als künstlerischem Verständniß, welch' letzteres bei dem großen Dramatiker immer stark unausgebildet blieb. Durch Grillparzer kamen die Zeichnungen zu Beethoven, welcher selbe noch in seiner letzten Krankheit bewunderte. Nach seinem Tode gingen sie an S. zurück, aus dessen Nachlaß diese Perle wieder zum Vorschein kam, leider blieb das Werk bisher noch immer Manuscript und fand nicht den Weg in die Oeffentlichkeit, wie denn in des Künstlers Nachlaß noch ein ganzer Schatz „Inedita" zu einem interessanten „Schwind-Album" vorhanden liegt. — Indessen wogte in der Phantasie des jungen Meisters eine ganze Fülle von Entwürfen, dazu gehören die Illustrationen zu einer Classikerausgabe, wovon uns ein paar Blätter zu Hans Benedix und Nathan dem Weisen bekannt geworden, ein Cyclus „Kinderbelustigungen", ein großes Tableau mit „Zriny's Ausfall aus der belagerten Festung Szigeth" — ein Kapitalblatt mit figurenreicher Composition (lithographirt bei Trentsensky; ebendas. erschien auch ein lithographirtes Porträt des „Nikolaus Grafen von Zriny"). Dazu sechs Blätter zu Robinson's Aventüren (ebendas.); eine große Anzahl Titelvignetten zu Clavierstücken aus dem Barbier von Sevilla, zu Tancred, Othello, zur diebischen Elster u. s. w. Auch eine durch S. illustrirte Ausgabe von „Shakspeares sämmtlichen dramatischen Werken, übersetzt im Metrum des Originals" (von E. v. Bauernfeld, Ferdinand Mayerhofer und anderen), Wien 1826 bei J. Sollinger ist hier zu verzeichnen. Zu jedem Drama, welches auch in einzelner Ausgabe erschien, zeichnete S. auf den Titelumschlag eine bei Trentsensky lithographirte Vignette; auf dem Titel die schwebenden Figuren der tragischen Muse mit dem Lustspiel und einer gekrönten Tuba-Bläserin (Fama). Dann die Titel-Bildchen zu „Tausend und Eine Nacht" (deutsch von Max Habicht, Fr. H. v. d. Hagen und Karl Schall, Breslau 1824 ff. in 15 Bänden; 4. Aufl. 1836; 5. Aufl. 1850), ein Auftrag, der durch Schober's Vermittelung aus Breslau an S. gelangte und jedenfalls schon 1823 gezeichnet sein mußte, da die ganze Ausgabe lieferungsweise im Jahre 1824 begann; sie errang den Beifall Goethe's, welcher den jungen Künstler mit einer wahren dithyrambischen Anerkennung (im 6. Band von Kunst und Alterthum, abgedruckt in der Vorrede zum „Radir-Almanach" und bei Führich S. 14) begrüßte. Wenn Goethe über diese verhältnißmäßig jugendlichen Leistungen in solche Begeisterung gerieth, was hätte er dann erst über „Ritter Kurt's Brautfahrt" und die späterenu nvergleichlichen Zeichnungen Schwind's sagen müssen, worauf unsere neuesten Impressionisten freilich mit chauvinistischer Verachtung herabzublicken belieben. Die Kinderkrankheit der Pleinairmalerei ist indessen nur eine Modesache — glücklicherweise verfiel S. niemals der wechsellaunigen Mode und wird somit als ächter Künstler über allem Parteihader verbleiben.

Zu den weiteren Arbeiten Schwind's, welche um diese Zeit in dem von Graf Palffy gegründeten „Lithographischen Institut" von J. Kriehuber auf Stein übertragen wurden, gehören die Reihenfolge der „Ungarischen Könige", ein Porträt des Kaiser Franz im Krönungsornat, sechs Porträtbilder in ganzer Figur zu Raimund's „Bauer als Millionär", wozu die Darsteller (Raimund als „Aschenmann", Korntheuer als „Zauberer", die berühmte Therese Krones als „Jugend" und andere) im vollen Costüm dem Künstler als Modell standen. Einen Einblick in das weitere Treiben der zahlreichen Freunde gewährt auch das sog. „Atzenbrucker-Bild" (nach dem ehemals in Schober's Besitz befindlichen Original von S. u. G. S. Mohn radirt), welches die fröhliche Jugend bei Ballspiel und Ringelreihen darstellt, wie selbe auf dem zum Stift Kloster-Neuburg ge-

hörigen, unter einem Oheim Schober's als Verwalter stehenden Edelhofe in sorgloser Lust sich tummelt (No. 10 auf der Schwind-Ausstellung zu Wien 1871). Dazwischen zeichnete S. im Wetteifer mit Jos. Danhauser die heitere Reihe der „Verlegenheiten“ — in Costüm und Inhalt ächte Zeitbilder aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, welche allerlei Situationen abschildern, in welche ein harmlos-gemüthliches Menschenkind zu gerathen vermag. Hier finden z. B. zwei Dämchen ihren todmüden Tänzer in der Garderobe auf ihren Mäntelchen und riesigen Federhüten traumumgaukelt eingeschlafen sitzend; da überrascht eine berühmte Bühnenkünstlerin mit ihrem Dankbesuche ihren wohlwollenden Recensenten in seinem armseligen Dachstübchen; ein verliebter Studiosus wird, gerade im Begriff seiner Angebeteten ein Billet-doux zuzustellen, vom altfränkischen Papa abgefaßt, wobei das holdselige Kind ihr schamübergossen glühendes Antlitz ganz in ihre Stickerei versenkt; eine graziöse Schöne sitzt mit aufgewickelten Locken vor der Toilette und wird durch die unabgeriegelte Thür mit einem Besuch überrascht, welchen sie mit einem glockenhellen „Niemand, Niemand darf herein“ vergeblich abzuwehren bemüht ist. Es sind nette, meist höchst harmlose Sächelchen. Der Preis gehört wohl jenem Blatt, auf welchem ein feines Fräulein an einem Tage, wo „Blasius im Kalender steht“ d. h. bei heillosem Sturm im Freien mit ihrem Regenmäntelein und Hütchen zu kämpfen und mit einem Päcklein und einer fatalen Schachtel beladen, keinen Finger frei hat; doch gelingt es ihr, wenigstens noch das Gleichgewicht zu erhalten, wobei sie in den Stoßseufzer ausbricht: „Ach! wenn ich nur die Schachtel nicht hätte!“ Das Bild ist so anmuthig und verschämt, so liebenswürdig und nett, daß es durch neue Reproduction der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Derb-komisch und platt dagegen sind die sechsunddreißig „Krähwinkeladen“, welche 1826 nach kleinen Federzeichnungen Schwind's bei Trentsensky in Steindruck herauskamen. Es war eine Brodarbeit; nach dem Wunsche des Verlegers wurden die herkömmlichen Witzboldereien beibehalten. Doch zeigte sich auch hierbei Schwind's Muse und Genius; so z. B. in der „ganz unerträglichen Frau Floß- und Fischmeisterin“, oder in jener Scene, wo der „Bürgermeister zu sich selbst kommt“ und sein Kind „bei Wasser aufgezogen wird“.

Ein ächtes Lustspiel in sechs Acten wird mit der „Landparthie auf den Leopoldsberg“ abgespielt. Es ist wie ein gemischtes, dreifach besetztes Quartett, welches auf einem Tagesausflug nach dieser berühmten schönen Fernsicht (vgl. Westermann's Monatshefte, November 1888 S. 225) allerlei Aventüren erlebt, wobei jedes der Hauptpaare reihum einen komischen Unfall besteht. Also auch hier schon jener novellistische Erzählerton, der sich wie eine Fuge durch die folgenden cyklischen Schöpfungen Schwind's so ansprechend zieht. Unausgeführt blieben seit 1825 die acht Entwürfe zu E. Th. A. Hoffmann's „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“, welche in Schober's Besitz kamen und von demselben bis zu seinem am 15. September 1882 in Dresden erfolgten Ableben neben anderen brieflichen und artistischen Reliquien Schwind's — darunter auch ein das „Käthchen von Heilbronn“ vorstellendes Oelbild — mit eifersüchtiger Sorgfalt behütet wurden.

Wie S. damals aussah, zeigt ein 1827 von Kriehuber lithographirtes Porträt: er ist städtisch-fein und salongültig gekleidet, das wohlgescheitelte Haar (wovon jedoch immer ein widerborstiges Stück rückwärts in die Höhe stand) läßt die schöne hohe Stirne frei; unter den schmalen Brauen blicken die klugen Augen fest, milde und ruhig hervor, die Nase ist energisch, der Mund fein und bogenförmig, beinahe streng, doch leicht von Humor gespannt, die Lippen mager und fleischlos; ein stehender Hemdkragen umrahmt das schmale Gesichtchen. So machte er sich Ende August 1827 auf nach München, um ausgestattet mit

einem Empfehlungsschreiben Grillparzer's an Cornelius, bei diesem anzufragen und dabei auszukunden, was etwa für ihn und seine Kunst in der Isarstadt zu erwarten sei. Vorerst ging er zurück nach Wien, um in tüchtigem Schaffen die weiteren Mittel zu erringen, wozu Porträtbilder wohl am leichtesten aus der Hand gingen. Außer der „Abendpromenade" brachte er dann im November 1828 nur die „Geschichte zweier Brüder" (auf der Schwindausstellung zu Wien 1871 der „Wunderliche Heilige" genannt) mit nach München, ein Stoff, welcher indessen keine besondere Theilnahme erregte. In München nahm S. neuerdings sein „Schiff aus dem Tasso" vor und einen großen, altbiblischen Stoff „David und Abigail", wozu vorläufig ein sehr durchgebildeter großer Carton gezeichnet wurde. Eine steife Composition mit langen, mageren Figuren; das darnach in kleinerem Format ausgeführte Oelbild erwarb 1830 der Münchener Kunstverein. Um zu leben machte S. vielfache Pläne: Er gedachte die berühmten Paradiesesthüren Ghiberti's nach einem Gypsabgusse auf Stein zu zeichnen, dann lithographirte er die Geschichte vom „Herr Winter", nach einem uns zugekommenen Fragmente zu schließen, in derselben Weise wie er später den gleichnamigen „Münchener Bilderbogen" (Nr. 5) gestaltete; auch entstanden die menschlich gearteten „Lichtbilder" (der Astronom, Schneider, Maler, Dichter, Gärtner und Uhrmacher), welche erst später in den „Fliegenden Blättern" (44. Band S. 151 und 157) wieder verwendet wurden. Aus dieser früheren Zeit stammt wohl auch die „Landparthie" (No. 54 Wiener Ausstellung 1871) oder der „Spaziergang vor dem Thore" oder richtiger „Der Abschied" benannt, womit eigentlich schon die Reihe der „Reisebilder" beginnt. Im Vordergrunde rechts vom Beschauer, sitzt in das Studium einer Reisekarte vertieft, ein junger Wanderer mit dem Ränzel, unser Maler selbst in unverkennbarer Gestalt; seine Erscheinung erregt die Aufmerksamkeit zweier, hinter ihm durch eine Gartenmauer getrennten Dämchen; in Mitte des Hintergrunds eine ideale Stadt, in welche, deutlich erkennbar, der lange Sänger Joh. M. Vogl mit Franz Schubert und Schober zurückkehren; aus dem Thore kommt ein Reiter, ein Herr mit drei Damen u. s. w. wie denn das ganze Bild äußerst lebendig mit fesselnder Staffage ausgestattet ist: ein Hauch von Eichendorff's wanderseliger Poesie weht aus dem Ganzen. Mit bedeutender Vereinfachung nahm S. den Stoff wieder vor als „Rast auf der Wanderung" (Orig.-Bild bei Gf. Schack, Abbildung in Berggruen „Die graphischen Künste" 1879, S. 5).

In München überraschte ihn die Nachricht von Schubert's schon am 19. November 1828 erfolgtem Ableben; im ersten Eindruck des Schmerzes entwarf er einen trauernden Genius mit den allegorischen Gestalten, der idyllischen und melancholischen Musik. Zu München trug S. Vieles bei um die Tondichtungen seines Freundes bekannter zu machen, er dirigirte auf seiner Stube eigene „Schubertiaden", wobei Schlotthauer und Konrad Eberhard mitwirkten und sogar Cornelius als Zuhörer erschien. Schubert's Gedächtniß hielt er immerdar hoch und zeichnete noch 1866 das große Gedächtnißblatt zu seinen Ehren und malte das Bild „Schubert am Klavier". Ueberraschend ist es zu hören, daß S. schon 1829 an die „Sieben Raben" (Holland S. 48) dachte und bald darauf (1830 ebendas. S. 53) an „Ritter Kurt's Brautfahrt" arbeitete, mit dem besonderen Beisatze, daß Julius Thäter das letztere Blatt stechen werde. Mit Julius Thäter, welcher eine ungleich härtere Jugend durchzukämpfen hatte (vgl. das schöne Buch „Das Lebensbild eines deutschen Kupferstechers" von Anna Thäter, Frankfurt 1887), verband ihn eine innige, lange Freundschaft, die indessen plötzlich ebenso rasch und völlig grundlos von S. gelöst wurde, wie das Verhältniß mit Schober. Indessen wurde diese schöne Idee von den „Sieben Raben" wieder von anderen, kleineren Arbeiten verdrängt; S. zeichnete die Titel-

vignette wie Albrecht Dürer den Kaiser Maximilian conterfeit (gestochen von L. Troendlin) zu dem „Der letzte Ritter" betitelte Balladenkranze seines Freundes Anastasius Grün (München 1830 bei F. G. Franckh), das Titelblatt „Gambrinus" zu Spindler's „Zeitspiegel" (vgl. Gräße „Bierstudien" Dresden 1872, S. 10) und zu dessen damals so beliebten Erzählungen (im Taschenbuch „Vergißmeinnicht" 1831—35), auch zu Eduard Duller's „Freund Hein" (Stuttgart 1833 bei Hallberger) 11, von Neuer sehr hart und spitzig in Holz geschnittene Vignetten und 8 von Pfau und Thäter gestochene Blätter zu Bechstein's „Faustus" (Lpz. 1833). Zwischendurch machte er 1830 mit seinem Landsmann, dem Maler Jos. Binder eine Wanderung nach Salzburg, Gastein und Innsbruck, wo er den, unnöthigerweise früher viel verfolgten Dichter Johannes Senn besuchte, auch die Bestellung auf ein Bild erhielt, über dessen Ausführung sich jedoch kein bestimmter Anhaltspunkt (Holland S. 56) ergibt. In München entstanden die kleinen Bilder „der Schatzgräber" nach Goethe (No. 81 Schwind-Ausstellung in Wien 1871), „Diana mit Endymion" (ehedem in Franz Lachner's Besitz), „Dante und Amor" und des die Pferde eines Ritters zur Tränke führenden „Einsiedlers", beide für Ludwig Schwanthaler (nun in Gf. Schack's „Bildersammlung" S. 65 und Berggruen S. 17). Damit betrat S. ein neues, den ergänzenden Gegensatz zu seiner inneren Stimmung bildendes Gebiet. Je mehr es, ganz in der Weise des „Ritter Kurt", in seiner Seele mit Liebesschmerzen, äußeren Sorgen und dem grimmigen Gefühl seither noch keinen durchschlagenden Erfolg errungen zu haben, stürmte und tobte, desto inniger versenkte er sich durch seine Kunst in den poesiereichen Frieden der Natur und Weltabgeschiedenheit, wobei die Jugendeindrücke aus der böhmischen Waldeinsamkeit mitgespielt haben mögen. Die stille Einsiedelei in steilaufragender Felsenwildniß, wo im Vordergrunde der Waldbruder die Rosse eines unter der Klause rastenden Ritters zur Tränke führt, bildet eine höchst erquickliche Idylle, welche der Künstler mit weiteren Varianten auch durch die Radirnadel (13×19 Cm.) vervielfältigte, ohne daß dieses und die beiden nachfolgenden Blätter damals in den Handel kamen. Die nächste, größere Platte (21×26) schildert eine ähnliche Steinklause, in welcher der eben vom Terminiren zurückkehrende Eremit durch die inzwischen erfolgte Ankunft eines fahrenden Dudelsackbläsers überrascht wird, dessen helles Getön weithin den ganzen Tann durchzieht. Die herrlichen Baumstämme, das knorrige Wurzelwerk in dieser Bergklause, das ganze trauliche Heim und die in seiner Musika völlig aufgehende Fröhlichkeit des landfahrenden Bläsers ist mit einer gewinnenden Schönheit und naturwahrer Treue wiedergegeben. Eine andere Waldklause vereint drei solcher „Brüder", von denen Einer liest, der Andere schnitzt, der Dritte ein Reh füttert — gleichfalls ein Bild des lieblichsten Friedens; in der Steinwand klafft eine künstlich erweiterte und durch eine romanische Säule gestützte Nische, in welcher eine Madonnenstatue eingefügt ist; daneben hängt das den früheren Besuchern von Schwanthaler's „Humpenburg" noch wohlbekannte alterthümliche Kreuz mit dem durch einen Lendenrock bekleideten „Herrgott" (als Oelbild in Schack's Gemäldesammlung S. 71, eine Reproduction in der Radirung (12×25) in Berggruen S. 30; ein das ganze exegesirendes Gedicht von Fr. Beck ist bei Holland S. 213 ff. abgedruckt. Berggruen tadelt dasselbe (S. XXIX) als „langathmig, frömmelnd und mystisch angelegt", doch erhielt dasselbe von S. eine freudige Anerkennung und großes Lob, womit sonst der Maler nicht freigebig verfuhr). In dieser Zeit entstanden auch die „Kleinen radirten Blätter" deren eines die Jahrzahl 1833 aufweist; sie erschienen mit weiterer Zuthat als „Radirte Epigramme" mit Versen von Freiherr v. Feuchtersleben in 42 Blättern zu Zürich 1844 als „Radir-Almanach". S. „feiert darinnen die wundersame, leibverscheuchende Kunst des Rauchens und Trinkens mit einem von der an-

muthigsten Laune umspielten Humor. Seine Pfeifenkopfprojecte (die Originalzeichnungen dazu befanden sich im Besitze des 1890 verstorbenen Decorationsmalers Jos. Schwarzmann (s. o. S. 315; eine Probe als Holzschnitt in der „Freya" 1862 S. 224); die größtmöglichste Varietät der Humpen, Pokale und derartigen Trinkgeräthe würde selbst die Phantasie eines Benvenuto Cellini in Erstaunen versetzt haben". S. zeichnete die Studien dazu alle auf Foliobogen; ein Theil dieser Blätter gelangte aus Schwanthaler's Nachlaß in Besitz des Grafen Franz Pocci.

Endlich schien es doch, daß ein besserer Stern über seinem Lebenswege leuchten sollte. Durch zwei Zeichnungen zu Tieck's „Fortunat", welche durch Kaulbach oder Klenze dem Könige Ludwig I. vorgelegt wurden, erhielt S. den Auftrag, den für die Bibliothek der Königin bestimmten Saal mit Fresken zu Tieck's Dichtungen zu schmücken. Erfrischt durch eine kurze Reise nach Wien, machte sich S. zu Ende 1832 an die Arbeit und brachte mit energischem Eifer bis Mitte 1834 die zwanzig kleinen Bilder fertig. Ernst Förster hat selbe in seinem „Leitfaden zur Betrachtung der Wand- und Deckenbilder des Neuen Königsbaues" (München 1834, S. 27 ff., vgl. dazu den Bericht im Stuttgarter Kunstblatt 1835, S. 51 ff.) beschrieben. Eine kleine Scene daraus ist in Gf. Raczynski's Kunstgeschichte (1840, II, 338) in ungenügender Weise abgebildet; sonst erschien bisher keine Reproduction. Die Arbeit gefiel nach Composition und Farbe allen Betheiligten und hatte die Folge, daß S. zur Ausschmückung der für den Kronprinzen Maximilian neu erbauten Burg Hohenschwangau von Dominik Quaglio in Vorschlag gebracht wurde und auch gleich einige bestimmte Aufträge im voraus empfing. Da nun auch eine Tante Schwind's mit Tod abgegangen war, welche die Schwind'schen Geschwister mit einem nicht unbeträchtlichen Legate bedachte, so beschloß unser Maler das ihn betreffende Capital unangetastet zu lassen, die daraus fälligen Zinsen aber, nach Abzug einiger früheren Verbindlichkeiten, nebst seinen Ersparungen aus dem „Saal des Tieck", zu einer längst geplanten Reise nach Italien zu verwenden. Vorerst ging S. nach Wien, wo er vom Spätherbst 1834 bis in den Februar 1835 mit 5 Scenen zu „Authari's Brautfahrt" und 8 Compositionen zu „Rinaldo und Armida" beschäftigt war. Im November wurde S. von den damals stark herrschenden Blattern befallen, lag schwer krank darnieder, kam aber glücklich mit ein paar kaum bemerkbaren Narben durch. Während der Reconvalescenz, wo ihn jede größere Arbeit ermüdete und „der Zusammenhang zwischen Kopf, Augen und Hand aufgehoben war", zeichnete er „um die Zeit des Hausarrestes zu vertreiben in einem fort Landschaften, Städte, Lampenschirme und so Zeug nach der Ellen"; Mitte Februar 1835 wurde der „Wunderliche Heilige" wieder vorgenommen und bei guter Stimmung neu durchgearbeitet. Dann ging es Ende März — die nachfolgenden Daten beruhen alle auf zahlreichen, bisher unbekannten Briefen Schwind's — über Triest und Venedig, wo er sich fünf Wochen sehr behaglich fühlte und nebenbei auch an den Schwangau-Bildern zeichnete, über Padua (wo er Giotto's Fresken bewunderte) und Bologna nach Florenz, wo er nur kurz, und am 17. Mai nach Rom, wo er vier Monate verweilte. Gleich in den ersten Tagen sah er einen (für die Ludwigskirche bestimmten) Carton des Meister Cornelius, welcher unserem S. bei einem abendlichen Spaziergange von einem Hügel herab die Stadt Rom zeigte; S. hat diese Erinnerung in seinem „Reisebildercyklus" dargestellt; der etwas rothhaarige Jüngling trägt eine Flasche Vino d'Orvieto (vgl. No. 84 der Schwind-Ausstellung in Wien 1871). In Rom entstand seine an Benozzo Gozzoli's naive Innigkeit erinnernde Zeichnung von den „Arbeitern im Weinberg", welche Overbeck's vollen Beifall gewann; sie gelangte später in Besitz des Frl. Emilie Linder und aus ihrem Nachlaß in das von derselben reich begabte Museum zu

Basel. Während soviele ehrliche Gesellen, von Carstens bis in die neueste Zeit, über den mächtigen Kunsteindrücken zu Rom sich selbst verlieren, kam S. erst recht zum klaren Bewußtsein seiner Fähigkeiten, betrachtete Morgens Buonarotti's Fresken in der Sixtina und zeichnete Nachmittags unbeirrt an seinem „Ritter Kurt" weiter. Ganz charakteristisch äußert er sich deshalb am 6. September 1835 an seinen treuen Freund, den Bildhauer Ludwig Schaller (S. schrieb immer Schiller): „Wenn ich bedenke, wie höchst verschiedene Arbeiten ich gesehen, deren jede doch einen vollkommenen Eindruck macht, so finde ich mich in der Ansicht ganz bestärkt, daß Jeder thun soll, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das ist aber heut zu Tage sehr schwer, denn bis man weiß, daß man einen Schnabel hat, ist er von vielem Anstoßen schon ganz verbogen". Da sich die neuen Bestellungen für Schwangau verzögerten, dachte S. schon an ein Bild für die Ständekammer zu Linz. Im August ging S. mit dem Landschafter Emil Ludwig Löhr auf drei Wochen nach Neapel, besuchte Pompeji, verzichtete auf eine Besteigung des Vesuv bei schlechtem Wetter, kehrte dann am 5. September nach Rom zurück, welches er zu Ende desselben Monats verließ, um über Ancona und Bologna (den Besuch von Florenz verhinderte der Cholera-Cordon) nach Venedig zu eilen. Er sehnte sich wieder einmal in Oel zu malen. Mit „Ritter Kurt" war er völlig ins Reine gekommen. Er meldet deßhalb unterm 1. Oct. 1835 aus Venedig: „Ich habe ihn nach allen Seiten durchstudirt und zweifle nicht, daß die Arbeit frisch vorwärts gehen wird. Eine bedeutende Veränderung, obwohl sie wenig Störung macht, soll dem Ganzen die rechte Rundung verschaffen, indem sie den Theil, wo die jungen Leute bei dem Bücherladen stehen, mit in die Handlung verflicht." Das Werk war ursprünglich cyklisch und aus mehreren Bildern bestehend gedacht und fügte sich dann erst in das eine, mittelalterliche Ueber- und Nebeneinander. „Die Aufklärung und bestimmte Ansicht über Farben und Stimmung die ich glaube in Rom erobert zu haben, werden dem Ganzen auch aufhelfen". Ueber Triest fuhr S. für einige Tage nach Laibach zu Spaun, reiste dann schon durch Schnee und Eis nach Salzburg, besuchte seinen Bruder zu Gmunden und kam über Linz endlich nach München, wo „der Kronprinz mit Arbeit auf mich gewartet hat". Der hohe Auftraggeber verkehrte persönlich öfter und dann in einer stundenlangen Audienz mit dem Maler, welcher indessen in heillose Wuth gerieth, da die Compositionen häufig geändert und schließlich von anderen Händen (Glink, Ruben, Michael Neher, Lorenz Quaglio und Fr. Gießmann, nebst Albrecht Adam als Pferdemaler) ausgeführt wurden. Die ganze Idee und die Auswahl des Stoffes, gab und besorgte der königliche Burgherr selbst. Schwind zeichnete außer den vorgenannten noch 13 Compositionen zur Wilkina-Saga, einen Cyklus für das „Bertha-Zimmer aus der „Sage von Karl des Großen Geburt", die Scenen „aus dem ritterlichen Burgleben" — und noch zwei Blätter aus der „Nordischen Mythologie", welche theilweise stark an Genelli erinnern und nicht zur Ausführung kamen. Die ganze Serie mit 46 Compositionen erschien 1885 in Stichen von Julius Naue und Hermann Walde nach den von S. selbst von seinen Aquarellen genommenen Pausen (Lpz. bei Alphons Dürr) auf 29 Foliotafeln. Dabei ist nicht zu verkennen, daß S. ziemlich ungleiche Arbeiten lieferte, in welchen die Eindrücke der Münchener Schule von Schnorr, Cornelius und Neureuther durcheinander klingen, dabei tritt freilich des Meisters volle Eigenart auch oft genug stattlich hervor. Dann zeichnete S. im Auftrage von Julius Schnorr einen 50 Meter langen Fries, welcher im Saale des „Rudolf von Habsburg" (in der Residenz) durch Schnorr selbst ausgeführt wurde. Es galt „die Folgen des durch diesen Kaiser geordneten, neuaufblühenden bürgerlichen Lebens in einem Festzuge von Kindern darzustellen. S. ordnete den Zug so, daß er von „Pax" und „Abundantia" ausgehend, zur

Rechten und Linken sich theilend, am Eingang in den (nächstfolgenden) Thronsaal ankommt. Voraus gehen die Repräsentanten der materiellen Interessen, des Ackerbaues und der Viehzucht, an die sich Jäger und Fischer anschließen die ihre Theilnahme an geistigen Freuden durch Musik, festliche Kränze und Fahnen kund geben. Handwerker aller Art, Kupfer- und Waffenschmiede, Schlosser und Wagner, Bäcker und Müller, Metzger und Böttiger in bunten, lustigen Gruppen folgen, darauf die schon gebildeteren Gewerbe der Glasfabrikanten, Bergleute, Münzer, die Goldschmiede und Porzellanmacher, Schnitt- und Materialwaarenhändler; sodann Fuhrleute, Schiffer, Mechaniker, bis als Endergebniß aller Bemühungen, die Wissenschaften und Künste den Schluß machen. Das Ganze ist fröhlich durchgespielt und durch die Gegensätze der Kindernatur und des Ernstes der von ihnen repräsentirten Begriffe eine Fülle von Heiterkeit und Anmuth darüber ausgegossen". Mit Recht sagt Reber, dieser Fries sei „eine reizende Kinderkomödie, welcher auch das Herausfallen aus der Zeit — kommt ja auch ein Postillon vor! im 13. Jahrhundert! — zu verzeihen ist". Der Originalcarton kam in die Kunstakademie zu Karlsruhe; der erste Entwurf dazu blieb im Besitz der Familie Schnorr. Daß der unruhige, Veränderung suchende und Abwechslung liebende Künstler interimistisch nach Wien ging, seinen Bruder zu Gmunden und die Freunde in Linz zu besuchen, ist selbstverständlich. Nach seiner Rückkehr nahm er den „Gefangenen im Kerker" vor, welcher im Traum die Zwerge an seiner Befreiung arbeiten sieht. Das Original erwarb Graf Schack aus der Sammlung des General v. Heideck; einen Holzschnitt gab Raczynski (II, 337, eine große Photographie von J. Albert), welcher sich in erfreulichster Weise aussprach: „Schwind's Bilder haben für mich einen ganz besonderen Reiz. Ich liebe den Künstler und zugleich den Menschen". Er rühmt seine Freimüthigkeit und glückliche Gemüthsart. — S. hatte sich aus der harten Schule des Lebens durchgerungen, die Lehrjahre waren glücklich zurückgelegt; er stand am Beginn der Wander- und Meisterjahre.

Vorläufig ging er wieder nach Wien, um neue Pläne und alte Projecte zu vollenden. Graf Raczynski erhielt den „Rhein", „Ritter Kurt" wurde abermals vorgenommen, durchgefeilt und untermalt, auch das „Hausaltarbild" mit der Madonna als Patronin der Künste scheint damals schon existirt zu haben, sogar von einem „Wartburgkrieg" ist (Februar 1838) die Rede. In Wien hatte sich indessen vieles geändert und auch nicht alles nach dem Geschmacke Schwind's, der die Gelegenheit begierig ergriff, mit Leopold Schulz für Dr. Crusius auf dem bei Altenburg gelegenen Schlosse Rüdigsdorf einen Saal in Fresco zu malen mit der Fabel von „Amor und Psyche". Die Bestellung war durch Schnorr schon während Schwind's letztem Aufenthalt nach München gekommen, schob sich aber unliebsam hinaus, so daß unserem S. die überhaupt sehr schwachen Fäden der Geduld zu reißen begannen. Endlich kam ein Abschluß zu Stande, wozu auch noch der Leipziger Historienmaler Gustav Hennig Beihülfe leistete. (Vgl. Kunstblatt, 1840, S. 8 und Schwind's kurze Erwiderung S. 188.) Die von J. Albert photographirten Bilder (Stuttgart 1878) lassen keine besondere Hand erkennen, tragen zwar insgesammt das Gepräge des Cornelius, könnten aber ebensogut von Neureuther oder einem anderen Zögling der Münchener Schule abstammen. Während weitere Aufträge und Anfragen, wie z. B. die kleine Freske im Stiegenhause des Wiener Kunstfreundes Arthaber, an Schwind's Atelier klopften, wurde endlich rasch die seit elf Jahren herumgetragene Historie von „Ritter Kurt's Brautfahrt" vollendet. Es ist ein mit graziöser Schönheit und muthwilligem Humor durchgeführtes Lustspiel, welches unter den Augen der heranziehenden Braut mit der Bestrafung des tief verschuldeten Ritters inmitten des städtischen Jahrmarkttreibens zur vollen Genugthuung seiner Gläubiger gipfelt. Daß die

holdselige Braut vor der Heirath mit dem fadenscheinigen Schloßherrn, welcher seinen zerrütteten Finanzen reichlich aufzuhelfen gedachte, rechtzeitig gerettet wird, gönnt ihr jeder Zuschauer des durch die zufällige Einfahrt einer Gauklerbande noch vermehrten Wirrwarrs. Weiteres Interesse gewinnt das Ganze noch dadurch, daß S. — mit einer den mittelalterlichen Malern, wie Benozzo Gozzoli oder Andrea Mantegna eigenen Naivetät, ihre Zeitgenossen in porträtähnlicher Wahrheit auf ihren Bildern anzubringen — seine liebsten Freunde in einer Gruppe gleichsam zu Zeugen dieses Ereignisses machte: Ein feiner Zug, welcher wie vorerwähnt, schon während seines Aufenthaltes in Italien reifte. Da kauert in der Ecke, rechts vom Beschauer, Nikolaus Lenau, als Magyar mit einem Säbel an der Seite, vor einer Trödelbudenbücherkiste, ganz im alten Historienkram vertieft; ein Knäblein mit einem primitiven Windfähnchen hopst vorbei, während ein grüner Schuljunge den ernsten Dichter begafft. Hinter dem spintisirenden Lenau steht der Dramatiker Bauernfeld, mit hellen Augen in das vorstehende Lustspiel blickend; er verdeckt beinahe den aufmerksam das Programm studirenden Schober, welcher neben Grillparzer steht; über ihren Häuptern kommen die Porträte des Grafen Auersperg (Anastasius Grün) und des Freiherrn von Feuchtersleben zum Vorschein. In einer rückwärtsstehenden Gruppe hat sich der Maler selbst abgeschildert, wie er im Geleite seiner beiden Brüder, dem Meister Cornelius dieses sein Werk vorzeigt; S., eine stramme, nette Gestalt, hält das Barett demüthig unter dem Arme; Cornelius in der Maske des Sängers der „Divina comoedia“ (der helmumflatterte Schnorr steht als Adjutant zur Seite) erhebt warnend den Finger: nicht weiter zu gehen, da die historische Kunst des Erlaubten gerade an der scharfen Grenze angelangt sei, wo der geringste Fehltritt in die Trivialität der Caricatur und in den absurden Muthwillen stürzen kann. „So lange der Künstler aber in solch' ehrender Gesellschaft bleibt, ist selbst der tollste Fasching des Humors ein ungefährliches Spiel der Phantasie.“ Das in strengen, wohlverstandenen Conturen, mit satten Farben gleichsam nur colorirte Werk könnte als ein wahres „Exvotobild“ gelten, daß er selbst so glücklich sich durchgerissen. Eine tüchtige Portion eigenes Herzblut spielt dabei mit. Dieses Kronjuwel der deutschen Kunst wurde 1847 von Julius Thäter mit innigstem Verständniß für den Sächsischen Kunstverein gestochen (vgl. Ernst Förster im Kunstblatt 1848 S. 235) und neuestens zu Karlsruhe durch eine ganz mustergültige Photographie vervielfältigt. Das Original gelangte in den Besitz des Großherzogs von Baden und gab so die Brücke, auf welcher S. selbst nach Karlsruhe zog, wozu schon 1837 durch Schnorr und Heinrich Hübsch die Unterhandlungen gepflogen wurden.

Hier handelte es sich um die Ausschmückung der neuen Akademie, voraus der Antiken-Säle, in deren Kuppeln und Lunetten Goethe's Project von der „Philostratischen Gemälde-Galerie“, in einer Reihe von Motiven aus der classischen Mythologie, verwirklicht werden sollte — eine sehr schöne Idee, welche trotz Schwind's genialer Durchdichtung doch eine „Love's labour's lost“, völlig unpopulär und bis zum heutigen Tage vergessen blieb. Die Ausführung geschah mit rother Farbe auf schwarzem Grunde, eine Manier, worüber sich S. zu Pompeji in ganz abfälliger Weise ausgesprochen hatte. Viel glücklicher war der Gedanke, in der Vorhalle des Stiegenhauses die drei Künste: Architektur, Malerei und Bildnerei in selbstthätiger Handlung zu repräsentiren. Die erstere ist durch die „Einweihung des Freiburger Münsters“ vertreten — eine von der Kritik ganz unnöthiger Weise vielbemängelte Composition, da S. die unfruchtbare Aufgabe eines solchen Ceremonienbildes in lebendig-heiterster Lösung, wozu er noch in Wien den Carton gezeichnet hatte, behandelte. Julius Ernst hat das schöne Werk in verständnißinnigster Reproduction gestochen und J. Eisenhart

eine Gruppe daraus mit den singenden Chorknaben. Die „Malerei" ist weniger glücklich, durch Hans Baldung Grien, welcher gerade den Markgrafen Christoph von Baden conterfeit, eingeführt; die „Bildnerei" vertritt die an der Statue des blinden Heidenthums meißelnde Sabine v. Steinbach (gestochen von J. C. Müller), eine jedenfalls vorzügliche Bildnerin, keineswegs aber die Tochter des berühmten Straßburger Werkmeisters, da selbe gerade ein Jahrhundert nach dem Tode ihres angeblichen Vaters geboren wurde. Im Sitzungssaal der Kammer der Abgeordneten malte S. um das Medaillon-Porträt des Großherzogs Leopold die vier Stände mit den ihnen zukommenden Tugenden (gestochen von A. Krüger und Th. Lange; die Cartons dazu hatte S. schon 1839 in München gezeichnet) — allerlei unliebe Erfahrungen, an welchen S. selbst nicht gänzlich unbetheiligt war, gaben in gröblichem Humor ihm Anlaß, diese seine allegorischen Gestalten zu carikiren, ein boshafter Einfall, welcher seinen Abschied von Karlsruhe erleichterte. Indessen war S. am 3. September 1842, glücklicher als Ritter Kurt, mit Louise Sachs, der Tochter eines badischen Majors, welche er bei dem ihm von München her befreundeten Schlachtenmaler Feodor Dietz kennen lernte, in die Ehe getreten. Ueber die Hochzeitsreise berichtet ein am 4. November 1842 an den treuen Schaller gerichteter ausführlicher Brief: S. fuhr im gepackten Reisewagen nach Lichtenthal, wo die Trauung stattfand und von da — die Scene der Abreise mit seiner bräutlichen Gattin, wobei Lachner als Wirth fröhliche Fahrt wünschte, ist in dem holdseligen Bilde bei Schack (gestochen von W. Hecht bei Berggruen) wiedergegeben — über Offenburg, Donaueschingen nach Constanz, die weitere Reisetour lautete im Zickzack: Lindau, Kempten, Reute (wobei S. Hohenschwangau seiner von Anderen gemalten Bilder wegen absichtlich vermied), Lermos, Innsbruck, Salzburg und Hallstadt, wo eine zwölftägige Rast genommen, „zwei alte Tempera-Bilder restaurirt und eine kleine Zeichnung mit Wasserfarben" gemacht wurden; von Linz dampfte das Paar zu Wasser nach Wien, dann ging es nach drei Wochen über Linz, Regensburg, Donauwörth, Nördlingen, Gmünd und Stuttgart in das neue Heim. Das Project, den „Vater Rhein mit seinen Seitenflüssen" zu malen, zerschlug sich, dafür hoffte S., während der „Elfentanz" entstand, in Frankfurt festen Fuß zu fassen, wozu eine im dortigen Dome spielende Scene, wie St. Bernhard durch Kaiser Konrad aus dem Volksgedränge getragen wird, zur Vermittelung dienen sollte. Während S. noch mit großer Liebe an dem ihm sehr sympathischen „Gnomenbild" (d. h. Ritter Kuno v. Falkenstein, welchem die Gnomen einen Weg bauen, seinen Ritt um die Burg zu ermöglichen und die Braut dadurch zu erringen; gestochen von A. Göbel; die Idee dazu gab das von Franz Xaver Told gedichtete Schauspiel „Der Ritt um den Kynast". Vgl. Wurzbach 1882. XXXVI, (6) arbeitete, dachte er auch schon an den „Sängerkrieg", mit dessen Bestellung seine bald darauf folgende Berufung an das Frankfurter Städel'sche Institut (1844) erfolgte. Bei seiner Berufung nach Karlsruhe hatten ihm die Münchener Künstler einen Festabend in dem damals vielbesuchten Garten zu Neuberghausen gegeben; nun veranstaltete er sich, da Niemand daran zu denken schien, selbst einen Abschied von Karlsruhe und fuhr direkt nach dieser alle Betheiligten verblüffenden Lection nach Frankfurt, welches er vom ersten Augenblicke an nur als „Vorposten für München" betrachtete. Indessen baute er sich vorläufig doch ein eigenes, ganz behagliches Haus. Seine Stellung als Lehrer machte ihm weniger Kummer, als der „Wartburgkrieg mit den vielen Figuren" an denen es so viel „zu bürsten" (d. h. malen) gab. Leider fand dasselbe (1852 von Lud. Friedrich gestochen) nicht die gebührende Anerkennung; obwohl ihm die Personification der strittigen Dichter gelang, erwärmte der, nebenbei bemerkt, ganz unhistorische Stoff weder den Maler noch den Beschauer; trotzdem ließ er sich später nochmals herbei,

dasselbe Thema auf der Wartburg wieder vorzunehmen. — Und nun schob sich „die alte Fabel von den sieben Raben“ immer mahnender in den Vordergrund, dazu machte sich das „Aschenbrödel“ bemerkbar und die ersten Anklänge der „Symphonie“ („die moderne Novelle“) stellten sich ein. Die Ideen drängten sich und sein emsiger Fleiß machte Alles möglich. Nachdem er schon zu Karlsruhe die „Zwölf Monate“ für den Jahrgang 1844 des Münchener Kalender (welchen der nachmalige Staatsrath v. Hermann im Auftrage des Kronprinzen herausgab) gezeichnet hatte, folgten weitere Holzschnitt-Illustrationen zum „Gevattersmann“ und zu Duller's „Geschichte des Erzherzog Karl“ (Wien 1847). Beinahe gleichzeitig entstand das Transparent zur „Goethe-Feier“ (Kunstblatt 1846 S. 91 ff.), die „Heimkehr des Kreuzfahrers“ (gestochen von Stäbeli), die Scene „Im Walde“ (radirt von C. Müller), der „Pfalzgraf“ (von demselben), das „Habermus“ nach Hebel (gestochen von Clasen). Den Schluß der Frankfurter Thätigkeit machte das „Musikanten-Bild“ (auch „die Rose“, der „Hochzeitsmorgen“ oder die „Künstlerwanderung“ benannt, welches die Jahrzahl 1847 trägt und 1874 von der Berliner National-Galerie erworben wurde). Während der rastlosen Arbeit aber hielt S. fleißig Umschau nach Leipzig und Dresden, ging selbst nach Berlin, ob sich nichts rege und erledige und „that selbst heimliche Schritte“, war aber gar nicht unangenehm überrascht, als ihm schon im December 1846 eine Professur in München angeboten wurde. Beinahe gleichzeitig erfolgte ein Ehrendiplom der Dresdener Akademie. S. übersiedelte zu Ostern 1847 nach München und kaufte ein vor den Propyläen in einem Garten verstecktes Häuschen (ein Theil des Lenbach-Ateliers bedeckt jetzt diese Stätte). Er hatte den „Rhein“ mitgebracht und denselben neuerdings durchzuarbeiten im Sinne, dann müsse in München oder Linz wohl eine Bestellung erfolgen. Die erwarteten Aufträge blieben aus, dafür kam das tolle Jahr 1848, wo Niemand Zeit hatte an Kunstwerke zu denken. Somit fiel auch das Linzer Project, für den dortigen Ständesaal die „Belehnung des Heinrich Jasomirgott von Oesterreich durch Kaiser Friedrich I.“ in einem großen Frescobilde zu malen (die Composition wurde 1851 als Nietenblatt des Linzer Kunstvereins lithographirt). Das erste Bild, welches S. zu München vollendete, war der „Hausaltar“ oder die „Madonna als Patronin der Künste“. Ein wunderbarer Hauch der reinsten Schönheit ist in Farbe und Zeichnung über diese Gestalten gegossen, welche ruhig neben einander stehen, etwa wie eine Santa Conversatione bei einem alten Florentiner Meister: Kaiser Heinrich II. ist als Repräsentant der Baukunst gedacht, seine Gemahlin Kunigunde mit einem Erzguß vertritt die Plastik, während S. Lucas als Maler die eine Seite abschließt; diesen gegenüber ist die hl. Cäcilia die Trägerin der kirchlichen Musik, ein sie begleitender Engel die Poesie und ein bärtiger Kirchenvater die christliche Beredsamkeit (vgl. die eingehende Schilderung von Johannes Schrott in Beil. 19 der „Augsburger Postzeitung“ vom 14. April 1871). Aber auch über diesem Bilde waltete ein Unstern; er paßte nicht völlig zu den Wünschen und Ansichten der Bestellerin, der vorgenannten Kunstfreundin und Malerin Emilie Linder, insbesondere weil die „hl. Cäcilie“ eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehenden Sängerin Karoline Hetzenecker (nachmals die Gattin des Regierungsrathes v. Mangstl, mehrfach erwähnt in Schwind's Briefen an seinen Freund Bernhard Schädel in „Nord und Süd“ XIV, Juli 1880, 40. Heft, S. 32 ff.; sie starb am 10. August 1888) hatte, zu deren aufrichtigen Bewunderern der Maler gehörte, welcher die Künstlerin in vielen Aquarellen und Bildern feierte (vgl. Wiener Schwind-Ausstellung 1871 Nr. 70—73 und 91—112). Tiefverletzt versetzte S. das verschmähte Bild in die Stille seines Familienlebens, erhob es zu seinem Hausaltare und ließ unter demselben seine zu München ge-

borenen Mädchen taufen. Kurz vor Schwind's Ableben erwarb das Bild Herr Professor K. Cornelius. Es ist zu bedauern, daß das schöne Werk, welches man leider auch auf der Münchener histor. Ausstellung von 1888 entbehren mußte, der Oeffentlichkeit entzogen ist. Ebenso wurde der „Vater Rhein" für unseren S. zu einer langjährigen Kette von Aerger und Verdruß. Ursprünglich nach dem reizenden Märchen „Vom Müller Radlauf" des Clemens Brentano componirt, dessen persönliche Bekanntschaft S. schon 1832 zu Neuberghausen gemacht hatte (die „Märchen" erschienen indessen erst nach dem 1842 erfolgten Ableben Brentano's, herausgegeben durch Guido Görres, Stuttgart 1846. I, 130 ff.) und der Trinkhalle zu Baden-Baden so zu sagen auf den Leib geschrieben, plagte sich S. fortwährend mit Aenderungen. König Ludwig, dessen Mittel durch seine Thronentsagung bedeutende Einbuße erlitten, hätte dasselbe gerne erworben, verlangte aber, daß der ganz homerisch gedachte „Rhein" anstatt auf einer Fiedel die Lyra spiele. Darauf soll nun S., welcher in seiner Wiener Gemüthlichkeit oft nicht wußte, wie grob er sein konnte, in kaustischer Manier sich geäußert und dadurch den königlichen Maecen gereizt haben, welcher das Atelier Schwind's zwar gerne besuchte, immer jedoch den Maler durch seine von keiner Bestellung begleiteten Lobeserhebungen ärgerte. Auch der „Wunderliche Heilige" kam 1849 in den Münchener Kunstverein, wurde aber ebenso wie die Legende des kirchenbauenden „St. Wolfgang", welchem der Teufel das Material zuführen muß, (später in der Galerie des Grafen Schack) mehr verwundert beschaut, als verstanden.

Eine willkommene Gelegenheit, seinem guten oder bösen Humor Luft zu verschaffen, boten die von Schwind's altem Freunde Kaspar Braun, welchem der wackere Fr. Schneider in weltberühmt gewordener Firma assistirte, kurz zuvor begründeten und redigirten „Fliegenden Blätter" und die alsbald vielbeliebten „Münchener Bilderbogen". S. zeichnete eine Anzahl der schnurrigsten Einfälle und schönsten Erfindungen seiner Laune, in Summa 116 Holzschnittbilder, welche später von dem genannten Verlage auf 32 Folio-Blättern gesammelt und als „Schwind-Album" (1880) herausgegeben wurden. Zuerst erschien der schon früher erwähnte den Christbaum bringende „Herr Winter" (Nr. 5), welcher durch Nachbildungen in Papiermaché, Thon, Erzguß und Farbendruck durch die halbe Welt kam. Dann, als Nachklang der früheren Stimmungen, „der Einsiedel" (Nr. 19) mit den prachtvollen, eines Dürer würdigen Waldbäumen, dem knorrigen Wurzelwerke, den naturwahren Felsen und Blumen. Die nutzreiche Historie „Von den Bauern und ihrem Esel" (Nr. 41), die sich unerwarteter Weise der Kritik aller Wohlmeinenden und Unberufenen und zuletzt sogar dem Einschreiten der heiligen Hermandad selber aussetzen, sollte der erbaulichen Nutzanwendung wegen unter Glas und Rahmen in jedem Hause Platz finden! In den „guten Freunden" (Nr. 44), wie selbe Jedermann hat, setzte S. einer bestimmten Menschenspecialität ein verdientes Denkmal. Das Capitalblatt vom „Gestiefelten Kater" (Nr. 48) fand gleich beim ersten Erscheinen (1850) auch als xylographische, bisher unerhörte Leistung große Anerkennung. Doch rümpften Viele die Nase, als verlautete, daß ein so schöner Abdruck um einen Groschen zu haben sei. So tief steckte der Hochmuth aus der alten „historischen Schule" den Leuten im Leibe, daß sie den Künstler bedauerten, „der so tief gesunken, daß er sogar Bilderbogen mache". Von der Tragweite dieses ächt volksthümlichen Unternehmens, von dem unschätzbaren Verdienst, die herrlichsten Erzeugnisse der Kunst in allen Schichten einzubürgern, hatten noch die Wenigsten eine Ahnung. Das Blatt blieb auch lange liegen und kam erst später in Fluß; es war ein Ereigniß, als endlich viertausend „Gestiefelte Kater" nach England gingen! Die „Parabel von der Gerechtigkeit Gottes" (Nr. 63) war schon zu Anfang

der dreißiger Jahre entworfen. Auch hier wieder die cyklische Form, in welcher, wie S. schon in der Jugend sagte „eben Alles möglich ist“, dieses ächt altdeutsche Nebeneinander in fortlaufender Erzählung. Bringt man nach Schwinds's Andeutung (Holland S. 159) die drei Streifen in ein zusammenhängendes Blatt, so ergibt sich ein ganz origineller Zimmerschmuck; das liebevolle Hereinziehen der Natur erinnert an die gleiche Behandlung in den „Sieben Raben“ und der „Schönen Melusine“. Die „Kinder im Erdbeerenschlag“ (Nr. 72, bezeichnet 1871) und die Historie „Vom Machandelbaum“ versetzen uns wieder in die heimische Märchenwelt. Das Unvergleichlichste leistete S. mit den 1858 gezeichneten „Akrobaten-Spielen“ (Nr. 251 und 252), welche er ursprünglich „Contrapunktische Uebungen“ benannte, da ein gegebenes Thema von 15 Punkten mit 3 Figuren in allen erdenklichen Stellungen siebenzehnmal variirt und gleich den musikalischen Gesetzen einer Fuge durchgespielt wird. Um diese Zeit entstanden auch die Radirungen zu G. Scherer's „Kinderliedern“, die Illustrationen zu Andersen's „Märchen“ und viele andere Kleinigkeiten, wie Albumblätter u. s. w. Das Alles blieb aber doch nur Nebensache gegenüber den folgenden Leistungen.

Im April 1849 unternahm S. einen kurzen Ausflug nach Wien und im Herbste nach Thüringen; hier traf er zufällig auf seinen alten Freund Schober, welcher seither Alles gethan hatte, dem Maler ein neues Feld der Thätigkeit zu bereiten: Das Wartburg-Project stand damals schon in sicherer Aussicht; die Arbeit selbst schob sich aus baulichen Gründen noch lange hinaus zum Verdrusse des ungeduldigen Künstlers, dessen Thätigkeit einen ganz gewaltigen Aufschwung nahm. Außer einigen sehr alterthümlich stylisirten Cartons zu Glasfenstern und den Fahnenbildern für die Theatiner-Kirche zu München, reifte die schon früher geplante „Symphonie“, dieser Hochgesang der Liebe, ein ächtes Hochzeitsgeschenk für jedes Haus und jede Familie. Das Original erwarb König Otto von Griechenland, nachdem er in Schwind's Atelier das gerade entstehende Bild gesehen hatte; aus dem Nachlaß der Königin Amalie gelangte dasselbe in den Besitz König Ludwig II., welcher die Neue Pinakethek damit begabte (vgl. den Bericht in Beilage 240 „Allgemeine Zeitung“ vom 28. August 1878). Beethoven's Phantasie für Klavier, Orchester und Chor (Opus 80) hatte die Idee zu dem übereinander aufgebauten Cyklus gegeben, welcher in dieser originellen Fassung die Geschichte eines Liebespaares berichtet. Die anmuthig-graciösen Frauengestalten, die Charakterköpfe der Mitwirkenden, die landschaftliche Scenerie und die geistvoll duftige Umrahmung: das alles wetteifert um ein unvergängliches Kunstwerk zu gestalten, welches, gestochen von Julius Ernst als Kunstvereins-Geschenk für 1856, anfänglich keine besonders freundliche Aufnahme fand und erst später starke Nachfrage erfuhr. Hiebei kommt wie überhaupt in allen Compositionen Schwind's der eigenthümlich musikalische Eindruck klar zum Ausdruck. Schwind's ganzes Wesen lebte und athmete in Musik, der Umgang mit Musikern, Tondichtern und Sängerinnen war ihm ein unabweisbares Bedürfniß. Er selbst hat es deutlich angezeigt mit dem oft citirten Ausspruch, daß jeder Mensch einen Mund-voll Musik täglich nöthig habe. Während er seinen Kunstgenossen gegenüber meist nur die knorrige Seite seines Charakters heraushing, brachte der Verkehr mit Musikern und das Vorführen ihrer Werke das dumpfe Grollen zum Schweigen, die empörten Wogen glätteten sich und strahlender Sonnenschein lachte über sein Herz. Dann war er der echte, liebenswürdige Schwind und jeder seiner Einfälle wirkte geradezu hinreißend. In dieser seligen Stimmung arbeitete er fort; wer dann zu ihm kam, genoß meist noch einige Sonnenblicke, dann aber sprang er meist nur zu bald in ein brummiges Capriccio seines tollen Humors über und konnte recht unangenehm werden. Schwind's Zusammenhang und geistige Verwandtschaft mit Schubert und

Mendelssohn-Bartholdy und Franz Lachner betont auch Ambros (Bunte Blätter 1872 S. 119ff.) und neuerdings Riehl in einem eigenen Essai „Moritz v. Schwind als Musiker".

Gleichzeitig beschäftigte ihn auch schon das „Aschenbrödel", dann das reizende Project, den zu König Ludwig's Ehren bei Enthüllung der Bavaria 1850 inscenirten Festzug als Fries für das Atrium der Neuen Pinakothek zu gestalten. Als Huldigung für den Erzgießer v. Miller zeichnete S. die „Zwerge von der Zehe der Bavaria", ein höchst ergötzliches Blatt, welches er auch für das König-Ludwig-Album wiederholte (gest. von C. F. Mayer; ein zweiter Abdruck „zum Besten des Schwind-Denkmals" erschien 1871). Das kleine Oelbild mit „Wieland der Schmied" (Graf Schack, gest. von Hecht) wurde vollendet, und als Gegenbild zu der walddustigen „Krokowka" (gest. von Schütz) der knuffige Berggeist „Rübezahl" (gest. von Merz) gemalt, beide wahre Perlen der Schack'schen Bildersammlung. Zu Ehren des Grafen O'Donnell, welcher ein gegen den jugendlichen Kaiser gerichtetes Attentat vereitelte, zeichnete S. einen „Schild", welcher im Namen der österreichischen Armee für den Erretter in Silber gegossen werden sollte; doch verschwand Schwind's Entwurf unbegreiflicher Weise vor der Ausführung. Dann lieferte S. die Staffage (Vermählung des Herzog Wilhelm V. mit der Renata von Lothringen) in das von Ainmüller gemalte, eine Innenansicht der Münchener Frauenkirche bietende Architekturbild, womit Herzog Maximilian von Baiern das kaiserliche Brautpaar begabte. Kein Wunder, daß der überarbeitete Künstler von „Schwindel und Nervenspectakel" geplagt wurde, wogegen er sich durch ein Nordseebad jüngte. Dann ging es an die „Wartburg". Nach Vollendung der im Winter 1853 gezeichneten Cartons malte er im Sommer 1854 die sieben Bilder aus der „Geschichte des Thüringer Fürstenhauses", welche er später selbst auf Holz zeichnete (geschnitten von Gaber, Leipzig bei A. Dürr, mit Text von B. v. Arnswald) und ging froher Hoffnungen voll nach Wien, wo ein großartiger Auftrag zur Ausschmückung des Arsenals in Aussicht stand; daß dasselbe jedoch in andere Hände gelangte, gab S. eine neue Enttäuschung. S. brachte das Project nach München, die „Donau" ebenso zu behandeln wie den „Rhein", doch gestaltete sich daraus nur ein reizendes Oelbildchen (bei Graf Schack, vgl. Berggruen S. 9), wozu der Rhein (ebendas. S. 25) in vereinfachter Fassung wieder vorgenommen wurde. Im Winter arbeitete S. am „Aschenbrödel", malte das kleine Bild mit den „Plejaden" und rüstete alles Weitere für die Wartburg, wo S. im Sommer 1855 (mit Hülfe seiner Schüler Karl Moßdorf und der beiden Brüder Heinrich und August Spieß) die sieben Werke der Barmherzigkeit (gest. von Thäter), die sechs Scenen aus dem Leben der hl. Elisabeth (gest. von Th. Langer, in Holzschnitt mit Text von L. Storch bei G. Wigand in Leipzig 1860) nebst dem neucomponirten „Wartburgkrieg" im „Sängersaale" in rascher Folge vollendete. (Vgl. H. v. Ritgen, Führer auf der Wartburg Leipzig 1868 und das breite und weitläufige Buch von August Wilhelm Müller: „Moritz v. Schwind, sein Leben und künstlerisches Schaffen insbesondere auf der Wartburg", Eisenach 1871, wo dem Meister Vieles und angeblich wörtlich in den Mund gelegt wird in einer Redeweise, wie er doch niemals sprach). Zwei kleine Arbeiten hingen damit zusammen, ein Aquarell mit dem „Zug der hl. Elisabeth nach der Wartburg" (vgl. Eggers' Kunstblatt VII, 1856, S. 46; als Holzschnitt von Gaber im Verlag von Bruckmann in Stuttgart) und die „Vermählung der hl. Elisabeth" (photographirt von Stürenburg und Finsterlin). Schwind's Wartburg-Bilder errangen eine Popularität und trugen den Namen des Künstlers in die weiteste Ferne, ebenso der Cyclus „Aschenbrödel" (angekauft von Frhrn. v. Franckenstein, photographirt bei Piloty und Löhle; gestochen von Thäter,

mit Text von Eduard Ille, Leipzig bei A. Dürr; in Holzschnitt 1873 ebendas.) welcher „ein wahres Gedicht in Farben" in seinem reichen Beiwerke und in dem symphonischen Aufbau besonders durch die coloristische Wirkung alle Anerkennung erhielt. Das Bild ist, wie S. unterm 25. October 1852 an Bauernfeld meldete, „als die Decoration eines Tanzsaales gedacht, deshalb sind unten auch die Musikanten angebracht"; den Schluß macht der Narr, welcher die Bedeutung des Pantoffels exegesirt; hierbei soll unserem S. das Portrait des Clemens Brentano im Sinne gelegen sein. In frischer, gehobener Stimmung machte sich S. nun an die Composition der „Zauberflöte", welche ihren Abschluß freilich erst später erhielt, ging dann im Frühling des nächsten Jahres im Auftrage des Ministeriums nach Paris, besuchte im Sommer sein „liebes altes Wien" und schließlich auch sein wohlbekanntes Karlsruhe, überall wohlempfangen nach Gebühr und mit Ehren ausgezeichnet. Im Winter nahm er den „Grabesritt des Kaiser Rudolph nach Speier" ernstlich vor und vollendete dieses große, figurenreiche Oelbild im Auftrage des Historischen Kunstvereins; es machte, mehr oder minder günstig und bisweilen sogar sehr abfällig beurtheilt, die Rundreise durch alle deutschen Kunstvereine (vgl. z. B. den Bericht aus Stuttgart in Eggers' Kunstblatt 1857, S. 461) und kam endlich nach Kiel. Andere Stoffe verarbeitete S. für die von F. Bülau und Flathe herausgegebene „Deutsche Geschichte in Bildern" (Dresden, bei C. Meinhold). Im Sommer besuchte S. im Auftrage König Max II. die Exposition in Manchester, worüber er einen originellen Bericht erstattete (Führich S. 71 ff.), auf der Rückfahrt besuchte er Antwerpen und Brüssel und fand, namentlich bei dem ihm geistesverwandten Swerts und Guffens, eine enthusiastische Aufnahme. Dann aber spann er sich ein in der Stille seines am Starnberger-See erbauten Landhauses und vertiefte sich gänzlich in das so lange schon herumgetragene „Märchen von den sieben Raben", welches S., eben weil es nach allen Seiten durchdacht und ausgereift war, in unglaublich kurzer Zeit bis zum Sommer 1858 in zartgestimmten Aquarell-Zeichnungen vollendete. Das Ganze zieht wie ein wunderbar groß und rein angelegtes Drama, erschütternd, reinigend und erfrischend an uns vorüber, ein unvergängliches Werk voll Grazie, Schönheit und Anmuth, welches bis ins Kleinste herab das forschende Auge des Beschauers labt und erfreut; so ist z. B. die jeweilige Landschaft mit einer den altdeutschen Malern ebenbürtigen Liebe ausgeführt. Das Auge wird nicht müde von Blatt zu Blatt, von Strauch und Blüthe, zu Wurzel und Stein zu schauen. Wie anmuthvoll ist die feingefühlte Gruppe, in welcher die Fee die Zwillinge überbringt und diese sehnend die Händlein nach der Mutter breiten! Die wirklich Leben und Gesundheit athmende Zeichnung ist nur leicht aquarellirt, gerade so viel, als es nothwendig ist, den Gedanken völlig zu illustriren, aber mit so harmonischer Stimmung und in also wohllautenden Tönen, daß man wahrhaft schwelgt in dem unwiderstehlichen Zauber, welcher die Idee und ihre Ausführung zu einem einzigen Kunstwerke verbindet. Die sieben Raben bilden die höchste Leistung des Meisters: „Formschöner, inniger und duftiger hat kein Dichter ein Märchen erzählt, als es hier bildlich geschieht, wie denn wohl auch behauptet werden darf, daß im ganzen Gebiete der Märchenmalerei dieses Werk nicht bloß unübertroffen, sondern unerreicht dasteht" (Reber 1884, II, 92). Ganz richtig sagt Fr. Pecht (Deutsche Künstler. 1877. I, 211): „Ich wüßte überhaupt gar keinen Künstler, der sich mit solcher Leichtigkeit in alle Zeitalter und Stoffgebiete, in alle Styl- und Trachtenformen versetzen könnte. Figuren und Landschaft, Architektur und Ornamentik beherrschte S. ja gleich vollständig und stellte sie alle mit derselben originellen und stylvollen Anschauung und mit gleich ächtem Leben erfüllt dar." S. hatte wie ein wahrer Dichter, mit Naturnothwendigkeit dieses Gedicht gesungen

aus seiner Seele innerstem Drang, unbekümmert, wo und wie es wohl eine Stätte finden werde und was die Welt davon halten wolle. An den mit grüner Leimfarbe angestrichenen, kaum behobelten Bretterwänden der Kunstausstellung des Jahres 1858, wo auch Preller's „Odysseelandschaften“, Rethel's „Hannibal-Zug“, Mintrop's „Weihnachtsbaum“ und die „Erwartung des jüngsten Gerichts“ von Cornelius erschienen und die übrigen Werke Schwind's in den besten Stichen vertreten waren, glänzten die Sieben Raben als Mittelpunkt und die Perle der Exposition, immer umlagert von Beschauern. Das Werk (durch Photographie und Lichtdruck weithin verbreitet) kaufte der Großherzog von Weimar, welcher nach Schwind's Ableben auch alle dazu gehörigen Studien erwarb.

Gleich darauf begann S. die Cartons für Glasgemälde nach Glasgow und für Sonnberg (letztere im Auftrage des Erbprinzen von Meiningen) und dann machte er sich an die Flügelaltar-Bilder für die restaurirte Münchener Frauenkirche. Der geschlossene Schrein zeigt vier große Passionsbilder, auf den geöffneten Seitenflügeln finden sich je drei Darstellungen aus dem Leben Mariens, schön und innig, gleich einer mittelhochdeutschen Legende; das Hauptbild aber zeigt die Adoration der hl. drei Könige. Unter ärmlichem Obdach sitzt die Gottesmutter mit dem kleinen Christ, vor dem die Magier in voller Verehrung und Anbetung eben sich niedergelassen haben. Sie tragen orientalische Tracht, jene golddurchwebten Stoffe aus „Ninniveh und Marroch“, in welche die epischen Dichter mit verschwenderischer Pracht ihre Helden zu kleiden pflegen, dabei sind sie aber doch wieder ganz deutsche Könige, wie auch ihr Gefolge, das mit Bannerträgern und Dromedaren durch ein rundbogiges Thor nachzieht, und mit Schnabelschuhen und farbgetheilten Kleidern ganz altdeutsch gewandet ist. Im Hintergrunde breitet sich eine fröhliche weite Fernsicht auf grüne Auen, schöne Wasser, Wälder und Berge. Darüber singen in einer, die ganze Composition abschließenden Gruppe die fröhlichen Himmelsboten aus ihren Spruchbändern. Man denkt unwillkürlich an Domenico Ghirlandajo's Tafel in „S. Maria degli Innocenti“ zu Florenz, einer an Innigkeit verwandten Schöpfung, voll Frömmigkeit und Schönheit, so daß der edle, unvergeßliche Prediger und Stadtpfarrer Dr. Karl Rinecker († am 30. August 1863) keine bessere Wahl treffen konnte, als die bilderreiche Ausschmückung seiner neuerbauten Kirche zu Reichenhall in Schwind's Hände zu legen. Dem romanischen Styl dieses Bauwerkes entsprechend, sind die Bilder möglichst typisch gehalten; in der Apsis des Hochaltars thront in alter Dürer-ernster Weise die von zwei anbetenden Engeln umgebene Trinität, darunter stehen vier Heilige. Eine ähnliche Gruppe von Heiligen nimmt den Raum ein über dem Seitenaltar, welchen S. seinen Schülern überließ. An den Wänden sind Stationsbilder in Rundform und mit möglichst wenigen Figuren angebracht, welche in ihrer Composition Schwind's Hand unverkennbar zeigen.

Nach so großen, anstrengenden Arbeiten brachte die nächste Zeit eine Menge kleinerer Schöpfungen, wozu S. übrigens auch zwischen durch, während den größten Leistungen, noch Lust, Laune und Zeit fand, z. B. einige Kirchencartons nach London für Ainmüller, allerlei Romantisches für Swertskoff's Glasmalerei und Illustrationen zu Schiller und Mörike's Gedichten. Zur dringenden Erholung fuhr S. rheinabwärts mit seiner Gattin, bis zur See, wobei es die braven Belgier an Ehrungen nicht fehlen ließen. Dann erhielt der Cyclus der „Reisebilder“, die man auch „Lieder ohne Worte“ nennen könnte, neuen Zuwachs, auch anderweitige Stoffe wurden, je nach Gelegenheit und Stimmung, vorgenommen und meist rasch vollendet. So z. B. die „Tageszeiten“, der „Traum des Erwin v. Steinbach“, der „Erlkönig“, „des Knaben Wunderhorn“, das herzige „Morgenstübchen“, die „Waldcapelle“, die „Tritonenfamilie“ und vieles Andere, was größtentheils Graf Schack erwarb, auf dessen Bestellung S. auch

die „Heimkehr des Grafen v. Gleichen“ (gestochen von Hecht) malte, wodurch der von der Kritik mühsam als Fabel nachgewiesene Stoff glücklicher Weise wieder neue Nahrung erhielt. Zur Ausführung für das Kunstgewerke erfand S. im Wetteifer mit Andreas Fortner (1809, † 1862) allerlei Nippsächelchen, die sog. „Geräthschaften“, Entwürfe für Lampen, Handschuhkästchen, Briefbeschwersteine (ein Paar Muster dieser Art in Eggers' „Kunstblatt“ 1859, S. 187) und dergleichen, welche die „Kunstgewerbeschule“ in Nürnberg ankaufte. Was seine Künstlerhand berührte, erhielt eine eigene Weihe. Wie prachtvoll war das Titelblatt zum Haushaltungsbuch seiner erstverheiratheten Tochter! Und erst, wenn er sich im Gebiete des Humors ergehen konnte, wie die launige „Biographie Lachners“ erweist, welche auf der Kunstausstellung des Jahres 1888 dem Publicum neuerdings zugänglich gemacht wurde! — Ein Versuch des Ministeriums, den Künstler an Kupelwieser's Stelle ganz für Wien zu gewinnen — zu den Unterhandlungen war Dr. Heider selbst nach München gesendet worden — zerschlug sich. Dafür erreichte ihn ein den Künstler abermals in Anspruch nehmender Auftrag zu den „Wandgemälden des neuen Opernhauses“. Auf Einladung des Grafen Wickenburg, Vorstands des Stadterweiterungs-Comité, ging S. nach Wien und entwarf einen völlig in die Architektur passenden Plan. Mozart's größtes Werk, die „Zauberflöte“ sollte den Ehrenplatz in einer ganzen Loggia erhalten, in den übrigen Räumen die anderen neueren Tondichter ihre gebührende Stelle finden. Ende Juli 1864 waren die Skizzen zur Zauberflöte ziemlich fertig, und S. begann gleich darauf die Entwürfe und Cartonzeichnungen zu den weiteren 14 Bildern, deren Herstellung sich bis in das Jahr 1865 erstreckte, wobei seine gewaltige Arbeitskraft mit den dazu auserwählten Gehülfen, welchen diesesmal ein größerer Antheil zugestanden wurde, wetteiferte. Im nächsten Frühjahr schuf S. die „Zauberflöte“ und ging dann mit Moßdorf an die Frescotirung der Foyer-Bilder zu Gluck (Armida), Haydn (Schöpfung), Dittersdorf (Doctor und Apotheker), Mozart (Zauberflöte), Beethoven (Fidelio), Franz Schubert (Der häusliche Krieg), Cherubini (Wasserträger), Spontini (Vestalin), Spohr (Jessonda), Weber (Freischütz), Marschner (Hans Heiling), Rossini (Barbier von Sevilla), Boieldieu (Weiße Dame) und Meyerbeer (Hugenotten). Diese 14 Compositionen erschienen in Photographie mit Text von Dr. Eduard Hanslick bei Fr. Bruckmann in München und ebendaselbst auch die zwölf Bilder zur „Zauberflöte“. Niemals zuvor war die wundersame Musik Mozart's in so adaequater Schönheit vor das menschliche Auge getreten. Ebenso congenial war die Charakteristik der übrigen Tondichter. Wie ist der Paradieses-Jubel der „Schöpfung“ gezeichnet, die schelmische Philisterhaftigkeit von Dittersdorf, der liederfröhliche Schubert, der heute noch dramatisch packende „Wasserträger“, die prachtvoll dahin rauschende „Jessonda“, der ächt deutsche „Freischütz“, der noble „Barbier“ u. s. w. Das alte Wort: „Wenn Du ein Geist bist, so treffe den Geist!“ ist hier glänzend bewährt.

S. saß unausgesetzt und mit einer Stimmung hinter seinen Bildern, die sich freilich in diesen herrlichen Leistungen nicht spiegeln konnte. Wien war nicht nur völlig geändert; dazu kam der sein Oesterreich von zwei Seiten zugleich umklammernde Krieg. Er arbeitete „ingrimmig“ an seinen Fresken, um der Stadt dann baldmöglichst den Rücken zu kehren. Zu den ihm längst zugeflogenen Ehren und Auszeichnungen waren neue gefolgt, darunter die Erhebung seiner Familie in den Ritterstand. — Eine ähnliche Reihenfolge mit theilweise geändertem Programm, in welches der „Tell“, „die Stumme von Portici“ und andere Opern aufgenommen wurden, bestehend aus zwölf leicht aquarellirten Zeichnungen, vollendete S. in kurzer Zeit für König Ludwig II. Auch die vier Blätter zu „Fidelio“ (gestochen von Merz und Gonzenbach, mit vier Dichtungen

von Hermann Lingg, Leipzig 1875 bei Rieter-Biedermann) und die sieben Umrisse zu Mörike's „Historie von der schönen Lau" (radirt von Julius Naue, Stuttgart 1873 bei Göschen) gehören in diese Periode, in welcher alsbald eine neue „lange Geschichte wie die sieben Raben" d. h. die „Melusine" entstand, wozu im Januar 1868 „die ersten neun Schuh" schon gezeichnet waren „um sich zu überzeugen, ob die Größe angenehm sei". Die Arbeit aber rückte verhältnißmäßig langsam vorwärts. Der Winter hatte ihm „einen Klaps versetzt", es gab „Nervenhexereien" und Unbehagen, wogegen der Gebrauch von Marienbad Besserung brachte. Aber neue Störungen traten inzwischen ein. Doch reifte das begonnene Werk, insbesondere im Sommer 1869, noch nicht so weit, daß es auf der Kunstausstellung des genannten Jahres erscheinen konnte; erst an seinem 66. Geburtstage machte der Maler daran „den letzten Pinselstrich". Acht Tage lang strömte ganz München in das Atelier des Meisters, um seine neueste, zum Besten des Künstler-Unterstützungsvereins ausgestellte Schöpfung „Melusine" zu bewundern, welche dann einen wahren Triumphzug durch ganz Deutschland antrat und eine ganz enthusiastische Aufnahme fand. Es war unverkennbar dieselbe Hand, dieselbe Poesie des Gestaltens, dieselbe liebevolle, kunstreich gestimmte Durchbildung in den Figuren und in der Landschaft, aber der Ausgang verklingt als Tragödie, während die sieben Raben die höchsten Dissonanzen mit einem jubelnden Finale abrunden. Dem ethischen Grundprincip, daß alles Dulden und Leiden den verdienten Lohn empfange, dem Hochgesang der durch die schwerste Prüfung wie Gold erprobten Treue gegenüber, ist hier durch den Bruch des heiligsten Manneswortes der Satz ausgesprochen, daß jeder Fehl die unvermeidliche Strafe im Gefolge habe und nur der Tod eine Sühne gewähre. In der einleitenden Erzählung, in der ächt dramatischen Schürzung und in dem überwältigenden Schluß ist eine fortschreitende Kraft und ein Feuer der Leidenschaft, welches jeden Beschauer mitreißt und daher auch jene, die sieben Raben übersteigende Wirkung auf das Publicum erklärt. „Die zutrauliche und keusche Naivetät der Erfindung, die trotz üppiger Gesundheit stets reizvollen Körperformen, die in gleicher Bestimmtheit des Umrisses gegebene anmuthige Stilisirung der Natur und besonders der Vegetation der Waldvordergründe, die geschmack- und empfindungsreiche Romantik der Architekturen, endlich selbst der leichtduftige Aquarellton stimmen wunderbar zusammen zu einem vollen Märchenaccord, in welchem schon das geringste Zuviel von Realität und Farbe mißtönend stören würde" (Reber 1884. II, 93). — Merkwürdiger Weise fand sich lange kein Käufer, bis Paul Neff den Schatz erwarb und denselben endlich nach einer vorzüglichen photographischen Reproduction, an Oesterreich abtrat. Leider war damit auch Schwind's Leben und Schaffen beendet. Denn während der Meister im Auftrage der Frauen Wiens über neuen Bildern sann, mit denen er die Dramen Grillparzer's als Ehrengabe zu dessen achtzigstem Geburtsfeste illustriren sollte, traf ihn durch die Senkung des einen Auges das Unglück, Alles doppelt zu sehen. Zwar hob sich dieser Nervenfehler wieder, dann aber nahte mit einer peinlichen Herzkrankheit der Tod. S. vernahm noch die ganze Kette von siegreichen Nachrichten aus dem deutschen Kriege, an welchem 17 Verwandte seiner Frau theilgenommen und zwei derselben auf dem Felde der Ehre verblutet hatten, er hörte von dem Freuden- und Friedensfeste, welches die Stadt durchwogte, freudig trank er ein Glas perlenden Weines auf Deutschlands Heil! Als ihn seine jüngste, um die Pflege des Vaters rührend besorgte Tochter — zwei andere waren längst nach Wien und Frankfurt glücklich verheirathet, während sein einziger Sohn als Ingenieur dem Vater viele Freude bereitete — zärtlich nach seinem Befinden befragte, antwortete der stille Dulder mit einem Blick voll

Liebe „ausgezeichnet"! . . . Es war sein letzter Athemzug, am 8. Februar 1871. (Vgl. F. v. Miller in Beil. 7 „Augsburger Postzeitung" vom 16. Febr. 1871).

Mit Recht sagte der edle Graf Schack: „So wie C. M. v. Weber der specifisch deutsche Componist ist, muß Moriz v. Schwind der specifisch deutsche Maler genannt werden. Vor seinen Schöpfungen glauben wir Luft aus den deutschen Eichenwäldern einzuathmen; aus dem Laubgrün hallen Waldhornklänge an unser Ohr; ferne Berggipfel, mit alten Burgen gekrönt, leuchten im Sonnenglanz; in den Klüften hausen Gnomen; Elfen wiegen sich auf den duftigen Morgennebeln. Ueber Alles ist ein zauberisches Licht gebreitet, ein Morgenroth, das uns die Erinnerung an die früheste Kindheit gemahnt. Nur aus einer reinen Seele, die sich bis in das Alter die Unschuld der ersten Lebensjahre bewahrte, konnten derartige Gebilde erblühen. Selbst Scenen des gewöhnlichen Lebens weiß S. mit dem wunderbaren Hauche des Gefühls zu beseelen und in lauterste Poesie zu verwandeln. Seine besondere Domäne, in der er keinen Nebenbuhler hat, sind aber die Sagen und Legenden des deutschen Mittelalters, mit ihren Eremiten, ihren die Quellen und Flüsse bevölkernden Nixen, ihren Zwergen, Riesen und auf Abenteuer ausziehenden Rittern". Schwind's Anerkennung als Dichter und Componist war allgemein, als Zeichner ist er geradezu unvergleichlich. „Sein Strich ist so fest und meisterhaft, wie man ihn bei einem Neueren kaum je wieder in gleicher Sicherheit findet" (Pecht 1877. I, 225). Nur als Colorist und insbesondere als Oelmaler wurde er vielfach und häufig mit Unrecht bemängelt. Auch dagegen vertheidigt Graf Schack den Künstler: „Fordern, daß alle Maler das gleiche Colorit anwenden sollten, ist ebenso unverständig, wie verlangen, daß Milton sein Paradies in den schmelzenden Strophen des Ariost hätte dichten, Goethe seinen Götz in die Form von Tasso's Aminta kleiden sollen. Er weiß sein Colorit mit feinster Berechnung seinem jedesmaligen Stoffe anzupassen". Seine stimmungsvolle Weichheit der Farbe, namentlich im Fresco und Aquarell haben Fr. Pecht, E. Förster und Andere immer gleichmäßig anerkannt. „Eine Färbung nach dem modernen französisch-belgischen, oder selbst venetianischen Begriffe darf man bei ihm nicht suchen; und doch hat seine Farbe, namentlich bei Aquarellen, einen unwiderstehlichen Zauber, indem sie mit der Zeichnung und dem Gedanken so gleichmäßig entstanden, so innig verwachsen scheint, daß jede andere eine störende Wirkung verursachen würde". Am besten hat Pecht den ganzen S. abgeschildert mit den wenigen Sätzen: „Das liebliche Märchen vom Aschenprödel ist in Schwind's Händen zu einer Verherrlichung der jungfräulichen Demuth und Anspruchslosigkeit, der Mädchenhaftigkeit geworden, die Schwester mit den sieben Raben zu einem Ruhme der weiblichen Treue und Geschwisterliebe, die schöne Melusine zu einem Hymnus auf die eheliche und mütterliche Zärtlichkeit, während in dem Elisabeth-Cyklus der Wartburg die weibliche Religiosität in der Form der Ergebung, der Sanftmuth und der werkthätigen Menschenliebe künstlerisch verherrlicht wurde. Alle zusammen bilden sie aber eine Apotheose des Frauenherzens und der Frauentugend, des Liebes- und Familienlebens, wie sie nicht anmuthiger und seelenvoller gedacht werden kann. Dies ist ihr eigentlicher Inhalt, um den sich die märchenhafte Einkleidung gleichsam als liebenswürdige Arabeske herumschlingt".

Eine Schule im landläufigen Sinne des Wortes hat S. nicht begründet, er galt nie als ein Lehrer von akademischer Bedeutung. „Was er war, konnte er nicht lehren". Er nahm Schüler an, machte es ihnen aber nicht leicht auszuhalten, wozu auch sein ungezügelter, naturwüchsiger und nicht immer rosenfarbener Humor mitspielte. In München zählte Eduard Ille zu seinen ersten, treuesten und dankbarsten Schülern, Franz Xaver Barth, Hochfelder, Deckelmann, Karl Moßdorf, Otto Donner und Tobias Andreae († 1873), dann A. v. Beckerath, Otto Bauer, Joh. Thürmer, Anton Kraus († 1872) und schließlich J. Naue.

Vgl. außer der im Text aufgeführten Litteratur Nagler 1846, XVI, 145 ff. — E. Förster, Geschichte der deutschen Kunst. 1860. V, 132 ff. — Eduard Ille im Oberbaierischen Archiv. 1871. XXXI, 70 ff. — Regnet, Künstlerbilder 1871. II, 215 ff. — Lukas R. v. Führich, Moriz v. Schwind, eine Lebensskizze. Leipzig 1871. — Holland, Moriz v. Schwind, sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1873. — Fr. Pecht in Lützow's Zeitschrift. VI, 253 ff.; dessen Deutsche Künstler. 1877. I, 195 ff. u. Gesch. der Münchener Kunst. 1888. S. 114 u. 204. — Reber, Gesch. der neueren Kunst. 1884. II, 83—94. — Wurzbach 1876. XXXIII, 127 ff., wo der erste Versuch gemacht wurde, Schwind's Bilder zu katalogisiren; dabei ist auch Vieles über die Familie des Künstlers, sein Porträt u. s. w. verzeichnet. — W. Kaulen, Deutsche Künstler. 1878. S. 279 ff. — O. Berggruen, Die graphischen Künste. 1879. I. — Valentin, Kunst und Künstler. 1889. — Große Ausbeute gewähren die unterdessen gedruckten Sammlungen von Schwind's Briefen an Schober, Genelli (Donop in Lützow's Zeitschr. 1876. XI, 11 ff.), Bernhard Schädel (in „Nord u. Süd" 1880. XIV, XV. Heft), Ed. Moerike (mitgetheilt von J. Baechtold, Leipzig 1890) und Julius Thäter (s. Lebensbild. Frankfurt 1887) und die seither noch ungedruckten Correspondenzen mit Julius Schnorr v. Carolsfeld, L. Schaller, J. Fellner und E. v. Bauernfeld, welche vielfach ganz neue Anhaltspunkte für einige wichtige Lebensereignisse Schwind's und zur Entstehung vieler Werke liefern und bei dieser Darstellung benützt wurden.

Hyac. Holland.

Schwindel: Georg Jacob S., geboren zu Nürnberg am 7. Februar 1684, studirte in Altdorf und Jena Theologie, wurde 1714 Diakonus an der Heiliggeistkirche, 1730 Mittagsprediger an der St. Katharinenkirche und 1732 Senior seines Collegiums. Unter außerordentlichem Zulauf waltete er seines Amtes als Prediger, war beliebt bei den Armen wegen seiner Mildthätigkeit und genoß neben dem Ruhm eines großes Gelehrten noch den eines durch sittenreinen Wandel ausgezeichneten Theologen. Dann aber trat 1739 ein jäher Umschlag in diesen glücklichen Verhältnissen ein. Er wurde das Opfer falscher Anklagen. Auf das Zeugniß von Weibern, von denen das eine an Paroxysmus in höchstem Grade litt, während zwei andere auf eine sehr getrübte Vergangenheit zurückblickten, wurde er, wie es scheint, nicht ohne das Zuthun neidischer Collegen des Ehebruchs, der Gotteslästerung und Zauberei angeschuldigt. Seiner Würde entsetzt und seiner Einnahmen verlustig saß er zwei Jahre auf einem Thurm in Untersuchungshaft. Erst der Reichshofrath in Wien, an den die Sache kam, stellte die Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen fest. S. kam 1752 am Charfreitag wieder nach Nürnberg. Hier starb er, nachdem er das Anerbieten, ihn in seine Aemter wieder einzusetzen, ausgeschlagen, noch am 14. August des genannten Jahres. Seine Studien, die er in Wien bei Tag und Nacht betrieben, sollen den Todeskeim in ihn gelegt haben, dazu kam aber wohl auch der schwere Druck des gegen ihn begangenen Unrechts, der auf ihm lastete und die Gesundheit seines so schon schwächlichen Körpers untergrub.

Für uns ist S. wegen seiner biographischen und bibliographischen Arbeiten bemerkenswerth. Es bleibt nur zu bedauern, daß seine Schriften zum größten Theil nicht im Druck erschienen sind. So hatte er eine biographische Sammlung in 15 Folianten angelegt, die das Material zu den Lebensbeschreibungen berühmter Theologen in alphabetischer Ordnung enthielt. Dieses Manuscript war ohne Zweifel zum Druck bestimmt, wie der bereits vorgedruckte Titel erkennen läßt, der folgenden Wortlaut hat: „M. Ge. Jac. Scotomii, Nurinb. Pandectae Theologico-Literariae; oder allgemeines gelehrtes Priesterlexikon,

darinnen fast eines jeden Theologi Vita et Scripta, ingleichen viele von ihnen gesammlete memorabilia, elogia, judicia, deren icones u. a. m. nach alphabetischer Ordnung zu finden sind. Mit unglaublicher Mühe und vielen Kosten zusammengetragen. Nebst einem accurat verfertigten copiosen Indice Rerum, welcher alsobald anzeiget, was für Auctores von dieser oder jener theologischen Materie etwas geschrieben und an das Licht gegeben haben. 1728." Will bemerkt hiezu, daß dieser Titel auf der einen Seite „etwas zu prächtig laute". Andererseits aber sei es mehr als ein Priesterlexikon, da es nicht allein zu Lebensbeschreibungen der Theologen, sondern auch anderer Gelehrten den Stoff biete. Besonders hatte S. hier von gelehrten Nürnbergern und guten Nürnberger Familien Nachrichten überkommen. Sonst sind zu erwähnen: „Theophili Sinceri Nachrichten von lauter alten und raren Büchern", Frankfurt und Leipzig 1731, 1732, seine neuen Nachrichten desselben Betreffs, die 1733, 1734, 1736, 1747 und 1748 erschienen, sein in 4 Bänden herausgegebener „Thesaurus bibliothecalis oder Versuch einer allgemeinen und auserlesenen Bibliothek", Nürnberg 1738, 1739, ferner „Th. Sinceri bibliotheca historico-critica librorum opusculorumque uariorum et rariorum, oder Analecta literaria von lauter alten und raren Büchern und Schrifften", Nürnberg 1736 u. a. Ferner gab er heraus: „Kurze Nachricht von den Scriptoribus Lutheri uitam illustrantibus" und schrieb „Historische Nachrichten von den Scriptoribus Aug. Confessionis sammt einem Vorbericht von den Nürnbergisch-Schwabachischen und Torgauischen Artikeln", die schon 1730 unter die Presse kommen sollten, aber nicht erschienen sind. Für D. Joh. Martin Trechsel's Verneuertes Gedächtniß des Nürnbergischen Johannis-Kirchhofs ꝛc, das 1735 zu Frankfurt und Leipzig erschien, verfaßte er den eingehenden Vorbericht oder Antwort auf die Frage: Wer de epitaphiis geschrieben.

Will und Nopitsch, Gelehrtenlexikon, wo sich auch eine Zusammenstellung seiner Schriften befindet. — Will, Bibliotheca Norica. — Handschriftliches Material auf der Stadtbibliothek.

Mummenhoff.

Schwindrazheim: Johann Ulrich S., Theologe und Dichter, geboren zu Neuenbürg an der Enz unweit Wildbad (Württemberg) am 10. November 1736, † zu Gomaringen bei Tübingen am 18. August 1813, entstammt einem elsässischen Geschlechte. Ob dasselbe mit dem ritterlichen Geschlecht der Herren v. Schwindrazheim (bei Straßburg) zusammenhängt, ist noch nicht festgestellt. Im 17. Jahrhundert nach Tübingen übergesiedelt, entfaltete sich die Familie kräftig und betrieb das Gewerbe von Huf- und Waffenschmieden. Doch hatte schon der Vater des Dichters akademische Bildung genossen, war Präceptor der Lateinschule in Neuenbürg und starb als Pfarrer zu Dobel bei Wildbad. Vom Vater tüchtig geschult, ging Joh. Ulr. S. durch die württembergischen Klosterschulen, wo er sich eine gründliche classische Bildung erwarb und bezog 1755 die Universität Tübingen als Zögling des Stiftes, der alten Bildungsstätte der evangelischen Theologen Württembergs. Geschmückt mit dem Magistertitel, verließ der wohlbegabte Jüngling 1760 die Universität. Als Specimen seiner philosophischen Bildung hatte er 1757 für die Promotion zum Magister die Dissertation „de differentia perceptionum in vigilia, somnis et somno", 1760 die theologische Abhandlung „de somniis divinis" drucken lassen. Sein weiterer Lebensgang war der des damaligen schwäbischen Candidaten. Erst war er mehrere Jahre Vicar, dann Hofmeister bei dem Obervogt v. Bouwinghausen und erhielt 1767 die Pfarrei Thumlingen auf dem Schwarzwald. Unbefriedigt von den dortigen Verhältnissen bat er in einem eleganten Gedicht, dem einer seiner Nachfolger den treffenden Titel „Tristia Thumlingensia" gab, um eine andere Stelle. Durch das Gedicht lenkte S. die Aufmerksamkeit

des Herzogs Karl auf sich, der ihn 1768 zum Leiter der Lateinschule in Ludwigsburg berief. Unter seinen Schülern befand sich ohne Zweifel Schiller während seiner letzten Schuljahre in Ludwigsburg. „Der Freund der Dichtkunst, der warme Verehrer der Alten, der gewandte Stylist", der Mann mit dem weltoffenen Sinn, dessen Gesichtskreis in langem und vertrautem Verkehr mit dem Adel und den Officieren weiter geworden waren, als der seiner Amtsgenossen in Ludwigsburg, mochte leicht befruchtender auf Schiller wirken als seine übrigen Lehrer. Hatte Schiller von diesen trübe Erinnerungen, so rühmt er 1782 in der Recension von Schwindrazheim's „Kasualgedichten eines Wirtembergers" im württembergischen Repertorium diesen Lehrer als einen „vortrefflichen Kopf" und erkennt seinen Witz und seine lebhafte Phantasie an. 1775 war Schwindrazheim's Stellung in Ludwigsburg aus unbekannten Gründen unhaltbar geworden. Er bezog die Pfarrei Gomaringen, wo ihm später G. Schwab folgte. Hier pflegte er den Verkehr mit der nahen Universität Tübingen und der Reichsstadt Reutlingen. Sein Lebensabend war durch schwere Familienereignisse getrübt. Im Jahr 1782 gab er die obengenannten Kasualgedichte eines Württembergers heraus, die meist gewandt in der Form, reich an Witz, doch nicht auf der Höhe der lateinischen Tristia stehen. War doch schon der Gegenstand dieser Gelegenheitsgedichte, meist Trauer- und Hochzeitscarmina, recht dürftig für einen begabten Dichter. Noch schwächer, ja ganz auf der Stufe der breitspurigen Kirchenlieder seiner Zeit ist die Sammlung Trauerlieder, die er 1796 nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur „zu einem Familienstück" für seine Kinder drucken ließ. Die Tristia sind zum ersten Mal von dem Unterzeichneten im Urtext in den Blättern für württembergische Kirchengeschichte 1889, S. 68 f. und in der Deutschen Uebersetzung des M. Daniel, Pfarrer von Zuffenhausen, in Birlinger's Alemannia XIV, 229 veröffentlicht worden.

Joh. Ulr. Schwindrazheim, ein Lebensbild von G. Bossert. Württb. Landeszeitung 1887, S. 165. — Schiller's Lehrer an der Lateinischen Schule in Ludwigsburg, von R. Weltrich. Beil. z. Allg. Ztg. 1889, Nr. 284. — Eine Würdigung Schwindrazheim's als Dichter von dem Unterzeichneten ist noch nicht gedruckt.

G. Bossert.

Schwitzen: Christoph Freiherr v. S., geboren zu Graz am 14. Juli 1755, aus einer in Krain gebürtigen, um 1700 nach Steiermark übergesiedelten, 1719 in den erbländischen Freiherrnstand erhobenen Familie stammend. Nachdem er in Graz die juridischen Studien vollendet hatte, trat er in den Staatsdienst, und zwar bei den „Landrechten" (Landesgericht) in Graz ein, wurde Commissär bei dem k. k. Kreisamte in Marburg an der Drau, 1786 Kreishauptmann in Graz, 1795 Gubernialrath und Referent in Studien- und Polizei-Angelegenheiten. — Die Kreisämter, eine Schöpfung Maria Theresia's, hatten den Zweck der Centralisirung der Staatsverwaltung, diese gegenüber der in den Landtagen vertretenen Ständemacht zu kräftigen, insbesondere zum Schutze der Gutsunterthanen gegen nicht selten vorkommende Bedrückungen von Seiten der Gutsherren zu dienen und begründeten Klagen jener gegen diese gerecht zu werden. S. war ein ausgezeichneter, ganz vom Geiste der Theresianischen und Josefinischen Aufklärungsperiode erfüllter Verwaltungsbeamter, der die Ideen des aufgeklärten Absolutismus, von denen damals die Verwaltung in Oesterreich getragen war, mit Entschiedenheit, nicht selten mit zu großer Hast und Schärfe und mit Nichtachtung der bestehenden Verhältnisse durchzuführen bemüht war. Er war, so schreibt sein Biograph Winklern, „ein Mann von originellem Geiste und den glücklichsten Talenten, von rastloser Thätigkeit, unbestechlicher Unparteilichkeit, von kühnem Unternehmungsgeiste und unermüdetem Eifer für das allge-

meine Beste, ein Feind und Bekämpfer der Vorurtheile jeder Art (darum gehaßt und verleumdet), verbunden mit zu viel Raschheit, Trotz und Eigensinn. Für den Kaiser Joseph II. bewies S. eine unerschütterliche Anhänglichkeit". — Große Verdienste erwarb er sich durch die Förderung des Volksschulwesens in Steiermark, indem er es verstand, den Eifer der Landbewohner für den Schulunterricht besonders zu wecken und dadurch den Schulbesuch ungemein zu heben. Aberglauben und Vorurtheile bekämpfte er mit aller Kraft und Religionsmißbräuchen trat er entschieden entgegen. Kaiser Joseph II. hatte mit Hofverordnung vom 26. November 1783 das Wetterläuten auf das strengste untersagt; nach des Kaisers Tod wurde es mit Hofkanzlei-Verordnung vom 26. November 1790 wieder gestattet. Gegen diesen Erlaß richtete S. eine Vorstellung, in welcher er die Nachtheile dieser Unsitte so klar und entschieden darlegte, daß eine Verfügung erfolgte, welche wenigstens die willkürliche Anwendung dieses Mißbrauches hinderte. — S. war auch litterarisch thätig; er schrieb: „Versuch einer Anleitung für junge Herrschaftsbeamte in Oesterreich zur Kenntniß einiger der besten Bücher, die von den Hauptgegenständen einer Herrschaftsverwaltung handeln." Graz 1787. „Aktenstücke die Wiedereinführung des alten Steuer- und Urbarial-Systems in dem Herzogthume Steyermark betreffend" (Graz 1791), in welchem die Vorrede von S. unterzeichnet ist, der Name auf dem Titel aber nicht erscheint, und anonym: „Ueber die Stallfütterung und Vertheilung der Gemeinweiden" (Graz 1791), worin er für die Stallfütterung und gegen die Beibehaltung der Gemeinweiden auftritt, also auch auf dem Gebiete der Landwirthschaft in fortschrittlichem Sinne wirkt. — S. war im vollsten Sinne des Wortes der Typus eines ganz von josephinischem Geiste durchdrungenen Verwaltungsbeamten mit allen Licht- aber auch manchen Schattenseiten. Ihm wäre ohne Zweifel eine glänzende Zukunft im österreichischen Staatsdienste beschieden gewesen, wenn er nicht, erst 42 Jahre alt, schon am 23. September 1796 aus dem Leben geschieden wäre.

Wurzbach, Biographisches Lexikon, 33. Bd., S. 191—193. — Winklern, in der Steiermärkischen Zeitschrift, Neue Folge, VI, S. 137—138. — Kunitsch, Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie. Graz 1805. 3. Bändchen, S. 164—184.

Ilwof.

Schwitzen: Sigmund Freiherr v. S., des vorigen älterer Bruder, geboren am 24. Januar 1747 zu Graz, wirkte nach zurückgelegten Studien auf seinem Gute Waldegg bei Kirchbach in Steiermark als ausgezeichneter Landwirth, trat 1787 in den Staatsdienst als Adjunct der Staatsgüterverwaltung und wurde bereits 1788 Staatsgüter-Administrator von ganz Innerösterreich (Steiermark, Kärnten und Krain). Oesterreich besaß damals noch ausgedehnte Domänen aus der Aufhebung der Klöster durch Kaiser Joseph II. stammend. Die Erfahrungen, welche S. hierbei gemacht hatte, legte er in einer für seine Zeit sehr nützlichen Schrift: „Instrukzion für Staatsgüterbeamte und für jene, welche bey solchen angestellt zu werden suchen" Klagenfurt 1788, nieder. Die Verdienste, die er sich bei der Staatsgüterverwaltung erworben hatte, bewirkten seine Ernennung zum Gubernialrathe und Kreishauptmann in Laibach und nach kurzer Zeit zum Hofrath bei der Banco-Deputation und bei der vereinigten k. k. Hofkanzlei in Wien. Im Jahre 1793 wurde er als Untersuchungscommissär nach dem kurz vorher erworbenen Galizien entsendet, wo er sich ebenfalls durch Umsicht und durch treffliche Maßregeln, welche er anordnete und durchführte, hervorthat. Kaiser Franz I. ernannte ihn 1815 zum wirklichen Staats- und Conferenzrathe — damals die höchste Stelle im Staatsdienste nach der eines Ministers — und zeichnete ihn durch Verleihung des Ritterkreuzes des St. Stephans-

ordens aus. Sein Zeitgenosse Winklern charakterisirt ihn in folgender Weise: „Ein origineller Kopf mit den ausgebreitetsten Kenntnissen und mit den glücklichsten Talenten. Nebst der größten Thätigkeit, der wärmsten Vaterlandsliebe und dem strengsten Diensteifer besaß er ungemeine Leichtigkeit und Geschwindigkeit im Arbeiten". „Noch im hohen Alter bewahrte S. eine erstaunenswürdige Kraft des Geistes, Umsicht, Gewandtheit und Lebensthätigkeit". — Nachdem er in den Ruhestand getreten war, zog er sich auf sein Gut Waldegg zurück, wo er, 87 Jahre alt, am 24. Juni 1834 als der letzte männliche Sprosse seines Geschlechts starb. —

Wurzbach, XXXIII, 194. — Winklern in der Steiermärkischen Zeitschrift, Neue Folge, VI. Jahrgang, S. 137—138.

Ilwof.

Schwollmann: Wilhelm Alexander S., geboren am 26. März 1734 in der Stadt Schleswig, wo sein Vater Prediger an der Kirche in Friedrichsberg war. Vorbereitet auf der Domschule der Vaterstadt, studirte er Theologie und Philologie auf den Universitäten in Halle und Rostock. Am letztern Orte erwarb er 1757 den Magistergrad und ward dann Privatdocent und Adjunct der philosophischen Facultät daselbst, bis er 1759 ins Vaterhaus zurückkehrte, um dem kränkelnden Vater adjungirt zu werden. Er begann früh seine litterarische Laufbahn in kritischer Richtung. Es erschien von ihm: „Eine Betrachtung über Gal. 2, 9" 1755. „Exegetische Untersuchung der Stelle Hebr. 4, 1—3" 1756. „Philologische und kritische Untersuchung von den Cherubim an der Bundeslade" 1757. „Commentatio, qua de Joannis in Pathmo exilio modeste dubitat" 1757. — Zu seiner Magisterpromotion hatte er „Diss. de Anacreontis carminibus" Rostock 1757, verfaßt. Dann „Stricturae hist. crit. additamentorum introductior. litterariorum in antiquitates Graecorum sacras descriptionem brevem sistens" 1757. Es folgte noch „Commentatio crit. et polemica ad Gen. 19, 26" 1759. Nachdem er 8 Jahre hindurch dem Vater in seinem Amte assistirt hatte, ward er dann sein Nachfolger im Amte 1763, darauf 1769 zugleich Schloßprediger auf Gottorf. 1776 erhielt er den Charakter Consistorialrath, 1791 ward er zugleich Propst von Hütten, 1796 wirklicher Oberconsistorialrath. 1798 ward er auf Ansuchen emeritirt und starb am 21. April 1800. Er schrieb auch: „Die Verbindlichkeit des Christen sich in diesem Leben vor allen Dingen nach dem Ewigen und Unsichtbaren zu bestreben, um glücklich zu werden" 1763. „De episcopis a presbyteris diversis" 1780 und „De imputatione peccatorum mundi Christo non qua poenas illorum tantum, sed qua culpam etiam et maculam eorum facta" 1789. — Es war in der Kirchenregierung schon längere Zeit über Verbesserung der Liturgie verhandelt. Der Generalsuperintendent Conradi (s. A. D. B. IV, 442) hatte bereits 1738 einen Entwurf zu einem neuen Ritual verfaßt und handschriftlich in zwei Quartbänden hinterlassen. Dieser Entwurf war im Archiv des General-Kircheninspectionscollegiums in Kopenhagen indeß bisher liegen geblieben. Jetzt ward derselbe dem gelehrten Oberconsistorialrath S. zur Begutachtung zugestellt. S. zog es indessen vor, nachdem er diese Arbeit durchgesehen, die seiner Geistesrichtung nicht zusagen konnte, eine ganz neue Liturgie auszuarbeiten. In dieser Veranlassung veröffentlichte er: „Grundsätze, nach welchen die für die Herzogthümer Schleswig und Holstein bestimmte Liturgie sowohl als das Handbuch der Perikopen ausgefertigt worden." 1793. Es wurden einige Geistliche darüber vernommen, aber die Sache selbst zog sich doch hin, bis der neue Generalsuperintendent Adler (s. A. D. B. I, 85) dieselbe durch seine Agende zur Ausführung brachte, die, wie bekannt, große Controversen hervorrief.

Kordes, S.-H. Schriftstellerlex. 310. — Lübker-Schröder II, 564. —

v. Schröder, Geschichte und Beschreibung der Stadt Schleswig 1827, S. 174. — Hellwig, Dansk Kirkenhistorie II, 296. — Döring, Gelehrte Theologen IV, 145.

Carstens.

Schwörer: Friedrich S., Historienmaler, geboren 1833 zu Weil in Baden, kam 1847 nach München auf die Akademie zu Professor Philipp Foltz, malte im streng historischen Style seines Lehrers einige wohl-componirte Bilder, wie „Simson's Gefangennehmung“ und „Des Sängers Fluch“, dazwischen auch etliche Genrestücke („Die Eifersucht“; „Schwäbische Landleute vor einem Friseurladen“) und die schönen großen Fresken im Baierischen Nationalmuseum, darstellend den „Sieg des Herzog Berthold I. über die Ungarn auf der Walserhaide am Traunflusse 943“ und den „Tod des Pfalzgrafen Arnulf bei der Vertheidigung von Regensburg 954“. Dazu kam die Scene, wie „Max Emanuel nach langjähriger Trennung seine Familie im Schlosse Lichtenberg am Lech wiederfindet 1715“. Ein längerer Aufenthalt in Paris und insbesondere die Bekanntschaft mit Cogniet wirkten vortheilhaft auf Schwörer's Colorit, brachten ihn aber doch in einen seiner echt deutschen Natur nicht förderlichen Dualismus. Zu seinen besten Erzeugnissen gehört ein großer Carton mit den Koryphäen der deutschen Wissenschaft von 1740—1840 (photographirt in Bruckmann's Verlag) als Seitenstück der von Lindenschmit u. A. gezeichneten sog. Ruhmeshallen, welche mehr oder minder auf Kaulbach's Reformationsbild zurückdatiren. „Jede einzelne dieser hundert Gestalten ist nicht bloß in den Zügen des Kopfes, in der ganzen Haltung und Bewegung eine scharf individualisirte Persönlichkeit, die geistige Durchdringung und klare Auffassung der einzelnen Charaktere ist wahrhaft bewundernswerth; auch die Gruppirung dieser Massen zeugt vom feinsten künstlerischen Takt. Alles bewegt sich ungezwungen und man vergißt den Künstler vollständig über seinem Werk, das man einen Reichstag deutscher Professoren nennen möchte. Selbst die Schwierigkeiten des modernen Costüms sind auf das glücklichste überwunden. Als Schauplatz dient dem Künstler die Freitreppe einer Universität, zu beiden Seiten im Halbkreis aufsteigend bietet sie gleichsam fünf verschiedene Bühnen für die Gruppen. Für die allgemeine Anordnung ging der Maler von dem Gedanken aus, daß die deutsche Wissenschaft sich in einem großen Doppelstrome auf dem Gebiete des Geistes und der Natur bewege, er breitet ihn links und rechts vor dem Beschauer aus und verbindet denselben in der Mitte durch Kant und Humboldt, ähnlich wie Raphael in der „Philosophie“ die Mitte durch Aristoteles und Plato — den Realisten und den Idealisten — markirt und in ihnen zwei Ströme vereinigt. So sind denn die berühmtesten Vertreter der Geschichte und Philologie gruppirt, die Philosophen, Pädagogen, Juristen, Naturforscher (Astronomen, Geologen, Chemiker), Heilkünstler u. s. w. In der Mitte des Hintergrundes sprudelt der noch unerschöpfte Born der Weisheit.“ Damit hatte der junge Künstler sich als selbständiger Denker und Historiker bewährt und mit einem Schlag unter die bedeutendsten seines Faches erhoben (vgl. Nr. 338 „Baier. Ztg.“ vom 7. December 1864). Einen anderen gewaltigen Stoff gestaltete S. (1867) zu einer Cartonzeichnung „Nebukadnezar's Eintritt in das Todtenreich“, wie derselbe von den theilweise durch ihn vorausgegangenen Fürsten und Kriegern mit wildem Hohn empfangen wird — eine ganz Danteske Idee. Das Trotzig-Scheue in der grandiosen Gestalt des Ankommenden, das Furchtbare, Oede und infernalisch-Trostlose der ganzen Scene zeigt eine innere Verwandtschaft mit Delacroix. Daß der Künstler seinen Geist auch bei mehr idyllischen Stoffen („Badende Kinder“ u. dgl.) ausruhen ließ, war leicht erklärlich; ein schönes ideales Porträt Beethoven's (gestochen von Barfus 1869) entstand gleichfalls um diese Zeit, in welcher er auch eine Verehrung Shake-

speare's durch die in Photographie und Stich vervielfältigten Compositionen zu „Cymbeline“, „Wie es Euch gefällt“ und dem „Sommernachtstraum“ (Leipzig bei Brockhaus) zum Ausdruck brachte. Ebenso lieferte er alle Illustrationen zu der Prachtausgabe von Schiller's „Tell“ (München bei Bruckmann). Entschieden glücklich betheiligte sich S. an dem Freskencyklus im alten Concilsaale zu Constanz mit einem großen Bilde, darstellend „Die Belehnung des Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg“. Auch schuf er für die protestantische Kirche daselbst ein schönes Altarbild. Dann warf er sich mit aller Kraft auf ein großes Geschichtsgemälde: „Die letzte Stunde der Cimbernschlacht“, welches auf der internationalen Kunstausstellung zu München 1883 erschien: Dasselbe bietet mit einem ungeheueren Aufwande von Studien eine Menge von tragischen Einzelnheiten. Nur ein von materiellen Sorgen nicht beeinträchtigter Künstler kann ohne Auftrag oder Bestellung solch' ein jahrelange Mühen mit unübersehbarem Aufwand von Arbeitskraft und Kosten verursachendes Thema wagen. S. war mit Glücksgütern gesegnet und erwarb ein beinahe in Mitten der Stadt gelegenes, durch vier Straßen begrenztes Häuserconglomerat, also nach altrömischen Begriffen eine vollständige „insula“, deren Ertrag ihm die ausgiebigen Mittel gewährte, seine ehrgeizigen Pläne als Künstler durchzuführen und ausgiebig zu gestalten. Diese neidenswerthe Wirksamkeit endete am 25. März 1891 plötzlich ein Schlaganfall.

Vgl. H. A. Müller, Biogr. Künstler-Lexikon 1882, S. 484. — Pecht, Gesch. der Münchener Kunst 1888, S. 240 und dessen „Kunst für Alle“ 1891, S. 222. Hyac. Holland.

Schwoy: Franz Josef S., der erste Topograph Mährens, wurde am 11. December 1742 zu Groß-Herrlitz in Schlesien geboren. Er besuchte das Untergymnasium in der Jesuitenresidenz Turas (1751—55), studirte die Poesie und Rhetorik zu Brünn (1756—1757). Da sein Vater ein unbemittelter Oekonomiebeamter war, konnte S. die Studien nicht fortsetzen und widmete sich deshalb der Landwirthschaft. Theils als Rechnungsbeamter, theils als Gutsdirector und Amtmann war er in den Jahren 1763—1803 auf den Gütern Urspitz, Kremsier, Mürau, Zwittau, Jaispitz, Nikolsburg thätig, kam im J. 1803 in die fürstl. Dietrichstein'sche Centralkanzlei nach Wien, woher er nach dreijährigem Aufenthalte abermals nach Nikolsburg mit dem Titel eines fürstlichen Schloßhauptmanns und Archivars zurückversetzt wurde. Kaum hatte er diese ruhigere Lebensstellung, in der es ihm vergönnt gewesen wäre, seinem Lieblingsstudium sich ganz zu widmen, erreicht, als ihn der Tod am 10. October 1806 dahinraffte. S. beschäftigte sich nämlich in seinen berufsfreien Stunden auf das eifrigste mit dem Studium der mährischen Geschichte und sammelte mit wahrem Feuereifer in den ihm zugänglichen Bibliotheken, Klöstern und Archiven (leider waren ihm die reichhaltigen Archive in Kremsier und Nikolsburg verschlossen geblieben) den Stoff zu einer Geschichte und Topographie von Mähren.

Diese seine überaus reiche aber in vieler Hinsicht noch lückenhafte topographische Zusammenstellung entlockte ihm der ehemalige Prälat von Saar, Otto Steinbach von Kranichstein, ein eifriger Freund mährischer Geschichte, unter der Zusage, das Manuscript durchzusehen und die Lücken auszufüllen. Arglos übergab ihm S. das Resultat seines fast 40jährigen Fleißes und war nicht wenig erstaunt, als Steinbach bald darauf, ohne den Verfasser um seine Zustimmung gefragt, ohne die versprochenen Verbesserungen vorgenommen zu haben, das Manuscript unter dem Titel: „Topographische Schilderung des Markgrafenthums Mähren, von S . . .,“ Prag 1786, 2 Bde., veröffentlichte. Da Steinbach außer dieser ungewöhnlichen Indiscretion auch die wichtige Partie über die Landesgeschichte Mährens aus der Einleitung gestrichen hatte, so ließ S. dieselbe

abgesondert als „Kurzgefaßte Geschichte des Landes Mähren, vom Verfasser der topographischen Beschreibung Mährens," Brünn 1788, drucken. — Längere Zeit hindurch arbeitete nun S. an der weiteren Vervollkommnung seines topographischen Lieblingswerkes und gab es als „Topographie vom Markgrafenthum Mähren, von Franz Joseph S.," Wien 1793—94 in 3 Bänden auf eigene Kosten heraus. In derselben werden nach einer allgemeinen historisch-statistischen Beschreibung des Landes die Ortschaften nach den 6 Kreisen in alphabetischer Ordnung eingehend beschrieben. Wenn es auch wahr ist, daß das Werk in vielfacher Hinsicht, besonders was die Sagen über die Markomannen- und Quadenzeit betrifft, dem Maßstab der modernen Geschichtskritik nicht standhält, so darf man dennoch nicht läugnen, daß dasselbe, durch den Sammelfleiß einer Person, ohne jede Unterstützung seitens der maßgebenden Behörden entstanden, unzählige Daten für Geschichte, Genealogie und Statistik Mährens in sich faßt und selbst nach dem Erscheinen des neuen topographischen Werkes von Wolny, dem es bahnbrechend vorausgegangen ist, noch nicht ganz seine Brauchbarkeit eingebüßt hat. Keine Provinz der österreichischen Monarchie hatte, nach dem Urtheile des Oberstkanzlers Grafen Mittrowsky, des besten Kenners der mährischen Alterthümer, eine so umständliche, mit so vielen interessanten Daten versehene Topographie aufzuweisen (Patr. Tageblatt 1803, S. 1184).

Außer diesem Hauptwerke veröffentlichte S. viele wissenschaftliche Artikel im Mähr. Magazin, Europ. Journal, Andrée's patriot. Tageblättern u. a. und hinterließ als druckfähiges Manuscript einen Supplementband zu seiner Topographie. Aus dem übrigen gesammelten Materiale, das in 34 Fascikeln in dem Franzensmuseum zu Brünn als ein Geschenk des Altgrafen Hugo Salm niedergelegt ist, heben wir nur hervor eine größtentheils ausgearbeitete Genealogie aller in Mähren landsässig gewesenen oder noch landsässigen adeligen Geschlechter, von der ältesten Zeit bis jetzt, bei 200 Bogen, mit einer Sammlung von 633 zum Stiche gezeichneten Wappen, 44 ausgearbeiteten Stammtafeln und einer Anzahl von Ahnenbildern, 4 Bde. fol.

Ueber sein Leben und seine Schriften finden sich Notizen in: Annalen der Litteratur im österr. Staate, 1804, 1. Bd., Intelligenzblatt S. 49—50, 1807. 1. Bd, Intelligenzblatt S. 162—165. — Hawlik's Taschenbuch für Mähren, 1808, S. 196—206. — Böhm. Museums-Zeitschrift 1. Bd. (1828) S. 152. — Oesterr. Encyklop. 4. Bd. S. 627. — Moravia 1815, S. 25, 1838 S. 47. — Patr. Tagebl. 1803. — D'Elvert, histor. Litteraturgesch. von Mähren und Oesterreich.-Schlesien, Brünn 1850, S. 257 ff. und dessen Nachträge S. 299.

Aug. Komers.

Scinzenzeler: ist der Name zweier deutscher Buchdrucker in Mailand, die noch dem Wiegenalter der Druckerkunst angehören. Hervorragende Bedeutung kommt dem älteren von ihnen, Ulrich, zu. Nicht als der Erste, auch nicht als der erste Deutsche, aber immerhin ziemlich frühe, 1478, ist er mit einer Presse in Mailand aufgetreten und hat im Laufe der Jahre durch den Umfang seiner Thätigkeit alle die zahlreichen dortigen Berufsgenossen um ein Bedeutendes überflügelt. In den ersten zehn Jahren, bis Ende 1487, druckte er ausschließlich gemeinsam mit seinem Landsmann Leonh. Pachel (s. A. D. B. XXV, 43). Wenn es nach Panzer und andern scheint, als hätte diese Verbindung der beiden Deutschen sich schon 1483 oder gar schon 1480 gelockert und als hätte sie andererseits, wenn auch mit Unterbrechungen, bis 1493 fortgedauert, so beruht dies auf Drucken, deren Zeitbestimmung entweder zweifelhaft oder nachweislich falsch ist. In dieser Geschäftsverbindung erscheint Pachel als die Hauptperson, U. S. mehr nur als dessen Genosse; dies ändert sich aber nach Lösung des Verhältnisses. Während wir von

Pachel aus der Zeit von 1488 bis 1500 — mit diesem Jahr hört U. S. zu drucken auf — nur ungefähr 50 Drucke gezählt haben, sind uns deren von letzterem 139 (bezw. 140) bekannt geworden. Nimmt man hiezu die 68 (bezw. 70) Drucke, welche beide mit einander hergestellt haben, so ergiebt sich, daß auf unsern Meister nicht weniger als 207 (bezw. 210) Mailänder Incunabeln zurückzuführen sind. Das ist eine Zahl, die nicht nur größer ist als diejenige, welche irgend ein anderer der Mailänder Drucker jener Zeit aufzuweisen hat, sondern auch an sich betrachtet als sehr bedeutend bezeichnet werden muß. Und doch stellt sie nur die Anzahl der diesseits der Alpen bekannt gewordenen Drucke Scinzenzeler's dar, wie manche andern mögen — ganz abgesehen von den völlig undatirten — in Italien verborgen geblieben sein! Der damalige Mailänder Verlag umfaßte ganz vorzugsweise die classische Philologie, die Theologie und die Rechtswissenschaft. Diesen Gebieten gehört auch die überwiegende Mehrzahl der von U. S. gedruckten Schriften an. Eine Virgilausgabe eröffnet die Reihe der datirten Drucke, welche seinen Namen tragen (vereint mit dem Namen L. Pachel's) und so schließt auch seine Thätigkeit mit einer der humanistischen Litteratur angehörigen Schrift, mit des P. P. Vergerius Abhandlung de ingenuis moribus, vom 9. März 1500. Von den dazwischen fallenden, zur alten Philologie zählenden Drucken verdienen die zahlreichen Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker und unter diesen wieder als Editiones principes die von Demetrius Chalkondylas besorgte Ausgabe des Isokrates von 1493 und die (undatirte) Ausgabe von Theokrit's Idyllen erwähnt zu werden. Nicht dieselbe Bedeutung wie diesen philologischen Erzeugnissen der Scinzenzelerischen Presse kommt den betreffenden theologischen und rechtswissenschaftlichen Werken zu. Wohl aber ragen die letzteren an Zahl über alle andern hervor; auch von den sonstigen Mailänder Druckern hat kein einziger so viel zur Verbreitung der juridischen Litteratur jener Zeit, der kanonischen, wie der römisch-rechtlichen, beigetragen, als U. S. Es sind vor allem die Lehrer der oberitalienischen Rechtsschulen, deren Werke uns unter seinen Drucken immer wieder begegnen. Uebrigens hat unser Meister nur bei dem kleineren Theil der von ihm gedruckten Werke die Kosten selbst bestritten, nicht Verleger, sondern Drucker ist er vorzugsweise gewesen und zwar waren es namentlich zwei Männer, welche ihm Arbeit gaben, Petrus Antonius de Castelliono und der große Mailänder Verleger Johannes de Legnano; des letzteren Marke findet man denn auch auf manchen seiner Drucke. Auch U. S. hat ein Druckerzeichen geführt und häufig angewandt. Es zeigt in einem Oblongum mit schwarzem Grund und weißen Randlinien ein Kreuz mit zwei Querbalken; dasselbe steigt aus einem Kreise auf, innerhalb dessen wir links bezw. rechts vom Stamm die Buchstaben V und S lesen. Dieses Druckerzeichen tritt uns zugleich in verschiedenen Größen entgegen. Sonst ist die Mehrzahl von Scinzenzeler's Drucken schmucklos und namentlich ist es nicht richtig, daß er, wie Butsch behauptet, vor allen andern Mailänder Druckern mit der bildlichen Ausschmückung der Bücher begonnen habe. Dagegen sind viele seiner Drucke von einer Schönheit der Ausführung, daß sie zu betrachten noch heute ein Genuß ist.

Was nun aber die Persönlichkeit des Mannes betrifft, so wissen wir über sie sehr wenig, da trotz dem Archivio storico lombardo und trotz den neu erwachten bibliographischen Studien der Italiener dem alten Mailänder Buchdrucker noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt und eine Ausbeutung der Archive in dieser Richtung erst noch zu erwarten ist. Aus den Drucken des Meisters selbst ergiebt sich nur, daß er aus Baiern stammte (Hain 9506) und darauf weist auch, um dies gelegentlich zu bemerken, der räthselhaft klingende Name hin. Denn derselbe kann füglich nicht anders als von Zinzenzell, einem

Dorf in Niederbaiern, abgeleitet werden, wie denn auch Ulrich in der ersten Zeit sich vorwiegend Scinzenzeller geschrieben hat. Daß letzterer aber aus Ingolstadt war, wie sein Genosse Pachel, dafür fehlt es, so oft es auch behauptet wird, an jedem Anhaltspunkte. Im Gegentheil, wenn es in der Schlußschrift eines Druckes heißt: impensis magistrorum Leonardi Pachel de Engelstadt et Ulrici Scinzenzeler (Panzer II, 33. 124), so erscheint hierdurch jene Annahme geradezu ausgeschlossen. Auch daß U. S. einer der akademisch gebildeten Drucker jener Zeit gewesen sei, möchten wir nicht bestimmt behaupten. In vielen Fällen liegt es nahe, das seinem Namen vorgesetzte Magister so zu deuten, in andern aber heißt dasselbe ganz unzweifelhaft nur Meister. In den deutschen Universitätsmatrikeln ist uns sein Name nicht begegnet.

Mit dem in Vorstehendem besprochenen Druckerherrn wird gewöhnlich jener Heinrich S. identificirt, der auf 5 Mailänder Drucken des 15. Jahrhunderts (aus den Jahren 1478—1496) vorkommt. Wir glauben mit Recht, doch würde der Nachweis hier zu weit führen. Dagegen hat ein anderer Träger des Namens neben Ulrich, oder vielmehr nach ihm, eine Rolle als Drucker gespielt: Johann Angelus S. Er war ebenfalls in Mailand thätig, und da er genau in demselben Jahr einsetzte, in welchem Ulrich aufhörte, 1500, und dasselbe Druckerzeichen hatte wie dieser, nur natürlich mit den eigenen Initialen (statt des V und S: JO und AN links und rechts vom Stamm des Kreuzes, S unter demselben), so ist es unzweifelhaft, daß er als Geschäftsnachfolger zu betrachten ist; vermuthlich war er der Sohn. In seinen Leistungen steht er nicht auf gleicher Höhe mit seinem Vorgänger. Zwar druckt auch er noch wissenschaftliche Werke, doch begegnen uns unter denselben selten neue Titel, auch treten jene mehr und mehr gegenüber den volksthümlichen, in der Landessprache verfaßten Schriften zurück. Nicht minder ist in technischer Beziehung ein Unterschied zu bemerken; die freilich nur wenigen Drucke, welche wir von ihm zu sehen bekommen haben, erreichen die Drucke Ulrich's weit nicht in der Schönheit der Ausführung. Aehnliches gilt von der Zahl der Drucke, sofern es deren bei ungefähr gleicher Dauer der Thätigkeit, soviel ihrer bis jetzt bekannt, nur 81 sind. An sich betrachtet ist übrigens auch dies eine für das erste Jahrhundert des Buchdruckes nicht unbeträchtliche Zahl, zumal wenn man bedenkt, daß es für des Joh. Angelus Zeit noch mehr als für die Ulrich's an bibliographischen Zusammenstellungen fehlt. Als letzten Druck nennt Panzer einen solchen von 1523; es ist aber ganz sicher, daß Joh. Angelus noch 1525 eine Ausgabe des Lucan, sowie die Legenda de S. Gulielma gedruckt hat, welch' letztere am 24. December genannten Jahres vollendet wurde. Genaueres ist über das Ende seiner Thätigkeit nicht bekannt und ebenso ist uns über seine persönlichen Verhältnisse keine Kunde geworden.

Die Drucke Ulrich Scinzenzeler's findet man bei Panzer, Annales typogr. vol. II, p. 33—94, IV, p. 356—362, 497 sq. IX, p. 250—254, XI, p. 331, 465, dessen Angaben jedoch durch Hain, Repertorium bibliographicum mehrfach Berichtigung erfahren. Außerdem wird Panzer durch folgende Nummern Hain's ergänzt: 2341, 3324a, 4860, 5198. 5247, 5871, 6093, 9312, 10944, 11603, 11914, 13134, 13421, 14284, 14306, 14313, 15260, 15297, 15476; vermuthlich gehören auch die Nummern 9920, 13454 und 15135 hierher. Wir können noch beifügen ein Missale Romanum von 1481 (Quaritch), Savonarola's Predica del arte del bene morire von 1494 (Harrisse, Excerpta Colombiniana p. 234), Cumanus' Commentaria in secundam partem Inforciati, s. l. a. et t. n., aber sicher von U. S. gedruckt (in Stuttgart). — Des Joh. Angelus Scinzenzeler Drucke sind verzeichnet bei Panzer a. a. O. vol. II p. 92, VII p. 379—402, IX p. 533—535, XI p. 459—465, wozu Harrisse a. a. O. (Register) und ders., Bibliotheca americana vetustissima

(Register) Ergänzungen giebt. Diesen ist jedenfalls noch ein Druck von Cecco's Gedicht L'Acerba aus dem Jahre 1514 (in Stuttgart), sowie die oben erwähnte Lucanausgabe von 1525 (Gräffe, Trésor) anzufügen. Steiff.

Scioppius: Gaspar, eigentlich Kaspar Schoppe, hervorragender Philologe und Publicist des 16. und 17. Jahrhunderts. Er war am 27. Mai 1576 zu Neumarkt in der Oberpfalz geboren als der Sohn des Amtmanns Konrad Schoppe, der dieses Amt nach früheren Kriegsdiensten, wie 1565 unter Lazarus Schwendi in Ungarn, durch den Pfalzgrafen Johann Casimir erhalten hatte. Das Bekenntniß der Familie war das evangelische. Von des Sohnes früher Jugend ist wenig bekannt; 1593 war er Student in Heidelberg, 1594 ging er nach Altorf und fand hier in dem Juristen und Philologen Konrad Rittershaus, an den ihn der Vater empfohlen hatte, einen freundlichen Förderer. Durch diesen besonders auf die Lectüre der Alten hingewiesen, trieb er diese Studien mit angestrengtestem Eifer; von jedem Verkehre mit den Commilitonen, die er verachtete, hielt er sich fern. Ein Gedicht, in welchem er unberufener Weise den Rector der Universität Petrus Wesembecius ermahnte, die nächtlichen Gelage der Studenten zu verbieten, zog ihm vielseitige Angriffe schon damals zu. Bereits 1595 verließ er Altorf, um in Ingolstadt den berühmten Philologen Obertus Giphanius, Priester des Jesuitenordens, zu hören. Hier ließ er noch 1595 seine erste größere wissenschaftliche Arbeit erscheinen unter dem Titel: „Verisimilium libri quatuor“, eine Sammlung von Verbesserungsvorschlägen zu verschiedenen lateinischen Schriftstellern (Plautus, Symmachus, Cornelius Nepos u. a.), die „ebenso sehr von seinem Scharfsinn und seiner Belesenheit, wie von seiner Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Zeugniß giebt“ (Bursian). Das Buch erregte in wissenschaftlichen Kreisen ein gewisses Aufsehen, selbst Scaliger schrieb dem 19jährigen Verfasser einen schmeichelhaften Anerkennungsbrief; bald wurde aber von den zahlreichen Feinden, die S. sich bereits durch seine Polemik erweckt hatte, die Behauptung verbreitet, das Beste in dem Buche sei seines Lehrers Giphanius Eigenthum; ganz grundlos war dieser Verdacht auch in der That nicht. In derselben Zeit — 1596 — erschien eine zweite philologische Arbeit, ein Commentar zu den sogenannten Priapeia. Das Büchlein, in welchem die schmutzigsten Dinge mit einem gewissen Behagen besprochen und erklärt werden, ist in Scioppius' Leben dadurch von Bedeutung geworden, daß es zehn Jahre später — 1606 — ohne sein Wissen und gegen seinen Willen von Melchior Goldast nochmals veröffentlicht wurde, um den inzwischen katholisch gewordenen Verfasser, der sich mit einem Heiligenscheine von Sittenreinheit zu schmücken suchte, bloßzustellen. Auch später sind noch mehrfache Ausgaben dieser Jugendarbeit erschienen.

Der Aufenthalt in Ingolstadt und der Verkehr mit den Jesuiten hatten schon damals eine gewisse Hinneigung zum Katholicismus in S. hervorgerufen; wohl um dem entgegenzutreten veranlaßte ihn sein Vater, noch 1596 nach Altorf zurückzukehren. Hier ließ er schon im folgenden Jahre zwei neue Werke erscheinen: „Suspectarum lectionum libri V..., in quis ... Plautus, Apuleius, Diomedes Grammaticus alii corriguntur“ und „De arte critica“. Das erstere, eine Fortsetzung der Verisimilia, bringt in der Form von Briefen an hervorragende Gelehrte, wie Scaliger, Casaubonus u. a., eine große Anzahl zum Theil werthvoller Verbesserungen, das zweite ist eine methodologische Anleitung zur Handhabung der Kritik, besonders zur Verbesserung der Schreibfehler in den lateinischen Handschriften, mit zahlreichen Beispielen aus den Handschriften des Plautus und Symmachus. Bald darauf folgten „Notae in Tertulliani Apologeticum et librum adversus Judaeos“ in der Ausgabe des Tertullian von Franz Junius (1597), eine Frucht der Ingolstädter Studienzeit, und ein „Spicilegium in Phaedri fabulas“ (1598) in der Phaedrus-Ausgabe seines Lehrers und Freundes

Konrad Rittershaus. — Vornehmlich einer Handschrift wegen war er bereits 1597 nach Verona gereist, von dort aber schon nach wenigen Wochen nach Deutschland zurückgekehrt und nach Prag gegangen, wo er in die Nähe des kaiserlichen Hofes zu gelangen hoffte. Sein Wunsch war damals, im Frühjahr 1598 nach Polen, wobei ihn „eine große Sehnsucht trieb", oder nach Leyden zu gehen. Hier in Prag lernte S. durch seinen Freund Tob. Scultetus den kaiserlichen Rath Joh. Matthäus Wacker von Wackenfels kennen, der sich in seinen Mußestunden mit philologischen Studien beschäftigte. Dieser beauftragte S. mit der Herausgabe seiner gegen Justus Lipsius gerichteten Schrift „De cruce et furca veterum", zu deren Fertigstellung ihm selbst die Staatsgeschäfte keine Zeit ließen. S. wurde hierdurch zum Studium specifisch katholischer Schriften, namentlich der Annales ecclesiastici des Cardinals Baronius veranlaßt; in diesem Buche, erzählt er selbst in seinem „De migratione sua ad Catholicos libellus" „habe ich, während ich das Kreuz suchte, das Heil gefunden; ihm verdanke ich den wahren Glauben, die wahre Erkenntniß Gottes und das ewige Heil des Körpers und der Seele". Nachdem er noch kurz vorher in Prag ein beißendes Gedicht gegen die Katholiken herausgegeben hatte, trat er hier jetzt zur katholischen Kirche über.

Dieser Schritt ist für Scioppius' Leben von entscheidender Bedeutung geworden. Es kann dahin gestellt bleiben, in wie weit der „Durst nach äußeren Gütern", den ihm seine Feinde vorwarfen, für den Glaubenswechsel mitbestimmend gewesen ist; thatsächlich sind seine Vermögensverhältnisse immer nur bescheiden geblieben und der seiner Eitelkeit schmeichelnde Verkehr mit „Papst und Cardinälen, Kaiser, Königen und Fürsten" hat ihm nur pomphafte Titel und Würden eingebracht. Schon in Prag scheint er nach dem Uebertritte in ein amtliches Verhältniß zu dem kaiserlichen Rathe Wacker von Wackenfels getreten zu sein; sicher ist, daß er diesen im Juli 1598 nach Ferrara begleitete, wohin derselbe als kaiserlicher Gesandter zu Papst Clemens VIII. geschickt war. Als hier im Novbr. 1598 der König Philipp III. von Spanien sich mit der Erzherzogin Margarethe von Steiermark vermählte, schrieb S. einen Panegyricus auf den König und auf Clemens VIII., gab auch 1599 eine eigene Geschichte der Hochzeitsfeierlichkeiten heraus. Die junge Königin reichte ihm mit eigenen Händen für das Lobgedicht ein ansehnliches Ehrengeschenk; wichtiger wurde ihm aber, daß er durch dasselbe die dauernde Gunst des Papstes erwarb. Diesem folgte er mit der kaiserlichen Gesandtschaft im December 1598 nach Bologna, dann über Florenz nach Rom. Hier glaubte er eine neue Heimath gefunden zu haben; schon am 22. Januar 1599 theilte er seinem Freunde Rittershaus den Entschluß mit, seinen dauernden Aufenthalt in Rom zu nehmen, weil er hier allein „in Muße jeden Zweig der Wissenschaft treiben" könne, wo „die marmornen Bildsäulen und steinernen Paläste zum Studiren antreiben und uns jene Heldengestalten des Heiden- und Christenthums wieder ins Gedächtniß zurückrufen". Als daher der kaiserliche Gesandte nach einiger Zeit nach Prag zurückkehrte, begleitete S. ihn nicht; er blieb in Rom, um sich nun ganz den neuen Aufgaben zu widmen, die sich ihm hier boten.

Schon gleich nach seinem Uebertritte hatte er in mehreren Schriften seinen Eifer für die katholische Kirche erwiesen: 1598 erschien in Rom „Pro auctoritate Ecclesiae in decidendis fidei controversiis libellus", im Jahre darauf die schon erwähnte Schrift: „De migratione sua ad Catholicos"; die besondere Huld des Papstes erwarb er aber durch die beiden im Jahre 1600 herausgegebenen Schriften „Erga Anni Jubilaei sive de Indulgentiis commentarius" und „Annotationes in Bullam Jubilaei S. D. Clementis VIII." Bald konnte er sich seinen deutschen Freunden gegenüber als Eques sacrique Lateranensis Palatii et Curiae Romanae Comes vorstellen; seine Bemühungen freilich, auch diese zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, blieben ohne Erfolg. Als er in diesen Bekehrungs-

versuchen so weit ging, seinen alten Gönner Konrad Rittershaus, der sich durchaus ablehnend verhalten hatte, in einer „Epistola de variis fidei controversiis ad primarium quendam Germaniae Jurisconsultum“, die er 1600 in Ingolstadt erscheinen ließ, in ungebührlichster Weise anzugreifen, kündigte Rittershaus ihm die Freundschaft. Um so enger wurden dagegen seine Beziehungen zu den Cardinälen Baronius, Cynthius Aldobrandini und besonders Madruccio, die auch seine philologische Gelehrsamkeit zu würdigen wußten. In der That ging auch neben den Bestrebungen für die Interessen der Kirche eine fleißige gelehrte Thätigkeit nebenher: 1605 erschienen „Symbola critica in L. Apuleii opera“ und „M. Terentii Varronis de lingua latina libri a G. S. recensiti“, 1606 die „Epitheta et synonyma poëtica“.

Eine an sich ziemlich bedeutungslose wissenschaftliche Differenz, in welche S. mit Scaliger gerathen war, veranlaßte 1607 den Ausbruch eines Zwistes zwischen beiden Männern, der namentlich für S. nach manchen Seiten unheilvoll werden sollte. Im J. 1607 ließ S. unter dem Titel „Scaliger Hypobolimaeus hoc est Elenchus Epistolae Josephi Burdonis Pseudoscaligeri de vetustate et splendore gentis Scaligerae“ eine Schmähschrift ausgehen, auf deren 360 Quartseiten er Scaliger als Philologen, namentlich aber als „prahlerischen Calvinisten und Ketzer“ angriff und die von Scaliger mit besonderem Stolze gepflegte Tradition über die Herkunft seiner Familie von dem fürstlichen Geschlechte della Scala mit treffendem Witze und beißendem Hohne zu vernichten suchte. Die Antworten blieben nicht aus; D. Heinsius veröffentlichte die Satiren „Hercules tuam fidem“ und „Virgula divina“, sowie in Verbindung mit Rittershaus die „Vita et parentes G. Scioppii“ in denen S. arg zerzaust wurde, während Scaliger selbst eine „Confutatio stultissimae Burdonum Fabulae“ 1608 erscheinen ließ, auf die S. erst nach Scaliger's Tode mit den „Amphotides Scioppianae“ unter dem Pseudonym Operinus Grubinius 1611 antwortete. Der dauernde Erfolg dieser Polemik war für ihn u. a. der, daß in der Folge jede seiner philologischen Veröffentlichungen in den Anhängern Scaliger's und des von ihm in ähnlicher Weise behandelten Casaubonus feindlich gesinnte Kritiker fand.

Ueber seine sonstige Thätigkeit in Rom während dieser Periode wird vornehmlich berichtet, daß er unter den dorthin kommenden Deutschen eifrig Propaganda für den Katholicismus machte, besonders aber seitens der päpstlichen Curie den deutschen Fürsten, welche Rom besuchten, als gelehrter Führer beigegeben wurde und im Interesse der Kirche bei diesen zu wirken suchte. Auch zu politischer Schriftstellerei wurde S. vom Papste Paul V., dem Nachfolger von Clemens VIII. vielfach verwendet, namentlich in dem lange zwischen der Curie und der Republik Venedig schwebenden Streite, der erst im Jahre 1607 beigelegt wurde. Als S. im September d. J. auf Befehl des Papstes nach Deutschland reiste, wurde er in Venedig wegen seiner Schrift „Nicodemi Macri civis Romani cum Nic. Crasso civi Veneto Disceptatio de paraenesi Cardinalis Baronii ad Ser. Rempublicam Venetam“ verhaftet und einige Tage gefangen gehalten. Er eilte dann nach Graz zum Erzherzog Ferdinand und nach Prag an den kaiserlichen Hof; sein Auftrag war, dem Kaiser Rudolf „einige fromme Rathschläge auseinander zu setzen, durch welche die Wiederherstellung der katholischen Religion in Deutschland am meisten gefördert werden könnte“, wie das päpstliche Einführungsschreiben besagte. Als „consiliarius“ Ferdinand's wohnte er 1608 dem Regensburger Reichstage bei, wo seitens der Katholiken die Restitution der säcularisirten geistlichen Güter von den Protestanten verlangt wurde, verfaßte auch eine ganze Reihe religionspolitischer Schriften und besuchte im Auftrage des Erzherzogs eine große Zahl deutscher Fürsten, um den Boden für die Pläne

Ferdinand's vorzubereiten. Er selbst bezeichnet sich später als den wahren Stifter der katholischen Liga; sicher ist, daß er bei Maximilian von Baiern in hohem Ansehen stand.

Auch in den nächsten Jahren, während deren S. in Ferdinand's Diensten blieb, finden wir ihn mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwendet; so wurde er namentlich 1609 mit einer Mission an den Papst zur Anbahnung eines „allgemeinen Unionswerkes von allen christlichen katholischen Potentaten" betraut. Diese Anwesenheit am Sitze der Curie wurde die Veranlassung, daß S. in den seit einigen Jahren zwischen dem Papste und dem Könige Jacob I. von England schwebenden Streit über den Treueid eingriff durch eine Schrift: „Ecclesiasticus auctoritati Jacobi Regis oppositus" (1611), in welcher die Oberhoheit des Papstes über alle weltlichen Fürsten aufgestellt und der König auf das schonungsloseste angegriffen wurde. Jacob ließ das Buch verbrennen, den Verfasser in einem Schauspiele verspotten und in effigie hinrichten; auch das Pariser Parlament verbot das Buch wegen der Angriffe auf den vor kurzem ermordeten König Heinrich IV. S. antwortete mit neuen Schmähschriften, in denen nunmehr auch die französischen Calvinisten Du Plessis, Mornay und Casaubonus angegriffen wurden. Der hieraus sich entwickelnde Zwist mit diesen Männern, der von beiden Seiten in zahlreichen Schriften mit denkbarster Bitterkeit geführt wurde, hat sich bis 1615 hingezogen. — In diese Zeit fällt auch eine Reise nach Neapel, welche S. auf Ferdinand's Wunsch unternahm; diese bot ihm Gelegenheit, mit dem dort gefangen gehaltenen Philosophen Thomas Campanella in Verbindung zu treten. Der schwärmerischen Anschauung dieses Mannes über die spanische Monarchie als das von Gott gewollte Mittel zur Herstellung einer allgemeinen Herrschaft des Papstes und Herbeiführung eines „harmonischen goldenen Zeitalters" stand auch S. nahe. Nach der Rückkehr aus Italien (1610) wurde S. durch Aufträge des Erzherzogs nach Rorschach, Kloster Weingarten, Augsburg und nach anderen Orten geführt; die wichtigste Reise war die im J. 1613 nach Madrid zur Ausgleichung verschiedener Differenzen zwischen Ferdinand und der spanischen Krone unternommene. Durch die Gunst des Königs Philipp's III. und der Königin Margarethe ausgezeichnet — er wurde u. a. zum Grafen von Clara Valle ernannt —, blieb er ein ganzes Jahr in Madrid; ein Ueberfall durch Diener der englischen Gesandtschaft, welche ihn wegen seine Angriffe auf König Jacob tödten wollten, veranlaßte ihn 1614 zur Rückkehr nach Deutschland. Aber auch hier glaubte er seine Sicherheit durch die protestantischen Fürsten bedroht; 1617 siedelte er nach Mailand über. Von hier aus ließ er im J. 1619 seine berüchtigte Brandschrift „Classicum belli sacri" ausgehen, in welcher er die katholischen Fürsten zum allgemeinen Kriege gegen die Protestanten anfeuerte; gleichzeitig erschien sein „Consilium Regium" für Philipp III. Beide Schriften riefen in Deutschland, namentlich unter den Protestanten eine gewaltige Aufregung hervor; eine wahre Fluth von Gegenschriften folgte, unter denen, die von pfälzischen Räthen veranstaltete Sammlung „Flores Scioppiani" namentlich auf die Wahlverhandlungen des Jahres 1619 wesentlichen Einfluß geübt hat. S. scheint von da an wieder ständig in Verbindung mit Ferdinand gewesen zu sein; die bekannten Depeschen desselben an den spanischen Hof, welche die Protestanten 1621 abfingen und unter dem Titel „Cancellaria Hispanica" veröffentlichten, wurde wohl mit Recht S. zugeschrieben. Mit neuen Streitschriften trat er in den nächsten Jahren nicht mehr hervor, wandte sich vielmehr wieder seinen philologischen Studien zu. Als Frucht derselben erschien 1628 seine „Grammatica philosophica sive institutiones grammaticae latinae", ein Werk, „das neben vielen Paradoxien auch manche scharfsinnige und fruchtbare Bemerkungen enthält" (Bursian).

Erst 1630 kehrte S. nach Deutschland zurück und trat von neuem in die politische Thätigkeit, u. a. auf dem Regensburger Kurfürstentage, ein. In seinen jetzt veröffentlichten Schriften legte er dem Kaiser und den Kurfürsten einen Plan zur Beilegung des Religionskrieges vor („Consultatio de causis et modis componendi . . Religionis dissidii"; „Fundamentum pacis" u. a.), in welchem er die Berufung eines Nationalconcils verlangte, welches die Protestanten zur katholischen Kirche zurückführen sollte. Er vertrat hiermit den Standpunkt des Papstes Urban VIII. gegen den ganz von den Jesuiten beherrschten Kaiser; bald entwickelte sich aus diesen Anfängen eine Fehde mit der Gesellschaft Jesu, der er schon früher nicht freundlich gegenüber gestanden hatte. Im J. 1632 nach den Siegen Gustav Adolf's erschien seine Schrift „Flagellum Jesuiticum oder wohlmeynende und unparteiische Erinnerung, was wegen der Jesuiten jetziger Zeit in Deutschland zu berathschlagen", in welcher er nachweist, daß der Orden an allem Unglücke Schuld sei, welches den Kaiser neuerlich betroffen habe. Ungefähr zu gleicher Zeit erschien seine Schrift „Mysteria Patrum S.-J.", ein Dialog zwischen einer Novize und einem Pater professus, der die Lehre der Jesuiten und ihren schädlichen Einfluß schonungslos darlegt. Eine Reihe von Schriften gleichen Zweckes folgte diesen ersten, namentlich auch gegen die Unterrichtsmethode des Ordens gerichtet; es gelang S. aber nicht, die Väter Jesu aus der Umgebung Ferdinand's zu verdrängen. Im Gegentheil wendete der Kaiser sich mehr und mehr von S. ab, und als schließlich auch der Papst, dem er unbequem geworden war, ihn aufgab, sah er sich genöthigt, den Schutz der Republik Venedig gegen die Nachstellungen des Ordens anzurufen. Die Gunst der Republik hatte er durch eine Schrift gewonnen, in welcher er ein Decret derselben gegen die Jesuiten vertheidigt hatte. Im J. 1633 übernahm er noch einmal eine diplomatische Mission für einen türkischen Abenteurer, der sich Sultan Jacchia, Sohn Mohamed's III., nannte und die Ungläubigen aus Europa vertreiben wollte; er suchte für diesen in Lucca, Genua und Florenz Hilfe zu gewinnen, natürlich ohne jeden Erfolg. Von da an ist S. im öffentlichen Leben nicht mehr hervorgetreten; aus Furcht vor den Nachstellungen seiner Feinde — und deren Zahl war sehr groß — lebte er in strengster Zurückgezogenheit seit 1636 in Padua, wo er seine Wohnung nicht mehr zu verlassen wagte. Am schmerzlichsten war ihm, daß das Drucken seiner ferneren Schriften vom Papste, dem Kaiser und dem Könige von Spanien verboten wurde; seine letzten Arbeiten, meist philologischen, theologischen und didaktischen Inhalts, erschienen meist in Basel, Konstanz und Amsterdam. Erwähnenswerth ist von diesen die „Paedia humanarum ac divinarum litterarum", 1636, „eine Art Programm seiner Methode des Unterrichts, nicht sowohl wegen ihres wissenschaftlichen Werthes, als wegen der erstaunlichen Unbefangenheit, mit welcher der Verfasser darin seine angeblichen Vorzüge und Tugenden der Welt anpreist" (Bursian). In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte S. sich vornehmlich mit der Erklärung der Apokalypse; mit hierauf bezüglichen Schriften pflegte er den Cardinal Mazarin zu belästigen. Den Druck seines letzten Werkes „Quellen und Schlüssel der Weisheit, Ankündigung der baldigen Ankunft Christi und das System der prophetischen Kunst" erlebte er nicht mehr; er starb in Padua am 19. November 1649.

Die wichtigsten Quellenschriften über S. sind die zahlreichen Streitschriften, namentlich außer den schon angeführten: Cave canem s. de vita, moribus, rebus gestis G. Scioppii Apostatae (von Caspar Barth) 1612, Hebii Scioppius excellens 1612, Wottoni epistola de Scioppio 1613, Vita et parentes Scioppii in „Hercules tuam fidem" 1608, Operini Grubinii Ampholites Scioppianae 1610, desselben Mantissa Amphiotidum 1611 u. v. a. — Zu vergleichen ist ferner: J. M. Reinelius, de plagio 1679, S. 243. — Niceron, Mémoires

pour servir à l'histoire des hommes illustres 1736, S. 165—230. — Th. Blount, Censura autorum 1694, S. 985—987. — Zedler, Univ.-Lex. Bd. 36, S. 595—601. — Bayle, Dict. hist. IV, p. 172—180. — Jöcher IV, S. 421—425. — Neuerdings ist S. ausführlich behandelt von Nisard, Les gladiateurs de la republique des lettres 1860, S. 1—206, und von H. Kowallek, Ueber Gaspar Scioppius, in den Forschungen zur deutschen Geschichte, XI, S. 401—482, welchem die vorstehende Darstellung vornehmlich folgt. Daselbst von S. 469—481 ein Verzeichniß von Scioppius' Schriften. Die philologische Seite von Scioppius' Thätigkeit behandelt Bursian, Geschichte der Philologie, S. 283—286; über den Streit mit Scaliger handelt J. Bernays in seiner Biographie Scaliger's (1855).

R. Hoche.

Sconebeck: Brun v. S., geistlicher Dichter des 13. Jahrhunderts, stammte aus einem Magdeburger Geschlechte, das zu der Corporation der Constabeln, d. h. der vornehmeren Bürger im Gegensatz zu den Zünftlern, den Handwerkern, gehörte. Aus der Magdeburger Schöppenchronik wissen wir, daß er sich Anfang der 70er Jahre des 13. Jahrhunderts um die Magdeburger Geselligkeit verdient machte, indem er einen „Gral“, ein Fest arrangirte, auf dem die angesehenen Kaufleute Magdeburgs und der Nachbarstädte sich in ritterlichen Uebungen bethätigten; die Freude am höfischen Ritterthum fing eben bereits an, in tiefere Kreise herabzusinken, das unvermeidliche Geschick jeder Moderichtung. Schon dies Fest gab S. Anlaß zum Dichten; er lud z. B. durch „höfische Briefe“, jedesfalls in poetischer Form, zum Gral ein. Aber auch später noch verfaßte er, nach derselben Quelle, viel deutsche Bücher, so „Cantica Canticorum“, das „Ave Maria“ und manch andre Dichtungen. Erhalten ist uns von all dem außer ein paar zweifelhaften Versen einzig sein „Hohes Lied“, das vollständig nur in einer Handschrift der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau auf uns gekommen ist. In einem Jahre, vom Winter 1275—1276, hat er die 12000 Verse verfaßt, also nur kurze Zeit nach jenem weltlichen Gral, schwerlich als alter Mann; grade der Stoff des hohen Liedes gestattete es, Frömmigkeit und weltliche Phantasie zugleich zu beschäftigen. Wie alle niederdeutschen Dichter seiner Zeit, die nicht bloß nach localem Erfolg geizten, näherte er den heimischen Dialekt der mitteldeutschen, auch im Süden verständlichen Uebergangssprache an, freilich nicht wol in dem Umfange, wie es der, wahrscheinlich schlesische, Schreiber der Handschrift gethan hat. Schon diese Rücksicht auf ein weiteres Publicum verräth den gebildeten Mann. S. war zwar Laie und nennt sich in forcirter Bescheidenheit einen „dummen Sachsen“, aber er besaß für einen Laien eine ungewöhnliche, an Gelehrsamkeit streifende lateinische Belesenheit, die seinem Werke zu Gute kam. Allerdings würde sich der Umfang seines Wissens ebenso wie seine dichterische Selbständigkeit nur dann richtig schätzen lassen, wenn wir die Hauptquelle seines Gedichts, den von ihm benutzten Commentar des Hohen Liedes feststellen könnten; das aber ist noch nicht gelungen. Sklavisch ist S. ihm jedenfalls nicht gefolgt. Ein geistlicher Freund, Heinrich v. Höxter, half ihm mit Rath und Kenntnissen; die eingelegten Fabeln, die Episoden von Theophilus, von der Kraft der Edelsteine, von Mandragora, die lateinischen Verse von den Zeichen des jüngsten Gerichts haben schwerlich in der Quelle gestanden; ganz besonders würde es ihm Ehre machen, wenn die episch concentrirte Handlung zu der bei ihm der Inhalt des Hohenliedes zurecht gebaut ist, sein Verdienst sein sollte. Sie füllt die beiden ersten Theile der Dichtung; der dritte, weitaus umfänglichste enthält die dreitheilige Deutung; nach einander wird Salomon's Braut auf die Jungfrau Maria, auf die minnende Seele, endlich auf die gesammte Christenheit gedeutet, ein peinlicher Mangel an Einheitlichkeit, den S. mit den meisten Commentatoren des

Hohen Liedes theilt, der jedenfalls nicht ihm zum Vorwurf gemacht werden darf. An seinen Vorgänger Williram erinnern auch die lateinischen Sätze und Worte, die mitten in den deutschen Text massenhaft hineinschneien und den gleichmäßigen Fortschritt der Erzählung oder Lehre unleidlich hemmen; S. selbst findet freilich, daß diese lateinischen und deutschen Bibelcitate sein Gedicht schmücken, wie Rosenblumen die Heide. Der Fluch, der ausgebildeter Dichtersprache in den Händen unselbständiger Geister anhaftet, daß sie zur zerfließenden Redseligkeit verleitet, macht sich in den lehrhaften deutenden Partien lästig geltend. Anderseits regte Sconebeck's maßgebendes Vorbild, Wolfram v. Eschenbach, in dem Niederdeutschen eine verwandte Seite, eine Lust an derben, gewagten oder doch realen Bildern und Vergleichen, an gesuchten Ausdrücken an, die die Eintönigkeit immerhin mildert. Die didaktische Spruchdichtung Mitteldeutschlands übt gewisse Einflüsse. die freilich an der Oberfläche bleiben. Zu mystischer Vertiefung des Stoffes macht S., so nahe sie lag, nirgends einen Ansatz: schwärmerische und leidenschaftliche Töne sind ihm versagt. Aber gerade in Norddeutschland empfand man das nicht als Mangel: daß S. sich eines guten Namens als Dichter erfreut haben muß, davon zeugt noch mittelbar, daß Wolfh. Spangenberg ihn in seiner „Singschule" zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter den bedeutenden Meistern der Vergangenheit aufzählt.

Arwed Fischer, Das Hohe Lied des Brun v. Schonebeck, Breslau 1886 (Germanist. Abhandlungen hsg. von K. Weinhold VI). Roethe.

Scriba: Heinrich (Friedrich Ludwig Wilhelm) Eduard S., Historiker, geboren am 8. October 1802 zu Darmstadt, † am 3. December 1857 zu Niederbeerbach. Sein Vater war der Geheime Staatsrath Georg S. Von Frühjahr 1812 bis Herbst 1821 besuchte er das Gymnasium zu Darmstadt, sodann bis Ende Juli 1824 die Universität Gießen, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. 1826—27 wirkte er an der Stadtmädchenschule, darauf bis 1833 an Privatunterrichtsanstalten zu Darmstadt als Lehrer. Nach einer kurzen Thätigkeit als Vicar zu Seeheim (Juni 1833) verwaltete er von Juli 1833 ab die Pfarrei Hahn und das Diakonat Pfungstadt, bis er am 24. Juni 1836 als Pfarrer zu Messel bei Darmstadt Anstellung erhielt, worauf er sich mit Karoline Hill verheirathete. Am 6. Mai 1850 wurde er zum Pfarrer zu Niederbeerbach nahe der Bergstraße ernannt, wo seine Vorfahren fast hundert Jahre lang als Geistliche gewirkt hatten. Ein mit Schlaganfällen verbundenes Nervenleiden führte seinen Tod herbei. Schon früh hatte er sich in seinen Mußestunden geschichtlichen Studien zugewandt, und in den Jahren 1833—34 nahm er an den Bemühungen zur Gründung eines historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen regen Antheil. Von seinen zahlreichen, von großem Fleiße zeugenden Schriften mögen hier nur die folgenden genannt werden: „Genealogische Uebersicht der Familie Scriba." Darmstadt 1819; Neubearbeitung, Darmstadt 1824; „Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im 19. Jahrhundert." I. II. Darmstadt 1831, 1843; „Alphabetisches Repertorium über den Inhalt der das Kirchen-, Pfarr- und Schulwesen des Großherzogthums Hessen betreffenden und darauf Bezug habenden Verordnungen, Bekanntmachungen, Instruktionen, Regulativen ꝛc." Darmstadt 1842; „Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeschichte des Großherzogthums Hessen", Darmstadt 1847—60; „Geschichte der ehemaligen Burg und Herrschaft Frankenstein und ihrer Herrn." Darmstadt 1853.

Scriba, Schriftstellerlexikon des Großh. Hessen I, 384—389; II, 676 bis 678. — Genealogisch-biographische Uebersicht der Familie Scriba in 2. Aufl. vervollständigt und herausgegeben von Christian Scriba. Darmstadt 1884, S. 93—96. Arthur Wyß.

Scriba: Ludwig Gottlieb S., Entomologe, war am 3. Juni 1736 als Sohn des Pfarrers Joh. Christ. S. zu Niederbeerbach im Darmstädtischen geboren, erhielt seinen ersten Unterricht im Hause seines Vaters und besuchte von 1746—53 das Gymnasium in Darmstadt. Auf der Universität Gießen widmete er sich anfangs philosophischen und mathematischen Studien, entschied sich dann endgültig für die Theologie, gab aber darum die mit Eifer begonnene Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nicht auf, der er vielmehr auch, nachdem er 1770 Pfarrer in Gräfenhausen und später (1783) in Arheiligen geworden war, seine ganze Mußezeit widmete. Er bearbeitete 1779 in der damals erscheinenden „Teutschen Encyclopädie" die entomologischen Theile und gab seit 1790 „Beiträge zur Insektengeschichte" (Frankfurt a. M. 1790—93) und ein „Journal für die Liebhaber der Entomologie" heraus. Außerdem war er eifriger Mitarbeiter mehrerer naturwissenschaftlicher Zeitschriften. Einiges Ansehen genoß zu seiner Zeit auch das von ihm gesammelte Naturaliencabinet, welches sich namentlich durch eine große Anzahl vorzüglich ausgestopfter Vögel auszeichnete. 1803 wurde er in den Ruhestand versetzt und starb bald darauf, wahrscheinlich 1806.

Vgl. seine Selbstbiographie in Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XIV, 167—170 mit einem Nachwort von Strieder.

Georg Winter.

Scribani: Karl S., Jesuit, geboren 1561 zu Brüssel, † am 24. Juni 1629 zu Antwerpen. Er war der Sohn eines Edelmanns aus Piacenza, der mit Alessandro Farnese, Herzog von Parma, nach Belgien gekommen war. Er wurde zur Erziehung nach Köln geschickt, wo er am 6. März 1582 Magister Artium wurde. In demselben Jahre trat er in Trier in den Jesuitenorden und war dann, abgesehen von einer zweimaligen Reise nach Rom, bis zu seinem Tode in Belgien thätig, als Professor in Antwerpen und Douay, als Rector verschiedener Collegien und als Provincial. Er trug viel zur Befestigung und Ausbreitung des Ordens in Belgien bei, übte einen großen persönlichen Einfluß in weiten Kreisen und genoß das Vertrauen Urban's VIII., Ferdinand's II. und Philipp's IV. Außer einer Anzahl von Erbauungsschriften in lateinischer und flämischer Sprache verfaßte er einige geschichtliche und polemische Schriften: „Antwerpia" und „Origines Antwerpiensium", beide 1610; „Veridicus Belgicus seu civilium apud Belgas bellorum, progressus, finis optatus", 1624, auch flämisch erschienen; „Politicus christianus", Philipp IV. gewidmet, 1624; „Justi Lipsii Defensio postuma" 1608 (abgedruckt in dem Sammelwerke J. Lipsii fama postuma, s. A. D. B. XVIII, 745); „Orthodoxae fidei controversa" in 6 Büchern (3 Octavbändchen) 1609—12. Am meisten Aufsehen erregten zwei pseudonyme Schriften: „Ars mentiendi Calvinistica cum vero commentario Romani Veronensis", Mainz 1602, und „Clari Bonarscii Amphitheatrum honoris, in quo Calvinistarum in Societatem Jesu criminationes jugulatae, Palaeopoli Aduaticorum" (Antwerpen) 1605, 2. Aufl., mit einem 4. Buche vermehrt, 1606. Das letztere Werk vertheidigt und verherrlicht in Prosa und in Versen (die Oden im 3. Buche sind von dem Jesuiten Maximilian Habbeque) die Gesellschaft Jesu und die Gewalt des Papstes auch in weltlichen Dingen und enthält maßlose Schmähungen gegen die Calvinisten, auch hämische Bemerkungen über protestantische Schriftsteller, Pasquier, Scaliger u. a., und über katholische Gegner der Jesuiten in Frankreich, den ältern Anton Arnauld, den königlichen Advocaten Louis Servin und den Parlamentspräsidenten de Harlay. Servin's Versuch, Heinrich IV. zur Unterdrückung des Buches zu veranlassen, wurde durch dessen Beichtvater, den Jesuiten Coton vereitelt. Dieser behauptete, wie in einem Arrêt des Pariser

Parlamentes vom 22. December 1611 angegeben wird, anfangs, das Buch sei von Calvinisten verfaßt, ließ sich aber die Verbreitung desselben in Frankreich angelegen sein. Casaubonus charakterisirte die Schmähschrift eingehend in der Epistola ad Frontonem Ducaeum von 1611 (Epistolae ed. Almeloveen, Rot. 1709, Ep. 730, p. 390). Scribani's Ordensgenosse A. Schott (s. A. D. B. XXXII, 393), der mit Casaubonus befreundet war, suchte ihn zu beschwichtigen und schickte ihm in Scribani's Auftrage ein Exemplar der Orthodoxae fidei controversa. Casaubonus nennt das Buch, wie Scaliger, Amphitheatrum horroris. Als Gegenschrift erschien: „Paraleipomena ad Amphitheatrum honoris Jesuitarum. Ex recensione Petri de Wangen", Lugduni 1611.

Hurter, Nomenclator I, 572. — Paquot, Mémoires I, 307. — de Backer. — Clement, Bibliothèque curieuse V, 45. — R. Krebs, Die polit. Publicistik der Jesuiten, 1890, S. 53, 158. — H. Bernays, J. J. Scaliger, S. 83, 211. — J. M. Prat, Recherches sur la Comp. de Jésus du temps du P. Coton, 1876, II, 438.

Reusch.

Scribonius: Cornelius S. Grapheus (Cornelis Schrijver), Secretarius der Stadt Antwerpen; zu Aalst 1482 geboren, studirte er in Antwerpen, bereiste Italien, verheirathete sich 1515 mit Adriana Philips, ward 1535 Secretarius und starb am 15. Dec. 1558 (Grabschrift u. Bildniß bei Foppens, Bibl. Belg. I, 202). Für die Geschichte bemerkenswerthestes Ereigniß seines Lebens ist, daß er eines der ersten Opfer der Ketzerverfolgung in Belgien wurde; er ließ sich aber durch den Schrecken belehren und hielt sich nach seiner Freilassung kirchlich correct. Anlaß zur Verhaftung war seine Vorrede zu Johann von Goch's De libertate christianae religionis (s. A. D. B. IX, 303). Er hatte, was darin von Gott und der Bibel, als alleinigen Grundlagen des Glaubens und der Kirche, zum erbaulichen Zweck der Selbstbetrachtung gesagt war, ins Polemische gewendet, allgemeines Priesterthum aller Laien männlichen Geschlechts behauptet und den Primat Petri angezweifelt. Sorge um das Loos der Seinigen bewog ihn im Inquisitionskerker zu widerrufen, was er feierlich am 6. Juli 1522 vor dem Rathhaus in Brüssel wiederholte. Doch dauerten Haft und nach der Entlassung Plackereien der Mönche noch bis 1526. Schon 1520 hatte er sich als geschickten Versificator ergebener patriotischer Gefühle bewiesen; im Antwerpener Freundeskreis des Erasmus war er wohlgelitten und gerne gesehen als poeta, orator, historicus und cantor, mit Petrus Aegidius (Gilles) insbesondere hatte er gemeinschaftlich eine „Institutio principis ac magistratus Christiani" (s. A. D. B. I, 125 f.) verfaßt; das alles mag ihm zu dessen Amtsnachfolge verholfen haben. Als officieller Rathspoet hat er sich dann bei allen wichtigeren Ereignissen im politischen und städtischen Leben vernehmen lassen, bei fürstlichen Einzügen Sinnsprüche und Allegorien erdacht und das ganze spectaculum darnach peinlich genau beschrieben. Rhetorisch verstandesgemäß ist die Disposition, wohlgebaut der Hexameter, an den Hauptstellen erscheinen schickliche Bilder und Vergleiche, Wiederholungen und Synonyma ersetzen das Feuer, und am Schluß entführen den Dichter die Musen nach dem Olymp. Der Verbreitung nach zu schließen haben diese Arbeiten sowie eine Phrasensammlung aus Terenz ziemlichen Anklang gefunden. Was der gute Rathsschreiber, weder an Geist noch an Charakter über das Mittelmaß sich erhebend, sonst verfaßt hat, scheint, wenn man aus den Titeln schließt, fast alles dem Zweck der öffentlichen Bethätigung einer tadellosen kirchlichen Gesinnung gedient zu haben. Von der Studierstube aus und für diese religiöse Freiheit fordern, sowie es blutiger Ernst im Volke wird, scheu sich zurückziehen und das verspottete Alte einem zu erkämpfenden Neuen und Wahren vorziehen, so mag im unbedeutendsten Cor=

respondenten des Erasmus doch der historische Charakter dieses Mannes sich wiederholen und spiegeln.

Die Litteratur und ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bei van der Aa.

Eugen Ehrmann.

Scribonius: Wilhelm Adolf S., Philosoph und Mediciner aus Marburg i. H., lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, lehrte an der Schule zu Corbach, wo er Vorträge über Logik und Naturphilosophie hielt. Mit dem aus Corbach stammenden Marburger Professor R. Goclenius, welcher gleich ihm zu den entschiedenen Anhängern der logischen Reformbestrebungen des Petrus Ramus gehört, scheint er in persönlichen Beziehungen gestanden zu haben. Er gab eine Reihe philosophischer und medicinischer Schriften heraus. Am bekanntesten ist sein „Triumphus Logicae Rameae" (Basileae 1583), worin er unter fortlaufender Erklärung, Ergänzung und kritischer Berichtigung der Dialektik des Ramus gegen Joh. Piscator, Beurhusius und einige andere Ramisten eine lebhafte Polemik führt.

Bayle. — Jöcher IV, 443. — Vollständigste Aufzählung seiner Schriften in Zedler's Universallexikon XXXVI, 723.

Liebmann.

Scriptoris: Paulus S., Minorit aus Weil der Stadt, † 1504 zu Keisersberg. Er hatte in Paris studirt und war im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts Guardian des Minoritenklosters zu Tübingen und Mitglied der Artistenfacultät an der dortigen Universität. Konrad Pellikan (s. A. D. B. XXV, 334), der 1496 nach Tübingen kam und sein Lieblingsschüler wurde und ihn auf seinen Reisen begleitete, — S. hielt 1501 die Predigt bei Pellikan's Primiz, — berichtet über ihn: neben seinen viel besuchten philosophischen und theologischen Vorlesungen, — er war in der Philosophie Nominalist (Occamist), in der Theologie als Franciscaner natürlich Scotist, — habe er auch Vorlesungen über die Kosmographie des Ptolemäus gehalten, denen fast alle Doctoren und Magister beigewohnt hätten, ferner Vorlesungen über Euklid und den Gebrauch des Astrolabiums. Er stand in Beziehungen zu dem Astronomen Joh. Stöffler von Justingen, der 1499 für den Bischof Joh. von Dalberg einen Himmelsglobus anfertigte. Pellikan wurde von ihm auch bei seinen hebräischen Studien unterstützt. Zu seinen Zuhörern gehörten Joh. Staupitz, Joh. Eck, der in ehrenden Ausdrücken von ihm spricht, Joh. Mantel, Thomas Wyttenbach und andere die in der Reformationszeit eine Rolle spielten. S. selbst darf zu den Reformatoren vor der Reformation gezählt werden. Wegen freier Aeußerungen über die Sacramente, Ablässe, Gelübde und andere Punkte, die er in einer zu Horb gehaltenen Festpredigt gethan hatte, — nach Pellikan äußerte er sich ähnlich wie später Luther, — wurde er von den Tübinger Theologen angegriffen und von dem Provincial von seinen Aemtern als Lector und Guardian suspendirt. Pellikan berichtet ferner, S. habe ihm wiederholt gesagt: die Zeit sei nahe wo die Theologie umgestaltet werden, wo man die scholastischen Disputationen aufgeben und auf die alten Kirchenlehrer zurückgreifen werde (er hielt Pellikan zum Studium des Origenes und Ambrosius an); auch viele kirchliche Gesetze würden geändert werden. Er soll auch in seinen Vorlesungen über Scotus die Lehre von der Transsubstantiation bestritten haben.

Wenn S. im J. 1499 zu dem General seines Ordens, dem Spanier Franz Sagarra, der sich damals im Elsaß aufhielt, beschieden wurde, so scheint das nicht mit den Anklagen gegen ihn zusammengehangen zu haben; denn er nahm an einer von dem General berufenen Versammlung (Provinzialcapitel) zu Oppenheim theil und kehrte dann nach Tübingen zurück und war dort noch einige Zeit

Guardian. Er scheint aber verdächtig geblieben zu sein. 1501 wurde er nach Basel versetzt, um dort, wie Pellikan sagt, zu schreiben, nicht zu lesen und zu predigen. 1502 ging er, weil er fürchtete, in Haft genommen zu werden, in eine andere Ordensprovinz, nach Wien, dann nach Rom. Von dort kam er, ohne irgend eine Bestrafung erlitten zu haben, nach Heilbronn zurück und wurde dann als Lector der Theologie nach Toulouse geschickt. Der Bischof Christoph von Utenheim von Basel sandte ihn, ehe er nach Toulouse abreiste, im Interesse einer Reformation des Benedictinerklosters St. Alban nach Schussenried im Elsaß. Auf dieser Reise starb er zu Keisersberg 1504. Das bei seinen Freunden in Schwaben verbreitete Gerücht, er sei von den Mönchen geopfert worden, erklärt Pellikan für grundlos. — Gedruckt ist von S. nur, — bei Johann Othmar, den er veranlaßt hatte nach Tübingen überzusiedeln (s. A. D. B. XXIV, 548), — im J. 1498 „Lectura declarando Doctoris subtilis (des Scotus) sententias circa Magistrum (Petrus Lombardus) in primo libro.

Chronikon des Konrad Pellikan, herausg. von B. Riggenbach, 1877, XVIII u. s. w. — J. J. Moser, Vitae Professorum Tubingensium, 1718. — Th. Wiedemann, Joh. Eck, 1865, S. 13. — L. Keller, Joh. v. Staupitz, 1888, S. 7. 13. 25. — Linsenmann, Konrad Summenhart, 1877, S. 17. 78; vgl. Tübinger Theol. Quartalschr. 1865, S. 214.

Reusch.

Scriver: Christian S., praktischer Geistlicher und Erbauungsschriftsteller, geboren am 2. Januar 1629 in der Stadt Rendsburg in Schleswig-Holstein. Die Eltern, der Vater, gleiches Namens, Kaufmann und die fromme Mutter Abigail geb. Gude, Tochter eines Rathsverwandten, wohlsituirt, verloren in der Kriegszeit, da die Wallenstein'schen Truppen das Land plünderten, all ihr Vermögen. Der Vater starb ein halbes Jahr nach der Geburt dieses jüngsten Sohnes, das erste Opfer an der durch die Soldaten in die Stadt eingetragenen Pest und hinterließ seine Wittwe mit fünf Kindern, drei Söhnen und zwei Töchtern. Die Mutter heirathete darauf zwar den verwittweten Propst und Pastor Gerhard Kühlmann am Orte, aber auch dieser brave Stiefvater unseres S. starb schon nach 4½ Jahren, da S. also erst 5 Jahre alt war, und war die Mutter zum zweiten Male Wittwe. Da die Mittel zum Studium für diesen jüngsten Sohn fehlten, wandte man sich an einen wohlhabenden Verwandten, Bruder der Großmutter, Kaufmann Hebbers in Lübeck, der auch bereitwillig sogleich eine jährliche Unterstützung zusagte und nachher in seinem Testament diesen gut bedacht hat, so daß nun die Sorge fürs Fortkommen beseitigt war. S. genoß nun erst den Unterricht der vaterstädtischen Gelehrtenschule, unter Rector Hamerich bis 1645. Als damals aber Holstein wieder von Kriegsunruhen heimgesucht und dadurch auch der Unterricht gestört ward, siedelte er nach Lübeck über, wo er auf dem dortigen Gymnasium, unter Rector Sebastian Meyer, seine Vorbereitung zur Universität in zwei Jahren vollendete und nebenbei durch Privatunterricht etwas verdiente. Michaelis 1647 ging er nach Rostock, um Theologie zu studiren. Er ward hier Hausgenosse des Professors Kaspar Mauritius (s. A. D. B. XX, 710). Insbesondere wirkte aber auf ihn — und fürs Leben — hier ein der bekannte Professor Lütkemann (s. A. D. B. XIX, 696), dessen Wahlspruch lautete: Ich will lieber Eine Seele selig, als hundert gelehrt machen. 1649 disputirte S. hier „De coena Domini" (als Diss. gedruckt). Zu Ostern 1650 verließ er die Universität und ward Hauslehrer in der Stadt Segeberg, wobei er seine Studien fleißig fortsetzte und von hier aus promovirte er in Rostock zum Magister, wie damals viel üblich. Es begab sich nun, daß seine Stiefschwester Lucie Kühlmann 1652 an den Conrector in Stendal, Christoph Trinceus, verheirathet ward und daß S., dessen Condition eben zu Ende

gegangen, dazu aufgefordert, das junge Paar dahin begleitete. Da der Schwager zum Archidiakonus an St. Jacob in Stendal designirt war, kam der Gedanke auf, dem jungen S. das Conrectorat zu übertragen. Da aber inzwischen Trinceus zum Pfarrer in Bezendorf vocirt ward, was er vorzog, ward S., der hier während seines Aufenthalts als Candidat mehrfach gepredigt hatte, zum Archidiakonus gewählt. Erst eben 24 Jahre alt, trat er denn nun ins geistliche Amt. 14 Jahre ist er in diesem Amte verblieben. Unterm 5. October 1667 folgte er dem Ruf als Pastor an St. Jacob in Magdeburg. Er ward hier nach und nach Assessor im geistlichen Gericht, Scholarch, Senior der Gemeinde, Kircheninspector für den Kreis (Superintendent) und gelangte also zu einer umfassenden Amtsthätigkeit, die er aber mit größtem Eifer und zur Freude und Bewunderung Vieler geführt hat. Nachdem er inzwischen verschiedene Berufungen abgelehnt, z. B. als Hofprediger nach Stockholm ꝛc., nahm er, allerdings nach einigem Kampf, den Ruf der Herzogin von Sachsen, Anna Dorothea, an als Oberhofprediger in Quedlinburg. Die Magdeburger Gemeinde wollte ihn nicht fahren lassen und erforderte das Gutachten der Universität Helmstedt, ob das für ihn christlich erlaubt sein könne, seine Gemeinde zu verlassen? Die Antwort erfolgte doch darauf, daß es nach Gottes Rath und Vorsehung wohl sein möchte, daß ihm größere Wirksamkeit am neuen Orte zugewiesen werde. Er nahm also am 3. Januar 1690 den Ruf an und ging nun nach Quedlinburg. Hier war indeß seines Wirkens nicht lange. Bald stellten sich Schlaganfälle ein und sein thätiges Leben endete schon am 5. April 1693. Er ist in Magdeburg in der Jacobikirche begraben worden.

S. war eine mehr als gewöhnlich begabte Persönlichkeit, von reicher Phantasie und offenem Blick fürs Naturleben. Mit Spener bekannt geworden und innig befreundet, schloß er sich den Pietisten an und hat ein reiches Innenleben geführt. Insbesondere ist er in seinem Predigtamt als Seelsorger thätig gewesen und es heißt von ihm: er wußte jedes Schäflein seiner Heerde mit Namen zu nennen. — Seine Tagesordnung lautete: 6 Stunden Nachtruhe, mehr nicht; 4 Stunden zum Gebet, zum Lesen der Heil. Schrift und anderer Erbauungsschriften, zum Stillesein und heiligem Nachdenken; 2 Stunden, mehr nicht, zu den Mahlzeiten, 2 Stunden zur Ergötzung, eingeschlossen das Lob Gottes in geistlicher Musik, in göttlichen Gesprächen und Werken der Liebe an den Nächsten; 9 Stunden zu den Berufsgeschäften; 1 Stunde, Morgens oder Abends, für gottselige Vorbereitung zum seligen Sterben. Diese Aufgabe ist die allerschwerste, daher ist es weise, täglich zu sterben, damit der Tod ein trauter Hausgenosse werde. — Er war geizig, doch nur mit der Zeit, jeder Augenblick, jede Secunde der flüchtigen Vorbereitung soll zum Wachsthum im Innern, zum Wohlthun und Segnen benutzt werden. — Als Prediger war er von besonders hervorragender Begabung. Auf ihn ist angewandt worden das Wort Sirach 48, 1: Sein Wort brannte wie eine Fackel. — Der Thisbiter von der Elbe ist er genannt worden. Er hat daher auch immer bei all seinen Predigten ein volles Auditorium gehabt bis an sein Ende. Auch als geistlicher Liederdichter hat er sich Verdienste erworben. Wenn auch seine Lieder nicht eben sehr zahlreich, mehrere derselben sind noch in die neuesten Gesangbücher übergegangen und ist damit ihre Bedeutung ja anerkannt. Wir nennen als solche z. B. „Jesu meiner Seele Leben“ ꝛc.; „Auf Seel' und danke deinem Herrn“ ꝛc.; „Der lieben Sonne Licht und Pracht“ ꝛc.; „Hier lieg' ich nun mein Gott zu deinen Füßen“ ꝛc.; „Lustig ihr Gäste, seid fröhlich in Ehren“ ꝛc.; „Was sollte mich Jesu auf Erden noch binden“ ꝛc. ꝛc. Diese seine geistlichen Lieder sind nur vereinzelt zu Tage getreten, aber in Auswahl zusammengedruckt in: „Seelenschatzes Kraft und Saft oder geistreiche und bewegliche Seelen-Andachten aus des wohlseligen Herrn

Autors größerem Werk und mit dessen eigenen Worten, sonderlich Unvermögenden zum Besten zusammengetragen von M. Crispinus Weise". Wittenberg 1704. Neue Aufl. Magdeburg 1745. Neben dieser umfassendsten Wirksamkeit in seinen geistlichen Aemtern hat er auch noch eine große Thätigkeit entwickelt als sehr fruchtbarer Schriftsteller. Wir nennen nur seine Hauptwerke, die noch immer gern und viel gelesen und daher auch fortgehend neu gedruckt werden. Wir stellen hier oben an, als originell und bedeutsam: „Gottholds zufällige Andachten." Sie erschienen zuerst 1671, die 19. Aufl. 1724. Neue Drucke Rostock 1828, Berlin 1867 u. f. Es sind 400 Betrachtungen, Gleichnisse. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Das Buch der Natur hat viel tausend Blätter, darauf der Finger Gottes seine Liebe beschrieben, die er durch mancherlei Betrachtungen herumwirft und uns seine hohe, tiefe, weite, breite Güte zu betrachten aufgiebt." S. weiß an jedem Blatt am Baum, in jedem Blümlein am Wege die Größe, die Herrlichkeit, die unendliche Liebe Gottes aufzudecken, in der ganzen Natur die Botin Gottes lehrend, tröstend, warnend vorzuführen, und alles so ungesucht, so kindlich, er ist ein rechter Hohepriester der Natur. Denn der Seelenschatz, aus überarbeiteten Wochenpredigten erwachsen, erschien zuerst 1675, der 5. Band 1688, die 6. Aufl. 1688, ist nachher häufig wieder gedruckt bis in die Gegenwart hinein und noch immer weit verbreitet, die neuen Auflagen meist in 3 Bänden Bonn 1848 von R. Stier herausgegeben Berlin 1852 u. f. Es enthält derselbe die Beschreibung von dem Wege einer Seele aus ihrem Elend bis in die Herrlichkeit des ewigen Lebens hinein und enthält in der That einen großen Gedankenreichthum. Man hat dies ein unsterbliches Werk genannt und wohl mit Recht davon gesagt: es hat manchen Sünder zu einem gottseligen Christen gemacht. — „Chrysologia catechetica: Goldpredigten über den lutherischen Katechismus" 1658, 3. Aufl. 1709 und dann öfter bis in die neueste Zeit hinein Neuruppin 1859, Stuttgart 1861; „Gotthold's Siech- und Siegesbett" 1687, wieder Dresden 1814, Neuruppin 1859 u. s. w. Von Predigten hat er in den Druck gegeben: „Das blutrünstige Bild Jesu des Gekreuzigten" 1653; „Die Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes in Leben, Leiden und Sterben" 1680, Neuruppin 1861, Stuttgart 1865 ꝛc.; „Theognosia christiana oder lebendig thätige Erkenntniß Gottes, wie ein Christ Gott nach seinem Wesen, Willen und Wohlthun erkennen soll, daß er denselben von ganzem Herzen fürchten, lieben und ihm vertrauen lerne". Evangelienpredigten von Havekern herausgegeben 1692; „Die neue Creatur oder das in Christo erneuete Herz" 1685 bis 1735, 10 Aufl.; „Die heilige und gottwohlgefällige Haushaltung zur Besserung der im Hauswesen vorkommenden Mängel" ꝛc. 1686, 9. Aufl. 1727; „Erbauliches dreifaches Absehen eines Christen auf Gott, auf den Nächsten und auf die eigne Seele", 1698 nach seinem Tode. Desgleichen „Reichgewordener Christ oder die Kunst reich zu werden" 1745, und Dresden 1833. Seine Predigtart soll versucht haben zu beschreiben J. J. Wolf „Methodus concionandi ex colloquiis Scriveri scripta", Magdeburg 1699. „Scriver's Gesammelte Werke", herausgegeben von Heinrich und Rudolf Stier. Barmen 1847—53, 8 Bde.

S. hat es auch erfahren müssen in seinem Leben, daß der Herr züchtiget, die er lieb hat. Er hat aber auch die Kraft gehabt, als Kreuzträger sich im Glauben zu bewähren. Ein Dr. Ramgo veröffentlichte einen Index von Irrthümern in den Schriften Scriver's, der jedoch wenig Beachtung hat finden können. S. hat dies Unrecht geduldig ertragen. Er ist vier Mal verheirathet gewesen und mußte es doch noch erleben, daß auch die vierte Frau vor ihm in den Tod ging. Ebenso hat ers erleben müssen, daß von den 14 ihm geborenen Kindern nur zwei, ein Sohn und eine Tochter, ihn überlebten. Ueber ihn ist

geschrieben: Quod docuit, docuit, quod dixit, idem quoque vixit exemplar vivum dogmatis ipse sui.

Weinschenk, Scriver's Leben. Magdeb. 1729. — Moller, Cimbria litt. I, 614. — E. B. Krieg, Scriver's Lebensbild. Dresden 5. Aufl. — Christmann Nürnberg 1828, Braun Bielefeld 1872 (Tholuck's Sonntagsbibl. II). — Plath, Evang. Kirchenztg. 1864. — Palmer, Lebensbilder von Erbauungsschriftstellern der lutherischen Kirche 1870, I, 113. — Hagenbach, Evang. Protestantismus, 2. Aufl. 1854, II, 169. — Frank, Geschichte der protestantischen Theologie, München 1865, II, 163. — Piper, Evang. Kalender XVI, 182. — Herzog's Realencyclopädie, 2. Aufl. XIV, 1. — Schenk, Geschichte der Kanzelberedsamkeit 1841, 92. — Schmidt, Geschichte der Predigt. Gotha 1872, 110. — Rothe, Geschichte der Predigt 1881, 372. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl. IV, 78. — Klaiber, Evang. Volksbibl. III. — Kurz, Geschichte der deutschen Literatur II, 240. — Zeitschrift für schlesw.-holst. Geschichte XVI, 312. Carstens.

Scriverius: Petrus S. (eigentlich Schryver oder Schriver), Philologe und Poet des 16. und 17. Jahrhunderts. Er wurde als der Sohn des wohlhabenden Kaufmanns und Aerarii praefectus Heinrich Schryver in Haarlem am 12. Jan. 1576 geboren, verblieb auch daselbst, als die Familie nach Amsterdam übersiedelte, im Hause eines Oheims und erhielt eine vortreffliche Schulbildung unter dem Rector Cornelius Schönäus, den seine Zeitgenossen wegen der von ihm verfaßten christlichen Komödien als den Terentius Christianus zu feiern pflegten. 1593 bezog er die Universität Leyden, um die Rechte zu studiren, gab aber dieses Studium bald auf und widmete sich ausschließlich philologischen Studien und poetischen Liebhabereien. Hier in Leiden siedelte er sich dauernd an und gehörte zu dem Kreise von gelehrten Männern, die sich an die Universität angliederten, ohne selbst ein Lehramt auszuüben; als seine nächsten Freunde werden Joh. Wouver, Joh. Meursius und Joh. Js. Pontanus genannt, auch zu J. Lipsius, P. Merula Bonaventura Vulcanius, Scaliger u. a. hatte er enge Beziehungen. Vielfach lebte er — „Lare secreto“ —, auf seinem Landgute Worlewyk (Woelewyk, Jöcher) und starb, nachdem er die letzten acht Jahre seines Lebens in Blindheit verbracht hatte, in Leiden am 30. April 1660. — Von seinen zahlreichen Schriften sind vornehmlich seine Ausgabe des Martialis (1619) und die Sammlung der Fragmente der lateinischen Tragiker (1620) zu nennen; aber auch seine Ausgaben von Vegetius, Suetonius, Johannes Secundus, Seneca und Apulejus sind nicht ohne Verdienst. Seine handschriftlich hinterlassenen philologischen und poetischen Werke gab A. H. Westerhov 1737 heraus. Eine von ihm begonnene Geschichte der Grafen von Holland zu vollenden hinderte ihn seine Erblindung.

V. Andreae, Bibl. Belgica S. 760. — Fr. Sweertius, Athenae Belgicae S. 633 f.; daselbst das vollständigste Schriftenverzeichniß. — P. Freher, Theatr. virorum erudit. S. 1541 f.; daselbst auf S. 1533 ein Porträt Scriverius'. — Jöcher IV, Sp. 446 f., wo als Familienname irrthümlich „Schreiner“ angegeben wird.

R. Hoche.

Scultetus: Abraham S. (auch Schultetus), reformirter Theolog, bekannt geworden durch eine Reihe trefflicher homiletischer, patristischer, kirchenhistorischer und exegetischer Schriften, sowie durch seine Predigt gegen den Bilderdienst zu Prag als Hofprediger des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich V. von der Pfalz, geboren am 24. August 1566 zu Grünberg in Schlesien, † am 24. October 1624 zu Emden. In seiner Jugend hatte S. mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sich dem Gelehrtenberuf zu widmen. Mehr als einmal

schien es, als sollte er seine Studien aufgeben müssen. — Seine ersten Lehrer in Grünberg sind gewesen M. Petrus Titus, ein standhafter Bekenner des Glaubens und M. Jacob Ebert, in den orientalischen Sprachen sehr berühmt, ein Mann von gutem Leben und Geschicklichkeit, wie er von diesen bezeugt. Im J. 1582 begab er sich nach Breslau, wo die nachmals berühmt gewordenen Theologen Barth. Pitiscus, Amandus Polanus und Christoph Pelargus seine Mitschüler waren. Kaum einige Wochen war er daselbst, als ein Brand, der seine Eltern um alle ihre Habe gebracht, ihn in die Heimath rief, wo er nach dem Willen des Vaters nun ein Handwerk erlernen sollte. S. suchte jetzt durch Information der Kinder des Bürgermeisters zu Freistadt sich die Mittel zu seinen weiteren Studien zu erwerben. Hierauf ging er 1585 nach Görlitz, wo seine Hauptlehrer Laurentius Ludovicus, ein Schüler Melanchthon's und M. Martin Mylius, ein Schüler Sturm's, waren. Hier begeisterte ihn der berühmte Pastor Abraham Buchholzer, den er oft hörte, sehr für den Predigerberuf. Von da bezog er 1588 die Universität Wittenberg, wo er bis zum Jahre 1590 verblieb und den in den kryptocalvinistischen Händeln bekannt gewordenen Schwiegersohn Melanchthon's, Dr. Kaspar Peucer, in Dessau kennen lernte. Sein Sinn stand aber schon lange nach Heidelberg, das er nun mit Wittenberg vertauschte. Hier waren es die Koryphäen damaliger reformirter Theologie in Deutschland, Daniel Tossanus, Franz Junius, Jacob Kimedoncius, welche er drei Jahre hindurch mit dem größten Erfolge hörte und daneben sich die Mittel zu seinem Studium durch Privatlectionen erwarb, welche er einigen vornehmen Studenten ertheilte. In diesen Jahren hat S. auch seine „Medulla theologiae patrum, qui ante concilium Nicaenum floruerunt“, für seine Unterweisungen verfaßt, welche einige Jahre später gedruckt wurde und für immer seinem Namen in den Annalen der theologischen Wissenschaft einen Platz sicherte. In Heidelberg wurde er als Stipendiat in das Collegium Casimirianum aufgenommen, was ihn bestimmte, um den Statuten desselben nachzukommen, sich 1591 den Magistertitel zu erwerben. An dem Tische des Tossanus, der ihn seines näheren Umganges würdigte, lernte S. den Verfasser der reformirten nassauischen und bremischen Bekenntnißschrift, Christoph Pezel (s. A. D. B. XXV, 575) kennen. Eine im Sommer 1593 mit mehreren jungen Adeligen nach Württemberg unternommene Reise erweiterte seinen Blick. Bald darauf nahm ihn der ihm anvertraute Junker Christoph Georg v. Berge anläßlich des Todes des alten v. Berge mit nach Herrndorf in Schlesien, bei welcher Gelegenheit S. seine Eltern begrüßen durfte. Im September 1594 bot S. hierauf dem pfälzischen Kirchenrathe seine Dienste an und wurde geprüft, ordinirt und nach Schriesheim nahe bei Heidelberg gesandt, um als zweiter Prediger dasige Gemeinde zu bedienen. Doch war sein hiesiger Aufenthalt von nur kurzer Dauer. Zu Anfang des folgenden Jahres berief ihn Kurfürst Friedrich IV. an den Hof, um als Schloßcaplan an der Seite des M. Bartholomäus Pitiscus zu wirken. Im J. 1598 wurde er Prediger an der Klosterkirche und 1600 Mitglied des Kirchenrathes und Inspector der Kirchen und Schulen der Heidelberger Classe. Seine Wirksamkeit ragte aber über die pfälzische Grenze hinaus. Bald dahin, bald dorthin wurde der geschickte Organisator begehrt. So treffen wir ihn im J. 1609 nicht nur in der Oberpfalz, wo er mit Otto v. Grünrade und Stenius das Amberger Gymnasium reformirte, sondern auch mit ersterem in der Grafschaft Hanau-Münzenberg, um dortige Kirchen und Schulen nach dem Muster der kurpfälzischen einzurichten. Im Sommer 1610 begleitete er den Fürsten Christian I. von Anhalt-Bernburg in den Jülichschen Erbfolgekrieg, bei welcher Gelegenheit er mit dem Arnheimer Pastor Johannes Fontanus an der außerordentlichen Synode, den 17. August zu Düren gehalten, Theil nahm, welche die so groß-

artige Idee einer gemeinsamen Synode aller reformirten Kirchen der Fürstenthümer Jülich, Cleve und Berg sammt angehörigen Graf- und Herrschaften realisirte. Bereits am 7. September desselben Jahres 1610 tagte die erste Generalsynode genannter Kirchen zu Duisburg, auf welcher wiederum S. und Fontanus erschienen, um mit ihrem Rathe diese Versammlung zu unterstützen. Und wo immer damals in Deutschland eine reformirte Bewegung sich äußerte, hat S. mehr oder weniger in dieselbe eingegriffen. Im J. 1612 nahm ihn Kurfürst Friedrich V. zu seiner Hochzeit mit der Prinzessin Elisabeth Stuart nach England mit, wo er eine Menge interessanter Beobachtungen über Gelehrte, kirchliche Zustände und Volkssitten machte, welche er in seiner Lebensbeschreibung niedergelegt hat. In ähnlicher Weise hat er auch auf dieser Reise die Niederlande ins Auge gefaßt. Zwei Jahre später, da er nach des Hofpredigers Pitiscus Ableben dessen Nachfolger geworden war, treffen wir ihn in der Hauptstadt des Kurfürstenthums Brandenburg an, wohin er auf den Wunsch des edlen Kurfürsten Johann Sigismund gezogen, um das reformirte Kirchenwesen daselbst zu ordnen. Er blieb mehrere Monate in Berlin, visitirte auch das Joachimsgymnasium und predigte öfters. Seine höchst gediegene Predigt machte u. a. auf den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg einen tiefen Eindruck. Vor seinem Wegzuge von Berlin stellte er auf Befehl des Kurfürsten in der Domkirche am 9. October zwei Pastoren der reformirten Gemeinde als ihre künftigen Hirten vor: Füssel und Sachse. Im J. 1618 wurde S. zum Professor der Theologie an der Universität Heidelberg berufen und bald darauf mit den übrigen pfälzischen Abgeordneten Heinrich Alting und Paul Tossanus auf die Dordrechter Nationalsynode geschickt. In Dordrecht hielt er am 15. December d. J. eine solenne Predigt über den 122. Psalm, worin er sehr zur Eintracht ermahnte, was eine tiefe Bewegung verursachte. Er kam den Remonstranten in der Synode mit äußerster Milde entgegen, bis er sich überzeugte, daß dieselben absichtlich gegen alle bessere Belehrung sich verschlossen. In der Sitzung vom 28. December 1618 vertheidigte er mit allem Nachdrucke die Gewißheit des Gnadenstandes des Gläubigen u. a. verwandte Materien. In dem Falle des Professor Maccovius von Franeker, der von Sibrand Lubbertus wegen einiger unvorsichtiger Ausdrücke des Manichäismus beschuldigt wurde, äußerte S. vor der Synode mit Recht, diese Sache wäre von so geringem Belange, daß man keine Klage bei der Synode hätte vorbringen sollen. Dieser seiner Nüchternheit und Maßhaltung war es denn zu verdanken, daß diese Angelegenheit in friedlicher Weise beigelegt wurde und keine weitere Streitsache sich ausbildete. Ebenso wurde er im Juli 1619 auf den Kurfürstentag zu Frankfurt a. M. geschickt, wo die böhmische Frage erörtert und sein Kurfürst Friedrich V. zum Könige von Böhmen gewählt wurde. Ein feierlicher Gottesdienst, bei welchem S. die Predigt übernahm, schloß diese Feierlichkeit.

Es war am Ende des Monats October genannten Jahres, daß bereits Friedrich V. nach Böhmen zog, dessen Königskrone er so kurze Zeit tragen sollte. In seinem Gefolge befand sich auch S., der nach dem feierlichen Einzuge seines königlichen Herrn in Prag seine denkwürdige Predigt über den 20. Psalm hielt. Friedrich V. hatte allen Bewohnern seines Königreiches gleiche Duldung versprochen, für sich und seinen Hof hatte er sich zum Gottesdienste die Schloßkirche ausersehen und diese alsbald von den vielen Bildern, im Gehorsam gegen das zweite göttliche Gebot, reinigen lassen. Durch dieses Vorgehen rief er aber bei den zähe am Herkömmlichen hängenden lutherischen Czechen viele Erbitterung hervor. Die Predigt, welche S. vor jener Bilderreinigung am 12./22. December 1619 gethan und welche nachher unter der Aufschrift erschien: „Kurtzer aber schriftmäßiger Bericht Von den Götzenbildern: An die Christliche Gemein zu

Prag, als auß Königlicher Mayestät gnädigstem befelch die Schloßkirch von allem Götzenwerck gesäubert worden", muß man lesen, wenn man sich ein richtiges Urtheil in dieser Sache bilden will. Denn nicht bloß, daß man mit größtem Unrechte S. als denjenigen bezeichnet hat, welcher Friedrich V. zur Annahme der böhmischen Krone beredet hätte, hat man auch denselben als den Urheber jener sogen. Bilderstürmerei angesehen. Und doch handelte S. nur im Auftrage seines Fürsten, der vollständig selbständig, wenn auch hier unpolitisch handelnd, lieber sich in Gegensatz zu seinem lutherischen Volke setzte, als daß er im geringsten seinen ihm theuren reformirten Glauben verleugnete. Und Ueberzeugungstreue ist doch zu achten. Die Sätze nun, welche S. in seiner Predigt über 2. Mos. 20, 4—6 behandelte, lauten: „1) Gott wolle, solle und könne nicht abgebildet werden. 2) Gott wolle nicht durch irgend ein Gleichniß oder Bildniß angerufen oder verehret sein. 3) Daraus leicht zu schließen, was einer christlichen Obrigkeit zu thun gebührt, wenn sie in den Kirchen, welche sie zu ihrem Gottesdienst gebrauchen will, Götzenbilder findet, nämlich, daß sie dieselben abreißen und beiseite schaffen lasse." Sie geben uns die Gründe an, von denen sich Friedrich V. bestimmen ließ, die Bilder und auch die noch aus der Zeit des Papstthums vorhandenen Altäre in der Schloßkirche zu entfernen. Von wildem Fanatismus oder gar Vandalismus kann da keine Rede sein, noch weniger von Atheismus, deren man nachher S. beschuldigte. Wir finden es begreiflich, daß seine Predigt die Gefühle der Andersdenkenden in einer Zeit, wo wahre Toleranz kaum möglich war vor politischer wie religiöser Erregtheit, heftig verletzte, wie sehr sie auch von beschimpfenden Ausdrücken sich fern hält. Aber ebenso begreiflich müssen wir es finden, daß S. nicht anders predigen konnte, als es seine auf Grund des Decaloges und des reformirten Bekenntnisses ruhende Ueberzeugung ergab. Das ist nicht die Sprache eines Zeloten oder Ikonoklasten. Vielmehr hat S. als ein echter reformirter Theologe bei allen sonstigen Gelegenheiten eine große Mäßigung im Auftreten gezeigt, wie er denn einst in einer Sitzung des pfälzischen Kirchenrathes sich verlauten ließ, daß man alle Controversen gegen die Lutheraner, welche doch nur zum Jubel der Papisten dienen, unterlassen solle, auch allezeit mit größter Entschiedenheit die Idee des gemeinsamen Protestantismus Rom gegenüber vertrat, wenn er auch andrerseits nicht im geringsten geneigt war, ein Jota von dem Dogma seiner Kirche zu Gunsten der Lutheraner aufzugeben.

Nach der Schlacht am weißen Berge (8. Novbr. 1620), in der Friedrich V. geschlagen wurde, floh S. durch Schlesien und Brandenburg nach Heidelberg, um seine Professur wieder anzutreten. Aber kaum war er daselbst angekommen, so erschienen die Kaiserlichen vor der Stadt und er mußte abermals fliehen. Er ging nach Bretten und von da nach Schorndorf in Württemberg, wo er mit Genehmigung Friedrich's V. im Februar 1622 eine Berufung an die reformirte Gemeinde zu Emden in Ostfriesland annahm. Hier stand er bis an sein schon am 24. October 1624 erfolgtes Ende noch in großem Segen im Predigtamte.

Nicht leicht ist ein Mensch mehr ungerecht beurtheilt und geläftert worden als S. In seiner Selbstbiographie hat er in ruhiger und würdiger Weise, fern von aller Leidenschaft, gegen seine römischen, lutherischen und arminianischen Gegner sich zu reinigen versucht. Er stand in einem lebhaften brieflichen Verkehre mit fast allen bedeutenden Zeitgenossen reformirten Bekenntnisses im In- und Auslande. Seine Schriften, die er hinterlassen hat, sind theils historische, unter welchen sein historischer Bericht, wie die Kirchenreformation in Deutschland vor hundert Jahren angangen, immer noch von großem Werthe ist, theils ascetische, theils dogmatische, theils homiletische. Unter letzteren sind auch von geschichtlicher Bedeutung die „Reformations-Jubelpredigt auf das Jahr 1617",

die „Psalmpostille", von N. Eccius herausgegeben, und vor allen „Die Kirchenpostille oder Auslegung der sonntäglichen Evangelien", unzählige Male wieder aufgelegt und in früheren Zeiten in vielen reformirten Kirchen zum Vorlesen gebraucht, selbst in Böhmen und Mähren. Auch seine „Idea concionum oder ausführliche Predigtentwürfe zu ganzen Büchern der Bibel" verdient noch heute von Homileten beachtet zu werden. Einige philosophische Schulcompendien von ihm haben sich zu ihrer Zeit großer Anerkennung erfreut. Was auch immer S. geschrieben, alles ist klar durchdacht und erörtert mit Gründlichkeit den darzustellenden Gegenstand. S. lebte in drei Ehen und hinterließ nur eine Tochter. Seine Hauptschriften sind bei Herzog u. a. angegeben.

De curriculo vitae, imprimis vero de actis Pragensibus Abr. Sculteti, narratio apologetica. Emdae 1625. (Autobiographie, auch in deutscher Uebersetzung). — Gerdesii Miscellan. Groning. VII. — Salmuth, Leichenrede, betitelt: Bildnuß eines Euangelischen Predigers. Emden 1625. — Meiners, Oostvrieschlandts Kerkelyke Geschieden. II. — Hering, Historische Nachricht von dem ersten Anfang der Evang. Reformirten Kirche in Brandenburg. — Reershemius, Ostfries. Predigerdenkmal. — E. Uhsen, Leben der berühmtesten Kirchenlehrer. — Gillet, Crato von Crafftheim u. s. Freunde. — C. J. Bouginé, Handbuch der allg. Litteraturgesch. II. — J. G. Th. Gräße, Lehrbuch d. allg. Literärgesch. aller bekannten Völker III. — Bayle. — Hist. Bibl. Fabricianae. — J. Brandt, Historie der Reformatie der Nederlanden. III. — H. A. J. Lütge, Der Aufschwung der böhmisch-mährischen Kirche. Amsterdam 1888. — Ch. A. Pescheck, Gesch. d. Gegenreformation in Böhmen I. — Cuno, Blätter d. Erinnerung an Olevian; — Derselbe, Gedächtnißbuch; — Derselbe, Franciscus Junius der Aeltere. — Herzog, Realencyclopädie. — Weidner, Apophthegmat. Zincgrefian. III.

Cuno.

Scultetus: Andreas S., ein durch Lessing der Vergessenheit entrissener schlesischer Dichter, über dessen Lebensumstände sehr wenig bekannt ist. Sohn des Schusters Ambrosius Scholtz in Bunzlau, verwandt mit dem bekannter gewordenen Dichter Andreas Tscherning, dürfte er zwischen 1620 und 1630 geboren sein. Er besuchte die Liegnitzer Schule 1638 und 1639 und trat im August des letztern Jahres in die erste Classe des Breslauer Elisabetans, der er bis in den Anfang 1644 angehörte. Gleich darauf ist er katholisch und Schüler des Jesuitengymnasiums. Als solcher fordert er seinen früheren Lehrer Lic. Chr. Schlegel zu einer theologischen Disputation heraus, erregt aber dadurch solches Aergerniß, daß der Breslauer Rath im April 1644 seine Ausweisung aus Breslau erwirkt. Damit verschwindet seine Spur. Ein P. Andreas Schultz war 1681 bis 1685 Rector des Jesuitencollegiums und Stadtpfarrer in Schweidnitz; indeß ist bei der Häufigkeit dieses Namens ein Beweis für die Identität mit dem ehemaligen Dichter nicht zu erbringen. Als Dichter ist S. von Lessing entdeckt worden, dem in der Wittenberger Universitätsbibliothek unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder seine „Oesterliche Triumphposaune", Breslau 1642, aufstieß. Die Freude, unter vielem gänzlich Ungenießbaren etwas Besseres zu finden, erregte in Lessing eine solche Begeisterung für den Dichter, daß er das Gedicht immer und immer wieder las, bis er es auswendig wußte. Er vergleicht es mit dem Besten von Opitz. Während seines Breslauer Aufenthaltes fand er dann andere Gelegenheitsgedichte von ihm aus den Jahren 1640—1642 auf und schloß aus dem Versiegen des poetischen Stromes im Jahre 1642, daß ein zeitiger Tod „so frühe und so besondere Talente so gänzlich erstickt" habe. Erst Dziatzko hat aus Breslauer amtlichen Papieren des Dichters Uebertritt zum Katholicismus nachgewiesen und den wohl berechtigten Schluß gezogen, daß die der Conversion

vorausgehende innere Erregung und Beschäftigung mit theologischen Fragen ihn seiner Muse entzogen habe. Die bisher bekannt gewordenen Gedichte, sämmtlich s. Z. in Einzeldrucken erschienen und sehr selten, darunter eine Anzahl lateinische, reichen von 1638—1642. Lessing veröffentlichte die von ihm aufgefundenen mit einer begeisterten Vorrede, Braunschweig 1771, Johann Gottlieb Jachmann gab eine Nachlese dazu, Breslau 1774, zu der S. B. Klose in seiner Besprechung in den Neuen litterarischen Unterhaltungen, April 1774, noch Einiges hinzufügte. Eine zweite Nachlese gab Hieronymus Scholtz heraus, Breslau 1783, und auch Hoffmann v. Fallersleben trug im Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache III (1855) einige deutsche Gedichte nach. Weder Scholtz noch Hoffmann haben Klose's Besprechung gekannt, ihre Nachlesen bieten daher nicht durchweg neue Funde. — Es ist nicht zu bestreiten, daß Lessing in seiner jugendlichen Entdeckerfreude die dichterische Begabung des S., von dem damals kein Gelehrtenlexikon die geringste Notiz brachte, über den er auch später nicht einmal von seinen Breslauer Freunden Arletius und Klose Auskunft erlangen konnte, überschätzt hat; die Sprache ist zwar leicht, aber der Ausdruck nicht immer geschmackvoll, die Bilder gesucht und die Gedanken selten originell. Gelegenheitsgedichte in deutscher und lateinische Sprache machten damals fast alle Schüler höherer Classen, und viele brachten sie auch zum Druck. S. mochte zudem von seinem älteren Verwandten Andreas Tscherning, über den ihn Lessing zu stellen geneigt ist, persönliche Anregung empfangen haben. Die ungewöhnlich lange Zeit, die er auf der Schule zubrachte, läßt sicher darauf schließen, daß er zu arm war, um die Mittel zum Besuche der Universität aufzubringen. Daß er bald nach seinem Uebertritt zum Katholicismus seinen früheren Lehrer zur Disputation herausforderte, nimmt für seinen Charakter nicht ein. Ihn dazu angestiftet zu haben bestritt der Superior der Jesuiten.

Außer den Ausgaben vgl. Dziatzko, der Uebertritt des Dichters Andreas Scultetus von Bunzlau zum Katholicismus im J. 1644 in Zeitschr. für Gesch. u. Alt. Schlesiens XII, 439 ff. und E. Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau S. 479—481.

Mkgf.

Scultetus: Bartholomäus S., Astronom, geboren am 14. Mai 1540 zu Görlitz, † ebenda am 21. Juni 1614. Der junge Schultz, denn so lautete sein Familienname eigentlich, studirte in Leipzig unter dem damals sehr geachteten Mathematiker Hommel (Erfinder des verjüngten Maßstabes) und wurde dort mit dem dänischen Edelmann Tycho Brahe befreundet, der ebenfalls bei Hommel hörte. Dann ging S. nach Wittenberg, wo er 1564 Magister der freien Künste wurde und längere Zeit auch Vorlesungen hielt. Im Alter von 30 Jahren kehrte er jedoch in seine Vaterstadt zurück, um dieselbe nicht mehr zu verlassen. Von 1570—86 lehrte er an der höheren Schule daselbst Arithmetik und Sphärik, dann aber trat er in die Stadtverwaltung ein und wurde folgeweise Richter, Kirchenpfleger, Bürgermeister-Stellvertreter und endlich 1592 Bürgermeister. Von Kaiser Rudolf II. empfing S. den persönlichen Adel. Auf seinem noch vorhandenen Grabmale stehen diese Worte: „Quid agam, requiris? Tabesco. Scire, quis sim, cupis? Fui, ut es; eris ut sum."

Die litterarische Thätigkeit Scultetus' verbreitete sich über verschiedene Gebiete; so schrieb er über Juristisches („Inventuris non obstant inventa", Görlitz 1572) und Theologisches („Curriculum humanitatis Jesu Christi in terris, continens historiam redemptoris evangelicam", posthum herausgekommen, Frankfurt a. O. 1690). Besonders eifrig betheiligte er sich an dem damals im Vordergrunde des wissenschaftlichen Interesses stehenden Werk der Kalenderreform;

Gregor XIII. holte auch bei ihm ein Gutachten über die geplanten Aenderungen ein, und die litterarischen Beziehungen, in denen S. zu bedeutenden Gelehrten seiner Zeit stand — Peucer und Kepler haben ihn in Görlitz besucht — beruhten vorwiegend auf dieser Grundlage. Schon sein 1574 zu Görlitz erschienener „Computus ecclesiasticus“ war in diesem Sinne gehalten, und 1601 trat er mit einem verbesserten Kalender hervor. Sehr angesehen waren auch Scultetus' gnomonische Arbeiten, die er selbst (1572) in lateinischer und deutscher Sprache veröffentlichte, und von denen man beinahe ein Jahrhundert später (Amsterdam 1670) eine niederländische Ausgabe veranstaltete. Von einer gewissen Bedeutung ist heute noch die Beschreibung einer merkwürdigen astronomischen Erscheinung, („Phaenomenon novilunii ecliptici“, Görlitz 1567), während andere Schriften („Descriptio cometae anno 1577 apparentis“, Görlitz 1578; „Prognosticon meteorographicum“, ebenda 1583) die übliche Hinneigung zu astrologischem Aberglauben nicht verleugnen können. Entschiedene Verdienste erwarb er sich, wie Ruge's eingehende Forschungen neuerdings festgestellt haben, um die Mappirung des Kurfürstenthums Sachsen. Seine Karten der Oberlausitz und des Meißener Landes sind mehrfach reproducirt worden, so im „Theatrum orbis terrarum“ des Ortelius.

Neues Lausitzisches Magazin, 3. Jahrg. 1824. — Nouvelle Biographie Générale, 43. Bd., Sp. 594 ff. — Ruge, Zur Geschichte der sächsischen Kartographie, Zeitschr. f. wissensch. Geographie, 2. Jahrgang.

Günther.

Scultetus: Daniel Severin S., eigentlich Schultze, auch Schultetus genannt, ward im J. 1645 zu Hamburg geboren. Sein Vater war Joachim Schultze (geboren zu Treptow in Pommern, seit 1644 Prediger zu St. Jacobi in Hamburg, † am 27. Aug. 1682). Er besuchte das Johanneum und das Gymnasium in Hamburg und studirte dann in Wittenberg, Leipzig, Jena, Gießen und Straßburg Theologie; am 11. Februar 1668 ward er in Jena Magister der Philosophie. Nachdem er in Hamburg das Candidatenexamen gemacht, lebte er gelehrten Studien, ein Amt hat er nicht erhalten und wahrscheinlich auch nicht begehrt. Seine zahlreichen Schriften, meist polemischer Art, zeugen von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit und Besonnenheit; er bemühte sich, auch innerhalb der lutherischen Kirche beiden Parteien, den Orthodoxen und den Pietisten, gerecht zu werden, und es ist ihm wenigstens gelungen, daß sowohl Spener als Johann Friedrich Mayer ihn wegen seiner Verdienste hochschätzten, wie er denn überhaupt bei den Zeitgenossen sich eines großen Ansehens erfreute. In die Horbischen Streitigkeiten griff er mit zwei anonymen Schriften ein, die sich unter den fast unzähligen Streitschriften in dieser Angelegenheit (s. A. D. B. XIII, 123) durch Klarheit und Mäßigung vortheilhaft auszeichnen. Er starb am 29. Decbr. 1712. — Der Jurist Barthold Hieronymus Schultze, der Bürgermeister in Tondern ward und als solcher 1708 starb, und der Mediciner Georg Diedrich Schultze, gestorben 1722 in Hamburg, sind Brüder unseres S.

Joh. Molleri Cimbria literata I, 605—608. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VII, 93—96. — Geffcken, Johann Winckler S. 109. — Jöcher IV, Sp. 451.

l. u.

Scultetus: Hieronymus S. s. Hieronymus, Bischof von Brandenburg, Bd. XII, S. 390.

Scultetus: Jacob S. s. Schultes, Bd. XXXII, S. 691.

Scultetus: Johannes S. (eigentlich Schultes) ist der in der Wissenschaft allein latinisirt bekannte Name eines berühmten Chirurgen in Ulm, der daselbst am 12. October 1595, als Sohn des Schiffers Michael Schultes geboren wurde. Sehr jung wurde er von seinem Vater nach Wien gebracht, von da kam er nach Italien, war 15 Jahre lang in Padua, daselbst Schüler des Fabrizio d'Acquapendente und des Anatomen Adriaan Spieghel, dessen Prosector er lange Zeit war und wo er 1621 die Doctorwürde in der Medicin und Philosophie erlangte. Nachdem er in Padua und Venedig prakticirt hatte, wurde er 1625 Stadtphysikus in Ulm, erfreute sich einer sehr ausgedehnten Praxis und starb am 1. December 1645 in Stuttgart, wohin er zu einem Kranken gerufen worden war. Sein einziges, aber sehr bekanntes und berühmtes, in vielen Auflagen erschienenes und in verschiedene Sprachen übersetztes Werk, das „Armamentarium chirurgicum, 43 tabulis ornatum. Opus posthumum" erschien lange nach seinem Tode, von seinem Neffen Johann Schultes dem Jüngeren herausgegeben, Ulm 1653, 1655 fol. Weitere Ausgaben erschienen im Haag 1656, 1662, 8°; Venedig 1655, 1665, 8°; Amsterdam 1662, 1669, 1672, 8°; Frankfurt 1666, 4°; Leiden 1693, 1741, 8°. Durch J. B. Lamzweerde und P. H. Verduyn wurde das Werk beträchtlich vermehrt (Amsterdam 1661, 8°, c. 56 tabb.) und außerdem in holländischer Uebersetzung (Dordrecht 1657, 1670, 8°, Leiden 1748, 8°), in französischer als „Arsenal de chirurgie" (Lyon 1675, 4°, 1712, 8°) und in deutscher als „Wundarzneyisches Zeughaus" (Frankfurt 1666, 1679, 4°) herausgegeben. Auch erschien ein „Appendix ad armamentarium" (1671, 1672, 8°). Wie man aus diesem Werke, das so viel Aufsehen erregte und so viel Beifall fand, entnehmen kann, war S. ein sehr unternehmender Chirurg, viele seiner darin niedergelegten Beobachtungen sind von großem Interesse. Außerdem findet sich in dem Werke die umfassendste Darstellung aller zu seiner Zeit gebräuchlichen Instrumente, Apparate, Verbände; jedoch ist Scultet's Streben insofern zu tadeln, als er, statt die Zahl derselben zu vermindern und dieselben zu vereinfachen, dahin trachtete, sie zu vermehren und zu compliciren.

Albr. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern u. s. w. aus Ulm. Ulm 1798, S. 475. — Albrecht v. Haller, Bibliotheca chirurgica. T. I, 1774, p. 355.

E. Gurlt.

Sealsfield: Charles S. nannte sich der Verfasser von einer Reihe schönwissenschaftlicher Schriften, die 1843 ff. als seine „Gesammelten Werke" in 18 Bdn. erschienen, nachdem dieselben schon während eines Jahrzehnts bei anonymer Aussendung ihren Weg durch Deutschland genommen und hier den Vorzug genossen hatten, viel gelesen zu werden. Ueber die Lebensverhältnisse des Autors, der seinen Wohnsitz in der Schweiz hatte, war indessen nichts in Erfahrung zu bringen; man vermuthete in ihm nur einen Amerikaner, da in seinen Schriften die Verhältnisse der neuen Welt mit einer solchen Treue geschildert waren, wie es nur einem Eingeborenen möglich sein konnte. Erst der Tod des Schriftstellers lichtete das Dunkel, und wenn auch S. in seinem Testamente seinen eigentlichen wahren Namen noch immer verschwiegen hatte, so wies doch der Inhalt desselben die Wege zu weiteren Nachforschungen, und diese ergaben Folgendes: Charles S. hieß mit seinem wirklichen Namen Karl Postl (auch Postel) und wurde am 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaim in Mähren als der Sohn des Ortsrichters Anton Postl geboren. Die Verhältnisse im Vaterhause waren bei einer zahlreichen Familie wohl beschränkt, aber doch nicht dürftig, und so konnten die Eltern ihren Sohn Karl auf das Gymnasium in Znaim schicken, nach dessen Absolvirung er dann einen Platz als Conventstudent

im Prager Kreuzherrnstifte erhielt, wo er die philosophischen Studien beendete. Nunmehr vor die Wahl eines Berufes gestellt, beugte sich S. dem ausdrücklichen Wunsche seiner Mutter, die in ihm einen Geistlichen zu sehen ersehnte, und so trat er 1813 als Novize in das Ordenshaus der Kreuzherren vom rothen Stein zu Prag ein, erhielt nach Ablauf des Noviziats die Priesterweihe und wurde, nachdem er eine Zeitlang Secretariatsadjunct gewesen, zum Ordenssecretär ernannt, eine Beförderung, die er vornehmlich seinen Sprachkenntnissen zu verdanken hatte. Indessen vermochte diese bevorzugte Stellung nicht, ihn mit dem Klosterleben auszusöhnen, dem er sich ja nur unfreiwillig geweiht hatte, und auf die Dauer mußte ihm bei seinen freieren Ansichten der klösterliche Zwang unerträglich werden. Als er daher im April 1823 einen Ordensbruder nach Karlsbad begleitete, um dort selber die Kur zu gebrauchen, benutzte er diese Gelegenheit, dem Kloster und seinem Vaterland zu entfliehen. Bis in die Schweiz ließ sich seine Spur verfolgen, und von hier wandte er sich wahrscheinlich erst nach England, um dann schließlich in Amerika festen Fuß zu fassen. Ueber seine Schicksale in der neuen Welt ist nur wenig Sicheres bekannt geworden; wenn aber S. wirklich der Verfasser des ihm zugeschriebenen Buches „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missouri, Tenessee, das Gebiet Arkansas, Missisippi und Louisiana. Von C. Sidons“ (II, 1827) sein sollte, so muß er die ersten Jahre seines Lebens in Amerika zu ausgedehnten Reisen und besonders zu eingehenden Studien der dortigen Verhältnisse benutzt haben. Daß er zur Herausgabe des Werkes mit dem Verleger Cotta in Stuttgart persönlich habe unterhandeln und deshalb in Deutschland anwesend sein müssen (1826), ist nicht gerade nothwendig, wenngleich es auch nicht ausgeschlossen ist; dagegen war S. im folgenden Jahre (1827) in London und veröffentlichte hier sein Buch „Austria as it is“ (1828), das wegen der freimüthigsten und rücksichtslosesten Schilderung der österreichischen Zustände sowohl in Oesterreich als auch vom Deutschen Bunde aufs strengste verboten wurde. Nach Amerika zurückgekehrt, bereiste S. 1827 die südwestlichen Staaten der Union, besonders Texas und Louisiana, und als Frucht dieser Reise kann sein Roman „Tokeah or the white rose“ (1828) angesehen werden, den er später in deutscher Sprache völlig umgearbeitet hat. Inzwischen war S. Besitzer einer Plantage am Red River geworden und gedachte sich hier dauernd niederzulassen, als er durch den Bankerott seines Banquiers in New Orleans den größten Theil seines Vermögens einbüßte und nun gezwungen ward, einen andern Lebensweg zu suchen. Er wählte den Beruf eines Schriftstellers. Einige Novellen und Reiseskizzen, die er früher in Journalen veröffentlicht, hatten bereits die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, und in New York, wo er sich nun bleibend niederließ, wurde ihm bald die Redaction des Courier des Etats Unis übertragen, desjenigen Blattes, das den Interessen der französischen Bevölkerung in Nordamerika diente. Nachdem dasselbe 1830 in den Besitz des ehemaligen Königs von Spanien, Joseph Bonaparte, übergegangen war, der in Amerika als Graf Survilliers lebte, schrieb S. hinfort für den Bonapartismus und gegen die Orleans; doch war der Parteikampf ein ziemlich wirkungsloser, den S. auf die Dauer nicht fortsetzen mochte, und da ihm außerdem die Aerzte riethen, seine angegriffene Gesundheit in Deutschland wieder herzustellen, so verließ er die neue Welt und begab sich zunächst mit Aufträgen und Empfehlungen von Joseph Bonaparte nach London. Hier verkehrte er mit den hervorragendsten Staatsmännern, wie Aberdeen, Brougham, Palmerston, betheiligte sich auch als Schriftsteller an dem monatlich erscheinenden „Englishman“. Dann ging er nach Paris, von wo aus er in den „Morning Courier and En-

quirer" correspondirte, und 1832 nach der Schweiz, wo er mit Louis Napoleon, späterem Kaiser der Franzosen, in Verbindung trat, sich aber vorwiegend der Schriftstellerei zuwandte. Einen festen Wohnsitz suchte S. nicht; er lebte theils in Arenenberg, theils in Zürich, oder am Bodensee, in der schön gelegenen Villa Werner bei Schaffhausen, in Baden im Aargau, machte wiederholt Besuche in Paris und in den Jahren 1837, 1850 und 1859 auch länger währende Reisen nach Nordamerika, wohin ihn Vermögensangelegenheiten riefen und wo er stets auf das ehrenvollste aufgenommen wurde. Während des letzten Aufenthalts daselbst ließ er durch einen seiner Freunde in der Nähe von Solothurn ein kleines Landgut kaufen, dem er den Namen „Unter den Tannen" gab, und das er bis zu seinem Tode am 26. Mai 1864 bewohnte. Das Geheimniß seines Namens hat S. mit ins Grab genommen. Warum er denselben so beharrlich verschwieg, wird wohl nicht aufgeklärt werden. „Die ergreifenden Worte der Selbstanklage in der nach seiner Bestimmung ausgeführten Grabschrift deuten wohl auf eine geheime Schuld, die ihn sein Leben lang bedrückt haben mochte"; welcher Art dieselbe aber gewesen, kann kaum vermuthet werden, da S. vor seinem Ableben alle seine Papiere verbrannt hatte, darunter auch seine „Memoiren", die Erzählung „Ein Mann aus dem Volke" und einen Roman „Ost und West", ein Gegenstück zu seinem Roman „Süden und Norden". Nur ein altes Schreibheft, dessen sich S. als Unterlage beim Schreiben bediente, war der Vernichtung entgangen, und aus ihm hat Alfred Meißner die groteske Erzählung „Die Grabesschuld. Nachgelassene Novelle von S." (1875) mühsam zusammen gelesen und herausgegeben. Die von S. bei Lebzeiten veröffentlichten Romane sind der Reihe nach folgende: „Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege" (II, 1833), eine deutsche Be- und Umarbeitung des oben genannten Romans „Tokeah" — „Transatlantische Reiseskizzen" (II, 1834) — „Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812" (III, 1835) — „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (VI, 1835—37) mit den besonderen Titeln: „George Howard's Brautfahrt"; „Ralph Doughby's Brautfahrt"; „Pflanzerleben"; „Die Farbigen"; „Nathan, der Squatter-Regulator" — „Morton oder die große Tour" (II, 1838) — „Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften" (IV, 1839) — „Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken" (II, 1841) — „Süden und Norden" (III, 1842—1843). — „Charles S. ist ein Autor von hoher dichterischer Befähigung, glühender Phantasie, rastloser Lebendigkeit, von scharfem Blicke für die Auffassung großer Culturtypen und der Schöpfer des exotischen Culturromans in unserer Litteratur. Wenn der Kosmopolitismus unserer Dichter im Ganzen abstract oder auf litterarische Vermittelungen beschränkt blieb, so tritt er uns bei S. mit praktischem Weltblicke, in concreter Weise gegenüber; die Factoren, mit denen er rechnet, um das geistige Product der Zukunft zu gewinnen, sind Continente und Hemisphären; er schildert die Menschheit in allen ihren Raceunterschieden, in ihrer unendlichen Bedingtheit durch die continentale Natur bis auf die kleinsten und feinsten provinziellen Unterschiede und vergißt nie über der sorgfältigsten Farbengebung im einzelnen die große historische Mission der Nationen und Welttheile. Amerika, der jugendlichste und zukunftsvollste Continent, bildet den Mittelpunkt seiner Schilderungen. Der Kampf des Menschen mit der Natur, der Sieg des Geistes, der Arbeit, der Thatkraft über den Urwald und die Steppe begeistert unsern Rhapsoden zur lautesten Feier dieses unberühmten und namenlosen Heroismus der Masse, der keine blutigen Schlachtfelder schafft, aber Felder des Segens für die Nachkommen unter tausend Entbehrungen und Opfern der Natur abgewinnt und Land gewinnt, nicht zum Herrentausche, sondern herrenloses Land dem Herrn der Schöpfung" (Gottschall). Selbstverständlich ist der Autor begeistert für die

großen Erfolge des Unabhängigkeitskampfes der nordamerikanischen Freistaaten und für ihre selbständige Entwickelung, und durch diese Begeisterung will er seinen Landsleuten in der alten Welt begreiflich machen, was Freiheit sei, will er sie für dieselbe empfänglich machen. Sealsfield's poetische Gestaltungsgabe zeigt sich weniger in der Composition seiner Dichtungen, als in der Schilderung des Details. Er ist ein Meister in der Volks- und Racenmalerei. „Mit gleicher Sicherheit und Wahrheit schildert er Neger und Indianer, Eingeborne und neue Ankömmlinge, die leichtfertigen Franzosen des Südens, die kalten berechnenden Yankees des Nordens, die warmblütigen spanischen Creolen, den stolzen Virginier und den heißköpfigen Kentuckier; mit gleicher Sicherheit und Wahrheit die verschiedenen Stände vom reichen Kaufmanne bis zum ärmsten Trödler, den von tausend Sclaven umgebenen Pflanzer sowie den Hinterwäldler, der sein Blockhaus verläßt, um sich in weiter Ferne ein neues zu gründen; und oft weiß er durch die einfachsten Mittel die großartigsten Charakterzeichnungen zu geben" (Kurz). Ebenso bedeutend ist Sealsfield's Talent für Naturmalerei; es ist geschult in der genauesten Beobachtung des Reisenden, der sich nicht bloß über seine eigenen Erlebnisse, sondern auch über die Landschaft Rechenschaft giebt. Mag er uns den südwestlichen Urwald oder das bald ruhige, bald vom Sturm gepeitschte Meer schildern, mag er uns durch die Gebirgswelt führen oder durch unermeßliche Steppen, mag er uns die Vegetation und das Leben in Pennsylvanien, am Susquehannah, Red River und Missouri oder im südlichen Mexiko, in den öden Sandwüsten von Veracruz ausmalen: immer athmen seine Schilderungen eine große Naturbegeisterung, und je großartiger die Erscheinung ist, desto mächtiger und gewaltiger, aber auch desto reiner wird seine Darstellung. „Der Stil Sealsfield's ist originell, oft begeistert, wild, von einer an Ausrufungen reichen Lebendigkeit, oft krampfhaft hastig, fragmentarisch hingeworfen, rasch und jählings ausgestoßen und häufig durch seine Sprachmengerei ein Schrecken der deutschen Puristen". Zwar sucht der Autor sein transatlantisches Kauderwelsch, das sich in den unartikulirten Lauten der Indianer, in den sonderbarsten Ausdrücken der Yankees, in französischen, englischen, spanischen Brocken und ganzen Sätzen kennzeichnet, zu rechtfertigen, weil es charakteristisch für seine Volks- und Sittenzeichnung sei, immerhin thut aber diese babylonische Sprachvermischung dem guten Geschmack nicht wohl. Trotz allem bleibt S. ein genialer Dichter, und für das Verständniß amerikanischen Lebens wird er ebenso unentbehrlich sein, wie etwa Goethe für das Verständniß deutscher Anschauungsweise.

Die Gartenlaube, Jahrg. 1864, S. 53; Jahrg. 1865, S. 94. — Daheim, 1. Jahrg. (1864—65), S. 295. — Wurzbach's Lexikon, 33. Bd., S. 228 ff. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, IV, S. 714 ff. — R. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, IV, S. 365 ff.

Franz Brümmer.

Seback: Vincenz Aloys S., katholischer Theologe, geboren zu Brünn am 28. December 1805, † zu Wien am 13. Januar 1890. S. machte seine Gymnasial- und Universitätsstudien zu Wien, trat im October 1827 zu Klosterneuburg in den Orden der regulirten Chorherren vom h. Augustinus und wurde am 20. Juli 1830 zum Priester geweiht. Im September 1832 wurde er zu Wien supplirender Professor der Dogmatik, 1834 der Kirchengeschichte, 1836 Professor der neutestamentlichen Exegese und Novizenmeister in Klosterneuburg; 1838 erwarb er sich in Wien den theologischen Doctorgrad. 1850 wurde er Professor des Kirchenrechts in der theologischen Facultät zu Wien und blieb dieses, bis er 1876, 70 Jahre alt, quiescirt wurde. 1870 war er Rector der Universität. Von 1828 an schrieb er Aufsätze für die von J. Pletz (A. D. B. XXVI, 288) begründete „Theologische Zeitschrift", namentlich eine Reihe von guten, namentlich

in bibliographischer Beziehung sorgfältigen „Biographien von katholischen Gelehrten", u. a. von G. M. Amira, J. A. Widmanstadt, Erasmus Fröhlich, Nic. Claude de Peiresc, A. S. Mazocchi, M. C. Sarbiewski. Die Biographie seines Lehrers und Ordensgenossen P. F. Ackermann (s. A. D. B. I, 38), im Jahrgang 1831, erschien 1832 auch als besondere Schrift. Nach dem Tode von Pletz vollendete er den letzten Jahrgang (1840) der Zeitschrift und veröffentlichte er 1841 eine biographische Skizze desselben. Auch für das Freiburger Kirchenlexikon lieferte S. Artikel, u. a. den über Erasmus. Außerdem erschien von ihm eine in Gemeinschaft mit seinem Ordensgenossen Fr. X. Schwoy begonnene Uebersetzung der von Ruinart herausgegebenen Acta martyrum sincera, 4 Bde. 1831 ff.

Wurzbach, Lexikon XXXIII, 240.

Reusch.

Sebastian Rostock, Bischof von Breslau 1664—1671, eifriger Vorkämpfer für die Rekatholisirung Schlesiens, geboren am 24. August 1607 als Sohn einfacher Leute zu Grottkau im Fürstenthum Neisse, genoß seine erste Ausbildung auf der heimathlichen Stadtschule, besuchte dann die katholische Schule zu Neisse und studirte darauf 1627—1633 Philosophie und Theologie auf der Jesuitenuniversität zu Olmütz. Nach erlangter priesterlicher Weihe wurde er zunächst Kaplan an der Pfarrkirche zu Neisse und schon 1635 infolge seines Eifers für die Sache des Katholicismus Pfarrer dieser größten Pfarrei des Breslauer Bisthums; 1636 erwarb er sich in Olmütz die theologische Doctorwürde. Wegen seiner pflichttreuen, streng kirchlichen Wirksamkeit in der Seelsorge, besonders unter den Kriegsnöthen des dreißigjährigen Krieges, wurde er mit seinen Neffen vom Kaiser Ferdinand in den Adelstand erhoben und mit mehreren Kanonikaten bewidmet, darauf 1649 in das Archidiakonat der Breslauer Kathedrale und zum Domprediger berufen, in welch' letzterem Amte er sich bald durch seine Controverspredigten einen Ruf erwarb. 1653 zum Generalvicar und Official ernannt, wurde er bischöfliches delegirtes Mitglied der Commission, welche im Auftrag des Kaisers auf Grund des Westfälischen Friedens in den unmittelbaren schlesischen Fürstenthümern die Reduction der Kirchen d. h. die Einziehung der protestantischen Kirchen und ihre Ueberweisung zum katholischen Gottesdienst vorzunehmen hatte, in welcher Eigenschaft er den größten Eifer entfaltete und vorzugsweise in den Fürstenthümern Schweidnitz-Jauer thätig war. Hatte S. durch seine Mitwirkung den Protestantismus durch die Wegnahme der Kirchen und die Entfernung der Prädicanten in einem großen Theile Schlesiens unterbunden, so bemühte er sich bald auch durch Anstellung tüchtiger katholischer Geistlichen die protestantische Bevölkerung für den Katholicismus zu gewinnen, wobei man dann bald durch gelinderen, bald durch stärkeren Druck sie zum Glaubenswechsel und zum Besuch des katholischen Gottesdienstes zu bestimmen beflissen war und im Fall hartnäckigen Widerstandes sie zur Auswanderung zu zwingen keinen Anstand nahm, obgleich der Kaiser seinen schlesischen Adligen und deren Unterthanen im westfälischen Friedenstractat Gewissensfreiheit verbürgt hatte. 1664 wurde S. nach dem Ableben des Breslauer Bischofs Karl Joseph Erzherzogs von Oesterreich von der Mehrzahl seiner Mitcapitulare, da dem Capitel diesmal die Wahl freigegeben worden war, trotz der vom kaiserlichen Hofe stark begünstigten Bewerbung des Prager Erzbischofes zu ihrem geistlichen Oberhaupte gewählt. Indessen wurde diese Wahl anläßlich der unkanonischen Wahlcapitulation, welche die Capitulare der Anschuldigung der Simonie aussetzte, vom Papste verworfen, dagegen nach längeren Verhandlungen und unter großen Geldkosten S. von Alexander VII. aus eigener Machtvollkommenheit zum Bischof von Breslau ernannt. Als solcher wurde er, da auch die kaiserliche Bestätigung nicht ausblieb, zugleich noch Fürst von Neisse und Herzog von Grottkau, „wohl das letztemal, daß ein deutscher

Bürgerssohn durch die Kirche zu einem wirklichen Fürstenthum gelangt ist". Wie genehm Sebastian's Persönlichkeit dem Wiener Hofe war, obwohl derselbe zuvor bei der Wahl den Prager Erzbischof begünstigt hatte, erhellt daraus, daß der Kaiser ihn auch zum Oberlandeshauptmann von Schlesien ernannte und damit an die Spitze der weltlichen Verwaltung seines Sprengels stellte. Als Bischof nahm nun S. seine Bestrebungen, den katholischen Glauben zur Herrschaft in Schlesien zu bringen, mit verstärktem Eifer wieder auf; hatte er früher für die Vertreibung der evangelischen Seelsorger gewirkt, so bewirkte er jetzt die Entfernung der lutherischen Schulmeister, an welchen die protestantischen Schlesier doch noch immer einen Rückhalt zum Verharren in ihrem Bekenntniß gefunden hatten. Alle Anordnungen, welche die kaiserliche Regierung traf, um den Katholicismus zur Alleinherrschaft in den unmittelbaren schlesischen Fürstenthümern zu bringen, fanden ihren Ausfluß von S., welcher es für seine Gewissenspflicht erachtete, die Häretiker von ihrem Irrglauben zu bekehren; anderseits sorgte er aber auch auf alle Weise dafür, daß sein Diöcesanklerus sich seiner Aufgabe gewachsen zeige, und bemühte sich unablässig durch Visitationen und Verfügungen denselben zu heben. Als er 1671 die Kirchenreduction auch auf den Trebnitzer Stiftsgütern vornehmen wollte und sich plötzlich durch ein kaiserliches Verbot, welches den Protesten der Oelser Herzöge zu Hülfe kam, daran gehindert sah, erregte dies Verbot ihn in dem Maße, daß ein Schlaganfall ihn traf und seinem Leben (9. Juni 1671) ein jähes Ende machte. Die katholische Kirche verlor in ihm einen ihrer streitbarsten Kämpen, welcher den Kampf gegen den Protestantismus sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte; seiner Wirksamkeit ist zum guten Theile die Wiederausbreitung des Katholicismus in den schlesischen Landen zuzuerkennen, wie ihm auch das Verdienst gebührt, die Grundlagen für einen tüchtigen katholischen Clerus geschaffen zu haben. Betrachtet man Sebastian's Vorgehen gegen die Protestanten vom Standpunkt seiner Zeit aus, so verdient sein Wirken wenigstens im Interesse der katholischen Kirche alle Anerkennung. Sein Charakter war lauter und sein Wandel rein. Er entbehrte auch nicht gewinnender Züge, beschränkt fanatisch war er nicht, dies beweist schon allein der Umstand, daß er auch unter den Protestanten sich Freunde zu erwerben gewußt hat, mit denen er in herzlichem Briefwechsel stand. Den Breslauer Bischofsstuhl hat weder vor ihm noch nach ihm auf lange Zeit ein Mann von einer so hervorragenden Tüchtigkeit wie S. gewesen ist, innegehabt, ein Bürgerlicher hat nach ihm erst in unserem Jahrhundert wieder diese Würde zu erringen vermocht.

J. Jungnitz, Sebastian von Rostock, Bischof von Breslau. Breslau 1891.

Conrad Wutke.

Sebastiani: Claudius S., aus Metz gebürtig, wo er auch um 1563 als Organist angestellt war. Dies sind die einzigen Nachrichten, die wir aus seinem 1563 in Straßburg bei Paulus Machaeropoeus veröffentlichten theoretischen Werke erfahren, betitelt „Bellum musicale, inter plani et mensuralis cantus reges, de principatu in musicae provincia obtinendo, contendentes" . . . in 4°, 22 Bogen, Exemplare desselben haben sich auf den öffentlichen Bibliotheken zahlreich erhalten, so in Berlin, Breslau, Göttingen, Nürnberg, Hannover, Dresden und auch im Auslande. Eine deutsche Uebersetzung gab R. Schlecht in der Cäcilia von Hermesdorff, Trier 1875—77, auch im Einzelabzug ebendort 1876 erschienen. Fétis verzeichnet die erste Ausgabe mit 1553 und eine von 1568, was aber jedenfalls auf einem Irrthume beruht, denn keins der erwähnten Exemplare trägt eine dieser Jahreszahlen. S. gab seiner Abhandlung einen humoristischen Anstrich, indem er zwei Königreiche annimmt, deren Könige sich gegenseitig bekriegen. Das eine ist der Choralgesang, das andere der Mensural-

gesang, also der mehrstimmige Kunstgesang. Es war die Zeit, wo die Geistlichkeit gegen den Kunstgesang in der Kirche eiferte und nur den Choralgesang gestatten wollte. Dieser Streit muß wohl zu Sebastiani's Zeit in Metz mit einer gewissen Heftigkeit aufgetreten sein, daß er sich veranlaßt fühlte das Für und Wider so gründlich zu erwägen, um schließlich zu dem Resultat zu gelangen, daß der Mensuralgesang Sieger über den Choralgesang ist. Neben dieser humoristischen Darstellung laufen die Regeln der Theorie beider Gattungen in bekannter Weise her, wie man sie in allen theoretischen Schriften damaliger Zeit findet, gespickt mit zahlreichen Citaten aus alten Schriftstellern. Am Schluß, vom 31. Capitel ab, theilt er die Lehre des Ornitoparchus (A. D. B. XXIV, 426) über Metrik und Kirchenaccente mit, die in Justus W. Lyra 1873 einen Erklärer gefunden hat (siehe auch Monatshefte für Musikgeschichte 7, 108 und 10, 105).

Rob. Eitner.

Sebastiani: Johann S., ein Componist des 17. Jahrhunderts, der nach Pisanski's handschriftlichen Notizen am 30. September 1622 zu Weimar geboren ist, in Italien Musik studirte und 1650 nach Königsberg kam, wo er 1661 Kaspars Case's Nachfolger wurde, d. h. er wurde Cantor der Stadt Kneiphof in Königsberg, bekleidete also dieselbe Stellung, die auch Eccard und dann Stobaeus inne hatten. Seine zahlreichen noch vorhandenen Musikdrucke geben aber noch weiteres Material über sein Leben. Bis zum Jahre 1663 zeichnet er seinen Namen ohne Titel und Amt, jedoch von da ab nennt er sich „Churfl. Brandenb. Pr. Capellmeister". Auch im Kgl. preußischen Staatsarchive befindet sich ein Actenstück, welches Kunde über ihn giebt und zwar wird ihm am 12. März 1672 die nachgesuchte Auszahlung seiner restirenden Besoldung angewiesen und ihm ein erbetener Zuschuß zu seiner in diesem Jahre erfolgten Verheirathung gewährt. Das letzte bekannte Druckwerk von ihm fällt ins Jahr 1675 und man kann wohl annehmen, daß er nicht lange nachher gestorben ist. Seine Arbeiten bestehen aus Gelegenheitscompositionen zu Königsberger Hochzeits- und Trauerfeierlichkeiten, von denen 41 bekannt sind; 40 davon besitzt die Universitäts-Bibliothek in Königsberg und eine die Breslauer Bibliothek; 2 Doubletten besitzt Elbing. Sie sind meistens für ein und mehrere Singstimmen mit Instrumenten geschrieben und nähern sich theilweise der italienischen Arie. Seine melodische Erfindung ist nicht unbedeutend, doch die Unterstimmen sinken zur bedeutungslosen harmonischen Begleitung herab. Auch eine Sammlung geistlicher und weltlicher Lieder, 127 an der Zahl, in 2 Theilen, die 1672 und 1675 in Hamburg erschienen und die Texte der Gertrud Müllerin, geb. Eifflerin, benützen, gab er heraus. (Königsberg und Upsala besitzen Exemplare davon.) Eine Passion nach Matthäus „in eine recitirende Harmonie von 5 singenden und 6 spielenden Stimmen, nebst dem Basso continuo gesetzet", erschien 1672 bei Reusner in Königsberg. Ein bedeutender Kunstwerth ist auch hier nicht vorhanden; seine melodische Erfindung ist aber wieder beachtenswerth, während die begleitenden nicht mehr als Füllstimmen sind. Seine Passion ist aber durchzogen von eingestreuten Chorälen, deren Melodien auf eigener Erfindung beruhen und vielfach in Gesangbüchern Aufnahme gefunden haben, wie z. B. die Melodie zu „Was soll ich, liebster Jesu, du"; oder „In dich hab ich gehoffet, Herr", die noch heute in Preußen gesungen werden. Ferner zu Röling's Bußlied „Liebster Jesu, Trost der Herzen". Diesem Umstande, sowie der leichten gefälligen Form ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sich dieselbe lange Zeit in Königsberg als Charfreitagspassion erhalten hat. Auch einige Cantaten im Manuscript haben sich in Königsberg, Upsala und in der Kgl. Bibliothek in Berlin erhalten. In Manuscript 20600 in Berlin befindet sich eine Cantate auf den Text „Nun danket alle Gott", die einen 12stimmigen Chor und kleines Orchester aufweist.

G. Döring, Zur Geschichte der Musik in Preußen. Elbing 1852. — L. Schneider, Geschichte der Oper in Berlin. Berlin 1852.

Rob. Eitner.

Seber: Franz Joseph S., katholischer Theologe, geboren am 4. Januar 1777 zu Waldthürn in Baden, † am 5. August 1827 zu Löwen. Er machte seine Studien an dem Gymnasium zu Miltenberg und an der Universität Würzburg. Nachdem er Priester und Doctor der Philosophie und Theologie geworden, war er einige Jahre Pfarrverwalter zu Miltenberg. 1806 wurde er von dem Großherzog-Primas Dalberg als Conrector an dem neuorganisirten Gymnasium zu Aschaffenburg angestellt; einige Jahre später wurde er zugleich Repetitor der Philosophie an dem dortigen Lyceum. 1815 wurde er auf die Empfehlung des Curators der Würzburger Universität und des Professors K. H. Windischmann zum Director des Gymnasiums zu Köln ernannt. Nach der Errichtung der Universität Bonn wurde er dort im Frühjahr 1819 ordentlicher Professor der Dogmatik und Moral. In der Dogmatik schloß er sich an Zimmer an. Im J. 1820 wurde G. Hermes sein College. Das Verhältniß zwischen beiden gestaltete sich bald sehr unfreundlich. Das wird der Hauptgrund davon gewesen sein, daß S. im Herbst 1825 eine Berufung an das von der niederländischen Regierung errichtete philosophische Collegium zu Löwen als Professor der Philosophie annahm. — In seinen jüngeren Jahren war S. Mitarbeiter des „Archivs für das katholische Kirchen- und Schulwesen", das 1809—1815 zu Frankfurt erschien. Als Director in Köln veröffentlichte er drei Gymnasialprogramme und Lesebücher (Sammlung von Mustern deutscher Dichter und Prosaiker) für die Gymnasialclassen, die einige Auflagen erlebten, als Professor in Bonn: „Eine allgemeine Grundlage der christlichen Religion und Theologie", 1823; „Gereicht es dem Katholicismus zum Vorwurf, daß er an der in der neueren Zeit so hoch gepriesenen Perfectibilität des Christenthums keinen Antheil nehmen will", 1824. Wahrscheinlich ist auch der Aufsatz „Ein Wort in der Sache des philosophischen Collegiums zu Löwen" in der Tübinger theologischen Quartalschrift 1826, 77 von S.

Tübinger theol. Quartalschr. 1827, 774. — J. v. Görres, Briefe II, 460, 474.

Reusch.

Seber: Wolfgang S., Schulmann und Philologe des 16. und 17. Jahrhunderts. Er wurde in Suhl am 4. October 1573 als Sohn eines Fuhrmanns geboren und, wie er selbst in den Widmungen mehrerer seiner Werke erwähnt, in dürftigster Armuth nur durch die Hilfe milder Menschen in seinen Studien schrittweise vorwärts gebracht. Da der Vater in der Fremde verschollen war, mußte der Knabe oft genug an den Thüren „panem propter Deum" erbitten; wohlthätige Bürger nahmen ihn später abwechselnd in ihr Haus und sorgten für Bücher und Unterricht in der Suhler Stadtschule, der S. vom 12. bis zum 20. Jahre angehörte. Um 1592 kam er in die Prima des Gymnasiums in Schleusingen und genoß hier auch als Alumnus die Wohlthaten der „Communität", bis er Ostern 1595 — vom Consistorium der Hennebergischen Grafschaft unterstützt — die Universität Leipzig beziehen konnte. 1597 erwarb er hier die Magisterwürde und war dann 2 Jahre hindurch Hauslehrer in Leipzig und Annaberg, wurde aber bald in die Heimath zurückberufen und hier am 31. Mai 1599 am Schleusinger Gymnasium als Conrector eingeführt. Schon im Juli 1600 wurde er Mitleiter der Anstalt neben dem erkrankten Rector, 1601 alleiniger Rector. Sein zehnjähriges Rectorat (1600—1610) gilt als die Glanzzeit des Schleusinger Gymnasiums; vornehmlich die Söhne des fränkischen Adels und der Nürnberger und Leipziger Kaufmannschaft wurden der Anstalt übergeben, deren Schülerzahl unter S. auf 400 stieg. In diese Jahre fallen auch die wissen-

schaftlichen Arbeiten Seber's, welche ihn in Verbindung mit den großen Philologen seiner Zeit brachten und ihm einen dauernden Namen verschafft haben: „Index vocabulorum in Homeri . . . poëmatis“ (1604), ein vollständiges homerisches Wörterverzeichniß, in welchem jede Form unter Anführung der Belegstellen aufgeführt wird; die Ausgabe des Onomasticon des Julius Pollux (1608), der Gedichte des Theognis mit den Scholien von J. Camerarius (1603), die Ausgabe der unter dem Namen des Pythagoras und des Phokylides überlieferten Gedichte, ebenfalls mit den Anmerkungen von Camerarius (1604), das „Florilegium graecolatinum“, eine nach den Anfangsbuchstaben des ersten Wortes geordnete Blumenlese von Sentenzen aus den epischen und elegischen Dichtern der Griechen mit lateinischer Uebersetzung (1605). Weniger einen wissenschaftlichen Werth, als den einer Curiosität hat das später (1613) erschienene Buch „Discursus philologicus de agricultura“, in welchem S. den Ursprung, die Wichtigkeit, den Nutzen und die Annehmlichkeit des Ackerbaus durch Aussprüche griechischer und lateinischer Schriftsteller belegt; für Theologen war eine „Mantissa“ über die auf den Ackerbau bezüglichen biblischen Parabeln beigefügt. Es ist ein rühmliches Zeugniß für die anregende Kraft Seber's, daß er für diejenigen seiner Arbeiten, welche wesentlich Sammelwerke waren, wie der Index Homericus, seine Primaner zur Hilfsarbeit heranzuziehen verstand. Das mit so großem Erfolge geführte Schulamt, welches er u. a. auch durch die Begründung einer Gymnasialbibliothek zum dauernden Segen für die Anstalt gemacht hatte, gab S. 1610 auf, um als Decan nach Wasungen überzusiedeln; schon 1612 jedoch kehrte er nach Schleusingen zurück, jetzt als Superintendent und Ephorus Gymnasii. In dieser Stellung hat er noch längere Jahre auch für das Gymnasium, an welchem er die biblische Lection gab, segensreich gewirkt. Infolge eines Augenleidens, welches er sich durch seine Arbeiten zugezogen hatte, gab er 1632 das Pfarramt und das Ephorat, später auch die Superintendentur ab und starb in Schleusingen am 1. Januar 1634; seine Bibliothek hinterließ er dem Gymnasium.

Widmung zum Index Homericus, zum Florilegium und zur Ausgabe des Pythagoras. — Weiker, Abriß der Geschichte des Gymnasiums zu Schleusingen (1877), S. 45—50 und S. 37—38. — Bursian, Gesch. d. Philol., S. 295 bis 297.

R. Hoche.

Sebisch: Albert v. S. (Sebisius), ein gelehrter Cavalier von umfassender classischer und moderner Bildung, geboren am 20. Februar 1610 zu Breslau als Sohn des Schöffen und fürstlich Briegschen Rathes Valentin v. S., gestorben ebenda am 15. November 1688 als Hauptmann der Stadtgarnison und Inspector der Zeughäuser. Nachdem er im Elternhause unter der Aufsicht des strengen Vaters vorgebildet worden, bezog der Frühreife schon im 16. Jahre die Universität Leipzig, ging dann zwei Jahre später von M. Opitz, der besonders seine seltenen mathematischen Kenntnisse und seine talentvollen und correcten deutschen Gedichte lobte, aufs wärmste an G. M. Lingelsheim empfohlen, nach Straßburg, um unter M. Bernegger's Leitung seine mathematischen und philologischen Studien fortzusetzen. Er lebte in Straßburg mit seinem Hofmeister Steinbach, studirte eifrig, genoß aber auch die Freiheiten des Studentenlebens. Das wurde dem strengen Vater böswillig hinterbracht, und nur mit Mühe gelang es den vereinten Bemühungen von Bernegger und Christoph Colerus einen argen Conflict zu beschwören. Bernegger äußerte sich mit der größten Anerkennung über des S. Fleiß, Scharfsinn und umfassende Belesenheit in den Schriftstellern des Alterthums, er konnte eine Reihe von Verbesserungen desselben in seine Justinausgabe aufnehmen. Ende 1630 ging S. im Auftrage des Herzogs Joh. Christian von Brieg mit den Brieger Prinzen Georg und Ludwig nach

Frankreich, mit schmeichelhaften Empfehlungen Bernegger's an Joh. Hotomann, Hugo Grotius und Franz de Thou in Paris ausgestattet. S. machte diesen Empfehlungen alle Ehre, wie Hugo Grotius Bernegger gegenüber rühmend hervorhob. Später ging S. nach England und Holland, von Opitz an Cl. Salmasius bestens empfohlen. Er setzte in Leyden eine Zeitlang seine philologischen Studien fort, wurde dann im Haag Soldat und bildete sich als Ingenieur aus. 1640 kehrte S. in seine Heimath zurück und trat in die Kriegsdienste seiner Vaterstadt, er verwerthete seine reichen Kenntnisse als Ingenieur, indem er verschiedene Befestigungswerke erbauen ließ. Er wurde in Breslau später Hauptmann und Inspector der Zeughäuser. Uneigennützig stellte er seine ganze Kraft in den Dienst des Gemeinwesens und förderte neidlos die gelehrten Arbeiten seiner zahlreichen Freunde. Er selbst blieb unverheirathet, lebte trotz seines großen Vermögens in einfachen Verhältnissen. Seine Mußezeit benutzte er zu gelehrten Studien, er verfaßte in lateinischer und in deutscher Sprache Schriften, die ihm nach dem Zeugnisse des Christian Gryphius ewigen Ruhm gebracht haben würden, wenn er nicht, in seiner Bescheidenheit allzustrenge Selbstkritik übend, sich geweigert hätte, sie dem Drucke zu übergeben. Mit Recht nennt C. Gryphius ihn: literarum nutritor ac locupletator, patriae amor ac desiderium, optimae integerrimaeque memoriae civis.

Vgl. Alberto Sebisio, viro genere, armis, literis, dignitatibus ac in rempublicam meritis nobilissimo, patrono incomparabili, quem vivum suspexit, mortuum nunquam obliviscetur, ob singularia in se benefacta monumentum non quod voluit sed quod potuit moerens posuit C. Gryphius. Vratislaviae (1688). — Meine Quellen zur Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. Heilbronn 1889, I, 854.

Al. Reifferscheid.

Sebisch: Melchior S. (Sebitz, Sebizius) I, geboren 1539 zu Falkenberg in Schlesien, studirte anfangs Jura, später Medicin an verschiedenen Universitäten Deutschlands, Frankreichs und Italiens, erlangte 1571 die Doctorwürde in Valence in der Dauphiné, übernahm bald darauf die Stellung als Stadtphysicus zu Hagenau im Elsaß, siedelte aber von hier 1574 nach Straßburg über, wo er Canonicus an St. Thomas und Professor der Medicin an der Universität wurde. Hier blieb er bis zu seinem am 19. Juni 1625 erfolgten Tode. S. bekleidete die Würde eines Ehrenrectors der Universität, hat aber außer der mit erheblichen Zusätzen und Commentaren bereicherten 3. Ausgabe des „Kräuterbuchs“ von Tragus (1577), sowie einer deutschen Uebersetzung der „Maison rustique“ von Etienne und Liébault keine schriftstellerische Arbeit von Belang hinterlassen. Uebrigens unterhielt S. auch einen lebhaften Briefwechsel mit Joh. und Kaspar Bauhin. Eine größere Reihe von Briefen dieser Männer an S. besaß die Straßburger städtische Bibliothek. — Bedeutender ist sein gleichnamiger Sohn Melchior S. II, der, wie man erzählt, 27 verschiedene Universitäten besucht haben soll, 1610 in Basel die Doctorwürde erlangte, 1612 als Stellvertreter für seinen Vater zum Professor der Medicin an der Universität zu Straßburg, 1613 zum Canonicus von St. Thomas ernannt wurde und 1658 das Decanat des Capitels inne hatte. 1630 wurde er vom Kaiser Ferdinand II. zum Pfalzgrafen ernannt. S. war am 19. Juli 1578 zu Straßburg geboren und starb hier im J. 1671. Er war ein sehr gelehrter Arzt und galt namentlich als geschickter Erklärer des Galen. Ein Verzeichniß seiner 42 meist kleineren, aus Dissertationen und akademischen Gelegenheitsschriften bestehenden litterarischen Leistungen bringt die Biographie médicale VII, 189. Auch verfaßte S. eine Reihe kleinerer Biographien Straßburger Gelehrten von 1523—1640 und ver-

anstaltete die eleganteste und am meisten verbreitete 4. Ausgabe des Kräuterbuchs von Tragus (Straßburg 1630).

Vgl. Biogr. Lexikon von Hirsch und Gurlt V, 335.

Pagel.

Sebregondi: Maria Lenzen geb. di Sebregondi, nennt sich eine Schriftstellerin, die vornehmlich in der katholischen Welt große Beachtung gefunden hat. Sie wurde am 18. December 1814 zu Dorsten in Westfalen als die Tochter eines hochgebildeten Arztes geboren und erhielt ihren ersten Unterricht im elterlichen Hause durch Privatlehrer, besonders durch einen Großoheim, der früher Guardian im Minoritenkloster zu Soest gewesen war. Schon mit sieben Jahren regten sich die poetischen Schwingen des jungen Mädchens, das für seine erdichteten Erzählungen, die es seinen Gespielinnen unter dem Titel „Bedenkfelchen" vortrug, ein dankbares Auditorium fand. Elf Jahre alt, kam Maria in das Pensionat der Ursulinerinnen zu Dorsten, dessen geistlicher Director Rive ein ausgezeichneter Erzieher war, der weniger Werth auf die Menge des Wissenswerthen legte als auf die Förderung der Lernlust und Bildungsfähigkeit, welche die Zöglinge anregen sollten, ihre Erziehung im Laufe der Zeit selbst zu vollenden. In diesem Institut blieb Maria bis zum 14. Jahre, worauf sie in das Elternhaus zurückkehrte, um unter der Leitung der Mutter in die Pflichten der Hausfrau eingeweiht zu werden. Zwei Jahre später verlobte sie sich mit dem Referendar G. Lenzen aus Köln und folgte ihm 1833 als seine Gattin nach Elberfeld, wo er sich als Advocat-Anwalt niedergelassen hatte. Doch war das eheliche Glück nur von kurzer Dauer; denn schon nach zehn Monaten starb der Gatte am Typhus, und Maria kehrte nun wieder ins Elternhaus zurück. Nach einigen Jahren, welche die Wittwe ihrer Gesundheit lebte, nahm sie dann die ihr schon in früher Jugend lieb gewordene Beschäftigung wieder auf; sie schrieb nieder, was ihre Seele bewegte, und so entstanden seit 1840 eine Reihe von Novellen und Romanen, die von der Kritik beifällig aufgenommen wurden, als „Nekodas, oder die Zerstörung Jerusalems" (1841), „Melete, oder der Sieg des Glaubens" (1842), „Angela, die brave Tochter. Marcell, der brave Sohn" (1842), „Die Bettler in Köln" (III, 1843), „Glandorf" (III, 1844), „Ciullo d'Alcamo" (III, 1845), „Magnus Krafft" (1847). Dann ruhte auf viele Jahre die Feder der Schriftstellerin. Diese hatte sich 1848 mit dem Geh. Domänenrath ten Brink in Anholt vermählt, war glückliche Mutter eines Knaben geworden und glaubte die häuslichen und mütterlichen Pflichten ungleich höher stellen zu müssen als die Schriftstellerei. Erst nachdem sie ihren Sohn zur Fortsetzung seiner Studien aus dem Elternhause entlassen, nahm sie mit erneuter Freude ihre Lieblingsbeschäftigung wieder auf. Sie ist derselben auch nicht wieder untreu geworden, ja sie fand in ihr zum zweitenmale Trost und Erquickung, als sie im Jahre 1875 ihren zweiten Gatten durch den Tod verlor. Ihre Schriften aus dieser zweiten Periode sind „Das erste Jahr", ein Cyclus von Gedichten für junge Mütter (1872), die Novellensammlungen „Aus der Heimath" (II, 1871), „Zwischen Ems und Wupper" (1872), „Schloß und Heide" (II, 1876), „Vor einem halben Jahrhundert" (1881), „Unter Sommerlaub und Winterschnee" (1881), „Blumen der Heide" (1887) und die Romane „Das Fräulein aus dem Sassenreich" (1876), „Geheime Schuld" (1879), „Sunehild" (1879), „Eine Heideblüthe" (1881), „Trüber Morgen, goldener Tag" (1884). Maria Lenzen behielt nach dem Tode ihres zweiten Gatten ihren Wohnsitz in Anholt bei und ist daselbst am 11. Februar 1882 gestorben. — Die Bedeutung, welche diese erzählende Dichterin erlangt hat, liegt vorzugsweise in ihren Novellen begründet; denn in keiner derselben werden jene Eigenschaften vermißt, welche ein Erzähler besitzen muß. „Eine fruchtbare Phantasie und Erfindungsgabe, lebhaftes Gefühls-

und Empfindungsvermögen, gut geschultes Darstellungstalent und endlich ein reicher Wissensschatz machen sie zu einer nicht gewöhnlichen Erscheinung. Zwischen den älteren und neueren Erzählungen besteht ein bemerkenswerther Unterschied. In jenen wiegt das stoffliche Interesse vor; die Handlung ist vielfach verschlungen, äußerlich wirkende Thaten bilden den Hauptinhalt. Das Seelenleben tritt nicht beherrschend in den Vordergrund, wenn aber, dann sind es erregende, ja grauenhafte Seelenzustände, Mord, verbrecherische Liebe, Entführung, Elternmord sind die scharfen Bestandtheile ihrer belletristischen Gerichte. Dagegen legte sie in den Arbeiten der zweiten Periode das Hauptgewicht auf die Darstellung interessanter Charaktere und auf die Entwickelung ergreifender Seelenzustände. Die Dichterin hatte sich durchaus verinnerlicht. Die Seelenbewegungen in den verschiedenen Lagen des Lebens, namentlich das Fühlen und Denken des Weibes, die Liebe in ihrer ganzen Ausdehnung zu schildern, schien sie sich jetzt als Aufgabe gestellt zu haben. Und darin erreichte sie Großes. Während sie ferner in ihren älteren Erzählungen auf dem historischen Boden von Jerusalem, Griechenland, Florenz umherirrte und ihre Stoffe einer weit entlegenen Vergangenheit entnahm, bewegt sie sich in den neueren nur noch auf dem heimathlichen Boden der rothen Erde. Auch hier findet ihr kundiges Dichterauge Schönheiten der Natur, wie zahlreiche tüchtige Naturschilderungen beweisen. Heimathlicher Brauch und heimathliche Sitte geben ihren neueren Erzählungen eine bestimmte locale Färbung; namentlich ist der knorrige westfälische Adelige mit großer Anschaulichkeit vorgeführt. Aber die Dichterin beweist auch, daß sie die Gesetze künstlerischer Darstellungsweise kennt und weiß, in welcher Weise der Dichter auf die Phantasie der Leser wirken muß. Sie beschreibt daher die einzelnen Personen nicht mit kleinlicher Genauigkeit, zerfasert ihre Charaktereigenschaften nicht in kühl-verständiger Weise, sondern zeigt durch die Handlung, was und wie die Charaktere sind. Dadurch erhalten alle ihre neueren Erzählungen eine so sichere Haltung, und man fühlt sofort heraus, daß die Dichterin sich in gereifterem Alter ihrer schöpferischen Kraft völlig bewußt war".

Handschriftliche Mittheilungen. — Heinr. Keiter, Katholische Erzähler der neuesten Zeit. 2. Aufl. Paderborn 1890, S. 219 ff.

Franz Brümmer.

Sebus: Johanna S., das durch ihr heldenmüthiges Rettungswerk berühmt gewordene siebzehnjährige Mädchen, dessen Heldentod Goethe in der Cantate: „Johanna Sebus" gefeiert hat, war im J. 1792 als Tochter eines Bootsmannes im Dorfe Brienen, eine Stunde von Cleve, geboren. Nach dem frühen Tode ihres Vaters unterhielt sie ihre Mutter, bei der sie allein von sechs Kindern zurückgeblieben war. Sie zeichnete sich durch Fleiß, Frömmigkeit, Sittsamkeit und Schönheit aus. Auf dem Markte zu Cleve war sie als das „Briennsche Hannchen" vortheilhaft bekannt. Als am 13. Januar 1809 der große Clever-hamer Deich infolge einer plötzlich eingetretenen Rheinüberschwemmung durchbrach und die Eis- und Wassermassen Brienen verheerten, rettete Johanna ihre Mutter, indem sie sie auf dem Rücken auf eine sichere Anhöhe trug. Als sie bereits in Sicherheit war, hörte sie den Hülferuf der bei ihrer Mutter zur Miethe wohnenden Frau Johanna Theresia Kuppers, welche mit ihren drei Kindern zurückgeblieben war. Trotz der Warnung des Deichgrafen Theodor Reymers eilte sie zur Rettung der Unglücklichen noch einmal in die Fluth, wurde aber selbst von den Wellen verschlungen. Die französische Behörde errichtete ihr im Jahre 1811 zu Cleve ein Denkmal.

J. H. Hagenberg, Johanna Sebus. Ein Cultur- und Sittengemälde infolge des Goethe'schen Heldengedichtes. Merseburg 1855. — Düntzer, Goethe's lyrische Gedichte. 2. Aufl., II., Leipzig 1876, S. 321, 322. — Goethe's

Werke, II. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. 2. Ausgabe. Berlin 1883, S. 17, 18 und 301.

H. A. Lier.

Seccard: Ludwig S., Exjesuit, geboren zu Jülich am 25. November 1736, † zu München am 5. Januar 1800. 17 Jahre alt, trat er in den Jesuitenorden. Er wurde als Lehrer an verschiedenen Gymnasien des Ordens am Rhein und in Baiern verwendet, zuletzt in München. Nach der Aufhebung des Ordens im J. 1773 blieb er dort Präses der „größeren lateinischen Congregation" (von Schülern des Lyceums), ließ deren Mitglieder in der Fastenzeit sog. „Meditationen" (geistliche Sing- und Schauspiele) aufführen (zum letzten Male 1776), hielt Samstags für sie lateinische Predigten und schrieb für sie alljährlich zum neuen Jahr ein Xenium (ein ascetisches Schriftchen). Solcher Meditationen, Predigten und Xenia sind von ihm 1773—1797 zu München viele gedruckt.

Baader, Lexikon II, 2, 138. — Anton Bucher, Sämmtl. Schriften II, 159.

Reusch.

Sechter: Simon S., geboren am 11. October 1788 zu Friedberg in Böhmen, † am 12. September 1867 zu Wien, war einer der berühmtesten Musiktheoretiker des 19. Jahrhunderts. Er entstammte einer zahlreichen Faßbinderfamilie, in welcher die Musik so gut wie unbekannt war. Lesen und Schreiben lernte er von seinem älteren Bruder Bartholomäus, und besuchte später die damals einclassige Pfarrschule seiner Vaterstadt, in welcher er der Schüler J. N. Maxandt's war. Dieser Mann genoß in der Umgebung einen ausgedehnten Ruf als Musiklehrer, und zahlreiche Zöglinge, die sich später selbst dem Lehrfache widmeten, waren in der Musik seine Schüler. Bei ihm lernte S. die Anfangsgründe der musikalischen Theorie kennen, und erwarb sich einige Kenntnisse in der Behandlung der Stimme, der Geige, der Flöte und des Claviers. Da Maxandt sehr viele Schüler hatte, gab es keinen sehr ordentlichen Unterricht, und jeder der Lernenden war mehr auf seinen eigenen Fleiß angewiesen. S. studirte anfangs mit Widerwillen, nach und nach aber wuchs seine Lust zur Musik mächtig an. Noch in Friedberg entstanden seine ersten Compositionen; sie waren für die dortige Kirche bestimmt, an welcher Maxandt Regenschori war. Kaum herangewachsen mußte S. bald an einen Erwerb denken. In seinem 14. Lebensjahre wurde er Schulgehilfe zu Pfarrkirchen in Oberösterreich, wo er hauptsächlich Organistendienste zu leisten hatte. Hier fand er bei dem Schulmeister Stegmann einen ziemlich großen Vorrath an Musikalien, deren Studium er sich ergab. Nach einem abermaligen Aufenthalte im Elternhause, wo er sich ohne jede Anleitung auf dem Contrabaß einübte, kam er 1803 nach Linz, um sich durch den Besuch der Normalschule zur Präparandenprüfung, und dadurch zum Lehrstande vorzubereiten. In diesen trat er aber nicht mehr ein. 1804 machte er die Bekanntschaft des fürstl. Starhemberg'schen Güterdirectors Hofrath Kowarz, der ihn als Correpetitor für seine Kinder nach Wien nahm. Einige Ausflüge nach Linz und seiner Heimath abgerechnet, hat S. von dieser Zeit an beständig in Wien gelebt. In dem regen Musikleben dieser Stadt vervollständigte er seine litterarischen und theoretischen Kenntnisse meist durch eigenes Studium und erhielt durch Kozeluch die höhere Ausbildung im Clavierspiel. Um 1809 lernte er den berühmten Contrabassisten Dragonetti kennen, zu dessen Concerten er die Clavierbegleitung setzte. 1810 wurde er Clavier- und Gesanglehrer im Blindeninstitut; sein Honorar war hier eine tägliche Einladung zum Mittagessen. Für die Zöglinge dieser Anstalt componirte er zahlreiche ein- und zweistimmige Lieder und eine Messe. Nach drei Jahren hatte er seine Schüler so weit gebracht, daß er mit ihnen ein Concert geben konnte, in welchem er ein Septett und „Die Glocke" von Schiller, beides von eigener Composition, zur Aufführung bringen konnte.

Ein ähnliches Concert fand im November 1815 statt, und die adelige Damengesellschaft übergab nun dem Lehrer ein Ehrengeschenk von 100 Gulden und wies ihm einen monatlichen Gehalt an. In demselben Institute lernte S. Katharina Heckmann kennen, die er 1816 heirathete. Mehrere seiner Messen wurden damals in der kaiserlichen Hofcapelle, andere Compositionen, darunter ein Requiem, in den Concerts spirituels zur Aufführung gebracht. Sein Ruf als Lehrer der musikalischen Theorie wuchs von Jahr zu Jahr. Er erreichte seinen Höhepunkt, als S. 1824 zum Hoforganisten ernannt wurde. In dieser Stellung fand S. die Muße, seine theoretischen Anschauungen in ein System zu bringen, welches in seinem Hauptwerke „Die Grundsätze der musikalischen Composition" (Leipzig 1853—54) niedergelegt ist. 1850 erhielt er die Stelle eines Professors der Compositionslehre am Wiener Conservatorium, die er bis zu seinem Tode inne hatte. S. war ein ungemein fleißiger und bescheidener Mann. Eigentliches Compositionstalent hatte er nicht. Seine zahlreichen Werke entspringen alle der musikalischen Reflexion, nicht der Empfindung. Daher sind sie längst verschollen. Ihm war das Mechanische der Kunst die Hauptsache. In seinen letzten Jahren hatte er sich die Aufgabe gestellt, täglich eine Fuge zu schreiben. Die Themen dazu erfand er meist auf eine wunderliche, fast kindische Art, indem er irgend einen beliebigen Satz, einem Gespräche oder einer Lectüre entnommen, nothdürftig in Musik setzte. Daß diese Fugen noch steifer wurden, als ihre Themen, ist selbstverständlich. Unter Sechter's kleineren Werken nehmen die Fugen und Präludien den größten Raum ein; sie zählen nach Tausenden. An größeren Werken schrieb er u. a. 13 Messen, zahlreiche Psalmen, mehrere Sonaten und Variationenwerke, 2 Oratorien: „Sodoma's Untergang" und „Die Offenbarung Johannis" und die komische Oper „Ali Hitsch-Hatsch", welche 1844 im Josephstädter Theater aufgeführt wurde. 91 seiner Werke wurden durch den Druck veröffentlicht; alle übrigen sind Manuscript geblieben und werden zum Theil in der kaiserlichen Hofbibliothek, zum Theil im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien aufbewahrt. Zu diesen zählen auch die theoretischen Abhandlungen „Ueber die musikalisch akustischen Tonverhältnisse" und „Vom Canon". Eine große Anzahl von Aphorismen und allerhand Gedanken über Kunst, Kunstlehre und Künstler erschienen zu Sechter's Lebzeiten in der „Allg. Wiener Musikzeitung". Einige Jahre vor seinem Tode ließ der schwache Greis seine Gutmüthigkeit mißbrauchen und gerieth in drückende Verhältnisse, so daß er in großer Armuth starb. Unter seinen Schülern werden genannt: Gottfried Preyer, die Fürsten Georg und Constantin Czartoryski, Fedrigotti, Theodor Döhler, Gustav Nottebohm, Anton Bruckner, C. F. Pohl, Otto Bach, Rufinatscha, Derffl, Karl Filtsch, Hoven, Selmar Bagge, Leopold und Rudolf Bibl, Julius Benoni, Eugenio Galli, Henri Vieuxtemps, Ernst Pauer, Sigmund Thalberg, Franz Grillparzer.

C. F. Pohl, Simon Sechter, im Jahresbericht des Wiener Conservatoriums 1868. — J. K. Markus, Simon Sechter, ein biographisches Denkmal. Wien 1888.

E. Mandyczewski.

Seckendorf: Christian Adolf Freiherr v. S. wurde am 4. October 1767 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren, widmete sich zuerst dem Militärwesen, stand von 1785 bis 1786 als Unterlieutenant bei der kursächsischen Leibgarde in Dresden, war dann Kammerjunker und Lieutenant von der Garde zu Pferde in mecklenburg-schwerinschen Diensten und seit 1791 Premierlieutenant bei dem neuen kursächsischen Husarenregiment. Nach seiner Verheirathung zog er sich 1794 auf sein Rittergut Zingst bei Querfurt zurück und lebte daselbst der Bewirthschaftung seiner Besitzung und der Schriftstellerei. Die letzte Thätig=

keit erstreckte sich auf die verschiedenartigsten Gebiete. So schrieb er bald über die Verfassungsänderung der „akademischen Gerichtsbarkeit“, bald Winke „über das jetzt übliche Holzstehlen“, heute über „Rübsen und Raps“, morgen „Ideen über die unmittelbare und freywillige Erzeugung“, diesen ließ er eine Abhandlung über „den sogenannten heiligen Schein, eine Erscheinung um den Schatten des Kopfs“ folgen, um dann in dem „Buch vom Fürsten“ seine Grundsätze über die Kunst zu regieren darzulegen. Dergleichen heterogene Schriften Seckendorf's sind sehr zahlreich und füllen den größten Theil seiner „Sämmtlichen Schriften“ (VII, 1816—23). Daneben entfaltete S. eine große Fruchtbarkeit als dramatischer Dichter. Seine „dramatischen Arbeiten“ (III, 1822—24) und sein „Almanach dramatischer Spiele“ (1825) enthalten theils Originalstücke, theils Bearbeitungen fremder novellistischer Stoffe, und zeichnen sich darunter seine Possen und Lustspiele besonders aus. Im J. 1828 wurde S. infolge von Streitigkeiten mit einem Grenznachbar zu Festungshaft verurtheilt; doch entzog er sich derselben durch die Flucht. Er wandte sich erst nach Straßburg und von da in die Schweiz, und hier ist er am 29. August 1833 zu Luzern gestorben.

Meusel X, 654; XI, 93; XX, 398. — Pierer's Universallexikon, XV, 725.

Franz Brümmer.

Seckendorf: Eduard Christoph Ludwig Karl Freiherr v. S.-Gudent wurde am 3. Mai 1813 zu Stuttgart als der Sohn des königl. württembergischen Oberregierungsraths und Kammerherrn Karl Ernst Julius Freiherrn v. S. geboren, erhielt seine Erziehung theils in dem v. Lieberskron'schen Erziehungsinstitut zu Erlangen, theils in dem Gymnasium zu Ellwangen und widmete sich von 1831 bis 1836 an der Universität Tübingen dem Studium der Rechte, der Philosophie und Philologie. Nachdem er durch Erstehung der zweiten Staatsprüfung 1838 die Befähigung zum Richteramte erlangt hatte, ließ er sich bei verschiedenen Gerichtsstellen, in Calw, Ulm und Stuttgart verwenden, verließ aber schon 1840 nach dem Tode seiner Mutter den Staatsdienst, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. Er begab sich nach Tübingen, später nach Stuttgart und beschäftigte sich vorwiegend mit der Herausgabe mehrerer Uebersetzungen. Im August 1847 erhielt er die Stelle eines Commissärs der deutschen Bundesversammlung bei dem Archiv des früheren Reichskammergerichts in Wetzlar, trat nach Auflösung desselben (1852) und nachdem er 1852 zum königl. württemberg. Kammerherrn ernannt worden war, 1854 in den württembergischen Staatsdienst zurück, wurde zunächst als Secretär am Staatsarchiv in Stuttgart beschäftigt und erhielt 1868 die Leitung des Filialarchivs in Ludwigsburg und 1872 den Titel eines Hofraths. Am 19. October 1875 verunglückte er beim Aussteigen aus einem Waggon in Ludwigsburg. S. war eine in Schwaben und Franken weithin bekannte und allgemein beliebte, höchst originelle Persönlichkeit und besaß das besondere Talent witziger, pikanter Improvisation. Seine dichterische Laufbahn begann er schon als Student mit dem Trauerspiel „Der Irre“, das er unter dem Namen Odoardo herausgab (1834); später übertrug er mit A. Keller „Volkslieder aus der Bretagne“ ins Deutsche (1841); besonders aber machte er sich in weiteren Kreisen durch seine geistreiche Parodie auf Schiller's Glocke „Der Civil-Prozeß“ bekannt (1843). In seinen „Gedichten“, wovon eine Auswahl nach seinem Tode erschien (1877) lehnte sich S. zum Theil an Uhland, seinen Lehrer, und Schwab, zum Theil an Heine an, zeigt aber dabei doch eine eigenthümliche freie Empfindung, gesunden Humor und treffende Pointe.

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Seckendorf: Friedrich Heinrich Reichsgraf v. S., k. k. Feldmarschall &c., Reichsfeldmarschall und Gouverneur von Philippsburg, geboren am 16. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, † am 23. November 1763. Er war der Enkel des unglücklichen schwedischen Obersten Joachim Ludwig v. Seckendorf und der Sohn des sachsen-gothaischen Kriegsrathes Heinrich Gottlob v. Seckendorf. Da er schon im zweiten Lebensjahre seinen Vater verlor, erzog ihn sein Oheim Karl Ludwig v. Seckendorf. Schon 1678 ist S. mit seinem Hofmeister Christian Höber einige Jahre in Obernzenn, von wo er nach Halle und dann zum Rector Cellarius nach Zeitz kam. 1688, also im 15. Jahre, besuchte S. die hohe Schule in Jena, setzte diese Studien 1689 in Leipzig fort und vollendete sie mit einer Disputation 1690 zu Leyden. 1693, nach seines Lehrers und Oheims Tode, trat S. in die unter Wilhelm III. vereinigte englisch-holländische Armee und kämpfte einige Monate als Volontär gegen die Franzosen. 1694 trat er in die unter Markgraf Ludwig von Baden stehende Reichsarmee über und zwar als Cornet beim gothaischen Kürassierregiment von Wartensleben, das damals in kaiserlichem Solde stand. 1694 und 1695 machte er die Feldzüge mit, wurde Lieutenant und nahm 1695 seinen Abschied, da er mehr Neigung zur Infanterie hatte und man ihm in einem der in Venedigs Diensten stehenden württembergischen Infanterieregimenter eine Compagnie versprochen hatte. In Venedig änderte er sein Vorhaben und trat als Capitänlieutenant in die Dienste des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach, der ihn dem neu errichteten Infanteriebataillon zutheilte, mit dem er als Compagniecommandant vom Juni bis 30. October 1697 die laue Campagne in der rheinischen Armee mitmachte. 1698 gab der Markgraf dieses Bataillon in kaiserlichen Sold, wobei es nach Ungarn gelangte und sich im October 1698 mit der Armee des Prinzen Eugen von Savoyen vereinigte. Im Winter von 1698—1699 war das Regiment Fuchs von Leimbach, mit welchem das Bataillon, in welchem S. diente, vereinigt worden war, in Oedenburg im Quartier und hier lernte S. das Fräulein Clara Dorothea von Hohenwarth, Tochter des Freiherrn Hans Friedrich v. Hohenwarth zu Gerlachstein kennen und vermählte sich mit derselben am 7. Mai 1699. Ende Mai 1699 gingen die Anspachschen Völker nach Deutschland zurück und der Markgraf ernannte S. zum Kammerjunker und 1700 zum Major. War er bis dahin zu einem sonst thatenlosen Leben verurtheilt, so änderte sich dies mit dem Tode König Karl II. von Spanien; mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts trat für ihn der Beginn einer thatenreichen Laufbahn ein. Im J. 1701 überließ Brandenburg-Anspach der Republik Holland u. a. auch ein Regiment Dragoner, unter dem Obristen v. Schmettau und dieser nahm S. als Obristlieutenant in sein Regiment. 1702 ist letzterer bei der Belagerung von Kaiserswerth, macht die Eroberungen von Venlo, Stevensweert, Rüremond, Lüttich und dessen Citadelle mit. 1700 kämpfte er in Flandern und ist Theilnehmer der Affairen am Oberrhein. 1704 wird S. Obrist jenes Infanterieregiments, in dem er früher als Major gedient hatte, kämpfte 1705 mit seinem Regiment an der Mosel. 1706 focht er mit großer Bravour in der Schlacht bei Ramillies. 1708 zeichnete er sich bei Oudenarde aus und wurde im August d. J. bei der Belagerung von Ryssel mehrfach verwundet, was ihn jedoch nicht abhielt weiter Dienst zu thun. Um seine Tapferkeit zu belohnen, sollte S. den gut dotirten Posten eines Platzmajors von Ryssel erhalten, allein die Generalstaaten verliehen denselben einem ihrer Günstlinge, was S., der von Holland schon mehrfach zurückgesetzt worden war, empfindlich kränkte. Als ihm nun gerade jetzt von Seite Sachsen-Polens der Antrag wurde, in die Dienste König August I. zu treten, that er es 1709, nachdem das kaiserliche Infanterieregiment, das ihm Prinz Eugen nebst dem Range eines Generalfeldwachtmeisters verschaffen wollte, bereits anderweitig vergeben war. Als polnischer General-

major sollte er in Deutschland Hülfstruppen werben, sein kühner Geist aber zwang ihn als Freiwilliger die Citadelle von Tournay erobern, die Franzosen bei Malplaquet schlagen zu helfen und ihnen Mons wegzunehmen. 1710 kämpfte S. mit polnischen Truppen in Flandern, 1712 wurde er bei der Belagerung von Quesnoy abermals verwundet und nach seiner Genesung als beglaubigter polnischer Minister zu den Friedensverhandlungen nach dem Haag geschickt. 1713 dämpfte S. einen Aufstand der mißvergnügten Polen, wurde 1714 Generallieutenant und machte 1715 als solcher die Belagerung von Stralsund bei den sächsischen Truppen mit. Die Wegnahme der schwedischen Linien hiebei ist sein Verdienst, wie S. sich überhaupt bei dieser Affaire als sehr tapferer, umsichtiger Officier erwies. Mit Patent vom 10. Mai 1717 trat S. als Generalfeldmarschallieutenant in kaiserliche Dienste und war bei der Belagerung und Einnahme von Belgrad betheiligt. Am Tage der Schlacht commandirte er das Reservecorps und war ihm die Bewachung der Linien anvertraut. 1718 und 1719 kämpfte S. in Italien. Bei der Eroberung der Citadelle von Messina wurde er zweimal verwundet. Speciell das Jahr 1719 ist eines der thatenreichsten in seinem Leben. Am 2. April erhielt S. die Würde eines Reichsgrafen, die er nur durch seine Verdienste sich erworben. 1720 machte er sich auch als Staatsmann verdient und wurde 1721 Gouverneur von Leipzig, blieb aber dabei zugleich in kaiserlichen Diensten und Kaiser Karl VI. ernannte ihn am 11. October 1723 zum Feldzeugmeister, der König von Polen jedoch zu seinem geheimen Rathe und General der Infanterie. 1726 wurde er zum kaiserlichen Gesandten in Berlin ernannt und vertrat des Kaisers Interesse nicht nur am preußischen Hofe, sondern auch bei den meisten nordischen Höfen mit diplomatischem Geschick und seltener Energie. S. verdankte diese Stellung dem Prinzen Eugen, der ihn, trotzdem er sich wieder nach militärischer Verwendung sehnte, auch in Berlin zurück hielt. 1731 erhielt S. zwar die Stelle eines Gouverneurs von Philippsburg, mußte aber auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin verbleiben. Durch den Tod des Prinzen von Oettingen wurde die Stelle des Reichsgenerals der Cavallerie frei und das Deutsche Reich ernannte S. hiezu am 20. Juli 1731, auch wurde er in diesem Jahre Johanniter-Ritter und auf die Komthurei Lagow designirt. 1734 setzte er es endlich durch, wieder zur Armee an den Rhein gehen zu dürfen und zeichnete sich als Commandant der Nachhut der von Philippsburg gegen Bruchsal zurückgehenden Reichs- und kaiserlichen Armee aus. Er leitete die Einrichtung und Postirung der Stellung längs des Rheins von Coblenz bis Mainz und war Gouverneur der letztgenannten Stadt, führte auch thatsächlich einige Zeit hindurch das Armeecommando. 1735 kantonnirte die Armee nach Seckendorf's Entwurfe und that den Franzosen vielen Abbruch. Alle seine Vorstellungen, doch energischer vorzugehen, waren vergebens, denn Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der S. nicht gewogen war, vereitelte dessen Pläne und entzog die preußischen Hülfsvölker seinem Einflusse. Trotzdem gelang es S. die Franzosen bei Clausen am 20. October 1735 empfindlich zu schlagen und sie zum Rückzuge zu zwingen. Dieser Sieg dürfte Seckendorf's größte militärische Leistung sein, wenn man die Schwierigkeiten und Hindernisse bedenkt, die sich ihm dabei in den Weg stellten. Im November 1735, bei Abschluß des Waffenstillstandes besetzte S. die Mosel von Igel bis Coblenz. Trotz dieser Erfolge von allen Seiten angefeindet, begnügte er sich 1736 als Gouverneur Philippsburg in Vertheidigungszustand zu setzen und ging dann nach Ungarn, um die Verfassung der Armee, der Festungen u. s. w. kennen zu lernen. Was er da sah, erbaute ihn nicht und er machte daraus kein Hehl, was ihm wieder viele Feinde zuzog. 1737 hatte S. „einen soliden Operationsplan“ zu entwerfen und Kaiser Karl VI. ernannte ihn zum Oberbefehlshaber gegen die Türken bei

gleichzeitiger Ernennung zum Generalfeldmarschall (21. Mai). Am 25. Juli 1737 ergab sich ihm die türkische Festung Nissa, wofür er anstatt des Feldzeugmeistergehaltes, den Feldmarschallgehalt zugesprochen erhielt. Der Fortgang des Feldzuges entsprach nicht dem glücklichen Anfange, was nicht Seckendorf's Schuld allein war. Er wurde am 14. October abberufen, und man hatte in Wien bereits alle Vorbereitungen getroffen, ihm, des mißglückten Feldzuges halber, den Proceß zu machen. Am 3. November bereits befand S. sich internirt und sorgsam bewacht in Wien. Die Anklage des Hofkriegsrathes bezichtigte den Feldmarschall „die Gloire und Reputation der kaiserl. Waffen prostituirt zu haben" und zergliederte genau den Schaden, den er an Mann, Material und Landgebiet dem Staate zugefügt habe. Die Anklageschrift enthielt nicht weniger als 18 Punkte. S. widerlegte Punkt für Punkt, worauf eine Commission zur Untersuchung eingesetzt wurde, die in zehn Sitzungen, vom 28. Februar bis 10. April 1738 die Sache des so hart behandelten FM. prüfte. Nachdem der Wiener Pöbel gegen S. bedrohlich auftrat, brachte man ihn nach Graz in Haft, wo er bis 6. November 1740 verblieb, an welchem Tage Königin Maria Theresia die Untersuchung gegen ihn des Türkenfeldzuges wegen aufhob. S. verblieb in seiner Charge und behielt seine Aemter, zog sich aber im November 1740 nach seinem Gut Meuselwitz bei Altenburg zurück, von wo aus er 1741 nach Philippsburg ging und als Gouverneur wirkte, welche Stelle er noch inne hatte. Zur selben Zeit bat er in Wien um seinen ausständigen Gehalt als Feldmarschall und ehemaliger Gesandter, was ihm aber abgeschlagen wurde. S. legte nun in Frankfurt a. M., Juni 1741, seine Feldmarschalls- und Geheimrathswürde nieder, trat aber in derselben Charge und mit denselben Würden gleich darauf in die bairische Armee ein, von Karl VII. mit offenen Armen aufgenommen. Diesen Uebertritt in bairische Dienste suchte er freilich zu beschönigen, indem er vorgab, daß er „der vom Reich innehabenden Chargen halber, zur Beruhigung der durch Karl VII. Wahl entstandenen Unruhen, in dessen Dienst getreten sei". Daß Karl VII. die Fähigkeiten Seckendorf's gehörig ausnützte, ist erklärlich und zwar zuerst dessen Talente als Diplomat an den Höfen von Dresden und Berlin 1742. Im selben Jahre, am 20. August übernahm er dann das Commando über die bairische Armee. In dieser Stellung war er jedoch nicht glücklich, auch scheint sein Einfluß bei der Armee nicht allzugroß gewesen zu sein. Das Jahr 1743 ist für ihn nicht erfolgreicher gewesen. 1744 nahm S., den seine Mißerfolge als Soldat schwer drücken mochten, seine diplomatische Laufbahn wieder auf und größtentheils auf sein Betreiben kam die Frankfurter Union gegen die Königin Maria Theresia zu Stande. Hierauf wieder als General thätig, gelang es ihm Baiern mit Ausnahme von Ingolstadt, Braunau, Schärding und Passau für seinen Gebieter zurück zu erobern. Es waren das seine letzten Waffenthaten, denn am 1. Decbr. 1744 nahm er endgiltig als Feldherr seinen Abschied. 1745 leitete er als Diplomat die Verständigung Oesterreichs mit Baiern, was am 22. März 1745 zum Frieden von Füssen führte. Trotz seines Alters gab sich S. nicht als abgethane Größe zufrieden und eilte nach der Wahl des Großherzogs Franz von Lothringen zum deutschen Kaiser nach Frankfurt, wo es seinem diplomatischen Geschicke gelang, von der Kaiserin Maria Theresia im September 1745 alle Ehrenstellen wieder zu erlangen, die er unter deren Vater in den kaiserl. Diensten innegehabt hatte. Hierauf begab er sich nach Meuselwitz um den Rest seiner Tage dort zu verleben. Allein S. war kein Mann des Wohllebens und des Müßigganges und die Welthändel interessirten ihn doch noch zu sehr, weshalb seine Passivität nur von kurzer Dauer war. Von 1745—1758 holten sowohl der Wiener Hof, als auch viele deutsche Fürsten bei ihm Rath in militärischen und politischen Angelegenheiten ein. Dabei war S. noch so gesund, daß er trotz seines Alters große Reisen

machen konnte. Im Mai 1749 feierte er seine goldene Hochzeit zu Meuselwitz und 1754 besuchte er noch das große Lager bei Colin und war nebstbei als Gouverneur von Philippsburg thätig. 1755 begann er zu kränkeln und der Tod seiner Gattin (7. Januar 1757) drückte ihn vollends nieder. Trotzdem sollte er noch viel Ungemach erleben. Seit dem Frieden von Füssen war ihm König Friedrich II. von Preußen gram. Dadurch, daß S. dem Wiener Hofe gegen Preußen gerichtete Mittheilungen und Rathschläge ertheilt hatte, war die Handhabe gegeben, gegen ihn aufzutreten und im December 1758 holten 30 preuß. Husaren S. aus der Kirche, wo er eben seine Andacht verrichtete, und führten ihn in die Citadelle von Magdeburg als Gefangenen ab. Erst im Mai 1759 wurde S. gegen den in österreichischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Prinzen Moriz von Dessau ausgewechselt, mußte aber seine Freiheit noch mit 10 000 Thaler Lösegeld bezahlen. Da S. auf seinen sächsischen Gütern sich nicht sicher vor neuerlichen Angriffen auf seine Freiheit fühlte, so lebte er einige Zeit in Baiern und im Coburgischen, kam aber, schwer leidend, nach Meuselwitz zurück, von wo aus er, was sehr bezeichnend für seine rastlose Natur ist, noch 1762 als ältestes Mitglied den Landtag zu Altenburg besuchte, und beschloß sein, wenn auch von manchem Schatten verdunkeltes, doch nicht unrühmliches, äußerst bewegtes und thatenreiches Leben am 23. November 1763. S. war von der Natur nicht mit Vorzügen der äußeren Erscheinung bedacht worden, im Gegenteil mochte der erste Eindruck den er bot, nicht der angenehmste sein, denn seine Sprache klang unangenehm, da er zugleich durch die Nase und durch die Zähne sprach. In seinem Gehaben war er sehr einfach und natürlich, liebte peinliche Ordnung und hatte entschiedene Abneigung gegen Pracht, was allerdings durch seine Sparsamkeit, die oft in Geiz ausartete, erklärlich scheinen mag. Auch verstand er zu trinken und nützte dies oft dazu aus, politisch einflußreichen Persönlichkeiten wichtige Staatsgeheimnisse zu entlocken. Sein hitziges Temperament und seine Geradheit waren oft beleidigend und schufen ihm ebenso viele Feinde, wie seine Ehrsucht. Wenn er es trotzdem zu solchem Einfluß und zu hohen Ehrenstellen brachte, so ist dies anderntheils wieder seiner großen Arbeitslust, seiner persönlichen Tapferkeit, seiner Menschenkenntniß und seinen Talenten als Officier und Staatsmann zuzuschreiben, die er zur richtigen Zeit zu verwerthen verstand. Jedenfalls war S. als Diplomat bedeutender, denn als Feldherr, zum Ersteren scheinen ihn seine persönlichen Anlagen prädestinirt zu haben. Unter allen Umständen aber ist er eine der merkwürdigsten und markantesten Erscheinungen der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, denn abwechselnd finden wir ihn im kaiserl. Interesse, dann im Heerlager Karl VII. und in Friedrich II. Gefolgschaft thätig, mit welch Letzterem er als Kronprinz an dessen Vaters Hofe vielfachen Verkehr gepflogen. Er ist eine Persönlichkeit nicht von lauterstem Charakter, aber mit stark ausgeprägtem Talent für die Intrigue und die diplomatischen Künste jener Zeit, die ja ganz andere als heutzutage waren, weshalb auch die Männer jener Zeit mit einem andern Maßstab beurtheilt sein wollen, da für sie der Begriff „Vaterland“ eigentlich noch nicht bestand.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, Thl. 33. — Seckendorf's Lebensbeschreibung. 4. Bd. — Geschichte des österr. Erbfolgekrieges 1740—1748. Dresden 1787. 2. Bd. — Orlich, Geschichte der schlesischen Kriege. 2. Bd. — Arneth, Maria Theresia. Rematmüller.

Seckendorf: Gustav Anton Freiherr v. S., ein Bruder des oben S. 512 genannten Christian Adolf v. S., wurde am 20. Novbr. 1775 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren, studirte seit 1791 in Leipzig, Freiburg und Wittenberg und ging 1796 nach Amerika, wo er zwei Jahre lang in Philadelphia Unterricht in der Musik und Declamation ertheilte, diese Zeit aber auch benutzte, um sich über Bergbau, Handels- und politische Verhältnisse der neuen Welt zu unter-

richten. Nach seiner Rückkehr fand er sofort Verwendung im kursächsischen Staatsdienst, wurde im Mai 1799 Vicegeleits- und Landaccis-Commissar im Meißnischen Kreise zu Dresden, noch in demselben Jahre Assessor bei der Landesökonomie- und Commerzien-Deputation, 1804 Amtshauptmann zu Torgau und 1806 kursächsischer Kammerjunker. Auf Veranlassung des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, der seine vielseitige Begabung und Kenntnisse schätzte, ward er im Mai 1807 seiner bisherigen Stellung enthoben und trat als Kammerdirector in die Dienste des genannten Herzogs. Da sich S. indessen in seinen volkswirthschaftlichen Reformen zu wenig unterstützt sah, so gab er schon nach sieben Monaten sein Amt auf und schied mit dem Charakter eines Geheimen Raths aus den sächsischen Staaten. Seine Kunststudien verwerthend, hielt er nun (1808—1811) unter dem Namen Patrik Peale an verschiedenen Orten Deutschlands und der angrenzenden Staaten ästhetische Vorlesungen und suchte durch damals viel bewunderte plastisch-mimische Musterdarstellungen auf die Hebung der deutschen Schauspielkunst einzuwirken. Im J. 1811 wurde er in Göttingen Doctor der Philosophie und habilitirte sich daselbst als Privatdocent; doch vertauschte er 1814 diese Stellung mit einer Professur am Karolinum in Braunschweig. Unter dem Einflusse einer krankhaften Ueberreizung wanderte er 1821 abermals nach Amerika aus, und hier ist er zu Alexandria im Staate Louisiana im Sommer 1823 arm und elend gestorben. Als dramatischer Dichter gehörte S. der romantischen Schule an. Er schrieb die Trauerspiele „Otto III." (1805), „Orsina. Ein Folgestück aus Lessing's Emilia Galotti" (1815), „Des Vaters Bild" (1822), und die Posse „Feuer, Feuer!" (1808). Von seinen philosophischen und ästhetischen Schriften sind hervorzuheben: „Kritik der Kunst" (1812), „Beiträge zur Philosophie des Herzens" (1814), „Vorlesungen über Declamation und Mimik" (1816), „Grundzüge der philosophischen Politik" (1817), „Lehrsätze der Denkwissenschaft" (1819). Den größten Theil seiner Manuscripte hatte S., seiner Aeußerung nach, in Pennsylvanien verloren.

Meusel XX, 400. — Neuer Nekrolog f. 1823, S. 851. F. Brümmer.

Seckendorff: Karl Sigmund Freiherr v. S. wurde am 26. November 1744 zu Erlangen geboren, erhielt daselbst seine Bildung, trat 1759 in österreichische Kriegsdienste und machte von da ab alle Feldzüge bis zum Schluß des siebenjährigen Krieges (1763) mit. Im Jahre 1764 wurde er als Hauptmann in die königlich sardinische Armee aufgenommen, in der er bis zum Oberstlieutenant aufstieg, doch nöthigte ihn schließlich das seiner Gesundheit nicht zuträgliche Klima, den Dienst zu quittiren und Italien zu verlassen. Er trat nunmehr als Kammerherr in sachsen-weimarische Dienste (1775) und damit in jenen Kreis berühmter Männer, deren Mittelpunkt bald der fast gleichzeitig nach Weimar berufene Goethe bildete. Mit einem gefälligen Talent für Dichtkunst und Musik begabt, ausgestattet mit reicher Lebenserfahrung und einer vielseitigen Bildung, bethätigte er sich bald an der Entwickelung der deutschen Litteratur jener Zeit, schrieb Beiträge zu Wieland's „Teutschem Merkur", lieferte Uebersetzungen in Bertuch's „Magazin der Spanischen und Portugiesischen Litteratur", gab drei Sammlungen „Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des Fortepiano" heraus (3 Hefte, 1779—82), wozu er die Musik selbst gesetzt hatte, und veröffentlichte an sonstigen Schriften noch: „Superba", eine Oper (1779); „Kalliste", ein Trauerspiel (1782) und den Roman „Das Rad des Schicksals, oder die Geschichte des Tschoangsi" (II, 1783). Im J. 1784 trat S. in preußische Dienste und wurde zum Gesandten an den fürstlichen Höfen des fränkischen Kreises mit dem Wohnsitz in Ansbach ernannt. Hier starb er schon am 26. April 1785.

Baader, Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller I, 2; S. 228. — Meusel, Lexikon verstorbener Schriftsteller XIII, S. 4. F. Brümmer.

Seckendorff: Franz Karl Leopold (Leo) Freiherr v. S.=Aberdar, geboren am 2. Dec. 1775 zu Ansbach (nicht 1773 zu Wonfurt) als Sohn des ansbachischen Kammerherrn und Geheimen Regierungsrathes Freiherrn Christoph Albrecht v. S.=A. (geboren am 12. Juni 1748, † am 4. September 1834) und dessen Gattin Friederike Christiane Wilhelmine, geb. Freiin Stiebar v. Buttenheim (geboren am 12. Januar 1755, † 1808). Er studirte in Göttingen und Jena Jurisprudenz, war 1798—1802 herzoglich sachsen=weimarischer Regierungsassessor, verkehrte in Weimar mit Goethe, Schiller, Herder, gab durch diese angeregt 1800 eine Uebersetzung der „Blüthen griechischer Dichter" heraus, ferner 1801 ein „Neujahrs= und Ostertaschenbuch von Weimar". 1802 wurde er herzoglich württembergischer Kammerherr und Regierungsrath, 1805 unter der Beschuldigung der Theilnahme an revolutionären Umtrieben verhaftet, auf der Solitude, später dem Asperg eingesperrt, doch noch im selben Jahr freigelassen, lebte 1805—1808 litterarisch beschäftigt bei Verwandten in Franken, gab 1805 ein „Taschenbuch für Weimar", 1807 und 1808 einen „Musenalmanach" heraus. Er zog 1808 nach Wien, wo er die Zeitschrift „Prometheus" herausgab, trat 1809 beim Ausbruch des Kriegs als Hauptmann in die österreichische Landwehr, wurde am 6. Mai 1809 bei Ebelsberg an der Traun verwundet und fand an demselben Tag seinen Tod in den Flammen eines Hauses, wohin er gebracht worden war. Glühender Patriotismus charakterisirt seine Werke.

Wurzbach, Lexikon (wo weitere Litteratur angegeben ist). — Neues Stuttgarter Tagblatt vom 5. Februar 1890, Nr. 29 (Verschwörungen).

Theodor Schön.

Seckendorf: Veit Ludwig v. S., Polyhistor und Staatsmann, wurde am 20. December 1626 zu Herzogenaurach unweit Erlangen geboren. Da sein Vater, Joachim Ludwig v. S. nach dem Einfall der Schweden in Franken 1632 (in dem von Herzog Ernst von Gotha angeworbenen Regimente, vgl. Beck, Ernst d. Fromme I, 69) in schwedische Dienste trat, blieb der Mutter, einer geborenen Schertlin v. Burtenbach die Erziehung zumeist überlassen. Sie war eine Frau von inniger tiefer Frömmigkeit, die in dieser Beziehung einen nachhaltigen Einfluß auf ihren Sohn ausübte. In Coburg, dann in Mühlhausen erhielt er den ersten Unterricht. Im J. 1636 siedelte er mit der Mutter nach Erfurt über, wo er den Grund zu seiner späteren Gelehrsamkeit legte. Schon im 11. Jahre vermochte er seiner eigenen Angabe zufolge lateinische Oratiunculas per omnia genera zu componiren und memoriter zu recitiren. Mit Hülfe von Gönnern kam er als Spielgefährte zweier württembergischer Prinzen 1639 wieder nach Coburg, wo er die Aufmerksamkeit Herzog Ernst des Frommen auf sich lenkte, der ihn 1640 auf das von Andreas Reyher geleitete Gymnasium illustre nach Gotha schickte. Neben dem genannten Gelehrten war namentlich der philologisch gebildete spätere Generalsuperintendent Salomo Glaß in seiner milden aber von entschiedener Frömmigkeit getragenen Richtung für seine Entwicklung in dieser Beziehung von großem Einfluß. In jener Zeit traf die Familie ein schwerer Schlag, indem sein Vater unter dem wie es scheint nicht ganz unbegründeten Verdachte, zu den Kaiserlichen übergehen zu wollen, in Salzwedel enthauptet wurde. Um seiner früheren Verdienste willen sorgte man jedoch für seine Angehörigen. Auf die Verwendung Torstenson's setzte die Königin Christine der Mutter ein Jahrgehalt aus, und ein Kampfgenosse des Vaters, der Oberst Mortaigne, gewährte Veit Ludwig die Mittel, noch in demselben Jahre die Universität Straßburg zu beziehen. Nach mehrjährigem Studium der Philosophie, Jurisprudenz und Geschichte dachte er daran, die militärische Laufbahn einzuschlagen, gab diesen Gedanken jedoch auf den Rath jenes väterlichen Freundes wieder auf. Auf der Reise nach Erfurt, wo er wohl seine Studien fortsetzen

wollte, besuchte er 1645 auch den Hof in Gotha, was für sein Leben entscheidend wurde. Der Herzog gewährte ihm 200 Thaler zu einer Reise nach den Niederlanden und ernannte ihn nach seiner Rückkehr zum Hofjunker und Aufseher über die herzogliche Bibliothek mit dem besonderen Auftrag, aus bestimmten Büchern das Nützliche und Interessanteste auszuziehen und seinem Fürst in Mußestunden oder auch an Sonntagen oder auf Reisen vorzutragen. Hierdurch gewann er Gelegenheit zu den reichen litterarischen Sammlungen, die er in seinen späteren Schriften verwerthete. Im J. 1652 wurde er obwohl erst 26 Jahre alt zum Hof- und Justitienrath ernannt. Im J. 1656 (nicht 1665) gab er seinen „deutschen Fürstendienst“ heraus, ein Werk, welches als eine Art Handbuch des deutschen Staatsrechts aufgefaßt werden kann und als solches auch geschätzt wurde, andrerseits aber besonders deshalb den Beifall der Zeitgenossen fand, weil es eine systematische Zusammenstellung von Regeln und Vorschriften für eine wolgeordnete Regierungspraxis giebt in Anlehnung an die Grundsätze der Verwaltung in dem damaligen Herzogthum Gotha. In demselben Jahre 1656 trat er selbst als Geheimer Hof- und Kammerrath in den Verwaltungsdienst und 1664 beehrte ihn das Vertrauen seines Fürsten mit der höchsten Würde im Lande, der eines Kanzlers. Namentlich machte er sich um die Finanzwirthschaft des Landes verdient, dürfte aber auch sonst von hoher Bedeutung für die mancherlei Reformen in politischer, kirchlicher wie pädagogischer Beziehung gewesen sein, welche die Regierung Ernst des Frommen auszeichnen. Im Interesse des Ausgleichs über die Frage nach dem Schutzrecht über die Stadt Erfurt schrieb er gewissermaßen amtlich „Justitia protectionis in civitate Erfurtensi etc.“ 1663, 4° und „Repetita et necessaria defensio justae protectionis etc.“ 1669. Auf herzoglichen Befehl verfaßte er ferner eine „Schola Latinitatis“ für das Herzogthum Gotha (Gotha 1862) und arbeitete seit 1662 mit den Gelehrten Artopoeus und Böcler an einem später viel gebrauchten in erster Linie für das Gymnasium zu Gotha bestimmten Compendium historiae ecclesiasticae, in dem er die Kirchengeschichte im alten Bunde beschrieb und das 1666 im Druck erschien. Der Amtsgeschäfte wurden ihm, dessen Neigung je länger je mehr die gelehrte Forschung war und der eine umfangreiche gelehrte Correspondenz unterhielt, nachgerade zuviel und so folgte er gern noch in demselben Jahre, in welchem er Kanzler in Gotha geworden war, einer Berufung des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz als Kanzler und Consistorialpräsident. Trotz mancherlei Mißhelligkeiten blieb er in dieser Stellung bis zum Tode seines Fürsten im J. 1681, legte dann aber alle seine Aemter mit Ausnahme dessen eines Landschaftsdirectors von Altenburg nieder und zog sich auf das von ihm im J. 1677 erworbene (noch heute im Besitz der Familie befindliche) Gut Meuselwitz bei Altenburg zurück, um dort seinen gelehrten Neigungen zu leben. Hier reiften seine hervorragendsten Schriften. Gewissermaßen als Gegenstück zu seinem früher erwähnten Fürstenstaat edirte er nach längerem Zögern auf den Rath seiner Freunde namentlich Spener's im Jahre 1685 seinen „Christenstaat“, worin „von dem Christentum an sich selbst, und dessen Behauptung wider die Atheisten und dergleichen Leute, von der Verbesserung des Weltlichen und des Geistlichen nach dem Zweck des Christenthums“ gehandelt wird. Es ist ein christliches Laienbuch, das vielfach von Pascal's Pensées angeregt, alle Stände zu einem praktischen Christenthum führen will, und welches sicherlich durch seine besonnene ruhige Art, die überall den weiten Blick des erfahrenen Staatsmannes erkennen läßt (man vgl. z. B. den Gedanken von der allgemeinen Wehrpflicht S. 249, 352, 368 f.), für die Verbreitung des Pietismus vorgearbeitet hat, obwohl ihr Verfasser eine viel zu kritisch und zu praktisch angelegte Natur war, um für das Mystische und die Gefühlsseligkeit im Pietismus Sympathie zu hegen und namentlich auch sehr viel von dem Staate für Verbesserung der Zustände

erwartete. In ähnlichem Gedankenkreise bewegen sich mehrere andere Schriften die nur zeitgeschichtlichen Werth haben, wie seine Vertheidigung Spener's gegen die Imago pietatis (1692), aber von unvergänglichem Werthe, noch heute ein unentbehrliches Buch für alle Reformationshistoriker ist sein „Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo seu de reformatione“. Schon früher hatte ihn Herzog Ernst veranlassen wollen, eine Geschichte der Reformation zu schreiben. Jetzt regte ihn die Schmähschrift des Jesuiten Maimbourg, Histoire du Luthéranisme, Paris 1680, und das Aufsehen, welches dieselbe machte, dazu an, den Gedanken ernstlich ins Auge zu fassen. Er machte dazu die umfänglichsten Studien, das gesammte archivalische Material der sächsischen Fürsten stand ihm zu Gebote, und in geradezu staunenswerth kurzer Zeit brachte er das große Werk zu Stande. Die Methode ist die, daß er Capitel für Capitel Maimbourg's Darstellung in lateinischer Uebersetzung voranstellt, um dann eine actenmäßige Widerlegung und Additiones in solcher Ausführlichkeit folgen zu lassen, daß das Buch in der That an dem Faden des Lebens Luther's eine deutsche Reformationsgeschichte bietet, die nicht nur dem Bedürfnisse ihrer Zeit entsprach, sondern wie bereits bemerkt, ob der Fülle des Stoffes und des reichen Actenmaterials auch heute noch nicht entbehrt werden kann. Im J. 1688 erschien der erste Theil in Quart, da S. aber inzwischen in den Besitz von weiteren Archivalien gekommen war, unterzog er das Ganze einer Umarbeitung, und erschien 1692 das vollständige Werk in Folio. Während er daran arbeitete, sammelte er seine „Deutschen Reden“ (Leipzig 1686), eine Mustersammlung von Reden, die er bei allen möglichen Gelegenheiten gehalten hat, die in ihrer Zeit sehr bewundert wurden und bei aller Weitschweifigkeit und Gespreiztheit, wie sie in dem Charakter der Zeit lag, doch überall den Gelehrten und das einsichtige Urtheil des Verfassers erkennen lassen. Im J. 1692, als er eben mit seinem großen Werke über Luther fertig war, wurde der gelehrte Mann als Kanzler an die neuentstehende Universität Halle berufen. Am 31. October 1692 langte er daselbst an, starb aber schon am 18. December d. Jahres. Was man von ihm hielt und von ihm in Halle erwartete, zeigt die Leichenrede des Chr. Thomasius in dessen Kleinen deutschen Schriften S. 498. Ferner ist zu vergl. D. G. Schreber, Historia vitae ac meritorum Viti Ludovici a Seckendorf, Lps. 1733. A. Clarmond, Lebensbeschreibungen Wittenb. 1709, Th. 8, S. 165 ff. Schröckh's Lebensbeschreibungen 2. Thl. Leipz. 1790, S. 285 ff. und Nasemann in Preuß. Jahrb. 12. Bd. 1863, S. 257 ff. und der Artikel Seckendorf in Herzog's Theol. Realencyklopädie 2. Aufl. Bd. 14, S. 12 von dem Unterzeichneten.

Th. Kolde.

Seckendorff: Dr. Arthur Freiherr v. S.-Gudent, Forstmann; geboren am 1. Juli 1845 in Schweizerhalle (bei Basel), † am 29. November 1886 zu Wien. Er war der Sohn eines sachsen-coburg-gothaischen Hauptmanns a. D., genoß seine Erziehung, sowie den ersten Unterricht in dem Möller'schen Institute zu Ebersdorf (Reuß j. L.), besuchte dann das Gymnasium in Dresden und studirte von 1860—1862 auf dem Polytechnikum daselbst. Hierauf wendete er sich dem Forstwesen zu und prakticirte zu diesem Behufe zunächst ein Jahr auf dem Waldhäuser Reviere bei Bernstadt (Sachsen). Seine wissenschaftlichen Studien absolvirte er 1863—1868 an der Universität Gießen unter dem genialen Professor Gustav Heyer, zu welchem er bald in ein näheres Verhältniß trat. Am 31. Juli 1867 erwarb er sich den Grad eines Dr. phil. daselbst und erlangte im Frühjahr 1868 die venia legendi für die Universität Gießen, ging aber, nachdem Heyer einem Rufe als Director an die Forstakademie zu Münden Folge geleistet hatte, noch in demselben Jahre nach Zürich, wo er seine Laufbahn als Privatdocent an dem dortigen Polytechnicum begann. Im Herbste

1868 wendete er sich nach Münden, um seine forstlichen Kenntnisse, namentlich im Taxationswesen, unter Heyer's Leitung zu vervollständigen, kehrte aber schon nach einem Jahre wieder nach Zürich zurück. 1870 wurde er als Professor für die forstmathematischen Disciplinen an die k. k. Forstakademie zu Mariabrunn an Breymann's Stelle berufen, und als diese Anstalt 1875 mit der seit 1872 ins Leben getretenen Hochschule für Bodencultur in Wien vereinigt wurde, siedelte er mit dahin über. Schon 1873 war ihm wegen seiner ersprießlichen Thätigkeit um die Ausstellung des österreichischen Staatsforstwesens in Wien der Titel eines k. k. Regierungsrathes verliehen worden. 1874 mit der Organisation des forstlichen Versuchswesens für Oesterreich betraut, wurde er am 1. August 1875 zum Leiter desselben ernannt, behielt aber sonst seine Stellung als Professor für Holzmeßkunde, Waldwerthrechnung und Forststatik an der genannten Wiener Hochschule bei. Schon seit 1884 in einem Zustande nervöser Ueberreizung befindlich, theils durch Ueberarbeitung, wohl auch mit infolge anderer Verhältnisse, machte er immer mehr die traurige Wahrnehmung einer steigenden Abnahme seiner geistigen Kräfte, was ihn zu dem verzweifelten Entschluß brachte, seinem Leben durch einen Revolverschuß ein jähes Ende zu bereiten. Der Sectionsbefund ergab in der That einen hochgradigen Gehirnschwund und insbesondere eine Verschmälerung der Rindensubstanz des Gehirns. Da S. in weiten Kreisen bekannt und beliebt war, erregte dieser beklagenswerthe Selbstmord ein ungeheures Aufsehen (Wiener Tagblatt vom 30. November 1886, Nr. 330; Local-Anzeiger der Presse vom 30. November 1886, Beilage; Deutsche Zeitung zu Wien vom 1. December 1886, Nr. 5358, Morgen-Ausgabe; Allgemeiner Holzverkaufs-Anzeiger Nr. 49 vom 8. December 1886).

Seckendorff's litterarische Thätigkeit war hauptsächlich dem forstlichen Versuchswesen und der Wildbach-Verbauung zugewendet, welch' letztere er im Sommer 1883 auf einer Reise nach Frankreich — als Begleiter des damaligen Ackerbauministers Grafen Falkenhayn — an Ort und Stelle kennen gelernt hatte. Er debütirte noch in Gießen mit einer 1868 als Inauguraldissertation bei der philosophischen Facultät eingereichten forstmathematischen Abhandlung: „Beiträge zur Waldwerthrechnung und forstlichen Statik“ (Supplemente zur Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, 6. Bd., 1867, S. 151), in welcher er den Einfluß der Culturkosten, ferner der Vornutzungen, sowie des Zinsfußes auf die finanzielle Umtriebszeit nachwies und die Preßler'sche Formel für das Weiserprocent modificirte. 1870 gab er „Kreisflächentafeln für Metermaß, zum Gebrauche bei Holzmasse-Ermittelungen“ heraus, welche 1875 eine zweite Auflage erlebten. Die Frucht seiner ersten Reise nach Frankreich behufs Besuches der Pariser Weltausstellung im Auftrage der österreichischen Regierung (1878) war das größere Werk: „Die forstlichen Verhältnisse Frankreichs“ (1879), welchem (1880) die Uebersetzung der Schrift von Demontzey: „Studien über die Arbeiten der Wiederbewaldung und Berasung der Gebirge“ folgte. Sein lebhaftes Interesse und sein warmer Eifer für diesen Fachzweig documentirte sich nach seiner zweiten Reise nach Frankreich (1883) weiter in dem größeren Werke: „Verbauung der Wildbäche, Aufforstung und Berasung der Gebirgsgründe“ (1884) und in einer ganzen Anzahl von (später gedruckten) Vorträgen über diesen Gegenstand (1886), in welchen er, — unter Vorführung eines reichen und interessanten statistischen Materials — in allen Lesarten für praktisches Vorgehen gegen diese Calamität eintrat. Die hierdurch gegebene Anregung blieb nicht ohne Folgen, indem man nun auch in den österreichischen Alpenländern (Kärnthen, Tyrol) mit entsprechenden Bauten gegen die Hochwasser den Anfang machte. Auf dem Gebiete des forstlichen Versuchswesens gab er seit 1878 „Mittheilungen aus dem forstlichen Versuchswesen Oesterreichs“ heraus, welchem später weitere Hefte folgten,

ebenso eine kleine Monographie: „Das forstliche Versuchswesen, insbesondere dessen Zweck und wirthschaftliche Bedeutung“ (1881). Außerdem führte er von 1883 ab bis zu seinem Ableben die Redaction des „Centralblattes für das gesammte Forstwesen“ (Wien).

Die unter dem Eindrucke seines tragischen Endes erschienenen Nekrologe feiern ihn entschieden über Gebühr, denn das Rüstzeug zu einem wirklichen Gelehrten ging ihm doch ab. Auch fehlte es ihm an gründlicher Schulung in der Forsttechnik von unten herauf; im praktischen Dienste ist er nie thätig gewesen. Seine Leistungen waren mehr geschickte Zusammenfassungen dessen, was er gesehen, erlebt und von Anderen gehört hatte, als auf langjähriger methodischer Forschung und strenger Geistesarbeit beruhende Originalarbeiten. Hierzu fehlte es ihm — bei seinem etwas aufgeregten Wesen — schon an der nöthigen Ruhe und auch an Zeit. Denn er wurde bald nach hier, bald nach dort geschickt, mußte auch aus Gesundheitsrücksichten wiederholt größere Reisen unternehmen (z. B. nach Corfu und Kairo) und unterhielt gesellige Verbindungen mit den Wiener aristokratischen Kreisen. Er gehört mit zu den Vertretern der forstlichen Reinertragstheorie und stand in dem Kampfe „Hochschule oder isolirte Fachschule“ auf Seiten der ersteren. Seine Schüler und Freunde haben reiche Beiträge zu einem Grabdenkmal für ihn beschafft, welches sich auf dem Matzleinsdorfer evangelischen Friedhofe in Wien befindet.

Forstliche Blätter, N. F., 1887, S. 30 (Nekrolog) u. S. 384 (Grab). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1886, S. 580; 1887, S. 4 (Nekrolog), 47 u. 145 (Aufruf zur Errichtung eines Denkmals), S. 185, 236, 284, 411 und 523 (Beiträge), S. 569 und 1889, S. 560 (Grab). — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1887, S. 63 (Nekrolog), S. 180 (Denkmal), S. 444 u. 1890, S. 88 (Grab). — Tharander Forstliches Jahrbuch, 37. Bd., 1887, S. 310 (Grab). — Verhandlungen der Forstwirthe von Mähren und Schlesien, 1887, 1. Heft, S. 74 (Nekrolog).

R. Heß.

Seckervitz: Johann S., nach der Sitte seiner Zeit „Seccervitius“ genannt, und als lateinischer Dichter durch die Benennung „poeta laureatus et celeberrimus“ ausgezeichnet, war ca. 1520 in Breslau geboren, und widmete sich theologischen und poetischen Studien, von welchen seine (1550) zu Wittenberg und (1556—58) zu Basel erschienenen elegischen Dichtungen Zeugniß geben. Dieselben behandeln in lateinischer Sprache alttestamentliche Stoffe, u. A. das Verhältniß der Brüder Esau und Jakob, sowie das Buch Koheleth und den Propheten Amos. Im November 1574 erhielt er dann infolge seines damals schon verbreiteten Rufes, als Gelehrter und Dichter, seine Ernennung zum Professor der Poesie in Greifswald, hatte aber auch, wie der Visitationsreceß des Herzogs Ernst Ludwig vom Jahre 1578 anordnet, die Psalmen zu erklären. Dieser Fürst, welcher selbst eine gelehrte Bildung und künstlerische Talente besaß, bewies dem geistesverwandten Dichter seine besondere Anerkennung, insofern er ihm eine Zulage von einhundert Mark gewährte, und ein sonst von der juristischen Facultät benutztes Amtshaus, das auf herzogliche Kosten stattlich ausgerüstet war, als Wohnung anweisen ließ. Unter so angenehmen Lebensverhältnissen fühlte sich S., neben seiner akademischen Lehrthätigkeit, aufs neue zu poetischem Schaffen angeregt, und ließ im J. 1581 zu Stettin eine größere Sammlung von Dichtungen „Daneidum sive carminum de rebus Danicis libri quatuor“ erscheinen, welche theils an den König Friedrich II. von Dänemark, theils an dänische Staatsmänner und Gelehrte, u. a. an Tycho Brahe gerichtet waren, und welche eine genaue Kenntniß der dänischen Zustände und einen früheren Aufenthalt in Kopenhagen vermuthen lassen. Vorzugsweise gelangte

S. aber zu dauerndem poetischem Ruhm, und zwar als specifisch pommerscher Dichter, durch sein im J. 1582 von Augustin Ferber gedrucktes und in Greifswald erschienenes Epos unter dem Titel „Pomeraneidum Johannis Seccervitii libri quinque", dessen drei erste Bücher in Hexametern, Buch 4 und 5 aber in Distichen geschrieben sind. Dasselbe enthält 38 Dichtungen, namentlich an pommersche und andere Fürsten gerichtete Epithalamien, sowie Elegien und Epicedien an Mitglieder der pommerschen Ritterschaft, von denen Hen. Ramin, Heinr. Norman, Georg Below, Ulr. Schwerin, Chr. Küssow, Val. Eickstedt, Vincenz Blücher u. a. hervorzuheben sind, während ähnliche Dichtungen berühmte Gelehrte, wie Thomas Mevius, Herm. Westphal, Abr. Elver, Franz Joel, Andr. Runge u. a. betreffen. Besonders wichtig ist das Epos durch seine Mittheilungen aus der pommerschen Geschichte und Landeskunde, u. a. über den Rügischen Erbfolgekrieg (1326 ff.), über Bogislaw's X. Wallfahrt nach dem heiligen Lande (1497), sowie durch seine Schilderung von 33 pommerschen Städten, welche von Westen mit Stralsund, Barth und Greifswald beginnt, und im Osten mit Lauenburg schließt, und zugleich die pommerschen Klöster, u. a. Eldena mit dem berühmten Grabmal des Herzogs Erich II., Jasenitz bei Stettin, Colbatz, Belbuck und Bukow, endlich auch die Insel Rügen verherrlicht. Nachdem S. dann noch eine geistliche Dichtung „Ephemeris christiana", eine nach den Wochentagen geordnete Sammlung von Gesängen, Stettin 1583, herausgegeben hatte, starb er am 6. Januar 1583 während seines Decanats und wurde in der Jakobikirche zu Greifswald bestattet.

Alb. Univ. I., F. 265, 286. — Cat. Bibl. Univ. II, 599. — Dähnert, Land. Urk. II, 837. — J. H. Balthasar, Sammlung zur Pom. Kirchen-Hist. II, 350. — Widmung von J. Seccervitz an die Pom. Herzoge vor der Ausgabe der Pomeraneidum libr. quinque vom 25. März 1582. — Jöcher, Gel.-Lex. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 222. — Goedeke, Grundriß deutscher Dichtung, 2. Aufl. 1886, II, 101.

Pyl.

Secundus: Johannes (Janus) S., Jan Nicolai Everardi, 14. November 1511 bis 24. September 1536. Sohn des Präsidenten des höchsten Gerichtshofs von Holland, Seeland und Friesland, Dr. Nicolaus Everardi und der Elisabeth van Blyoul; der bedeutendste neulateinische Dichter der Niederlande vor der Zeit der großen Philologie. Ein auf den Gipfeln des geistigen und geselligen Lebens dem Genuß und der künstlerischen Gestaltung und Verklärung desselben hingegebenes Dasein, ausgelöscht, da es beginnt nach ernsteren Zielen sich zu wenden. Die lateinische Muse, die auch seinen Brüdern von den Actenstöcken die Rosenhände willig streckte, hat ihm einen der vollsten Kränze gegönnt derer, die sie ihren nachgeborenen Söhnen je gespendet. Nicht bloß der Kreis der Angehörigen und der näheren Freunde hat sein Gedächtniß besungen, einstimmig fast und unbegrenzt ist die Bewunderung, welche die holländische Philologie ihm darbringt, die in ihm die wiedererstandenen Triumvirn Amors mit dem Glanz antiker Form den batavischen Nebel durchleuchten sah. In Nachahmungen und Variationen klingen die Töne, welche er angeschlagen, zahlreich in der neulateinischen Poesie nach; deren Vermittlung trägt seinen Einfluß hinüber auf die Renaissancedichtung der modernen Sprachen: besonders in der deutschen Lyrik des 17. Jahrh. finden sich seine Spuren auf Schritt und Tritt. Aus dem Kerker von Vincennes sendet Mirabeau seiner Sophie eine Uebertragung der Basia in Prosa, das Wort Neaera durch ihren geliebten Namen ersetzend; noch Goethe ist in den ersten drangvollen Jahren des Weimarer Lebens der Schatten des großen Küssers genaht, und aus demselben Gedicht (Basium VIII), welches damals stimmungerregend gewesen, trägt er darnach in Maximen und

Reflexionen III. das schöne Wort ein: (O)Vis superba formae. Freilich, eine Erscheinung wie er, der von sich sagt, seine Lob der Liebe werde dauern, so lange Amor die weiche Sprache der Romulusenkel rede, ist wohl ein Höhepunkt der ersten Fluthwelle der Renaissance; so sehr widerstandslos gibt sich in ihm der germanische Geist der Antike hin, daß er wieder im Stande ist, eine Individualität zu zeigen, wenn auch nicht die eigene. Erst ein Menschenalter nach ihm beginnt mit der historischen Durchforschung auch das sich als ein Eigenes ihr Gegenübersetzen. Als ihn charakterisirend verbindet sich mit seinem Namen der Titel seiner Gedichtsammlung Basia; nächst dieser hat er in seinen Elegien besonders dem Buch Julia, sein Eigenstes gegeben. Hier athmet sich seine jugendliche Seele, leidenschaftlich begehrend und froh genießend, in vollen Zügen aus. Hier ist wirklich einmal wieder einer der Zeitpunkte nach der Antike, „wo die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wo das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt" (Goethe, Winckelmann). Im Arm der Geliebten dieses Jahres dem Gedächtniß der des verflossenen die Opferspende ausgießend, so hat er sich selbst dargestellt. Seine Erziehung, des jüngsten von fünf Brüdern, welche theils Geistliche, theils den Musen geschmackvoll huldigende hohe Beamte waren, leitete ihn nach dem Ziel der Vereinigung einer von Fanatismus freien katholischen Frömmigkeit mit Humanismus und praktischem Staatsdienst; die künstlerische Leitung des reichbegabten stand durch Jan van Schoorl unter dem Bann rafaelischer Tradition; die juristische Bildung lenkte Andreas Alciatus in Bourges, der aus Italien eingewanderte elegante Jurist und Emblemendichter. Als er, der bisher dem Hause des Vaters vom Haag nach Mecheln gefolgt war, von der Universität zurückkehrte (1533) zwang ihn der Tod des Vaters auf eignen Füßen zu stehen. Er that die ersten Schritte auf der Bahn, worin seine Brüder zu Stellung und Ehren gelangten, in der Kanzlei des Bischofs von Toledo, Johannes Tavera (1533). Von Spanien berief ihn Karl V. zur Theilnahme am Zuge gegen Tunis (1534), seine geschwächte Gesundheit konnte aber das afrikanische Klima nicht ertragen; über Spanien kehrte er in die Heimath voll Todesahnung zurück; er bekam eine neue Stelle bei Georgius van Egmond, dem Bischof von Utrecht und Abt von St. Amand; doch nicht lange verwaltete er sie: am 24. September 1536 starb er in Doornik. Begraben liegt er in der Benedictinerkirche von St. Amand im Hennegau. Seine Gedichte veröffentlichte sein Bruder Hadrianus Marius in Löwen (1536). Eine eingehende Darstellung, zu der diese Zeilen anregen möchten, hat eine sichere Grundlage in der großen kritischen Ausgabe von Petrus Bosscha, Leyden 1821.

Vgl. van der Aa, Peerlkamp: De vita ac studiis Nederlandorum qui latina carmina composuerunt und die Darstellung der Biographie universelle.

Eugen Ehrmann.

Sedelmayer: Jeremias Jacob S., Maler und Kupferstecher, geboren zu Augsburg 1704, † ebenda 1761. S. war in seiner Jugend Schüler des Kupferstechers Pfeffel, bei dem er Gruppen im Geschmack des La Fage zeichnete und in der Art Dorigny's radirte und in Kupfer stach. Da ihn Pfeffel mißhandelte, entzog er sich den Quälereien seines Lehrers durch die Flucht. Er kam nach Wien, wußte sich dort bald beliebt zu machen und hatte Hoffnung, das Interesse des Kaisers für sich zu gewinnen, da er die von Daniel Gran in der Hofbibliothek gemalten Deckengemälde sehr gut in Kupfer gestochen hatte. Ein Minister äußerte sich jedoch mißfällig über seine Arbeit, und so blieb die erwartete kaiserliche Unterstützung aus. S. nahm sich diesen Mißerfolg so zu Herzen, daß er in Melancholie und zuletzt in Wahnsinn verfiel. Er starb zu Augsburg im Irrenhause. Sein Hauptwerk sind die oben erwähnten Stiche

nach Gran. Sie sind in die „Dilucida repraesentatio Bibliothecae Caesareae", Wien 1737, Fol., aufgenommen. Als Originalblatt Sedelmayer's ist das Porträt des Malers M. Hannel beachtenswerth. Seine übrigen Arbeiten verzeichnet Wurzbach XXXIII, 273—274.

Vgl. (Eitelberger), Die Historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877. Wien 1877, S. 88, 89, 146.

H. A. Lier.

Sedelmayr: Roman S., geboren zu Mammendorf in Oberbaiern am 3. Februar 1677, studirte am Gymnasium der Jesuiten zu München und suchte dann um Aufnahme im Benedictinerstifte St. Blasien nach, wo er am 30. September 1696 die Gelübde ablegte. Nachdem er zu Dillingen Theologie und Kirchenrecht gehört, wurde er in seinem Kloster zur Unterweisung der Novizen verwendet, worauf er 1708 im Auftrage seiner Oberen an die Hochschule Salzburg ging, um dort anfänglich Philosophie, später Ethik und Geschichte zu lehren. Um diese Zeit veröffentlichte er die prächtig ausgestattete Festschrift: „Philosophus Porphyrius, quinque numerans universalia", welche dem Erzbischofe Franz Anton von Salzburg gewidmet, zunächst den Ruhm des gräflichen Hauses der Harrach pries. Sie erschien zu Salzburg 1711 in Folio und enthält eine große Stammtafel dieses Geschlechtes. Im J. 1714 erhielt S. das Amt eines Secretärs der Akademie, und da nun die Acten der Universität ihm erschlossen waren, unternahm er es, die Geschichte derselben zu schreiben. Er sammelte eine Fülle von Material, das er, heimgekehrt in sein Stift, mit Muße verarbeiten wollte; allein von Salzburg aus ungenügend unterstützt und zudem von Kränklichkeit befallen, kam er über die Anfänge des Werkes nicht hinaus. Er starb am 17. Januar 1722 auf der Klosterpfarrei Wislighofen und wurde in der dortigen Kirche bestattet. Sein Ordensgenosse Roman Endel führte sein Unternehmen zum Abschluß. Das Buch erschien unter dem Titel: „Historia almae et archiepiscopalis Universitatis Salisburgensis sub cura PP. Benedictinorum" 1728 (Chronogramm). Francofurti et Lipsiae ap. Onophrionem Scillerum.

Historia Univers. Salisburgensis, p. 413. — Kobolt, Bair. Gelehrtenlexikon.

Gg. Westermayer.

Seder: Adolf S., Architekt und Kleingewerbemeister, geboren 1842 zu München, bildete sich daselbst an der Gewerbeschule und am Polytechnikum, insbesondere unter der Leitung des vielseitigen Ludwig Foltz und Rudolf Gottgetreu († am 25. Mai 1890) im Modelliren und in der Architektur. Von hier trat S. in das Atelier von Wladimir Swertschkoff, um an der inneren Ausstattung des Palais Stieglitz theilzunehmen, bethätigte sich fünf Jahre lang als artistischer Leiter der J. G. Mayer'schen Kunstanstalt und wurde 1873 als Architekt und artistischer Vorstand für das Zeichnungsatelier des Münchener Kunstgewerbe-Vereins gewonnen, in welcher Stellung er eine staunenswerthe, in die verschiedensten Branchen der Kunstindustrie reichende Thätigkeit entfaltete. Während dieser Zeit wurde S. in hervorragender Weise auch für König Ludwig II. beschäftigt und fertigte u. a. eine große Anzahl von Entwürfen zu einem Theater, welches im „Linderhofe" erbaut werden sollte. Sodann leistete S. die innere, sehr reiche Ausstattung des für den Prinzen Leopold etablirten Palais, wobei sieben Säle auf das gefälligste decorirt wurden. Was die Leistungen Seder's besonders auszeichnete, war nicht allein das Beherrschen aller Stilarten, welche er in graciöser Schönheit und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit handhabte und belebte, sondern auch die durch die eigene Praxis errungene eminente Kenntniß des zur jeweiligen Ausführung geeigneten Materials und der dafür passenden Technik. Seine Entwürfe waren immer so berechnet und bis ins kleinste Detail

ausgeführt, daß der betreffende Handwerker mit Leichtigkeit darnach arbeiten konnte. Dazu hatte sich S. in jeder Weise von Jugend auf geübt, er handhabte ebenso gut den Hobel, wie das Modellirholz, ebenso den Stift des Zeichners wie den Ciselirmeißel des Goldschmieds und den Stichel des Graveurs. So repräsentirte er das Kunsthandwerk im eigentlichen Sinne mit der ganzen ehrenhaften Solidität und gründlichsten Tüchtigkeit eines wahren Meisters, ein Feind jeglichen Scheines und Schwindels, ein Gegner der ganzen vielbeliebten Surrogatenmanie. Eine große Anzahl seiner originellen Schöpfungen reproducirte als wahre Musterarbeiten die „Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbe-Vereins“, so z. B. einen Pokal (1867), Damastmuster für Seidenweber (1868), einen Gasarm in getriebenem Metall zur Beleuchtung von Kirchen. Da finden sich Randleisten und Initialen zu einem Missale (1869), zu Canontafeln und Titelblättern, wie S. denn auch in der Anfertigung von Adressen, Urkunden und Diplomen und ihrer Ausschmückung mit prächtigen Miniaturen und Arabesken excellirte, so daß der immer bereitwillige Mann bei jeder Gelegenheit in Anspruch genommen wurde. Dann baute er wieder sinnreich construirte Oefen mit lustig verzierten Kacheln, lieferte Zeichnungen für Tische, Postamente, Albumdeckel aus verschiedenartig gemusterten Holzeinlagen (1870), gab neue Ideen zu Buffets, Schränken und Plafonds, zu Ampeln, Vasen, Epithaphien (1871), darunter das Prachtdenkmal für gefallene Krieger (1873). Jeder Gegenstand, welchen seine kunstgeübte Hand berührte, erhielt eine neue, schöne, entsprechende Form, welche gleichmäßig zum praktischen Gebrauch, wie zum Schmuck des Hauses sich eignete. Ebenso war er immer bereit mit einer Festgabe (Krüge zur Erinnerung an das VII. Deutsche Bundesschießen), bei Decorationen von Denkmalen oder dem Aufbau von Triumph- und Ehrenpforten. Vielfach errang unser Meister den Preis bei Concurrenzen, so z. B. mit einem Kirchenvotivlüster für Glühlicht (ausgeführt durch den Kunstschlosser Hans Meyer). Zu seinen letzten Arbeiten gehörte ein Boudoir für die Prinzeß Gisela (ausgeführt von Schreiner Wachter und Tapezierer Haydn) und eine reich ornamentirte Monstranz (in Silber getrieben von F. X. Stäble). Auf der Münchener Kunstausstellung 1883 erschienen noch drei, nach Seder's Zeichnungen ausgeführte Werke: eine Zinnbowle, eine Prunkcassette in Ebenholz und Elfenbein und ein köstlicher Pocal. Leider endete dieser höchst bemerkenswerthe Künstler in der Fülle des Schaffens schon am 30. Mai 1881, nach kurzer, schwerer Krankheit. Er hinterließ eine interessante Sammlung von seltenen Kupferstichen, ebenso eine Collection von chinesischem und japanischem Porzellan, Venetianer Gläsern, Hausgeräthen und Fayencen, vielerlei Rüstzeug, Waffen und anderem Kunstbedarf — einen kleinen Schatz, welchen S. zu Lehre, Muster und Vorbild sorgsam und mit großen Freuden eingeheimst hatte und der durch eine Auction wieder auseinander gerissen wurde. — In seine Fußtapfen trat sein jüngerer Bruder Anton S., welcher seine gleiche Begabung zuerst 1878—82 am Technikum zu Winterthur, dann in München als eine Kraft ersten Ranges erprobte und 1890 als Director der Schule für Kunsthandwerker nach Straßburg berufen wurde.

Hyac. Holland.

Sedlag: Anastasius S., Bischof von Culm, geboren am 13. April 1786 zu Dittmerau in Schlesien, † am 23. September 1856 zu Culm. Er war Pfarrer und Regierungsschulrath zu Oppeln, seit 1831 auch Ehrendomherr zu Breslau, als er 1832 nach dem Tode des Bischofs Mathy (20. Mai 1832, s. A. D. B. XX, 595) für das Bisthum Culm in Aussicht genommen wurde. Die Mehrheit des Domcapitels wollte keinen deutschen Geistlichen (S. war der polnischen wie der deutschen Sprache mächtig) und keinen Schlesier zum Bischof. Die Wahl wurde hinausgeschoben, und die Regie-

rung veranlaßte zunächst den Fürstbischof Joseph von Hohenzollern als Executor der Bulle De salute (s. A. D. B. XII, 702), S. am 25. März 1833 zum Domherrn in Culm zu ernennen. Er wurde dann am 28. März einstimmig zum Bischof erwählt, am 20. Jan. 1834 von dem Papste präconisirt und am 14. Juni von dem Erzbischof von Posen consecrirt. In dem Streite über die gemischten Ehen trat S. am 1. Sept. 1838 dem Erzbischof Dunin von Posen bei; sein Hirtenbrief ist abgedruckt in Höninghaus' Kath. Kirchenzeitung 1838, 620; ebendas. 1842, 51 eine Erklärung von Geistlichen seiner Diöcese vom 5. December 1841 gegen Artikel im „Herold des Glaubens" von Dr. Schamberger, in denen Sedlag's bischöfliche Verwaltung angegriffen war. Im October und November 1848 betheiligte sich S., begleitet von dem Domherrn Herzog (s. A. D. B. XII, 264), an der Zusammenkunft der deutschen Bischöfe zu Würzburg. Er vermachte sein Vermögen zu wohlthätigen Zwecken.

Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands, V. Bd. (1870), S. 112; VI. Bd. (1878), S. 440.

Reusch.

Sedlmayr: Virgil S., Benedictiner, geboren am 2. März 1690 zu Stadel in Oberbaiern, † am 1. Februar 1772 zu Wessobrunn. Er legte am 13. October 1712 zu Wessobrunn die Gelübde ab, war 1723—27 Professor am Lyceum zu Freising, dann mehrere Jahre Professor der Philosophie und Theologie an der Lehranstalt (Studium commune) der baierischen Benedictiner, zuletzt Pfarrer zu Bilgertshofen. Außer mehreren kleineren philosophischen und theologischen Schriften veröffentlichte er ein „Systema theologiae dogmatico-scholasticae juxta methodum S. Thomae" 1754, eine (noch von neueren „Mariologen" benutzte, unkritische) „Theologia Mariana" 1758 (vorher „Philosophemata Thomistico-Mariana" 1723; „Nobilitas B. M. V. sine labe conceptae" 1731) und zwei Streitschriften gegen Eusebius Amort (s. A. D. B. I, 408): „Reflexio critica in Ideam divini amoris" 1749; „Responsio apologetica contra Animadversiones in Reflexionem criticam" 1749.

Baader, Lexikon II, 2, 140. — Lindner, Schriftst. des Benedictiner-Ordens I, 183; Nachtr. 17.

Theodor S., geboren am 13. October 1734 zu Diessen in Oberbaiern, † am 18. Juni 1789 zu München, war Jesuit, trat aber vor der Aufhebung des Ordens aus, war von 1773 an Lehrer am Gymnasium und am Lyceum in München, von 1778 an auch Rector der deutschen Stadtschulen, machte sich um das dortige Schulwesen verdient und veröffentlichte einige kleine deutsche Schriften.

Baader, Lexikon I, 2, 229. — Westenrieder, Beiträge zur vaterländ. Historie VI, 409.

Reusch.

Sedlnitzky: Josef Graf S. von Choltic, einem alten polnischen, nach Mähren übersiedelten Adelsgeschlechte entstammend, welchem seit dem 16. Jahrhundert zahlreiche Glieder entsprossen sind, die hohe Landeswürden und Stellen im Staats- und Kriegsdienste und in der Kirche bekleideten, wurde am 8. Jan. 1778 zu Troplowitz in Schlesien geboren. Nach vollendeten Universitätsstudien trat er in den österreichischen Staatsdienst als Praktikant bei dem galizischen Gubernium in Lemberg, wurde von dort als Kreiscommissär nach Brünn übersetzt, 1805 Präsidialsecretär des Grafen Wallis, 1806 Kreishauptmann in Weißkirchen und später in Troppau. Von dort zum Vicepräsidenten bei dem Lemberger Gubernium befördert, wurde er 1815 Vicepräsident, 1817 Präsident der obersten Polizei- und Censurhofstelle in Wien. Durch 31 Jahre versah er im absolutistisch-patriarchalischen Sinne der damaligen inneren Politik der Wiener

Regierung diese Stelle, bis ihn und den Hauptträger dieses Systems, Metternich, der Sturm der 1848er Märztage hinwegfegte. S. übte Polizei und Censur in der Art aus, daß er der Gegenstand des Hasses aller freidenkenden Männer wurde, er that das aber nur im Geiste seines Herrn und Meisters, denn alles, was er auf seinem Gebiete vollzog und unterließ, geschah nur, wenn er vorher Metternich's Bewilligung hierzu erlangt hatte. Und es gelang ihnen auch, während jener drei Decennien jede freiere geistige Regung auf dem Gebiete der Journalistik, Litteratur und Wissenschaft in Oesterreich niederzuhalten, Grund genug zur Beschuldigung, S. allein habe die Revolution in den Märztagen 1848 herbeigeführt, und doch irrig — die Censurplackereien haben allerdings hierzu beigetragen, aber allein herbeigeführt haben sie dieselbe nicht.

Das System der Polizei war durch S. im Inlande und im Auslande bis ins kleinste Detail ausgebildet, so daß man glauben sollte, der österreichischen Regierung hätte kein erwünschter Aufschluß über Dinge und Personen entgehen können. Als Hauptmittel hierzu dienten das Oeffnen der Briefe und anderer Postsendungen in dem berüchtigten, nach der Märzrevolution von 1848 aufgehobenen Chiffrencabinete und die Bestellung einer großen Zahl geheimer Polizeiagenten aus allen Kreisen der Bevölkerung. Doch gab es unter diesen „Polizeispürern“ auch unfähige Köpfe, und andere von ihnen belogen und betrogen ihre Regierung sogar, um sich selbst unentbehrlich zu machen. Die Censurplackereien waren hart, chikanös, aber nicht selten auch heiter und ergötzlich. So durfte Lessing's Emilia Galotti lange nicht aufgeführt werden, weil der Fürst einen schlechten Charakter hat. Ebenso Schiller's Don Carlos, und als die Burgtheaterdirection darum einschritt, erhielt sie den Bescheid, daß das Stück gestattet würde, wenn man es so veränderte, daß der Prinz nicht in seine Stiefmutter verliebt sei. In den „Räubern“ mußte der Vater Moor in einen Oheim verwandelt werden; man kann sich vorstellen, welchen Eindruck es machte, wenn Karl das fürchterliche Wort „Oheimmord“ ausrief! — Der Präsident in „Cabale und Liebe“ mußte „Vicedom“, der Capuziner in „Wallensteins Lager“ „eine Magistratsperson“ heißen. Meyerbeer's „Hugenotten“ wurden in „Die Ghibellinen in Pisa“ umgetauft. — In einer Novelle Castelli's frägt einer den andern: „Wo sind sie geboren?“ Dieser antwortet: „In Köln am Rhein“. Die Censur strich Köln weg und setzte dafür „Nürnberg“, weil gerade damals der Kölner Kirchenstreit entbrannt war. — Der in der Ambraser Sammlung befindliche Habsburgische Stammbaum, ein Kunstwerk der Nürnberger Schule des 16. Jahrhunderts, wurde von der Lithographie Trentsensky in Wien vervielfältigt. Als Schlußblatt wurde das Porträt des Kaisers Franz mit seiner letzten Gemahlin, der Kaiserin Karoline, hinzugefügt. Die Porträts der drei früheren Gemahlinnen des Kaisers waren in Medaillons an einer Pyramide im Hintergrunde angebracht. Die Censurerledigung lautete: „Admittitur, jedoch ist dem Herausgeber die Unbescheidenheit zu verweisen, seinen Monarchen mit seinen vier Frauen darzustellen“. — Als Kaiser Franz dies erfuhr, sagte er lächelnd: „Schaut's, schaut's, ist das nicht köstlich, eine so aufrichtige Polizei zu haben, die mir ins Gesicht sagt, daß es unbescheiden sei, vier Frauen zu haben; ich habe sie ja nur nacheinander gehabt, nicht nebeneinander“. — Ein Blatt desselben Stammbaums stellt dar, wie Johannes Parricida gegen seinen Oheim, König Albrecht I. den Dolch zückt. Erzherzog Johann machte S. scherzend aufmerksam, daß die Polizei, die alles wisse, doch den dolchzückenden Parricida öffentlich in den Schaufenstern der Kunsthandlungen ausstellen ließe. Sogleich wurden die bis dahin gedruckten Exemplare polizeilich eingezogen, der Dolch mußte aus der Platte herausgeschliffen werden und erst dann wurde der Abzug wieder ge-

stattet. Als einige Tage später Erzherzog Johann wieder mit S. zusammentraf, bemerkte er ihm lächelnd: „Da haben Sie was schönes gemacht; der Dolch ist weg, aber jetzt hält der Johannes dem Kaiser die Faust und zwar öffentlich und ungestraft unter die Nase! Ein Mord geschieht nicht alle Augenblicke, aber die Ehrfurcht gegen die gekrönten Häupter ist heut zu Tage ohnehin schon genug erschüttert!" — In dem Werke des Historikers Muchar „Das römische Norikum" war die Empörung der Pannonier gegen Kaiser Augustus mit den Worten des Dio Cassius geschildert; die Censur strich einige Stellen, veränderte andere, „weil die Wuth der Pannonier über die römischen Zöllner und Steuereinnehmer leicht als böswillige Anspielung auf die Gegenwart gelten könnte, wo eben das Militär wegen endloser Steuerrückstände überall im Lande auf Execution herumliege und alles nach so langem Frieden, nach einer frohen Rückwirkung der französischen Contributionsmillionen auf den großen Nothstand schreie". — Eine Broschüre „Cravattiana oder die Kunst, die Cravatte umzubinden", wurde verboten, weil ein Knoten à la Riego hieß, an Riego, den Urheber der spanischen Revolution von 1820 aber nicht erinnert werden sollte. — Als 1841 in Wien eine Anzahl Männer zur Gründung eines Vereins zur Pflege des Gesanges zusammentraten, durfte derselbe nicht den nach Deutschthum riechenden Namen „Liedertafel" führen, sondern mußte sich Männergesangverein nennen. — Die größten Schwierigkeiten legte S. auch dem juristisch-politischen Lesevereine in Wien in den Weg, welcher von den ersten Capacitäten der Stadt gegründet und erhalten worden war. — Im J. 1842 richteten die Journalisten Wiens eine Bittschrift an S., worin sie um Erleichterung des auf der Presse lastenden Druckes baten. Ehe aber noch diese Bittschrift ihm überreicht werden konnte, hatte er Kenntniß von derselben; er wies sie daher einfach mit der Bemerkung ab, daß er keine Journalistenkörperschaft kenne, es möge jeder einzelne seine Bitte vorbringen. Dies unterblieb, da man von der Vergeblichkeit solcher Anliegen im vorhinein überzeugt war und der Einzelne sich nicht für alle anderen opfern wollte. Endlich sollte doch den allseitigen Klagen über den unwürdigen Censurdruck abgeholfen werden. Am 1. Februar 1848 trat eine neue Censurdirection und ein oberstes Censurcollegium ins Leben. Dadurch sollte den Schriftstellern freie Bewegung verschafft, und sie sollten in ihren Rechten geschirmt werden; diese Behörden erhielten aber eine solche Einrichtung, daß Jedermann sie als eine Verschärfung des bestehenden Censurzwanges ansah und durch ihre Wirksamkeit konnten sie das Gegentheil auch nicht beweisen, da nach sechs Wochen der Märzsturm ihrem Bestehen ein rasches Ende bereitete. — Aus all dem ergibt sich wohl, daß es vollkommen richtig ist, was Springer (I, 572) über das Regierungssystem in Oesterreich während der Zeit von 1815 bis 1848 sagt: „Den Druck des Regierungssystems empfand allmählich jeder Einzelne als eine persönliche Verletzung, welche die Leidenschaft herausforderte, der Haß gegen die Träger desselben gestaltete sich zu einer rückhaltlosen Empfindung. Zu dem dringenden Verlangen nach einer Aenderung der Zustände führte sie nicht mehr allein das Verstandesinteresse, dieser Wunsch erfüllte jede Nervenfaser und brach sich auf jedem möglichen Wege Bahn." —

Hormayr u. a. behaupten, S. sei ein unwissender, unfähiger Bureaukrat gewesen, der nur um seines hohen Adels willen und durch Familienverbindungen so hoch emporgekommen und sich in seiner hochwichtigen und einflußreichen Stelle so lange erhalten habe; dies ist aber nicht richtig. S. war ein gut und vielseitig unterrichteter Mann und, wie wir noch nachweisen werden, ein Mann von edlem Herzen. Als Beamter war er nur das die Ideen seines Vorgesetzten blind ausführende Organ; da er bei diesem und an noch höherer maßgebender Stelle in der höchsten Gnade stand, da sich innerhalb der österreichischen Staaten

gegen ihn keine Stimme öffentlich erheben durfte, da die auswärtigen Journale bei ihrem Eintritt in Oesterreich der strengsten Censur unterworfen waren und nur sehr wenigen zukamen, so konnte er sich nicht nur in seiner Stelle erhalten, sondern auch in dem Glauben wiegen, dieselbe zum Wohle seines Vaterlandes zu verwalten. Graf Josef S. war der ältere Bruder des Grafen Leopold S., der 1835 Fürstbischof von Breslau wurde, infolge von Differenzen mit der Curie diese hohe Kirchenwürde (1840) niederlegte und 1863 aus tiefreligiöser Ueberzeugung in die evangelische Kirche übertrat.

Nach den Märztagen des Jahres 1848 lebte Graf Josef S. in tiefster Zurückgezogenheit in Troppau und seit 1852 in Wien. Jetzt entfaltete sich sein Edelsinn und seine Freigebigkeit in herrlicher Weise, um so mehr, als er seine zahllosen Wohlthaten ganz im Stillen, ohne Prunk, ohne Aufsehen zu machen, übte; nach seinem Tode schrieb die Troppauer Zeitung über ihn: „Was er für die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten von Troppau, während seines Aufenthaltes unter uns und auch später noch von Wien aus, bis zum letzten Augenblicke seines Lebens gethan, ist den Meisten bekannt; aber nur Wenige, deren er sich als Organe seines Wohlthuns bediente, wissen, welche namhafte Summen im Stillen den Armen zuflossen. Diese wenigen Personen hatten für die Armuth offene Cassa bei ihm und wurden dennoch von dem Grafen noch immer erinnert, sich in ausgedehntem Maße seiner Hilfe bei Wittwen und Waisen, bei mit Kindern gesegneten armen Familien und Kranken, bei verarmten Gewerbsleuten und dürftigen Studirenden zu bedienen. Ihm war Wohlthun Bedürfniß des Herzens und er übte die Tugend in echt christlicher Weise. Die Liebenswürdigkeit seines Charakters, sein mildes, freundliches Wesen und sein Wohlwollen für Jedermann mußten ihm aller Herzen gewinnen. Er war ein hochherziger Mäcen des Troppauer Gymnasialmuseums und einer der Hauptbegründer der nunmehr so ansehnlichen Museumsbibliothek.“ — So schloß das Leben dieses Mannes, welches in seiner hohen amtlichen Stellung so viele Mißklänge aufzuweisen hat, doch in einem schönen Ausklange. S. starb 77 Jahre alt am 21. Juni 1855 zu Baden bei Wien.

Wurzbach, Biographisches Lexikon, 33. Theil, S. 284—288. — Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden von 1809. 2 Bde. Leipzig 1863 und 1865; siehe besonders I, 118—120, 287—290, 300, 562—579; II, 162. — Vehse, Oesterreichs Hof und Adel X, 49—65, Hamburg 1852. — Coulissengeheimnisse aus der Künstlerwelt. Vom Verfasser der deutschen Geschichten aus Oesterreich und der Hof- und Adelsgeschichten. Wien 1869, S. 509. — Friedrich Kaiser, Unter fünfzehn Theaterdirectoren. Wien 1870, S. 26, 39, 40, 48. — Castelli, Memoiren meines Lebens. I, 277—283. Wien u. Prag 1861. — Presse (Wiener politisches Blatt) 1862, Nr. 51, 52; 1865, Nr. 70. — Oesterreichische Zeitung (Wiener politisches Blatt) 1855, Nr. 219. — Die Controle (Hamburger Blatt) 1858, Nr. 23. — Fremdenblatt (Wiener politisches Blatt) 1868, Nr. 175. — Illustrirtes Wiener Extrablatt, 1872, Nr. 46. — Allgemeine Musikzeitung. Wien 1848, Nr. 55. — Theater-Zeitung (Wiener Courier) von Adolf Bäuerle, 1849 vom 11. August. — Wanderer (Wiener politisches Blatt) 1860, Nr. 162; 1868, Nr. 91 f. und 97 f.

Ilwof.

Sedlnitzky: Graf Leopold v. S., ehemaliger Fürstbischof von Breslau, der erste deutsche Bischof seit der Reformation, der zur evangelischen Kirche übergetreten ist, war mit seinem Leben und Wirken in seinem bischöflichen Amt in die Anfänge des Kampfes zwischen der neueren römisch-katholischen Kirche und dem Staat verflochten. Er ging aus diesem Kampf hervor nicht als ein Be-

siegter, sondern als ein Sieger in dem inneren Kampf des Glaubens, indem er unter der Fahne des reinen lauteren Evangeliums den Frieden fand, der höher ist denn alle Vernunft, und in seiner inneren Lebensführung zu dem Leben in Gott gelangte, nach welchem er, das Auge dem Licht der evangelischen Wahrheit zugewendet, in heiligem Ernst gerungen hatte. Ein lebendiges Glied der evangelischen Kirche geworden, hat er, fern von dem Getriebe der Welt, in stiller Zurückgezogenheit als ein Mann des Friedens gelebt. Er hat nie aufgehört, auch des Guten sich zu freuen, welches er in der von ihm gewissenshalber verlassenen Kirche fand. Er war stets beflissen, seinen Glauben durch Werke der Liebe zu bethätigen, mit denen er der evangelischen Kirche zur Förderung ihres inneren Lebens nach Kräften zu dienen suchte. Er bezweckte dabei stets nichts höheres, als seinem Gott und Herrn das Opfer des Dankes für den in der evangelischen Wahrheit erlangten Herzensfrieden darzubringen.

Graf S. war am 29. Juli 1787 auf dem väterlichen Stammschloß Geppersdorf in Oesterreich-Schlesien geboren. Sein Vater war Joseph Odrowoncz, Reichsgraf v. Sedlnitzky (Siedlnicky) zu Geppersdorf, Nassedl, Jwronin, Löwitz; die Mutter Maria Josepha, geb. Gräfin v. Haugwitz. Er erkennt es als eine große Gnade des Herrn, für die er ihm nicht genug danken könne, daß seine Eltern ihren Kindern in wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit und in der Liebe und Treue, in der sie innig vereint eine musterhafte Ehe führten, das beste Beispiel gaben. Mit allem Ernst dem römisch-katholischen Glauben zugethan, in dem sie allein den Weg des Heils sahen, und dabei doch nicht weniger liebevoll gegen Andersdenkende sich verhielten, übten sie auf die religiös-sittliche Entwicklung des Knaben mindestens einen ebenso tiefen und nachhaltigen Einfluß aus, wie die Geistlichen, denen sie seine Unterweisung und Erziehung im Hause übergaben, und in deren Umgebung er, von allem großen Gesellschaftsleben fern gehalten, einen großen Theil seiner ersten Jugend verlebte. Die schroffen Gegensätze in ihrem Unterrichtsverfahren hatten eine große Ungleichmäßigkeit in seinem geistigen Bildungsgange zur Folge. Der eine, ein noch junger unerfahrener Mann, suchte ihn nach einem von ihm selbst theoretisch construirten Unterrichts- und Erziehungssystem gleichzeitig in allen Unterrichtsfächern ohne Berücksichtigung seiner Individualität zu einer gleichmäßigen Höhe geistiger Ausbildung emporzuschrauben und behandelte ihn, als der Erfolg seinem Drängen und Treiben nicht entsprach, mit Ungeduld und Härte. Desto geringer wurden die Fortschritte, desto bedrückter und mißmuthiger fühlte sich der Knabe. Da trat ein Ereigniß in sein Kindesleben, welches für die Bildung seines Charakters leicht recht nachtheilig hätte werden können. Er war erst 11 Jahre alt, als sein Vater nach der damaligen mißbräuchlichen Sitte in den hohen adligen Familien für ihn eine Domherrnstelle in dem Breslauer Hochstift nachsuchte und erhielt. Mit großer Feierlichkeit wurde er in der benachbarten Pfarrkirche von dem damaligen Weihbischof v. Schimonsky, dem späteren Fürstbischof von Breslau, dessen Nachfolger er im Bischofsamt einst werden sollte, am 25. August 1798 in sein Canonikat unter Empfang der ersten Tonsur eingeführt. Mit dem Kreuz und Domherrnanzuge ausgestattet, wurde er von den Seinigen mit stolzer Freude, von der natürlich auch er in dem Bewußtsein erfüllt war, nun ein Mitglied der hohen Geistlichkeit zu sein, begrüßt. Aber der großen Meinung von seiner Würde als Domherr hielt doch das Gegenwicht die geringe Meinung, die ihm sein Lehrer wegen seiner geringen Fortschritte im Wissen von ihm selbst beibrachte. Diese Demüthigung, bekennt er später, sei gewiß unter solchen Umständen das heilsamste gewesen, was ihm widerfahren konnte. — Nach zwei Jahren empfing er einen anderen Lehrer, einen älteren Geistlichen, der bei seinem Unterrichts- und Erziehungsverfahren einen ganz entgegengesetzten Weg einschlug, indem er seinem Schüler freien Spiel-

raum ließ, sich ganz seinen Lieblingsfächern hinzugeben. Besonders folgte er, aus der bisherigen geistigen Gebundenheit und Bedrückung zu schrankenloser Entfaltung seiner Neigungen freigelassen, von seinem Lehrer dabei unterstützt, dem ihm von frühester Jugend eigenen Zuge zu der Natur, deren Schönheit in dem heimathlichen Thale und nahen Gebirge einen mächtigen Zauber auf ihn ausübte. Die Freude an der Natur trieb ihn zu Darstellungen in Zeichnungen und Worten, aber auch zu fleißiger eifriger Beschäftigung mit verschiedenen auf die Natur bezüglichen Wissenschaften, mit Naturgeschichte, Physik, mathematischer Geographie und später sogar auch mit Astronomie. Dabei aber ließ ihn sein religiöser Sinn keinen Augenblick über der Herrlichkeit der Schöpfung die des Schöpfers vergessen. Die religiöse Richtung meiner ganzen Umgebung, sagt er, besonders der Eltern und Lehrer, drängte mein Inneres dahin, die Herrlichkeiten und den Reichthum der Natur auf ihren Schöpfer zu beziehen, seine Größe, Weisheit, Allmacht und Liebe mir anschaulich zu machen und mein Herz ihm zuzuwenden. Als die Fortschritte, die er auf diesen Gebieten des Wissens machte, indem er seiner Lieblingsbeschäftigung in solcher Einseitigkeit oft ohne Wissen seiner Eltern und Lehrer nachhing, ihm das Lob und die Bewunderung derselben einbrachten, fühlte er sich dadurch freilich im Gegensatz zu der früher erfahrenen harten Behandlung und Beurtheilung erfreut und gehoben. Der junge Leopold, an dessen Fähigkeiten man zuvor verzagt hatte, galt jetzt für ein kleines Genie. Aber er entging auch hier der Versuchung zur Selbstüberhebung, indem er im Blick auf seine von seinen ungezügelten Neigungen abhängige einseitige Bildung sich durch jene lobende Anerkennung und Bewunderung weit mehr gedemüthigt fühlte, als durch den Tadel und die harten Aussprüche, die ihm früher zutheil geworden waren. Er sah bei seinem aufrichtigen frommen Sinn eine göttliche Fügung darin, daß er in einem Zeitraum von wenigen Jahren den Wechsel von Demüthigung und unverdienter Erhebung erfahren mußte. „Ich verehre", bekennt er, „in Beidem die weise Führung Gottes, die Kleines und Großes mit liebender Vaterhand ordnet". Durch solche Gesinnung wurde der erst an der Schwelle des Jünglingsalters stehende Graf Leopold auch ferner vor Eitelkeit und Hochmuth bewahrt, als ihm am 24. Mai 1802 von dem Fürstbischof von Breslau, Joseph Fürsten von Hohenlohe, noch die Investitur für ein Canonikat bei der Collegiatkirche zu Neisse ertheilt wurde.

Auf die Entwickelung seiner kirchlichen Anschauungen übte derselbe Erzieher, der seiner eifrigen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften freien Lauf ließ, einen tiefgehenden Einfluß aus, indem er ihm die Herrlichkeit, Macht und Einheit der katholischen Kirche vor Augen stellte und die Liebe zu derselben ins Herz pflanzte. In noch höherem Maße erfuhr er eine solche Einwirkung von Seiten mehrerer sein elterliches Haus besuchenden Geistlichen, welche in Seminarien gebildet geeignet waren, durch ihr Wort und Beispiel ihm eine lebendige Anschauung von der das ganze Menschenleben in allen seinen Grundbeziehungen von der Geburt bis zum Tode beherrschenden Macht der Kirche zu vermitteln und eine hohe Vorstellung von der seelsorgenden Wirksamkeit und den Heilserfolgen der Kirche beizubringen. Ohne eine Spur von Intoleranz wurden diese Vorzüge durch den Vergleich mit der protestantischen Kirche noch sehr gesteigert. Die vielen Parteien derselben ließen ihm dieselbe gegenüber der äußeren Einheit und Geschlossenheit der katholischen Kirche als unzusammenhängende Gemeinschaften, die auf den subjectiven Verstandesreflexionen einzelner unvollkommner Menschen beruhten, erscheinen. Mit ihren kahlen nüchternen Gottesdiensten, ihren meist völlig schmuck- und geschmacklos erbauten Gotteshäusern, ihren trockenen moralisirenden Lehrvorträgen, ihrem Mangel an eifriger seelsorgerlicher Wirksamkeit, ihren häufig leichtfertigen Ehescheidungen, besonders nach dem preußischen Landrecht, trat in seinen Augen die protestantische Kirche weit zurück hinter die katho-

lische Kirche mit ihrem die Phantasie ansprechenden Cultus, ihren mit künstlerischem Schmuck ausgestatteten Gotteshäusern, ihrer oft mit großer Aufopferung verbundenen geistlichen Seelsorgethätigkeit in der Schule, in der Familie, an Kranken- und Sterbebetten, ihrer Sacramentsverwaltung und ihrer Unauflöslichkeit der Ehe, so daß er sich in seiner kirchlichen Anschauung die katholische Religion und Kirche gegen die protestantische „so vorstellte, daß sie auf dem innersten Grund des Gemüths in der Kraft des heiligen Geistes ruhe".

Aber frühzeitig wurde bei ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften durch einen neuen Lehrer, der auch katholischer Geistlicher und noch mehr mit diesen Wissenschaften vertraut war, auf Kosten der übrigen Fächer, namentlich der Geschichte und der alten Sprachen weiter genährt. Alles andere erschien ihm „ganz untergeordnet in Vergleich mit der unendlichen Größe, Gesetzmäßigkeit, Unwandelbarkeit und Schönheit der göttlichen Schöpfungen". Ueberall schaute er bei weiterem, tieferem Eindringen in die Natur mit religiösem Sinn die Herrlichkeit Gottes in immer neuerem Licht. „Mich beseelte, sagt er, die tiefste Verehrung vor dem Schöpfer, der Myriaden von Welten aus dem Nichts hervorgerufen und sie in wunderbarer Weise leitet, der die Unendlichkeit seiner Geschöpfe mit Liebe umfaßt und jedes seinem Ziele zuführt".

Daneben jedoch versäumte er nicht, sich mit Logik und Psychologie, welche nach dem damaligen Schulplan in den oberen Gymnasialclassen gelehrt wurden, zu beschäftigen. Mit besonderem Eifer trieb er das Studium der platonischen Dialoge, die ihm in der Uebersetzung des katholisch gewordenen, von ihm hoch verehrten Grafen Stolberg in die Hand fielen. Er staunte, wie ein Heide so tiefe Ideen mit solcher Klarheit aussprechen konnte. Ihm war bei diesem Studium zu Muthe, „als wenn ihm die Schuppen von den Augen fielen und ihm ein neues Licht aufginge". Ihm war gewiß, daß Plato, wenn er das Christenthum kennen gelernt hätte, ein eifriger Jünger Jesu hätte werden müssen. Dieses Alles war nach seinem eignen Bekenntniß nicht ohne Einfluß auf seine weitere religiöse Entwicklung. Er täuschte sich aber dabei auch nicht darüber, wie seine Vorbildung an Einseitigkeit und Mängeln litt. Diese Erkenntniß ging ihm besonders durch seine platonischen Studien auf, indem ihm namentlich sein Mangel an sprachlichen und historischen Kenntnissen schmerzlich bewußt ward. In dem häuslichen Unterricht hatten seine Lehrer den Gang der Gymnasialbildung mit ihm durchzumachen. Er fühlte, wie viel ihm noch für das zum Abgang auf die Universität nothwendige Examen fehlte. So ließ er es sich denn gewissenhaft angelegen sein, die ihm noch gegebene Zeit zur Ausfüllung der Lücken in seinem Wissen anzuwenden. Dies gelang ihm in dem Maße, daß er das Examen nicht blos zur Noth bestand, sondern in auszeichnender Weise als reif für die Universität erklärt wurde, die er im October 1804 in Breslau 17 Jahre alt bezog.

Hier hatte er sich nach der bestehenden Studieneinrichtung in den zwei ersten Jahren mit den philosophischen, in den drei folgenden mit den theologischen Wissenschaften zu beschäftigen. Trotz der beengenden Formen des schulmäßig eingerichteten Studienlebens fühlte er Geist und Gemüth durch das tiefere Eindringen in den Geist und Sinn der römischen und griechischen Schriftsteller unter der Leitung eines ihm den vollen reichen Inhalt derselben erschließenden Lehrers kräftig angeregt und gehoben. Seine Liebe zu den Naturwissenschaften trieb ihn besonders zu weiterer Beschäftigung mit astronomischen Studien, wobei der betreffende Lehrer viel dazu beitrug, ihn „für die Wunder der göttlichen Allmacht bei Betrachtung des Weltgebäudes zu begeistern". Aber die Erklärung der Naturerscheinungen durch materielle Mittel und mechanische Kräfte seitens desselben Lehrers und die lediglich deistische Auffassung des Verhältnisses Gottes zur Welt als einem von ihm aufgezogenen und ohne sein Eingreifen ablaufenden Uhrwerke

konnte seinem lebendigen religiösen Gefühl nicht genügen. Er konnte sich „nur eine vom Geist Gottes ganz und gar durchdrungene Schöpfung denken", und so kam es, daß ihm die Ansicht seines Lehrers „als ein Angriff auf die Herrlichkeit Gottes erschien". Neben der Herrlichkeit der Natur war es die Macht und Größe des neuen Geistes, welcher ihm in den Heroen der deutschen Litteratur entgegentrat. Er spricht von dem Zauber, den dieselben auf ihn ausgeübt hätten. Die bewundernswerthen Erzeugnisse des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft ließen ihn als göttlichen Ursprungs und Geschlechts erkennen. Indem er sich Gott in Einheit mit dem unendlichen Leben der Natur dachte, erfüllte ihn vor allem die überschwängliche Idee von der Einheit des Gottesgeistes mit dem Menschengeiste und trat ihm die Welt vorwiegend in ihrer Schönheit und Harmonie entgegen. Aber vor dem gefährlichen Sichverlieren in die Welt der Ideale wurde er durch die Erfahrung von der Wirklichkeit des Weltlebens, von der in derselben herrschenden Sünde und den aus ihr folgenden Uebeln, namentlich durch die Drangsale des Krieges und der öffentlichen Noth, bewahrt. Sein Vater ließ ihn nach Hause zurückkehren beim Eintreten der feindlichen Belagerung Breslaus. Diese Wendung in seinem Jugendleben und die Stille des Landlebens dienten ihm zur Erlangung einer tieferen Selbsterkenntniß und eingehenderen Kenntniß vom wirklichen Leben. „Je mehr ich, sagt er von seiner damaligen inneren Entwicklung, die wirkliche Welt kennen lernte, um so unermeßlicher erschien mir der Abstand zwischen dem, was der Mensch in der Gemeinschaft Gottes sein sollte und in der Wirklichkeit" ist. Er betrachtete freilich das Böse nur von seiner negativen Seite als Unvollkommenheit und Mangel. Es war ihm „in das Geheimniß einer Naturnothwendigkeit gehüllt". Aber er kam bald zu der Einsicht, daß dies mit der Heiligkeit Gottes unvereinbar sei, und daß die Sünde das freie Werk des menschlichen Willens und der Mißbrauch dieses Willens der Grund des Abfalls von Gott sei. Er kam zu der Erkenntniß, daß die Sünde allein der Urgrund aller Störung der Harmonie in der physischen und geistigen Welt sei, befand sich aber unter dem Einfluß des damals weitverbreiteten Cultus des Genius und gewisser katholischer Lehren über die Kraft des Willens und menschliche Verdienste in dem Irrthum, daß der Mensch durch seine eigene Kraft die nur auf die sinnliche Seite der Seele beschränkt gedachte Sünde mit ihren Folgen überwinden und durch eigene That und eignes Verdienst Gottes Beistand und Wohlgefallen sich erwerben könne. Mit tiefem sittlichem Ernst verfolgte er bei dem Nachdenken hierüber neben der Offenbarung Gottes in der Natur und in der inneren Stimme des Gewissens die unmittelbare Offenbarung Gottes in der Geschichte als Zeichen der Liebe Gottes, die dem sündigen Menschen mit Wort und That, Gesetz und Warnung zu Hülfe komme. Aber da er das Hauptgewicht auf das Menschenwerk und menschliche Verdienst legte, so faßte er die christliche Offenbarung wesentlich nur als Gesetz und Gebot, als Anweisung zu verdienstlichem Handeln und Abschreckung von sündhaftem Thun und die Kirche galt ihm als Organ dieser gesetzlichen Offenbarung.

Bei seinem theologischen Studium blieb ihm die heilige Schrift wegen der unlebendigen äußerlichen Methode in den gehörten exegetischen Vorlesungen ein verschlossenes Buch. Um so mehr betrachtete er die schriftliche Tradition in der Kirchenlehre als das Hauptfundament der christlichen Wahrheit. Um so eifriger wandte er sich dem Studium der Dogmatik und Moral zu. Aber die scholastische, „fast juristische Methode" bei der akademischen Behandlung dieser Disciplinen konnte ihn trotz der dabei empfangenen Anregung zu ernstem Forschen und Nachdenken im tiefsten Grunde seines Herzens nicht befriedigen. Da erfuhr er eine bedeutsame, für seine ganze fernere religiöse Entwicklung entscheidende Wendung und Ver=

tiefung seines innern Lebens durch den Einfluß, den die Bestrebungen frommer süddeutscher Theologen um Förderung inneren Christenthums und lebendigen Glaubens, namentlich die Schriften Michael Sailer's und seiner Schüler, auf ihn ausübten. Er gelangte dadurch allmählich zu einer tieferen Erkenntniß des Wesens der Sünde als einer den ganzen natürlichen Menschen beherrschenden Gottentfremdung. Er mußte bald deß inne werden, daß es dem Menschen unmöglich sei, aus eigener Kraft die Wahrheit in Gott zu erkennen und das Gesetz zu erfüllen. Je mehr er sich auf dem Wege ernster Selbstprüfung in sein eigenes Innere vertiefte, um so mehr wurde er von dem Gefühle der eigenen Sündhaftigkeit durchdrungen, desto schmerzlicher erfüllte ihn das Bewußtsein seiner Hülflosigkeit und Hülfsbedürftigkeit und des Mangels an Erkenntniß des wahren Heilswegs nicht blos im Blick auf sein eigenes Seelenheil, sondern auch auf seinen zukünftigen Seelsorgerberuf. Dieser tiefe Kummer seiner Seele trieb ihn, seine Zuflucht zu der heiligen Schrift zu nehmen. Er hatte sie bis jetzt meist nur als ein Gesetz- und Lehrbuch in der Absicht gelesen, um daraus die Belegstellen für die Sitten- und Pflichtenlehren und die kirchlichen Dogmen zu entnehmen. Jetzt fühlte er sich von der Herrlichkeit und Macht des Wortes Gottes hingenommen. Mit seiner Sehnsucht „nach Erleuchtung, Kraft und Hülfe“ vertiefte er sich unter Anregung und Förderung durch die in die heilige Schrift einführenden Vorlesungen des aus der katholischen Kirche zur evangelischen übergetretenen Professors Adalb. Barthol om. Kayßler, der seine Zuhörer ermunterte, das Wort Gottes in der Schrift mit kindlichem unbefangenem Sinn in Demuth und Andacht im Zusammenhang zu lesen, immer mehr in das Ganze der Schrift. In ihrem Lichte empfing er eine lebendige Erkenntniß von der Offenbarung Gottes im Leben und in der Geschichte der Menschheit vom Anfang der Schöpfung bis zur Erlösung durch Christum und zur Sendung des heiligen Geistes, aber auch Erleuchtung, Tröstung und Stärkung inbetreff des eignen Seelenheils und des Weges zum Heil und Frieden allein in Jesu Christo. Die Wahrheit von des Menschen Sünde und Schuld und von Gottes Heiligkeit und Gnade in Christo ging seinem Geistesauge immer heller im Licht der Ewigkeit auf. „Wie kann ein wilder Baum edle Früchte tragen“? ruft er aus. „Hiernach mußte mir immer mehr klar werden, wie der Mensch nur durch eine völlige Erneuerung, durch die Umwandlung des innersten Lebensgrundes, wie die Schrift sagt, durch die Wiedergeburt, das Anziehen eines neuen Menschen, gerettet und Gott wohlgefällig werden kann“.

Diese entscheidungsvolle Wendung seines inneren Lebens zum Licht des Evangeliums hin, wie es ihm aus der heiligen Schrift entgegenstrahlte, führte ihn auf den richtigen Weg zur Erkenntniß des Wesens und der Absicht der in Christo geoffenbarten Gnade Gottes „als seiner völlig unverdienten Liebe, in der er das von ihm abgefallene sündhafte Geschlecht nicht verläßt und auf wunderbare Weise sein Heil bereitet“, nachdem er sich in den verschiedenen Epochen seiner Entwicklung bald mehr vom Pelagianismus, bald mehr von der Augustinischen Lehre angezogen gefühlt hatte. Was er in den dogmatischen Lehrbüchern nicht gefunden hatte, das fand er in der heiligen Schrift: die Klarheit darüber, daß die in Gott ruhende freie Gnade im Evangelium wesentlich verschieden sei von der sogenannten Gnade, die unseren Werken und Verdiensten folgt. Er erkannte in ihrem Licht, daß diese mit Gottes heiliger Liebe gepaarte Gnade nicht bestimmt sein kann, den freien Willen im Menschen aufzuheben. Der Gegensatz zwischen Gnade und Freiheit löste sich ihm dadurch, daß ihm die Freiheit des Evangeliums „als eine Freiheit in höherem Sinn erschien, nämlich als die Aufhebung der Knechtschaft der Sünde und ihrer Folgen, als die Erhebung zur ewigen Wahrheit und Güte, als der Weg zur Kindschaft Gottes“. Mit dieser Freiheit sah er den Glauben

aufs innigste verbunden, den er im Licht des göttlichen Wortes als völlige Hingabe an Gott, als feste Zuversicht zu seiner in Christo geoffenbarten Liebe, als unbedingtes kindliches Vertrauen auf die Allmacht der Gnade erkannte, wodurch sie die Kraft zu allem Guten verleiht, zum Frieden in Gott und zu der Hoffnung der Seligkeit führt, — das Alles im Gegensatz gegen den bloßen Verstandesglauben und Auctoritätsglauben. Er erfuhr mit dieser Erkenntniß immer mehr an seinem eigenen Innern die Kraft dieses wahren lebendigen Glaubens als einer Frucht des Geistes und Herzens, des Gemüthes und Willens, des innern Menschen in seiner Totalität. Es wurde ihm aus eigenem Erleben immer klarer, daß der Glaube erst zur vollen Erkenntniß der tiefen Schuld und zur wahren Reue und Sehnsucht nach der Gnade führt. Er erkannte nun erst das wahre Verhältniß dieses Glaubens zu der Gnade Gottes. Wie er sich durch die in der Schrift bezeugte Gnade zu dem Glauben als der festen Zuversicht, die aus dem Quell des Lichts und der Wahrheit selbst entspringt, geführt sah, so erkannte er jetzt in der Gnade die heiligste Offenbarung der Liebe Gottes und den auf das Evangelium gegründeten Glauben als den Weg und das Mittel, um für das Empfangen der göttlichen Gnade fähig zu machen. Die Gnade wurde ihm durch diesen Glauben zur Gotteskraft, wodurch der Christ zur vollen Erneuerung und wahren Wiedergeburt gelangt. Mit diesem Glauben sah er sich auf den festen Grund der großen Gnadenthat Gottes, der Versöhnung und Erlösung des ganzen Menschengeschlechts durch Christum gestellt, und erkannte er immer mehr, wie durch die Offenbarung dieser Gnade in Christo ein neues Licht, eine neue Kraft in die Welt gekommen und der Anfang einer neuen Weltordnung erschienen sei. Er lernte jetzt das Wort des Herrn: „Ich bin das Leben", immer mehr verstehen. Christus wurde ihm, wie, als Gabe Gottes an die Menschheit, die Erscheinung der Liebe Gottes gegen die Welt, so auch die Erscheinung der vollkommenen Liebe zu Gott und des alleinigen vollkommenen Liebesgehorsams, in welchem er sein heiliges Leben als Opfer für die Sündenschuld der Welt hingiebt und den Weg zur Kindschaft mit Gott und zu einem neuen, Sünde und Tod überwindenden Leben, zu einem neuen Leben in lebendigem Glauben und in der aus dem Gefühl der gemeinsamen durch Christum gestifteten Kindschaft mit Gott entsprungenen Liebe bereitet. Auf der Grundlage der in solchem Glauben ergriffenen Liebe Gottes in Christo sah er im Licht des neuen Testaments sich ein Leben vor Augen gestellt, das in voller Hingabe des Herzens und unbedingtem Gehorsam gegen Gott nur der Ehre und Herrlichkeit Gottes dienen und mit ihm vereint sein will, Christi leuchtendes Vorbild.

Mit der im wesentlichen evangelischen Glaubensstellung, die er für sein inneres Leben auf dem bisher geschilderten Wege gewonnen hatte, verband sich bei ihm die Erkenntniß von der Macht der Gnade in dem Erlösungswerk Christi, wie sich dieselbe auch in der Reinigung und Heiligung aller Lebensverhältnisse, in den natürlichen Stiftungen der Familie, Freundschaft, Geselligkeit und des Staatslebens offenbaren müsse. Aber die volle Offenbarung dieser alle gottgeordneten natürlichen Gebiete heiligenden Erlösungsgnade sah er erst in der innigen Gemeinschaft aller derer, die von ganzem Herzen wahrhaft an Christus glauben; und diese bis ans Ende der Zeiten dauernde Gemeinschaft derer, in denen sein Leben wohnt, ist ihm die Kirche. Er erfaßt in evangelischem Sinn das Wesen der Kirche von Seiten ihres inneren Lebens als die von dem Herrn zur Gründung seines Reiches auf Erden gesammelte Gemeinde der Heiligen, mit denen er als ihr Haupt in Ewigkeit verbunden sein will und die als Glieder seines Leibes von ihm Kraft und Leben empfangen sollen. Aber so nahe dem evangelischen Begriff von der unsichtbaren Kirche und von ihrem durch Wort und Sacrament in die Sichtbarkeit tretenden Gemeinschaftsleben fühlte

er sich doch an das römisch-katholische Dogma von der Kirche unzertrennlich gebunden. Mit vielen gleichgesinnten frommen Männern der römischen Kirche hielt er an der äußeren und der dieselbe begründenden Apostolicität der katholischen Kirche, die von den Bischöfen als den Nachfolgern der Apostel kraft der ihnen von Christus unmittelbar verliehenen Vollmacht regiert werde, unverbrüchlich fest.

Dadurch wurde nun auch sein Urtheil über die Reformation bestimmt, die er als aus einem subjectivistischen Streben, aus einem ungebührlichen und willkürlich geltend gemachten Anspruch auf persönliche Ueberzeugung und Untrüglichkeit hervorgegangen ansah. Er betrachtete und verurtheilte sie als einen Riß in die um jeden Preis festzuhaltende Einheit, als eine Störung der gottgewollten Entwicklung der Kirche. So fühlt er sich als ein treuer Sohn der in der Hierarchie organisirten und ihre äußere Einheit behauptenden Kirche, innerhalb deren er freilich auf gut evangelisch auch wieder eine wirklich vorhandene, im lebendigen Glauben an Jesum Christum verbundene Gemeinschaft unter ihm als dem unsichtbaren Haupt als Kirche erblickte. Bei dieser zwiespältigen Auffassung sah er sich unter dem Einfluß der Schriften von Pascal, Fenelon, Sailer und dessen Schülern in der Ueberzeugung bestärkt, daß die „katholische Kirche, auf dem apostolischen Grunde ruhend und nach Heiligkeit strebend allein die wahre sein könne, und daß sie von Gott bestimmt sei, einst alle Confessionen in sich wieder zu vereinigen". Er verkannte zwar die Mängel und Mißbräuche in derselben nicht. Aber in jener Ueberzeugung sah er sich dadurch bestärkt, daß gegenüber dem in der Kirche vorhandenen Unglauben und weltlichen Wesen, sowie gegenüber dem rein äußerlichen Kirchen- und Christenthum über ganz Deutschland hin eine Anzahl von wahrhaft frommen Kirchenmännern in der katholischen Kirche bestrebt waren, das innere Leben in Christo zu pflanzen und zu pflegen. Im Zusammenhang damit glaubte er unter den über die Nation hereingebrochenen Strafgerichten Gottes und unter der schweren Noth der Zeit im Volk eine Umwandlung zum Besseren wahrzunehmen und hoffen zu können, daß in der Kirche ein neues Leben erstehe und dieselbe in steter Vervollkommnung fortschreiten werde. Dazu kam, daß nach seiner ausdrücklichen Aussage „die vorangegangene rationalistische Entwicklung in der protestantischen Kirche nicht wenig dazu beitrug, die katholische Kirche ihm in ihrem günstigsten Licht erscheinen zu lassen". Mit dieser idealen kirchlichen Anschauung trat er in den kirchlichen Beruf ein.

Er empfing nach abgelegtem theologischem Examen die niederen Weihen (1809), und nach Beförderung zum Subdiakonat und Diakonat (1810) die Priesterweihe in der Collegiatkirche zum h. Kreuz in Breslau (1811). Es war zuerst seine Absicht, Landpfarrer zu werden, da er für die Wirksamkeit eines solchen eine besondere Vorliebe gefaßt hatte. Aber diese wurde in ihm bald überwogen durch den Eindruck, den die erfolgreiche Wirksamkeit mancher Professoren auf ihn gemacht hatte, und durch die Erwägung, daß die Vorbereitung junger Männer für den Kirchendienst und die Seelsorge doch noch ein größerer und einflußreicherer Wirkungskreis sei, als der eines einzelnen Pfarrers einer Gemeinde. So faßte er den Entschluß, sich dem theologischen Lehramt zu widmen. Er setzte zu diesem Zweck seine philologischen und philosophischen Studien fleißig fort, die er bisher neben den theologischen betrieben hatte. Er sah sich jedoch bald genöthigt, diese Absicht ganz aufzugeben und auch auf den Eintritt in irgend ein kirchliches Amt zu verzichten, als ihn eine schwere Brustkrankheit befiel, durch deren weitere Folgen er sich für jetzt die Aussicht auf eine amtliche Wirksamkeit, mit der eine Anstrengung der Lunge und Brust verbunden war, verschlossen sah.

Er folgte indessen nicht dem ihm gegebenen Rath, inbetracht dessen, daß er die Weihen noch nicht erhalten hatte, eine andere Lebensbahn einzuschlagen, sondern setzte in der Hoffnung auf völlige Genesung seine Studien in stiller Zurück-

gezogenheit fort. Während dieser Zeit war es für sein inneres Glaubensleben, nach allem was bisher über dasselbe berichtet worden, von großer Bedeutung, daß er sich viel mit dem Lesen der heiligen Schrift beschäftigte. Dabei war es sein bleibender Wunsch, in irgend einer Weise der Kirche dienen zu können, wenn er auch die Hoffnung aufgeben mußte, dies in einem mit Anstrengung der Brust verbundenen Amte zu thun. Da erging nach kurzer Zeit 1811 unerwartet und ungesucht von dem Fürstbischof von Breslau, dem Fürsten Hohenlohe, an ihn der Ruf, eine Stelle als Assessor und Secretär im Vicariatsamt, der Behörde, welche die geistlichen Geschäfte der Diöcese leitet, anzunehmen. Mit Freuden folgte er diesem Ruf, der ihm wie eine Stimme von oben erschien. Indem er sich nun plötzlich aus einem contemplativen Leben in ein vielgestaltiges äußeres praktisches Wirken versetzt sah, lernte er erst das wirkliche Leben mit allen seinen Nöthen, Gefahren und Bedürfnissen recht kennen. Er erkannte in dieser Schule des Lebens immer mehr, wie wenig Gewicht auf eine nach außen glänzende Wirksamkeit und auf in die Augen fallende Erfolge zu legen sei, wie gar wenig dabei in Wahrheit erreicht werde und wie es bei solcher Amtsführung ganz besonders Noth thue, „in Demuth und Selbstverleugnung die Wege Gottes zu erforschen und ihnen in Kraft des Glaubens und der Liebe zu folgen". In dieser demüthigen Gesinnung aufrichtiger Gottergebenheit folgte er dem Zuge seines Herzens zur Theilnahme an einem über die Grenzen seiner Kirche weit hinausragenden Werk, welches ihn in eine innige Verbindung mit gleichgesinnten Männern der evangelischen Kirche brachte und ihm Gelegenheit bot, seine Liebe zu der heiligen Schrift zu bethätigen und in weiteren kirchlichen Kreisen dem Wort Gottes, welches ihm bisher so viel Licht, Kraft und Trost gespendet, die Wege bahnen zu helfen. Bei einem Aufenthalt im väterlichen Hause erfuhr er aus den Zeitungen, daß sich eine Gesellschaft zur Verbreitung der h. Schrift unter Christen aller Confessionen gebildet habe. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, der Laienwelt, insbesondere allen ärmeren Christen, den Quell des Lebens im Worte Gottes möglichst zugänglich zu machen, entschloß er sich sofort, der Bibelgesellschaft beizutreten und neue Testamente, die mit bischöflicher Approbation versehen wären, zu verbreiten. Er theilte seinen Entschluß dem Bischof mit und erhielt von ihm unmittelbar sofort eine zustimmende Antwort. Aber bei seiner Rückkehr nach Breslau wurde er von seinen unmittelbaren Vorgesetzten deswegen übel aufgenommen und hart angelassen. Sie wiesen ihn gegen sein Vorhaben auf die bestehenden kirchlichen Verordnungen gegen das Bibellesen der Laien hin. Dagegen konnte er freilich eine große Anzahl von Beispielen aus allen Jahrhunderten geltend machen, mit denen dieses Verbot in entschiedenem Widerspruch stand. Da rückte man ihm die Einheit der Kirche vor, die durch das Bibellesen der Laien in Gefahr komme. Er sah sich mit dem Verlust seines Amtes bedroht, ließ sich aber trotzdem nicht bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen, zumal er bei einigen seiner Amtsgenossen Beifall fand und die Widersacher unter ihnen nach einigem Besinnen es nicht für zeitgemäß hielten gegen ihn einzuschreiten. Indessen wurden ihm dabei die größten Schwierigkeiten bereitet. Er mußte es zu seinem Schmerz erleben, daß die heiligen Schriften, welche an das Vicariatsamt gesandt wurden, mit Beschlag belegt wurden, obgleich sie mit bischöflicher Approbation versehen waren. Er konnte nur die Exemplare vertheilen, die unmittelbar an ihn und seine Freunde geschickt waren. Trotz aller Widerwärtigkeiten blieb sein Name unter dem Aufruf stehen, mit welchem die Breslauer Provinzialbibelgesellschaft um Beiträge zu dem Werk der Bibelverbreitung bat, und das betreffende Einnahmebuch der Gesellschaft trägt noch heute auf dem ersten Blatt in dem Verzeichniß der Begründer der Gesellschaft seinen Namen. Die Bibelsache war ihm auf Grund seiner eigenen Erfahrung von der beseligenden Kraft

des Wortes Gottes eine wahre Herzenssache geworden. Denn er sah die heilige Schrift, wie er ausdrücklich bezeugt, „als das höchste von Gott verordnete Mittel an, den lebendigen Glauben in den Herzen der Gemeinde zu wecken und zu stärken, und dadurch auch die wahre Einheit des Einzelnen und der Gemeinde mit Christo zu fördern“. Zu seinem Trost konnte er wahrnehmen, daß die Bibelverbreitung nicht blos in den Städten, sondern auch auf dem Lande Beifall fand und besonders viele Geistliche, selbst die am meisten als streng orthodox bekannten, ihn unterstützten. So konnte er sich bei seinem Bemühen der Hoffnung hingeben, daß das Widerstreben gegen die Verbreitung der heiligen Schrift sich allmählich werde beseitigen lassen und die Zahl der Geistlichen sich mehren werde, welche auch für ihren Gebrauch in der Kirche und in Hausandachten sorgen würden.

Indessen machten ihm die dabei erfahrenen Widerwärtigkeiten den Austritt aus seiner bisherigen Stellung leicht, als an ihn die Aufforderung erging, eine Stelle an der königlichen Regierung in Breslau zu übernehmen, mit welcher auch die Arbeiten im Oberpräsidium und im Provinzialconsistorium verbunden waren, welche die Kirche und das höhere Schulwesen betrafen. Er glaubte darin einen Ruf Gottes zu erkennen, dem er zu folgen habe. Nach der damals bestehenden Einrichtung wurden alle Kirchen- und Schulangelegenheiten ohne Unterschied von den Räthen beider Confessionen unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten behandelt. Auch die evangelischen Kirchenangelegenheiten wurden in derselben Session in Gegenwart der katholischen Mitglieder verhandelt, da ein besonderes Consistorium für die protestantischen Kirchensachen noch nicht bestand. Auf dem Gebiet des höheren Schulwesens glaubte er wahrzunehmen, daß die katholischen Gymnasien in Hinsicht auf die religiöse und sittliche Erziehung und Ausbildung der Jugend den protestantischen überlegen seien. Dagegen war es ihm unzweifelhaft, daß diese meistentheils vor jenen in wissenschaftlicher Beziehung den Vorzug verdienten. Er glaubte daher an seinem Theil dazu vor allem mitwirken zu müssen, daß die katholischen Gymnasien in wissenschaftlicher Hinsicht mit den protestantischen die gleiche Höhe erreichten. Er gerieth im Anfange dieser seiner Wirksamkeit in nicht geringe Bedrängniß und harte Kämpfe infolge der Collisionen, die zwischen den staatlichen und kirchlichen Behörden nicht ausbleiben konnten. Beiden gegenüber legte er bestimmt und rückhaltlos seine Grundsätze dar, nach seiner auf den Frieden gestimmten Natur immer beflissen, die Gegensätze zu mildern oder auszugleichen. Zu seiner Genugthuung gelang ihm das immer mehr. Bei aller Verschiedenheit der Ansichten stimmten beide Behörden doch darin überein, daß durch ein friedliches Zusammenwirken beider ein günstiger Erfolg am sichersten erreicht werde. Dadurch wurde es ihm bei allem Festhalten an seinen Grundsätzen immer leichter, die Collisionen zu beseitigen und den Frieden zu erhalten. Bei allem, was er in Regierung und Consistorium für das Schulwesen leistete, konnte er unter solchen Umständen zuletzt mit voller Freudigkeit arbeiten und das Bewußtsein haben, „daß es der Kirche wesentlich zu Gute komme, sowie daß, was er in der geistlichen Behörde wirkte, dem Staat in der Grundbedingung seines neuen Lebens förderlich sein müsse“. Es zeigt sich hier, mit welcher Entschiedenheit und mit welch klarem Blick er das Verhältniß und die enge Verbindung zwischen dem staatlichen und kirchlichen Interesse richtig erkannte und nach beiden Seiten hin Gerechtigkeit und Friedfertigkeit bei allen vorhandenen Unterschieden und Gegensätzen als die Hauptfactoren eines ersprießlichen modus vivendi et agendi geltend machte. Es fällt von dieser seiner Stellung und Haltung schon ein Licht auf sein späteres Verhalten in dem Streit zwischen Staat und Kirche, in den er sich durch seine weitere Lebensführung gegen seinen Willen gestellt sah. Für jetzt sah er sich durch seine amtliche Thätigkeit in den beiden Behörden, der staatlichen und kirchlichen, noch besonders genöthigt, sich

eine tiefere Einsicht in das Verhältniß zwischen der katholischen und evangelischen Kirche zu verschaffen, als es bisher geschehen war.

In seiner Ueberzeugung, „daß die Eine katholisch-apostolische Kirche allein die wahre sein könne, ausgestattet mit der Kraft, trotz scheinbarer Rückschritte in den Herzen der Gläubigen das Reich Gottes in zunehmender Reinheit und Heiligkeit zu bereiten", ließ er sich freilich weder durch seine jetzigen Beziehungen und den Umgang mit den Regierungscollegen noch durch die Freundschaft mit wahrhaft frommen und gelehrten Protestanten wankend machen. Es blieb ihm angesichts des weiten Auseinandergehens der Ansichten der protestantischen Theologen selbst in wichtigen Punkten um so ausgemachter, daß die Grundbedingung der Kirche, die Einheit, in der protestantischen Kirche nicht zu erreichen sei. Um aber das Wesen der letzteren noch klarer zu erkennen, entschloß er sich, mit den symbolischen Schriften derselben sich eingehender zu beschäftigen.

Hier traten ihm vor allem zwei Hauptwahrheiten entgegen, die er von den Reformatoren besonders hervorgehoben sah und die er in der evangelischen Kirche ganz richtig als Hauptpunkte von wesentlicher Bedeutung erkannte. Das waren einerseits die Lehren von der dem Worte Gottes innewohnenden göttlichen Kraft, vermöge der jedem, der in kindlicher Demuth sich ihm hingiebt, die Gnade der Erleuchtung zutheil wird, deren er zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Erweckung und Stärkung bedarf, — anderseits die Auffassung des Glaubens als eines lebendigen zuversichtlichen Vertrauens auf die Gnade, in welchem die Fülle der Liebe und Hoffnung nothwendig enthalten, und welches sowohl eine That des Gott zugewendeten Geistes und Herzens als auch eine Kraft Gottes zur Wiedergeburt durch die Gnade sei. Beiden Lehren konnte er in der Hauptsache von Herzen beistimmen. Aber in beiden Beziehungen glaubte er der protestantischen Kirche doch nicht einen wirklichen Vorzug einräumen zu können, da er sich vergegenwärtigte, wie doch auch in der katholischen Kirche lange vor der Reformation und in der jüngsten Zeit die gewichtigsten Auctoritäten das Ansehen der Bibel neben der Tradition geltend gemacht hätten und in der Gegenwart für die allgemeine Lesung der Schrift immer mehr werde gesorgt werde, — und andererseits in der protestantischen Kirche, wie schon zur Zeit der Reformatoren, so besonders bald darauf an die Stelle des wahren Herzensglaubens wieder eine Art Scholastik und todter Orthodoxie, verbunden mit leidenschaftlichem Streit über Lehrmeinungen und menschliche Satzungen und Verfolgungssucht, schließlich sogar der platte Rationalismus getreten sei. Durch die Betrachtung jener beiden Grundlehren der protestantischen Kirche sah er sich keineswegs in seiner Ueberzeugung, daß die katholische Kirche die Eine wahre Kirche Christi sei, erschüttert, sondern in der Ansicht, „daß der auf subjectiver Verstandesspeculation ruhende Dogmatismus einzelner nicht von Leidenschaften freier Reformatoren zu Unfrieden, zu Spaltung in der Kirche, zu Skepticismus und Rationalismus geführt habe".

Dagegen verschloß er seinen Blick nicht, wie so viele Katholiken, gegen die Thatsache, daß die Verweltlichung der katholischen Kirche an Haupt und Gliedern, der Unglaube und Aberglaube, arge Mißbräuche und Verirrungen in den Zeiten der Reformation den höchsten Grad erreicht hatten. Er war zu wahrheitsliebend, als daß er die groben Mißbräuche und Irrthümer vor sich und andern hätte bemänteln wollen, die in seiner Kirche in dem wiederauflebenden Ablaßunwesen, in der Zunahme der Heiligenverehrung, in dem Umsichgreifen der Andachten vor angeblich wunderthätigen Bildern, in dem Glauben an die Wunderkraft von Amuletten, Rosenkränzen, Medaillen, im Ueberhandnehmen des Wallfahrtsunwesens hervortraten. Aber er war erfüllt von der idealistischen Hoffnung, daß alle diese Uebel und Mißstände durch richtige Darstellung der christlichen Lehre und ihre Anwendung im Leben, sowie durch Hebung des gesammten Unterrichtswesens,

durch Ausbildung einer tüchtigen, von christlichem Geist durchdrungenen Geistlichkeit in den geistlichen Seminarien und durch Concentration des theologischen Studiums zu einem gründlichen Schriftstudium allmählich, aber gründlich von Innen heraus wieder überwunden werden. — Wie sah er sich jedoch in dieser Erwartung getäuscht! Von seiner Meinung, daß die wiedererweckten Mißbräuche nur vorübergehenden Einfluß haben würden, mußte er bald zurückkommen, als er die religiösen und sittlichen Zustände im südlichen Deutschland und in Italien, sowie die Thätigkeit der römischen Curie genauer kennen lernte, deren Rückkehr nach Rom nicht eine Besserung der Zustände, sondern eine Verschlimmerung derselben zur Folge hatte. Im Widerspruch mit seinen Hoffnungen auf eine Erneuerung des kirchlichen Lebens, über deren alleinigen Quell und Ursprung in der Macht des lauteren Evangeliums er sich noch keineswegs klar geworden, sah er zu seinem Schmerz, wie alles Unheil in der Kirche, alle Irrthümer und Mißbräuche, alle Herrschsucht und Lüge im Klerus mehr und mehr in der Aufrichtung einer päpstlichen Allgewalt, und namentlich in der Herstellung des Jesuitenordens und der Ausbreitung seiner Macht über alles äußere und innere Leben der Kirche gipfelte. Er sah, wie die eifrigen Vertreter des Grundsatzes von der Alleinherrschaft des Papstes und die Vertheidiger der alten Mißbräuche begünstigt und befördert, dagegen alle die, welche im Sinn eines Johann Gerson, Bossuet, Fenelon, Noailles u. A. die katholische Apostolicität, die oberste Auctorität der Concilien und die die Freiheit der Kirche dem Papstthum gegenüber wahrnehmenden gallicanischen Artikel in Schutz nahmen und sich gegen die in die Kirche eingerissenen Mißbräuche erklärten, nur Tadel, Zurücksetzung und Strafen erwarten durften. „Es war mir klar, ruft er aus, daß bei der großen Macht des römischen Stuhls mit Hülfe der Curie, der Jesuiten und der Diplomatie die von Gott in seiner Kirche gestiftete apostolische Ordnung nochmals zerstört werden könnte, aber auf Kosten des Friedens der Kirche, des christlichen Staats und der christlichen Familie". Aber trotz alledem, trotz der Erkenntniß von allem Staat und Kirche bedrohenden Unheil, hielt er doch noch an dem Glauben fest, daß der Herr seine Kirche nicht verlassen könne und alles Ueble und Arge nach seiner Weisheit, wenn auch nach schweren Prüfungen, ihr zur Läuterung und Stärkung werde dienen lassen.

Bei fleißig fortgesetztem Studium der Kirchengeschichte wurde ihm immer klarer der fundamentale Gegensatz des in der Kirche vorhandenen Verderbens gegen die Hoheit und Herrlichkeit der apostolischen Zeit, und namentlich der Widerspruch des alle Herrschaft, geistliche und weltliche, in der Lehre von den zwei Schwertern und in Ueberhebung über alle weltliche Fürstenmacht und bischöflich-geistliche Organisation sich anmaßenden Papstthums mit dem Geist und der Lehre Jesu Christi, des unsichtbaren Herrn der Kirche. Von dem kirchlich-politischen Standpunkt konnte er in der alle kirchlichen und staatlichen Potenzen in sich aufhebenden Alleinherrschaft des Papstthums nur eine Aufhebung „der selbständigen, auf göttlichem Recht ruhenden Stellung erblicken, welche die deutschen Kirchenfürsten bei dem westfälischen Friedensschluß und nach demselben einnahmen, um die für den Frieden der Confessionen und Staaten unentbehrlichen Observanzen und Ordnungen einzurichten".

Diese durch Geschichte und Erfahrung gewonnenen Grundsätze konnten nicht verborgen bleiben. Die Folge davon zeigte sich, als er nach dem Tode des Fürstbischofs v. Schimonsky als der älteste Prälat und als Propst des Domcapitels von diesem zum Bisthumsverweser gewählt wurde. Er war weit davon entfernt anzunehmen, daß die Bischofswahl auf ihn fallen könnte. Er hielt sich bei seiner hohen Meinung von diesem Amte und in so schweren Zeiten dessen nicht würdig und fähig, zumal als er wegen seiner körperlichen Schwachheit sich

außer Stande sah, das Predigtamt zu üben, welches er doch für einen wesentlichen Theil des bischöflichen Amtes ansah. Auch konnte er wohl trotz des Vertrauens, von welchem ihm der Minister v. Altenstein wiederholt Beweise gegeben hatte, wegen der entgegengesetzten starken Einflüsse kaum hoffen, daß, wenn dieser ihn auch wirklich dem Könige für den fürstbischöflichen Stuhl empfehlen würde, seine Wahl zu Stande kommen würde. Außerdem hatte er bereits wenige Jahre zuvor dem Wunsch des Königs gegenüber, daß er ein benachbartes Bisthum übernähme, sich aus Gewissensgründen ablehnend erklärt, indem er versicherte, daß er bei dieser Ablehnung weit davon entfernt sei, die Wahl für das Breslauer Bisthum zu wünschen oder im Fall der Wahl dieselbe anzunehmen. Er hütete sich daher, bei der interimistischen Verwaltung desselben mit Neuerungen vorzugehen oder auch nur den Schein solcher Absicht zu erwecken, um nicht dem zu wählenden Bischof vorzugreifen.

Trotzdem wurde er alsbald zunächst wegen seiner Freundschaft mit Protestanten als ein gefährlicher Neuerer und unkatholischer Mann verleumdet. In diesem Ton wurden in Pamphlets und Zuschriften gegen ihn allerlei Beschuldigungen erhoben, unter denen besonders darauf, daß er die Einheit und Katholicität der Kirche nicht gehörig anerkenne, das Hauptgewicht gelegt wurde, obgleich er vielfach durch Wort und That für beides Zeugniß genug abgelegt zu haben glaubte. Sehr schmerzlich mußte ihn das hinterlistige feindliche Treiben seiner Widersacher berühren, die unter dem Schein der Frömmigkeit und des Eifers für die Religion gewissenlos zu den schlechtesten Mitteln griffen, um ihn als Bischof unmöglich zu machen, indem sie allerlei Verleumdungen gegen ihn ausbreiteten, unwahre Aeußerungen ihm andichteten, und lügenhaft ihm Handlungen zur Last legten, an die er nie gedacht. Es war ihm unter solchen Umständen trostreich und stärkend, daß er doch auch von mehreren Seiten, insbesondere von älteren, an Erfahrung reicheren Männern die rührendsten Beweise der Anhänglichkeit und Anerkennung erfuhr. Und das ermuthigte ihn, zu hoffen, daß es trotz aller im Finstern schleichenden Umtriebe ihm doch mit Gottes Hülfe gelingen würde, die Bisthumsverwaltung in Frieden und mit einigem Segen dem künftigen Bischof übergeben zu können. Da sah er sich trotz aller Feindseligkeiten wider seinen Wunsch und sein Erwarten plötzlich vor die ernsteste und schwerste Entscheidung seines Lebens gestellt, als der Minister v. Altenstein bei ihm anfragte, ob er die Wahl zum Bischof von Breslau, wenn sie auf ihn fallen sollte, anzunehmen geneigt sein werde, und zugleich ihm zu erkennen gab, daß dies der ausdrückliche Wunsch des Königs sei. Es verursachte ihm dies einen schweren inneren Kampf. Er konnte in tiefer Angst seines Herzens nur zu Gott beten, daß Er ihn erleuchten und Seinen Willen ihm kund thun wolle. Er legte die Angelegenheit ganz in Gottes Hand und nahm sich vor, nichts zu thun, was Gottes Wegen hätte entgegen sein können. In diesem Sinne antwortete er dem Minister, freilich mit dem Wunsch, daß es Gott gefallen möge, ihn von einer so schweren Aufgabe zu entbinden.

Da geschah, was weder er noch seine Freunde erwartet hatten. Trotz aller Intriguen und Machinationen wurde er vom Capitel einstimmig durch Acclamation, was bis jetzt nicht vorgekommen war und als Ausdruck des größten Vertrauens gelten mußte, zum Bischof gewählt (1835). Zur Verhütung einer möglichen Uebereilung des Capitels fühlte er sich in seinem Gewissen gedrungen, demselben die oben erwähnten Bedenken und Gründe gegen seine Berufung zu einem so hohen, verantwortungsvollen Amte in aufrichtiger Demuth und Bescheidenheit vorzutragen, und dabei besonders hervorzuheben, daß er bei dem päpstlichen Stuhle angeschwärzt sei und deshalb besorgen müsse, daß er eine ersprießliche Wirksamkeit nicht würde üben können, und daß dem Capitel dadurch

allerlei Verwicklungen und Verlegenheiten entstehen könnten. Das Capitel widerlegte diese Gründe und bestätigte seine Wahl durch wiederholte Acclamation. Er glaubte nun darin die Stimme Gottes zu erkennen und sich seinem Willen im Vertrauen auf seinen Beistand unterwerfen zu müssen.

Aber die Widersacher setzten ihre Verfolgungen fort und boten alles auf, um einen Mann, der sich nicht als gefügiges Werkzeug brauchen lassen wollte, in aller Weise zu verdächtigen, indem sie jede von ihm getroffene Maßregel auf das gehässigste deuteten, und dabei bis zum römischen Stuhl hinauf ihre Beziehungen hatten und nicht ohne Erfolg auf die Curie ihren Einfluß auszuüben suchten. Man fuhr fort, ihn als einen Neuerer und Friedensstörer mit allerlei Verleumdungen und Beschuldigungen zu verfolgen. So wurde ihm in gehässiger Weise als eine Verirrung ausgelegt, daß er in seinem Titel nicht „von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden“ schrieb, sondern allein „von Gottes Gnaden“. Er mußte sich hierüber infolge der deshalb höheren Ortes gegen ihn erhobenen Anklage selbst bei dem Ministerium verantworten. Er konnte aber demselben nachweisen, daß der bei weitem größte Theil seiner Vorgänger und die meisten Bischöfe seit einem Jahrhundert „die päpstliche Gnade“ weggelassen hätten, und zwar wohl wegen der unschicklichen Gleichstellung der päpstlichen Gnade mit Gottes Gnade. Man traut seinen Ohren nicht, wenn man den wahrheitsliebenden, treuen, gewissenhaften Mann darüber klagen hören muß, daß im engsten Vertrauen von ihm gethane Aeußerungen schriftlich und mündlich verbreitet, selbst geheime Schriftstücke auf das ärgste mißbraucht und mehrere Erlasse, ehe sie erschienen, öffentlich besprochen und verkehrt ausgelegt wurden, und er sich deshalb genöthigt sah, mehrere, wie z. B. seinen bereits entworfenen Hirtenbrief, auf bessere Zeiten zurückzuhalten, weil er wußte, daß die unschuldigsten Aeußerungen falsch gedeutet und selbst auch darin nicht Gesagtes als Grund zu Anklagen und zur Erregung der Gemüther benützt werden würde. So mußte er sich in seinem Umgang in jeder Beziehung immer mehr Vorsicht auferlegen und auch zu seinem tiefen Bedauern vieles Gute und Zweckmäßige unterlassen, um nicht Anlaß zu falschen Deutungen zu geben.

Indem er im Protestantismus die Fähigkeit, eine Kircheneinheit zu bilden, vermißte, ließ er sich angelegen sein, so viel als möglich die Einheit des Glaubens und der Liebe mit evangelischen Gläubigen zu pflegen und das Streben nach dem Ziel der Wiedervereinigung zu fördern, ohne einer weltklugen Religionsmengerei das Wort zu reden, indem er dabei das Beispiel des Apostels Paulus sich vor Augen stellte, der mit tiefer Weisheit in der Liebe selbst an das, was im Heidenthum gut war, die Lehre des Heils angeknüpft habe. In Bezug auf dieses freundliche und friedliche Verhalten zu den Christen in der evangelischen Kirche sagt er: „Ganz verderblich für beide Theile, am meisten für die Glieder der eigenen Kirche, muß es sein, wenn man das, was zu loben und dem Christenthum gemäß ist, an dem andern Theil herabzusetzen sucht und gar aus politischen Motiven die Wahrheit verleugnet, um die Kluft zu vergrößern, welche die Christen trennt.“ Von diesem Standpunkt aus konnte er die in verschiedenen päpstlichen Bullen enthaltene Anweisung, die Geistlichen anzuhalten, ihren Gemeinden einzuschärfen, daß Niemand außerhalb der römischen Kirche selig werden könne, als durchaus verderblich ansehen. „Um der äußeren Einheit willen“, sagt er, „wird so das innere Leben der Kirche und ihre Einheit mit Christo zerstört.“ Bei solcher Anschauung und dem ihr entsprechendenrn Verhalten wußte er sich, wie er ausdrücklich erklärt, mit den frömmsten und weisesten Männern in Deutschland und den benachbarten Ländern, die seit Jahrhunderten so gedacht, völlig eins. Aber von der Curie, der diese seine Stellung nicht verborgen blieb, wurde er als ein Zerstörer der Einheit der Kirche betrachtet. Sein Dissensus

mit der römischen Kirchenherrschaft mußte sich nach jenen Grundsätzen vor allem in der Angelegenheit der gemischten Ehen herausstellen. Sein den Staatsgesetzen entsprechendes pflichtmäßiges und gewissenhaftes Verfahren und Verhalten in Bezug auf die Behandlung der Mischehenfrage wurde bald ein Gegenstand feindseliger Angriffe seitens der clerical-papistischen Partei und die Ursache eines folgenschweren Conflicts mit der Curie.

Es wurden in Rom Denunciationen verschiedener Art gegen ihn erhoben und gern angenommen. Ganz unerwartet erhielt er eines Tages ein Schreiben mit der Handschrift einer ihm bekannten Gräfin auf dem Umschlag, unter diesem wieder ein Schreiben von einer ihm nicht nahe stehenden Herzogin und unter diesen beiden Couverts ein Schreiben, mit „Gregor XVI." unterzeichnet. Dieser sonderbare Weg, auf dem dieses Schreiben ihm, im Gegensatz zu der in Preußen und Oesterreich bestehenden Einrichtung und Ordnung, nach welcher die Correspondenz mit dem päpstlichen Stuhl nur durch das Ministerium vermittelt werden durfte, zugestellt wurde, ließ ihn die Unechtheit desselben als zweifellos annehmen. Es schien ihm nach seinem Inhalt und der Form der Zusendung des Oberhauptes der Kirche nicht würdig. Es stellte sich jedoch leider bald als unzweifelhaft heraus, daß es echt war. Infolge jener Denunciation wurde der Fürstbischof S. ohne vorangegangene Untersuchung darin beschuldigt, daß er die Pflichten seines Amtes vernachlässige, ein Anhänger und Begünstiger der Irrlehren des Hermes sei, dessen Bücher doch bekanntermaßen vom päpstlichen Stuhl proscribirt seien, und entgegen dem Beispiel seiner Mitbischöfe, ungeachtet vieler Vorstellungen aus der Mitte seines Clerus, in der Angelegenheit der gemischten Ehen eine den Grundsätzen und Gesetzen der Kirche widerstreitende Praxis festhalte. Dieses päpstliche Schreiben war vom 18. Januar 1839 datirt. Die ausführliche Beantwortung desselben erfolgte erst am 18. Juli desselben Jahres. In betreff des ersten Punktes konnte er wohl in aller Demuth bekennen, daß Niemand mehr unzufrieden mit seinen Leistungen sein könne, als er selber, und daß er nur beklagen könne, durch seine Gesundheit und die traurigen Zeitverhältnisse an der Erfüllung seinee Pflichten in dem von ihm gewünschten Umfange gehemmt zu sein, obwohl man in Rom recht gut wußte, daß er ungeachtet dieser Hindernisse in der bisherigen kurzen Zeit seiner Amtsverwaltung mehr geleistet habe, als manche in Rom begünstigten Vorgänger in viel längerer Zeit. Wegen der Beschuldigung des Hermesianismus konnte er erklären, was gleichfalls in Rom bekannt sein mußte, daß er sich wiederholt gegen diese Irrlehren ausgesprochen habe, und daß er, wenn er den wenigen Männern, die Anhänger der Lehre des Hermes seien, mit andern Bischöfen ein gutes Zeugniß geben müsse, er doch deswegen ihre Lehre nicht billige. Die Hauptsache aber war, daß er von der bisherigen Praxis in der Angelegenheit der gemischten Ehen nicht abgehen wollte. Und in diesem Hauptpunkt erklärt er, den päpstlichen Vorschriften nicht Folge leisten zu können, da er den Eid auf die gewissenhafte Befolgung der betreffenden staatlichen Gesetze geleistet habe.

Mit dieser Mischehenfrage hatte es folgende Bewandtniß. Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde in den deutschen Landen auf Grund der in den Familienverhältnissen als Bedingung des Friedens anerkannten Parität festgesetzt, daß in der Mischehe beiden Theilen völlig gleiche Rechte bei der Verehelichung, der Trauung und Kindererziehung zuerkannt werden mußten. Hinsichtlich der letzteren wurde als allgemeine Regel festgesetzt und festgehalten, daß die Söhne der Confession des Vaters, die Töchter der der Mutter folgen sollten. Eine Verordnung Kaiser Karl's VI. vom Jahre 1716 verordnete dies ausdrücklich für Schlesien. Nachdem Schlesien preußisch geworden, fand auf Grund mehrerer

Beschwerden und Anträge eine Berathung mit dem Fürstbischof und dem Domcapitel statt, deren Ergebniß war, daß auf dem Grund der bisherigen Praxis in einem Edict vom 8. August 1750 bestimmt wurde, daß, wie bis zeither, die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter der Religion der Mutter folgen sollten und keine Antenuptialverträge zuläßig seien. Der damalige Bisthumsverweser sah sich veranlaßt, dem römischen Stuhl über diese Verhältnisse zu berichten, obwohl man dort mit demselben vollständig bekannt war, und erhielt vom Papst Benedict XIV. die Antwort: „er könne es nicht positiv billigen, aber ignoriren; daß er, der Papst, Kunde davon habe, müsse zur Beruhigung seines Gewissens hinreichen, wie denn in dieser Materie es sich nicht um einen Gegensatz gegen göttliches oder natürliches, sondern nur gegen ein kirchliches Gesetz handle.“ Die Bischöfe waren also vollkommen berechtigt und verpflichtet, nach jener lange bestandenen Praxis, insbesondere nach der alten österreichischen, und der späteren preußischen, die dem römischen Stuhl vollkommen bekannt war, zu verfahren. Das allgemeine preußische Landrecht schloß sich diesem Grundsatz mit voller Parität an, indem es jene Bestimmung mit dem Zusatz, daß, so lange beide Eltern am Leben und über die Erziehung der Kinder einig seien, ein Dritter sich nicht einmischen dürfe, aufnahm; und nur im J. 1803 erfolgte eine Modification jener Bestimmung mit der Declaration, daß in Mischehen sämmtliche Kinder der Religion des Vaters zu folgen haben.

Im Widerspruch mit diesen gesetzlichen Bestimmungen verordnete ein päpstliches Breve vom 25. März 1830, daß die kirchliche Einsegnung gemischter Ehen hinfort von dem Versprechen der katholischen Erziehung sämmtlicher Kinder abhängig zu machen sei. Während die anderen preußischen Bischöfe dem päpstlichen Gebot Folge leisteten, verfuhr der Fürstbischof S. den bestehenden staatlichen Gesetzen gemäß, wie es seine Vorgänger unter stillschweigender päpstlicher Zulassung gethan hatten. Es bestärkte ihn darin die Wahrnehmung der Wirren, die durch den am Rhein hierüber entbrannten Streit entstanden und die Gefahr, von welcher er infolge jener päpstlichen Bestimmung den Frieden der Kirchen und Confessionen bedroht sah, wenn in dieser Angelegenheit von Rom aus die Aufhebung der Parität und der alten in Deutschland bestehenden Praxis und Gesetzgebung erfolge. Er erklärte daher in seiner Antwort auf das päpstliche Schreiben vom 18. Januar 1839 unter Abweisung der gehässigen Denunciationen, die man gegen ihn als einen sein Amt „saumselig und gleichsam schläfrig“ verwaltenden Bischof erhoben hatte, daß er nur das Verfahren seiner Vorgänger in Befolgung der staatlichen Gesetze beobachtet habe und gemäß dem von ihm nach dem Beispiel seiner Vorgänger geleisteten Eide, den staatlichen Gesetzen gehorsam zu sein, in seinem Gewissen und um des Friedens und Gedeihens der Kirche willen sich verpflichtet fühle, den staatlichen Gesetzen gehorsam zu sein.

In seinem Antwortschreiben vom 10. Mai 1840 hält der Papst zunächst an allen gegen S. erhobenen Klagen und Anklagen fest, als handelte es sich um ausgemachte Sachen. Er bringt ihm dann in Erinnerung, daß er durch seine am 10. December 1837 gehaltene Allocution öffentlich und feierlich jede Praxis in betreff der gemischten Ehen, die im preußischen Staat unerlaubter Weise eingeführt worden sei, verworfen habe. Er macht dem Fürstbischof den Vorwurf, daß er sich hinter seinen, dem Staatsgesetze geleisteten Eid flüchte, „als ob dieser auch auf jene Gesetze bezogen werden könnte, welche den Lehren und Vorschriften der h. Kirche widersprechen, oder als ob du in keiner Weise kraft eines anderweitigen, mächtiger geheiligten eidlichen Bandes der Kirche selbst und diesem heiligen Stuhle verpflichtet wärest“. S. antwortete darauf am 10. Juni desselben Jahres mit Wiederholung seiner Erklärung vom 18. Juli v. J., in der er mit Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit dargelegt habe, wie seine

Handlungsweise durch sein Gewissen und sein der Kirche Christi geweihtes Leben geboten werde. Und dann fährt er fort, daß er lieber alles aufzuopfern bereit sei, als die heiligsten Gebote Jesu Christi wissentlich zu verletzen und dadurch die allerschwerste Verantwortung vor dem Richterstuhl Gottes sich zuzuziehen. Endlich erklärt er dem Papste, er wolle aus diesem Grunde nicht säumen, seine bischöfliche Würde ohne allen Rückhalt niederzulegen.

Daß er diesen ernsten Schritt nur mit tiefem Schmerz thun konnte, versteht sich nach der hohen Auffassung von den Pflichten des bischöflichen Amtes und seiner treuen Hingebung an dieselben von selbst. Aber er erachtete es für eine schwere Sünde, wenn er seine Hand zu Maßregeln böte, welche er für die ihm anvertraute Diöcese in äußerer Beziehung als gefährlich, für ihr inneres Leben aber als entschieden verderblich erkannte. Der inzwischen zur Regierung gekommene König Friedrich Wilhelm IV. ließ ihm, als dieses Antwortschreiben zur Uebermittelung an den Papst bei dem geistlichen Ministerium eingegangen war, seinen Wunsch zu erkennen geben, daß er die seinen Rücktritt betreffende Stelle aus demselben weglassen möge, da er die Ueberzeugung hege, daß die von ihm für die alte Praxis angeführten Gründe nicht unbeachtet bleiben würden. Aber der König überzeugte sich durch Sedlnitzky's Ausführungen bald, daß dieser aus guten gewichtigen Gründen seine Resignation beschlossen habe und gab ihm das in einer Cabinetsordre vom 29. Juli 1840 unter voller Anerkennung seiner Grundsätze und Praxis in betreff der Herstellung eines wahrhaft paritätischen Verhältnisses beider Kirchen, unter dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns über seinen Rücktritt und unter Ertheilung seiner Genehmigung zu demselben zu erkennen. Zugleich sprach er den Wunsch aus, daß der Austritt Sedlnitzky's aus seinen kirchlichen Verhältnissen die Stellung nicht verändern möge, in der derselbe bisher zu seinem Vertrauen und zu der Vertretung der katholischen Kirche in seinem Rathe sich befunden habe. Er ernannte ihn zu seinem Wirklichen Geheimen Rathe mit der Verpflichtung, auch ferner an den Berathungen des Staatsrathes Theil zu nehmen, und mit Zuweisung einer Remuneration von 5000 Thalern als Entschädigung für die durch seinen künftigen Aufenthalt in Berlin verursachten Ausgaben. Da S. auf das Bisthum ohne Vorbehalt irgend einer Competenz oder Entschädigung verzichtet hatte, so nahm er diese der Remuneration der auswärtigen Mitglieder des Staatsraths entsprechende Entschädigung an. Zu bemerken ist noch, daß er im Rückblick auf die mit dem König wegen seines Rücktritts geführten mündlichen Verhandlungen sich gedrungen fühlte, ausdrücklich zu versichern, daß er nie von demselben geschieden sei, ohne die Klarheit seines Geistes und noch mehr die Tiefe seines vom Glauben durchdrungenen Gemüths zu empfinden. Von Rom aus erfolgte nach einigen Monaten die Antwort mit Annahme seines Rücktritts, die er dem Domcapitel mittheilte, von dem, wie von den bischöflichen Behörden, er sich darauf unter Entbindung derselben von ihren Verpflichtungen gegen ihn verabschiedete. Er spricht in rührenden Ausdrücken von dem tiefen unbeschreiblichen Schmerz, den ihm die durch sein Gewissen gebotene Trennung von der Diöcese verursache, findet aber zugleich einen guten Trost darin, daß er nie einen Wirkungskreis aus eigener Willkür gesucht habe, vielmehr im Annehmen und Ablehnen der ihm stets deutlich kund gewordenen göttlichen Führung gefolgt sei. Trotz der Befürchtungen, die er für die bevorstehende Zukunft der katholischen Kirche hegen mußte, hielt er doch fest an dem Glauben, „daß oft der Irrthum und das Böse von Gott geduldet werde, um die Wahrheit desto heller ans Licht zu führen und durch desto reinere Fülle der Liebe sein Reich auf Erden zu fördern". Indem er dem von der römischen Curie eingeschlagenen Wege ohne Verletzung seines Gewissens nicht folgen konnte, trennte er sich, wenn auch mit tiefem Schmerz, doch in

solcher Hoffnung und solchem Vertrauen „auf die unmittelbare Leitung des Herrn in seiner Kirche“ von seinem Amte.

Vom Jahre 1840 an hatte er nun ständig seinen Wohnsitz in Berlin mit Ausnahme der Sommermonate, die er auf seinem Besitz Gr. Sägewitz in Schlesien zubrachte. Seine Kränklichkeit nöthigte ihn besonders in den fünfziger und sechziger Jahren theils Badereisen, theils Ausflüge zur Erholung zu machen, auf denen er die Bekanntschaft hervorragender evangelischer Männer machte, und wissenschaftliche Anstalten, wie die des Tübinger theologischen Stifts, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, wie die Zeller'sche in Beuggen, und das Rauhe Haus in Horn bei Hamburg, wo Dr. Wichern's Wirksamkeit auf dem Gebiet der innern Mission ihn mächtig anregte, besuchte. Er trug sich damals schon mit Plänen, wie er seinerseits etwas zu der für die Zukunft unseres Volkes so wichtigen Heranbildung eines jüngeren Geschlechts, worin eine gründliche geistige Bildung mit christlichem Sinn und Leben sich vereint, beitragen könnte. Seine Freigebigkeit gegen Arme und Nothleidende kannte kaum eine Grenze; bei Vereinen und Anstalten christlicher Barmherzigkeit bewies er sich stets als treuer Mithelfer. Treu und mannhaft schlug sein Herz auch für das politische Wohl seines Vaterlandes. In dem Revolutionsjahr 1848 nahm er an den Bestrebungen zur Erhaltung von Thron und Altar lebhaften Antheil und noch im J. 1850 opferte er den halben Jahresbetrag seiner Besoldung zum gemeinen Besten. Er verschmähte es, in müßiger Verborgenheit seine Tage zu vollbringen; die öffentlichen Interessen des politischen und kirchlichen Lebens nahmen ihn aufs lebhafteste in Anspruch.

Am tiefsten und innerlichsten aber bewegten ihn die großen Fragen des evangelischen Glaubens und Bekenntnisses, nicht bloß wie sie auf der Tagesordnung der kirchlichen Verhandlungen standen, sondern mit aller Macht im Zusammenhang mit seiner bisherigen inneren Entwicklung seinem Herzen und Gewissen, seiner Selbsterkenntniß und seinem Wahrheitssinn sich aufdrängten.

Er hatte für die Erneuerung seiner Kirche seine Hoffnung auf einen mit dem Papstthum innerlich geeinigten geisterfüllten Episcopat gesetzt, in welchem er eine göttliche Anordnung zur Leitung und zum Wohl der irdischen Kirche, die nothwendige äußere Darstellung der Einheit derselben und des in ihr vorhandenen Liebesgeistes sehen wollte. Desto betrübender mußte es ihm nach seiner Amtsniederlegung sein, wahrzunehmen, wie das papistische System immer straffer angezogen ward und die Bischöfe aus ihrer ursprünglichen Stellung immer mehr herausgedrängt und zu willenlosen Werkzeugen des ultramontanen Papismus degradirt wurden. Seine früheren Hoffnungen auf eine Besserung und Hebung des kirchlichen Lebens durch einen lebensvollen Episcopat mußten in dem Maaße schwinden, in welchem er in den Jahrzehnten nach seinem Austritt aus dem bischöflichen Amt den unheilvollen Plan, alle Garantieen und Bedingungen eines freundlichen Zusammenlebens beider Confessionen zu stürzen, in der katholischen Kirche sich verwirklichen sah. In seinen Augen befand sich die römische Curie, durch die Zeitverhältnisse begünstigt, auf einer Bahn, die zu den Zeiten zurückzuführen drohte, in denen die äußere Macht und Herrlichkeit der Kirche am größten, das innere Leben aber am tiefsten gesunken war. Noch mehr erschütterte ihn in seiner Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren die von den Jesuiten endlich nach langen und vielen Praktiken erreichte Publication des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä, eine Thatsache, in welcher er die „Grundlage des Christenthums, die Versöhnung durch Christum allein und die apostolische Einsetzung des Episcopates aufgehoben“ sah. Als traurige Folgen und Zeichen der immer weiter gehenden Abirrung von dem rechten Wege mußte er es ansehen, wenn unter dem Einfluß des ultramontanen Fanatismus

selbst in Deutschland die Leichen evangelischer Christen auf den Kirchhöfen, wo sie neben ihren katholischen Verwandten ruhten, ausgegraben und von ihnen entfernt wurden, — wenn namentlich im Süden von Deutschland und in Italien auf die äußeren Werke, auf Ablässe, Processionen, Wallfahrten, Anbetung der Heiligen, ihrer wunderthätigen Bilder und Reliquien, Kasteiungen und äußere Opfer, wieder das Hauptgewicht gelegt wurde, — wenn das arme Volk, zum Vertrauen auf die Kraft solcher Dinge und den daran sich anschließenden Wust von Mißbräuchen und Irrglauben verleitet und immer mehr entwöhnt wurde, nach innerer Heiligung, nach wahrer Frömmigkeit und Sittenreinheit zu streben, und immer tiefer in Unsittlichkeit versinken mußte, — wenn das Verbot der Bibel sich immerfort wiederholte und besonders in katholischen Gegenden bis zur größten Strenge gehandhabt wurde. Alle diese betrübenden Wahrnehmungen ließen ihn erkennen, daß sich in der katholischen Kirche durch den ultramontanen Papismus immer mehr das Reich Gottes in ein Reich der Welt mit seinem irdischen Stellvertreter umgestalte, und daß damit die Zunahme der Herrschaft menschlicher Satzungen und der Geringschätzung der ohnehin nur als ein bloßes Lehr- und Gesetzesbuch angesehenen heiligen Schrift verbunden sei. Als die traurigste Folge der Zeit mußte er erkennen, daß durch dieses Alles das göttliche Wort verhindert wurde, seine Kraft auf die Herzen auszuüben, und diesen der Weg verschlossen wurde, zur Wahrheit zurückzukehren.

Trotz alledem hielt er an der Hoffnung fest, daß der Herr seine Kirche, diese Kirche, nicht verlassen könne. Aber diese Hoffnung sollte sich für ihn auf andere Weise, als er bisher geglaubt, und zwar auf dem Wege einer völligen Umwandlung seines Kirchenbegriffs und eines bei ihm zum völligen Durchbruch kommenden evangelischen Glaubens erfüllen. Er fand mehr und mehr nach biblischem Begriff, daß das Wesen der Kirche einfach in der Gemeinschaft der an Jesum Christum Glaubenden, und das Wesen der Einheit der Kirche nicht mehr in der Einerleiheit bloß äußerer Formen, in der angeblichen apostolischen Succession der Bischöfe und in dem Gefüge des hierarchischen Systems, sondern in dem Besitz des Einen reinen Wortes und in dem durch dieses Wort gewirkten gemeinsamen Glauben an den einigen Herrn und Heiland und in der Gemeinschaft der durch den Glauben mit ihm dem Haupt und unter sich als Gliedern unter diesem Haupt verbundenen wahren Christen bestehe; wie Christus selbst diese Einheit und Gemeinschaft Johannes 17, 20 bezeuge mit den Worten: „auf daß sie Alle eins seien (die durch der Jünger Wort an ihn glauben werden), gleichwie Du Vater in mir und ich in Dir, daß auch sie in uns eins seien."

Unter den Nachwirkungen der tiefen Eindrücke, die er von dieser in der Brüdergemeinde sich darstellenden Einheit und Gemeinschaft in dem Herrn noch vor der Niederlegung seines Bischofsamtes durch den Besuch einer Brüdergemeinde und durch Verkehr mit Freunden derselben, wenn auch in einem der großen Gemeinschaft einer Volkskirche entgegengesetzten engen und beschränkten Kreise empfangen hatte, unter fortgesetztem Studium der Kirchengeschichte und insbesondere der Reformationsgeschichte und der Schriften Luther's, unter stetem Arbeiten an der Fortbildung und Vertiefung seiner christlichen Erkenntniß bei fleißigem Forschen in der Schrift, durch die Pflege freundschaftlichen Verkehrs und Gedankenaustausches mit bedeutenden evangelischen Männnern in Kirche und Staat, durch die genauere Bekanntschaft mit dem Leben der Kirche in ihrem Cultus, in ihrer theologischen Wissenschaft, ihrer Liebesthätigkeit, ihrer inneren Mission gelangte er im Gegensatz gegen seinen früheren Standpunkt, auf dem er die evangelische Kirche wegen ihrer inneren Zerrissenheit als Kirche nicht anerkennen wollte, zu der Erkenntniß, daß dieselbe trotz der Spaltungen und Abweichungen in ihren einzelnen Abtheilungen und trotz des Mangels der der

römischen Kirche zu Gebote stehenden äußeren Mittel zur Herstellung einer äußeren Einheit „in den Grundlehren des Christenthums eine große Uebereinstimmung in sich mit der apostolischen Kirche und mit dem Wort der Offenbarung bewahrt habe". Je mehr er ihre Geschichte vom Ursprung bis auf die Gegenwart verfolgte, desto mehr mußte er „ihren Zusammenhang mit der Zeit der Apostel und in der sich offenbarenden Uebereinstimmung die göttliche Leitung erkennen". Es zeugt von dem völligen Umschwung, der sich in seiner Erkenntniß in Bezug auf das Wesen und die Einheit der Kirche vollzogen hatte, wenn er das Ergebniß seiner in dieser Hinsicht gemachten Glaubensverfassung mit folgenden Worten ausspricht: „Als das höchste und wahrste Kennzeichen dieser Einheit in Christo (Joh. 17, 20) erschien mir die Uebereinstimmung mit dem geoffenbarten Wort; und eben hierin schien mir die evangelische Kirche ihre Einheit am besten zu bewähren." Er gelangte dazu, daß er als „das wahre Fundament und Band der Einheit für die Kirche den Glauben an die freie Gnade Gottes in Christo", wie er in der h. Schrift verkündet ist, erkannte. Wiederholt bezeugte er mündlich, daß er im Gegensatz gegen seine frühere Meinung, der Protestantismus könne es zu einer Kirche nicht bringen, jetzt einsehe, daß die Rechtfertigung durch den Glauben, den er aber nie von der Heiligung gesondert dachte, das rechte Band der kirchlichen Einheit sei. Von dem so gewonnenen kirchlichen Standpunkte aus war die Nothwendigkeit der episcopalen Verfassung überhaupt zur Darstellung der Einheit der Kirche für ihn aufgehoben. Und von der festen Glaubensstellung, zu der er auf dem Felsen des göttlichen Worts gelangt war, gab es für ihn angesichts der absoluten Auctorität der heil. Schrift keine entscheidende Auctorität der Concilien mehr, wie er sie früher gegen die päpstliche Allgewalt geltend gemacht hatte. Nur mit tiefster Entrüstung konnte er daher später in der Proclamation des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes die Zuspitzung aller päpstlichen Autokratie, die äußerste Consequenz der Verblendung der römischen Curie erblicken. Er hatte für sein inneres Leben einen festen Grund in der Wahrheit von Gnaden- und Glaubensgerechtigkeit gefunden, deren mannichfaltige Verkündigung in den evangelischen Gottesdiensten in Berlin, im Universitätsgottesdienst durch Nitzsch, in der Marienkirche durch Müllensiefen, und in der Werder'schen Kirche durch Stahn, durch die Hofprediger im Dom, durch Wünsche in der Brüdergemeinde, ihm auf dem Grunde des Wortes Gottes dazu half, daß er zu einem immer tieferen und vollendeteren evangelischen Glaubensleben gelangte und von einer Klarheit zur andern in seiner Erkenntniß fortschritt.

Die Folge von diesem Entwicklungsgange seines inneren Lebens war zunächst natürlich die allmähliche Loslösung auch von der äußeren Beziehung zur römischen Kirche. Anfangs pflegte er nach seiner Amtsniederlegung wohl noch an hohen Festen seiner bischöflichen Würde gemäß die Messe zu celebriren. Bald aber stellte er das ein und legte er auch seine bischöfliche Tracht ab. Mit der gewonnenen evangelischen Ueberzeugung konnte er es dann auch nicht mehr vereinigen, am Sacrament des Abendmahls in der römischen Kirche Theil zu nehmen; und doch konnte er, immer noch ein Glied derselben, an der evangelischen Feier sich nicht betheiligen. Er durfte nach seinem Gewissen jetzt nicht mehr auf halbem Wege stehen bleiben; er mußte sich zu dem entscheidenden Schritt des Uebertritts zu der Kirche, der er innerlich bereits angehörte, entschließen. Nach zuverlässigen Nachrichten verhält es sich mit seinem Uebertritt durch erstmalige Theilnahme an der evangelischen Feier des h. Abendmahles nicht ganz so, wie in der von Dorner herausgegebenen Selbstbiographie Sedlnitzky's (S. 147) in einem Schreiben des verstorbenen Consistorialraths Stahn angegeben ist, daß er nämlich am 12. April 1863 in der Werder'schen Kirche

durch Theilnahme an der Communion übergetreten sei. Nach seiner eigenen verbürgten Aussage ist er schon ein halbes Jahr früher, ohne daß es Jemand erfuhr, am 1. Advent 1862, in der Marienkirche zu Berlin, wo er Müllensiefen's Predigten gern hörte, durch erstmalige Betheiligung an dem h. Abendmahl zur evangelischen Kirche übergetreten. Er wollte so die erste Abendmahlsfeier ganz in der Stille begehen, ohne Aufsehen zu machen. Die Communion, an welcher er am Sonntag Quasimodogeniti den 12. April 1863 in der Friedrichs-Werder'schen Kirche, welche er wegen der weiten Entfernung der Marienkirche später häufiger besuchte, Theil nahm, und nach welcher er erst als einer der Communicanten erkannt wurde, war die zweite Abendmahlsfeier, die er beging und die dann in die Oeffentlichkeit kam, obwohl er auch hier jedes Aufsehen nach außen zu vermeiden beflissen war. Eine Hülle nach der anderen war von seinen kirchlichen Anschauungen und seinem inneren Leben gefallen, bis er zu einer völligen Ruhe und Klarheit und zu einem tief gegründeten Frieden in dem evangelischen Glauben gelangt war, der ihn davon abhielt, nach Art mancher Convertiten Klagen und Anklagen gegen die verlassene Kirche zu häufen und irgend welche persönliche Gereiztheit und leidenschaftliche Erregtheit gegen seine einstigen Kirchengenossen in sich aufkommen zu lassen. Dies zeigte sich besonders in einem Fall, in welchem der Fürstbischof Förster von Breslau in einem Schreiben vom 17. Februar 1863 ihm vorhielt, daß er nach seiner Amtsniederlegung nach und nach aufgehört habe, seine Zusammengehörigkeit mit der katholischen Kirche zu erkennen zu geben, ja daß er dem Vernehmen nach durch Beiträge statt katholische Interessen protestantische Bestrebungen unterstütze und auch protestantische Gottesdienste besuche; man sage sogar, daß er der Gemeinschaft der mährischen Brüdergemeinde beigetreten sei. Da er öffentlich noch als Glied der katholischen Kirche gelte, so ergehe an ihn die Bitte, sich über seine kirchliche Stellung auszusprechen. Sein Schweigen auf diese Bitte würde er als ein Zeugniß seines Ausgetretenseins aus der Kirche, die auch sein Taufgelöbniß empfangen und das feierliche Bekenntniß des katholischen Glaubens von seinen Lippen vernommen habe, ansehen müssen. S. antwortete sofort am 20. Febr., daß er allerdings, von dem hohen Werth des evangelischen Glaubens überzeugt, sich in seinem Gewissen gedrungen gefühlt habe, sich der Gemeinschaft der evangelischen Kirche anzuschließen. Er könne versichern, daß er durch den evangelischen Glauben sich nicht weniger zu der Erfüllung seines Taufgelübdes angeregt fühle und sich durch den Bund der Taufe um so mehr verpflichtet fühle, den Glauben zu bekennen, der auf Gottes Offenbarung allein beruhe. Er werde nie aufhören, für das Heil der Diöcese, von der er sich nach Gottes weisem Rathschluß habe trennen müssen, sowie für deren würdiges Oberhaupt mit treuem Herzen zu Gott zu beten.

Seinen evangelischen Glauben bethätigte er zum Dankopfer für die durch das reine Evangelium empfangenen Gnadensegnungen durch warme Theilnahme an den Werken der barmherzigen Liebe, durch Unterstützung der verschiedensten Vereine für innere Mission. Besonders lag ihm daran, nach Kräften dazu beizutragen, daß ein tüchtiger Nachwuchs von jungen christlich gesinnten Männern zum Dienst für Staat, Kirche und theologische Wissenschaft herangebildet werde. So begründete er zunächst im J. 1862 in Berlin eine nach dem Apostel Paulus „Paulinum" genannte Pensionsanstalt für Gymnasiasten, in welcher unter der Leitung eines classisch und pädagogisch gebildeten Inspectors 24 Zöglinge Leitung und Förderung bei ihren Studien, wie christliche Erziehung und die Segnungen eines wohlgeordneten christlichen Familienlebens empfingen. Er übergab das Curatorium dieser Anstalt in der Person des Dr. Wichern dem Centralausschuß für innere Mission, unter dessen Leitung sie sich als Vorbild

für derartige, besonders in großen Städten nöthige Anstalten eines frischen Gedeihens erfreut. — In der Erwägung, daß die Ausbildung junger tüchtiger Kräfte für das geistliche Amt eine der hauptsächlichsten Bedingungen für das Wachsthum und Gedeihen des kirchlichen Lebens sei, suchte er auch für einen hoffnungsvollen jungen theologischen Nachwuchs sorgen zu helfen. Und so begründete er 1869 in Berlin in einem nahe bei der Universität gekauften Hause unter dem Namen Johanneum einen Convict für Theologie Studirende mit der Bestimmung, 20 bis 30 jungen Theologen während ihrer Studienzeit in der zerstreuungs- und geräuschvollen Großstadt den Segen eines stillen, ungestörten Studien- und Gemeinschaftslebens unter angemessener Leitung, die einem Verwaltungsrath übertragen ist, in dem neben einem theologischen Professor als Ephorus noch ein Professor aus der philosophischen und juristischen Facultät und ein Geistlicher aus der Stadt sein sollte, aber ohne Beschränkung der akademischen Freiheit, zu gewähren, eine Anstalt, die schon eine Reihe bester Erfolge aufweisen kann. — Zu gleichem Zwecke vermachte er testamentarisch einen bedeutenden Theil seines Vermögens zur Begründung eines theologischen Studentenconvictes in Breslau, in welchem unter der Leitung eines theologisch-wissenschaftlich gebildeten Inspectors bis jetzt etwa 20 Studirende freie Wohnung und ökonomische Versorgung Morgens und Abends haben, Anleitung zu wissenschaftlichen Studien empfangen, und den Segen einer christlichen Hausordnung genießen. Das Curatorium der Anstalt besteht aus einem theologischen Professor als Ephorus, dem jedesmaligen Decan der theologischen Facultät, dem Generalsuperintendenten der Provinz und einem oder zwei juristischen Mitgliedern. Die Anstalt ist nach dem Willen des Stifters nicht eine bloße Wohlthätigkeitsanstalt für Bedürftige, sondern gewährt „jungen Theologen von ernst christlicher Gesinnung und wissenschaftlichem Streben neben einer materiellen Erleichterung ihrer oft drückenden Lage den Segen eines häuslich geordneten, die akademischen Studien unterstützenden und ohne beengende Formen in christlichem Geist geführten Gemeinschaftslebens." Bemitteltere zahlen wohl auch eine mäßige Pension. — Durch ein anderes Vermächtniß hat er dafür gesorgt, daß das schlesische Consistorium unbemittelte Geistliche auf ihre Anträge hin mit wissenschaftlichen Werken versieht, die sie für ihre weitere theologische Ausbildung in einzelnen, ihnen besonders wichtigen Disciplinen bedürfen. Für die preußische Hauptbibelgesellschaft in Berlin stiftete er ein Capital, dessen Zinsen zur Versorgung armer Diasporagemeinden mit Bibeln verwendet werden. — Endlich trägt noch eine Stiftung seinen Namen, die er dazu bestimmt hat, daß aus den Zinsen des vom Evangelischen Oberkirchenrathe in Berlin verwalteten Capitals junge tüchtige Theologen nach ihrer Studienzeit und nach abgelegten Prüfungen als Vicare bei tüchtigen Geistlichen angestellt werden, theils um unter deren Leitung sich praktisch für das geistliche Amt auszubilden, theils um denselben die nöthige Unterstützung in ihrer Amtsthätigkeit zu leisten. Dieser Sedlnitzky'sche Vicariatsfonds schloß sich in dankenswerther Weise den schon vorhandenen Vicariatseinrichtungen in Schlesien an. Alle diese Stiftungen und Anstalten werden sein Andenken in Segen bewahren und ihm ein dankbares Gedächtniß in der evangelischen Landeskirche Preußens, besonders in seiner schlesischen Heimath, sichern.

Aus seinen drei letzten Lebensjahren liegen verschiedene Briefe von ihm vor, aus denen ersichtlich ist, wie tief er von den Bewegungen der Zeit auf dem kirchlichen und politischen Gebiete ergriffen war. Mit steigendem Schmerz verfolgte er die Gefahren, die der katholischen Kirche aus dem überall um sich greifenden Ultramontanismus erwuchsen. Im Gegensatz gegen die auf diesen von gewissen Seiten gesetzte trügerische Hoffnung bemerkt er: „Der überall herrschende Materialismus wird durch den Ultramontanismus nicht gedämpft, sondern

gefördert werden." Ihm blieben nicht verborgen die Gefahren, die von dem Unfehlbarkeitsdogma nicht blos für die evangelischen Kirchen und Staaten, sondern noch mehr für die katholischen Staaten und Regierungen sich ergeben würden. In seinem Gefolge erblickte er die größte Verwirrung der Gewissen, die Zerstörung der inneren Verbindung mit dem wahren Haupte, und somit die Untergrabung aller von Gott geordneten Verhältnisse.

Den Ausbruch des französischen Krieges erlebte er in Ems, acht Tage, nachdem er in tiefem Frieden dort angekommen war. In dem frevelhaften Verhalten des französischen Kaisers sieht er das Bestreben, unter Benutzung der göttlichen Auctorität des Papstes als seines Alliirten, seine Macht durch Vereinigung der romanischen Völker und Lähmung aller germanischen, insbesondere protestantischen Völker und Regierungen, zu vergrößern. Er verlebte nach der in Ems durch den Krieg unterbrochenen Kur mehrere Wochen in Suderode im Harz in Gemeinschaft mit Tholuck, Dorner und der gräflich Harrach'schen Familie, mit welcher er durch engste Verwandtschaftsbande und gleiche christliche Gesinnung innig verbunden war. Mit jugendlicher Begeisterung verfolgte er den beispiellosen Siegeslauf des deutschen Heeres. Wenige Wochen vor seinem Tode konnte er noch in einem Briefe vom 2. März 1871 die eben empfangene Friedensbotschaft als „eine überschwengliche Gnade Gottes" preisen. Trotz der Aussichtslosigkeit in Bezug auf gute Wahlen in Berlin ging er noch am 6. März desselben Jahres in treuer Erfüllung seiner Bürgerpflicht an die Wahlurne zur Beschämung von Tausenden aus den höheren Ständen, welche durch ihre Trägheit oder Feigheit den unheilschwangeren Parteien immer mehr Vorschub leisteten. Nach kurzer Krankheit, die er sich durch eine heftige Erkältung in der Kirche zugezogen hatte, entschlief er am 25. März 1871. Der Oberhofprediger D. Kögel, der über den Sterbenden gebetet hatte, hielt ihm die Leichenrede. Sein Leichnam sollte nach seinem Willen in schlesischer Erde ruhen. So wurde er denn auf dem Friedhof in Rankau bestattet. Seine letzten Worte in jenem Briefe lauten: „Möge Deutschland einig bleiben und ein Land des Friedens und der Gottseligkeit werden, welches nie vergißt, was der Herr an ihm gethan und was es ihm schuldig ist."

Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky, Fürstbischofs in Breslau. Nach seinem Tode aus seinen Papieren herausgegeben mit Actenstücken (von Dr. Dorner). Berlin 1872.

D. Erdmann.

Seeauer: Beda S., Benedictiner, geboren zu Hallstadt in Oberösterreich am 28. Juli 1716, † zu Salzburg am 21. December 1785. Er trat am 8. September 1732 als Novize in das Stift St. Peter ein, legte am 21. September 1733 die Gelübde ab und studirte dann an der dortigen Universität Theologie und Jura. 1743—45 war er dort Professor der Philosophie, dann Secretär des Abtes und mit anderen Aemtern im Orden betraut. Am 4. Juli 1753 wurde er zum Abt gewählt. Als solcher machte er sich besonders durch Ordnung des Archivs und der Bibliothek des Stiftes verdient. Außer Predigten und ascetischen Schriften und einigen kleinen philosophischen Arbeiten in lateinischer Sprache (u. a. Thesen über das Copernicanische System, 1745), hat er 1745 eine „Philosophia antiquo-nova ad usum juvenum academicorum" in zwei Bänden veröffentlicht, später als Abt „Novissimum chronicon antiquissimi monasterii ad S. Petrum Salisburgi O. S. Ben., exhibens ordinem chronologicum episcoporum, archiepiscoporum et abbatum, qui 582—1772 monasterio praefuerunt, praemissa disquisitione hist.-crit. de adventu, fundatione et obitu S. Ruperti" 1772, Fol. Seine Ansicht von dem Todesjahre des h. Rupertus (s. A. D. B. XXIX, 697) vertheidigte er 1775 gegen Ferd. Sterzinger in den

„Kurzen Erinnerungen von dem Sterbejahre des h. Rupertus“. 1782 veröffentlichte S. noch: „Saecularis memoria defunctorum s. Vitae religiosorum, qui in monasterio ad S. Petrum 1682—1782 obierunt“. Außerdem besorgte er 1759 eine neue Ausgabe des „Monotessaron evangelicum“ seines Vorgängers Gottfried Kröll (s. A. D. B. XVII, 179).

Baader, Lexikon II, 2, 140. — Scriptores Ordinis Ben., 1881, p. 436. Wurzbach, Lexikon XXXIII, 299.

Reusch.

Seebach: Albin Leo v. S., sächsischer Diplomat, geb. am 31. Januar 1811 zu Langensalza als Sohn des königl. sächsischen Oberst v. S., besuchte die Fürstenschule Grimma, trat in den Militärdienst, vertauschte diesen aber bald mit der diplomatischen Laufbahn, wurde königl. sächsischer Ministerresident, dann Gesandter in Petersburg, 1852 in gleicher Eigenschaft nach Paris versetzt und zugleich am Brüsseler Hofe beglaubigt. Vermählt seit dem 13. October 1839 mit Gräfin Marie Nesselrode-Ereshofen, erschien er dem Kaiser Napoleon III. als die geeignetste Persönlichkeit, um nach dem Fall von Sebastopol mit Rußland wieder anzuknüpfen; er schickte ihn daher nach Petersburg, „um seinem Schwiegervater (dem russischen Reichskanzler) einzuheizen“ (v. Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten I, 202). 1864 vom König der Belgier in den erblichen Grafenstand erhoben, vertrat er von 1871—75 das Königreich Sachsen am italienischen Hofe, worauf er sich ins Privatleben zurückzog. Als Besitzer des Ritterguts Unwürde in der Oberlausitz war er Mitglied der ersten sächsischen Ständekammer; er starb am 16. Juli 1884.

Ueber Seebach's Antheil am Zustandekommen des Pariser Friedens von 1856 vgl. Etude diplomatique sur la guerre de Crimée par un ancien diplomate (Jomini). Pétersbourg 1878, II, 371—381.

Flathe.

Seebach: Christian v. S., Forstmann; geboren am 18. October 1793 zu Reisemoor (Hannover), † am 31. October 1865 zu Uslar (Solling). Er war der älteste Sohn eines Oberforstmeisters (Chef des Göttingen'schen Oberforstamtes) und erhielt seine Schulbildung auf einem Privatlehrinstitute zu Hannover, worauf er sich dem Forstwesen widmete. Nach absolvirter forstlicher Lehrzeit studirte er einige Jahre auf der Universität Göttingen. Als 1813 der Ruf zu den Waffen wider die französische Fremdherrschaft durch Deutschland ertönte, trat er als Volontär in das Beaulieu-Marconnay'sche Freicorps ein und machte den Feldzug — später als Officier — bis zum Siegeseinzuge der Verbündeten in Paris mit, obschon er in den Kämpfen vor Hamburg eine schwere Verwundung davon getragen hatte. Nach seiner Zurückkunft in die Heimath wendete er sich dem forstlichen Berufe wieder zu. Im J. 1821 wurde er zum Forstmeister ernannt und mit der Verwaltung der Forstinspection Westerhof commissarisch betraut. 1825 wurde ihm die Forstinspection Uslar im Sollinge, eine der ausgedehntesten und wichtigsten im Forstdepartement Göttingen definitiv übertragen. Hier harrten seiner große Aufgaben. Die Kräfte des Waldes waren zeitweise überschätzt worden, und durch bedeutende Floßholzabgaben an die Residenz Hannover, Kohlholzabgaben an die Harzer Hüttenwerke und Bau- und Brennholzabgaben an die eingeforsteten Berechtigten war der Wald über Gebühr angegriffen. Nahezu der dritte Theil der Buchenhochwaldcomplexe lag in Verjüngungsschlägen, theilweise ohne Nachwuchs. Ausgedehnte Hiebe in den Eichenhutewäldern während der Fremdherrschaft hatten denselben sehr gelichtet. Ueberdies war die Bodenkraft durch ausgedehnte Streunutzung stark heruntergekommen. Seiner rastlosen Thätigkeit und seinem tiefen Verständnisse für diese Schäden und die geeigneten Heilmittel gelang es aber, die Materialabgabesätze für die

meisten Wirthschaftsbezirke binnen weniger Jahre mit den Kräften des Waldes in Uebereinstimmung zu bringen, die Ausschreitungen der Berechtigten einzudämmen und durch Erwirkung ausgedehnter Geldfonds einen energischen Culturbetrieb einzuleiten. Zugleich brachte er es durch mühevolle Verhandlungen fertig, die Rechtsverhältnisse mit den Interessenten und Genossenschaften durch Receße theils dauernd, theils für bestimmte Zeitperioden festzustellen und hierdurch manche umfangreiche Proceße zu beseitigen. Infolge seiner den örtlichen Verhältnissen in umsichtigster Weise angepaßten Wirthschaftsdispositionen konnte bei den periodisch wiederkehrenden Betriebsrevisionen in sämmtlichen Wirthschaftscomplexen (bis auf einen einzigen) allmählich eine beachtenswerthe Erhöhung der jährlichen Abgabesätze eintreten. Mehrjährige umfangreiche Zuwachsuntersuchungen an Buchen und zwar theils an Ueberhältern im Hochwalde, theils in verschiedenen Lichtstellungen (s. seine bezüglichen Artikel in den Kritischen Blättern für Forst- und Jagdwissenschaft, XXII, 1. Heft 1846, S. 168) [Ueber die Formzahlen der Buchen], in den Supplementen zur Allgemeinen Forst- u. Jagdzeitung III. 1861, S. 1 [Zur Holzmeßkunst], in den Verhandlungen des Hils-Solling-Forstvereins 1861 ꝛc.), sowie Beobachtungen über das Verhalten der Bäume im Walde selbst führten ihn zur allmählichen Ausgestaltung einer besonderen Wirthschaftsform, welche er mit dem Namen „modificirter Buchenhochwaldbetrieb" bezeichnete. Erst auf mehrfache Anregungen von außen und, nachdem die von dieser Wirthschaftsform geforderte bedeutende Zuwachssteigerung bei gleichzeitiger vorzüglicher Bodenpflege durch die Erfahrung vollständige Bestätigung gefunden hatte, entschloß er sich zur Veröffentlichung (Krit. Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft XXI, 1. Heft 1845, S. 147 [Der modificirte Buchen-Hochwalds-Betrieb]). Außerdem sind bezüglich dieser Wirthschaft besonders zu vergleichen: Kraft (Burckhardt, Aus dem Walde VII, 40) und Wallmann (Bericht über die X. Versammlung deutscher Forstmänner zu Hannover, S. 169 ff.).

Im J. 1846 sollte er zum Oberforstmeister und Chef eines Oberforstamtes befördert werden; er war aber mit jeder Faser seines Herzens so sehr mit dem Solling-Walde und seinem daselbst eingeführten „Modificirten" verwachsen, daß er sich von seinem Wirkungskreise nicht zu trennen vermochte und auf die Beförderung verzichtete. Die Würdigung seiner hervorragenden forstlichen Bedeutung führte indessen zu der vorübergehenden Bildung eines besonderen Sollings-Oberforstamtes unter ihm als „Oberforstmeister". Er behielt die Forstinspection Uslar bei und erhielt zugleich die Departementsgeschäfte für die Sollings-Inspection Dassel übertragen, sodaß nunmehr die leitenden Grundsätze und Wirthschaftsregeln für sämmtliche Sollingsforste in seiner Hand vereinigt waren. Als 1849 die Oberforstämter aufgehoben und die Inspectionen direct der Domänenkammer zu Hannover unterstellt wurden, verblieb er in der Stellung als Inspectionsbeamter, feierte 1863 sein 50jähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit er durch die Verleihung der Commandeurinsignien des Guelphenordens ausgezeichnet wurde, und wirkte im Dienste bis zu seinem Tode.

S., welcher das seltene Glück hatte, volle 40 Jahre als Leiter eines und desselben größeren Waldcomplexes thätig gewesen zu sein und mithin auch die Erfolge seiner Maßregeln erlebte, hat aber nicht bloß als Schöpfer des modificirten Buchenhochwaldbetriebes, sondern ganz allgemein den thätigsten Antheil an der Entwickelung des Hannover'schen Forstwesens genommen. Kaum daß eine wichtigere forstliche Maßregel, ohne ihn gehört zu haben, zur Ausführung gekommen wäre. Er war es, der schon frühzeitig auf die hohe Begabung des späteren Forstdirectors Burckhardt aufmerksam machte und auf die forstliche Ausbildung und weitere Entwicklung eines großen Theils der jüngeren hannover-

schen Forstbeamten einen wesentlichen Einfluß ausübte. Seine mustergültige Buchenwirthschaft, sein vortrefflicher Forstculturbetrieb, seine Aufsehen in weiteren Kreisen erregenden Untersuchungen über den Lichtstandszuwachs der Buche und die hierauf gegründete neue Betriebsart waren Veranlassung, daß alljährlich aus nah und fern viele Berufsgenossen nach dem Sollinge pilgerten, namentlich beim Jagdhause am Ithalskopfe den Belehrungen des Meisters lauschten und das Gesehene einer eingehenden Besprechung unterzogen. Auf diesem Platze liegt auch, seinem Wunsche gemäß, sein Grabhügel, welchen seine zahlreichen Verehrer und Freunde mit einem sinnigen Denkmal geschmückt haben. Rühmender Erwähnung bedarf noch die Selbstlosigkeit seines ganzen Wesens; er stellte sich oft in den Schatten und ließ Andere die Ehren für seine Leistungen einernten.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1864, S. 28; 1866, S. 30. — Grunert, Forstl. Blätter, 11. Heft 1866, S. 236. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III, 92, 222 und 295. — Privatmittheilungen.

R. Heß.

Seebach: Johann Georg S., Dichter geistlicher Lieder, geboren am 24. October 1684 zu Ichtershausen (Sachsen-Gotha), wie es scheint, der einzige Sohn des beim dortigen Amte beschäftigten Joh. Christoph S. und der Anna Margaretha geb. Weissenbach, besuchte infolge der Ernennung seines Vaters zum Amtsrichter in Reinhardsbrunn und nachher auf Tenneberg zunächst die Schulen in Friedrichroda und Waltershausen und trat dann in die zweitoberste Classe des gothaischen Gymnasiums ein. Hier unter anderen von dem Rector Vockerodt, dem Conrector Keßler und dem Professor Joh. Elias Reichard (s. A. D. B. XXVII, 628 f.) vorgebildet, lag er, einer frühererwachten Neigung folgend, seit dem 18. Jahre in Leipzig den theologischen Studien ob, wurde jedoch nach kaum dritthalbjährigem Aufenthalte von seinen Eltern heimgerufen und verweilte nach bestandener Prüfung ebenso lange in Waltershausen, an seiner Fortbildung arbeitend und sich daneben im Predigen übend, bis ihn der damalige Rath und Consistorialassessor Daniel Eusebius Jäger als Hauslehrer zweier seiner Kinder nach Gotha berief. Außer einem Sohne, der ihm 10 Jahre hindurch anvertraut blieb, und einer Tochter unterrichtete er zudem noch eine Anzahl junger Adeliger. Auf die geistige Entwicklung der Tochter Juliane Margarethe, der späteren früh gestorbenen Gattin des Kirchenrathes E. S. Cyprian, ist er von nicht zu verkennendem Einfluß gewesen; denn er hat nicht nur die Liebe zur Dichtung in ihr geweckt, sondern sie auch durch sein Beispiel zu eigenen Versuchen im geistlichen Liede angeregt. Bei der Annehmlichkeit seines Wirkungskreises lehnte er mehrere ihm angetragene anderweitige Stellungen ab und ließ sich erst 1717 durch den Herzog Ernst Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen als Hof- und Stadtdiakonus für dessen Residenz gewinnen, in welcher er am 25. Juli seine Anzugspredigt hielt. Am 2. Mai 1719 vermählte er sich mit Ludovica Maria Johanna Erlebach, der jüngsten Tochter des 1714 gestorbenen rudolstädtischen Capellmeisters Ph. H. Erlebach. Sie gebar ihm nach mehr als Jahresfrist einen Sohn, starb aber neun Tage darauf an den Folgen der Entbindung. Er selbst schied sammt dem Kinde bereits am 2. April 1721 aus dem Leben. — S. hatte schon in Gotha unter dem Titel „Der leidende u. sterbende Jesus“ (1714) vierundzwanzig im Anschluß an die Passionstexte entstandene geistliche Lieder herausgegeben, deren Anfänge bei Wetzel (s. u.) verzeichnet sind; in Hildburghausen veröffentlichte er „Sonn- und Fest-tägliche Cantaten zur Kirch-Music in der Schloß-Capelle zu Hildburghausen, auf Fürstlichen Befehl verfertigt“ (3 Thle., 1718—19), welche längere Zeit nach seinem Tode unter ihren Einzeltiteln und zugleich mit den genannten Passionsliedern in neuer Ausgabe erschienen: „Herrn

Johann Georg Seebach's . . . evangelische Herzenserinnerung, oder musikalische Texte auf alle Sonn- und Festtage des Jahres" (1749), „Lieder von Zion über die Sonn- und Festtagsevangelia des ganzen Jahres, zum Preise Gottes und zur Beförderung heiliger Andacht abgefasset" (1750), und „Blumen der Erquickung aus den Sonn- und Festtagsepisteln des ganzen Jahres zusammengebunden, nebst der Passionsgeschichte und 24 geistlichen Passionsliedern" (1750). Endlich folgte noch die zusammenfassende Ausgabe: „Johann Georg Seebach's Geistliche Gedichte in dreyen Theilen gesammelt" (1752).

Wetzel's Hymnopöogr., 4. Thl. (1728), S. 465—480 (größtentheils Autobiographie). — Zedler's Universal-Lexicon, 36. Bd. (743), Sp. 1026 bis 1027. — Jöcher IV (1751), Sp. 471. — Joh. Werner Krauß, Beyträge zur Erläuterung der Hochfürstl. Sachsen-Hildburghäusischen Kirchen-, Schul- und Landes-Historie, 2. Thl., Hildburghausen 1752, S. 279 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 3. Bd. (1887), S. 298.

A. Schumann.

Seebach: Karl Albert Ludwig v. S., Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität Göttingen, ein in jungen Jahren der Wissenschaft durch den Tod entrissener, außerordentlich begabter Gelehrter, war am 13. August 1839 als Sohn eines sächsisch-weimarischen Majors und Kammerherrn zu Weimar geboren. Derselbe erhielt von dem 9. Jahre an seine Erziehung in dem Fröbel'schen Institut zu Keilhau bei Rudolstadt, wo er nebst einer vortrefflich geistigen Bildung durch vielfache Ausflüge und größere Reisen auch körperlich erstarkte und zu einer stattlichen Gestalt heranwuchs. Schon damals zeigte sich eine entschiedene Neigung Seebach's zu Naturbeobachtungen dadurch, daß er Versteinerungen aufsuchte und eine Sammlung derselben anzulegen begann. Mit dem 15. Lebensjahre bezog er dann das Gymnasium zu Weimar und setzte hier, ohne die classischen Studien zu vernachlässigen, mit großem Eifer das Einsammeln von Versteinerungen des dort vorkommenden Muschelkalkes fort. Außerdem gewann er durch den näheren Umgang mit hervorragenden Männern einen hohen Grad allgemeiner und allseitiger Bildung, welche das ganze Wesen des hochbegabten Jünglings durchdrang und ihm einen hervorragenden Charakter verlieh. Schon als Gymnasiast begann er seine wissenschaftliche Laufbahn mit einer ersten gelungenen Arbeit über die Entomostraceen aus der Trias Thüringens (Zeitschrift d. d. geol Gesellsch. 1857, IX, 198) einzuleiten. Nach vollendeten Gymnasialstudien (Ostern 1858) begab sich S. in der Absicht, dem Bergfach sich zu widmen, zunächst nach Kamsdorf, um in den dortigen Bergwerken während der sog. Vorlehre den Bergbau praktisch kennen zu lernen. Aus dieser Zeit stammt eine zweite Publication: „Ueber den wahren Ursprung des sog. tellurischen Eisens von Kamsdorf" 1860. Nach diesen vorbereitenden Studien faßte S. den Entschluß, sich ausschließlich dem Fache der Geologie und Paläontologie zu widmen und begab sich zu diesem Zwecke nach Breslau, wo er unter Ferdinand Römer's Leitung mit allem Eifer diesen Wissenschaften oblag, deren Studium er dann in Göttingen fortsetzte und zuletzt unter Beyrich in Berlin beendigte. Inzwischen hatte S. auf vielfachen größeren Reisen in den Karpathen, mit Römer in Rußland, dann in Dänemark und England sich einen reichen Schatz von geologischen Kenntnissen gesammelt und ein solches wissenschaftliches Ansehen erworben, daß er, noch bevor er den Doctorgrad sich erworben hatte, zur Uebernahme einer Professur für Geologie und Paläontologie an der Universität Göttingen einen Ruf erhielt. Hier doctorirte nun S. 1862 mit einer Arbeit über „Die Conchylienfauna der Weimarschen Trias", trat dann 1863 seine Professur an, nahm aber schon 1864 einen längeren Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise nach Centralamerika behufs Studiums der vulkanischen Erschei-

nungen in jenen Ländern. Ueber die Forschungsergebnisse dieser Reise liegt uns eine große Reihe von vortrefflichen kürzeren Mittheilungen vor (1865, „Reise durch Guanacaste 1864 und 1865" in Petermann's geogr. Mitth. 1865, 241; „Besteigung des Vulkans Turri alba", das. 1865, 321; „Ueber den Vulkan Izalko" in den Nachr. d. Ges. d. Wissensch. in Göttingen 1868, 521; „Ueber vulkanische Erscheinungen in Centralamerika" in den Verhandlungen der geolog. Reichsanstalt in Wien 1868, 219; „Ueber den Bau des Vulkans Del Fulgo und dessen Besteigung" in den Göttinger gelehrten Nachr. 1877, 734). An einem zusammenfassenden Werke über diese wissenschaftliche Reise arbeitete er bis zu seinem Lebensende, wie denn überhaupt die Studien über vulkanische Erscheinungen zu seiner Lieblingsbeschäftigung geworden waren. Er widmete daher den vulkanischen Ausbrüchen auf Santorin seine besondere Aufmerksamkeit und stellte eingehende Untersuchungen an Ort und Stelle an. Hierüber veröffentlichte S. mehrere sehr wichtige Schriftstücke wie: „Bericht über die vulkanischen Neubildungen bei Santorin" 1866, dann 1867 „Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866" und „Der Vulkan von Santorin". Einen werthvollen Beitrag zur Lehre der Vulkane im allgemeinen lieferte seine Schrift „Vorläufige Mittheilungen über die typischen Verschiedenheiten im Bau der Vulkane" (Zeitschrift d. d. geolog. Gesellschaft 1866, XVIII, 643). Daran reiht sich die mustergültige Schrift „Das mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872", in welcher er versuchte, nach neuer Methode die Tiefe des Herdes der Erdbeben zu bestimmen und über die Natur des Erdinnern wichtige Folgerungen abzuleiten. Aber auch mit anderen geologischen Fragen beschäftigte sich S. mit dem ihm eigenen Feuereifer, wie zahlreiche Publicationen beweisen (1862 „Notiz über ein neues Vorkommen von Analzim" in den Nachr. d. kgl. Gesellschaft d. Wissensch. in Göttingen 334; „Ueber Orophocrinus", das. 1864, 110; „Der Hannoverische Jura" 1864; „Beiträge zur Geologie von Bornholm" in Zeitschrift d. d. geolog. Gesellschaft 1865, XVII, 338; „Zoontharia perforata der paläoz. Periode", das. 1866, 304; „Ueber die diluviale Säugethierfauna der oberen Leine-Thals und einen neuen Beweis des Alters des Menschengeschlechts" in den Nachr. d. Gesellsch. d. Wissensch. in Göttingen 1866, 293; „Zur Kritik der Gattung Myophoria", das. 1867, 375). Inzwischen hatte sich S. 1867 einen häuslichen Herd gegründet und wurde 1870 zum ordentlichen Professor befördert, in welcher Stellung er als begeisterter Lehrer Vorzügliches leistete. Er legte eine paläontologische Sammlung an, rief ein vortrefflich eingerichtetes geologisches Institut ins Leben und war eifrig bemüht, eine geologische Schule in Göttingen zu gründen. Mehrfache Publicationen legen glänzendes Zeugniß ab von den intensiven Arbeiten, welche unter seiner Leitung zu Tage gefördert wurden („I.—IV. Bericht über die geologisch-paläontologische Sammlung der Universität Göttingen" 1867—71). Auch betheiligte sich S. an den Aufnahmsarbeiten der geologischen Landesanstalt in Preußen, in deren Auftrage er die beiden Blätter Worbis und Niederorschel bearbeitete und 1872 veröffentlichte. Von anderweitigen Arbeiten aus dieser Zeit führen wir als die bedeutenderen noch an: „Ueber die Entwicklung der Kreide im Ohmgebirge" in den Nachr. d. Gesellsch. d. Wissensch. in Göttingen 1868, 128; „Ueber Estheria Albertii" 1868 in Verh. der geol. Reichsanstalt in Wien 1868; „Ueber die Wellen des Meeres" in Virchow-Holtzendorff's Vorträgen 1872; „Centralamerika und der internationale Kanal", das. 1873; „Ueber fossile Phyllosomen von Solenhofen" in Zeitschrift d. d. geol. Gesellsch. 1873, XXV, 340, letztere eine durch feine Beobachtungen ausgezeichnete Arbeit. Unermüdlich stürmte S. in seinem Arbeitsdrang vorwärts und gönnte sich dabei weder Ruhe noch Rast. Namentlich beschäftigten ihn die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang der Geologenversammlung in

Göttingen für das Jahr 1878 in so hohem Maaße, daß dabei seine ohnehin schon stark angestrengten Kräfte bedenklich Noth litten und er genöthigt war, sich eine Erholung zu gönnen. Diese suchte er im Winter 1878/79 im südlichen Portugal zu gewinnen, leider aber auch hier nicht mit der für seinen Gesundheitszustand nöthigen Ruhe. Auch hier konnte er sich nicht gänzlich von geologischen Arbeiten zurückhalten. Eine kleine Publication „Vorläufige Mittheilungen über Foyaït und die Sierra de Monchique“ in N. Jahrb. 1879 stammt aus dieser Aufenthaltszeit im Süden. Sie war die letzte seines Lebens, das sich rasch zu Ende neigte. S. kehrte zwar scheinbar wieder gesundet in die Heimath zurück, aber bald zeigte sich die tückische Krankheit aufs neue, der er endlich am 21. Jan. 1880 erlag. S. war eine ritterliche Gestalt, von edler, vornehmer Natur, zwar oft ungestüm und heftig, aber mit dieser anscheinenden Schroffheit söhnte man sich rasch wieder durch sein sonst liebenswürdiges und freundliches Wesen aus. So starb S. hochgeachtet als Gelehrter und unvergeßlich als Freund.

Neues Jahrbuch für Min., Geol. und Petref. 1880, I.

v. Gümbel.

Seebeck: Ludwig Friedrich Wilhelm August S., geboren am 27. Decbr. 1805 in Jena, war der Sohn von Thomas Johann S., dem berühmten Entdecker der entoptischen Farben und der Thermoelectricität. August S. besuchte von 1816—19 das Gymnasium in Nürnberg und dann, als der Vater nach Berlin berufen wurde, von 1819—24 das Gymnasium zum Grauen Kloster. In den folgenden vier Jahren studirte S. an der Berliner Universität Mathematik und Naturwissenschaften und promovirte 1830 mit der Dissertation: „Observationes circa nexum intercedentem inter corporum lucem simpliciter refingentium vim refringentem et angulos incidentiae sub quibus luminis ab illorum superficibus reflexi polarisatio fit perfectissima.“ Schon ein Jahr nach beendeten Studien wurde er Lehrer der Physik am Friedrich-Werderschen Gymnasium, wirkte dann von 1833 an in demselben Fache als Oberlehrer am Cöllnischen Realgymnasium in Berlin und an der allgemeinen Kriegsschule. 1843 wurde er als Director der technischen Bildungsanstalt nach Dresden berufen. Diese Anstalt erhielt unter seiner Leitung einen bedeutenden Aufschwung, indem er einen neuen, erweiterten Lehrplan ins Leben rief. In Anerkennung dieser organisatorischen Wirksamkeit wurde er 1848 in die Commission berufen, welche für Sachsen eine Neuordnung des gesammten Unterrichtes bearbeiten sollte. Kurz vor seinem Tode erhielt er die Berufung als Professor der Physik nach Leipzig. S. starb nach mehrwöchentlicher Krankheit, eine Folge bösartiger Pocken, am 19. März 1849.

S. war der würdige Sohn seines Vaters, ein scharfsinniger Gelehrter, gewissenhafter Beobachter und gedankenreicher Forscher. Die Hauptgebiete seiner Thätigkeit als Physiker waren die Optik und Akustik. In der kurzen Zeit seines Lebens hat er neben seinen anstrengenden Berufsarbeiten als Lehrer eine erstaunlich große Zahl von selbständigen Untersuchungen ausgeführt und eingehende, zusammenfassende Darstellungen über die Forschungen in den genannten Gebieten geschrieben. Auf das Thema seiner Dissertation, in welcher er die Richtigkeit des angezweifelten Brewster'schen Gesetzes nachwies, folgten noch mehrere Abhandlungen über die Polarisation des Lichtes. Bedeutend ist seine Arbeit über den Daltonismus, dessen weite Verbreitung er durch Jahre lang fortgesetzte Versuche mit vielen Personen (zum großen Theil Schülern des Cöllnischen Gymnasiums) nachwies und dessen verschiedene Formen er zuerst festzustellen suchte. Später wandte sich S. mehr der Akustik und mit derselben zusammenhängenden Untersuchungen zu. In dem August'schen Handwörterbuch der Chemie und Physik sind 66 Artikel zur Akustik von S. verfaßt; ausgezeichnet sind die beiden

großen Berichte über die Fortschritte der Akustik, welche S. für Dove's Repertorium (Bd. VI und VIII 1845 und 1849) geschrieben hat. Von den eigenen akustischen Arbeiten Seebeck's sind besonders die Abhandlungen über die Schwingungen von Saiten und Stäben mit besonderer Anwendung auf die Untersuchung der Elasticität fester Körper (Programm der Dresdner technischen Bildungsanstalt und Abhandlungen der Jablonowski'schen Gesellschaft) hervorzuheben.

Eine vollständige Nachweisung von Seebeck's Schriften findet sich in Poggendorff's biogr.-liter. Handwörterbuch II, 890.

K.

Seebeck: Karl Julius Moritz S., geboren am 8. Januar 1805 zu Jena, † am 7. Juni 1884 daselbst, war der Sohn von Thomas S. (s. u.) Von der Ernestinischen Hochschule, auf deren Geschicke er später fast ein Menschenalter hindurch entscheidenden Einfluß auszuüben berufen war, nahm er wohl kaum eine Erinnerung mit, als seine Eltern 1810 ihren Wohnsitz nach Baireuth verlegten, von wo sie 1812 nach Nürnberg übersiedelten. Hier empfing S. in dem unter Hegel's Leitung stehenden Gymnasium den ersten Unterricht in den classischen Sprachen und durch denselben den Antrieb zu seinen späteren Studien. Als sein Vater 1819 einem Rufe an die Akademie der Wissenschaften in Berlin gefolgt war, trat S. mit seinem kaum ein Jahr jüngeren Bruder August in das Gymnasium zum grauen Kloster ein, zu dessen befähigtsten und strebsamsten Schülern die Gebrüder S. gehörten. Ostern 1823 erlangte S. das Zeugniß der Reife und er widmete sich nun in Berlin und Leipzig vorwiegend dem Studium der classischen Philologie, daneben eine gründliche philosophische Ausbildung erstrebend. In Berlin wirkten vor allem Boeckh, Hegel und Schleiermacher, in Leipzig Gottfried Hermann bedeutsam auf ihn ein. War er auch, wie spätere Veröffentlichungen von ihm erkennen lassen, mit Erfolg bemüht, die strenge Methode philologischer Einzelforschung zu beherrschen, so galt ihm doch dieses nicht als Hauptsache, sondern das eigentliche Ziel seiner Studien war, das classische Alterthum in seiner Gesammtheit und in seinem Wesen zu begreifen. Mit Auszeichnung bestand er im Herbst 1826 die Oberlehrerprüfung. Hierauf trat er in das von Boeckh geleitete pädagogische Seminar für höhere Schulen ein, legte am grauen Kloster sein Probejahr ab und übernahm im Herbst 1828 die Stelle eines Alumneninspectors an dem Joachimsthal'schen Gymnasium, an welchem er 1832 als ordentlicher Lehrer mit dem Titel Professor angestellt wurde.

Schon in den Lehrjahren hatten die reichen Gaben des Geistes wie des Herzens, mit welchen S. ausgestattet war, sein streng sittlicher Charakter und die Liebenswürdigkeit seines Wesens auf Lehrer und Genossen ungemein fesselnd gewirkt. Der unermüdliche Eifer, mit welchem er sich nunmehr dem pädagogischen Berufe hingab, das tiefe Verständniß und das klare, sichere Urtheil, welches er in den Fragen des Unterrichtes und der Erziehung zeigte, lenkten bald die besondere Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn und zogen ihm manche Anerkennung zu. Als er von dem Wunsche erfüllt, das Unterrichtswesen auch von der Seite der Verwaltung kennen zu lernen, um Beschäftigung in der Ministerialabtheilung für höhere Schulen bat, wurde ihm gern Gelegenheit zur Mitarbeit in der von Johannes Schulze geleiteten Abtheilung des Ministeriums Altenstein gegeben; den ertheilten Aufträgen entsprach er zu vollster Zufriedenheit. In die Jahre seiner Wirksamkeit am Joachimsthal'schen Gymnasium fiel seine Verlobung und Verheirathung (1832) mit Ida v. Krauseneck, Tochter des Generals W. J. v. Krauseneck, damals Chefs des großen Generalstabs der preußischen Armee. Fast 52 Jahre hat er in inniger Gemeinschaft mit dieser ausgezeichneten Frau leben dürfen, der er mit immer gleicher Liebe anhing und

die ihrerseits mit feinem, klugen Sinn ihm die Sorgen des Lebens tragen half und in allen Wandlungen treu und fest zur Seite stand. Auch diesem nicht an äußeren, wohl aber an inneren Gütern so reichen Hause waren Tage schweren Leids und bitteren Kummers beschieden. Mußten die Eltern doch zwei geliebte Söhne in der Blüthe der Jahre hinscheiden sehen! Aber festes Gottvertrauen ließ sie den Schmerz würdig tragen und die Freude an dem schönen Gedeihen der ihnen gebliebenen Kinder, zweier Söhne und einer Tochter, und die Arbeit des Lebens gab ihnen den Frieden der Seele wieder.

Als der Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen in der Absicht, das in der Entwicklung zurückgebliebene höhere Schulwesen des Herzogthums weiter auszubilden und an den anderwärts gemachten Fortschritten theilnehmen zu lassen, 1835 einen zur Ausführung jener Absicht geeigneten Mann suchte, wurde von Johannes Schulze auf den jungen Professor S. hingewiesen. Es handelte sich zunächst um die Besetzung der Stelle des Gymnasialdirectors in Meiningen; demselben sollte aber auch Sitz im Consistorium zu Hildburghausen verliehen und die Neuorganisation des höheren Schulwesens übertragen werden.

S. folgte dem an ihn ergangenen Rufe gern, wenngleich es ihm nicht leicht wurde, sein engeres Vaterland, an dem er mit ganzem Herzen hing, zu verlassen und die guten Aussichten, welche sich ihm dort eröffnet hatten, aufzugeben. Es lockte ihn die gestellte Aufgabe. War es nun schon von vornherein die Absicht des Herzogs gewesen, dem zu berufenden Gymnasialdirector eine wesentliche Mitwirkung bei der Erziehung seines einzigen Sohnes, des damals neunjährigen Erbprinzen Georg einzuräumen, so führte die persönliche Bekanntschaft mit S. bald zu der Entschließung, die Erziehung des Erbprinzen ganz in seine Hände zu legen. — Mit voller Hingabe widmete er sich zehn Jahre lang dieser schönen Aufgabe, welche ihm zwar viel Entsagung auferlegte und mancherlei Kämpfe brachte, aber auch reiche Befriedigung gewährte. Das Vertrauen, welches Seebeck's überaus gewinnende Persönlichkeit, sein tactvolles Auftreten und sein reifes Urtheil in allen pädagogischen Fragen dem Herzoge eingeflößt hatten, wurde durch seine treue, von großer Selbstlosigkeit zeugende Thätigkeit immer mehr verstärkt und ließ auch hervortretende schärfere Differenzen in den Anschauungen über das Ziel und die Wege der Erziehung, welche öfter das Verhältniß zu lösen drohten, glücklich überwinden. Es ist ihm dauernd erhalten geblieben, wie die spätern Berufungen Seebeck's in wichtige Aemter erkennen lassen.

Hatte S. schon für seine Thätigkeit an der öffentlichen Lehranstalt den Grundsatz als bestimmend anerkannt, auf die individuellen Anlagen seiner Schüler, ohne die allgemeine Ausbildung ihres Geistes zu vernachlässigen, besondere Rücksicht zu nehmen und ihre Entfaltung sich angelegen sein zu lassen, so war ihm bei der Einzelerziehung willkommene Gelegenheit geboten, nach diesem Grundsatze zu handeln. Sein Zögling war von Natur mit einer lebendigen Phantasie und einem ungewöhnlich tiefen Empfinden für das Schöne ausgestattet. S. erachtete daher für seine Pflicht, diese Anlagen zu pflegen, so weit es irgend mit den Anforderungen vereinbar war, welche die Rücksicht auf die Ausbildung für den künftigen Regentenberuf stellte. Zwischen Erzieher und Zögling bestand die glücklichste Gemeinschaft, aus welcher sich ein bis zu Seebeck's Tode bestehendes freundschaftliches Verhältniß entwickelte. Wie S. bei dem Herzoge Georg, dem er in treuer Liebe ergeben blieb, stets die kräftigste Unterstützung seiner Bestrebungen fand, so blieb dieser ihm geneigt und legte auf Seebeck's Rath auch über die amtliche Sphäre hinaus großen Werth. — Bei Uebernahme der Erziehung des Erbprinzen hatte S. auf die ihm zugedachte Stelle des Gymnasial-

directors in Meiningen verzichten müssen. Dagegen blieb er betraut mit der Aufgabe der Neuordnung des höhern Schulwesens des Herzogthums, welche er mit Einsicht und Geschick zu lösen wußte. Durch Berufung hervorragend tüchtiger Lehrer, durch die von ihm ausgearbeitete vortreffliche Gymnasialordnung und andere von ihm empfohlene Maßnahmen erhielt das höhere Schulwesen Meiningens einen kräftigen Aufschwung, welcher dasselbe auf gleiche Linie mit den besten höhern Lehranstalten anderer deutscher Staaten hob. Ostern 1844 begleitete S. den Erbprinzen nach der Universität Bonn. Hier trat er in nahen Verkehr mit den Universitätslehrern, namentlich mit den Philologen Welcker und Ritschl und mit dem Juristen Cl. Perthes. Man wünschte S. an Bonn zu fesseln und suchte ihn zu bestimmen, dort eine akademische Lehrthätigkeit zu beginnen. S. aber fühlte sich zu der praktischen Wirksamkeit hingezogen und hielt sich wohl auch für zu alt, um jetzt noch die eigentlich wissenschaftliche Laufbahn zu betreten. So folgte er denn, als er auf sein Nachsuchen Ostern 1845 von seiner Stellung bei dem Erbprinzen, welchem inzwischen auch ein militärischer Begleiter beigegeben war, entbunden wurde, dem Rufe des Herzogs Bernhard in die Stelle eines Vicedirectors im Consistorium zu Hildburghausen. Von hier aus wirkte er nachmals in nachhaltiger Weise auf das Schulwesen des Herzogthums ein. — Als aber die Stände des Herzogthums 1848 den Posten des Vicedirectors im Consistorium für entbehrlich erklärten und die für denselben ausgesetzte Besoldung nur in Rücksicht auf S., dessen Verdienste allgemein anerkannt wurden, bewilligen wollten, erbat S. unter Verzicht auf seine Besoldung den Abschied, welcher ihm gewährt wurde. Nicht ohne Sorge, aber im Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, ging S. mit Fassung und Muth der ungewissen Zukunft entgegen. Schneller, als er erwarten konnte, wurde er zu neuer Wirksamkeit berufen.

Nach Errichtung der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt a. M. mit dem Reichsverweser an der Spitze, ernannte Herzog Bernhard S. zu seinem Gesandten bei derselben. In den folgenden drei Jahren nahm S. an allen Bestrebungen und Versuchen zur Herstellung eines neuen einigen Deutschlands thätigen Antheil. Bald wurde er auch zum Bevollmächtigten Weimars bei der Reichsregierung ernannt und später vertrat er im Verwaltungsrathe und im Fürstencollegium der Union zu Berlin, in Erfurt und Frankfurt die gesammten thüringischen und die anhaltinischen Regierungen. Das große Geschick, welches S. auch in den diplomatischen Geschäften zeigte, die überall hervortretende Reinheit seiner Gesinnung und die Wahrhaftigkeit seines Charakters zogen ihm Vertrauen in weiten Kreisen zu und mancherlei Anerbietungen für die Gestaltung seiner Zukunft. So forderte ihn der Erzherzog Reichsverweser nach dem Fall des Ministeriums Gagern auf, das Ministerium des Innern und damit zugleich die Leitung des Reichsministeriums zu übernehmen. S. lehnte dieses Amt entschieden ab, da er sich seiner ganzen Gemüthsart nach zu der Verwaltung desselben nicht für geeignet hielt und da ihm die Hoffnung genommen war, daß die Verhältnisse des deutschen Vaterlandes sich seinen politischen Anschauungen und Wünschen gemäß gestalten würden. Auch ehrenvolle Anerbietungen verschiedener deutscher Regierungen, welche S. für ihren Dienst zu gewinnen suchten, wies er zurück. Mit Freuden aber nahm er 1851 die von den Nutritoren der Sachsen-Ernestinischen Gesammtuniversität Jena ihm angebotene Stelle des Curators dieser Hochschule an. Wohl kein Beruf wäre den Interessen und den Fähigkeiten Seebeck's gleich angemessen gewesen und selten wird für dieses mit besonderen Schwierigkeiten verbundene Amt eine so geeignete Persönlichkeit gefunden werden. Die Vertrauensstellung, welche S. durch seine bisherige Wirksamkeit in Meiningen und in den letzten Jahren auch in Weimar, Gotha und

Altenburg gewonnen hatte, erleichterte ihm den Verkehr mit den an der Erhaltung der Universität Jena betheiligten vier Regierungen und gab seinen Rathschlägen gewichtige Unterstützung. Er würdigte ganz die hohe Bedeutung reiner wissenschaftlicher Forschung und er war überzeugt, daß diese nur bei Gewährung möglichster Freiheit gedeihen könne. Mit kräftigem Worte, das er in Rede und Schrift mit außergewöhnlicher Gewandtheit und Eleganz zu gebrauchen verstand, trat er unablässig dafür ein, daß die Ernestinische Universität den Absichten ihres Begründers gemäß als Stätte freier wissenschaftlicher Forschung nach Wahrheit erhalten bleibe und daß weder dem praktischen Interesse der Ausbildung der künftigen Diener in Staat und Kirche noch anderen Wünschen der höhere Standpunkt geopfert werde. Trotzdem die Lasten, welche die Erhaltung der Universität den Ernestinischen Staaten auferlegte, sehr fühlbar waren, gelang es S. immer, wenn neue unabweisliche Bedürfnisse hervortraten, Mittel flüssig zu machen, damit auch in Jena den Anforderungen entsprochen werden könne, welche die fortschreitende Wissenschaft stellte. Er war ein guter Haushalter und verstand bei weiser Sparsamkeit auch mit wenigem viel zu erreichen. Die Lehrgebäude und wissenschaftlichen Anstalten in Jena wurden durch Seebeck's Fürsorge wesentlich erweitert und vermehrt. Es sei nur erwähnt, daß in der Zeit seiner Wirksamkeit neue Gebäude für die Universitätsbibliothek und das botanische Institut und ein Collegienhaus errichtet, der Anatomie angemessene weite Lehr- und Arbeitsräume überwiesen, besondere Anstalten für pathologische Anatomie, für Physiologie, für Zoologie und für Chemie gegründet und ausgestattet und die wissenschaftlichen Sammlungen an Zahl vermehrt und an Inhalt bedeutend erweitert wurden. Als S. die Stelle des Curators antrat, fand er bei der Universität eine kühle Aufnahme; galt doch in akademischen Kreisen der Curator als eine unbequeme Behörde und die Wiederbesetzung dieses Postens wurde umsomehr für unnöthig erachtet, als derselbe längere Zeit erledigt geblieben war. Unbeirrt durch das ihm deutlich kundgegebene Mißbehagen ging S. ruhig seinen Weg und die treue Fürsorge, welche er in seinem Berufe zeigte, sein stetes Bemühen, sich in die Interessen der Universität im allgemeinen und jedes Zweiges der Wissenschaft im besonderen einzuleben und dieselben zu fördern, sein überaus tactvolles Auftreten und die gleichmäßige Liebenswürdigkeit und Vornehmheit seines Wesens bewirkten nach und nach, daß man mit Verehrung auf ihn blickte und Vertrauen zu ihm gewann. Ständiger persönlicher Verkehr mit den Lehrern der Universität war ihm Bedürfniß und gern ließ er sich von ihnen über die Fortschritte der Wissenschaft und über die Forschungen jedes Einzelnen genau unterrichten. Und er war hierbei keineswegs allein der Empfangende. Immer vermochte er aus dem Schatze seiner eigenen Studien und aus seiner reichen Lebenserfahrung Neues zu bieten und durch aufgeworfene Fragen anregend zu wirken.

Mit ganz besonderem Geschick wußte er sich der an einer minder reich ausgestatteten Universität verhältnißmäßig häufig hervortretenden Aufgabe der Ergänzung des akademischen Lehrkörpers zu entledigen. So hoch er in solchem Falle die von der Universität gemachten Vorschläge schätzte, suchte er doch immer durch Kenntnißnahme der litterarischen Leistungen der in Frage stehenden Persönlichkeiten und, wenn es irgend ging, durch persönliche Bekanntschaft sich ein eigenes Urtheil zu bilden, auf Grund dessen er die zu treffende Wahl empfehlen konnte. Trotz der Beschränktheit der ihm zu Gebote stehenden Mittel gelang es ihm nicht selten, hervorragende Vertreter der Wissenschaft nicht nur nach Jena zu ziehen, sondern auch dauernd an diese Hochschule zu fesseln. Wo immer ihm reges Streben und begeisterte Liebe zu wissenschaftlicher Forschung entgegentrat, war er bereit, nach Kräften unterstützend und helfend einzugreifen und durch

den Beistand, welchen er unbemittelten befähigten jungen Gelehrten gewährte, hat er sich nicht geringe Verdienste erworben. Es war ihm beschieden, über 26 Jahre seines Amtes als Curator zu walten und mit voller Befriedigung mußte ihn der Aufschwung erfüllen, welchen die Universität unter seiner Leitung genommen hatte. So schwer es ihm wurde, auf die ihm so liebe Wirksamkeit zu verzichten, so entsprach es der Selbstlosigkeit, welche sein Handeln jeder Zeit ausgezeichnet hatte, daß er um seine Entlassung bat, als die Beschwerden des Alters sich bemerklich machten und ihm den Wunsch nahe legten, sein wichtiges Amt in rüstigere Hände übergehen zu sehen. So trat er denn 1877 in den Ruhestand, von den durchlauchtigsten Erhaltern der Universität mit den höchsten Ehren und wärmster Anerkennung seiner langen gesegneten Thätigkeit ausgezeichnet. Er blieb in dem schönen eigenen Heim und genoß in Gemeinschaft mit der treuen Gattin einen heiteren Lebensabend, oft durch den Besuch der auswärts wohnenden Kinder beglückt. Dankbar erkannte er an, daß ihm vergönnt war, noch in hohem Lebensalter gesunden und frischen Geistes den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen. Mit den höchsten Fragen der Menschheit beschäftigt, sah er ohne Furcht und in demüthiger Ergebung dem nahenden Tode entgegen, welcher am 7. Juni 1884 ihn sanft aus dem Kreise der um ihn versammelten Seinen nahm.

Kuno Fischer, Erinnerungen an Moritz Seebeck. Heidelberg 1886. — Gustav Richter, Moritz Seebeck. Jena 1886; auch erschienen in der Zeitschrift des Vereins für Thüring. Geschichte. — Johannes Seebeck, Nekrolog Moritz Seebeck's in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, Jahrgang 1885. In diesen Schriften finden sich auch die litterarischen Arbeiten M. Seebeck's verzeichnet.

E.

Seebeck: Thomas Johann S., namhafter Physiker, wurde am 29. März (9. April) 1770 als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns in Reval (Esthland) geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt verlassen hatte, wandte er sich zuerst nach Berlin, dann nach Göttingen, um Medicin zu studiren: schon früh fühlte er sich zu den Naturwissenschaften hingezogen. In Berlin hörte er die Vorlesungen an dem damaligen medicinisch-chirurgischen Collegium, in Göttingen besuchte er die Vorlesungen bei Blumenbach, Lichtenberg, Richter u. a. Den Plan, sich der Praxis zu widmen, gab er bald auf; er beschloß, sich ganz der Wissenschaft hinzugeben. Er zog nach Baireuth, verheirathete sich im J. 1795 mit einer Tochter des markgräflich ansbachischen Hofkammerraths Boye und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Studien. Im J. 1802 erwarb er sich in Göttingen den Grad eines Doctors der Medicin und siedelte nach Jena über, veranlaßt durch die Vereinigung bedeutender Männer, die zu Anfang des Jahrhunderts daselbst noch bestand. Hier kam S. in Berührung mit Knebel, Schelling, Hegel, Griesbach, Oken, Loder, Ritter und vor allem mit Goethe, dessen Gast er oft in Weimar war. Bei dieser Gelegenheit hielt er dem Großherzog und den Personen des Hofes Vorträge über die Fortschritte der Physik, über Galvanismus u. a. m. An Goethe's Farbenlehre hat S. regen Antheil genommen. Im Jahre 1810 wandte sich S. wieder nach Baireuth, wo er in einem Hause mit Jean Paul lebte, dann ließ er sich 1812 in Nürnberg nieder. Hier machte er die bedeutendsten seiner Entdeckungen auf dem Gebiete der Optik; hier verlebte er genußreiche Tage im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, zu denen Hegel, Merkel, Schweigger u. a. gehörten. Im J. 1812 war S. zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin erwählt worden, am 26. November 1818 wurde er zum ordentlichen Mitglied ernannt und verlegte infolge dessen seinen

Wohnsitz nach Berlin, um unbehindert von allen äußeren Ereignissen des Lebens sich der wissenschaftlichen Forschung hinzugeben. Seit 1823 begann er zu kränkeln und am 10. December 1831 erlag er im 62. Jahre seinen Leiden. „Ein feuriger Sinn für die Wissenschaft, der auch fremdes Verdienst bereitwillig anerkannte, ein entschiedener männlicher Charakter, und ein würdevolles Aeußere, das in Gestalt und Haltung an den, ihm wenige Monate später nachfolgenden Dichtergreis erinnerte, waren die seltenen Gaben, mit welchen die Natur einen Mann ausgerüstet hatte, der zwar von Freunden und Gelehrten hochgeschätzt worden ist, im weiten Publicum aber nie jene Berühmtheit genossen hat, zu welcher Lehramt und Schriftstellerei, zwei von ihm nicht betretene Wege, bisweilen nur allzu wohlfeil verhelfen" (Poggendorff). — S. beschäftigte sich zu Anfang seiner selbständigen Thätigkeit insbesondere mit Versuchen, die die Volta'sche Säule betreffen; doch hat er hierüber nichts veröffentlicht. Bald aber wandte er sich ganz der Optik zu; vielleicht ist es gerade das Verhältniß zu Goethe, das hierzu Veranlassung bot. S. suchte die Wirkungen farbiger Beleuchtung zu ergründen und studirte die physikalischen wie chemischen Wirkungen des Lichts (Wirkung farbiger Beleuchtung in Goethe's „Zur Farbenlehre" II); ferner gehören hierher eine Reihe Abhandlungen, die in Schweigger's Journal für Chemie und Physik 1811—1814 gedruckt sind. Im Anschluß an die Entdeckung der Polarisation des Lichts durch Malus (1808) untersuchte S. das Verhalten des Glases im polarisirten Licht; dabei gelang es ihm am 21. Febr. 1813 die sogenannten entoptischen Figuren zu sehen. Er ermittelte auch (1814), daß der Spannungszustand des Glases eine der nothwendigsten Bedingungen zum Entstehen dieser Figuren ist. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris ertheilte ihm daher die Hälfte des für 1816 ausgesetzten Preises von 3000 Frcs. Schließlich ist hervorzuheben, daß S. der Entdecker des Thermo-Magnetismus oder der Thermo-Elektricität ist. Im J. 1822 machte S. der Akademie die Anzeige, „daß heterogene Metalle, namentlich Wismuth und Antimon, für sich ohne alle Feuchtigkeit, zum Kreise geschlossen, bloß vermöge einer Temperaturdifferenz an den Berührungsstellen magnetische Eigenschaften erlangen". („Magnetische Polarisation der Metalle und Erze durch Temperatur-Differenz." Abhandlungen der Berliner Akademie aus den Jahren 1822 u. 1823, und „Von dem in allen Metallen durch Vertheilung zu erregenden Magnetismus." Abhandlungen der Berliner Akademie aus dem Jahre 1825.) Die Kunde von Seebeck's großer Entdeckung verbreitete sich sehr rasch. Weiter hat S. Untersuchungen veröffentlicht über den Magnetismus des glühenden Eisens, über die Magnetisirbarkeit verschiedener Metalle und über die magn. Polarisation von Legirungen und Oxyden zwischen den Polen starker Magnete. — Einige (8) Abhandlungen hat S. in der Akademie gelesen, aber nicht drucken lassen.

Gedächtnißrede auf Thomas Johann Seebeck, gehalten in der öffentlichen Sitzung vom 7. Juli 1839 von Herrn Poggendorff in den Abhandl. d. kgl. Akad. d. Wissensch., zu Berlin aus d. J. 1839. Berlin 1841, S. XIX bis XXXVIII. — Die in Recke-Napiersky's Lexicon IV, 172—174 enthaltenen biogr. Notizen sind fast wörtlich dem Nekrolog in der Preußischen Staatszeitung 1831 Nr. 348 entlehnt. Ein vollständiges Verzeichniß aller wissenschaftlichen Abhandlungen ist bei Poggendorff und bei Recke-Napiersky zu finden. L. Stieda.

Seeber: Ludwig August S., Mathematiker, geboren am 14. November 1793 in Karlsruhe, † ebenda am 9. December 1855. Er war von 1819—22 Lehrer an der Cadettenschule seiner Vaterstadt, dann bis 1834 ordentlicher Professor der Physik an der Universität Freiburg. Nun kehrte er wieder nach Karlsruhe zurück, um die Doppelstellung eines Professors der Physik am Polytechnicum

und am Lyceum einzunehmen. Seine Pensionirung erfolgte 1840. Seeber's Arbeitsgebiet bestand in Anwendung zahlentheoretischer Betrachtungen auf die innere Structur der Körper. Ihr war am Anfang seiner Freiburger Thätigkeit ein Aufsatz: „Versuch zur Erklärung des inneren Baues der festen Körper" gewidmet, welcher 1824 in Gilbert's Annalen LXXVI einen leider durch zahlreiche Druckfehler entstellten Abdruck fand. Gegen Ende des Freiburger Aufenthaltes 1831 folgte ein Werk, welches die zahlentheoretische Grundlage der ebengenannten Abhandlung als solche zum Gegenstand hatte und den Titel führte: „Untersuchungen über die Eigenschaften der positiven ternären quadratischen Formen". Es ist Gauß gewidmet, welchen der Verfasser seinen verehrtesten Freund und Lehrer nennt, und erledigt die in der Sectio V artic. 278 der Disquisitiones arithmeticae angedeuteten und erstmalig in Angriff genommenen Aufgaben in einer Weise, welche Gauß selbst befriedigte. Weiteres, was jenen Untersuchungen nur annähernd ebenbürtig wäre, hat S. nicht veröffentlicht.

Vgl. Badische Biographieen, herausgegeben von Friedrich von Weech II, 295 (Heidelberg 1875).

Cantor.

Seeberger: Gustav S., Architekturmaler, wurde 1812 zu Markt-Redwitz in Oberfranken geboren, besuchte die damals unter dem Kupferstecher Albert Reindel blühende Kunstschule zu Nürnberg und kam, ausgerüstet mit festen theoretischen und praktischen Kenntnissen, 1840 nach München. Ein Jahr darauf verkaufte er schon Landschaften an den Kunstverein (Gewitter am Starnbergersee 1841, Partie aus dem Zillerthal 1842), neigte sich aber mit besonderer Vorliebe zur möglichst treuen Wiedergabe von älteren Baudenkmälern (Kirche in Holzhausen 1841, Ansicht des Angerthors in München 1843) und blieb dann dieser Richtung zeitlebens zugethan, wozu S. den Stoff auf Streifzügen in Schwaben, Altbaiern und theilweise auch über den Alpen holte. Obwohl er immer der größten Wahrheit huldigte, widerstand S. doch der nüchternen Vedutenmalerei. Eine wohlthuende innere „Stimmung" lagerte immer verständnißinnig über dem Ganzen, welches er durch eine entsprechende, mäßige Staffage unterstützte. S. liebte ein kleines Format, wobei die Lust zu construirender Theorie alsbald hervortrat. Erwähnenswerth und maßgebend für seine Thätigkeit waren beispielsweise die Bilder aus dem „Treppenhaus der neuen Bibliothek" (1844), eine „alte Capelle in Böhmen" (1845), ein „Klosterhof", die „Taufcapelle der Ludwigskirche", ein „Seitenportal der Frauenkirche", die „Klosterkirche zu Bebenhausen" (1846), das öfter wiederholte Motiv mit dem „Studirzimmer eines Gelehrten" (1847 und 1852), ein „Rathhaussaal" und die „Klosterzelle in Blaubeuern", eine „Partie aus St. Zeno in Reichenhall", 1849 das „Arbeitszimmer König Ludwig I. in der Neuen Residenz" und eine Partie „aus der Markuskirche in Venedig" (1853). Was er schuf gewann immer durch die Sicherheit der Zeichnung und den sauberen Vortrag ein anziehendes Interesse. Deßhalb zog er auch, verzichtend auf die historische Patina des früheren Jahrhunderts, die Neubauten der Gegenwart in den Bereich seiner Darstellung. Daß ein solches Ingenium von Buchhändlern und Verlegern vielfach benützt und mit Aufträgen betraut wurde, ist selbstverständlich. S. lithographirte z. B. die meisten Architekturbilder aus dem „König-Ludwig-Album", insbesondere die Blätter nach Ainmiller, Leo von Klenze, F. E. Mayer, M. Neher und lieferte Zeichnungen für das „Malerische Baiern" von G. Franz, welche von Poppel und Riegel in Stahl gestochen wurden und zum Besten dieses vorzüglichen Werkes zählen. Dazu gehört auch die Innenansicht der 1858 restaurirten „Frauenkirche" in Ernst Förster's „Denkmale deutscher Kunst" (und in dessen „Deutsche Kunst in

Bild und Wort" 1879 S. 134). Seeberger's eigentlichstes Fach aber war die Perspective. Hier schwamm er ganz in seinem Fahrwasser. Der sonst so trockene Mann thaute plötzlich auf, wenn er sein constructives Netz über ein Bild ziehen konnte und es überall klappte. Zu solchen geheimen Conferenzen luden ihn alle Maler ein, nachdem seine wunderbare Wissenschaft bekannt geworden. Es war ihm dann eine Wonne, ihre Bilder und Compositionen einzurenken und in perspectivische Wirkung zu setzen. Hierin consultirten ihn alle Collegen in und außer der Akademie, ebensowohl Kaulbach, wie Piloty, Schraudolph und sogar der in allen Sätteln gerechte Foltz aus Bingen — sie sündigten ohne viele Gewissensskrupel schon im voraus auf seine Hülfe, weil sie wußten, der hierin unerbittlich strenge Mann sei wirklich eine unumstößliche Autorität. Dazu zog S. dann auch alles architektonische Beiwerk seiner Patienten in sein Bereich oder zauberte gleich selber die Paläste, Säulenhallen und Ruinen auf die Leinwand, welche der im voraus der Hülfe vertrauende Maler klüglich an den betreffenden Stellen leer gelassen hatte. „Wir Alle (sagt einer der dankbaren Zeitgenossen) waren so gewöhnt uns auf ihn zu verlassen in allem was Perspective heißt, daß man sich nur darauf gefaßt machen kann, dereinst nach seinem Absterben sämmtliche Bauten der Münchener Maler unrettbar zusammenfallen und keinen ihrer historischen Charaktere mehr auf dem rechten Fleck stehen zu sehen. Denn ich will es nur verrathen, daß Piloty's Nero ebenso wenig imstande gewesen wäre Roms Paläste anzuzünden, wenn sie ihm S. nicht aufgebaut, als daß der Kaulbach'sche unfehlbar unter den Ruinen seines eigenen begraben worden wäre, wenn ihn S. nicht gestützt hätte. Wie viele alte und neue Liebespaare wären vollends an der Disproportion ihrer Verhältnisse gescheitert, wenn ihnen nicht S. bessere verschafft, ihnen eine festere, materielle Grundlage gegeben, sie an einen richtigeren Platz gestellt hätte. Ja, selbst wie viele Schlachten hätte das sonst so siegreiche Deutschland unrettbar in Oelfarbe verloren, weil seine Artilleristen ohne S. vom Künstler in der Begeisterung dazu verdammt worden wären um die Ecke zu schießen" (Fr. Pecht in Beil. 358 „Allgemeine Zeitung" 24. Dcbr. 1873). Deßhalb wurde der Unentbehrliche zuerst als Lehrer an der Akademie zugelassen, dann als Professor angestellt, wo er bis in seine alten Tage von einem Atelier in das andere gebeten und vollauf in Athem und Thätigkeit gehalten wurde, so daß er immer seltener zum eigenen Malen kam. Alljährlich begann er sein anfangs fast überschwemmtes Colleg, welches indessen stündlich sich lichtete, bis der gestrenge, pedantische Professor eines Tages immer vor leeren Bänken stand, da nun einmal nach dem Laufe der Welt die grünende Jugend bekanntlich jeder, auch der glänzendsten Theorie spinnefeindlich gesinnt bleibt. Wußte man doch, wo zur Zeit der Noth der Helfer zu suchen sei und daß dann der vielumworbene Mann gewissenhaft erscheine. Seine selbstgewonnenen Principien gab S. in einem eigenen Opus heraus, welches vier, vielfach vermehrte und verbesserte Auflagen erlebte (S.: „Grundzüge einer neuen Methode für angewandte Perspective." München 1860. 1874. Regensburg 1880 und München 1884). Schwelgend in allen gesetzmäßigen Hexereien der Verkürzung, malte S. sogar einen „Blick von einem der Frauenthürme herab" (1855) — eine wahre Curiosität. Von ihm stammt auch eine sinnreiche Verbesserung des von Professor Steinheil erfundenen „Pyroscop", wodurch der Thürmer bei Nacht die Stelle eines ausgebrochenen Brandes genau bestimmen kann. Dann saß er wieder durch viele Wochen tagtäglich auf dem Thurme der Peterskirche, um eine Rundsicht der Stadt zu zeichnen. Von seinen eigenen Oelbildern verdienen noch besondere Erwähnung die „Taufkapelle in St. Marco zu Venedig" (1856), ein „Klostergang" (1859), die „Schloßkapelle zu Eger" (1863), verschiedene Ansichten der Pfarrkirchen zu Tölz und Berchtesgaden (1864), der „Hof eines Hauses" (1867), dann als ein

köstliches Bildchen seiner Art eine „Steinmetzwerkstätte" (1868) mit einem Motiv aus dem ehemaligen Regierungsgebäude am sogenannten alten „Schrannenplatz", ein paar Thurmscenen und Klosterhöfe, eine „Partie aus Reutlingen" (1872) u. s. w. Auch zeichnete S. die im Renaissancestyle gehaltene Architektur zu einem Fensterbild für die Universitätskirche zu Oxford. Im Sommer 1885 wurde der vielfach verdiente, nur zu eifrige Mann in den Ruhestand versetzt, starb aber schon am 21. April 1888 nach kurzem Krankenlager.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch von München, 1845 S. 177. — Nagler, 1846, XVI, 197. — Nekrolog in Beil. „Allgemeine Zeitung" 10. März 1889. — Kunstvereinsbericht für 1888 S. 72. — Fr. Pecht, Geschichte der Münchener Kunst 1888, S. 447.

Hyac. Holland.

Seebisch: Siegmund Gottlob S., Bibliothekar und Orientalist, geboren am 18. Mai 1669, † am 23. März 1753. S. wurde als Sohn des Diakonus Seebisch am 18. Mai 1669 zu Zwickau geboren. Schon der Vater scheint große Neigung für die Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen gehabt zu haben. Wir hören wenigstens, daß er in seiner späteren Stellung als Stadtprediger in Dresden die Gelegenheit wahrgenommen habe, „viele gelehrte Seltenheiten des Orients" zu sammeln. Diese Neigung des Vaters ging auf den Sohn über, von dem es heißt, daß er sich auf Schulen und Akademien vornehmlich auf die Sprachen und die Philosophie verlegt habe. Seine eigentliche Ausbildung verdankte S. dem Prediger Andreas Acoluth, Professor der hebräischen Sprache am Elisabethgymnasium zu Breslau, zu dessen besten Schülern er gehörte. In den Jahren 1694—97 finden wir S. auf Reisen in Frankreich und Holland, immer bestrebt, sich in seiner Kenntniß der orientalischen Sprachen zu vervollkommnen und einen Schatz orientalischer Handschriften zu sammeln. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er am 2. Januar 1708 zum Bibliothekar an der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden ernannt, in welcher Stellung er bis zum September 1746 mit gutem Erfolg thätig war. Um diese Zeit, angeblich wegen hohen Alters, mit Beibehaltung seiner Besoldung in den Ruhestand versetzt, starb er zu Dresden am 23. März 1753. Nach seinem Tode kaufte die kurfürstliche Bibliothek eine Anzahl seiner orientalischen Manuscripte, welche er zum Theil im J. 1697 in Leyden aus der Sammlung von Jacob Golius, zum Theil auch aus der von Andreas Acoluth erworben hatte.

Dreßdnische Wöchentliche Frag- und Anzeigen, Von allerhand dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Sachen. 1753 No. XIV. — Neue Beyträge von Alten und Neuen Theologischen Sachen. 4. Stück. 1761. S. 435 bis 437. — Fr. Ad. Ebert, Geschichte und Beschreibung der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden-Leipzig 1822, S. 35, 46, 60, 67, 70, 213, 214. — Henr. Orth. Fleischer, Catalogus codicum manuscriptorum orientalium bibliothecae regiae Dresdensis. Lipsiae 1831, S. V—VII und Register.

H. A. Lier.

Seebode: Joachim Dietrich Gottfried S., Philologe, Schulmann und Bibliothekar des 19. Jahrhunderts. Er wurde in Salzwedel am 8. November 1792 geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte darauf in Halle, Berlin und Göttingen Philologie. Im J. 1813 habilitirte er sich als Privatdocent in Göttingen, folgte aber bereits bald darauf einer Berufung als Rector (d. h. zweiter Lehrer) an das Gymnasium Andreanum in Hildesheim. 1823 wurde er zum Director dieser Anstalt ernannt, vertauschte dieses Amt aber bereits 1834 mit dem Directorate des Gymnasiums in Coburg, von wo er dann 1837 in die gleiche Stellung nach Gotha überging. 1841 nahm er eine Berufung nach Wiesbaden als Geheimer Regierungsrath und Referent für die

Schulangelegenheiten des Herzogthums Nassau an, legte dieses Amt, in welchem er vielseitige Anfeindungen zu erfahren hatte, schon 1849 nieder und übernahm sodann — 1851 — die Stelle eines Bibliothekars der öffentlichen Bibliothek in Wiesbaden. 1867 trat er in den Ruhestand und starb in Wiesbaden 1868. — S. hat sich durch zwei Ausgaben des Thukydides (1815 und 1818) und eine Anzahl von lateinischen Textausgaben im Hahn'schen Verlage bekannt gemacht, vornehmlich aber durch die von ihm in Gemeinschaft mit J. Chr. Jahn herausgegebene Zeitschrift „Archiv für Philologie und Pädagogik" (seit 1824), aus welcher die Jahn'schen Jahrbücher hervorgegangen sind, sich ein wesentliches Verdienst um das höhere Unterrichtswesen erworben. Von seinen übrigen Schriften sind die mit Friedemann 1820—23 herausgegebenen „Miscellanea critica" 2 Bde., die Scholien über Horaz (1840, 46) und die Ausgabe von „Pselli λύσεις ζητημάτων" (1840, 57) zu nennen.

Eckstein, Nomenclator S. 529. — Pökel, Schriftstellerlexikon S. 255. „De openbare Bibliotheek te Wiesbaden" in dem „Allgemeenen Konst- en Letterbode" 1854, Nr. 34.

R. Hoche.

Seegebart: Joachim Friedrich S., Feldprediger, berühmt durch seinen in der Schlacht bei Chotusitz bewiesenen Heldenmuth, geboren im Magdeburgischen, vielleicht zu Wolmirstedt am 14. April 1714, ward in der Francke'schen Stiftung zu Halle erzogen, wo er auch die Universität besuchte. Als Feldprediger bei dem Infanterieregimente Erbprinz Leopold brach er 1740 mit diesem am 8. Dec. aus seiner Garnison Stendal in den Krieg auf. Doch ward sein Regiment erst Mitte Februar von Berlin aus nachgesandt. Am 1. März 1741 hat es die schlesische Grenze überschritten und der Erstürmung von Glogau in der Nacht vom 8. zum 9. März beigewohnt. Dann ist es längs des Gebirges bis Neustadt in Oberschlesien gegangen, und als auf die Nachricht von Neipperg's Einbruche die preußische Armee sich eilig zusammenzog, mit dem Gepäck nach Ohlau geschickt worden und weiter bis Hundsfeld unweit von Breslau. Nach der Molwitzer Schlacht hat es dann an der Belagerung von Brieg theilgenommen und ist gegen Ende October mit dem Corps des Erbprinzen Leopold in Böhmen eingerückt, wo es vom Ende November an zu Jung-Bunzlau im Winterquartiere gelegen hat. Der Erbprinz brachte dann sein Corps dem aus Mähren herangerückten Könige zu und vereinigte sich in der zweiten Hälfte des April 1742 zu Chrudim mit dem Könige, welcher letztere nun sein Heer westwärts gegen die Elbe führte zum Schutze seiner Magazine, die das österreichische Hauptheer unter Prinz Karl von Lothringen bedrohte. Am 17. Mai kam es dann zu der Schlacht bei Chotusitz. Das auf dem linken Flügel aufgestellte Regiment Prinz Leopold erlitt in dem erbitterten Kampfe um den Flecken Chotusitz schwere Verluste. Bei dieser Gelegenheit fand S. Gelegenheit, sich um die Sammlung der Truppen große Verdienste zu erwerben. Auf einem kleinen Fuchse reitend verweilte der tapfere Mann in dem furchtbaren Kampfgewühle, wo ihm „die Kugeln so dicht um den Kopf flogen, als wenn man in einem Schwarme sausender Mücken steht", und seiner bekannten Stimme folgten die Soldaten willig zu neuen Anstrengungen und Gefahren. Zur Belohnung verlieh ihm König Friedrich die Pfarre zu Etzin bei Brandenburg, wo er vermuthlich im August 1742 eingeführt ward und bis an seinen Tod am 26. Mai 1752 gewirkt hat. Das von ihm hinterlassene werthvolle Tagebuch reicht vom 14. Februar 1741 nur bis in den April 1742, doch unterrichtet uns über seine Erlebnisse in der Schlacht bei Chotusitz ein uns erhaltener, nach dem blutigen Kampfe (Kuttenberg, den 24. Mai 1742) niedergeschriebener Brief Seegebarts an den Professor der Theologie Michaelis in Halle.

Das Tagebuch des Feldpredigers Seegebart und sein Brief an Michaelis, herausgegeben von Dr. Fickert. Breslau 1849.

Grünhagen.

Seeger: Adolf S., als Sohn eines Präceptors in Wildbad am 13. Mai 1815 geboren, studirte zu Tübingen die Rechtswissenschaft und, da er frühe das Bedürfniß empfand, sich eine bestimmte Weltanschauung zu bilden, die Philosophie. Von hoher Begeisterung für das Vaterland erfüllt, rief er hier trotz polizeilicher Verbote die Burschenschaft wieder ins Leben und er ist einer von den Männern, welche die bei deren Stiftung ausgesprochenen Gedanken ihr Leben lang zur Geltung zu bringen suchten. Zunächst wandte er sich dem Staatsdienste zu, zuerst als Richter, dann unter dem Minister Schlayer, der an Seeger's Freisinn keinen Anstoß nahm und dessen hervorragende Tüchtigkeit erkannte, als Rath bei der Regierung. Das Märzministerium des Jahres 1848 wies ihm den schwierigen Posten des Stadtdirectors in Stuttgart zu, wo es ihm gelang, in kritischen Augenblicken die Ordnung aufrecht zu halten. Die Niederlage der demokratischen Partei und die Entlassung des Märzministeriums brachten S. 1850 eine unerbetene Versetzung nach Ludwigsburg; er wich ihr aus, indem er seinen Abschied nahm und sich dem Berufe des Rechtsanwalts widmete. Schon 1848 war er in Neuenbürg zum Abgeordneten für den Landtag gewählt worden, dem er dann mit Ausnahme der Jahre 1856—61 bis zu seinem Tode, zuletzt für Freudenstadt, angehörte. Sein scharfer Verstand, sein klarer Vortrag, seine hinreißende Redegewandtheit verschafften ihm bald einen großen Einfluß auch im Landtage; nach Schober's Tod war er der berufenste Führer der liberalen Partei Württembergs. Ein langjähriges Brustleiden brach frühe seine Kraft; 1½ Jahre nach seinem älteren, gleichfalls als Politiker, zugleich als Dichter ausgezeichneten Bruder Ludwig (s. u.) starb S. am 15. Sept. 1865 in Stuttgart. Sein Streben galt der Einigung Deutschlands; als deren Hauptfeind bekämpfte er den Particularismus der einzelnen Staaten in der württembergischen Kammer wie im Nationalverein, dessen Ausschuß er angehörte. Sein Feuereifer trug ihn manchmal zu weit, die kantige äußere Seite seines Wesens stieß vielfach ab; doch auch die Gegner ließen seinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren. Neben der politischen Thätigkeit erwarb sich S. als Mitgründer und Rechtsrath der Lebensversicherungs- und Ersparnißbank zu Stuttgart Verdienste.

Nachruf von Julius Hölder; Nekrolog im Schwäbischen Merkur von 1865, No. 220.

Eugen Schneider.

Seeger: Christoph Dionysius Freiherr v. S. ist am 7. October 1740 zu Schöckingen im württembergischen Oberamte Leonberg als Sohn des dortigen Pfarrers Johann Gottlieb S. geboren. Der Vater bestimmte auch ihn zum Geistlichen, und so durchlief er die niederen theologischen Seminarien in Blaubeuren und Bebenhausen. Wie er aber die Hochschule beziehen sollte, brach bei ihm die Liebe zum Soldatenstande durch; er wandte sich ohne Vorwissen der Verwandten an den einflußreichen Geheimen Kriegsrath Rieger und dieser verschaffte ihm im Juni 1759 eine Stelle als Standartenjunker in einem Kürassierregimente. Hatte S. schon im Seminare sich das Lob großen Fleißes und tadelloser Führung erworben, so verstand er es beim Militär dasselbe sich zu erhalten. In den beiden ersten Jahren nach seinem Eintritt machte er die unglücklichen Feldzüge des Herzogs Karl von Württemberg gegen Preußen mit und wußte bald die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zu lenken. 1761 wurde er Lieutenant bei den Grenadieren; 1762 sehen wir ihn als Ordonnanzofficier seines Fürsten. Seine gute Schulung, seine rasche Auffassung, seine zähe Thatkraft und nicht zum mindesten sein glühender Ehrgeiz, sich die Zufriedenheit des Herzogs zu er-

werben, befähigten ihn, die vielerlei Aufträge des letzteren gewandt auszuführen und neben dem Dienste auch noch beim Straßenbau, bei der Einrichtung der herzoglichen Gärtnereien mit Erfolg thätig zu sein. Die Brauchbarkeit auf diesem Gebiete sollte ihn gegen seinen Willen an die Spitze einer berühmt gewordenen Anstalt führen. Nachdem S. 1768 zum Hauptmann ernannt und bald darauf unter Verleihung der Stellung eines Flügeladjutanten in den Generalstab versetzt worden war, erhielt er 1770 den Auftrag, einen Plan zu einer Erziehungsanstalt für Gärtner und Stuccatoren zu entwerfen, in welche arme Soldatenkinder aufgenommen werden sollten. Aus diesem Militärwaisenhaus entstand 1771 die Militärpflanzschule für Cavalier- und Officiersöhne und 1773 die Militärakademie, zu deren Intendanten S., seit 1772 Obristwachtmeister, bestellt wurde. Zu der Umbildung hatte S. mitgewirkt; daß die Militärakademie sich zur hohen Karlsschule, seit 1781 als zweite Landesuniversität, sich entwickelte, geschah gegen seinen Rath, zum Theil ohne sein Wissen. Trotzdem blieb er bis zu ihrer 1794 erfolgten Aufhebung Intendant und wußte sie durch Eingehen auf die Pläne des Herzogs und selbständige Rathschläge zu einer Anstalt zu machen, die sein wie des Herzogs Gepräge trug. Bei großer Vielseitigkeit des Lehrplans stand in erster Linie das Streben nach in die Augen fallenden Erfolgen, nach Glanz, Sauberkeit, Weckung von Corpsgeist. Deshalb unterwarf er die Karlsschule einer strengen, oft pedantischen Zucht und schloß sie möglichst von Außenstehenden ab. Häufige Zeitungsmittheilungen verkündeten den Ruhm der Schule, Feste und Preisvertheilungen setzten sie in ein prächtiges Licht; Prämien und Orden weckten den Ehrgeiz der Zöglinge. In der persönlichen Leitung war S., wenn auch manchmal gewaltthätig, doch unparteiisch, wohlwollend, uneigennützig und von nie erlahmendem Eifer. Ihm und seiner Frau, Johanna Luise geb. Seeger, welche mit der Leitung der 1773 in's Leben gerufenen école des demoiselles betraut worden war, verdanken viele Kinder der Heimath und des Auslandes eine strenge, aber tüchtige Erziehung. Zugleich wußte er sich dem Herzog als Festordner wie der Akademie so des Hofes unentbehrlich zu machen. 1777 rückte er zum Oberstlieutenant, 1778 zum Oberst und Ritter des militärischen Karlsordens vor, 1779 zum Oberst und Generaladjutanten des schwäbischen Kreises. Nach der Aufhebung der Karlsschule ernannte ihn der letztere zum Generalmajor und S. wandte sich wieder dem activen Heeresdienste zu. Er war bestimmt, ein Kreisheer von 40 000 Mann zu führen, ohne daß freilich diese jemals zusammengebracht wurden. Der spätere König Friedrich verlieh S. 1798 den genannten Rang auch bei den württembergischen Truppen und die Kriegswirren gaben ihm manche Gelegenheit, sich zu bewähren. So geleitete er 1799 auf Befehl des deutschen Kaisers ein russisches Heer mit großer Umsicht durch die Länder des Kreises und lieferte mit dem General v. Phull in demselben Jahre den Franzosen ein glückliches Gefecht bei Bietigheim. 1800 erhielt er zunächst das Commando in Mannheim, dann den Oberbefehl über das württembergische Reichscontingent, mit dem er den Rückzug der Kaiserlichen bis über den Inn mehrmals mit Erfolg deckte. Das Jahr 1801, in dem S. nach Württemberg zurückkehrte, brachte ihm die Erhebung in den erblichen Freiherrnstand durch den Kaiser, welcher im Patente vom 13. Juni seine Verdienste hoch erhob. 1805 wurde er Generallieutenant und führte das jetzt in französischem Dienste stehende württembergische Heer von 7000 Mann bis nach Krems, ohne jedoch in den Kampf zu kommen. Den Oberbefehl über die im October 1806 gegen Preußen ausziehenden 10 000 Mann lehnte er wegen Schwächung seiner Gesundheit ab und trat in den Ruhestand. Er zog sich in den Kreis der Seinigen zurück und starb am 26. Juni 1806 zu Blaubeuren, allgemein verehrt als ein Mann, der seinem Vaterlande in den verschiedensten Stellungen die trefflichsten Dienste geleistet. Sein ältester Sohn, den Herzog

Karl, um den Vater zu ehren, unentgeltlich in die Karlsschule aufgenommen hatte, zeichnete sich als württembergischer Generalmajor, Straßen- und Wasserbaudirector und Staatsrath aus.

Familienpapiere; Deutsche Chronik vom 20. Juli 1808, wieder abgedruckt in v. Georgii, Biographisch-genealogische Blätter. — Wagner, Geschichte der hohen Karlsschule.

Eugen Schneider.

Seeger: Josef S., auch Seegert, Seegr und Zegert geschrieben, einer der bedeutendsten Orgelspieler seiner Zeit; am 21. März 1716 zu Repin bei Melnik geboren, zeichnete er sich schon als Knabe als vorzüglicher Sopransänger aus, kam nach Prag auf die niedere Schule und wurde Schüler des Componisten Czernohorsky, der ihn praktisch wie theoretisch zu einem tüchtigen Musiker ausbildete. Alle Zeitgenossen waren darin einig, daß er ein Orgelspieler von außergewöhnlicher Begabung und Fertigkeit sei. Er erhielt den Organistenposten bei den Kreuzherren in Prag, wie Burney mittheilt, dann an der Martinskirche und der Teynkirche. Sein Ruf als Orgelspieler und Componist zog bald viele Schüler nach Prag und man sagt sogar, daß Seb. Bach in den letzten Tagen seines Lebens den späteren Kirchencomponisten Soyka, der sich als Schüler bei Bach meldete, an Seeger als den geeignetsten Lehrer empfohlen habe. Wenn dies auf Wahrheit beruht, so gäbe es den besten Beweis, welches Ansehens sich der erst vierunddreißigjährige S. zu erfreuen hatte. Er starb am 22. April 1782 zu Prag. Zu seinen hervorragendsten Schülern gehörte W. Praupner, Misliweczek, W. Kuchar und Kozeluch, dagegen weist Dr. F. P. Laurencin in der Neuen Zeitschrift für Musik, Leipzig 1864 Nr. 14, nach, daß die Componisten Brixi, Dussek und Wittassek fälschlich von Schilling als seine Schüler bezeichnet werden. Von Seeger's Kirchencompositionen scheint sich nichts erhalten zu haben und selbst die Prager Kirchenbibliotheken besitzen nichts mehr, wie Laurencin behauptet, dagegen kennt man eine Anzahl Orgelstücke, von denen einige bereits in mehrfachen Auflagen neu erschienen sind. Schon 1793 gab Türk bei Breitkopf in Leipzig 8 Toccaten und Fugen mit einer Vorrede heraus, dann erschienen in dem Sammelwerke „Museum für Orgelspieler" in Prag bei Max Berra zahlreiche Orgelcompositionen von ihm. Neuerdings hat Ernst v. Werra wieder 5 Stücke in seinem „Orgelbuch", 1887 bei Pustet in Regensburg, herausgegeben, die aus Präludien und Fugen bestehen und der bereits selten gewordenen Türk'schen Ausgabe entlehnt sind. Diese Werra'sche Ausgabe liegt mir vor und es läßt sich wohl annehmen, daß das Beste aus der Türk'schen Ausgabe gewählt ist. Man muß seine Ansprüche an ein Kunstwerk sehr herabstimmen und der damaligen Versumpfung der ernsten Kunst sehr Rechnung tragen, wenn man den Seeger'schen Orgelcompositionen irgend eine hervorragende Bedeutung zugestehen will. Das Beste sind die Themen, jedoch die Bearbeitung zeigt nirgends einen Meister des Contrapunkts. Am meisten befriedigt das 20 Tacte lange Sätzchen mit Fughette und von Werra mit „Nach Jos. Seegr" überschrieben (Nr. 29). Hier ist eine sich steigernde Entwickelung und eine gewisse Wärme in der Empfindung sichtbar, doch bei der Kürze des Satzes kann man eigentlich kaum von einer Entwickelung sprechen, denn nach dem einmaligen Einsetzen der vier Stimmen schließt auch schon der Satz. Die königl. Bibliothek in Berlin besitzt übrigens handschr. in den Manuscripten 125, 190 und 23 520 eine Anzahl Präludien und Fugen, sowie sich in der Privatbibliothek des geh. Raths R. Wagener in Marburg drei handschr. Bde. zu 48, 104 u. 73 Bl. befinden, die eine reiche Auswahl von Orgelstücken enthalten.

Rob. Eitner.

Seeger: Ludwig Wilhelm Friedrich S., Dichter und Politiker, wurde am 30. October 1810 als Sohn des Reallehrers zu Wildbad in Württemberg geboren. In der Lateinschule zu Calw, von 1824 an im evangelisch-theologischen Seminar Schönthal gebildet, bezog er 1828 zum Studium der Theologie die Universität Tübingen, wandte sich aber mit Vorliebe philologischen und litterarischen Studien zu: er wird auch unter den Theilnehmern an Uhland's „Stilisticum“ genannt. Nach kurzer theologischer Dienstzeit nahm S. eine Hofmeisterstelle in der Schweiz an und wurde 1835 Professor der alten Sprachen am Realgymnasium in Bern, zugleich Docent an der Universität; er wird als anregender Lehrer gerühmt. Das Jahr 1848 führte ihn nach Württemberg zurück. Er lebte zuerst in Ulm als Redacteur der „Ulmer Schnellpost“, von 1850 an in Stuttgart. S. war 1850 Abgeordneter des Oberamts Ulm für die zweite verfassungberathende Versammlung von Württemberg, Abgeordneter des Oberamts Waldsee für die Landtage von 1851—1853 und 1854—1855, des Oberamts Ulm für den Landtag von 1862 an; er gehörte zu den hervorragendsten und angesehensten Mitgliedern der damals noch nicht durch die Ereignisse der sechziger Jahre zerspaltenen Fortschrittspartei Württembergs und war auch Vertrauensmann anderer patriotischer Vereine, so des Frankfurter Sechsunddreißiger-Ausschusses und des Comites für Schleswig-Holstein. S. starb zu Stuttgart am 22. März 1864. — Als Lyriker ist S. aufgetreten in zwei Gedichtsammlungen: „Der Sohn der Zeit“ 1843, 1847 und „Gesammelte Dichtungen“, 2 Bände, 1863 f.; außerdem war er Herausgeber des „Deutschen Dichterbuchs aus Schwaben“ 1864. Kraft, Leidenschaft, volksthümliche Haltung, in späterer Zeit Neigung zum Satirischen, Epigrammatischen und Humoristischen charakterisiren seine Gedichte, unter deren Gegenständen die Politik in erster Linie steht. Seine philologischen Neigungen haben ihn besonders auch der Uebersetzerthätigkeit zugeführt und seine Leistungen auf diesem Gebiete sind nicht zu unterschätzen; besonders wo ein witzig zugespitzter Ausdruck oder populäre, drastische Diction durch das Original geboten war, ist ihm die Wiedergabe oft in hervorragender Weise gelungen. Es sind von Uebersetzungen Seeger's erschienen: „Beranger's Lieder“ (unter dem Pseudonym L. S. Rubens) 1839. 1842; „Aristophanes“ 1844—1848; „Victor Hugos poetische Werke“ 1861—1862; seine Theilnahme an der unter Dingelstedt's Vortritt erschienenen Shakespeare-Uebersetzung wurde durch den Tod abgebrochen: „König Johann“, „Hamlet“, „Timon von Athen“ sind von ihm übersetzt. An der Journalistik hat sich S. nicht nur nach der politischen Seite betheiligt — außer der oben erwähnten Redaction der Ulmer Schnellpost wäre nach dieser Richtung besonders seine Theilnahme an dem 1862 bis 1864 erschienenen demokratischen Blatte „Eulenspiegel“ zu erwähnen —, sondern auch nach der litterarischen; insbesondere hat er noch in seinen letzten Jahren das „Stuttgarter Literarische Wochenblatt“ redigirt, welches als Beilage zu dem „Eulenspiegel“ erschien.

Nach einem Nekrolog in der „Schwäbischen Kronik“ 1864, Nr. 103, sowie localen und bibliographischen Angaben.

Hermann Fischer.

Seehofer: Arsacius S., Geistlicher in der Reformationszeit, gebürtig aus München. Er hatte in Wittenberg bei Melanchthon studirt, wurde aber 1522 zu Ingolstadt zum Magister promovirt, nachdem er eidlich sich von der lutherischen Lehre losgesagt hatte. Im folgenden Jahre hielt er eine Vorlesung über die Paulinischen Briefe nach dem bei Melanchthon geschriebenen Collegienhefte, wurde im August bei dem Senate denuncirt und gefangen gesetzt. Aus den bei einer Haussuchung bei ihm gefundenen Papieren wurden von der theologischen Facultät 17 Sätze zusammengestellt, die er am 7. September wider-

rufen mußte. Der Senat verurtheilte ihn zugleich zur Ausstoßung aus der Universität und zur Haft im Kloster Ettal. (Die Angabe, S. sei im Kloster St. Peter in Salzburg in Haft gewesen, ist irrig. Der Brief Luther's an Staupitz vom 17. September 1523, worauf man sich beruft, spricht nicht von S., sondern von einem Mönche Achatius.) Das Vorgehen gegen S. veranlaßte eine Reihe von Streitschriften gegen die Universität, u. a. von Argula von Grumbach (A. D. B. X, 7). Auch Luther veröffentlichte 1524: „Wider das blind und tolle Verdammniß der 17 Artikel, von der elenden, schändlichen Universität Ingolstadt ausgegangen." Am 11. und 12. April 1524 veranstaltete die theologische Facultät eine öffentliche Disputation über die Verdammung der 17 Artikel, für welche Michael Marstaller 100, Nicolaus Appel 75 Thesen aufstellte, bei der aber kein Gegner erschien. Die Verhandlungen wurden gedruckt. — Es gelang S., aus der Haft zu entkommen. Er ging nach Wittenberg und wurde von Luther nach Preußen geschickt, kam aber von dort nach 18 Monaten nach Wittenberg zurück. 1534 war er Lehrer am St. Anna-Gymnasium zu Augsburg. 1536 wurde er Pfarrer zu Leonberg, später zu Winnenden in Württemberg. Er starb 1545. Er veröffentlichte: „Enarrationes evangeliorum dominicalium ad dialecticam methodum et rhetoricam dispositionem accommodatae. Adjecti sunt loci theologici, quorum cognitionem ecclesiastes in promptu habere debet, subjectis etiam aliquot propositionibus non contemnendis", Augsburg 1538. Dieses Buch steht in dem Index der Sorbonne von 1544, in dem Löwener von 1550. Im römischen Index steht S. in der ersten Classe. Er heißt in den Indices freilich Schopher, Schoffer, Scoffer oder Schaffir, auch Matthaeus qui et Assartius Scoffer, erst seit 1747 Arsacius Sehofer.

Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Univ. I, 150 ff.; II, 169, 171, 486. — Kobolt, Baier. Gel.-Lexikon I, 628; II, 271. — Salig, Historie der Augsb. Confession III, 145. — V. A. Winter, Gesch. der evang. Lehre in Baiern I, 100. — Lipowsky, Argula von Grumbach, Beil. XVII. XVIII. — Reusch, Index I, 193, 231.

Reusch.

Seekatz: Johann Konrad S., geb. im Jahr 1719 zu Grünstadt in der Pfalz und † zu Darmstadt 1768, war der zweite Sohn eines wenig bedeutenden Malers, des Johann Martin S. und erhielt den ersten künstlerischen Unterricht erst von seinem ältern Bruder in Worms, wo schon der Vater für die neu erbaute lutherische Kirche einige Aufträge zu Gemälden ausgeführt hatte. S. arbeitete nun lange Zeit in Gemeinschaft mit seinem Lehrer und dann unter Leitung des kurpfälzischen Hofmalers Brinkmann. Das eigenartige Talent des jungen Malers blieb zum Glück nicht allzulange unter dem Einfluß seiner ersten Lehrer und entwickelte sich rasch in freier Thätigkeit, in unermüdlicher Beobachtung der Natur, wobei ihm das Studium der alten Meister im kurfürstlichen Schlosse zu Mannheim wesentlich zu statten kam. S. malte vorzugsweise Scenen aus dem Volksleben, kriegerische Vorgänge, Zigeunerlager und Bauern, Bilder, zu welchen er zahllose Studien nach der Natur machte, ebenso zu den Thieren, mit welchen er seine Landschaften staffirte. Die Gemälde sind wirkungsvoll angeordnet, kräftig in der Farbe und von trefflicher Zeichnung. Auch in historischer Composition versuchte sich S., ohne jedoch ganz Hervorragendes darin zu leisten. Viele von den Gemälden des schnellschaffenden Künstlers kamen nach Frankreich und nach Frankfurt, viele sind auch im Besitz der großherzoglichen Gallerie zu Darmstadt. Im Jahr 1753 wurde S. zum kurfürstlichen Hofmaler in Darmstadt ernannt. S. besaß in hohem Grade die Gabe, rasch aufzufassen, die er besonders in seinen Bildnissen bethätigte. Mit Vorliebe und Erfolg porträtirte er Greise und Kinder, wie auch Goethe rühmend bemerkt. Viele von

Seekatz's Gemälden sind durch Radierungen vervielfältigt worden, darunter von Romanet ein Bänkelsänger und ein Bilderkrämer, von J. H. Capel zwei Landschaften mit Bauern, ferner von P. Lowrie zwei Blätter in Mezzotinto und ein historisches Bild, die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten von H. Sintzenich.

Allgemeines Künstlerlexikon oder kurze Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer u. s. w. Zürich 1829. — Nagler's Künstlerlexikon. München 1846.

Louis Katzenstein.

Seel: Wilhelm Heinrich S., reformirter Theolog, hervorragend als Leiter des oranisch-nassauischen Kirchenwesens, geboren am 23. März 1725 zu Neunkirchen auf dem Westerwalde, † am 21. April 1793 zu Herborn. S. stammt aus einer alten nassauischen Pastorenfamilie, deren Ahnherr Adam S. als Schultheiß zu Straßebersbach während des dreißigjährigen Krieges und nach demselben lebte. Den ersten Unterricht erhielt S. im Hause seines Vaters, des Pastors Johann Daniel S. zu Freudenberg, dann zu Hachenburg und zuletzt zu Neunkirchen im freien Grunde, von Candidaten des Predigtamtes. Im Herbste 1741 bezog er das Pädagogium in Herborn, wo er von 1747 an den theologischen Studien unter den Professoren Schramm, Claessen, Rau, Mieg, Florin sich widmete. 1749 erhielt er nach glänzend bestandenem Examen die Pfarrstelle zu Hamm an der Sieg. Von hier kam er 1755 nach Schöneberg und 1764 nach Kroppach. Von letzterem Orte wurde er im ovember 1771 als Oberconsistorialrath und Pastor primarius nach Dillenburg berufen. Drei Jahre später wurde er auch zum Ephorus des dasigen Pädagogiums ernannt. Schon frühe hatte S. die Aufmerksamkeit seiner Landesherrschaft auf sich gezogen. Während seiner Wirksamkeit in Hamm veröffentlichte er i. J. 1752 eine „Lob- und Gedächtnißrede auf den Prinzen Wilhelm Carl Heinrich Friso von Oranien", mit der Widmung an die hochmogenden Herren Generalstaaten und an die Wittwe dieses Fürsten. In demselben Jahre gab er ferner heraus: „Freundschaftliche Briefe über anmuthige Wahrheiten." Von größerer Bedeutung waren seine i. J. 1789 veröffentlichten „Briefe über das Preußische Religions-Edict". Auch die 1791 erschienene Schrift „Plan Gottes zur Erziehung und Beseligung des Menschengeschlechtes durch Jesum" erfreute sich in jener trostlosen Zeit der religiösen Gleichgiltigkeit der Beachtung aller ernsten, Gott ehrenden Menschen. Weniger glücklich war S. mit seiner Bearbeitung der Psalmen Davids für den kirchlichen Gebrauch. Bisher wurden in den deutschen reformirten Kirchen die Lobwasser'schen Psalmen mit den herkömmlichen Kirchenliedern gesungen. Die Lobwasser'schen Reime entsprachen aber weder in poetischer noch sprachlicher Hinsicht den Anforderungen der Zeit. Daher war das Unternehmen Seel's, die Psalmen einer neuen poetischen Bearbeitung zu unterziehen, gewiß ein sehr löbliches. Aber während die gleichzeitige Psalmbereimung des hochdeutschen Pastors Matthias Jorissen im Haag classisch sowohl in Betreff der dichterischen Form wie der Textwiedergabe zu nennen ist und sich noch heute großer Anerkennung erfreut, kann ein ähnliches Urtheil nicht auf die Bearbeitung Seel's Anwendung finden, welche als erster Theil des „Neuen Gesangbuches für die Reformirte Kirche der Oranien-Nassauischen Lande" i. J. 1786 erschien. Denn es ist in ihr vielfach der Einfluß des Zeitgeistes zu spüren, welcher oft sehr die dem Texte der Psalmen innewohnende Kraft und Geistesfrische vermissen läßt. So beginnt S. den zweiten Psalm mit den Worten: 1. Warum, ihr Heiden, tobet ihr? Ihr Völker, wähnet Tand? Ihr Erdenkönige, auch ihr? Ihr Fürsten in dem Land? 2. Warum beschließt ihr wider Gott und den gesalbten Sohn, den Frevelrath und sprechet Spott auf Gott und seinen Thron? u. s. w. Ein Vergleich mit Lobwasser fällt da kaum zu Gunsten Seel's aus.

S. war ein gemüthvoller Prediger und stand mit Treue und Eifer dem oranien-nassauischen Kirchen- und Schulwesen vor. In eine eigenthümliche Stellung sah er sich zu dem religiösen Schwärmer Daniel Müller aus Wissenbach bei Dillenburg versetzt. Dieser wüthete mit dem Fanatismus der alten Petrobrusianer, gleich den Darbysten unserer Tage, gegen alles äußere Kirchenthum, ja selbst gegen das kirchliche Dogma; nur den Buchstaben der h. Schrift wollte er heilig gehalten wissen. In mystischer Weise sah er sich für Gottes Sohn an, der am Ende der Tage gekommen sei, um die Wahrheit Gottes zu verkündigen. Mit S. trat er in Correspondenz, in welcher er denselben für seine vermeintliche Offenbarung zu gewinnen suchte. S. tolerirte in seiner Gutmüthigkeit die sehr freimüthige Sprache dieses confusen Menschen, vertheidigte aber kräftig die geschichtliche Wahrheit des Christenthums und wies ihn mit vieler Umsicht zurecht. Auch sorgte er dafür, daß man denselben von Seiten der Obrigkeit nicht verfolgte. Gegen Ende des Jahres 1782 verschwand Müller; er soll in die Ferne gezogen und in der Nähe Hamburgs, unter schrecklichen Gotteslästerungen, sich entleibt haben.

Der Tod ereilte S. unversehens. Es war an einem Sonntage, wo er in dem benachbarten Herborn den Professor Fuchs als ersten Prediger in der Kirche einführte, da ihn vor dem Abendmahlstische plötzlich ein Schlagfluß traf. Nachdem er noch die Worte aus Joh. 10: „Ich bin ein guter Hirte — und lasse mein Leben für die Schafe" gesprochen, sank er zu Boden und wurde in die nahe Behausung des Präceptors Konrad Otterbein gebracht, in welcher er wenige Stunden nachher verschied, wie das Dillenburger Kirchenbuch in rührender Weise erzählt. Er hinterließ aus zwei Ehen mehrere Kinder, deren Nachkommen noch theilweise in Dillenburg leben.

Matth. Dahlhoff, Geschichte der Grafschaft Sayn. Dillenburg 1874. — Kretzer, Geschichte der latein. Schule und des Pädagogs zu Dillenburg. Herborn (1818). — Illgen, Zeitschrift für histor. Theologie f. d. J. 1834. — Dillenburger Kirchenbuch. — Handschriftliches.

Cuno.

Seele: Johann Baptist (von) S., Maler, geb. im J. 1774 (nicht 1775) zu Mößkirch (nicht Meersburg, Wolfach, Hüfingen), einem damals fürstenbergischen, jetzt badischen Städtchen, † in Stuttgart am 27. August 1814 als k. Hofmaler und Galleriedirector, kam in seinem zweiten Lebensjahre mit seinem Vater, einem fürstenbergischen Soldaten, nach Hüfingen bei Donaueschingen. Schon als sechsjähriger Knabe fing er an zu zeichnen und zu malen und entwarf, noch während er die Normalschule zu Donaueschingen besuchte, Schlachtenbilder aus dem siebenjährigen Krieg nach den Erzählungen seines Vaters. Der regierende Fürst von Fürstenberg, Joseph Wenzel und seine Schwiegertochter, (Marie) Antonie, eine geb. Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, gewährten dem jungen Künstler Aufmunterung und Unterstützung. Auf Empfehlung der Fürstin Antonie, deren Gemahl, Joseph Maria Benedict inzwischen (1783) zur Regierung gekommen war, nahm ihn im December 1789 Herzog Karl Eugen von Württemberg unentgeltlich in seine hohe Karls-Schule auf. Unter den drei vortrefflichen Lehrern der Malerei, Joh. Friedr. Leybold für Zeichnen und Modellieren nach der Natur, Ad. Friedr. Harper für Landschafts- und Phil. Friedr. Hetsch für Geschichtsmalerei machte der Junge anfangs gute Fortschritte und durfte schon 1790 um einen Preis loosen. Aber im Frühjahr 1791 kam eine unter den Kunstzöglingen längst vorhandene Unzufriedenheit wegen allzuvieler Verwendung zu decorativen Arbeiten bei herzoglichen Neubauten zum offenen Ausbruch. Der später in Rom berühmt gewordene Maler Joseph Anton Koch brannte nach Straßburg durch und S., des Verkehres mit dem Flüchtling und

eigener Fluchtgedanken beschuldigt, wurde auf sein Betreiben von seinem Landesherrn zurückgefordert, angeblich „um ihn für seine bisherige schlechte Aufführung zu bestrafen.“ Immerhin aber hatte der junge Brausekopf in der kurzen Zeit schon so viel gelernt, daß er sich in Donaueschingen, wo sich noch jetzt viele Bilder von ihm befinden, mit Bestellungen vom Hofe und von Privatleuten fortbringen konnte. Im Jahre 1797 fand er auch in der Schweiz — wo und wie ist nicht bekannt — Beschäftigung. Sein Ruf wuchs durch Bildnisse von hohen Personen, wovon Erzherzog Karl, gemalt im J. 1800, besonders gerühmt ward. Ein großes Schlachtengemälde „Der Uebergang der Russen über die Teufelsbrücke“ lenkte die Augen des Herzogs (späteren Königs) Friedrich von Württemberg auf S.; er ernannte ihn im J. 1804 zu seinem Hofmaler und Privatgalleriedirector. Wie sich die Stuttgarter Künstler zu dieser Einschiebung eines Fremden verhielten, mag man in den Briefen von G. Schick (s. Haakh, Beiträge aus Württemberg zur neueren Deutschen Kunstgeschichte S. 125 und 131) nachlesen. Die Behauptung desselben, daß S. „auf schmutzigen Wegen Titel und Besoldung gesucht“ ist aus andern Quellen nicht zu belegen und man weiß, wie leicht Künstler bei solchen Gelegenheiten einander das Schlimmste unbewiesen nachsagen. Wenn aber Schick den „Husaren- und Dragoner-Maler“ tief unter sich und seine württembergischen Landsleute, Hetsch, Eberh. Wächter und Ferd. Hartmann stellt, so mag dafür die principielle Gegnerschaft des Classicisten gegen den Realisten zur Entschuldigung dienen. Denn an ächtem Malertalent stand S. ihnen allen nicht nach, wenn nicht sogar geradezu über allen. Schlachtenbilder in Oel mit Darstellungen aus den Kriegen seiner Zeit (in den Schlössern von Stuttgart und Ludwigsburg) lassen ihn als einen scharfen Beobachter und kecken, wenn auch nicht gleichmäßig sicheren Zeichner erkennen; seine höchst lebendigen Figuren wußte er gefällig zu gruppiren und coloristisch gut mit Luft und Landschaft, worin er von Harper viel gelernt hatte, in Verbindung zu setzen. Auch seine militärischen Genrebilder mit Beute-, Wacht-, Spiel-, Liebesscenen (s. die Aufzählung bei Nagler) geben die Soldatentypen seiner Zeit mit großer Treue und gutem Humor wieder; sie wurden theils von ihm selbst, wie z. B. das köstliche Blatt, „Franzosen auf dem Rückzuge“, theils von Kuntz, Schlotterbeck, Morace u. A. radirt und schmückten, schwarz oder colorirt ausgegeben, in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts weit herum in Süddeutschland die Wände der Schlösser und Wirthshäuser. Seine 12 Blätter württembergischer Regimentsbilder, radirt und colorirt von L. Ebner, sind ein Muster von künstlerisch behandelten Soldaten-Bogen und eine ganz zuverlässige Quelle für die Geschichte der Uniformen. S. war auch ein von seinen Zeitgenossen mit Recht hochgeschätzter Porträtist. Er bewies seine Kunst mit großen Gruppenbildern, wie „König Friedrich mit seinen Offizieren vor dem Schloß Monrepos“ (im Stuttgarter Schlosse) und zwei Darstellungen der im J. 1812 abgehaltenen Jagd bei Bebenhausen, eine davon gestochen von H. Lips als Titelkupfer zu Matthison, Das Dianenfest bei Bebenhausen. Es giebt von ihm aber auch zahlreiche Einzelbildnisse, z. B. mehrere von König Friedrich (darunter ein vorzügliches Brustbild, gest. von G. Rist), eines von dem Großherzog Karl Friedrich von Baden (wiederholt gestochen, am besten von Morace), von dem Bildhauer Scheffauer (gest. von Bittheuser), von dem Leibmedicus Klein (gest. von Langmayr), von dem Dichter Gotth. Stäudlin (einst im Besitze Friedrich Vischer's). Für seinen Beruf zum Thiermaler zeugen nicht bloß seine, allerdings nicht gleich sorgfältig behandelten Pferde, sondern insbesondere auch die ganz vorzüglichen Jagdthiere und Hunde der Bebenhäuser Bilder.

Nicht zu seinem Vortheile glaubte der von den Classicisten verachtete

„Husaren- und Dragoner-Maler“ seine Rivalen auf ihrem eigenen Felde aufsuchen und schlagen zu müssen. Schon im J. 1804 schuf er ein großes Gemälde „Josephs Traumdeutung“ (wo jetzt?) und im J. 1807 wagte er sich gar an eine Concurrenz für einen antiken Stoff. Die Cotta’sche Verlagsbuchhandlung hatte als Eigenthümerin des neu gegründeten Morgenblattes für gebildete Leser (s. Jahrg. 1807, S. 109 ff.) unter anderem einen Preis ausgeschrieben für eine Umrißzeichnung „Chryses, der vom Agamemnon zurückgewiesen wird“, nach Ilias I, V. 10—30. Unter 8 Bewerbern erhielt S. mit Einstimmigkeit der Preisrichter den ersten Preis von 40 Ducaten (s. ebenda S. 1098 ff.), sicher zur Ueberraschung der Stuttgarter Kunstfreunde, deren Stimmführer Heinrich Rapp wohl erkannt hatte (s. ebenda S. 512), daß im Fache der Schlachtenstücke Seele’s „kräftiger Genius am sichtbarsten walte“, wie er ihm denn auch im Jahre 1808 das Titelblatt des in Lithographie herausgegebenen Schiller’schen Reiterliedes mit der Schlußscene aus Wallensteins Lager übertrug. S. nahm es nun sehr ernsthaft mit den classischen Stoffen. Um das Jahr 1807 schmückte er das damals neu erbaute von Rauch’sche Haus am Marktplatz in Heilbronn mit Wandgemälden, „einem Ganymed, einer Hebe, einem Bacchus, einer Bacchantin in Lebensgröße, einer Minerva und einem Brustbilde“. Im J. 1808 nahm er sogar einen längeren Urlaub, um in München und Wien nach der Antike zu studieren. In München erhielt er aber auch viele Porträt-Aufträge, wovon besonders eine Gruppe, die Frau des französischen Gesandten Grafen Otto mit ihrer Tochter, Aufsehen machte (s. Morgenbl. Jg. 1809 S. 8). Nach seiner Zurückkunft malte er für König Friedrich einen Ganymed in Lebensgröße, der ihm im Jahre 1811 den mit Personaladel verbundenen Civilverdienstorden eintrug. Um dieselbe Zeit mögen auch die beiden Gegenstücke mit lebensgroßen Figuren (im Stuttgarter Schlosse) gemalt sein, Orest und Pylades vor Elektra und Hektors Abschied von Andromache, ein ungleich schwächeres Werk, das ganz besonders zeigt, mit welchem Unbehagen der Meister sich doch auf dem Kothurn des Classicismus bewegte; es leidet bis auf die Farbe hinaus an einer Süßlichkeit der Empfindung, die ihm sonst durchaus fremd ist. Schon seine Zeitgenossen wie der Kunstfreund Freiherr Karl Friedrich Emich von Uexküll-Gyllenband (in dem Anhang zu der von ihm herausgegebenen Lebensgeschichte Heinrich Schickhardt’s S. 130 f.), waren der Meinung, daß er als Classicist weit hinter seinen sonstigen Leistungen zurückgeblieben sei. Eines seiner letzten Werke war ein Christus am Kreuz, das er als Hauptaltarblatt für die Kirche zu Hüfingen stiftete. Seele’s Lebensweise scheint, wie seine Kunst, freier gewesen zu sein, als die seiner Stuttgarter Collegen; Uexküll nennt sie geradezu cynisch. Er heirathete die Tochter eines Tänzers, Namens Kösel und starb in zerrütteten Verhältnissen ganz unerwartet an einem Schlaganfalle, ohne die schöne Gelegenheit der Freiheitskriege als Schlachtenmaler ausgebeutet zu haben, eine Aufgabe, in die sein Schüler Jos. Joach. von Schnizer (A. D. B. XXXII, 176 f.), ehrenvoll für ihn eintrat.

Vgl. Fickler, Kurze Geschichte der Häuser Fürstenberg, Geroldseck und von der Leyen, S. 82 f. (S.-A. aus dem Universal-Lexikon vom Großh. Baden). — Füßli, Allg. Künstlerlexikon, Th. 2, S. 1592 f.; — Nagler, N. a. Künstler-Lexikon, XVI, 202 ff.; — Wagner, Gesch. d. h. Carlsschule (s. d. Reg.). — Strauß, Kleine Schriften, S. 374 Anm.

Wintterlin.

Seelen: Johann Heinrich v. S., geboren am 8. August 1688 zu Asel bei Stade als Sohn des Pastors daselbst. Er entstammte einer niederländischen Familie, die sich im 16. Jahrhundert wegen Religionsverfolgung nach Niedersachsen geflüchtet hatte. Als Kind war er in hohem Grade kränkelnd

und leidend, erholte sich aber doch später. Erst von Hauslehrern unterrichtet, bezog er darauf das Gymnasium in Stade, unter Rector Richey. Bei seinem Abgang vom Gymnasium schrieb er „Stada litterata, doctorum virorum Stadae A. MDCCXI viventium vitas, honores atque opera, edita et inedita exhibens“, Stadae 1711. — Von 1711 an studierte er auf der Universität Wittenberg, zunächst Philosophie, insbesondere unter Prof. Joh. Chr. Wolf († 25. Juli 1739 als Hauptpastor an St. Kathrinen in Hamburg), dann auch Theologie unter Werndorf, Janus ꝛc. Er wohnte in dem Hause des Professors der Geschichte Berger, wodurch wohl seine Liebe zum Historischen angeregt worden ist. Seine Absicht war, sich dem akademischen Beruf zu widmen, doch widerstand er nicht dem schon 1713 an ihn ergangenen Ruf als Conrector nach Flensburg Folge zu leisten und eröffnete hier seine Lehrerwirksamkeit mit der auch gedruckten „Oratio solennis de praecocibus eruditis, qua celeberrimorum virorum Bailetti, Schulteti et J. C. Wolfii hujus argumenti scripta supplentur.“ Flensburg 1713. Vier Jahre hindurch verwaltete er dies Amt und folgte dann 1717 dem Ruf als Rector nach Stade, dem Orte, wo er selbst den Grund zu seiner gelehrten Bildung gelegt. Aber schon im folgenden Jahr 1718 nahm er den Ruf als Rector in Lübeck an. Seine Antrittsrede hier De praeclaris Gymnasii Lubecensis meritis in rempublicam sacram, civilem et litterariam ist gedruckt in seinem Athen. Lub. I. — 1725 ward er Baccalaureus der Theologie in Rostock und noch in demselben Jahre daselbst Licentiatus theol. (Dissertatio inauguralis: Hypothesin exeg. de Jona aenigmatico examinans etc. ex Ephes. 2, 11. 12 sistens. 1752 sah er sich genöthigt, wegen schwankender Gesundheit sein Amt niederzulegen und eine Reise anzutreten. Nach der Rückkehr von dieser nahm er seinen Wohnort in Flensburg, wo er in seinem ersten Amt sich glücklich gefühlt und ist hier sehr geachtet wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seines ausgezeichneten Fleißes und seines christlichen Lebenswandels bis an seinen Tod verblieben. Er starb am 21. October 1762. — S. war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Döring verzeichnet nicht weniger als 354 gedruckte Schriften von ihm. Dieselben sind philologischen, historischen, namentlich viel biographischen und theologischen Inhalts. Wir nennen nur ein Paar der bekanntesten: „Athenae Lubecenses sive de Athenaei Lubec. insignibus meritis etc.“ 1720/22 4 Bde. „Bibliotheca Lubecens.“ 1725—30 in 12 Bdn. in Verbindung mit Schorbau und von Melle. — „Selecta litteraria“ 1726. — „Philocalia epistolica sive centum Epistolae ad sanctiorem doctrinam atque historiam ecclesiasticam spectantes.“ 1727. — „Miscellanea, quibus Comm. varii argumenti, sacri, philologici, historici, philosophici, antiquarii, litterarii continentur“. 1734. 3 Bde. — „Deliciae epistolicae sive Centuria Epistolarum“ 1729. — „Varia Poetica“ L. 1740. — „Meditationes exegeticae, quibus varia utriusque Testamenti loca expenduntur et illustrantur. 1730/37. 3 Bde. — „Memorabilium Flensburgensium historicorum, ecclesiasticorum, juridico-politicorum, litterarum sylloge“ 1752. Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften, als Hamburger Berichte, Lübeckische Anzeigen ꝛc.

Athenae Lubecenses II. 544. Autobiographie. — Klefeker, Bibl. eruditorum praecocium 345. — Moller, Cimbr. litt. II 828. — Döring, d. gelehrten Theologen Deutschlands. Neustadt 1835. IV, 147.

Carstens.

Seeligmann: Gottlob Friedrich S., sächsischer Geistlicher und Universitätslehrer, wurde am 21. November 1654 zu Hainewalde bei Zittau als Sohn des damaligen Pfarrers, späteren Zittauer Archidiakonus, Zacharias S., geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Zittau besucht hatte, bezog er 1674 die Universität Leipzig. 1675 wurde er auf Grund einer Dissertation „De Friderico admorso“ Baccalaureus, im Jahre darauf erwarb er sich mit einer Schrift „De

fide“ die Magisterwürde, 1678 und 1679 disputirte er pro loco als Assessor der philosophischen Facultät und wurde Collegiat im kleinen Fürstencolleg. 1680 wurde ihm ein junger, holsteinischer Edelmann, Heinrich von Qualen, zur Erziehung anvertraut. Als jetzt in Leipzig die Pest auftrat, wandte er sich mit seinem Zöglinge nach Rostock und wurde hier Professor der Physik und Mathematik. Bei Gelegenheit einer Reise nach Schleswig predigte er dort in der fürstlichen Schloßkirche. 1683 wurde er Archidiakonus an der Jakobikirche in Rostock, bekleidete auch in demselben Jahre das Rectorat und verheirathete sich mit Anna Elisabeth Sultzmann. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter und ein Sohn. Nachdem er sich 1686 die Würde eines Licentiaten der Theologie erworben hatte, folgte er noch in demselben Jahre einem Rufe an die Nikolaikirche in Leipzig. 1692 rückte er hier zum Archidiakonus, 1699 zum Pfarrer an der Thomaskirche auf. Gleichzeitig wurde er zum Doctor der heiligen Schrift und Assessor im Consistorium ernannt. Nebenher ging seine Thätigkeit an der Universität. 1698 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie und Collegiaten des großen Fürstencollegs, 1700 zum ordentlichen Professor befördert. Mit besonderer Vorliebe wandte er sich der praktischen Theologie zu. Großes Ansehen genoß bei den Studenten sein Collegium homileticum bipartitum, welchem zahlreiche Theologen reiche Anregung verdankten. Er behandelt im ersten Teile, der eigentlichen Homiletik, die inventio, dispositio, elaboratio und actio, im zweiten die casus pastorales theoretice et practice. D. Gottfried Ludwig in Gotha wollte es später herausgeben. Mehrfach bekleidete S. Ehrenämter: 1704 und 1707 war er Decan der theologischen Facultät. 1706 Rector, 1702 vertrat er die Leipziger Universität beim Wittenberger Jubiläum. 1707 erfolgte seine Berufung als Oberhofprediger nach Dresden. Aber noch in demselben Jahre erlag er kurz nach Antritt seines Amtes einem schweren Steinleiden.

Gleich, Annales Ecclesiastici. Dresden und Leipzig 1730. II. 551—566. — Ranfft, Leben und Schriften aller Chursächsischen Gottesgelehrten, die mit der Doctorwürde gepranget. II, 1176—1188, Leipzig 1742, wo sich S. 1188 bis 97 ein genaues Verzeichniß seiner Schriften befindet. — C. H. Albrecht. Sächsische evangelisch-lutherische Kirchen- und Predigergeschichte. I, 180 ff. 314, Leipzig 1799, wo S. 184 f. die ältere Litteratur verzeichnet ist. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen S. 100, 274, Leipzig 1883. — F. A. Herrmann, Führer durch die Thomaskirche in Leipzig. Leipzig s. a. S. 47, 85. — J. B. Krug, Andenken an die Rostockischen Gelehrten aus den drei letzten Jahrhunderten. Nr. VII. S. 167, Rostock 1816. — Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten außerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche. III, 859. — Eine Sammlung der zahlreichen Dissertationen Seeligmann's veranstaltete sein Schwiegersohn D. Pipping unter dem Titel: Exercitationes Academicae Historico - Philosophico-Theologicae. Dresdae 1711. — Sein Bild befindet sich im südöstlichen Beichthause der Thomaskirche in Leipzig.

Georg Müller.

Seelmann: Johannes Andreas S., Weihbischof zu Speier, geb. 1731 zu Ebensfeld im Fürstbisthum Bamberg, † am 8. October 1789 zu Speier. Er machte seine Studien zu Bamberg, wurde dort schon 1750 Doctor der Philosophie und, nachdem er zum Priester geweiht worden, Stiftsherr bei St. Gangolph, Hofmeister der fürstbischöflichen Edelknaben und Official. 1768 ernannte ihn der Fürstbischof von Speier, Cardinal Franz Christoph von Hutten zum Director des Seminars zu Bruchsal und des dort 1757 von ihm gegründeten Gymnasiums, zugleich zum Geistlichen Rath und Stiftsherrn bei St. German in Speier. S. bewirkte die Entfernung der Jesuiten von beiden Anstalten und bemühte sich,

dieselben zu reformiren, war auch selbst fleißig als Lehrer thätig. Der Bischof Joseph Anton Gall von Linz (s. A. D. B. VIII, 317) gehörte zu seinen Schülern. Am 10. Mai 1770 hielt er die Trauerrede auf den Cardinal (sie ist gedruckt). Dessen Nachfolger, August Graf von Limburg-Styrum (s. A. D. B. XVIII, 655) ernannte ihn im October 1770 zum Weihbischof und Director des bischöflichen Vicariats zu Speier. Nachdem er sich über seine von den Jesuiten verdächtigte Orthodoxie ausgewiesen, wurde er in Rom als Titularbischof von Tremitusa präconisirt. Er gerieth aber bald mit dem Fürstbischof, einem sehr autokratisch regierenden Herrn, in Conflicte, die mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode fortdauerten und den Fürstbischof veranlaßten, seinen Weihbischof bei dem Papste und bei dem Nuncius in Köln zu verklagen und sogar einmal von der Quiescirung Seelmann's und der Ernennung eines neuen Weihbischofs (Ph. A. Schmidt, der 1789 sein Nachfolger wurde, s. A. D. B. XXXII, 12) zu sprechen. 1778 wollte der Fürstbischof von Bamberg S. zu seinem Weihbischof machen; das Speier'sche Domcapitel bat ihn aber zu bleiben. Bei diesen Conflicten handelte es sich um Verwaltungsangelegenheiten, um die fortwährenden Streitigkeiten des Fürstbischofs mit seinem Domcapitel, 1778 um das Buch des Mainzer Professors Isenbiehl (s. A. D. B. XIV, 618), welches S. milder beurtheilte als der Fürstbischof, und 1781 um die Thesen des Professors M. Wiehrl in Baden-Baden, die S. gleichfalls milder beurtheilte, während der Fürstbischof mit einem Eifer ihre Verdammung betrieb, der zu der Bedeutung der Sache in gar keinem Verhältnisse stand. — Nach dem Tode Seelmann's verlangte der Fürstbischof die Auslieferung seiner Briefschaften, da das Gerücht ging, es werde eine Schrift „Die Leiden des Weihbischofs Seelmann" (von Ph. Brunner, s. A. D. B. III, 447) vorbereitet, die indeß nicht erschienen ist. — S. war nicht nur ein aufgeklärter, sondern auch ein gelehrter Geistlicher. Gedruckt sind von ihm außer Aufsätzen über seine Conflicte nur einige Trauerreden. Mit dem Mainzer Geistlichen R. Schuhmann übersetzte er einige kirchengeschichtliche Abhandlungen von Cl. Fleury aus dem Französischen ins Lateinische: Dissertationes VIII in historiam ecclessiasticam, Bamberg 1765.

Jäck, Pantheon, Sp. 1065. — Allg. Lit. Anz. 1792 Nr. 6. — Oberdeutsche Lit.-Ztg. 1789, II, 107. 975 (Epitaphien in Versen). — Remling, Gesch. der Bischöfe zu Speyer II, 680, 704, 718, 750 ff.

Reusch.

Seemann: Berthold S., Botaniker, geb. am 28. Februar 1825 in Hannover † am 10. October 1872 in Javaly Mines in Nicaragua. Nach nur dreijährigem Besuche des Lyceums seiner Vaterstadt, trat S. 1839 als Gärtnerlehrling in den Dienst des königl. Gartens in Linden bei Hannover ein und wurde 1842 unter dem tüchtigen Gartenmeister Wendland Gehülfe im königl. Berggarten. Von hier kam er 1844, wol auf Veranlassung seines Chefs, als Gärtner nach Kew bei London, in welcher Stellung er sich die Gönnerschaft des einflußreichen William J. Hooker, des berühmten Leiters jenes ausgedehnten botanischen Instituts zu erwerben wußte. Dies hatte zur Folge, daß ihm 1846 die Theilnahme als Botaniker an der durch die englische Fregatte Herald begonnenen wissenschaftlichen Reise angetragen wurde, nachdem sein botanischer Vorgänger Thomas Edmonston durch einen unglücklichen Zufall sein Leben eingebüßt hatte. Das Schiff Herald unter Kapitän Kellett war 1845 von der englischen Regierung abgesandt worden, um die vom Kapitän Fitz-Roy begonnene und bis zur Bucht von Guayaquil vollendete Aufnahme der Westküste Amerika's fortzuführen. S. reiste der Expedition im August 1846 nach und wartete bis Anfang 1847 in Panama auf deren Rückkehr von der Küste Südamerika's, während welcher Zeit er Ausflüge in mehrere Districte Panama's und Veragua's machte, Pflanzen

sammelte und Felseninschriften aufnahm. Von 1847 begleitete er die Expedition bis zur Beendigung ihrer Reise im Jahre 1851. Im Laufe derselben machte Capitän Kellett im Auftrage seiner Regierung mehrere Vorstöße nach dem hohen Norden Amerika's zur Aufsuchung John Franklin's und seiner Gefährten, nach welchen vergeblichen Versuchen das Schiff im Herbste 1850 die Rückreise antrat, um, unter Berührung von Hongkong und Singapore, und nach Umseglung des Caps, St. Helena und Ascension anlaufend, nach einer Abwesenheit von 6 Jahren im Juni 1851 in England wieder einzutreffen. Die Erfahrungen, welche S. in dieser, einen großen Theil der westlichen und östlichen Erdhälfte umfassenden Reise machte, legte er in mehreren Publicationen nieder, die bald nach seiner Rückkehr im Druck erschienen. In Anerkennung derselben verlieh ihm 1853 die philosophische Facultät zu Göttingen die Würde eines Ehrendoctors, während ihn bald darauf die Leopoldinische Akademie, ungeachtet der kurzen Zeit seiner Mitgliedschaft, auf Veranlassung ihres Präsidenten Nees von Esenbeck zum Adjuncten ernannte. Bis 1860 lebte S. nun in seiner Vaterstadt Hannover als Redacteur der von ihm gegründeten botanischen Zeitschrift Bonplandia. Nur einmal wurde diese Thätigkeit unterbrochen, als er 1857 als officieller Vertreter der Londoner Linnean society zur Versammlung der American Association for the advancement of science zu Montreal nach Canada ging. Als aber 1859 die Viti-Inseln an England abgetreten wurden, begleitete S., wiederum auf Verwendung W. Hooker's im Februar des folgenden Jahres den englischen Commissär Colonel Smythe, der mit der Uebernahme der Inseln beauftragt war. Eine Beschreibung dieser Reise und der während derselben gesammelten Pflanzen war die litterarische Frucht dieses Unternehmens. Von nun an führte S. ein stetiges Wanderleben. 1846 ging er im Auftrage einer Amsterdamer Firma nach Venezuela, um über die Opportunität einer Niederlassung derselben am Tucuyo zu berichten. Auf Grund seines Berichtes scheiterte der Plan. Er selbst aber trat 1866 mit einer Goldgräbercompagnie, welche bei Chontales in Nicaragua Minen besaß, in geschäftliche Verbindung und wurde bald Mitglied des Directoriums, als welches er zeitweilig dort seinen Wohnsitz nehmen mußte, so daß nunmehr seine wissenschaftliche Thätigkeit vor den industriellen Interessen, die ihn beschäftigten, ganz zurücktrat. Während eines dieser gelegentlichen Besuche erlag er im achtundvierzigsten Lebensjahre einem Fieberanfalle.

S. hat die wissenschaftliche Botanik durch seine Sammlungen aus verschiedenen Vegetationsgebieten der Erde erfolgreich unterstützt, auch einige mit Geschick geschriebene Publicationen hinterlassen, doch fehlte ihm zu einer wissenschaftlichen Vertiefung die nöthige Vorbildung. Raschen Geistes, begabt mit großem Sprachtalent, das ihn die englische Sprache wie seine Muttersprache behandeln ließ, von umfassender Menschenkenntniß und wolbefähigt, diese für seine Zwecke zu benutzen, war er ein Meister in der Abfassung populärer Schriften, wie sie der Geschmack eines größeren Laienpublicums erforderte. Er schrieb viel und gern, nicht bloß auf botanischem Gebiete; auch politische, juristische, volkswirthschaftliche Themata beschäftigten ihn und selbst Romane und deutsche Bühnenstücke entstammen seiner Feder. Das litterarische Ergebniß der Herald-Expedition war zunächst die Veröffentlichung einer Reisebeschreibung, welche erst in englischer Sprache unter dem Titel „Narrative of the voyage of H. M. S. Herald etc.“ und dann in einer von dem Afrikareisenden Eduard Vogel besorgten deutschen Uebersetzung in zwei Bänden mit je zwei Lithographien in Tondruck 1853 herauskam. Von den mitgebrachten naturhistorischen Sammlungen wurde die botanische Ausbeute, die sich namentlich durch Reichthum an Farnen auszeichnete, von S. unter Beihülfe anderer Botaniker, wie Harvey, Wilson, Nees v. Esenbeck, Bentham, J. D. Hooker, J. Smith, Churchill u. a. bearbeitet in einem Werke,

welches in Quartformat unter dem Namen: „The Botany of the voyage of H. M. S. Herald etc.“ in den Jahren 1852—57 mit 100 von Fitsch gezeichneten Tafeln in Druck erschien. Das zu Grunde liegende Pflanzenmaterial ist, nach Floren gesondert, auf folgende Abschnitte vertheilt: 1) Flora des westlichen Eskimo-Landes; 2) Flora des Isthmus von Panama; 3) Flora des nordwestlichen Mexiko; 4) Flora der Insel Hongkong. Die zoologischen Sammlungen wurden von Professor Forbes bearbeitet. Gleichfalls ein Resultat dieser Reise war ein Versuch Seemann's, die ihm bekannt gewordenen einheimischen Namen von Pflanzen aus verschiedenen Gegenden Amerikas nach Art eines Wörterbuchs zu sammeln und mit den entsprechenden wissenschaftlichen Bezeichnungen zusammenzustellen. So entstand die kleine Schrift: „Die Volksnamen der amerikanischen Pflanzen. The popular nomenclature of the american Flora.“ 1851, mit deutsch und englisch geschriebener Vorrede, seinem Freunde Karl Zeyher gewidmet, dem verdienstvollen Durchforscher Südafrikas. Als Erweiterung einer 1846 in den Verhandlungen der Wiener Gartenbaugesellschaft abgedruckten Aufzählung der in deutschen und englischen Gärten gezogenen Acacien, gab S., gestützt auf die Ergebnisse seiner Reise, 1852 ein mit 2 colorirten Tafeln versehenes Büchelchen: „Die in Europa eingeführten Acacien, mit Berücksichtigung der gärtnerischen Namen“ heraus, worin 148 Arten unter Angabe der specifischen Charaktere, der Synonyma und Standörter aufgezählt werden. Von größerem wissenschaftlichen Werth war eine, in erster Auflage 1856 erschienene: „Popular history of the Palms and their allies etc.“, ein Werk, das namentlich durch die treffliche deutsche Uebersetzung von Dr. Karl Bolle, die zuerst 1857 und dann in erweiterter zweiter Auflage mit 8 Tafeln in Steindruck 1863 herauskam, auch in weiteren Kreisen lebhafte Anerkennung gefunden hat. Die Resultate seiner Reise nach den Viti-Inseln verwerthete S. in zwei Arbeiten, einer 1862 erschienenen populär geschriebenen Reisebeschreibung: Viti: an account of a government mission to the Vitian or Fijian islands in the years 1860—66“ und in einer als Serienwerk mit Hülfe privater Subscription 1865—68 veröffentlichten „Flora Vitiensis“, von deren 10 Heften das letzte erst nach Seemann's Tode in Druck kam. Nicht nur die von S. selbst gesammelten Pflanzen, sondern auch diejenigen anderer Reisenden, von Cook an, haben darin Berücksichtigung gefunden. Von Seemann's sonstigen botanischen Arbeiten seien noch genannt: eine 1868 herausgekommene „Revision of the natural order of Hederaceae“, ein kleines, klar geschriebenes Werk mit Holzschnitten und 7 lithographirten Tafeln, ferner eine für Laien eingerichtete Bestimmungstabelle: „The british Ferns at one view“ 1860, enthaltend Beschreibungen der Ordnungen, Tribus und Gattungen der engl. Farne mit colorirten Figuren je einer Art und endlich ein Abdruck von drei in Otto's Gartenzeitung schon früher veröffentlichten Vorträgen, die er 1862 als besonderes Büchlein mit dem Titel: „Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt“ erscheinen ließ. Von 1858 an setzte S. Endlicher's „Paradisus Vindobonensis“, eine Beschreibung von 84 in Farbendruck ausgeführten Pflanzen, mit deutschem und englischem Texte fort. Die von S. im Verein mit seinem Bruder Wilhelm gegründete und redigirte botanische Zeitschrift Bonplandia, ursprünglich „für angewandte Botanik“ bestimmt, dehnte später ihren Interessenkreis auf die gesammte Botanik aus und erlebte 10 Jahrgänge von 1853—62. Eine Reihe von Artikeln über Nutzpflanzen, über botanische Reisen und auch die zahlreichen persönlichen Mittheilungen, die sie gern brachte, haben einen willigen Leserkreis gefunden; ihre wissenschaftliche Bedeutung war aber nicht groß, obwohl sie später officielles Organ der Leopoldina wurde. Als Fortsetzung der Bonplandia kann das von 1863 an in London herausgegebene „Journal of Botany, british and foreign“ gelten, dessen Redaction

S. bis 1869 allein führte, weitere zwei Jahre dann unter Unterstützung von Henry Trimen und J. G. Baker, welche beiden mit dem zehnten Bande (New Series Vol. I) von 1872 an die Geschäfte der Zeitung selbständig übernahmen. Die Zahl der Einzelaufsätze Seemann's, zerstreut in verschiedenen Fachschriften, wie in der Flora, Hookers London Journ. of Bot. und seinen eigenen Zeitungen ist außerordentlich groß. Ein Verzeichniß derselben findet sich im Catalogue of scient. pap. V. 1871 u. VIII. 1879. — Bot. Zeitg. 1872. — Journal of Botany. 1872. — Pritzel, thes. lit. bot. —

E. Wunschmann.

Seemann: Salomon S., geboren 1691 zu Danzig, ungewiß, aus welcher Bildungsklasse, da über seine Familie und persönlichen Jugendverhältnisse nichts überliefert ist. Er muß ein sehr frühreifer Knabe gewesen sein; denn schon im Februar 1698 wurde er in das Akademische (evangelische) Gymnasium zu Danzig aufgenommen. Am 17. December 1709 wurde er in die Prima versetzt; von da an hören die Actennotizen über ihn auf. Auf der Schule, die er in regelrechtem Besuche durchlief, war seine Tüchtigkeit regelmäßig in den Censuren durch ‚iudicium' „laudatur ab omnibus", was freilich nicht selten vorkommt, anerkannt. Seine späteren Dichtungen beweisen nach Inhalt, Stoffbehandlung und Form den gelehrten Unterricht, sowie daß die betreffende Anstalt schon freiere Bahnen einzuschlagen begonnen hatte. Nirgends fast in der Fülle seiner antik-classischen Reminiscenzen bricht die noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges allmächtige verknöcherte Auffassung des Alterthums durch. Von früh an scheint ein gewisser unsteter Drang, ein Trieb zum Wandern von Ort zu Ort in ihm gewohnt zu haben. Dieser ist es, der ihn nirgends festen Fuß fassen, an jedem Flecke nur schmetterlingsartig haften ließ und seinem ganzen Erdendasein den Stempel des Abenteuerlichen aufprägte, ihn aber auch zum Dichter erzog, für welchen Beruf S. vielleicht erst Schicksalsfügungen reiften. In der Periode der Robinsonaden und der politischen und socialen Weltwanderer in Wahrheit und Dichtung verdient die kurzgespannte Laufbahn eines begabten Dichters, der nur nicht ins passende Fahrwasser gelangte, aufrichtige Beachtung. Allerdings sind über ihn nur wenige sichere Daten zusammenzubringen. Er tritt uns erst im 22. Lebensjahre entgegen. Anfang des Jahres 1713 finden wir ihn im Gefolge der seit 1711 mit dem Zarewitsch Alexei, Sohn Peter's des Großen, vermählten Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel. Er folgte ihr von Elbing aus, wo sie seit einigen Monaten allein Hof hielt, nach Petersburg. Hier verrichtete er „unterschiedliche Bedienungen" und wurde dann Informator der beiden Kinder des kronprinzlichen Paares, Großfürstin Natalie (1714—28) und Großfürst Peter (1715—30; Zar als Peter II. seit 1727). 1724 bestellte Peter d. Gr. einen anderen Hofmeister, worauf S. seine Entlassung nachsuchte, die er „auch nach vielen sollicitiren erhalten". Er ging nach Wien, sah sich aber in den Versprechungen, die ihm Graf (Franz Ferdinand?) Kinsky, vorher österreichischer Botschafter in Petersburg, gemacht hatte, getäuscht. Deshalb wandte er sich nach Braunschweig, wo er Zutritt bei der herzoglichen Familie fand. Der Herzog Ludwig Rudolf und seine Gemahlin Christine Luise, die Eltern der (1715 verstorbenen) russischen Kronprinzessin, sowie der letzteren jüngere Schwester gaben ihm eigenhändige „Recommendations-Schreiben" an die Kaiserin Elisabeth Christine, Gemahlin Kaiser Karl's VI., die älteste Tochter des herzogl. Paares, und so reiste er zum zweiten Male nach Wien. Die Kaiserin ließ ihm durch ihren Oberhofmeister, Fürst Cordona, bedeuten, daß er als Lutheraner bei Hofe keine Verwendung finden könne, verhieß ihm jedoch durch diesen wie auch mündlich ihre Hilfe, insbesondere Empfehlung seines Ansuchens an den Reichsvicekanzler. Als aber nichts für ihn geschah und seine Geldmittel knapp wurden,

begab er sich nach Dresden, im Vertrauen auf Graf Friedrich Vitzthum von Eckstädt (1675—1726), polnisch-kursächs. Minister, den er sich von dessen Petersburger Botschafterzeit (1714), wo er „ihn vieler sonderbaren Gnaden Bezeugungen gewürdiget“, gewogen glaubte. Da erhielt er die Nachricht von dem Ableben Peter's des Großen (Februar 1725) und nun meinte er am russischen Hofe Wiedereinsetzung in seine Stellung bestimmt erwarten zu dürfen. Ein Brief, den er von Lübeck aus absandte, blieb unbeantwortet. Daher ging er nach Kurland, „um der Russischen Sachen fernere Veränderungen in der Nähe anzusehen und abzuharren“. Als 1727 auch die Zarin Katharina I. starb, wandte er sich an den Reichsvicekanzler Baron Ostermann, der Oberhofmeister des jungen Peter II., Seemann's Zöglings, war, mit einem Schreiben, das aber ebenfalls unbeantwortet blieb. Darauf nahm er 1728 das Amt eines Erziehers beim Sohne des Ober-Burggrafen und Ober-Raths von Curland, des Barons Karl von Fircks, Erbherrn von Nurmhusen und Dubenalck, an und begleitete — ein „Informator adliger Jugend“ (E. L[enz] in der „Deutschen Rundschau“ 17, 7. 154), wie sie das ganze 18. Jahrhundert in den Ostseeprovinzen üblich waren — den jungen Edelmann auf einer Reise nach Berlin, Dresden und Marburg i. H., wo jener studiren sollte. Hier finden wir sie im Frühling 1729 als Kostgänger bei dem Professor Hofrath Wolff und in einer Behausung mit dem Begleiter eines fränkischen Edelmanns, Magister Jakob Friedrich Baader wohnend, demselben, der Seemann's Dichtungen herausgab. S. hofft da noch, daß sich „Jetzige Russische Majest. Ihres vormaligen Praeceptoris, eines Menschen, der schon dero Hochseeligen Frauen Mutter gedienet, allergnädigst erinnern möchten“. Peter II. starb Anfang 1730, ohne daß sich Seemann's heißes Sehnen irgendwie erfüllt hätte. Dieser scheint dann seinen Zögling, der mittlerweile der Beaufsichtigung entwachsen war, heimbegleitet zu haben. Denn die Zueignung zu Seemann's „Orpheus“ ist „Riga, den 7. Februarii. 1734“ unterzeichnet. Das am Schlusse dieses Werkes abgedruckte Gespräch „Die Dicht-Kunst und der Dichter“, in dem S., ohne sich zu nennen, mit der brotkargen Poesie hadernd auftritt, zeigt ihn wiederum in arger Bedrängniß und setzt, nach einem starken Ausfall auf die hohen „Gönner“ („In Worten sind sie flinck in Werken trefflich lahm“), alle Hoffnung auf Graf Löwenwolde und Herrn und Frau von Völckersahm. Haben diese dem gestrandeten Dichter aufgeholfen und endlich ein sorgenloseres Dasein eröffnet, oder ist er, von materieller Not völlig an die Wand gedrückt, nach und nach verkommen? Fast möchte man das letztere glauben; denn kein Zeugniß seines Lebens oder Schaffens meldet fürder von ihm: er soll in Riga gestorben sein, niemand sagt wann.

So verschlungen und unglücklich auch Seemann's Lebensschicksale waren, so tief ihn auch seine fragwürdige Laufbahn zum Hofschranzen und ständigen Bittsteller erniedrigt, er fand stets noch Drang und Lust zum Dichten in sich. Er beschränkte sich hier nicht auf die landläufige Gelegenheitsdichterei, wie sie bei Familienfesten von Förderern und Freunden im Schwange war. Denn wenn auch die wenigen lyrischen Nummern, die von ihm erhalten sind, in der Mehrzahl einen zufälligen Entstehungsgrund nicht verleugnen, so spricht sich doch in den beiden ‚Traurigen Gedichten‘ (1715) auf den Tod der verehrten russischen Kronprinzessin ein so echtes Gefühl wärmster Anhänglichkeit und in den Eklogen trotz ihres antikisirenden Gewandes eine so gemüthvolle Freude an den Wundern der Schöpfung aus, daß man in S. eine selbständige Poetennatur erkennt. Unter den satirischen Stücken zeigen „Die ungleiche Heirath“ (1714) und „Die unglückliche Ehe“ (1714) entschiedene Anlage, menschliche Schwächen unter einem höheren, allgemeineren Gesichtspunkt darzustellen. Sein Neujahrswunsch an Karl von Fircks (1728) häuft auf den Gönner alle Einzelheiten einer officiellen Bettel-

gratulation, allerdings nicht ohne auch die bedeutungsschwere Stellung des Angeredeten deutlich zu kennzeichnen und dabei z. B. die Gefährdung des Lutherthums in den Ostseeprovinzen weltgeschichtlich richtig zu erfassen. Seine Belesenheit in alten und neuen Litteraturen sowie seine Kenntniß historischer Begebenheiten belegen zahlreiche Anspielungen, auf Stellen Homer's, Euripides', Cäsar's, Horaz' (dem auch das Motto ars poet. 240, entstammt), Plinius', Tacitus', Guarini's, Bellegarde's u. a. sowie eingeflochtene Anekdoten. Mehrfach bricht bei ihm innerliche Empfindung durch, und seine poetischen Liebesäußerungen sind nicht nur romantischer Zunder (z. B.: „Dein Auge gleich dem Venus-Stern, der voller Gluht und Liebe spielet", und das knappe auch formell äußerst gewandte Hirtengespräch mit den Zeilen „Wie aber kann ich widerstehen? Ich seh zwei Augen auf mich blitzen u. s. w." Eine in jenen Jahrzehnten noch ungewohnte Herrschaft über Ausdruck und Form tritt in den Gedichten Seemann's zu Tage. Interessant sind hymnenartige Einlagen in den Eklogen, vielleicht als melodramatisch vorzutragen gedacht.

Die nachdrückliche Beachtung der Nachwelt verdient S. aber erst durch sein Drama „Turnus", das erste deutsche Stück, das mit umfänglicherer Regelmäßigkeit den iambischen Fünffüßler als dramatischen Grundvers anwendet. Er handhabt diesen nicht mühsam, wie B. Feind (s. d.) noch oft, sondern zeigt sich stellenweise sogar schon recht eingewohnt in ihn, wie er überhaupt die Sprache nicht ohne Geschick selbständig meistert. Wo es noth thut, weiß er sich kurz zu halten, und sucht nie durch saftlosen Wortschwall den Leser gleichsam hinterrücks zu umgarnen. Der Stoff ist in ganz moderner Weise erfaßt und vorgeführt. Sachlich hält sich S. mit beachtenswerther Ueberlegung von der Fixirung Virgil's unabhängig und zeigt sich im Zuschnitt als Schüler der großen italienischen Epiker. Ob S. irgend eine bestimmte Behandlung des in der Renaissance nicht unbeliebten Themas als Materialvorlage benutzte, dürfte schwer zu entscheiden sein; im ganzen Wurfe aber, insbesondere in dem unleugbaren Anhauche romantischer Stimmung, ist sein Stück, trotz des glücklichen Ausganges, der Tragödie „La Hadriana" von Luigi Groto Cieco di Hadria (1572) einigermaßen verwandt (vgl. Fränkel i. d. Ztschr. f. vglchd. Litgesch. u. Renaiss.-Lit. N. F. IV, 85 f.), die 1616 durch P. C. Schröter (s. A. D. B. XXXII, 574) als Marburger Studentenkomödie deutsch bearbeitet worden war (Rommel, Geschichte von Hessen, VI, 528; vgl. Goedeke, Grundriß² II, 523). Auch sonst hatte man sich in deutscher Zunge an dem lockenden Problem des vergötterten Maro mehrfach versucht, daneben über seine Stoffgrenze hinausgegriffen, wie z. B. eine um 1600 geschriebene „Tragedia der zweyer Mächtiger Städt Rohm vnd Alba" (Dresd. Hs. M. 225; vgl. Bolte, Alemannia 18, 80). Heinrich von Veldeke's „Eneit" mit ihrer Bevorzugung des erotisch-sentimentalen Elements und dem didaktischen Anstrich hat sichtlich in den weiteren Darstellungen mittelbar nachgewirkt. Insbesondere die italienische Oper weist unmittelbar vor S. eine Reihe von Bearbeitungen des Stoffes auf (vgl. Reimann, Opern-Handbuch S. 21 und 642, auch 273). Im einzelnen ist für S. anzumerken, daß das antinationale Ränkespiel der Pfaffenpartei am Hofe des Königs Latinus, vielleicht „irgend einer politischen Rücksicht in St. Petersburg zuzuschreiben" (Menzel), in Blumauer's Travestirung der Aeneide und Schaller's Fortsetzung dazu (1794) beinahe nachzuklingen scheint. Auch die trefflich gebaute Intrigantenfigur des Drances, des alten vertrauten Rathes — ein wahres Gegenbild zu Escalus in Shakespeare's „Measure for measure" — sieht wie eine Vorarbeit zu dem später so stark verfeinerten und differenzirten Typus der Marinelli, Wurm u. s. w. aus.

Die zweite dramatische Arbeit Seemann's, bis jetzt nirgends verzeichnet und vollständig unbekannt, ist „Orpheus zu einem Sing-Spiele entworffen. Riga,

Bey Samuel Lorentz Frölich. 1734." Das Werkchen lag mir als Nr. 1 eines „German plays" benannten Sammelbandes des British Museum (11 747. b. 50. — D. 14 825) vor und umfaßt 8 unpaginirte Seiten Titel, Vorrede und Inhaltsangabe und 38 gezählte Seiten. Es ist „Der Hoch-Wohl-Gebohrnen Frauen Sophia Elisabetha von Völckersahm gebohrnen Baronin von Mengden meiner gnädigen Frau" gewidmet. Das folgende kurze Geleitswort „An den Leser" theilt u. a. mit, daß S. „dieses Stück geschrieben, wie mein Turnus gedruckt worden, um etwas im Vorraht zu haben, wenn mich Liebhaber der Poesie besuchen würden, denen die gedruckten Sachen schon bekannt". Weiter bemerkt er, daß er, wegen seiner Begabung für Arien gelobt, Turnus und als er diesen „verlohr" Orpheus gedichtet habe. Doch dürfe „niemand etwas Verborgenes in diesem Stücke suchen". Turnus „mag vielleicht mit Zähnen geboren seyn, aber dieser gewiß nicht. Daß man aber Gewürtz zu den Speisen thut, wird vielleicht gelobet werden, weil wir sie heut zu Tage alle, nicht anders gemessen. Die das Handwerck verstehen, wissen auch (wenn sie wollen) wieviel erlaubt sey, die anderen müssen nicht vom Gemählde, sondern vom Schu reden. Der Censor für seine Person, protestirte damahls schrifftlich wieder den Turnum, die sämtliche Facultet [zu Marburg] aber vertheidigte ihn; und Herr Doctor Pritius Senior in Frankfurt am Mayn, ein berühmter Theologus und über dem sehr gelehrter Mann, wie ich denselben Ihm zusandte, antwortete mir dieses: Viro Clarissimo Eruditissimoque Salomoni Seemanno ...." Das Stück selbst, dem eine ziemlich genaue Inhaltsangabe vorausgeschickt ist, zerfällt in drei „Handlungen" und erneuert die antike Fabel von Orpheus und Eurydice selbständig, in öfters stark romantisch angehauchter, oft aber auch realistisch ausmalender Sprache. Für ein näheres Urtheil wären die vielen ähnlichen Gestaltungen des Stoffes aus der kurz vorausliegenden Zeit (vgl. z. B. Riemann, Opern-Handbuch, S. 389 f. u. 737) daneben zu halten. Eine doppelte Liebesgeschichte ist eingeflochten, die, allerdings ganz und gar der in dem Turnus-Drama behandelten nachgebildet, nicht ungeschickt die von der antiken Sage offen gelassene Frage nach dem Anlasse von Eurydice's Tod beantwortet. Manches ist gedanklich recht interessant, so S. 2 Aristaeus' Worte: „Den Göttern würde wohl der Himmel wenig nützen Wenn sie um aller Menschen Thorheit Um jede Sünd um jede Kleinigkeit Stündlich solten im Gerichte sitzen." Bezüglich des äußeren Gewandes vergleiche man z. B. S. 3: „Die Drachen haben dich gezeuget Und Tieger-Brüste dich gesäuget. Es ist kein menschlich Hertz in dir! u. s. w." Der Rhythmus ist meists iambisch, in wechselnden Maßen. Einzelne dialogische Stellen handhaben den iambischen Fünffüßler mit bedeutender Kunst, doch ist anderwärts die metrische Form öfters arg zerflossen.

Das Orpheus-Bändchen bietet außer dem Singspiel noch S. 33—38 eine „Ecloga. Ueber das Absterben Ihro Kayserl. Hoheit der Hochseel. Hertzogin von Holstein. Anna Gebohrenen Kayserl. Printzeßin von Rußland ꝛc. 1728"; die auftretenden Personen sind: Tristis, Lugens, Arbiter. Sie besitzt keinerle höhern Werth. Ferner steht auf S. 38 ein Dialog in Alexandrinern, „Die Dicht-Kunst und der Dichter", wo S. selbst mit der Poesie habert, die ihn auffordert „Auf! schreibe mir ein Stück, das nicht auf Stelzen gehet, Ein Stück, das überall auf festen Füßen stehet", aber doch nicht über Qual und Kummer des Alltags hinwegführt Das Gespräch ist sprachlich äußerst gewandt und zeigt eine für jene Zeit sehr hohe Meinung von der Stellung und Aufgabe des Dichters, am Ende wieder speichelleckerische Bettelei vor hohen Herrschaften (s. o.).

Will man in Zeit- und Ortsverhältnissen, die für ernsteres Bühnenschaffen gar wenig veranlagt und interessirt waren, nach äußeren Anlässen für Seemann's Bethätigung suchen, so gedenke man, daß in Danzig, dem

alten Sitze der Schulkomödie, 1591 Ph. Waimers (s. d.) „Elisa“ (nach dem pseudoshakespeare'schen „Edward III.“) aufs Theater kam, die englischen Comödianten gastliche Aufnahme fanden, ja schon 1615 eine deutsche Truppe öffentlich spielte (G. Löschin, Gesch. d. Stadt Danzig, 1822, I 388), endlich der 1703 verstorbene Bürgermeister Georg eine lebhafte Theilnahme für dramatisches Schaffen bewies (s. Bolte i. Niederdtsch. Jhrb. 12, 131). Wieweit ihm seine litterarische Bildung unmittelbare Anregung bot, vermögen wir kaum zu verfolgen. Daß er zur Gelehrtenpoesie lebhafte Beziehungen unterhielt, belegt das in fließendem Latein abgefaßte Gedicht „Auff eine Vermählung“ (1723, einer Anna, vielleicht der Anna Petrowna, zweiter Tochter Peter's d. Gr.). Seine Kenntniß von Motiven des älteren Schriftthums ergeben die homerische Schilderung von Auroras Aufsteigen (Turn. S. 8 f.), die internationale Aufforderung an die Sonne für Liebende länger zu weilen (Turn. S. 110; vgl. Orph. S. 12), die Uebertragung des „Um Städte werben“ = Gleichnisses (vgl. Fränkel i. d. Ztschr. f. dtsch. Philol. XXII, 336) auf die Liebe (Turn. S. 11 und S. 152), „der Hahn im Korbe“ im Minneabenteuer (ebd. S. 176) u. a. Was ihm aber nicht bloß die ernstliche Aufmerksamkeit des Litterarhistorikers, sondern Berücksichtigung seitens jedes Poesiefreundes erwerben sollte, das sind sein Talent für dichterisches Ausmünzen wahren Gefühls, seine kunstreiche Pflege der Muttersprache, seine überzeugte Annahme des modernen „dramatischen Verses“ — und all das bethätigt mit schöner Bescheidenheit (die Manuscripte zu den ersten in Druck gelangten Dichtungen wurden ihm halb gewaltsam abgerungen) und in mancherlei traurigen Fährlichkeiten des Lebens. Aus diesen Gründen ward dem bislang wider Gebühr übergangenen S. hier eine etwas eingehendere Besprechung gewidmet. Auch heute gilt noch im wesentlichen W. Menzel's Wort (1859), „daß dieses interessanten Dichters in den bisherigen deutschen Litteraturgeschichten noch gar nicht gedacht worden ist“.

Eine Lebensbeschreibung oder gar eine litterarische Würdigung des im 18. Jahrhundert völlig verschollenen S. giebt es nicht. Das Verdienst, zuerst auf ihn hingewiesen zu haben, gebührt Wolfgang Menzel, Gesch. d. dtschn. Dchtg. II (1859) S. 509—11, doch fand er in keinem verwandten Werke Nachfolge. Verzeichnet ist S. noch in E. M. Oettinger's Moniteur des Dates V (1868) S. 49, dessen Angaben wohl nur auf Menzel fußen. Somit ist man lediglich auf die beiläufigen Mittheilungen des Herausgebers der Seemann'schen Dichtungen von 1729 und seine dürftigen eigenen bloß gelegentlichen Angaben und Anspielungen angewiesen. Die Notizen über den Gymnasialbesuch verdanke ich Herrn Gymnasialdirector Professor Dr. O. Carnuth in Danzig; des Herrn Archidiakonus Aug. Bertling ebenda gütige Hinweise führten zu keinem Fund. Die allgemeinen Gelehrten-Lexika nennen ihn nicht. Da ihn Menzel „als der Prototyp jener Deutschrussen, die mit deutscher Bildung slavische Gewandtheit verbinden und insbesondere die Sprache mit Leichtigkeit handhaben“, bezeichnet, so befragte ich beispielshalber das ausführliche Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Liv-, Est- und Kurland von Recke und Napiersky (Mitau 1831) nebst dessen Supplement, aber ebenso ohne Erfolg wie die historischen Quellenwerke: Herrmann, Geschichte des russischen Staates; Bernhardi, Geschichte Rußlands; Guerrier, Die Kronprinzessin Charlotte von Rußland (Bonn 1875); A. Brückner, der Zarewitsch Alexei (Heidelb. 1880).

Was das Bibliographische anlangt, so bietet Goedeke's Grundriß[2] (dessen 1. Ausgabe S. noch nicht aufführt) III S. 354 den Titel von Turnus richtig wie folgt: „Hn. Salomon Seemanns [daher in Goedekes Register falsch ‚Seemanns‘] jetziger Kayserl. Majest. von Rußland gewesenen Praeceptoris, Turnus und andere Teutsche Gedichte, welche mit einer Vorrede ans Licht stellet

M. Jacob Friedrich Baader, H. B. H. V. S. Marburg MDCCXXIX. In Verlegung Philipp Casimir Müller, Universitäts-Buchdr. und Händler" (Kl. 8. 12 (unpaginierte) S. Vorrede und 202 Seiten). Abweichend hatte W. Heinsius' Allgem. Bücher-Lexikon III (1812) S. 696 aufgeführt: „Seemann, Sal., Turnus und andere deutsche Gedichte. 8. Marb. Keßler. (1) 729", sichtlich nicht nach Augenschein. Verglichen habe ich die Exemplare aus der Bibliothek der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, der Großherzogl. zu Weimar, der Königl. Oeffentl. zu Stuttgart, der Universitätsbibliothek zu Göttingen. Für Orpheus ist mir nur das des Londoner British Museum bekannt.

Ludwig Fränkel.

Seemiller: Andreas, mit seinem Ordensnamen Sebastian S., katholischer Theologe, geboren am 17. October 1752 zu Velden in Niederbaiern, † am 22. April 1798 zu Forstenried bei München. Er besuchte die Schulen der Jesuiten zu Landshut und München, legte am 7. October 1770 als regulirter Chorherr zu Polling in Oberbaiern die Gelübde ab, studirte dann in diesem Kloster und zu Ingolstadt, wurde hier im J. 1776 Doctor der Theologie und der Philosophie und in demselben Jahre zum Priester geweiht. Nachdem er 1778—80 in seinem Kloster docirt hatte, wurde er 1781 Professor der h. Schrift und der morgenländischen Sprachen zu Ingolstadt, zugleich Oberbibliothekar. 1791 war er Rector der Universität. 1794 wurde er nach Polling zurückberufen und dort Bibliothekar. Im Mai 1797 übernahm er die Landpfarrei Forstenried. S. hat mehrere kleine exegetische Schriften in lateinischer Sprache veröffentlicht: eine biblische Hermeneutik mit einer Abhandlung über die Nothwendigkeit des Studiums des Hebräischen für den Theologen, 1779; eine Uebersetzung der Briefe des Jakobus und Judas mit Anmerkungen, 1783, des 119. Psalms (1779), der sieben Bußpsalmen (1790) und der fünfzehn Gradualpsalmen (1791) aus dem Hebräischen mit Anmerkungen, zwei Programme über die griechischen Uebersetzungen des Alten Testamentes, 1787, 88, und eines über die Complutensische Polyglotte, 1785. Am verdienstlichsten sind seine bibliothekarischen Arbeiten: „Bibliothecae academicae Ingolstadiensis Incunabula typographica", vier Fascikel 1787—92; „Notitia de antiquissimo codice Ingolstad., latinam quatuor evangeliorum versionem complectente" 1785; „De latinorum Bibliorum cum nota anni 1462 impressa duplici editione Moguntina" 1785. S. war auch ein fleißiger Mitarbeiter der Oberdeutschen Literaturzeitung. In den letzten Jahren arbeitete er an einer „Bibliotheca scriptorum Ordinis Canonicorum regularium S. Augustini".

J. N. Daisenberger, Monumentum gratitudinis erga S. Seemiller. 1798. — Allg. Lit. Anzeiger 1800, 1991 — Baader, Lexikon I, 2, 230. — E. Klüpfel, Necrologium S. 196. — Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität I, 665, 691; II, 513.

Reusch.

Seers: Philipp Loth v. S. (Sehrs), preußischer Generalmajor, als der Sohn des der Religion wegen aus Frankreich ausgewanderten preußischen Generals Peter v. S. 1695 zu Herford geboren, diente zuerst im Infanterieregiment Grumbkow und kam 1716 als Conducteur in das Ingenieurcorps, in welchem er 1726 zum Capitän, 1734 zum Major aufstieg. Am 8. Januar 1742 wurde er zum Oberstlieutenant bei dem neuerrichteten Pionierregimente ernannt, welches Oberst v. Walrawe befehligte, doch blieb er auch ferner bei den Festungsbauten thätig, bei denen er seit 1741 in Schlesien, insonderheit bei der Befestigung von Schweidnitz, beschäftigt gewesen war; im J. 1744 rückte er jedoch mit der Armee nach Böhmen in das Feld. 1747 wurde er Oberst, gleichzeitig erhielt er den Orden pour le mérite. Als Walrawe 1748 in Un-

gnade gefallen war, wurde S. an seiner Stelle zum Commandeur des Pionierregiments und des Ingenieurcorps ernannt, führte dieses Commando aber mehr dem Namen nach und in Wirklichkeit wie bisher die Oberleitung des Baues der schlesischen Festungen. Eine derselben, Schweidnitz, deren Herstellung er 1741 begonnen hatte, sollte das Grab seines militärischen Rufes werden. Als nach des Königs Niederlage bei Kolin im J. 1757 die Oesterreicher diese Stadt belagerten, führte S., seit kurzem zum Generalmajor befördert, in derselben das Commando. Der Platz befand sich in ziemlich gutem Vertheidigungszustande und war mit allem Nöthigen reich versehen, die Besatzung aber, unter welcher sich viele früher kursächsische Soldaten befanden, war nicht sehr zuverlässig, auch fehlte es an Artilleristen zur Bedienung der Geschütze. Die Behauptung war jedoch um so wichtiger, als dort große Vorräthe lagerten. Trotzdem übergab S. nach sechswöchentlicher Einschließung, am 17. Tage nach Eröffnung der Laufgräben, nachdem der Feind zwei Forts genommen hatte, ein Hauptangriff auf die innere Umwallung aber abgeschlagen war, am 12. November 1757 die Festung dem österreichischen General Nadasdy. Vergeblich versuchte er sein Verfahren zu entschuldigen. Der König selbst schreibt darüber: „Der Ueberfall des Forts betäubte den Herrn v. S. und Herrn v. Grumbkow, seinen Adjoint; sie verloren den Kopf und ergaben sich mit der Besatzung kriegsgefangen" und als Seers' Nachfolger an der Spitze des Ingenieurcorps, der Oberst v. Balbi, nachdem Schweidnitz im folgenden Jahre wieder genommen war, sich für ihn verwandte, sagte Friedrich: „S. ist nicht zu pardonniren, da er seine Instructionen und Ordres in keinem Punkte befolgt hat". Auch die Oesterreicher beurtheilen S. nicht günstig. Sie tadeln den Mangel an Aufmerksamkeit und an thätiger Vertheidigung bei den Belagerten. S. wurde, als er 1758 ausgewechselt war, verabschiedet und starb am 10. Mai 1767 zu Berlin.

U. v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Pioniere in Preußen, I. Bd., Berlin 1877.

B. Poten.

Seetzen: Ulrich Jasper S. wurde am 30. Januar 1767 zu Sophiengroden, Kirchspiels Middoge in der Herrschaft Jever, als Sohn eines bemittelten Landmannes geboren, besuchte die Schule in Jever und bezog im Herbst 1785 die Universität Göttingen, um Medicin zu studiren. Neben seiner Fachwissenschaft widmete er sich eifrigst dem Studium der Naturwissenschaften, in denen namentlich Blumenbach sein Lehrer war, und der Technologie, erlangte 1789 durch eine Dissertation: „Systematum de morbis plantarum brevis dijudicatio" die Doctorwürde, gründete um dieselbe Zeit mit mehreren gleichstrebenden Jünglingen, unter denen auch Alexander v. Humboldt sich befand, die „göttingische physikalische Privatgesellschaft" und lieferte bis 1792 bereits zahlreiche Beiträge zu Meyer's Magazin für Thiergeschichte u. s. w., dem bergmännischen Journal, Gatter's technologischem Magazin, dem Journal für Fabriken u. s. w. Im J. 1790 machte er eine halbjährige Reise durch Westfalen und Westdeutschland, auf welcher er Pflanzen und Mineralien sammelte und Fabriken und Bergwerke besuchte, und ging 1791 über Kassel, Bamberg und Regensburg nach Wien, von wo er nach einjährigem Aufenthalt durch Böhmen und Sachsen in die Heimath nach siebenjähriger Abwesenheit 1792 zurückkehrte. Nachdem er 1793 Holland bereist hatte, kaufte er 1794 eine Windsägemühle und eine Muschelkalkbrennerei in Jever, setzte aber neben seiner praktischen Thätigkeit die litterarischen Arbeiten fort, welche er in zoologischen, botanischen und ökonomischen Zeitschriften, der allgemeinen Literaturzeitung, dem neuen teutschen Mercur, dem Genius der Zeit, Zach's monatlicher Correspondenz u. s. w. veröffentlichte. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen wurden 1795 durch die Ernennung zum Mitgliede

der naturforschenden Gesellschaften in Berlin und Jena anerkannt; den Ruf seiner praktischen Befähigung bezeugt der ihm 1797 gewordene Auftrag des Reichsgrafen zu Münster-Meinhövel auf Königsbrück, über die Salinen Hollands zu berichten und Vorschläge zur Hebung der umfangreichen gräflichen Besitzungen zu machen; die Beherrscherin von Jever suchte ihn 1802 durch die Ernennung zum Assessor bei der fürstlichen Kammer zu ehren und an die Heimath zu fesseln. Angeregt aber durch seine wissenschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den zahlreichen bedeutenden Astronomen, Naturforschern und Reisenden, beschloß er, eine Reise nach dem Orient zu machen, deren letztes Ziel dahin ging, von Osten her quer durch Afrika zur Westküste zu gelangen. Von Blumenbach empfohlen, wandte er sich wegen Beschaffung der nöthigen Instrumente an Zach, auf dessen Anregung der Herzog Ernst von Gotha lebhaft für das Unternehmen sich interessirte und die sämmtlichen zu astronomischen und geographischen Ortsbestimmungen erforderlichen Instrumente bewilligte. Im September 1801 sandte S. seinen Reiseplan an Zach, der denselben in seiner monatlichen Correspondenz abdrucken ließ, und trat dann am 13. Juni 1802 von Jever aus die Reise an. Er begab sich zunächst nach Gotha, um sich unter Zach's Leitung Fertigkeit im Gebrauche der Instrumente zu erwerben, und darauf nach Wien, wo er durch den Auftrag des Erbprinzen August von Gotha erfreut wurde, jährlich für 800 Thaler orientalische Seltenheiten zu kaufen. Von Wien reiste er die Donau hinunter bis Galatz und dann über den Balkan nach Constantinopel, wo er sechs Monate blieb. Er ging dann durch Bithynien und Mysien nach Smyrna, von wo er Ephesus und Milet, Samos und Chios besuchte, im October 1803 weiter durch Kleinasien nach Aleppo, wo er sich 1½ Jahre aufhielt, um arabisch zu lernen, nach Damascus, wo er wiederum längere Zeit verweilte und von wo er Abstecher nach Phönicien, dem Libanon und Antilibanon machte, und kam am 7. April 1806 in Jerusalem an. Er besuchte Tyrus und durchforschte Palästina, wandte sich im März 1807 nach dem steinigen Arabien und dem Sinai, ging über Suez nach Cairo, wo er vom Mai 1807 bis zum März 1809 verweilte. Nach einem Ausflug nach Fayum kehrte er nach Suez zurück und begab sich von hier zu Schiff nach Dschidda und dann nach Mekka, wo er am 10. October 1809 ankam und sich in dem Tempel einschließen ließ, um heimlich einen genauen Plan desselben anzufertigen, nach Medina und Moccha. Von Moccha datiren seine letzten Briefe (14. und 17. November 1810). Im September 1811 wollte er von hier aus in das Innere von Afrika dringen, wurde aber zwei Tage nach seiner Abreise bei Taäs todt gefunden, wahrscheinlich auf Befehl des Iman von Sanaa vergiftet, weil er, als Mohamedaner reisend, für einen Betrüger und Zauberer gehalten wurde. — Während der Reise hatte S. mehrfache Sendungen nach Gotha gemacht, welche die Grundlage des dortigen orientalischen Museums gebildet haben, auch Aufsätze verfaßt, welche in Zach's monatlicher Correspondenz und anderen Journalen erschienen sind. Seine übrigen Sammlungen und Schriften sind zu Grunde gegangen, nur der größte Theil seiner Tagebücher, die er allmählich nach Europa sandte, ist gerettet worden. Dieselben zeigen, in welcher umfassenden Weise S. seine Reise für die Wissenschaft nutzbar zu machen gesucht hat; sie sind reich an Mittheilungen aus dem Gebiete der Zoologie, der Botanik, der Mineralogie, der Landwirthschaft, der Technologie, der Statistik, der Handelskunde, der mathematischen und physischen Geographie und der Alterthumskunde. Erst viele Jahre nach Seetzen's Tode ist die Herausgabe der Tagebücher, welche sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek in Oldenburg befinden, erfolgt: „Ulrich Jasper Seetzen's Reisen durch Syrien, Palästina, Phönizien, die Transjordan-Länder, Arabia Peträa und Unter-Aegypten; herausgegeben und commentirt von Prof. Dr. Fr. Kruse

in Verbindung mit Prof. Dr. Hinrichs, Dr. G. Fr. Herm. Müller und mehreren anderen Gelehrten". Bd. 1—4. Berlin 1854 fg. In dem ersten Bande finden sich als „Vorrede und Einleitung" Mittheilungen über das Leben des Reisenden und Bemerkungen über die hinterlassenen und geretteten Schriften und Sammlungen, sowie über die Art der Bearbeitung der Tagebücher. Der 4. Bd. (1859) enthält die „Commentare, ausgearbeitet von Staatsrath Prof. Dr. Fr. Kruse und Prof. Dr. H. L. Fleischer, nebst sämmtlichen Original-Charten Seetzens, von ihm selbst auf seiner Reise gezeichnet und auf seinen Wunsch vervollständigt durch Hinzufügung mehrerer Ortsnamen nach seinen Tagebüchern, sowie der alten Namen der zu bestimmenden Orte".

Mutzenbecher.

Segeberg: Bertold S., als Vertrauter Rubenow's und Mitschöpfer der pommerschen Landesuniversität namhaft, lebte seit 1436 in Greifswald; † 1460 ebendaselbst. Immatriculirt wurde er 1410 zu Leipzig, bekleidete seit 1420 ein Lehramt an der Universität zu Rostock und siedelte 1436 mit anderen Amtsgenossen nach Greifswald über, wo er bald darauf Mitglied des Rathes wurde und zugleich an der Universität lehrte, während sie sich daselbst befand. Nachdem die übrigen Universitätsmitglieder im J. 1443 nach Rostock zurückgekehrt waren, vereinigten sich Rubenow und S. mit den fünf in Greifswald zurückgebliebenen Professoren zu einem innigen Freundschaftsbunde, aus welchem in der Folge Wunsch und Plan hervorging, eine neue Universität in Greifswald zu begründen. Nachdem dies 1456 geschehen, erhielt S. das erste Decanat der Artistenfacultät, leitete als solcher die Promotionen und begründete mit Rubenow die älteste Bibliothek. Auf dem Rubenowbilde in der St. Nicolaikirche vom J. 1400 ist er in braunem, mit Hermelin besetzten Gewande dargestellt, während sich um die Schultern ein rother Ueberwurf schlingt, das Haupt mit derselben weißen Haube geschmückt, welche auch sein Amtsgenosse Bernhard Bodbeker trägt, und erfahren wir aus der Unterschrift des Bildes, daß er in der Marienkirche bestattet wurde. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Rathsherrn Jakob v. Grimmen entstammt Arnold S. Im Frühjahr 1465 in Greifswald und im Sommer 1466 zu Rostock immatriculirt, ward er in der Folge Professor der Rechte und im Frühjahr 1479 Rector der Greifswalder Universität, während er von den gelehrten Graden das Baccalaureat im geistlichen, dagegen das Doctorat im Römischen Rechte erlangte. Zugleich führte er die Würde eines Ordinarius der Juristenfacultät und war Kanonikus am Domstift der Nicolaikirche sowie Official des Bischofs von Cammin. Nachdem er aufs neue das Rectorat im Herbste 1481 und 1483 bekleidet hatte, ward er nach Rostock berufen und führte dort das Rectorat 1486, 1491 und 1493, ging sodann 1500 als Rathsherr nach Stralsund und starb in diesem Amte 1506 ebendaselbst.

Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, 30, 37—38; II, 203. (Greifsw. 1857.) — Gesterding, Beitrag zur Geschichte Greifswalds, 1. Fortsetzung S. 118. — Pyl, Pommersche Geschichtsdenkmäler III, 37 ff. Greifswald 1867. (Die von Balthasar, vitae jurec. berichtete Ehe Bertold Segeberg's mit Anna Rubenow beruht auf einer falschen Lesart anna statt legitima und ist nach dem Greifsw. Stadtbuche lib. obl. XV. Fol. 218 von Dr. Pyl berichtigt.) — Kosegarten, Gesch. d. Univ. Greifsw. I, 147—148; II, 191. — Arnold Brandenburg, Geschichte des Magistrats der Stadt Stralsund.

Häckermann.

Seger: Johannes S., gekrönter Poet, geboren im Herbst 1582 zu Greifswald, † am 12. März 1637 als Rector der Stadtschule in Wittenberg. Nachdem er in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht erhalten, wurde er wegen

seiner reichen Begabung auf den Rath des Greifswalder Burgemeisters Georg Corswandt nach Stralsund auf das Gymnasium geschickt, von dem er nach wenigen Jahren zur Universität in Greifswald entlassen wurde. Er studirte hier volle sieben Jahre Philosophie und Theologie, wurde dann in der Nähe auf dem Lande Hauslehrer. Durch seine Gedichte erregte er die Aufmerksamkeit des Hofgerichtsdirectors Reimar Seltrecht in Wolgast, der als kaiserlicher Pfalzgraf ihn im Sommer 1612 feierlich zum Dichter krönte. Da S. „die coron nicht darumb empfangen zu haben glaubte, daß er sie pro forma oder für die lange weile trage", schrieb er noch in demselben Jahre ein deutsches Drama, „Comoedi", von Christi Geburt, in dem neben Joseph, Maria, Octavius Augustus und Herodes Jehova, das Wort, Gott der heilige Geist, Justicia, Veritas, Clementia, Cuculus hospes Bethlehemitanus, die Hirten (Tityrus, Meliboeus), Gabriel, die Teufel (Lucifer, Beelzebub), die Weisen aus dem Morgenland (Zoroaster, Symbulus, Pasites, Hermes) auftreten und zu Wort kommen. An passenden Stellen werden die holprigen deutschen Verse, die mit Vorliebe, besonders in den Reimen, lateinische Wörter verwenden, durch längere Betrachtungen in wohl gelungenen lateinischen Distichen unterbrochen. Das Drama erschien unter dem Titel: „Bona nova, seu deliciae Christi natalitiae, das ist, Weynachtfreud vnd gute newe Mehre, von dem Kündtlich grossen und Göttlichen Geheimnuß des geoffenbahrten Sohns Gottes im Fleische . . . Auß warem Evangelischen grunde vnnd Englischem Munde in Fünff Actus comicos, Darinnen allerley Theologische, Philosophische, Historische und Astronomische Sachen vnterschiedlich getractieret vnd gehandelt werden . . . Greiffswaldt, Anno novo: EIa VenIte aDoreMVs fasClas." S. widmete es seinem Landesfürsten, dem Herzog Philipp Julius von Pommern und dessen Gemahlin zum Dank „für sonderbahre gnedige affection und zuneigung".

1614 ging S. nach Frankfurt a. O. und von dort nach Wittenberg, wo er nach einem Monat Conrector der Stadtschule wurde. Er empfahl sich den dortigen Professoren durch „Anagrammatismi praeclarissimorum virorum in inclyta ac celeberrima Electorali Academia Vitebergensi omnium facultatum professorum, variis iisdemque praecipuis carminum generibus, die anno Professores ACaDeMIae VItebergensIs opto beata sorte sVperstItes" erschienen. Im folgenden Jahre wurde er Magister und 1622 Rector der Stadtschule, in dieser Stellung war er unermüdlich 15 Jahre thätig. Während des Unterrichts wurde er vom Schlage getroffen, er starb am folgenden Tage. Er schrieb ein „Lexicon quadrilingue" und verfaßte manche lateinische und deutsche Gelegenheitsgedichte u. a. auf den Tod des Herzogs Philipp Julius († 1625), „Threni Svecico-Saxonici amarulentissimi. Bittere Threnen vnd Klaglied, Uber dem... tödtlichen Abschied . . Gustavi Adolphi . . Gesangsweise gestellet, Im Thon: Herr Jesu Christ ich weiß gar wol . . Sambt einem Newen Liede, von der Stadt Cölln vnd dem General Baudiß", ferner „Famae Hochschmertzliche Trawrige Post An das königliche Schwedische Frawlein . . . Nacher Stockholm, neben auffgerichteten Trophaeo vnd angehenckten Klag Lied." Die beiden letzteren gedruckt 1633. S. scheint maßlos eitel gewesen zu sein, er ließ sich nach dem Bericht J. B. Mencken's (s. u.) in Kupfer stechen und neben sich Christus am Kreuze, aus Seger's Munde geht zum Heiland die Frage: „Domine Jesu amas me?" aus Christi Munde kommt die Antwort: „Clarissime pereximie necnon doctissime Domine Mag. Segere, Poeta Laureate Caesaree et Scholae Vitebergensis Rector dignissime, ego amo te".

Vgl. August Buchner's akademisches Programm zur Feier der Beerdigung Seger's abgedruckt in Buchneri dissertationes acad. Vitebergae 1650, II,

626 fg. — J. B. Menckenii de charlatanería eruditorum declamationes duae. Ed. tertia. Amstelodami 1716, 19 fg.

Al. Reifferscheid.

Segesser: Philipp Anton v. S., Staatsmann, Geschichtsschreiber, Publicist, geb. am 3. April 1817 in Luzern, † am 30. Juni 1888 ebendaselbst. Als Dienstleute der Herrschaft Oesterreich im Aargau treten in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Segesser zuerst urkundlich hervor, und zwar im Städtchen Mellingen an der Reuß, wo 1250 eine fragmentarische Abschrift des ältesten Jahrzeitbuchs einen Waltherus Segenser nennt; erst 1443 erhob Friedrich III. das Geschlecht in den Stand freier Dienstleute des Reiches. Dadurch daß der Mellinger Schultheiß Johann S. die Schwester des Bischofs Johann von Brixen, aus dem Hause der Schultheißen von Lenzburg (s. A. D. B. XIV, 200—202), zur Frau nahm, gewann er auch für sein Haus die auf diesem geistlichen Politiker ruhende Gunst der Habsburger, und mit dem Besitze wuchs das Ansehen unter den aargauischen Burgleuten. Aber nachdem schon 1508 eine zum ersten Male in Luzern ansässig gewordene Linie wieder erloschen war, faßte mit Bernhard S., dem 1565 verstorbenen eifrig katholischen Schultheißen von Mellingen und bischöflich Constanz'schen Obervogt zu Kaiserstuhl, 1536 das Geschlecht von neuem festen Fuß in Luzern durch Erwerbung des dortigen Ausburgerrechtes. Aus Bernhard's erster Ehe stammen die Luzerner S., aus der zweiten eine 1810 im Mannsstamm erloschene, in den Reichsfreiherrnstand erhobene deutsche Linie, welche im Dienste der Bischöfe von Constanz und Eichstädt stand und später in Kurbaiern endigte. 1759 wurde in der Person des Ulrich Franz Joseph S. das Geschlecht zum ersten und einzigen Male vor der Revolution zum Amte des Staatsoberhauptes von Luzern berufen. Der Vater Segesser's war ein Enkel dieses Schultheißen, aber, wie S. selbst in seinen „Erinnerungen" ausführt, ein „armer Herr", der von „einem mit dem Erbtheil der Schwestern belasteten, wenig erträglichen Gut und der schwach besoldeten Archivarstelle" sich und seine Familie erhalten mußte. Trotz dieser erschwerenden Umstände erhielt S., der mit größter Liebe der Eltern gedenkt, eine sehr sorgfältige, den Ansprüchen des Standes, des Luzerner Patriciates, entsprechende Erziehung. 1838 bezog er, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, die Universität Heidelberg, ohne sich jedoch befriedigt zu fühlen, worauf erst Walter in Bonn, Savigny in Berlin ihn fesselten. Nach Ablegung des Advocatenexamens in Luzern 1840 folgte 1841 ein kurzer Aufenthalt in Paris. Dann trat S. noch im gleichen Jahre unter der neubestellten conservativ-demokratischen Regierung (s. A. D. B. XVIII, 470) in die Stellung eines Rathsschreibers oder Stellvertreters des Staatsschreibers ein. Die nun immer mehr in dem herrschenden System hervortretende Persönlichkeit, Siegwart-Müller (s. d. Art.), war S. nicht sympathisch; auch sonst zeigte sich der junge Beamte, der nur seine Stelle gewissenhaft zu versehen sich bestrebte, zurückhaltend: „Ich fand ein gewisses Gefallen daran, mit meinem damals noch stolzen und starren Charakter, Selbständigkeit der Gesinnung zur Schau zu tragen" — urtheilte er später in seiner Selbstschau. Nach der Niederwerfung des ersten Freischaarenzuges, December 1844, hatte S. das Gefühl, daß eine bedingungslose Amnestie die Opposition am vollständigsten entwaffnen würde; statt dessen wurde eine endlose gerichtliche Untersuchung in das Werk gesetzt: „ein Belagerungszustand entstund, welcher keine gesunde politische Bewegung mehr aufkommen ließ". In den Tagen des zweiten Freischaarenzuges, am 31. März und am 1. April 1845 war S. als Officier der Person des die Maßregeln zur Abwehr commandirenden Generals von Sonnenberg beigegeben. 1847 stand er, als der Sonderbundkrieg in Aussicht war, zuerst als persönlicher Adjutant dem Oberbefehlshaber General von Salis (s. A.

D. B. XXX, 249—251), zur Seite, betrachtete es aber, da er alsbald die sehr geringe Befähigung des tapferen und liebenswürdigen, aber als Stratege ganz unberufenen Reiterofficiers für die Aufgabe erkannte, als „eine wahre Erlösung", da der Chef des Generalstabes, Oberst Elgger, ihn als Büreauchef des Stabes reclamirte. Als solcher konnte er freilich abermals die totale Hoffnungslosigkeit der zusammenhangslosen, durch allerlei persönliche Differenzen noch mehr verwirrten Kriegsleitung von Anfang an erkennen. Nach dem Zusammenbruch des Sonderbundes, am 23. November, blieb S. am 24. in Luzern, indem er den anfänglichen Gedanken, nach Unterwalden zu gehen, wo vielleicht der Widerstand fortgesetzt würde, aufgab. Doch war Segesser's öffentliche Laufbahn für ein Mal abgeschlossen. Er schrieb in seiner Muße die nachher zu erwähnenden „Beiträge" zur Geschichte der eben vergangenen Ereignisse, außerdem eine Beleuchtung der Gewaltthaten der unter dem Schutze des Sieges emporgestiegenen provisorischen Luzerner Regierung, die sich, erwachsen aus dem Stadtrathe von Luzern und zugezogenen radicalen Gesinnungsgenossen vom Lande, der Zügel bemächtigt hatte, eine Schrift, welche jedoch angesichts des herrschenden, S. persönlich zwar nicht treffenden Terrorismus Manuscript bleiben mußte. Dann verließ er die Stadt ganz und zog sich, um den Stüdien und dem Betrieb der Gutswirthschaft sich zu widmen, auf seine Besitzung Holzhof, zwei Stunden von Luzern landeinwärts entfernt, zurück.

Sehr unerwartet wurde S. im October 1848 auf den Boden der politischen Thätigkeit in einem weiteren Kreise, der durch die neue Bundesverfassung aufgeschlossen war, zurückberufen; als der einzige conservative Vertreter des Kantons Luzern war er im Wahlkreise Rothenburg, zu dem sein Landsitz gehörte, in den Nationalrath gewählt worden. Erst 1851 kam S. — durch seine Wahl in Hochdorf — auch in den Großen Rath von Luzern, bei der drittelweisen Erneuerung der Behörde. Beide Wahlhandlungen, von denen besonders die erste unter dem heftigsten Drucke des herrschenden Systems 1848 sich vollzogen hatte, konnten als erste Niederlagen der in der Leitung des Kantons stehenden radicalen Partei angesehen werden. Ueber seine Stellung in Bern äußerte sich S. 1860, wo er die Schrift: „Neun Jahre im Großen Rath des Kantons Luzern" als Berichterstattung an seine Wähler herausgab, er habe bei seiner ersten Ankunft die Gemüther auf eine Weise gegen sich eingenommen vorgefunden, die in der ruhigen politischen Vergangenheit des Gewählten gar keine Begründung gehabt habe: „Ich fand mich glücklich, das Vae victis, das jeden Tag über diejenigen erschallte, die mich in jene erste Bundesverhandlung sendeten, zum großen Theile auf mein eigenes Haupt lenken zu können". Immerhin erzwang er sich schon in diesen ersten Jahren Aufmerksamkeit, so durch seine Rede über die Frage der Auflösung der Militär-Capitulationen mit auswärtigen Regierungen, am 24. Mai 1849, wo er, gestützt auf einen historischen Rückblick, den auswärtigen Kriegsdienst in seiner Bedeutung für die Erhaltung und Erweiterung schweizerischen Kriegsruhms, für die Erhaltung und Vervollkommnung der Kriegsübung im Lande darstellte, oder im December danach, wo er für die Petitionen zu Gunsten des aus seiner Diöcese vertriebenen Bischofs Marilley von Freiburg-Lausanne eintrat; ebenso äußerte er sich selbstverständlich in der Angelegenheit der durch die Luzerner Regierung im Activbürgerrechte eingestellten Luzerner Kantonsangehörigen so, wie das der ihm stets mehr zuwachsenden Stellung eines Chefs der Luzerner Opposition entsprach. Einen in diesem Jahrzehnt, 1856, an ihn ergehenden Ruf des Grafen Leo Thun nach Oesterreich, zur Professur der deutschen Rechtsgeschichte und des deutschen Privatrechtes in Graz, lehnte S., trotz der für ihn persönlich äußerst unbefriedigenden Verhältnisse in Luzern, dennoch ab, „in der anererbten Vorstellung von den dem Vaterlande geschuldeten Pflichten".

Von 1861 an vertrat S. im Großen Rathe den Wahlkreis Sursee, der sich in seinem Hauptorte stets deutlicher als das active Centrum der conservativen Partei im Kanton herausstellte, und schon 1862 setzte die Bewegung behufs einer Revision der 1848er Verfassung ein, eingeleitet durch sechs nach einander erscheinende, von S. verfaßte „Ansprachen an das Luzerner Volk“, geschickt redigirte Flugschriften. Durch Ablösung einer unabhängigen Partei, der Willisauer liberalen Gruppe, von der herrschenden radicalen Regierungstendenz, zum Behufe einer Verbindung liberaler und conservativer Kräfte, wurde der Opposition weitere Ermuthigung dargeboten. Zwar siegte in der Abstimmung vom 31. October mit wenigen hundert Stimmen Mehr die durch die Regierung entgegengestellte Partialrevision der Verfassung, durch den Großen Rath, über die von S. gewünschte Totalrevision; aber die Regierungspartei selbst nahm nun sogleich die Partialrevision an die Hand, deren Ergebniß, die revidirte Verfassung, 1863 angenommen wurde, insbesondere auch die darin ausgesprochene Gesammterneuerung der Behörden statt der 1848 eingeführten Neuwahl je eines Drittels. Bei diesen Wahlen kam nunmehr S. als Vertreter der Minorität zu einem Sitze im Regierungsrathe, als einziges conservatives Mitglied. Freilich entsprach diese sogenannte Fusion keineswegs einer Versöhnung der Gegensätze, was S. im Jahre der abermaligen Wahlen, 1867, dem Volke in dem von ihm als Rechenschaft verfaßten „Neujahrsbüchlein für das Luzernervolk“ darzulegen sich bemühte, zumal zur Abwehr der gegen die eigene Person geschleuderten Vorwürfe, welche mit seiner Haltung in der Angelegenheit der Unternehmung der St. Gotthard-Bahn, sowie mit seiner gleichfalls ablehnenden Stellung gegenüber den Punkten einer Bundesrevision — 1865 — in Verbindung standen. Der zwischen dem damals auf der Höhe seines Ansehens stehenden Zürcher Alfred Escher und S. in der Bundesversammlung hervortretende Gegensatz, besonders in den materiellen Fragen der Eisenbahnpolitik, machte sich aber auch in den Luzerner Parteiverhältnissen geltend. In der wilden, leidenschaftlich erhitzten Wahlbewegung von 1867 wurde S. bei der Zusammensetzung des Regierungsrathes übergangen.

1869 trat eine Wendung ein, indem eine Vereinigung jüngerer Liberaler bei der angebahnten Partialrevision durch den Großen Rath verschiedene von S. schon länger befürwortete Abwandlungen demokratischer Färbung, das Finanzreferendum, andere Erleichterungen der Volksabstimmung, Abtretung der Lehrerwahlen an die Gemeinden, unterstützen half. 1871 vollends siegte in den Wahlen die conservative Partei, und als anerkanntes Haupt der jetzt zur Mehrheit gelangten Gesinnungsgenossen wurde S. in den Regierungsrath berufen, an dessen Spitze er 1872 als Schultheiß gelangte. In der gleichen Zeit stellte er sich aber auch wieder, als Verfechter des föderalistischen Standpunktes im Nationalrathe, in der Bundesversammlung bei der Berathung der ersten 1872 in der Abstimmung verworfenen Bundesrevision, in einer Reihe sehr gewichtiger Reden, in den Vordergrund, als Bekämpfer des von ihm beklagten „krankhaften Strebens nach Zerstörung der Elemente unseres eigenthümlichen specifischen Lebens“. Der Gedanke, den er in einer Rede über die politischen Rechte der Niedergelassenen aussprach: „Wenn einmal die Schweiz statt ihrer lebenskräftigen Gemeinden in lauter gleiche Vierecke mit der berühmten ortsanwesenden Bevölkerung eingetheilt ist, so habe ich keinen Begriff mehr davon, was eine solche Schweiz dann noch sein soll“ — kehrt variirt in allen diesen muthigen Kundgebungen politischer Ueberzeugung wieder, daß mit der Durchschneidung des Lebensfadens für die Kantone die geschichtliche Grundlage und damit der gesunde Boden der Eidgenossenschaft verlassen sei. Auch die Waffen des schärfsten Sarkasmus verschmähte er dabei nicht, so z. B. in dem Schluß einer Rede über die Cultus-

freiheit, am 7. December 1871, wo er vom Kreuz, dem gemeinsamen Symbol aller christlichen Confessionen, auf Fahnen und Sigill der Eidgenossen sprach: „Schämt Ihr Euch des Christenthums, so entfernt auch sein Zeichen von Fahnen und Siegel; ersetzet es durch eine Wurst, das Sinnbild unterschiedsloser Centralisation in ein rein äußerliches mechanisches Bindemittel!“ Denn mochte auch S. von Kundgebungen einer agitatorisch aggressiver auftretenden Richtung innerhalb des Katholicismus sich fern halten und deshalb zeitweise Angriffen aus „der jüngeren in Jesuitenschulen gebildeten Geistlichkeit“ ausgesetzt gewesen sein, so waren und blieben ihm Religion und Cultus derselben eine Herzenssache. Das erwies sich in den Debatten bei der zweiten Bundesrevision, die nun schon den Bewegungen wegen der altkatholischen Kirchenorganisation parallel gingen, 1873 und 1874. Dem Ergebnisse dieser Berathungen, der 1874 angenommenen neuen Bundesverfassung, versagte S. bis zu seinem Lebensende den Ausdruck seiner vollsten Abneigung nicht, und er nannte sie noch 1887 ein „constitutionelles Werk, das, wie kein anderes, unheilvolle Folgen für ein Volk nach sich gezogen und in kurzer Zeit zur Reife gebracht hat“. Dazu kam noch, daß wegen der Einführung der revidirten Bundesverfassung auch die kantonale Verfassung von Luzern einer theilweisen Revision unterzogen werden mußte: „Indem die Bundesgewalt und Bundesautorität sich im Gegensatz zu den Kantonen constituirte, reichte sie allen oppositionellen Elementen in den letzteren die Hand und drückte, weil sie die höhere Gewalt war, natürlich die kantonale Autorität zur Unbedeutendheit herab“. Dagegen befestigte sich die Stellung der um S. sich schaarenden conservativen Mehrheit in den Wahlen des Kantons von 1875, und er selbst trat nun im Regierungsrath in die Besorgung des Justizdepartements über, das er von da an fortwährend beibehielt. In eidgenössischer und kantonaler Hinsicht zugleich war die Wahl der Stellung von Tragweite, die S. in einer für ihn selbstverständlichen Weise nahm, als im Zusammenhang mit dem von ihm auch publicistisch 1875 beleuchteten „Culturkampf“ das Bisthum Basel in seiner bisherigen Gestalt in Frage gesetzt wurde und Bischof Lachat auf dem Boden von Luzern Zuflucht fand, andererseits in der Behandlung der Subvention der Gotthardbahn seit der 1876 eingetretenen Krisis derselben. Freilich blieb S. selbst auch in der Luzerner Regierung mit seinem ablehnenden Votum in der zweiten Angelegenheit in Minderheit. Im übrigen aber verflossen diese letzten Jahre seit den Erneuerungen von 1883 und 1887 in geringerer Bewegung, als das vorangegangene Jahrzehnt.

Am Tage der Bestattung Segesser's, am 3. Juli 1888, waren besonders die vom Vertreter des Bundesrathes gesprochenen Worte bemerkenswerth, da der Redner, Welti, in der Hauptsache stets politischer Gegner des Verstorbenen gewesen war. Die Charakteristik des Luzerner Politikers lautete hier sehr zutreffend: „Der Glaube an die Existenz seines engeren Vaterlandes wurde in ihm im Keime vernichtet. Der Geburtstag der neuen Eidgenossenschaft war für ihn, wie er glaubte, der Todestag des Kantons Luzern. Diesen Gram hat er durch sein ganzes Leben hin mit sich getragen. Aber mochte er auch 1847 in seinen Jugendidealen gebändigt und gezwungen sein, gebrochen war er nicht, so daß er in langem ehrlichem Kampfe weiter rang und stritt“. —

Segesser's bleibende Bedeutung liegt aber in seiner zu reicher Entfaltung gelangten litterarischen Thätigkeit, welche theils auf dem historischen, insbesondere auch rechtsgeschichtlichen Gebiete, theils auf demjenigen der höheren Publicistik sich darlegte. Mit dem Jahre 1844 beginnt dieselbe.

Zu dem „Geschichtsfreund“, dem Organe des historischen Vereins der fünf Orte, welchem S. schon fast in dessen Anfängen 1843 beigetreten war, gab er in die zweite Lieferung von Bd. I., als „rechtshistorischen Versuch“, den Auf-

satz „Lucern unter Murbach“, in welchem der Ausgangspunkt seines später folgenden Hauptwerkes zu sehen ist. Doch die Ereignisse des Tages führten nach der Katastrophe von 1847 den jungen conservativen Politiker in die Gegenwart hinein, und durch die Vermittlung baslerischer Freunde in Basel gedruckt, erschien anonym 1848 die Schrift: „Beiträge zur Geschichte des inneren Krieges in der Schweiz im November 1847, von einem schweizerischen Milizofficier“ (Basel). Als S. nach mehr als dreißig Jahren das kleine Stück unverändert, nur mit Berichtigung thatsächlicher Irrthümer, in Bd. II der „Sammlung kleiner Schriften“ neu herausgab, bezeichnete er in der neugeschriebenen Einleitung diese, wie er annimmt, erste über den Sonderbundskrieg erschienene Publication als „ein Stimmungsbild mitten aus der Zeit“, als „den ersten Act, mit welchem die im Felde Unterlegenen, noch unter dem allgemeinen Halloh der Sieger, wiederum ihr Dasein beurkundeten“. Eben in dieser Frische und Unmittelbarkeit liegt der bleibende Werth der Veröffentlichung. Selbstverständlich verleugnet sich der subjective Standpunkt des Verfassers, welcher übrigens, in Anbetracht der Zeitumstände, merkwürdige Ruhe festzuhalten weiß, keinen Augenblick; aber die Art und Weise, wie die großen Fehler und Versäumnisse der eigenen Partei, „die nicht dem Volke zur Last fielen, das seine Pflicht in schönster und aufopferndster Weise gethan hatte“, offen beleuchtet werden, vermehrt das Vertrauen in die Zuverlässigkeit dieses so interessanten und außerdem trefflich geschriebenen Bekenntnisses. Von 1850 bis 1858 folgten sich dann die vier starken Bände der „Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Lucern“ (Lucern). Erweist sich dabei in den älteren Abtheilungen die Forschung, wie das übrigens für die Zeit der Entstehung des Werkes nicht anders erwartet werden konnte, noch vielfach, ähnlich wie in dem als Muster genannten Werke Bluntschli's über Zürich, als zu sehr von jetzt überholten, auf Eichhorn zurückgehenden Constructionen abhängig, so sind dagegen die späteren Abschnitte, über Recht, Verfassung, Verwaltung der neueren Jahrhunderte, um so bemerkenswerther, wenn auch die breite Anlage des Ganzen die Grenzen mitunter überschreitet. Mit großer Sorgfalt geht S. neben der Entwicklung der regierenden, den Staat aufbauenden Stadt auch den Rechtsverhältnissen der einzelnen Gemeinden und Aemter nach, aus denen das Kantonalgebiet nach und nach erwuchs, und er suchte die schließliche Wandelung der politischen Begriffe durch eine allerdings zuletzt knapp zusammengezogene Fortsetzung bis auf das Jahr 1848 hinunter darzuthun. Wie er schon in den ersten Worten der Einleitung es aussprach, daß nach seiner Ueberzeugung vor dem Rechte die Religion als einer der „zwei Grundbegriffe“, „weil in ihnen auch alles wahrhaft menschliche Leben sich wesentlich bewegt und gestaltet“, „aller pragmatischen Behandlung der Geschichte als Unterlage dienen müsse“, so wandte der Rechtshistoriker in den zwei letzten Bänden dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat in Luzern, dem seit der Reformation als katholischer Vorort innerhalb der einen Abtheilung der Eidgenossenschaft voranstehenden Gemeinwesen, besonderes Augenmerk zu; die enge Verbindung der Staatsleitung mit den gegenreformatorischen Tendenzen vom 16. bis in das 17. Jahrhundert, hernach im 18. Jahrhundert die weit schärfere Betonung der staatlichen Ansprüche gegenüber Nuntius und Klerus durch die wenigstens in einigen Persönlichkeiten einem aufgeklärten Absolutismus entschieden sich zuneigende Regierung, diese eigenthümlichen Wandlungen, von welchen jene zweite Phase nach der deutlich durchklingenden Auffassung des Verfassers als eine Abwendung von Luzern's ererbter gebotener Politik angesehen wird, treten in helles Licht, und besonders ist den Verhandlungen und Beschlüssen des Concils von Trient ein eingehender Abschnitt gewidmet. Als Ergänzungen zum Hauptwerke sind die Uebersicht über die Rechtsquellen von Luzern, in Bd. V

der Zeitschrift für schweizerisches Recht, dann die Ausgabe des alten Stadtrechtes von Luzern (1855) und die Abhandlung: Ueber das bürgerliche Gesetzbuch von 1812, in Bd. III der Zeitschrift der juristischen Gesellschaft des Kantons, anzusehen. Die Anerkennung für diese Leistungen des Rechtshistorikers war 1860 die Verleihung des Doctortitels bei der Feier des vierhundertjährigen Bestandes der Hochschule von Basel.

Andere wichtige Arbeiten liegen auf dem Felde der allgemeinen schweizerischen Geschichte. Als 1852 die Fortsetzung der schon 1839 mit der Herausgabe des Bd. I begonnenen Amtlichen Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede von den Bundesbehörden angeordnet wurde, übernahm S. die Bearbeitung des über die Jahre 1478 bis 1520 sich erstreckenden Bd. III, der aber wegen der großen Reichhaltigkeit des Materials in zwei Abtheilungen zerlegt werden mußte. Deren erste, bis 1499 reichend, erschien 1858, die zweite 1869. Allein auch Bd. II, über die Jahre 1421 bis 1477, war 1858 nach dem Tode von Gerold Meyer von Knonau (s. A. D. B. XXI, 619), der zuerst die Aufgabe angetreten hatte, an S. übergegangen; derselbe kam 1863 im Drucke heraus. Endlich aber war, da der früher durch Kopp (s. A. D. B. XVI, 686) veröffentlichte Bd. I weder in seiner äußeren Form, noch in der Vollständigkeit des Inhaltes dem 1851 für die folgenden Bände angenommenen erweiterten Programme mehr entsprach, S. die neue Bearbeitung dieser ersten Periode — von 1245 bis 1420 — überbunden worden, und bis 1874 war auch dieser Auftrag erfüllt. So ist die gesammte Zeit der jugendkräftigen Entwicklung, des Wachsthums und der auf der Höhe des Ansehens stehenden Geltung der schweizerischen Eidgenossenschaft, von den ersten Anfängen bis auf den Eintritt der confessionellen Trennung, durch den Fleiß Segesser's in dem großen Quellenwerke vorgeführt. Dabei machte sich im Laufe der Arbeit eine förderliche Erweiterung der Auffassung des gewordenen Auftrages geltend. Noch für Bd. III hatte sich S. an das 1851 aufgestellte Programm gehalten und einzig das im eigentlichen Sinne des Wortes zu den Abschieden gehörende Material herangezogen. Doch — so sagt er selbst im „Vorworte" zu diesem Bande — „die Abschiede dieser Zeit hatten nicht Verhandlungsprotocolle im neueren Sinne, sondern mehr nur Gedenkpunkte für die Abgeordneten zum Bericht an ihre Obrigkeit oder zur Instructionseinholung zu liefern im Auge"; so sind die wichtigsten Bündnisse und Verträge, da die Urkunden nicht als Theil des betreffenden Abschiedes, sondern als besondere Acte ausgefertigt und dann in die Orte, je nach Umständen zur Ratification oder einfach zur Besiegelung, gesendet wurden, selten erwähnt, geschweige denn im Wortlaute aufgenommen. Hatte also der Bearbeiter schon für Bd. III zu den erforderlichen Einschaltungen die Urkundenvorräthe der Kantonsarchive zu durchforschen, so setzte er sich vollends für Bd. II die weitere Aufgabe, die Verhandlungen, welche den Text der Sammlung ausmachen, durch noch vorliegende Correspondenzen, Gesandtschaftsberichte und ähnliche Acten, aus den Urkunden, den Rathsbüchern, den Missivenbüchern der kantonalen Archive, zu erläutern und zu ergänzen. Ganz besonders aber unterscheidet sich die neue Bearbeitung von Bd. I von der früheren durch die Beigabe eines Anhanges der „Regesten" vom Jahre 1231 — Heinrich's VII. Urkunde für Uri — an, behufs Beleuchtung „der Gestaltung der Bundesverhältnisse aller späteren Glieder des eidgenössischen Verbandes in ihrer voreidgenössischen Zeit". Für das Verständniß, welches S. seinem Auftrage entgegenbrachte, ist insbesondere das sehr eingehende und vielseitig belehrende „Vorwort" zu Bd. II, mit der Vorführung des Quellenstoffes und der Würdigung der behandelten ereignißreichen Periode, von Bedeutung. — Aber aus der Beschäftigung mit der Geschichte des 15. Jahrhunderts erwuchsen dem Bearbeiter der Abschiede noch weitere Arbeiten.

Vielleicht die abgerundetste, da sie einen geschlossenen Stoff darstellt, jedenfalls eine der verdienstlichsten Forschungen Segesser's sind die „Beiträge zur Geschichte des Stanser Verkommnisses", zuerst veröffentlicht in Bd. I der „Geschichtsblätter aus der Schweiz", 1854, an welcher in Luzern erscheinenden Zeitschrift S. sich mit dem Herausgeber Kopp betheiligte, später erweitert und umgearbeitet in Bd. II der „Sammlung kleiner Schriften" wiederholt. Die Tragweite der gefährlichen Gegensätze, welche gleich nach Abschluß des Burgunderkrieges die siegreiche Eidgenossenschaft zu zersprengen drohten, der glückliche Austrag der Streitigkeiten durch den am 22. December 1481 zu Stans abgeschlossenen Vertrag, der Antheil, den der Unterwaldner Waldbruder Klaus von Flüe (s. A. D. B. VII, 137 u. 138) an dieser Aussöhnung hatte, besonders aber auch die fortgesetzte Bedeutung des Verkommnisses als staatsrechtliche Grundlage innerhalb der alten Eidgenossenschaft: alle diese Gesichtspunkte haben in dieser Abhandlung eine ausgezeichnete Würdigung gefunden. Scharfe Brandmarkung erfährt dabei die „klägliche Geschichtsmacherei", wie sie in unwahrer Anschwärzung des Verkommnisses seit Friedrich Cäsar Laharpe, der sich 1837 in alten Tagen noch in einem Geschichtskatechismus versuchte, vielfach in Berechnung auf weitere Kreise sich breit macht. Eine zweite Frucht der einschlägigen Studien war 1860 die separat erschienene Schrift: Die Beziehungen der Schweizer zu Matthias Corvinus, König von Ungarn, in den Jahren 1476 bis 1490, welche auch in Bd. II der späteren „Sammlung" wiederkehrt. Eine andere Seite der Folgen der Niederwerfung Herzog Karl's des Kühnen, die Werbung um die eidgenössische kriegerische Kraft für den fremden Kriegsdienst, schon aus beträchtlicher Entfernung, mit den daraus erwachsenden Erscheinungen des Pensionswesens, tritt hier zu Tage.

Bereits in seiner Luzerner Rechtsgeschichte hatte S. in der Würdigung der Jahrhunderte der Neuzeit „die allgemeinen Verhältnisse, innert welchen sich dieses besondere Staatsleben bewegte" — „Der mächtige Gang gleichzeitiger Völkergeschichte ist das Medium, in welchem auch das kleinste staatliche Individuum seinen Entwicklungsproceß macht" — in vollem Verständnisse der gegenseitigen Beziehungen nachdrücklich herangezogen. Der Luzerner Staatsmann blickte mit berechtigtem Stolze auf eine Zeit zurück, wo von seiner Stadt aus, trotz ihrer kaum 5 bis 6000 Einwohner — „Aber man darf nicht vergessen, daß zu jener Zeit die Großen kleiner und die Kleinen größer waren als heutzutage" — ein nicht geringes Gewicht in die Wagschale der Entscheidungen im Wettkampfe der europäischen Staaten geworfen wurde. Da aber stand ihm in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts „der größte Mann, der je an der Spitze Luzerns und der katholischen Schweiz gestanden ist", vor den Augen: Ludwig Pfyffer, „einer der berühmtesten Krieger und der bedeutendsten Politiker seiner Zeit", und sicherlich war der Umstand, daß die „allgemeiner erkannte und bestimmter vorgezeichnete Aufgabe, die Selbständigkeit der katholischen Schweiz gegenüber der größeren Macht und der aggressiven Tendenz der protestantischen Kantone sicherzustellen" für Pfyffer bestimmt sich einstellte, bei S. vorzüglich maßgebend, eben diese historische Persönlichkeit zum Gegenstande eines groß angelegten Werkes sich auszuwählen. So erwuchs das 1880 bis 1882 erschienene Buch: Ludwig Pfyffer und seine Zeit, ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im 16. Jahrhundert (Bd. I—III, Bern: s. A. D. B. XXV, 727 bis 737). So sehr nun der Werth dieser Arbeit in der Gegenüberstellung der allgemeinen und der specifisch örtlichen Verhältnisse liegt, wie z. B. in Bd. II, S. 10 ff., der Stato in Florenz, auf welchen sich die Medicäer zu ihrer Machtübung stützten, zum Verständniß der Beziehungen zwischen den politisch maßgebenden Luzerner Geschlechtern in Parallele gesetzt wird, so liegt doch anderen=

theils in dem von Zeit zu Zeit nothwendigen Durcheinanderschieben von Ereignissen der großen und der kleinen Schaubühne der Dinge — Pfyffer tritt mitunter längere Zeit vom Boden der größeren Entscheidungen hinweg — eine Schwäche des Aufbaues des Gesammtwerkes. Unvernünftig wäre es, vorauszusetzen, daß der Geschichte schreibende Schultheiß von Luzern in der Beurtheilung der großen Gegensätze der geschilderten Zeit einen anderen Maßstab an die Dinge legte, als das bei jenem seinem Vorgänger im Amte der Fall gewesen war, bei dem Politiker, welcher aufhörte, sein ganzes Denken und Thun dem Königthum in Frankreich zu widmen, so bald dasselbe aufhörte, ein Vorkämpfer des Katholicismus zu sein. Schwerer fällt dagegen in das Gewicht, daß eine nachfolgende eindringlichere Forschung S. in einem Abschnitte, wo es sich um die richtige und billige Interpretation und Verwendung ganz bestimmter Quellenaussagen in einer enger begrenzten, zur schweizerischen Geschichte zählenden Angelegenheit handelte, einseitige Behandlung und daraus entspringende schiefe Beleuchtung von Thatsachen unleugbar nachzuweisen vermochte (W. Oechsli in der sehr bemerkenswerthen Abhandlung: Orte und Zugewandte, im Jahrbuch für schweizerische Geschichte, Bd. XIII, S. 368—389, 1888, gegen S., Bd. III, 1. Abtheilung, S. 190—217, in der Behandlung der Mühlhauser Unruhen).

Sehr einläßliche Forschungen zur eigenen Familiengeschichte, mit Urkundenregesten und Stammtafeln, ließ S. 1884 und 1885 (Bern), „als Manuscript gedruckt“, erscheinen: Die Segesser zu Mellingen, Aarau und Brugg 1250 bis 1550, hernach: Genealogie und Geschlechtshistorie der Segesser von Brunegg in der Schweiz und im deutschen Reiche. Aehnlich gehört der Familiengeschichte das aus dem Nachlasse herausgegebene Schriftchen: Werners von Meggen Heirathsgeschichte (Luzern, 1889) an. Dagegen waren in Bd. III und IV der „Sammlung kleiner Schriften“, 1879 und 1887 (Bern), Beiträge zur eigenen Lebensgeschichte. Jener brachte: Reden im schweizerischen Nationalrathe und staatsrechtliche Abhandlungen 1848—1878, eingeleitet durch einen „Rückblick als Vorwort“, in dem S. in äußerst freimüthiger, oft höchst pikanter Weise die Zusammensetzung und die Wirksamkeit des Nationalrathes in den bezeichneten ersten dreißig Jahren schilderte; die Reden selbst beweisen die geistreiche Art und Weise des stets fesselnden, auch dem Gegner Achtung abnöthigenden parlamentarischen Sprechers, welcher besonders auch die ihm inne wohnende reichhaltige geschichtliche Kunde stets geschickt zu verwerthen verstand. Bd. IV dagegen — Fünfundvierzig Jahre im Luzernischen Staatsdienst, Erinnerungen und Acten aus dem kantonalen Leben, 1841—1887, soll „gewissermaßen einen Rechenschaftsbericht“ enthalten, „als Material zur Geschichte einer immerhin nicht uninteressanten zeitgeschichtlichen Entwicklung auf einem kleinen der Vergessenheit entgegeneilenden Schauplatz“; eine größere Zahl von politischen Broschüren, welche Theile des Kampfes bildeten, ferner Reden, theils Voten, theils oratorische Vorbringungen bei der gewohnten Feier des Gedenktages der Sempacher Schlacht, finden sich eingeschaltet. Der am meisten allgemeine Beachtung verdienende erste Abschnitt, über die Zeit bis 1847 und 1851, kehrt mehrfach ähnlich, doch noch mehr als subjective Erzählung gestaltet, im ersten Theile der aus dem Nachlaß in den Katholischen Schweizer-Blättern, VI. Jahrgang (1890: Luzern) herausgegebenen „Erinnerungen“ wieder, welche bis 1867 reichen. Höchst anmuthig ist da der Abriß der Jugendgeschichte bis zum Abgang auf die Universität, vorzüglich die Darstellung des Lebens auf dem Familiengute, Schloß Buchen, und die Schilderung der Stadt Luzern vor deren Umwandlung in eine große europäische Reisestation.

Eine besondere Stärke Segesser's lag aber endlich auf dem Boden der publicistischen Bethätigung. Zwar konnte sich S., so sehr er den Mangel eines

seinen Anforderungen nachkommenden conservativen Parteiorganes vermißte, nie zur eigentlichen Arbeit eines Zeitungs-Herausgebers entschließen. Aber er suchte, abgesehen von jenen politischen Schriften, den Ereignissen in seiner Weise zu folgen. Das geschah theils in äußerst anschaulich und charakteristisch entworfenen Lebensbildern, „Nekrologen von Zeitgenossen" — zwölf derselben stehen in Bd. II der „Sammlung kleiner Schriften" —, von denen mehrere nicht nur das Gelungenste darstellen, was aus Segesser's stilgewandter Feder hervorging, sondern geradezu als Muster solcher kurzer biographischer Arbeiten gelten dürfen. Es sind überwiegend Luzerner, die zur Darstellung gelangen, daneben auch einige andere Männer der Urschweiz und der Berner gelehrte Rechtshistoriker Ed. von Wattenwyl (s. d. Art.), zugleich der einzige Nichtkatholik, dem die Ehre solcher Schilderung hier gegönnt ist. Auch hier finden sich oft ausgezeichnete kleine Bemerkungen eingestreut, welche tief in des Verfassers Gedanken blicken lassen, so wenn es bei der Würdigung des Schultheißen Rüttimann (s. A. D. B. XXX, 57—60) heißt: „In der Bürgerschaft von Luzern war noch stolzes Selbstgefühl vorhanden; im Sommer sah man nicht ungern die Engländer in ihren Vierspännern zum Adler fahren — aber Niemandem fiel ein, daß die Stadt um ihretwillen da sei". Sehr interessant sind in dem Artikel über den 1850 verstorbenen General Ludwig von Sonnenberg die Episoden aus dem spanischen Krieg von 1809, einer militärischen Intervention im Kanton Tessin 1814, dem Freischaarenzug von 1845. In der Beurtheilung Constantin Siegwart's — S. beginnt: „Es sieht fast aus wie Feigheit, wenn an diesem frischen Grabe kein conservativer Luzerner ein offenes Wort zu sprechen wagt" — ist die Schilderung um so beachtenswerther, da S. in der Höhezeit der Geltung dieses Politikers dem „Formalisten", der ihm zugleich in vielen Stücken als „moderner Centralist" erschien, dem „politischen Apostaten" gegenüber sich kühl kritisch verhalten hatte. — Andere Zeitungsbeiträge Segesser's sind Recensionen, von denen gleichfalls einige in Bd. II. wiederabgedruckt sind.

Ganz vorzüglich jedoch fallen für die Beurtheilung Segesser's noch die in Bd. I vereinigten „Studien und Glossen zur Tagesgeschichte, 1859—75" ins Gewicht, in welchen er den Ereignissen vom italienischen Kriege bis zum Culturkampfe — in acht successiven, zum Theil noch mit Nachträgen vermehrten Aufsätzen, die zuerst separat erschienen und nicht geringe Beachtung fanden — betrachtend nachging. Von denselben hatte der letzte, 1875 erschienene und auch in das Französische übersetzte, über den Culturkampf, seine eigene Geschichte gehabt, da S., der sich, obschon ganz auf dem Boden des Vaticanums — nach dessen Aufstellung — und der katholischen Orthodoxie stehend, darin eine gewisse Selbständigkeit des Urtheils gewahrt hatte, wegen der Schrift in die Gefahr gerieth, durch die Index-Congregation in Rom auf das Verzeichniß der verbotenen Bücher gesetzt zu werden. Zuerst hetzte ein schweizerisches Organ des extremen Clericalismus dagegen, daß er als ein Führer der schweizerischen Katholiken bezeichnet werde; dann erhob sich aus der französischen Uebertragung ein Sturm in der ultramontanen Presse in Belgien und Frankreich gegen den „liberal-katholischen, wo nicht ketzerischen" Verfasser, und von dort aus geschah auch die Anschwärzung in Rom. Allein S. erklärte auf die Einladung, die übliche Submissionsformel zu unterzeichnen, daß er sich in litterarischen und politischen Dingen — und die Schrift habe keinerlei theologische oder lehramtliche Bedeutung — Niemandem zu unterwerfen habe, und so unterblieb auch die Setzung der Schrift auf den Index.

Die anderen Abhandlungen betreffen denn nun auch ganz überwiegend die politischen Wandelungen Europas von 1859 durch 1861, 1864, 1866, 1870 hin, mit einer entschiedenen Berücksichtigung der Union in dem Aufsatze: „Die

Monarchie und die Republik in Europa und Amerika" (1866). Freilich fehlt es dabei nicht an nothwendig sich einstellenden Wiederholungen, besonders in den breiten Ausführungen über das Jahr 1861, die überhaupt am wenigsten beachtenswerth sind, wobei dann auch, wie es nicht anders sein konnte, bei den eintretenden Wandelungen gewisse Modificationen von vorher äußerst sicher aufgestellten Behauptungen sich ergeben. Doch sind zahlreiche Abschnitte auch in allen diesen Aufsätzen wieder Beweise für die geistreiche Auffassung, die geschmackvolle Schreibweise des Glossators der Zeitgeschichte. Freilich hat dabei der Leser, welcher Segesser's Ausführungen folgen will, von vorne herein die eine Bedingung zu erfüllen, daß er sich mit ihm auf den Boden andächtiger Verehrung für die „demokratische Monarchie, welche, wie keine, dem Geiste der Zeit und den Bedürfnissen der Völker entspricht", für das Kaiserthum Napoleon's III. und dessen „große Gestalt", begebe; denn von dieser Auffassung aus geschieht die gesammte Construction der Dinge von 1859 bis 70, gemäß der „individuellen Anschauung der Zeitgeschichte" von Seite des Verfassers. S. sagte 1861 geradezu, „daß das französische Kaiserreich allein die Elemente der Zukunft in sich trägt, diese Macht allein dem Katholicismus eine politische Zukunft in Aussicht zu stellen hat, daß mit ihr die Kirche sich zu versöhnen hat, wenn sie auf breiter Grundlage ihre Culturmission erfüllen, heilend und beseligend in das mannichfache Verderben der Zeit eingreifen will", und 1865 widmete er Napoleon's Leben des Cäsar ganz so eine Studie, wie vorher eine solche der Encyclica des Papstes geschenkt worden war, mit den Worten: „Es liegt etwas Großartiges, für das Gefühl der menschlichen Solidarität Erhebendes in dieser Appellation der höchsten Gewalten, der einen an den Glauben, der anderen an die Intelligenz sprechenden, an das allgemeine Bewußtsein der gebildeten Welt; Beide verlangen von uns die Anerkennung der Wege der Vorsehung". Ihm war die Expedition nach Mexiko „eine, wie sie anfänglich projectirt war, tiefe, in ihrem ganzen Wesen großartige Combination", Napoleon III. auch noch 1870 der „tiefe ruhige Denker". Aber von diesem Glanze fällt auch ein reicher Widerschein auf Napoleon I. zurück, dessen Prätorianerabenteuer von 1815 „ein unsterblicher Feldzug zur Vertheidigung seiner Krone und seines Landes, das letzte Vermächtniß an die Nation" gewesen sein soll; die kecken Rechtfertigungslügen des Kaisers von 1812, von „dem ungewöhnlich früh sich einstellenden nordischen Winter" und „der noch kein Beispiel in der Geschichte aufweisenden freiwilligen Aufopferung Moskaus", haben gleichfalls gläubige Verwendung bei S. gefunden. Wenn nun freilich auf der einen Seite auch hier immer wieder viele Urtheile, so die zwar widerwillig gegebene Würdigung Garibaldi's 1859 oder das ebenfalls damals über die englisch-österreichischen Beziehungen gebrauchte Bild, England habe von jeher an Oesterreich nur das Interesse genommen, „das ein Hauseigenthümer an seinem Blitzableiter nimmt", durch das Treffende der Worte überraschen, so war dagegen S. ganz und gar nicht im Stande, einer großen Erscheinung der Zeit, der Entwicklung der deutschen Dinge, irgendwie gerecht zu werden. Es war allerdings für denjenigen, der noch 1861 „außer Zweifel" setzte, „daß das aus dem Mittelalter herübergekommene Uebergewicht der germanischen Nationalität sein Ende erreicht hat", der noch 1864 einzig Frankreich, England und Rußland als die auf die Weltverhältnisse entscheidendsten Einfluß übenden Staaten nannte, peinlich, mit sichtbarster Verdrossenheit nach und nach die Wendung in dieser Hinsicht verzeichnen zu müssen. So folgte S. dem Verlaufe der Ereignisse, von dem „wüsten Eroberungszug", „der Beraubung des kleinen Dänemark" 1864 zum „frevelhaften Angriff auf Oesterreich" und vollends zum Kriege von 1870, wo „etwas Fremdartiges, Unedles über große Interessen der Civilisation den Sieg davon

getragen", „die Gier nach dem Ruhm Alarich's und Tamerlan's" triumphirt habe. Er klagte über dem gebrochenen Kaiserthrone, als über einem Wendepunkt der Geschichte, dem ähnlich, „wo die griechische Phalanx der römischen Legion erlag, die Anmuth und Mannichfaltigkeit der griechischen Cultur unterging". Manches klingt hier schlechthin thöricht, so wenn S. findet, „daß die Erhebung des hohenzollernschen Prinzen auf den Thron von Spanien gleichbedeutend war mit der Einführung der preußischen Heeresorganisation in Spanien", wie denn überhaupt der Glossator seine Feder in diesem Zusammenhang den damaligen chauvinistischen Rufen der Pariser Straßenmassen dienstbar machte, welche in der spanischen Candidatur Karl's V. Reich wieder auflebend erkennen wollten. S. hätte eine ganz andere Gestaltung Deutschlands gewünscht, als die 1871 begründete: — wie schon „der Rheinbund an sich eine ganz richtige Idee war", so schwebte ihm „die Vergrößerung Baierns zu einer entsprechenden Macht in Deutschland vor, so daß es ein selbständiges Centrum für die süddeutschen katholischen Gebiete würde" —; denn dies schien ihm „im Interesse einer katholischen Politik in Europa" zu liegen, ganz ähnlich wie sich ihm zur Zeit des im Frieden von Villafranca geplanten italienischen Bundes Sitz und Stimme Frankreichs innerhalb des Bundes als den katholischen Interessen dienlich dargestellt hatte. Für Oesterreich hatte er den Vorschlag, „daß die deutsche Nationalität von den Slaven die frische Jugendkraft einer zukunftreichen Race anzunehmen und hinwieder jene mit der deutschen Geistescultur zu durchdringen bestimmt sei", anstatt daß man, wie er 1875 jammert, „die Czechen und die Tiroler, die der Krone treuesten Völker, den Deutschen opfere". Doch noch weitere Voraussagungen fehlen nicht, z. B. daß „in Rußland — es ist zunächst von der Religion die Rede — die individuelle Ueberzeugung nicht angetastet wird". Vollends aber eines Mannes von dem sittlichen Range Segesser's unwürdig war es, in Rücksicht auf Bismarck, den er mit Vorliebe als den Hausmeier des Merovingers immer wieder einführt, von dem Kissinger Attentat von 1874 als von einer „Farce", einer „armseligsten Posse" zu sprechen. S. kannte eben seit dem Krieg von 1870 in Europa nur „Begriffsverwirrung"; das System, das seine berechtigte Stellung im „Kampf der neuen demokratischen Monarchie gegen die alte Monarchie" errungen hatte, ist ihm zerstört; das ihm in Napoleon III. so schön repräsentirte Gleichgewicht — allerdings ist ja das „große Wort, welches die Aufgabe der modernen Civilisation gegenüber der Barbarei des ewigen Kampfes enthält", die stets vom Kaiser neu aufgebrachte Congreßidee, durch die „Armseligkeiten" der Diplomatie nie zur That geworden — existirt nicht mehr.

Von diesen politischen Constructionen Segesser's, dessen historische Deductionen da auch oft sehr gewaltsam zurecht gemacht sind, wendet man sich lieber zu den Ausführungen über die kirchlichen Fragen, den Erörterungen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, in denen zwar der Kritiker seine Zugehörigkeit zur päpstlich-katholischen Kirche nirgends verleugnet, daneben aber eine Reihe ganz selbständiger Auffassungen vorbringt. Sehr verständnißreiche und vorurtheilslose Bemerkungen über Reformation und Protestantismus sind hier an vielen Stellen eingestreut — so: „Vorzüglich weil die Werkheiligkeit in dem Mißbrauch des Ablasses ihre Spitze erreicht hatte, wurde die katholische Lehre von der Rechtfertigung angegriffen", oder: „Italien hat den heilsamen Proceß der Reformation nicht durchgemacht" —; anderentheils ist dem Verfasser der Studie über den Culturkampf ohne Zweifel zuzugeben, daß dieser Angriff, wie er gegen die katholische Lehre und Kirchenorganisation ging, „in weiterem Sinne alle negativen Elemente gegen die christliche Cultur überhaupt in Action setzte". Dabei aber hält S. auch mit seinem Urtheile nicht zurück, wo es gegen die Politik Pius' IX. selbst tadelnd lautete. Er begriff z. B. nicht, daß der Papst

1860 angesichts der syrischen Frage schwieg, daß demnach die Wirkung nicht eintrat, die zu hoffen war, „wenn der heilige Vater sich vom römischen Curialstyl emancipirt und der Welt gezeigt hätte, daß mitten in Trübsal und Beraubung seine Sorge für die Christen über der Sorge für das Kirchengut stehe", und er mißbilligte es 1861, daß die Angelegenheit der Bedrohung des Kirchenstaates, „in Verwechslung von völkerrechtlichen und religiösen Gesichtspunkten — nach unserer Ansicht etwas zu früh und mehr als nöthig" — auf das kirchliche Gebiet gezogen wurde; 1864 fand S. in der Studie über Encyclica und Syllabus, „daß in der Form dieser päpstlichen Kundgebung der Einfluß einer strengen, der Vergangenheit zugewendeten Schule und Lebensanschauung sichtbar wurde". Ganz besonders jedoch ist der Muth der Ueberzeugung zu achten, mit welchem noch 1877 die Worte aus der 1869 zuerst gedruckten Abhandlung: „Am Vorabend des Conciliums" wieder gebracht wurden. S. hatte dort auseinander gesetzt, daß schon zu Trient der Versuch gemacht worden sei, die Unfehlbarkeit des Papstes bei Entscheidungen ex cathedra zur allgemeinen Geltung zu bringen: „Aber er scheiterte zum Segen der Kirche". Darauf fährt er fort: „Wir wünschen, daß die Lehren der Geschichte beherzigt werden, und daß das Concilium von 1869 nicht mit Stillschweigen über diese Theorie hinweggehe, sondern sie geradezu als der richtigen kirchlichen Auffassung widersprechend erkläre".

S. nannte sich einmal „einen starken Nativisten von Haus aus", und hierin lag seine Kraft. Dabei war er ein Charakter aristokratischen Zuschnitts, zurückhaltenden Wesens; doch er war durch die eigenthümliche Gestaltung der Dinge, indem er schon durch das Repräsentativsystem der Dreißiger Jahre sich in die Opposition gedrängt fühlte, dann wieder seit 1848, wo ihm „die Ausübung verfassungsmäßiger Souveränitätsrechte des Volkes" „durch eine mittelst fremder Gewalt eingesetzte Minoritätsregierung" unterdrückt schien, in das demokratische Lager gerückt. Auch im Nationalrathe nahm er vielfach in seinen selbständigen Voten innerhalb der eigenen Partei eine eigenthümlich abgegrenzte Stellung ein.

Das Material zum Verständniß seines Lebens bot S. selbst in seinen mehrfach an Autobiographie anstreifenden Arbeiten (doch sei erwähnt, daß an Bd. IV der Sammlung kleiner Schriften auch die Gegenpartei gegen S. polemisirend anknüpfte: Glossen zu Segessers 45 Jahren im Luzerner Staatsdienst, Luzern 1887). Die zahlreichen Aeußerungen der Publicistik nach dem Tode verzeichnete der Geschichtsfreund XLIV, 331, und der Anzeiger für schweizerische Geschichte V, 396. Vgl. ferner die litterarische Würdigung im Geschichtsfreund, l. c., XXII, und A. Joneli, Anton Philipp von Segesser als Historiker, eine in Anbetracht des Druckortes, einer streng wissenschaftlichen Zeitschrift (Beiträge zur vaterländischen Geschichte, von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel 1890, XIII, 213—259), allzu subjectiv panegyrische Darlegung.

Meyer v. Knonau.

Segest (Sigi-gast), cheruskischer Gaukönig (oder Edler), Vater der Thusnelda, welche, einem Andern verlobt, Armin (s. A. D. B. I, 534) nach dem Jahre 9 n. Chr. entführte. Die Cherusker hatten keinen König oder Richter (Grafen) der ganzen Völkerschaft, nur Vorsteher der einzelnen Gaue, welche man Könige nannte, wenn sie, obzwar durch Volkswahl, aus einem bestimmten Geschlecht, Richter (Grafen), wenn ohne Rücksicht auf ein solches Geschlecht bestellt wurden. Bei den Cheruskern walteten Könige: denn das Geschlecht Armins, der seinem Vater Segimer folgte, heißt ein „königliches". Während nun Armin

der Führer der gegen Rom kämpfenden Gaue der Cherusker und der ihnen verbündeten Völkerschaften ward, während Inguiomer, der Vaterbruder Armin's, in all den sieben Jahren gewaltigster Erhebung gegen Rom an der Spitze seines Gaues neutral zu bleiben vermochte, stand S. von Anfang bis zu Ende — eine kurze nothgedrungene Unterbrechung abgerechnet — auf der Seite Roms. Er verrieth Varus vor dem verhängnißvollen Aufbruch aus dem Sommerlager den ganzen Plan der Verschwörer und Empörer und forderte die Römer auf, ihn selbst, Armin und die andern Führer, ohne welche die Gemeinfreien nichts wagen würden, sofort zu verhaften. Varus verschmähte den Rath und zog in sein Verderben. Nun ward auch S. trotz allen Widerstrebens von der allgemeinen Begeisterung gezwungen gegen Rom zu fechten. Aber so bald er konnte, trat er auf die Seite Roms zurück und ward nun (a. 15) von Armin in seinem befestigten Hofe belagert. Es gelang ihm, Boten, darunter seinen Sohn Segimund, an Germanicus, der am Rheine stand, zu senden mit der Bitte um Hülfe. Der Römerfeldherr fand die Hoffnung, die Zwietracht zu schüren unter den Feinden, schwer wiegend genug, um, soeben von einem Zuge wider die Chatten am Taunus zurückgekehrt, nochmal umzuwenden und in das Cheruskerland zu eilen zum Entsatz: die Belagerer wurden durch Gefecht zum Abzug gezwungen, S. mit einer großen Schar von Gesippen und Schutzhörigen befreit; darunter waren auch edle Frauen und die schwangere Thusnelda, welche der Vater wieder in seine Gewalt gebracht hatte. S., eine Hünengestalt, berief sich auf die von jeher d. h. seitdem ihm Augustus das Bürgerrecht verliehen, Rom — und zwar aus Ueberzeugung von dem Nutzen solchen Verhaltens auch für sein Volk — bewährte Treue. Er habe wiederholt Varus gewarnt: nach dessen Untergang sei er im Bürgerkrieg von Armin, dem Entführer seiner Tochter, gefangen worden und habe, befreit, Armin gefangen. (Man staunt billig, daß bei dem damaligen Kriegsrecht beide Gefangene am Leben blieben!) Sobald nur irgend möglich, habe er sich wieder auf die Seite Roms gestellt, nicht um Gewinns willen, sondern um sich von dem Treubruch los zu machen, und für die Germanen als Vermittler auftreten zu können. Er erbat dann Verzeihung für seinen Sohn Segimund, der, Priester am Altar der Ubier zu Köln, auf die Nachricht von der Erhebung seines Volkes die Priesterbinde zerrissen und den „Rebellen" sich angeschlossen hatte. Daß Thusnelda nur gezwungen zugegen sei, gab er zu. Germanicus sicherte allen Schonung zu und S. Wohnsitze in „der alten Provinz" d. h. auf dem linken Rheinufer: auf dem rechten mochte sich der Römerfreund doch nicht sicher genug fühlen. Später wurden auch Segest's Bruder Segimer und dessen Sohn (Sesithacus = Sesithank) in Ergebung aufgenommen und nach Köln gebracht; beide hatten gegen Rom gefochten, beiden ward verziehen, sogar dem Sohne, welcher doch mit der Leiche des Varus seinen Spott getrieben haben sollte. Noch einmal wird S. erwähnt: „Hoch in Ehren gehalten sah er in Rom dem Triumphzuge des Germanicus zu, in welchem seine Nächsten, sein Sohn Segimunt, seine Tochter Thusnelda, deren zweijähriger Knabe Thumelicus und sein Neffe Sesithank, als Gefangene aufgeführt wurden." Die Verwandtschaftsverhältnisse werden dadurch etwas undurchsichtig, daß der (sehr häufige) Name Segimer sowohl dem Vater Armin's als dem Bruder Segest's zukam: diese einfache Annahme erklärt alle Schwierigkeiten, welche begegnen, wenn man nur Einen Segimer annimmt, der dann der Vater Armin's und zugleich Bruder Segest's gewesen sein soll: aber nirgends sagt Tacitus, so unvermeidlich das gewesen wäre, daß Armin der Neffe Segest's, also der Vetter Thuneldens war. Beifolgender Stammbaum enthält das Richtige:

?　　　　?

Aktumer, Chatte . Segimer . Inguiomer　　Segest　　Segimer　Ukromer, Chatte.

Tochter — Flavus　Armin — Thusnelda.　Segimund　Sesithank — Rhamis

Italicus　　Thumelicus.

Quellen: Tacitus Annal. I, 55, 57, 58, 59, 71. ed. Jakob Grimm. Göttingen 1835. — Strabo VII, 1. ed. Müllenhoff, Germania antiqua, Berol. 1873, S. 69 (daselbst auch über die richtige Schreibung der Namen).

Litteratur: Fröhlich, Der Triumphzug des Germanicus (Aarau 1879). — Linsmayer, Der Triumphzug des Germanicus (München 1875), dazu aber Dahn, Bausteine II (Berlin 1880). — Böttger, Hermann der Cheruskerfürst (Hannover 1875). — Dahn, Die Könige der Germanen I, S. 123 (München 1861). Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker II, S. 63. Berlin 1881. Deutsche Geschichte Ia, S. 366 (Gotha 1883).

Dahn.

Seghers: Name mehrerer niederländischer Künstler, der verschieden geschrieben wird, wie Seghers, Segers oder Zegers.

Daniel S., Blumen- und Insectenmaler, geboren in Antwerpen am 5. December 1590. Im J. 1612 wurde er Schüler des Jan Brueghel und 1614 trat er in das Noviziat des Jesuitenordens ein, wo er als Laienbruder volle Freiheit besaß, sich der Ausübung seiner Kunst zu widmen. Seine Oberen, als sie seine vorzüglichen Kunstanlagen bemerkten, schickten ihn nach Rom, wo er fast ein Jahr blieb und erfreuliche Fortschritte machte. Zurückgekehrt, malte er Blumen und verschiedene Pflanzen, die er mit Geschmack anzuordnen verstand und farbenprächtig ausführte. Gerühmt wurde ein Werk von ihm, eine Sammlung von in Guache colorirten Zeichnungen von Tulpen, die zu seiner Zeit bekanntlich sich in den Niederlanden einer großen Beliebtheit erfreuten. Es wurden nach der Natur 163 Blätter der schönsten und seltensten Tulpen aufgenommen und zugleich dabei die hohen Preise, wie sie verkauft wurden, angegeben. Es ist unbekannt, wohin das Werk gekommen ist. Auf seinen Blumenstücken brachte er gern Insekten und Schmetterlinge an, die mit erstaunlichem Fleiße ausgeführt sind. Die Blumen gruppirte er zu Kränzen oder Guirlanden und der Innenraum des Blumenrahmens wurde mit irgend einer Darstellung ausgefüllt, die gute Meister historischer Gegenstände ihm malten. Meist sind es Madonnen oder fromme Vorwürfe, wie z. B. die Monstranz mit dem Sacrament oder gemalte Basreliefs. Ein Hauptbild dieser Gattung befindet sich in Antwerpen, in die Blumenumrahmung hatte Rubens eine Madonna mit dem Kind gemalt. Auch die kaiserliche Galerie in Wien besitzt von S. ein ähnliches Bild, das W. Unger radirt hat. Neben Rubens haben noch Diepenbecke und Erasmus Quellinus die Blumenstücke von S. mit ihren Arbeiten verherrlicht; vom Letzteren zwei Blumenstücke mit gemalten Basreliefs, die sich in Berlin befinden. S. starb 1661; sein Bildniß ist von Livens radirt und es ist sonderbar, daß ihn van Dyck nicht in seine Ikonographie aufgenommen hat, nachdem Gerard S. sich in derselben befindet. Eine Copie nach Livens befindet sich in de Bie's Gulden Cabinet.

Gerard S., Historienmaler, geboren in Antwerpen am 17. März 1591, † ebenda am 18. März 1651. Nachdem er unter Hendrik van Balen und Abraham Janssens zum Künster ausgebildet worden, ging er nach dem Beispiel vieler seiner Landsleute nach Italien. Leider hat ihn hier ein Maler des Verfalls, Michel Angelo da Caravaggio (Amerighi) besonders angezogen, den er

vielfach nachzuahmen sich bestrebte, was ihm auch gelang. Wie sein Vorbild malte er gern Nachtstücke mit Beleuchtung, wie die Verleugnung Petri (gestochen von Sch. à Bolswert), kartenspielende Soldaten in der Schenke (ein Stich von Nic. Lauwers), Musikgesellschaften und dergleichen, meist in Halbfiguren. Cardinal Zapata, der als römischer Gesandter nach Spanien ging, nahm ihn dahin mit, wo König Philipp III. großes Gefallen an seinen Bildern fand und ihn in seinem Lande festhalten wollte. Der Maler aber wies die glänzendsten Anerbietungen zurück und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Hier fanden seine Gemälde in Caravaggio's Manier wenig Anklang, weshalb er zur Kunstweise eines Rubens und van Dyck sich bekehrte und in der Farbe glückliche Fortschritte machte, wobei er die schwerfälligen Schatten seiner früheren Manier zu vermeiden suchte. Er malte nun größtentheils Scenen der heiligen Geschichte, wie solche die Kirchen in Antwerpen und Gent noch vielfach besitzen. Sein Hauptbild, Marter des h. Livinus (gestochen von P. Neefs) lehnt sich in Composition und Farbe schon stark an van Dyck an. Auch Brügge, Paris, Braunschweig, Wien und andere Sammlungen besitzen Bilder von ihm. Außer den genannten Stechern haben noch P. de Jode jun. (Franciscus und Clara bei der Krippe Christi), C. Lauwers (eine Mater dolorosa), L. Vorsterman und C. Waumans (Christus in Emaus) ihren Grabstichel der Kunst des S. geweiht, der selbst auch einige Blätter radirte, wie das Bildniß des Gottfried Chodkiewicz, die Verlobung der h. Catharina u. a., die sehr selten sind. Im J. 1645 war S. Decan der Lucasgilde.

Hercules S. (Zeghers), holländischer Landschaftsmaler und Radirer, geboren um 1628 zu Utrecht, † 1679. Wäre er gleich anderen Künstlern die gewöhnliche Straße gegangen, so hätte er sich bei seinen großen Anlagen leicht Geld und Ruhm erwerben können, aber als speculativer Kopf versuchte er sich in allerlei Proben, die ihn an den Bettelstab brachten und zu Grunde gehen ließen. Houbraken sagt von ihm: „Er war ein Mann von Verstand und Urtheil, reich an Ideen und unerschöpflich an mannichfaltigen Motiven, die er in seinen Landschaften anwendete. Ihm gelang die Erfindung, Landschaften mit Farbe auf Leinwand zu drucken, aber diese Zeuge waren nicht an den Mann zu bringen, obgleich er sie billig verkaufte." Diese Farbendrucke waren also Radirungen, die nicht mit Druckerschwärze, sondern mit Farbe auf Leinwand oder geöltes Papier übertragen wurden. So interessant sie als Versuche waren, als Zwitterding von Gemälde und Stich fanden sie bei den Zeitgenossen nicht die erhoffte Würdigung und wanderten in die Käsebuden, wo sie zum Einpacken der Waaren benützt wurden, woraus sich die große Seltenheit derselben leicht erklärt. S. ließ den Muth nicht sinken, er radirte eine große Landschaft mit dem größten Fleiße, die wirklich gelungen war und trug die Platte zum Verkauf nach Amsterdam zu einem Kunsthändler, der aber von der Kunst wenig zu verstehen schien und die Platte nicht verlegen wollte. Das brachte den Künstler zur Verzweiflung; nachdem er einige wenige Abdrücke von der Platte abzog, zerschnitt er diese, ergab sich dem Trunke und starb infolge eines Sturzes von der Treppe. Bald nach dem Tode desselben zahlte man für einen Abdruck des erwähnten Blattes 16 Ducaten, wie auch heute alle seine Blätter in hohem Preise stehen. Nach S. blieben mehrere Platten zurück. Eine größere derselben erwarb dessen Freund Rembrandt und fügte eine Flucht nach Aegypten hinzu. Auf diesem Blatte kann man sehen, was für ein trefflicher Radirer S. war. (In Amsterdam befindet sich ein Abdruck vor und mit dem Zusatz Rembrandt's.) Auch Waterloo erwarb mehrere Platten des unglücklichen Meisters, die er pietätvoll vollendete. Das britische Museum, das Pariser und Dresdener Cabinet besitzen viele Blätter des Künstlers, darunter hervorragende

Arbeiten, das Berliner Museum ein Bild, eine holländische Flachlandschaft, die mit dem vollen Namen: Hercules Segers bezeichnet ist.

s. Immerzeel. Kramm. Houbraken. Schouburgh.

Wessely.

Segimer I., cheruskischer Gaukönig oder Edler, † vor 9 n. Chr., Vater des Arminius, Bruder des Inguiomer (s. diese Artikel und „Segest").

Dahn.

Segimer II., Bruder des Segest (s. oben S. 607), von dem Vater des Armin zu unterscheiden, cheruskischer Gaukönig oder Edler, Vater des Sesithank, des Gemahls der Ramis, Tochter des chattischen Fürsten Ukromer, der zu unterscheiden von dem andern chattischen Fürsten Aktumer, dessen Tochter mit Flavus, dem Bruder Armin's, vermählt war. Daß nur Ein S., Armin's Vater und zugleich Segest's Bruder, anzunehmen sei, ist unmöglich. Tacitus kann nicht gewußt haben, daß Armin Segest's Neffe war, ohne dies zu sagen: er hat es aber trotz dringendsten Anlasses bei Schilderung der Kämpfe Armin's mit seinem unfreiwilligen Schwiegervater nie gesagt. Im Gegentheil: er sagt, erst die Vermählung Armin's mit Thusnelda hatte ein Band zwischen ihm und Segest knüpfen können: also hielt Tacitus Segest nicht für Armin's Oheim. Hätte er jenen S. (II.), der sich (a. 16) den Römern ergab, für Armin's Vater gehalten, hätte er ihn wohl als Vater Armin's, nicht als Bruder Segest's bezeichnet. Armin's Vater war vor der Varusschlacht gestorben. Daß Tacitus aber, hier offenbar genau unterrichtet, nicht gewußt haben sollte, Segest sei Armin's Oheim gewesen, ist viel unwahrscheinlicher, als der sehr mögliche Zufall, daß sowohl Segest als Inguiomer einen Bruder hatten, der den häufigen Namen Segimer führt. Auch die beiden Chattenfürsten Aktumer und Ukromer sind verschiedene Personen.

Quellen und Litteratur: wie unter Segest.

Dahn.

Segner: Johann Andreas v. S., geb. am 9. October 1704 in Preßburg, studirte zuerst an ungarischen Hochschulen und dann in den Jahren 1725 bis 1730 in Jena, woselbst er im letztgenannten Jahre die medicinische Doctorwürde erlangte. S. wirkte hierauf nur kurze Zeit als praktischer Arzt in Preßburg und als Stadtphysicus in Debrezin. Da ihm aber die Studentenzeit in Jena besondre Neigung für die Mathematik und Naturwissenschaften eingeflößt hatte, (in Jena hatte er bereits 1725 eine Dissertation über die Harriotti'sche Regel herausgegeben) so legte er seine Stelle in Debrezin nieder und kehrte 1732 nach Jena zurück, um sich dort den Magistergrad zu erwerben und Vorlesungen zu halten. 1733 erhielt er eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät. 1735 folgte er einem Rufe an die neugestiftete Universität in Göttingen als Professor der Naturlehre und Mathematik. Zugleich wurde er auch Mitglied der medicinischen Facultät und hielt medicinische Vorlesungen. In Göttingen verblieb S. zwanzig Jahre, bis er mit dem Charakter als Geheimrath und mit dem preußischen Adelsdiplom als Professor der Naturlehre und Mathematik nach Halle berufen wurde. In dieser Stellung verblieb S. bis zu seinem am 5. October 1777 erfolgenden Ableben.

S. war als Schriftsteller sehr fruchtbar und zwar auf den beiden Gebieten, in denen er als Lehrer thätig war. Die medicinischen Schriften, die überhaupt die weniger bedeutenden waren, hören um die Zeit der Berufung nach Halle auf. Dagegen sind von ihm mathematische, astronomische und physikalische Abhandlungen und umfassendere Werke bis zu seinem Tode herausgegeben worden. Ohne grade als selbständiger Forscher hervorragendes geleistet zu haben, erwarb

sich doch S. durch seine Arbeiten ein geachtetes Ansehen. So ist seine Einleitung in die Naturlehre, welche zu Göttingen in drei Auflagen, von 1746 bis 1770, erschien, als ein für die damalige Zeit sehr gutes Handbuch der Physik zu bezeichnen, und für die Ausbreitung der Wissenschaft förderlich gewesen. Seine bedeutendsten eigenen Arbeiten liegen auf dem Gebiete der Hydraulik, sie sind in einer großen Zahl von Programmen, die in Göttingen und in Halle veröffentlicht wurden, enthalten. Am bekanntesten ist das Programm geworden, in welchem er das von ihm erfundene und nach ihm benannte Wasserrad, welches kaum in irgend einer Sammlung physikalischer Apparate fehlen dürfte, beschreibt. In seinen hydraulischen Untersuchungen schloß er sich an Daniel Bernoulli an, welcher zuerst die Theorie auf das Princip der Erhaltung der lebendigen Kraft gründete. Das Segner'sche Wasserrad war eine Anwendung der von Johann Bernoulli aufgestellten Theorie von der Reaction ausfließender Flüssigkeiten. Der unscheinbare Apparat ist dadurch bemerkenswerth, weil sich aus ihm die wichtigste hydraulische Kraftmaschine, die Turbine, entwickelt hat. Die zahlreichen sonstigen physikalischen Arbeiten Segner's haben jetzt nur noch ein historisches Interesse. Zu erwähnen ist vielleicht noch, daß S. wohl der Erste gewesen ist, welcher die Dauer des Lichteindruckes im Auge ziffermäßig zu bestimmen suchte; er bestimmt sie auf 30 Tertien oder eine halbe Secunde. Ferner hat S. die von Thomas Young ausgesprochene Ansicht, daß die Größe der Tropfenbildung mit der Größe der Capillaranziehung zusammenhänge, experimentell für Wasser und Weingeist geprüft und bestätigt gefunden.

Ein vollständiges Verzeichniß von S.'s Schriften findet sich bei Meusel, XIII, 44 ff.

K.

Seibertz: Johann Suibert S., Dr. jur. et phil., preußischer Kreisgerichtsrath, geb. am 27. November 1788 zu Brilon, † am 17. November 1871 zu Arnsberg. Der Vater dieses um die westfälische Geschichtsschreibung hochverdienten, durch unermüdlichen Fleiß und klaren Blick gleichmäßig ausgezeichneten Gelehrten, war Gerichtsschreiber im Dienste des Kurfürsten von Köln. Nachdem S. bis zu seinem 15. Jahre die fünf Classen des Minoriten-Gymnasiums seiner Vaterstadt durchgemacht hatte, besuchte er vom Herbst 1802 bis 1804 noch die oberen Classen des Gymnasiums in Düsseldorf. Von seinem Vater für das juristische Studium bestimmt, wurde der Besuch der Universität mit Rücksicht auf das jugendliche Alter — S. war erst 16 Jahre alt — noch um 1 Jahr verschoben. — Dagegen sandte ihn sein Vater nach Arnsberg, um dort durch den Geheimrath Engelbert Arndts in die juristische Wissenschaft eingeführt zu werden. Die Zeit vom Herbst 1805 bis 1808 erfüllte dann der Besuch der Universitäten Gießen und Heidelberg, wo zu seinen Lehrern Arens, Jaup, Grolmann, Görres, Thibaut und Zachariä gehörten. Der Tod seiner Mutter nöthigte S. zur Unterstützung des Vaters in Brilon zu bleiben, so daß er erst Frühjahr 1810 die vorgeschriebenen Examina ablegte und April desselben Jahres Accessist beim Hofgericht, 1811 Hofgerichtsadvocat und Procurator in Arnsberg wurde. Die Einverleibung seiner engeren Heimath in das Königreich Preußen wurde auch für S. von Bedeutung. 1820 als Justizamtsverwalter in Rüden angestellt, behielt er die früher übernommene Patrimonialgerichtsbarkeit in Scharfenberg bei und verwaltete auch vorübergehend das Justizamt in Belecke. Durch Familienverhältnisse verhindert, am Kampf gegen Napoleon theilzunehmen, gehörte er wenigstens im Jahre 1816 der hessischen Landwehr an und bekleidete dann bis 1820 die Stellung eines preußischen Landwehrofficiers. 1829 finden wir ihn als Gerichtsdirector in Brilon, ein Amt, das er 1837 mit dem eines Land- und Stadtgerichtsraths in Arnsberg vertauschte. 5 Jahre nach seinem

50jährigen Dienstjubiläum verwaltete er noch sein Amt in Arnsberg, um 1865 sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Seibertz' Jugend fiel in ein Zeitalter, das wie kaum eins den Geist der Menschen auf die Zeitereignisse und auf die Bewahrerin derselben, die Geschichte, lenken mußte. An seiner engeren Heimath, dem Herzogthum Westfalen, erlebte er, wie es in kurzer Zeit nach einander aus einem kurkölnischen Gebiet, hessisches, und endlich preußisches Territorium wurde. Ihm wandte S. seine Aufmerksamkeit zu, und um die Gegenwart zu begreifen, suchte er sich die Vergangenheit klar zu machen und zwar in politischer wie rechtlicher Beziehung. — Die erste Periode von Seibertz' wissenschaftlicher Thätigkeit, welche die Jahre von 1811 bis 1819 erfüllt, umfaßt eine Reihe von kürzeren Abhandlungen. Sie sind erschienen in mehreren Zeitschriften. 1811 gab er in Ruer's Vaterländischen Blättern I, S. 3, 49, 193; II, 105 eine „Geschichte Heinrichs des Löwen" heraus. In derselben Zeitschrift erschien I, 97 ein Beitrag zur Charakteristik des Zeitalters Heinrich's des Löwen; II, 110 Nachrichten über die Schriftsteller des Herzogthums Westfalen. Unter dem Pseudonym „Eichenhorst" veröffentlichte er im „Westfälischen Archiv" Aufsätze mit dem Titel: „Gedanken und Meinungen, historische Aphorismen, biographische Skizzen von westfälischen Gelehrten". Auch dem in Darmstadt erscheinenden „Rheinischen Taschenbuch" und Mallinkrodt's: „Neuestes Magazin der Geographie, Geschichte, Statistik, überhaupt der genaueren Kunde Westfalens" lieh er seine Feder, ebenso wie Grote's „Jahrbuch für Westfalen" und publicirte in ihnen unter andern „Ein Versuch einer neuen geographischen Bestimmung aller im Herzogthum Westfalen gewesenen Freistühle und Freigrafschaften" und eine „Geschichte der Abtei Bredelar". Auch der zweiten Periode von Seibertz' Schriftstellerei bis 1839 verdanken wir eine Reihe von Aufsätzen. In der von Troß herausgegebenen „Westphalia" besprach er 1825 und 1826 neben anderem die „Hofhaltung des Erzbischofs von Cöln in Soest" und die „Geschichte von Belecke". Auch Ledebur's „Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates" enthielt 1834 im 16. Bande von ihm einen Aufsatz über „Die Landmarschälle von Westfalen", während eine Anzahl von juristischen Abhandlungen erschienen in „Ulrich's und Sommer's Archiv für preußisches Recht und Verfahren, sowie für deutsches Privatrecht", von denen die in Band 1—6 zerstreuten Aufsätze über die „Statutarrechte des Herzogthums Westfalen" deswegen die wichtigsten sind, weil sie die Anregung zu einem selbständigen Buch über denselben Gegenstand wurden. Abgesehen von den bereits genannten Zeitschriften diente ihm namentlich das Organ des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens: die „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde" zur Veröffentlichung seiner Abhandlungen. Diese Wahl erklärt sich, wenn man bedenkt, daß S. einer der Männer war, welche 1824 den heute noch blühenden Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens ins Leben riefen. Die hier während der Jahre 1825—1871 erschienenen Abhandlungen sind folgende: 1) Vorschläge wegen eines vaterländ. historisch-topographischen Glossars mit einem Probeartikel: „Die Burg zu Kallenhardt" (Archiv I, 1, 76—88 [citirt mit: A]), 2) Ueber den Verfall der westfälischen Städte, insbesondere der Stadt Rüthen (A. I, 4, 32—47). 3) die Freistühle Westfalens (A. II, 2, 117—135). 4) Uebersicht der Territorialgeschichte der Herzogthümer Engern und Westfalen und ihre statutarischen Rechte (A. II, 3, 229—291). 5) Fragmente über den Westfälischen Handel im Mittelalter (A. IV, 3, 247—269). 6) Zur Geschichte der Schulen in Westfalen (A. IV, 3, 310—314). 7) Die Kalandbruderschaft in Brilon (A. V, 1, 77—94). 8) Zur Geschichte der Handschriften des Rüdener Rechts (A. V, 1, 106—109). 9) Die Straßen des Herzogthums Westfalen. Sonst und jetzt (A. V, 92—122). 10) Karls des Großen Gauverfassung im

Herzogthum Westfalen (A. VI, 2/3, 111—168). 11) Walter von Plettenberg, Herrmeister des Deutschen Ordens in Livland (Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde [citirt mit: Z] XIV, 1—91). 12) Wilhelm von Fürstenberg, Herrmeister des Deutschen Ordens in Livland (Z. XIX, 221 bis 298). 13) Gotthard Ketteler, letzter Herrmeister des Deutschen Ordens in Livland und erster Herzog von Curland (Z. XXIX, 2, 1—92). 14) Alte Gewohnheiten und Gebräuche in Westfalen (Z. XV, 295—305). 15) Westfälische Legenden, Sagen, Aberglauben und Gebräuche (Z. XVI, 364—367; XVIII, 329 bis 334). 16) Geschichte der Edelherrn von Grafschaft zu Norderna und ihrer Besitzungen in der Vogtei Grafschaft und Brunscapell (Z. XII, 163—308). 17) Uebersicht der Geschichte des Regierungsbezirks Arnsberg (Z. XVI, 175—280). 18) Der Ober-Freistuhl zu Arnsberg (Z. XVII, 125—166). 19) Geschichte der Stiftung des Klosters Paradies bei Soest (Z. XVII, 267—290). 20) Der Freistuhl und das Patrimonialgericht zu Oedingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Unterganges der Frei- oder Fehmgerichte in Westfalen (Z. XXI, 299—338). 21) Zur Topographie der Freigrafschaften — 31) Abhandlungen, welche sich in Band 23—29 der Zeitschrift finden.

Zu diesen Abhandlungen, denen noch einige kleine hinzugefügt werden könnten, kommen nun die größeren Werke. Wenn wir sie, welche theilweise durch obige Aufsätze vorbereitet wurden, ebenfalls in chronologischer Reihe aufführen, so ist zuerst zu erwähnen: „Westfälische Beiträge zur deutschen Geschichte". In 2 Bänden 1819 und 1823 in Darmstadt erschienen, werden hier in alphabetischer Ordnung die Biographien der westfälischen Schriftsteller gegeben und ihre Schriften aufgezählt. — Im Auftrag des Justizministers v. Kamptz begann S. dann die Bearbeitung der westfälischen Statutarrechte. Von 1832 bis 1837 damit beschäftigt, erschien das Ergebniß des darauf verwandten Fleißes 1839 unter dem Titel: „Die Statutar- und Gewohnheitsrechte des Herzogthums Westfalen aus den Quellen geschichtlich und praktisch dargestellt". Der damit wieder betretenen rechtshistorischen Richtung verdanken wir auch Seibertz' größtes Werk: „Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen". Dasselbe zerfällt in mehrere Abtheilungen und umfaßt erstens ein Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen in 3 Bänden. Band 1 in Arnsberg 1839 erschienen, umfaßt die Urkunden von 799—1300. 4 Jahre später gab S. den 2. Band heraus, der bis 1400 urkundliche Belege bringt, während endlich Band 3, 1854 vollendet, uns Urkunden bis 1800 vorführt. — Eine zweite Hauptabtheilung bildet die 1845 herausgegebene „Diplomatische Familiengeschichte der alten Grafen von Westfalen zu Werl und Arnsberg" in Zusammenhang mit der 1855 erschienenen „Diplomatische Familiengeschichte der Dynasten und Herren im Herzogthum Westfalen". Dann folgte endlich in den Jahren 1860 bis 1864 die 3. Hauptabtheilung, die eigentliche „Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen", aus 3 Bänden bestehend. Trotz der Beschäftigung mit den eben aufgeführten Werken fand S. noch die Muße, dazwischen selbstständige Abhandlungen vorzubereiten. So erschien 1840: „Ueber das Verhältnis zwischen Leibeigenschaft und Altarhörigkeit im Herzogthum Westfalen", 1845 eine „Chronik von Brilon", und 1857 endlich begann er die Herausgabe der „Quellen der westfälischen Geschichte", eine Edition, die 3 Bände umfaßte und erst 1869 vollendet wurde. — Dieser außerordentlich fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit ging ein reges Interesse für das Gedeihen der Corporationen zur Seite, welche die Belebung der geschichtlichen Forschung im Auge hatten. Diesem wissenschaftlichen Streben fehlte die Anerkennung nicht. Abgesehen davon, daß ihm die philosophische und juristische Doctorwürde verliehen wurde, ernannten ihn am Tage seines 50jährigen Dienstjubiläums, dem 20. Juni 1860, die historischen

Vereine zu Altenburg, Antwerpen, Bonn, Cassel, Gratz, Hannover, Landshut, Mainz, Meiningen, München, Stettin, Stuttgart und Wiesbaden zum Mitglied und schilderten in ihren Diplomen mit warmen Worten seine Verdienste um die deutsche Geschichtswissenschaft.

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Band XXI, Seite 397 bis 404; Band XXXII, Anhang. — Blätter zur näheren Kunde Westfalens. Jahrgang IX, Seite 105—111.

R. Krumbholtz.

Seibt: Karl Heinrich, Ritter v. S., Professor in Prag, geb. am 21. März 1735 zu Marienthal in der Oberlausitz, † am 2. April 1806 zu Prag. Er studirte zu Prag und Leipzig, wo er mit Gellert bekannt wurde, Philosophie und Jura, wurde 1763 außerordentlicher Professor der schönen Wissenschaften zu Prag, — er las, gegen das Herkommen in deutscher Sprache, über Moral, Erziehungskunde, deutschen Stil und Geschichte, — 1766 zugleich deutscher Secretär bei dem erzbischöflichen Consistorium und Lehrer der Kirchengeschichte im erzbischöflichen Seminar, nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1775 Director der philosophischen Facultät und der Prager Gymnasien, 1801 quiescirt. 1794 wurde er wegen seiner Verdienste um das Erziehungswesen in den Ritterstand erhoben. Außer einer Anzahl von kleineren Schriften über Gegenstände seiner Lehrfächer hat er eine „Klugheitslehre" in zwei Bänden veröffentlicht, 1799, 3. Aufl. 1824. Eine große Verbreitung hat das „Katholische Lehr- und Gebetbuch" gefunden, welches er 1779 in ähnlicher Absicht herausgab, wie Sailer das seinige (A. D. B. XXX, 180), und welches Sailer lobend erwähnt. Es ist, theilweise unter einem anderen Titel und theilweise überarbeitet, in mehr als zwanzig Auflagen und Nachdrücken erschienen. Auch sein „Katholisches Lehr- und Gebetbuch für die Jugend", 1791, hat viele Auflagen erlebt. Wenig Verbreitung hat dagegen seine deutsche Bibelübersetzung, 1781, gefunden. Wegen des Gebetbuches wurde S. bei der Kaiserin Maria Theresia denuncirt, von dieser aber in Schutz genommen. Auch seine anderen Schriften wurden von dem Erzbischof Migazzi in einem ausführlichen Memoriale scharf angegriffen.

Wurzbach, Lexikon XXXIII, 326. — Hirsching, Handbuch XII, 1, 135. — Döring, Gelehrte Theologen IV, 176. — Th. Wiedemann, Die kirchliche Büchercensur, 1873, S. 90.

Reusch.

Seidan: Wenzel, geb. zu Prag 1817, † zu Wien 20. März 1870, Medailleur. Derselbe erhielt seine erste künstlerische Ausbildung an der kgl. Akademie der Künste in Prag und begab sich im Jahre 1835 nach Wien um sich hier als Medailleur zu vervollkommnen. Es gelang ihm im Jahre 1841 zuerst durch eine auf die Waffenthat des Erzherzogs Friedrich bei Saida geschnittene Medaille sein Talent zur Geltung zu bringen. Infolge der gelungenen Ausführung derselben verlieh Kaiser Ferdinand dem Künstler ein Stipendium, das ihn vorderhand vor aller Sorge schützte. Hierauf ging er im Jahre 1845 als kaiserlicher Pensionair nach Rom, widmete sich dort, wie in Florenz und Neapel, mit großem Eifer dem Studium der öffentlichen Sammlungen und Institute und sandte als Ergebniß seiner Fortschritte zwei Medaillen auf die damals meist gefeierten Künstler Cornelius und Overbeck nach Wien. Sie fanden solche Anerkennung, daß Kaiser Ferdinand S. ein Geschenk von eintausend Gulden und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die große Medaille für Kunst und Wissenschaft übersandten. Im J. 1847 reiste der Künstler nach Paris zur Fortsetzung seiner Studien, wo ihn der Auftrag erreichte, eine Medaille auf die Feier des fünfhundertjährigen Bestehens der Prager Universität auszuführen. Der Ausbruch der Februarrevolution des Jahres 1848 nöthigte S.,

die französische Hauptstadt mit seinem Freunde Rahl zu verlassen und sich einstweilen nach Wien zu begeben. Kurze Zeit darauf reiste er nach Prag in der Absicht, sich dort bleibend niederzulassen. Als er aber wahrnahm, daß daselbst kein ausreichendes Feld für seine Kunstthätigkeit sei, kehrte er wieder nach Wien zurück. Hier erhielt er zahlreiche Aufträge von Seiten des Staates, von Corporationen und Vereinen. Von Seidan's Medaillen erwähnen wir außer den vorerwähnten jene auf den Ban Jellacic (1848), die Verleihung der Verfassung (1848), Graf Stephan Szechenyi (1850), den Dichter J. Kollar (1852), auf die Rettung des Kaisers Franz Josef I. aus Mörderhand (1853), auf die Vermählung des Kaisers (1854), auf die Wiener Stadterweiterung (1857), auf die Geburt des Kronprinzen Rudolf (1857), auf den Historiker Franz Palacky (1861), auf die Eröffnung des österr. Reichsrathes (1861), auf den Fürstentag in Frankfurt a. M. (1864), auf die Krönung Kaiser Franz Josef I. in Ungarn (1867) u. s. w. In den letzten Jahren seines Lebens hatte S. das Unglück, daß sein rechter Arm erlahmte, wodurch er genöthigt wurde, seine künstlerische Thätigkeit aufzugeben. Er wandte sich der Kunstindustrie zu und eröffnete sich durch seine Erfindung, Buchstaben und Formen in Metall zu prägen, eine neue Quelle des Erwerbes. Im Jahre 1870 starb S. in Wien.

Wurzbach, Biograph. Lexikon XXXIII, 330.

K. W.

Seidel: Christian S., Componist, geb. 1832 zu Baireuth, kam frühzeitig nach München, wo seine Begabung zur Tondichtung erkannt wurde und namentlich durch Franz Lachner, Dr. Grandauer u. A. vielfache Pflege und Förderung fand. Im Jahre 1855 erschienen als Opus 1 „Drei Gesänge für eine Baßstimme" (Lpz. bei Breitkopf u. Härtel), welche (z. B. in Beil. 57 der „Neuen Münchener Zeitung" vom 8. März 1855) sehr schöne Anerkennung erwarben. Als ganz originell und des Dichters höchst eigenartige Intentionen völlig erfassend, erwies sich Seidel's Musik zu Franz Graf Pocci's „Gevatter Tod" (1856), bestehend aus einer kurzen, die Stimmung in prägnantester Weise vorbereitenden Ouverture, aus einem das Vorspiel charakterisirenden contrapunctisch durchgeführten „Marsch der Dorfmusikanten", in welchem Fiedel und Dudelsack leibhaft ihre Rolle spielten, und einigen Liedern voll ächten Minnesanges (vgl. Beilage 72 „Neue Münchener Zeitung" vom 24. März 1856). Mit jener der Jugend eigenen Energie und der fröhlichen Zuversicht, daß hochfliegende Ideale gewinnen müßten, gründete S. einen „Orchester-Verein" (Beilage 62 „N. M. Ztg." vom 13. März 1857), welcher nur Compositionen neuerer Meister zur Aufführung brachte. S. entwickelte dabei einen unermüdlichen Eifer und eine Beharrlichkeit in Ueberwindung der entgegenstehenden Schwierigkeiten, die einen mehr lohnenden Erfolg verdient und bei längerem Bestehen auch errungen hätten. Jedenfalls erwarb sich S. dadurch um das musikalische Leben in München ein nicht zu unterschätzendes Verdienst. Ebenso durch seine zahlreichen Lieder, insbesondere aus August Becker's lyrischem Epos „Jung Friedel" (Stuttgart 1854), darunter auch das damals Epoche machende „Mein Herz, thu' dich auf!" Leider ist davon, wenigstens unseres Wissens, nichts mehr durch Druck in die Welt gekommen, außer einem „Jugendlieder-Heft" (München 1859 bei Aibl). Der junge, zu den schönsten Hoffnungen berechtigte Tondichter erlag schon am 18. September 1861 einem flechtenartigen, von starkem Nasenbluten begleiteten Leiden. Sein Nachlaß wurde von unbefugten Händen sinnlos verschleudert.

Hyac. Holland.

Seidel: Christoph Timotheus S., Theologe, wurde am 20. Sept. 1703 zu Schönberg in der Mark Brandenburg als jüngster Sohn der kinderreichen Familie des Pastors Christoph Matthäus Seidel geboren; seine Mutter Christine

Kühne war die Tochter eines Justizbeamten in Dippoldswalde. Da der Vater 1708 als Pastor und Inspector nach Tangermünde versetzt wurde und 1715 in gleicher Eigenschaft nach (Neu-)Brandenburg an der Havel kam, so besuchte der Sohn die Schulen dieser Städte, die er dann mit dem Gymnasium zu (Alt-) Brandenburg vertauschte. Schon im Jahre 1719 konnte S. die Universität Jena beziehen, wo er vorzüglich den Unterricht des Theologen Buddeus und des Orientalisten Danz, bei dem er wohnte, genoß. Sehr gegen seine Neigung mußte er sich 1721 auf Befehl seines Königs, der die neue Hochschule in Halle zu heben suchte, dorthin begeben. Er schloß sich hier hauptsächlich an Francke und Breithaupt an und blieb der pietistischen Richtung, in die er hier eingeführt wurde, auch später treu; seine erste Disputation hielt er hier „de immortalitate animae ex lumine naturae demonstrata“. Sein Wunsch, sich ganz der akademischen Laufbahn zuzuwenden, wurde durch die Krankheit des Vaters vereitelt, der seit 1717 als Pastor zu St. Nicolai, Propst und Inspector in Berlin wirkte, und dem er in seiner letzten Lebenszeit bei seinen Amtsgeschäften als Stütze zur Seite trat. Nach dem Tode des Vaters, der am 8. Juni 1723 erfolgte, ging S. zu seinem älteren Bruder nach Schaumburg in der Neumark, um sich im Predigen zu üben. Er brachte es hierin zu großer Fertigkeit und fand als Redner vielen Beifall. Schon in seinem 20. Jahre wurde ihm das Diakonat in Küstrin angeboten, doch schlug er es aus und übernahm erst Mitte des Jahres 1724 die ihm von einem Herrn v. Burgdorf übertragene Pfarre zu Görlsdorf bei Frankfurt a. Oder. Da er das ihm angetragene Pastorat zu Starsiedel in der Unterlausitz auf Befehl des Königs ablehnen mußte, so erhielt er 1726 zur Entschädigung die königliche Pfarre zu Vehlefanz in der Mittelmark. Nicht lange darauf machte er in Familienangelegenheiten eine Reise nach Wolfenbüttel, wo er eine ad fiscum genommene Erbschaft der Frandorf'schen Familie reclamirte. Da er hier vor dem Herzog August Wilhelm mit gutem Erfolge predigte, so wurde ihm zur Entschädigung für seine Ansprüche unterm 10. April 1727 eine Anwartschaft auf die Generalsuperintendentur und die theologische Professur, die beide der hochbetagte Professor Friedrich Weise in Helmstedt inne hatte, ertheilt. Im Jahre 1729 begann S. hier seine Vorlesungen, bald nachher wurde ihm die Abtei Königslutter verliehen, in die ihn Abt Mosheim in Gegenwart des fürstlichen Hofes am 18. Mai 1730 einführte. Schon am 14. März 1730 war er zum Doctor der Theologie promovirt worden. Am 1. October 1730 wurde er als Adjunct des Generalsuperintendenten Weise eingeführt und Ende des Jahres zum ordentlichen theologischen Professor ernannt. Seine Aufnahme in die theologische Facultät geschah am 9. Januar 1731. Doch erhielt er den Gehalt dieser Professur erst nach Weise's Tode († 30. Sept. 1735). Von da an entfaltete er nun als ordentlicher Professor, Generalsuperintendent und erster Prediger zu St. Stephani eine sehr erfolgreiche Thätigkeit. Leider nöthigte ihn jedoch Kränklichkeit schon früh dieselbe zu beschränken. Er erhielt im Predigtamt, das ihn zu sehr angriff, bereits 1744 in W. Ch. J. Chrysander einen Gehülfen, 1750 ward er ganz davon dispensirt und E. A. Bertling ihm mit der Anwartschaft auf die Nachfolge zur Seite gestellt. Seine Collegien wie seine litterarischen Arbeiten setzte S. dagegen mit Eifer fort. Zu Ende des Jahres 1747 übernahm er auch die Direction der Herzoglich deutschen Gesellschaft und unterm 27. Sept. 1749 erhielt er den Auftrag, dem Abte Schubert in der Leitung des theologischen Seminars hilfreiche Hand zu leisten. Am 21. Juli desselben Jahres bekam er den Titel eines Consistorialraths. Den Ruf der Universität, an der er zwar den 1747 nach Göttingen verzogenen Mosheim in keiner Weise ersetzen konnte, suchte er durch verschiedene Maßnahmen zu heben, durch Gründung einer „Gesellschaft der Schriftforschenden“, in der unter seiner Leitung Lehrende und

Lernende zu gemeinsamem Studium der heiligen Schrift vereinigt werden sollten und zu der unterm 21. Juli 1749 die fürstliche Zustimmung ertheilt wurde, durch Herausgabe eines Helmstedtschen gelehrten Wochenblatts, das unterm 9. Januar 1751 genehmigt wurde u. a. Auch die neue Schulordnung für die Stadt Helmstedt vom 18. Juli 1755 ist nicht ohne Mitwirkung Seidel's entstanden. Im Jahr 1756 that S. einen schweren Fall, dessen Folgen er nie ganz verwunden hat. Dennoch übernahm er im Anfange des Jahres 1758 zum vierten Male das Prorectorat. Er sollte dies Amt nicht mehr zu Ende führen; am 30. Mai 1758 erlag er der Gelb- und Wassersucht; am 11. Juni wurde er beerdigt und am 3. Juli fand mit großem Prunke für den verstorbenen Prorector die Leichenfeier statt, bei welcher Professor Wernsdorf die Trauerrede hielt. S. hinterließ eine Wittwe und zahlreiche Kinder in sehr traurigen Vermögensverhältnissen; er war zwei Mal verheirathet. Im Jahre 1724 führte er Katharina Sophie Kalbersperger, die Tochter eines Kgl. Beamten in Lebus, heim. Als diese nebst zwei Kindern nach zwei Jahren bereits verstorben war, vermählte er sich 1728 mit Anna Eleonore Lizmann, der Tochter des Amtmanns (?) in Groß- und Klein-Ziethen, welche ihm 13 Kinder schenkte, von denen beim Tode des Vaters 6 Söhne und 2 Töchter am Leben waren. Sein ältester Sohn war Christoph Matthias S. (geb. am 2. Juni 1729), der sich später als Bürgermeister und Syndicus um seine Vaterstadt Helmstedt sehr verdient gemacht hat und hier am 27. Februar 1797 gestorben ist.

Vgl. Memoria Chr. Tim. Seidelii perscripta ab Jo. Chr. Wernsdorfio. Helmst. [1758]. 4°. — Wiederholt mit anderen auf Seidel's Tod bezüglichen Schriften in: Parentalia quibus memoriam Ch. T. Seidelii celebravit academia Julia Carolina. Helmst. 1758. Fol. Hier sind auch die zahlreichen Schriften Seidel's aufgeführt. — Hille in dem Gedenkbüchlein der Säcularfeier der Reformation Helmstedts (Helmstedt 1843) S. 95 ff. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Seidel: Friedrich S., Reisebeschreiber, Schlesier, geb. um 1568 (zu Troppau ?), † 1637 zu Brieg. Der kaiserlichen Gesandtschaft, die unter dem Reichshofrath v. Kreckwitz 1591 dem Sultan Geschenke Rudolf's II. überbrachte, gehörte als Apotheker der Verfasser der 1711 zu Görlitz durch einen Verwandten, Pastor Salomon Haußdorf zu Bernstadt in der Oberlausitz, herausgegebenen „Denckwürdige Gesandtschafft an die Ottomannische Pforte" an. Die Schilderung der Gesandtschaftsreise tritt vor der eingehenden Behandlung der widrigen Geschicke dieser Gesandtschaft, deren Mitglieder theils in Galata, theils in Griechisch-Weißenberg und Ofen eingekerkert wurden, zurück. Die Geschichte der Conflicte zwischen dem kaiserlichen Gesandten und dem Großvezier, die eingehende Beschreibung des großen Gefängnisses bei Galata, in welchem S. über ½ Jahr mit dem Palästinapilger Zarabecky an eine Kette geschmiedet war, seiner Sklavenarbeit auf den Steingaleeren, seiner Gefangenschaft im schwarzen Thurm am Bosporus und seiner Befreiung durch Vermittelung des englischen Gesandten besitzt historischen Werth, zu welchem 67 Seiten geschichtlicher Anmerkungen beitragen. Er nennt zahlreiche Deutsche und andere Franken, die damals in Konstantinopel sich aufhielten und entwirft ein buntes Bild ihres Treibens und besonders des Lebens der Gefangenen und Galeerensklaven. Als der Sultan nach Ungarn zog, ließ Ibrahim Pascha S. sammt seinen Mitgefangenen mit dem Heere ziehen und entließ sie nach Waitzen zur kaiserlichen Armee. Als sie endlich in Prag sich dem Kaiser vorgestellt hatten, zog jeder in seine Heimath. —

Quellen: Die Reisebeschreibung — Silesia togata.

Friedrich Ratzel.

Seidel: Friedrich Ludwig S., ein seiner Zeit geschätzter Musikdirector am Kgl. Theater zu Berlin, geb. am 1. Juni 1765 zu Treuenbriezen und † am 8. Mai 1831 zu Charlottenburg bei Berlin. Sein Vater war ein Schuhmacher, der jedenfalls ein Liebhaber der Musik war, denn er ließ seinem Sohn bei dem dortigen Organisten Claus Clavier- und Orgelunterricht ertheilen, den er zusammen mit dem gleichaltrigen F. H. Himmel genoß. Auf Veranlassung seines älteren Bruders, der sich in Berlin befand, und den Capellmeister Reichardt für seinen Bruder einzunehmen versucht hatte, kam er nach Berlin und legte eine Probe seiner erworbenen Fertigkeit vor Reichardt ab. Reichardt war aber nicht der Mann, der einem jungen strebsamen Talente seine Zeit und Kräfte opferte und überließ ihn daher sich selbst und dem Zufalle, bis er endlich an Karl Benda, dem Concertmeister, einen Lehrer fand, der sich seiner mit Wärme annahm und seinen Compositionsversuchen eine tüchtige Unterlage gab. Im Jahre 1785 reiste Reichardt nach Frankreich und England, und da er eines Reisebegleiters bedurfte, so fiel seine Wahl auf S. Hier hatte er Gelegenheit in Paris die Opern von Gluck, Salieri und Sacchini zu hören, sowie in London sich mit den Werken Händel's bekannt zu machen. Wäre seine geistige Veranlagung bedeutender gewesen, so mußte die Reise einen Wendepunkt in seinem Schaffen hervorrufen, doch die Natur hatte ihn nur mit einem Talentchen ausgestattet und dies hat er allerdings nach Kräften ausgebildet und seiner Zeit Genüge gethan. Begabt mit einem sanften und liebenswürdigen Charakter, war er der Liebling des Berliner Publicums und was er that und schrieb, wurde mit einer grenzenlosen Unbefangenheit aufgenommen. — Nach seiner Rückkehr nahm er noch bei Possin und Kirnberger Unterricht und betrat nun den dornenvollen Weg eines Klavierlehrers. Einige Lieder von ihm fanden in einem periodischen Blatte, dem musikalischen Blumenstrauß, Aufnahme und machten seinen Namen als Componist bekannt. Im Jahre 1792 hatte er sogar das Glück an einer der ersten Kirchen Berlins, an der Marienkirche, zum Organisten gewählt zu werden. Mit einer hübschen Tenorstimme begabt, schloß er sich als einer der Ersten an Fasch's Bestrebungen an, einen Gesangschor ins Leben zu rufen (1791), aus dem sich dann später die Berliner Singakademie entwickelte. Hier fand er auch den Boden, wo er mit seinen Compositionen hervortreten konnte und einen dankbaren Chor, der sich mit Liebe seiner Werke annahm. Die Bibliothek der Singakademie besitzt noch im Manuscript ein Requiem, ein Salve, ein Requiescat und zwei deutsche vierstimmige geistliche Lieder in Motettenform. Für ein Privattheater schrieb er die Oper „Claudine von Villabella“. Sie gefiel ungemein und der Capellmeister Anselm Weber erkannte in S. ein tüchtiges Directionstalent, sodaß er ihn zu seinem Gehülfen am Nationaltheater vorschlug, was auch Iffland 1801 genehmigte, bis er dann im Jahre 1808 zum wirklichen Musikdirector bei der Kgl. Capelle ernannt und 1822 Capellmeister wurde. In reger Thätigkeit verblieb er bis zum Jahre 1830 im Amte, suchte dann um Pensionirung nach, die ihm auch gewährt wurde und zog sich darauf in das damals noch ländlich idyllische Charlottenburg bei Berlin zurück, wo er sein Leben schon im nächsten Jahre beschloß. Von seinen zahlreichen Compositionen, sowohl im geistlichen als weltlichen Stile, vom Oratorium herab bis zum vierstimmigen Chorliede, von der Oper bis zum einstimmigen Liede, Zwischenactsmusiken, Ballets und auch einige Instrumentalwerke, hat sich nur sehr Weniges erhalten, welches zum größten Theile die Kgl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt. Wie schon oben gesagt, huldigt S. der sanften bescheidenen Muse. Seine Erfindungskraft ist nur unbedeutend, doch überall zeigt er den geschickten und gewandten Musiker, und da seine Compositionen jenen gefälligen Ton anschlagen, welcher den Laien stets sicher trifft, so waren besonders seine Lieder und

kleinen Clavierstücke viel gesuchte und begehrte Artikel, die aber unter den Händen des launischen Publicums mit der Zeit gänzlich verschwunden sind bis auf das Wenige, was durch Zufall in öffentliche Bibliotheken gelangt ist. (Ledebur, Berliner Tonkünstler-Lexikon.)

Rob. Eitner.

Seidel: Georg S., Schulmann des 16. und 17. Jahrhunderts. Geb. zu Ohlau am 4. Februar 1550, studirte er wahrscheinlich in Frankfurt a. O., wurde dann 1574 Lehrer am Elisabethgymnasium zu Breslau, 1596 Professor, 1610 Prorector und starb daselbst am 6. Mai n. St. 1626 im 52. Jahre seines Schuldienstes. Aus seiner 1578 mit Catharina Heidenreich geschlossenen Ehe ging ein Sohn gleichen Namens hervor, der Pastor in Breslau wurde. Außer zwei Schulbüchern für den lateinischen Unterricht, „Grammaticae latinae compendium quod pro scholis Vratisl. ex Phil. Melanchthonis grammatica maiore contraxit" und „Prosodiae latinae compendium" (vgl. Joh. Rhenii censura de utroque compendio grammatico, 1615), hat S. lateinische Gelegenheitsgedichte und ein kleines Epos, „Excidium Hierichuntis carmine heroico conscriptum". Wittenb. 1620 4°, hinterlassen. Interessanter ist sein Versuch, nach dem Vorbilde der Straßburger Akademie das lateinische Schuldrama in Breslau einzuführen: „Nova tragicocomoedia Tychermaea seu Stamatus, acta Liberalibus in gymnasio Vratislaviensi anno MDCXIII. Vratislaviae, G. Baumann. 1613. 8°. Anklingend an die alte Allegorie von Herakles am Scheidewege, an Wickram's Knabenspiegel und Rosenfeld's Moschus, im wesentlichen aber aus Galen's Protrepticus, auf den ihn sein Rector, der gelehrte Mediciner Kirsten, hingewiesen hatte, und einer Erzählung bei M. A. Sabellicus, Rerum Venetarum libri 3, 6 p. 826 edit. Bas. 1556 schöpfend, stellt er einem idealgesinnten Anhänger des Hermes, Mocenicus geheißen, den habgierigen Stamatus aus Kreta, einen Günstling der Glücksgöttin, gegenüber. Der letztere bestiehlt den Staatsschatz von Venedig, wird aber von einem Freunde verrathen und stirbt am Galgen, während Mocenicus mit Dionysius und Sokrates sich unterhalten darf und hier Lob empfängt. Durch Galen beeinflußt ist auch die an die Fortunatkomödie erinnernde Erscheinung der Fortuna und ihres Gefolges (Midas, Paris, Vasti, Krösus, Polykrates u. a.) im zweiten Acte; eingeschoben sind mehrere komische Bauernscenen und possenhafte Figuren, wie der Narr und der als Quacksalber sein Brod suchende hungrige Parasit. Für das Verständniß der weniger gebildeten Zuschauer wurde nicht nur durch die deutschen Inhaltsangaben der einzelnen Acte, sondern auch durch eine gleichzeitig ausgegebene metrische Verdeutschung des Stückes von Seidel's Collegen Andreas Franck (Breßlaw, G. Bawman 1613. 8°) gesorgt; ganz wie im Straßburger Theatrum academicum. — Merkwürdigerweise hat Seidel's aus ungleichartigen Elementen wunderlich zusammengeschweißte Arbeit noch einundzwanzig Jahre später einen Bearbeiter in Rudolf August Gosky, dem Sohn des Gardelebener Arztes Martin G., eines geborenen Schlesiers, gefunden: „Lyra tragi-comica, vel Tychotechnia, seu Proba Fortunae et Musae, Das ist die Glücks- vnd Kunstprobe, durch welche das Glück succumbiren, vnd die Kunst triumphiren wird. Halberstadt, A. Kolwaldt 1634. 3 Bl. u. 120 S. 8°. Ohne sein Vorbild zu nennen, giebt Gosky dasselbe in geschwätziger Breite wieder und verbrämt es mit Flicken aus Gabriel Rollenhagen's Amantes amentes und Possenscenen vom Bauern in der Schule u. ä. Der Student Mocenicus heißt bei ihm Medicus.

H. Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur 1877 S. 123. — M. Hankii Vratislavienses eruditionis propagatores 1767 p. 121 a, 113 b. — Weller, Annalen 2, 252. — Durch Mittheilungen aus der Breslauer Stadtbibliothek hat mich Herr Dr. Markgraf aufs freundlichste unterstützt.

J. Bolte.

Seidel: Gotthold Emanuel Friedrich S., geboren am 10. März 1774 zu Etzelwang in der Oberpfalz, empfing seine Gymnasialbildung zu Nürnberg, studirte 1793—1796 zu Altdorf Theologie, machte dann eine litterarische Reise in das nördliche Deutschland und wurde, nachdem er vorher eine Hofmeisterstelle beim Grafen von Königsthal übernommen, 1799 Frühprediger an der St. Walburgiscapelle auf der Veste zu Nürnberg. 1800 nahm er abermals eine Hofmeisterstelle beim Grafen von Wahlern an und wurde 1802 Diakon an der Kirche zu St. Egidien zu Nürnberg. Als dann 1810 die Nebenkirchen zu St. Egidien, St. Jakob und zum H. Geist zu Parochialkirchen erhoben wurden, rückte er zum ersten Diakon bei St. Egidien auf. 1814 wurde ihm die Verwesung dieser Pfarrei übertragen und 1817 erhielt er die Anstellung als Pfarrer daselbst. 1814 ehrte ihn auch die Universität Erlangen durch Verleihung des Doctordiploms. 1819 wurde er von den Geistlichen des Consistorialbezirks Ansbach zum Abgeordneten für den 1. baierischen Landtag gewählt. In das Jahr 1829 fällt seine Ernennung zum Decan, woran sich seine Wahl zum Mitglied des Landraths des Rezatkreises schloß, dessen Sitzungen er 1829 und 1830 beiwohnte. Ferner wurde er 1832 in die Generalsynode zu Ansbach berufen, wo er als erstes Mitglied im Ausschuß für Prüfung der zur Berathung stehenden neuen Kirchenagende hervorragend thätig war. Wegen zunehmender Kränklichkeit erhielt er 1837 die erbetene Entlassung, zugleich aber wurde ihm in Anerkennung seines langjährigen, eifrigen und gesegneten Wirkens in mehrfachen Berufskreisen der Titel eines protestantischen Kirchenraths verliehen. Er starb am 6. Februar 1838.

Seidel's Bedeutung beruhte vornehmlich in seiner Thätigkeit als Kanzelredner und Seelsorger. Er wirkte in dieser Eigenschaft auch litterarisch. So veröffentlichte er 1802 eine Sammlung von Predigtentwürfen, 1812 Ideen zu Beichtreden, 1814 eine Auswahl von biblischen Sprüchen, die in drei Auflagen erschien, 1817 eine Sammlung von 13 Predigten und ein Beicht- und Communionbuch, 1821 eine Sammlung von 28 einzeln erschienenen Reden und Predigten aus den Jahren 1814—21, der sich 1829 und 1831 weitere Bände anreihten, außerdem noch Predigten am letzten Abend des Jahres, welche die Jahre 1815—27 umfaßten. Zu den von Veillodter herausgegebenen Predigten und Reden, deren Ertrag der neugegründeten evangelischen Gemeinde zu Ingolstadt zufiel, lieferte er Beiträge. Die in Gemeinschaft mit C. F. Michahelles, Dr. Böckh und Dr. C. Lösch zum Besten der evangelischen Gemeinde in Aschaffenburg veröffentlichten Predigten über die sonn- und festtäglichen Episteln des Jahres fanden eine derart günstige Aufnahme und Verbreitung, daß die Herausgeber den für ein solches Unternehmen außerordentlichen Reinertrag von 10 000 fl. dem guten Zwecke zuführen konnten. Auch eine Reihe von Jugendschriften rührt von ihm her. Von 1804—1807 gab er einen Jugendkalender heraus, 1806 bis 1809 eine Sammlung unterhaltender Reisebeschreibungen für die Jugend in 2 Bänden, 1806 auch einen Schematismus der mathematischen Geographie, der für den Elementarunterricht bestimmt war. Hervorgehoben sei hier noch besonders seine actuelle Einwirkung auf die Hebung des evangelischen Lebens. Er gehörte zu den Begründern des evangelischen Bibelvereins für die protestantische Kirche in Baiern. Schon 1816 hatte man alle Vorarbeiten für die Organisation des Vereins vollendet, der indeß erst 1823 ins Leben trat. S. war von der Zeit der Entstehung bis zum Jahre 1828 zweiter und seitdem erster Vorstand dieses segensreichen Instituts.

Auch für das praktische Unterrichts- und Erziehungswesen in Nürnberg hat S. seine Bedeutung. Mit Veillodter, Mayer und Michahelles gründete er die höhere Töchterschule bei St. Egidien, welche längere Zeit die einzige höhere weibliche Bildungsanstalt der Stadt bildete, bis sie 1821 durch die städtische höhere

Töchterschule abgelöst wurde. — Das Jahr 1818 räumte den Gemeinden Baierns mit der Einführung der Gemeindeverfassung auch einen unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens ein. S. wurde in die Schulcommission berufen und half die Organisation berathen und ins Leben setzen, die das Volksschulwesen in Nürnberg auf eine so hohe Stufe zu heben bestimmt war. 1821 bis 1830 war ihm, um das hier noch zu erwähnen, die Leitung der Fortbildungsanstalt der Nürnberger Schullehrer und Schulamtscandidaten anvertraut. Sein humaner und zugleich praktischer Sinn bekundete sich in der Begründung der Maximiliansheilanstalt für arme Augenkranke, die 1827 dank seiner Initiative und Thätigkeit ins Leben gerufen wurde und bis auf den heutigen Tag ihre segensreiche Thätigkeit entfaltet. In den Theuerungsjahren 1816 und 1817 war er auch Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen.

Seiner dichterischen Begabung hatte S. seine Stellung als Ordenspräses des pegnesischen Blumenordens zu danken, die er von 1813 bis zu seinem Tode bekleidete. Im übrigen ist seine Bedeutung als Dichter keineswegs eine so hohe, wie man sie ihm zugesprochen hat. Sie geht über das Mittelmaß nicht hinaus. So gutgemeint seine dichterischen Ergüsse auch sein mochten, so kann doch von einer Gewandtheit in Sprache und Versbau, zarter Empfindung, sinniger Gemüthlichkeit nicht die Rede sein. Bedeutender war dagegen ohne Zweifel seine künstlerische Begabung. Man rechnete ihn zu den „vorzüglicheren Dilettanten.“ Unter Director Zwinger hatte er sein Talent im Zeichnen, das er schon in der Jugend verrieth, ausgebildet, unter Gabler's Leitung übte er sich dann im Kupferätzen und Aquarellmalen und in späteren Jahren unter Engelhardt's Aufsicht auch im Oelmalen. Besonders in der Landschaftsmalerei brachte er es zu großer Fertigkeit. — Auf seinen Wanderungen und Reisen hatte er einen reichen Schatz von Skizzen gesammelt. Besonders rühmte man die Schärfe des Blicks und die Treue des Gedächtnisses. Noch nach Wochen war er im Stande, Landschaften nach der Erinnerung treu wiederzugeben. In seiner früheren Zeit, als er noch zu rechnen hatte, waren ihm seine zeichnerischen Anlagen sogar eine Erwerbsquelle. Er hat damals für den berühmten Homannischen, später Fembosschen Kartenverlag in Nürnberg mehrere Landkarten gezeichnet.

Fassen wir unser Urtheil kurz zusammen. S. war eine harmonisch angelegte Natur, in der sich gesunder Idealismus mit echter Humanität und werkthätigem Christenthum glücklich vereinigten. Daraus erklären sich die bedeutenden Erfolge, die er in- und außerhalb seines Berufskreises in so reichem Maße errang.

Dr. Ernst Lösch, G. E. F. Seidel &c. nach seinem Leben und Wirken. Nürnberg 1838; — Ders., Denkmal der Liebe und Verehrung . . . dem Präses des Pegnesischen Blumenordens Gotth. Eman. Fried. Seidel . . . im Namen des Ordens errichtet. Nürnberg 1838. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 16. Jahrg. 1838. 1. Theil, S. 169 ff.

Mummenhoff.

Seidel: Johann Friedrich S. (1749—1836) wurde als der älteste Sohn des Bürgers und Schuhmachermeisters Seidel am 4. Juli 1749 zu Treuenbriezen geboren. Er erwarb sich auf der Stadtschule seiner Heimat außer der Kenntniß der Elementarfächer auch die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen. Dem schon hier gehegten Wunsche zu studiren, mußte er jedoch vorläufig entsagen und nach Beendigung der Schulzeit 1763 bei einem Kaufmann in Berlin in die Lehre treten. Redlich seine Pflicht erfüllend, verwandte er dennoch die wenigen freien Stunden des Abends und der Nacht darauf, seinen Geist weiter zu bilden oder sich in der Dichtkunst zu versuchen. Gellert's Weisen in seinen geistlichen Liedern, in Fabeln und Erzählungen fesselten am meisten den schlichten

frommen Sinn des Knaben und reizten ihn zur Nachahmung. Der Principal entdeckte das Talent seines Lehrlings, legte einige Lieder desselben sachverständigen Männern vor und wußte diese und andere Gönner zu Beiträgen von Geldsammlungen für die Weiterbildung des Jünglings zu bestimmen. Als daher S. 1768 seine Lehrzeit beendet hatte, konnte er mit Hilfe dieser Unterstützungen, den Wunsch zu studiren, wieder aufnehmen. Dr. Büsching, der Director des Gymnasiums zum Grauen Kloster gewährte ihm freien Unterricht an der Schule, sodaß S. nach 4 Jahren die Universität Halle beziehen konnte, um daselbst Theologie zu studiren. Nachdem er darauf einige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, gründete er eine Privatschule in Berlin und wurde 1782 auf Veranlassung Büsching's mit dem Titel eines Subconrectors als Lehrer an das Gymnasium zum Grauen Kloster berufen, 1797 zum Prorector ernannt und 1822 in den Ruhestand versetzt. S. hat sich besonders durch seinen liebevollen, milden und sanften Charakter, sowie durch die Geschicklichkeit und Treue, womit er die Kassengeschäfte der Schule leitete, besonders die Wittwenkasse und die sogen. Streit'sche Stiftung, ein dauerndes Andenken in den Annalen des Gymnasiums gesichert. Er starb, aufrichtig betrauert, am 6. Juli 1836. In seinen Dichtungen blieb er auch in späterer Zeit seiner früheren Neigung zur Gellert'schen Richtung treu. Während seine Fabeln, wenngleich schlicht und einfach erzählt, zuweilen etwas gesucht, in ihrer Moral etwas gekünstelt erscheinen, sind seine Gedichte, geistliche wie weltliche, wahr und treuherzig, aus einem tiefen, frommen und zufriedenen Gemüthe geschöpft, in anmutigen, gefälligen Versen geschrieben. Seidel's selbständige Veröffentlichungen sind: Das anonym erschienene Schriftchen „Ueber das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" (1774), „Aufmuntrungen an die Jugend zur Ausübung ihrer ersten Pflichten" (1781), „Wohlfeile und zweckmäßige Fabeln und Erzählungen für die Jugend zur Deklamationsübung in öffentlichen und Privat-Lehranstalten" (1805, 6. Aufl. mit Vorrede von G. G. S. Köpke, 1835), „Gedichte. Ein Familienbuch" (1810; 2. Aufl., nebst 18 Melodien von Fr. L. Seidel, Berlin 1830).

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1836. (Weimar 1838). — G. G. S. Köpke im Programm „Zur Feier des Wohlthäterfestes" im Gymnasium zum Grauen Kloster. (Berlin 1836). — J. Heidemann, Geschichte des Grauen Klosters zu Berlin (Berlin 1874).

Max Mendheim.

Seidel: Karl Ludwig S., Dichter, geboren am 14. October 1788 (nicht 1787) zu Berlin, als erster Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der ihm eine vortreffliche, insbesondere auch die körperliche Ausbildung berücksichtigende Erziehung gab. 1799 verlor er die sorgliche Mutter, 1804 fallirte die Firma des Vaters, so daß S. nun auf einen Erwerb denken und das noch nicht durchlaufene Gymnasium verlassen mußte. Er trat, gegen seine Neigung dem Handelsstande bestimmt, als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft, bildete sich in den gezählten Mußestunden durch meist romantisch-sentimentale Lectüre weiter und wurde 1807 Commis in einem anderen Hause, das binnen kurzem zusammenbrach. Nun gab er, bereits mittelmäßig Guitarre spielend, Unterricht auf diesem Instrument, vervollkommnete seinen musikalischen Vortrag durch Fleiß und hörte, von einem höheren Streben getrieben, 1812—16 an der Berliner Universität Collegien bei Fichte, Seckendorf, Kiesewetter, Lichtenstein, Erman. Er lernte hier den Sohn eines Kaufmanns Nauen kennen und begleitete ihn auf einer Reise nach Italien, die ihm ästhetisch mannigfache Anregungen bot und seine Schriftstellerei wachrief. 1817 kehrte er heim, widmete sich in Berlin unter Tölken, Hegel, Böckh kunstgeschichtlichen u. ä., bei Zelter Generalbaßstudien und unterrichtete mit Erfolg in verschiedenen Schulwissenschaften, namentlich junge

Mädchen feinerer Familien, so daß er bald Lehrer an den ersten Töchterschulen (seit 1828 an der Luisenstiftung) und zu Privatstunden sehr gesucht ward. Seine Lectionen in Aesthetik, Psychologie, Litteratur und Geschichte gehörten zwei volle Jahrzehnte in Berlins schöngeistiger Damenwelt zum guten Ton; seit 1841 traten öffentliche Vorlesungen über dieselben Gegenstände hinzu. 1826 erwarb er mit der Vertheidigung der Dissertation „De saltationibus sacris veterum Romanorum“ die philosophische Doctorwürde, 1840 erhielt er für sein pädagogisches Wirken den Titel eines königlichen Professors, heirathete darauf Emilie Detroit, die fünf Jahre seine Schülerin gewesen war und mit schwärmerischer Verehrung an ihm hing und starb am 15. August 1844 nach einem leichten gastrischen Fieber vom Schlagfluß getroffen. — Als Belletrist trat S. zuerst 1815 mit Skizzen aus seinem italienischen Reisetagebuche: „Auch ich war in Italien“ (in der Zeitschrift „Der Freimütige“, 1815); „Mein Spaziergang nach Superga“ (ebd. 1817); „Schilderungen aus Italien“ (in mehreren Folgen ebd. 1818) auf. Sehr fruchtbar war seine behende Feder in der leichten Unterhaltungsnovelle, wie sie das schnell verdauliche Kost verlangende Berliner Publicum nach den napoleonischen Kriegen liebte. Diese Erzählungen, wie „Die Ahnfrau“, „Der goldene Regen“, „Fürst Helios“, „Das Sommertänzchen“, „Der Engel im Domino“, „Die Belletrinerin“, (meist in F. W. Gubitz' „Gesellschafter“ abgedruckt), sind keine schwere Waare, glatt stilisirt, der Inhalt für den Augenblick und zwar für einen nur nebenbei der Lectüre gewidmeten berechnet, gaben sich aber auch ganz anspruchslos. In der Tendenz, soweit eine solche vorhanden, tragen sie dem arg herabgedrückten und bald zu befriedigenden Geschmacke des damaligen Durchschnittpublicums Rechnung. Besonders erwähnt sei nur noch „Der Brautkampf“, 1819 in der „Abendzeitung“ veröffentlicht. Nach dieser Novelle hat Theodor Hell (d. i. K. G. Th. Winkler) ein Libretto „Die drei Pinto“ gestaltet, dessen erste Theile Karl Maria v. Weber als komische Oper componirte; des letzteren Enkel, Hauptmann Karl v. Weber bearbeitete neuerdings den Hell'schen Text und Capellmeister Gustav Mahler führte nach hinterlassenen Entwürfen den musikalischen Theil zu Ende, so daß die Oper („Die drei Pintos“, Leipzig 1888) 1888 am Leipziger Stadttheater durchschlagend in Scene ging. Auf poetischem Felde lieferte S. 1817—43 zahlreiche Festlieder und Gelegenheitsgedichte, viele schablonenmäßig gearbeitet, und keines aus höherer Intuition geschöpft; die schönwissenschaftlichen Familienblätter der Zeit nahmen diese formgewandten Verse des bekannten Mannes gern in ihre Spalten. Ein schwierigeres Ziel steckten sich nur die in „Das Kreuz in der Mark“ (Berlin 1838) vereinigten 100 lyrisch-epischen Nummern auf die Einführung des Christenthums in der brandenburgischen Mark; Anspruch auf Schätzung in unseren Tagen dürfen auch sie nicht erheben. Von seinen zahlreichen kunstgeschichtlichen, kunstkritischen und ästhetischen Aufsätzen absehend, verzeichnen wir nur Seidel's Hauptwerk: „Charinomos. Beitrag zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste“ (2 Bde., Magdeb. 1825—28). Dies Buch beruhte auf wirklich andauernden ästhetischen Studien, war jedoch, wie Seidel's ganze philosophische Anschauung, in allem Wesentlichen eklektisch. Es trug seinem Verfasser übrigens ein Belobungsschreiben von Goethe (zu dessen 81. Geburtstag S. in der Berliner „Gesellschaft für ausländische Litteratur“ 1830 die Festrede hielt: s. „Der Gesellschafter“ 1830), vom Großherzog von Weimar die goldene Verdienstmedaille, von Friedrich Wilhelm III. die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ein; auch wurde S. Secretär und Ehrenmitglied des Berliner Künstlervereins. Persönlich war S. eine reine und liebenswürdige Natur, nicht an tiefes, selbstständiges Denken gewöhnt, weichlich und oft fast weiblich, und hing, jeder Schroffheit, aber auch jedem Ausdrucke echter Ueberzeugung abgeneigt, stets das

Mäntelchen nach dem Winde. Daher war er in allen Gesellschaftskreisen wohlgelitten und auch, obwohl ohne sonderliche wissenschaftliche Verdienste, Mitglied mehrerer gelehrten Vereine. Einen ausführlichen Nekrolog, überreichlich gewürzt von panegyrischer Hudelei und eigentlich von der ersten bis zur letzten Zeile ein Denkmal haltlosester Vergötterung, schrieb Seidel's Wittwe: Neuer Nekrolog der Deutschen XXII (1846), S. 589—602 (am Ende ein Verzeichniß aller gedruckten Arbeiten Seidel's). Vgl. ferner: Karl Seidel. Sein Leben und Wirken. Ein Denkmal, seinen Schülerinnen, Verehrerinnen und Freunden gewidmet von Dr. J. Bartsch (Berlin 1845); hier ist im Anhange die gefühlvolle Grabrede des Predigers Bachmann, eines Freundes von S., mitgetheilt. Bei Seidel's Lebzeiten, 1826, wurden die Bemerkungen bei J. E. Hitzig, Gelehrtes Berlin, S. 254, gedruckt. Die neuen litterarhistorischen Encyklopädien, Handbücher und kritischen Monographien nennen S. nicht mehr, außer Goedeke, Grundriß und Brümmer, Lex. dtsch. Dicht.

Ludw. Fränkel.

Seidel: Martin Friedrich S., der Vater der brandenburgischen Geschichtsschreibung, besonders bekannt durch die von G. G. Küster commentirte Bildersammlung. Die Familie Siedel oder Seidel war eine alte schweizerische Adelsfamilie, ging wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Habsburg nach dem Elsaß, von da aber des Bergbaus wegen nach Annaberg in Sachsen. Ihr Wappen war ursprünglich eine Lilie, dann nahm die sehr reiche Familie von den Münzmeister den halben Mond als Wappen an. Um diese Zeit kam sie aus Sachsen nach Cöln an der Spree und nach Treuenbriezen. Am letzteren Orte wurde am 29. Nov. 1594 Erasmus S. geboren. Er war der bedeutendste Staatsmann der Familie und erhielt 1655 durch seine grundlegende Schrift über Jülich eine ähnliche Bedeutung für den Großen Kurfürsten wie der Minister Hertzberg durch eine Schrift für Friedrich den Großen. Consistorialpräsident zu werden, lehnte er 1647, wahrscheinlich synkretistischer und calixtinischer Ansichten wegen, ab. Am 30. März 1655 starb er. Sein Sohn war Martin Friedrich, geb. am 18. Febr. 1621 zu Berlin. Erasmus S. gab ihn auf das damals noch in Joachimsthal selbst befindliche Joachimsthal'sche Gymnasium. Wegen der Unruhen des dreißigjährigen Krieges wurde er jedoch zurückberufen und auf das graue Kloster gebracht. Beide Gymnasien konnten ihm bedeutende geschichtliche Anregungen bieten. Seine Universitätsstudien standen mit großen Reisen und mit der amtlichen Thätigkeit seines Vaters in Verbindung. Begonnen wurden die Universitätsstudien wohl in Frankfurt an der Oder, wo wir am Schlusse unserer Darstellung die Familie S. heimisch finden werden; dann begleitete er den Vater nach Preußen, wo freilich erst später die Universität Königsberg ihre höchste Studentenzahl erreichte und ebenfalls erst später in Thorn der ältere Calixtus aus Helmstedt noch in größter Einmüthigkeit mit den brandenburgischen Reformirten den confessionellen Störenfrieden seine Hauptschlacht lieferte. Ebenso gingen Erasmus S. und Martin Friedrich S. nach Cleve, wo der Vater kurfürstlicher Minister war. Cleve wurde später für die kirchlichen Angelegenheiten unter dem Großen Kurfürsten der Ort, von welchem das Wetter herkam. Während späterhin wegen der rheinischen Reformirten in Preußen besonders der durch den kurfürstlichen Revers angestrebte vorläufige Ausgleich zwischen Lutheranern und Reformirten wünschenswerth war, stand bis zum Abschlusse des westfälischen Friedens, also auch während des damaligen Aufenthaltes der beiden S. am Rhein, noch ein Ausgleich mit den Katholiken im Vordergrunde. Damals nahm der Staat die Dienste der Familie S. auch in kirchlicher Hinsicht noch gern entgegen, wiewohl man sich in Cöln nicht zu scheuen brauchte, einem Martin Friedrich S. den Uebertritt zum Katholicismus nahe zu legen. In dieser Roma Germanorum

genannten Stadt verwunderte er sich nicht wenig über die vielen Inventionen, Processionen und Ceremonien der Jesuiten. Wenn aber der Jesuit Laurelius die Evangelischen durch Komödien verspottete und dann mit einem Feuerwerke schloß, so mußten doch auch in dem erst zwanzig Jahre alten jungen Manne Bedenken darüber aufsteigen, ob damit wohl dem heißersehnten Weltfrieden gedient sei. In den zerstückelten Rheinlanden machte S. seine besten geographischen Studien. Dann kehrte er nach Frankfurt a. O. zurück, wo er von 1741—1743 der Haus- und Tischgenosse des berühmten Juristen Brunnemann (s. A. D. B. III, 445, 446) war. Hierauf wurden ihm selbst sogleich zwei Stellen als Erzieher oder Reisebegleiter angetragen. Er wählte diejenige, welche ihm gestattete, mit den beiden Freiherrn von Strünkede in Marburg weiterzustudiren. Auf der Reise dahin stürzte er mit einem Postgaule, so daß ihm das Blut zum Halse heraussprang. Er soll aber von einem Gastwirth schnell durch Schweinsbrühe und Saffran geheilt sein. Während der Zeit seines Aufenthaltes in Marburg wurde der Synkretist S. zum ersten Male von der Gewalt des Lutherthums ergriffen. Die Stadt war von der Zeit Philipp's des Großmüthigen bis zu ihrer Einverleibung in Preußen immer reformirt. Damals aber bekannte sich der reformirte hochbetagte Theologe Vietor zu Luther's Lehre. Die Sommermonate brachte S. mit seinen Kameraden nicht in Marburg, sondern in Wildungen „bei dem Sauerbrunnen“ zu. Später sah er sich die Pracht an, mit welcher nun endlich von den Gesandten der Friede zu Münster berathen wurde. In Leyden bewies ihm die berühmte Schurmanin aus einem Buche, daß sie nicht die einzige Deutsche von hoher Bildung sei, verließ ihn aber bald, um in die Kirche zu eilen. In Paris kam es ihm zu statten, daß er einst auf der Durchreise durch Kassel der „verwittweten Landgräfin aufgewartet“ hatte: ihr Sohn der Landgraf, der sich in Paris befand, nahm ihn in sein Gefolge und an seinen Tisch. Nachdem er in Orleans, wahrscheinlich durch den dortigen Wein, erkrankt war, berief ihn sein Vater nach Hause. Er wurde Kammergerichtsrath, bezog jedoch durch Nebenämter ein sehr hohes Gehalt. Die Verhältnisse zwischen Lutheranern und Reformirten spitzten sich nun immer mehr zu offener Feindschaft zu. Der Consistorialrath Fromm, gleichfalls ein Calixtiner, hatte große Reisen im Auftrage des Kurfürsten für den kirchlichen Ausgleich gemacht. Es hatte noch nichts geschadet, daß er durch dieselben in den Ruf des Kryptokatholicismus gekommen war. Als er aber bei der tiefen Bewegung eines Geistlichen, den er den kurfürstlichen Revers unterschreiben lassen sollte, ausrief: vim patitur ecclesia Lutherana! mußte er fliehen. Denselben oder einen ähnlich lautenden Revers mußten auch die Juristen unterschreiben. Einige lutherische Räthe, darunter S., weigerten sich und wurden 1670 entlassen. S., der mütterlicherseits aus Pommern stammte, wurde 1671 schwedisch-pommerischer Hofgerichtsrath. Während der Schlacht bei Fehrbellin 1675 war er in Stralsund. Dem Großen Kurfürsten scheint es nicht unangenehm gewesen zu sein, daß er, nachdem er diese Stadt erobert hatte, durch Martin Friedrich S. amtlich wie von einem Schweden becomplimentirt wurde. S. kehrte nach Berlin zurück, jedoch nicht ohne mit Einziehung einer Erbschaft bedroht zu sein. Er wurde wieder Kammergerichtsrath. In den Handschriften der k. Bibliothek betreffend die unter dem Namen vaticinium Lehninense bekannte Fälschung (aus Nicolai's Nachlasse) findet sich die Mittheilung, daß S., welcher selbst viermal verheirathet war, Beamter der letzten Gemahlin des Großen Kurfürsten wurde. Dadurch gewinnt ebensowohl die Behauptung Küster's in seinem auctor vaticinii Lehninensis detectus, daß S. der lateinische Dichter der Weissagung sei, als auch die Behauptung, daß diese im Auftrage der letzten Gemahlin des großen Kurfürsten verfaßt sei, um die Thronbesteigung des Kurfürsten Friedrich III.

(König Friedrich I.) zu verhindern, von neuem einige Bedeutung. Doch kann es keine Frage sein, daß das vaticinium erst eine Reihe von Jahren nach dem Regierungsantritt Friedrich's III. geschrieben ist. Anders würde sich die Sache gestalten, wenn man annehmen könnte, daß S., auch später noch eingenommen für die Nachkommenschaft der jesuitenfreundlichen letzten Gemahlin des Großen Kurfürsten, in der Weissagung, die nach der richtigen Interpretation keineswegs die Hohenzollern entthronen will, eben dieser Nachkommenschaft den Religionswechsel zuschieben und ihr dafür die Herrschaft über ein kirchlich und politisch geeinigtes Deutschland versprechen wolle. Offenbar hat der lateinische Dichter Frankreich vor Augen, welches trotz allen Königsmordes immer in den Händen der Bourbons verblieben und endlich durch Ludwig XIV. zu einer mehr gallicanischen als römisch-katholischen Kirche geeinigt war. Man muß gestehen, daß unter diesen Umständen doch wieder S. der einzige ist, der neben Zitzwitz als Urheber des vaticinium, das ja jedenfalls zuerst aus seinem Nachlasse bekannt geworden ist, in Betracht kommen kann. Es würde sich auch hier um eine Art von Testament des Großen Kurfürsten handeln, Fromm aber hat die Regierungszeit Friedrich's III. gar nicht gesehen. Freilich überwiegen die für Zitzwitz sprechenden Gründe die für S. noch immer, denn der lateinische Dichter scheint kein bloßer Calixtiner, sondern ein wirklicher Katholik, zugleich Jurist und Theolog und doch noch tiefer als S. in die feudalen Verhältnisse eingeweiht gewesen zu sein. Bemerkenswerth ist es, daß für den literarischen Nachlaß von Martin Friedrich S., jedenfalls auf Anregung der Helmstedtischen Calixtiner und vielleicht auch mit Vorwissen von Zitzwitz, S. selbst vergeblich von der wolfenbüttler Bibliothek die hohe Summe von 6000 Thalern geboten wurde. Das Verzeichniß der Nachlaßgegenstände ohne die Münzen besteht bei Küster aus 51 Nummern, das der Druckschriften von S. (darunter auch das unsterbliche Märkerlob) nur aus 6. S. starb 1693 und liegt im Erbbegräbnisse der S. im Chor der Nicolaikirche begraben. Sein einziger Sohn Andreas Erasmus S. war geb. am 23. Sept. 1650, reiste nach der Levante, wurde „Dragoman der Republik Negroponte zu den Tractaten mit den Türken" und 1692 von dem Vater, der den eignen baldigen Tod voraussah, zurückberufen. Den Titel eines Geheimen Rathes nebst Besoldung mit der Verpflichtung zu einer Beaufsichtigung der k. Bibliothek nahm er nicht an, weil er auf den Wunsch seiner Gattin sein Hauswesen in Berlin aufgelöst hatte, um die Haushaltung in Frankfurt a. O. noch reicher und angenehmer zu gestalten. Doch erscheint die Familie bald nicht mehr so reich, da der Nachlaß von S. auf eine wenig vortheilhafte Weise versteigert wurde. Er gelangte an Plotho, Ludwig u. A. Ein vorzügliches Prachtwerk daraus befindet sich in der k. Bibliothek zu Dresden.

G. G. Küster, Gesch. des altadeligen Geschlechtes derer von Seidel. Berlin 1751. — O. Schwebel, M. F. Seidel (Voss. Ztg. vom 6. u. 9. Nov. 1890). — H. Pröhle, Die Lehninsche Weissagung. Berlin 1888. H. Pröhle.

Seidel: Nathanael S., geb. am 2. October 1718 zu Lauban in der Oberlausitz, starb als Bischof der Brüderkirche am 17. Mai 1782 zu Bethlehem in Nordamerika. Sein Vater, ein Abkömmling böhmischer Emigranten, und seine Mutter waren gottesfürchtige Leute, welche ihren Sohn fromm erzogen; sein inneres Leben erwachte früh und wurde zweckmäßig genährt. Als Tuchmachergeselle war er 3½ Jahre auf Reisen; nach Haus zurückgekehrt, machte er mit Christo einen Bund, Ihm sein Leben zu weihen. Da seiner Mutter die evangel. Brüdergemeine nicht unbekannt war, fühlte er, obgleich er letztere persönlich nicht kannte, sich doch zu ihr hingezogen. In Gefahr, von Werbern unter das Militär genommen zu werden, verließ er 1739 Lauban und ging nach Herrnhut. Nach-

dem er hier und in Herrnhag in der Wetterau in verschiedenen kleinen Aemtern gedient hatte, reiste er nach der Bestimmung des Grafen N. L. v. Zinzendorf 1742 nach London, von wo er mit einer größeren Gesellschaft lediger Männer nach Pennsylvanien, wohin sein Sinn schon lange gestanden hatte, abgefertigt wurde. In Bethlehem in Pennsylvanien erhielt er das Amt eines Aeltesten der ledigen Brüder, arbeitete aber mit Vorliebe in der Mission unter den Indianern. Zeugniß dafür sind die Reisen, die er zu denselben und unter denselben machte. Schon 1743 ging er mit drei anderen, unter denen sich auch Anton Seifert befand, nach der Susquehannah. 1745 besuchte er die in New-York gefangen gehaltenen Missionare Zeisberger und Post. Später war er bei der Uebersiedelung der christlichen Indianer von Chekomeko nach Wajomik betheiligt. Dieser Trieb seines Herzens war wohl auch Grund, daß er auf einer Synode 1746 zum „Pilgerältesten" gewählt und eingesegnet wurde. Von da an ist sein Lebenslauf eine fast ununterbrochene Kette von Missionsreisen, die er stets wo möglich zu Fuß ausführte. In Muddy Creek, in Gnadenhütten, an der Susquehannah predigte er, ja seine Thätigkeit erstreckte sich bis Manakosy in Maryland; Shomokin, Pachgatgoch, Chekomeko, alles Stationen der bekehrten Indianer, wurden von ihm besucht. Viel Gefahren im Schnee, auf dem morschen Eis der Flüsse, beim Umherirren in den Wäldern hatte er zu bestehen. Von einem Gefährten begleitet, durchreiste er 1749 das Land bis Boston und erfreute viele Seelen, Christen und Heiden, durch das Wort des Evangeliums. Im Juli desselben Jahres ging er mit Johannes v. Watteville und Cammerhof nach Philadelphia, um dort mit den Abgesandten der sechs indianischen Nationen über das Missionswerk unter ihnen zu verhandeln. Nachdem er die Ordination zu einem Presbyter der evangelischen Brüderkirche erhalten hatte, wurde es ihm 1750 vergönnt, sein deutsches Vaterland wieder zu sehen. Er reiste auf der Irene, dem Missionsschiff der Brüdergemeine, am 1. Sept. von New-York ab und kam nach einer sehr gefährlichen Seereise, auf der das Schiff die Masten verlor und dem Untergang nahe war, über London nach Herrnhut. Aber schon im nächsten Jahr kehrte er über Holland nach Pennsylvanien zurück, war wieder unter den Indianern thätig und wurde 1753 mit der amtlichen Visitation der westindischen Brüdermission betraut, die er in den heißen Sommermonaten ausführte. Nach seiner Rückkehr begab er sich mit 13 ledigen Männern nach Nord-Carolina, um die erste der dortigen Brüdergemeinen zu gründen. 1755 finden wir den rastlosen Mann mit zwei Gefährten auf der Reise nach Berbice und Surinam in Südamerika, um an der Corentyn und Saramacca das von den Holländern der Brüdermission überlassene Land für Stationen auszusuchen und zu bestimmen. 1757 gründete er in der County Warwick (Nordamerika) den Gemeinort Lititz. Ebenfalls in diesem Jahr erhielt er das Amt eines der Leiter der Brüdermissionen im allgemeinen.

Am 12. Mai 1758 wurde er in Herrnhut, wohin er berufen worden war, zu einem Bischof der Brüderkirche geweiht, und erhielt den Auftrag einer abermaligen amtlichen Visitation der westindischen Brüdermission. 1759 reiste er krank von London ab und hielt sich vom März bis November des Jahres auf den Inseln St. Thomas, Barbadoes, Antigua, St. Kitts und Jamaica auf. Auf letzterer Insel gründete er mehrere Stationen und kehrte dann über Hispaniola und Cuba nach Europa zurück, um seiner Behörde Bericht abzustatten. Sturm und Bedrängniß von französischen Kapern brachte ihn unterwegs mehrmals in augenscheinliche Gefahr und ernstlich erkrankt erreichte er am 28. März 1760 Herrnhut. Durch eine gefährliche chirurgische Operation erlangte er hier seine Gesundheit wieder und heirathete im Herbst des Jahres Anna Johanna Piesch, eine höchstbegabte und erprobte mährische Emigrantin, Nichte der Anna Nitsch-

mann (zweiter Gemahlin des Grafen N. L. von Zinzendorf). Mit ihr kehrte er 1761 nach Pensylvanien zurück und trat dort an die Spitze sämmtlicher amerikanischer Brüdergemeinen, wurde auch Nominalherr der dortigen Liegenschaften der Brüder-Unität. 1768 legte er eine neue Brüdergemeine in New-Jersey an, hielt in Litiz eine Provinzialsynode und reiste 1769 zu der in Marienborn in der Wetterau (Deutschland) tagenden Generalsynode der Brüder-Unität, um über die Gemein- und Missionsverhältnisse in Nordamerika Bericht abzustatten. 1770 nahm er seine Aemter in Bethlehem wieder auf, und machte mit den Visitatoren der Indianermission, Chr. Gregor und J. Loretz, seine letzte Missionsreise nach Friedenshütten oder Wielusing.

Am Schluß seines thatenreichen Lebens hatte er manches Schwere zu erfahren. Der unselige Krieg mit England, die Verwüstung vieler Brüderplätze, die Plagen und Strafen wegen verweigerten Kriegsdienstes, die Wegführung der christlichen Indianer vom Muskingum, die nachherige Ermordung eines großen Theils derselben durch Amerikaner, drückte seinen Geist nieder und machte ihn müde. Dazu kam Krankheit des Leibes, heftige Gichtschmerzen, eine Folge von Strapatzen, denen er sich früher auf seinen Reisen, ohne jegliche Schonung, ausgesetzt hatte. So schwanden denn die Kräfte seines Leibes merklich dahin, Krämpfe traten hinzu und beschleunigten sein Ende, das am 17. Mai 1782 ihn in Bethlehem ereilte.

Glitsch.

Seidemann: Johann Karl S., sächsischer Geistlicher und „Begründer der modernen Lutherforschung“, wurde zu Dresden am 10. April 1807 als Sohn eines Musquetiers geboren. Der Knabe genoß den ersten Unterricht in dem Privatinstitute des Candidaten Rothe, eines Freundes der Familie und wurde hier in die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache eingeführt. Dankbar gedachte S. später dieses wohlwollenden Förderers, ebenso wie des Neustädter, später Hamburger Pfarrers Schmaltz, der auf den geweckten und gemüthvollen Knaben beim Confirmandenunterricht aufmerksam geworden war und ihn ermuthigte, die wissenschaftliche Laufbahn zu ergreifen. Er nahm sich des Schützlings besonders warm an, als dieser, eben erst in das Kreuzgymnasium eingetreten, im Juni 1821 seinen Vater verlor. Durch des Gönners Empfehlungen unterstützt, konnte S. auf der genannten Schule bleiben, die ihn fünf Jahre später mit dem Zeugnisse „omnino et prae ceteris dignus“ entließ. Nicht ganz drei Jahre widmete sich S. theologischen Studien auf der Universität Leipzig. Bereits am Schlusse des Jahres 1828 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er in verschiedenen Privatschulen Unterricht ertheilte, in den Jahren 1831 und 1832 auch Erzieher im Hause des Hofmarschalls Grafen Bose war. Bereits am 2. Februar 1834 wurde er von dem um die Förderung der Kunst in Sachsen hochverdienten Johann Gottlob von Quandt in das Pfarramt Eschdorf (Ephorie Radeberg) berufen, das er über 37 Jahre verwaltet hat. Nach seiner Emeritirung im Herbste des Jahres 1871 wandte er sich mit seiner Tochter nach Dresden, wo er nach kurzer Krankheit am 5. August 1879 starb.

Die treue Anhänglichkeit, welche die Gemeinde ihrem langjährigen Geistlichen auch nach seinem Uebertritt in den Ruhestand bewahrte und durch Besuche und Zeichen der Liebe auch äußerlich zum Ausdruck brachte, war der beste Beweis dafür, daß S. als Seelsorger in stiller, treuer Hingabe an sein Amt die Herzen zu gewinnen gewußt hatte. Von seiner schlichten Weise zu predigen legen einige Predigten und Casualreden Zeugniß ab, die zum Drucke gelangt sind. Erwähnt sei die Rede am Grabe seines Patrons von Quandt, die am Grabe seiner ihm nach 34jähriger Ehe durch den Tod entrissenen Gattin, Hanna Margarethe Eleonore geb. Malsch, und eine in der Kirche zu Radeberg gehaltene Circularpredigt:

„Es ist Gewinn für unser Leben, das Walten Gottes in dem Geschicke der Völker fromm zu betrachten.“ Hier tritt seine Neigung für die Geschichte deutlich hervor. Das kleine Pfarramt gewährte S. reichliche Muße zu ausgedehnten Studien, die sich zunächst der Erforschung der reformatorischen Bewegung innerhalb der sächsischen Gebiete zuwandten. Mit unermüdlicher Ausdauer und zielbewußter Methodik las er die Quellenschriften der Reformationszeit, namentlich soweit sie sich auf Luther's Leben und die Reformation in Sachsen bezogen und sammelte die in ihnen verstreuten Angaben über die einzelnen Persönlichkeiten, litterarischen Erscheinungen und geschichtlichen Vorgänge. Außerdem ging er mit unendlicher Betriebsamkeit die zahlreichen Sammelwerke durch, in denen der Gelehrtenfleiß mehrerer Jahrhunderte gerade für die Geschichte der Reformationszeit überaus werthvolles Material niedergelegt hatte. Dadurch daß S. diese reichen Schätze früheren Sammeleifers in planvoller Weise und selbstloser Entsagung der Forschung nutzbar machte, liegt nicht zum geringsten die Bedeutung seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Dazu beutete er mit außerordentlicher Thatkraft die ihm zugänglichen urkundlichen Quellen aus. Freilich mit großen Schwierigkeiten hatte er hierbei zu kämpfen. Sein Pfarrdorf war von Dresden drei Stunden entfernt. Er hat den Weg oft am Morgen zurückgelegt, um nach angestrengter Arbeit im königlichen Hauptstaatsarchive am Abend zurückzukehren. Ein auswärtiges Archiv hat er nicht aufsuchen können, wiewohl ihm gerade das zu Weimar für seine Studien reiche Ausbeute in Aussicht gestellt haben würde. Dafür hat er das Dresdener um so fleißiger ausgenutzt und Gelehrte, die in diesem nach S. Forschungen angestellt haben, bezeugen, wie sorgfältig und gründlich er hier gearbeitet hat, mag auch mancher einzelne Fund ihnen vorbehalten gewesen sein.

Diese Forschungen legte S. in zahlreichen Schriften nieder, die, nachdem einmal der Bann gebrochen war, außerordentlich schnell auf einander folgten. Den Anfang machte er 1840 mit der Geschichte seines Kirchspiels. Schon der Titel „Eschdorf und Dittersbach. Beiträge zur sächsischen Dörfer-, Adels-, Kirchen- und Sittengeschichte“ läßt errathen, daß der Verfasser nicht bloß sein Dorf im Auge hatte, sondern oft in losem Zusammenhange mit dem engen Rahmen seines Kirchspiels eine Fülle geschichtlichen Materials veröffentlichte. Mit der Localgeschichte beschäftigten sich noch die 1860 erschienenen „Ueberlieferungen zur Geschichte von Eschdorf, Dittersdorf und Umgegend“ und der erste Band der „Geschichte der Familie Gutbier“ (1867). Zeigten diese Arbeiten die Quellenkenntniß des Verfassers, so trat diese noch mehr in den folgenden Schriften zu Tage. 1842 erschien sein „Thomas Münzer“, im Jahre darauf „die Leipziger Disputation im Jahre 1519“, wieder ein Jahr später „Karl von Miltitz“ und „Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden.“ Den Schluß dieser in sich zusammenhängenden Reihe bildeten die „Beiträge zur Reformationsgeschichte“, von denen das 1. Heft 1846, das zweite 1848 erschien.

Noch hatte sich bisher seine Thätigkeit auf das sächsische Gebiet beschränkt. Da kam ihm eine ehrenvolle Aufforderung zu, die seiner Leistungsfähigkeit ein ehrenvolles Zeugniß ausstellte. Im Jahre 1849 war de Wette gestorben, ohne seinen Briefwechsel Luther's vollendet zu haben. Bereits vor einer Reihe von Jahren hatte ihm S. Ergänzungen zu dem seit dem Jahre 1828 mit dem fünften Bande ins Stocken gerathenen Werke zugehen lassen. De Wette schrieb ihm damals, er sei noch mit seinem exegetischen Handbuche beschäftigt, aber in zwei Jahren wolle er an den Abschluß gehen. Dieser sollte ihm nicht vergönnt sein. Da richtete die Verlagshandlung von Reimer die Aufforderung an S., die Vollendung des Schlußbandes zu übernehmen und man muß staunen, mit welcher

Schnelligkeit er „in seiner Waldborfeinsamkeit", in einer Zeit, in welcher der Verkehr noch unendlich schwierig war, den sechsten Band geliefert, mit einer Fülle wichtiger Ergänzungen versehen und mit den von ebenso peinlicher Genauigkeit, wie staunenswerther Sachkenntniß zeugenden zwei Adressaten- und Sachregistern ausgestattet hat, die die Handhabe zu bequemer Benutzung dieser wichtigsten Quelle für Luther's äußeres Leben und innere Entwickelung boten. Diese Leistung machte des Herausgebers Namen mit einem Schlage auch in weiteren Kreisen bekannt. 1857 bot er in seinen „Lutherbriefen" eine neue Ergänzung. Weiteres werthvolles Material stellte er C. A. H. Burkhardt zu dessen Briefwechsel Dr. Martin Luther's zur Verfügung. Ueber ein Jahrzehnt hatte S. keine größere Arbeit veröffentlicht. Da überraschte er nach seiner Emeritirung die gelehrte Welt mit einer Reihe von Schriften, die für die Lösung zahlreicher kritischer Fragen und die quellenmäßige Kenntniß der Reformationszeit grundlegend werden sollten. „M. Anton Lauterbachs Tagebuch auf das Jahr 1538" (Dresden 1872) gab zur Behandlung der wichtigen Frage der Lutherschen Tischreden einen neuen Anstoß. Wichtige Aufschlüsse über Luther's theologische Entwickelung boten „Luthers erste und älteste Vorlesungen über die Psalmen in den Jahren 1513 bis 1516" (Dresden 1876, 2 Bände), die der Freund des Herausgebers, Dr. Schnorr von Carolsfeld, bei den Vorbereitungen zur Herausgabe des Handschriftenkatalogs der Dresdener Kgl. öffentl. Bibliothek in derselben wieder aufgefunden hatte. Gleichzeitig erschien „Jacob Schenk, der vermeintliche Antinomer, Freibergs Reformator" (Leipzig 1875). Noch war der unermüdliche Arbeiter mit einer Sammlung der Lutherschen Tischreden beschäftigt. Aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand; das Werk wird einen Theil der Weimarer Lutherausgabe bilden. Aus den vorstehenden Angaben geht hervor, wie werthvolle Dienste S. der Erforschung des Reformationszeitalters geleistet hat. Sie fanden auch insofern Anerkennung, als der anspruchslose Gelehrte 1846 von der theologischen Facultät der Universität Leipzig zum Licentiaten, 1876 von der der Universität Halle-Wittenberg zum Doctor der Theologie honoris causa ernannt wurde.

Neben seinen Fachstudien zeigte S. bis in sein hohes Alter hinein ein vielseitiges geistiges Interesse. Wie er einen feinen Sinn für die Natur und für edle Geselligkeit unter Freunden hatte, wobei dann Scherz, Humor und Satire nicht fehlten, so verfolgte er die neuere Philosophie mit lebhaftem Antheil. Auch hat er sich mit der spanischen Litteratur eingehend beschäftigt. Einige kleinere Abhandlungen über dieses Gebiet hat er in Zeitschriften veröffentlicht, gern verwendete er spanische Sprichwörter in seinen Vorreden, wie in der Unterhaltung. Von seiner nie rastenden Thätigkeit zeugen auch die Nachträge in den Handexemplaren seiner Schriften. Sie sind in die Kgl. öffentliche Bibliothek in Dresden übergegangen, wo sich auch eine Sammlung der zahlreichen in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze befindet.

Schnorr von Carolsfeld im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, hgg. von Ermisch. Dresden 1880. I. 94—102, wo sich ein genaues Verzeichniß der Schriften befindet. — J. Köstlin in den Studien und Kritiken, hgg. von J. Köstlin und E. Riehm. Gotha 1880. 53. Jahrgang. 1. H., S. 337 ff. — C. Krafft in der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins. Bonn 1881. XVI, 256 ff. — Th. Kolde in Herzog-Plitt-Hauck, Real-Encyklopädie der prot. Theologie und Kirche. Leipzig 1884. XIV², 38—40. — Holtzmann und Zöpffel, Lexikon für Theologie und Kirchenwesen. 2. Aufl. Braunschweig 1888. S. 964 f. — Haan, Sächsisches Schriftstellerlexikon. Leipzig 1875. S. 318. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Kgr. Sachsen. Dresden 1883.

S. 130. — Th. Kolde, die deutſche Auguſtiner-Congregation und Johann von Staupitz. Gotha 1879. S. IX. — G. Kawerau, Johann Agricola von Eisleben. Berlin 1881. S. V. — J. Köſtlin, Martin Luther. 2. Aufl. Elberfeld 1883. I, S. III. — C. A. H. Burkhardt, Dr. Martin Luthers Briefwechſel. Leipzig 1866. S. VIII f.

Georg Müller.

Seidenſticker: Johann Anton Ludwig S., Rechtsgelehrter, geb. zu St. Andreasberg am Ober-Harze am 23. November 1760, † zu Hannover am 30. October 1817. S., der Sohn eines hannoveriſchen Bergbeamten, beſuchte die berühmte Anſtalt zu Schulpforta, dann die Univerſitäten zu Helmſtedt und Göttingen. Auf erſterer wurde er 1787 Mitglied des philolog.-pädagog. Inſtituts, auf letzterer erwarb er 1790 den juriſtiſchen Doctorgrad und habilitirte ſich ſodann als Privatdocent der juriſtiſchen Facultät, in welcher Eigenſchaft er namentlich civilrechtliche Vorleſungen hielt; nebenbei war er ſeit 1797 als von der Stadt erwählter Vice-Syndikus thätig. 1804 folgte er einem Rufe als vierter ordentl. Profeſſor der Rechte nach Jena mit dem Titel eines großherzoglich ſächſiſchen Hofrathes und wurde zugleich Beiſitzer des Hofgerichtes, des Schöppenſtuhles und der Juriſtenfacultät. Seine Nominalfächer bildeten Pandecten, deutſches Privat- und Wechſelrecht. Nachdem er 1805 zum dritten, 1807 zum zweiten professor juris vorgerückt war, trat er 1816 als Oberjuſtizrath zu Hannover in den Richterſtand ſeines Heimathlandes, in welcher Eigenſchaft er bereits im October des nächſten Jahres verſtarb. S. verfaßte mehrere Schriften, denen jedoch ein bleibender Werth nicht beigemeſſen werden kann; ſo veröffentlichte er u. a.: „Jurist. Fragmente“, 2 Thle. 1802. 12°. „Entwurf eines Syſtems des Pand.-Rechts“ 1808. „Einleitung in den Cod. Napol.“ 1808. — „Kritiſche Litteratur des geſammten Napoleon. Rechts, beſonders in Frankreich und Deutſchland ꝛc. ꝛc.“ 1811. — Ein aus 18 Nummern beſtehendes Schriftenverzeichniß findet ſich in Güldenapfel's litterar. Muſ. f. d. ſächſ. Lande, ebenſo in Pütter's bezieh. Saalfeld's Geſch. der Univerſ. Göttingen. Thl. III, S. 158.

Siehe auch Meuſel's Gel. Teutſchland Bd. 7, 10, 11, 20.

Eiſenhart.

Seidenſtücker: Joh. Heinr. Phil. S., Schulmann, wurde geboren am 21. Auguſt 1765 zu Haynroda, einem Dorfe im jetzigen preußiſchen Kreiſe Worbis, das damals zum Fürſtenthume Schwarzburg-Sondershauſen gehörte. Er war von niederem Herkommen, ein Sohn Joh. Phil. Seidenſtücker's, der eine Wirthſchaft und Metzgerei betrieb, zugleich aber, da er für ſeine Verhältniſſe ein unterrichteter Mann war, das Amt eines Dorfrichters verſah. Mit dem vierzehnten Jahre kam S. auf die lateiniſche Schule zu Gandersheim, wo er trotz des ſchlechten Unterrichts, den er erhielt, überraſchende Fortſchritte machte. Er ging dann auf das Martineum in Braunſchweig über und bezog am 9. Februar 1785 die Univerſität Helmſtedt, um ſich dem Studium der Theologie und Philologie zu widmen. In nahe Beziehungen trat er ſogleich zu dem Profeſſor Friedr. Aug. Wiedeburg, der ihn ſehr bald in das von ihm geleitete philologiſch-pädagogiſche Seminar aufnahm, das ſich damals einer großen Blüthe erfreute. Als Mitglied deſſelben wirkte S. ſchon ſeit Michaelis 1785 als Lehrer an dem mit jenem verknüpften Pädagogium, wo er im Griechiſchen, Lateiniſchen und Hebräiſchen unterrichtete und ſpäter in die zweite Lehrerſtelle, die des Collaborators, aufrückte. Am 19. Juni 1786 wurde er auch bereits als ordentliches Mitglied in die Herzogliche deutſche Geſellſchaft aufgenommen, zu deren Aufſeher er 1793 erwählt wurde. Am 9. Januar 1789 wurde er zum zweiten Cuſtos der Univerſitätsbibliothek ernannt und am 18. Juli 1789 zum Doctor der Philoſophie promovirt. Seine Diſſertation, die er „mit auszeichnender

Fertigkeit". vertheidigte, handelte „de excolenda triplici memoriae forma". Im folgenden Jahre erhielt er auch die Erlaubniß, an der Universität Vorlesungen zu halten und am 2. August 1791 ward er auf die lebhafte Befürwortung der philosophischen Facultät, deren Professoren sich auf das günstigste über ihn aussprachen, zum Adjuncten derselben ernannt. Gern hätte sich S. ganz der akademischen Laufbahn gewidmet, vor allem aber wünschte er die Verschiedenartigkeit seiner dreifachen Thätigkeit, die in Vorträgen an der Universität, im Unterricht am Pädagogium und in bibliothekarischen Arbeiten bestand und seine Weiterbildung gefährdete, aufzugeben und sich mit voller Kraft einem Fache zuzuwenden. Die Universität wünschte sehr, ihm eine sorgenfreie Stellung zu verschaffen und unterstützte im October 1794 seine Bitte, ihm eine außerordentliche philosophische Professur nebst Gehalt zu verleihen. Da man sich jedoch in den maßgebenden Kreisen zu dieser Zeit mit allerhand Reformen der Hochschule trug, deren Ausführung die Zeitverhältnisse und die finanzielle Lage des Landes hinderten, so zog sich die Erfüllung der Wünsche Seidenstücker's in die Länge. Als ihm daher das Rectorat in Lippstadt angeboten wurde, folgte er diesem Rufe; unterm 8. Juli 1796 erhielt er in Helmstedt seinen Abschied. Die Verhältnisse, unter denen S. sein Amt in Lippstadt antrat, waren nicht leicht und sein im Eifer für die Sache oft rücksichtsloses Wesen, sowie seine scharfe Feder waren nicht dazu angethan, solcher Schwierigkeiten auf friedliche Weise Herr zu werden. Er gerieth bald mit einigen Geistlichen, die unzufrieden waren, daß er die vier Betstunden auf eine beschränkt und an den Sonntagnachmittagen in dem Gymnasiumssaale eine „Gottesverehrung" eingerichtet hatte, bald mit Magistratspersonen u. A. in Streit, der z. Th. in Druckschriften fortgesetzt wurde. In Briefen an seinen Lehrer, den Abt Henke in Helmstedt, dem er auch in der Ferne große Anhänglichkeit bewahrte, spricht er sich oft bitter über die Lippstädter Zustände aus; gern wäre er in das Braunschweiger Land zurückgekommen; zweimal (1798 und 1802) meldete er sich vergeblich für eine erledigte Schulstelle in Holzminden. Die Zeitumstände, die Nähe anderer Schulen waren dem Lippstädter Gymnasium nicht günstig; die Schülerzahl ging zurück. So kam es, daß man das Gymnasium unter Belassung des Namens thatsächlich in eine höhere Bürgerschule mit gebotener Gelegenheit zu gymnasialen Studien umwandelte. Im Jahre 1805 entwickelte S. in einem Programm den Plan, die getrennten Schulanstalten Lippstadts zu einem Ganzen zu vereinigen, konnte jedoch mit ihm nicht durchdringen. Dabei hatte er u. A. die für ihn charakteristischen Vorschläge gemacht, den Unterricht im Französischen vor dem im Lateinischen zu beginnen, nicht nur die Schulen, sondern sogar die Religionslehre confessionslos zu gestalten u. s. w. Zu Michaelis 1810 verließ S. Lippstadt, wo nach seinem Fortgange die Ausbildung von Abiturienten ganz aufhörte, und ging nach Soest; am 8. October 1810 wurde er hier als Rector des Archigymnasiums eingeführt. Er hat diesen Wechsel niemals zu bereuen gehabt, da er in Soest in dienstlicher und geselliger Hinsicht eine sehr angenehme Stellung erhielt und sich wegen seiner Tüchtigkeit, sowie der Geradheit und Liebenswürdigkeit seines Charakters des allgemeinen Ansehens erfreute. Um seine Schule hat er sich große Verdienste erworben. Er suchte den Lehrerstand durch Verbesserung der Besoldung, Gründung einer Gymnasialbibliothek (wie vordem in Lippstadt) u. a. mit Erfolg zu heben; er führte im Lehrplane statt des Classensystems das Fachsystem durch und verstand es in gleicher Weise, volle Eintracht im Lehrercollegium zu erhalten, wie die Liebe seiner Schüler sich zu erringen. Als er einen ehrenvollen Ruf nach Bremen abgelehnt hatte, erhielt er 1815 den Titel eines Schuldirectors. Wenige Jahre darauf ist er am 26. Mai 1817 einem Nervenfieber erlegen. Seidenstücker's Bedeutung auf dem Gebiete des Schulwesens

liegt neben seiner praktischen Ausübung des Lehrberufs in seiner darauf bezüglichen schriftstellerischen Thätigkeit. Er verfaßte eine Reihe von Schulbüchern, die sich noch lange Jahre nach seinem Tode im Gebrauche erhielten. So erschien die erste Abtheilung seines Elementarbuches der französischen Sprache, die 1811 zuerst herauskam, 1830 in siebenter Auflage, die zweite Abtheilung (zuerst 1814) 1828 in vierter. Aehnlich seine Elementarbücher der lateinischen und der griechischen Sprache. Auch die pädagogischen Fragen der Zeit, sowie die deutsche Sprache zog er in den Bereich seiner litterarischen Arbeiten. Seine Schrift: „Ueber Schulinspection oder Beweis, wie nachtheilig es sei, solche den Predigern zu überlassen" (Lippst., 1797) ist wohl wesentlich durch seine Lippstädter Erfahrungen veranlaßt worden. — Seit dem 9. August 1796 war S. mit Sophie Auguste Ottmer, einer Tochter des Priors und Predigers Aug. Wilhelm O. zu Marienthal bei Helmstedt, verheirathet; er hinterließ sie als Wittwe († 1851) mit fünf Söhnen und zwei Töchtern in sehr beschränkten Verhältnissen. Der älteste Sohn Wilhelm (geb. 1797), der beim Tode des Vaters noch auf der Universität Göttingen war, wurde nun sogleich als Gymnasiallehrer in Soest angestellt; er hat in aufopferungsvollster Weise zum Unterhalte der Familie beigetragen und vier Brüdern das Studieren ermöglicht.

Vgl. Standrede am Sarge D. Joh. H. Ph. Seidenstückers von Bertling, Conrector. Soest (1817). — Hesselbarth, Aus der Geschichte des alten Lippstädter Gymnasiums (Lippst. Programm 1889). — Briefl. Mittheilungen des Herrn Gymnasiallehrers und Stadtarchivars E. Vogeler und des Herrn Pastors Frahme in Soest, des Herrn Amtsgerichtsraths Seidenstücker in Unna und der Frau B. Kunz geb. Seidenstücker in Mühlheim a. Rh.; Seidenstücker's Briefe an Henke in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel; Akten des Herzogl. Landeshauptarchivs zu Wolfenb. Der Plan Fr. Kapp's und W. Seidenstücker's „Leben und Wirken, vermischte Schriften und ungedruckten Nachlaß" von S. herauszugeben, der in der Beilage zu Nr. 48 des Rhein.-Westfäl. Anzeigers von 1822 unter Aufführung seiner zahlreichen Schriften angekündigt worden ist, scheint niemals zur Ausführung gebracht worden zu sein.

P. Zimmermann.

Seidl: Andreas S., Historienmaler, geb. zu München 1760, empfing den ersten Unterricht durch den Hofbaumeister und Kupferstecher Charles Alb. Lespillier, widmete sich dann unter Franz Ignaz Oefele der Oelmalerei und reiste mit einem kurfürstlichen Stipendium zur weiteren Ausbildung nach Italien 1781, blieb einige Jahre in Rom, erhielt den Preis der Akademie von S. Luca, wurde Mitglied dieser Anstalt, sowie der Akademien von Parma und Bologna. Nach München zurückgekehrt, erlangte er die Würde und Stelle eines kurfürstl. Hofmalers. Als solcher lieferte er mehrere Bilder für den Hof, Porträts, allegorisch-historische Darstellungen u. dgl. An Oefele's Stelle 1796 zum Professor ernannt, wirkte er, ohne die Kunst zu fördern, im Sinne der französischen Classicisten; sein Bestreben gipfelte in der Lehre, „das Modell historisch zu fassen und durch Attribute classisch zu machen". Zur praktischen Nutzanwendung malte S. einen ganzen Cyclus von mythologischen Figuren in Nischen und Scenen aus der altrömischen Geschichte, alle braun auf grau in nassen Kalk, an der Süd- und Nordseite des alten Galleriegebäudes — eine jetzt fast bis zur Unkenntlichkeit ausgebleichte Arbeit. Unter seinen Oelbildern rühmte man ein „Urtheil des Paris", wozu ihm nach dem Recepte der Eklektiker antike Bildwerke als Vorbilder dienten. Großes Ansehen genoß auch sein auf der Westseite der Münchener Gottesacker-Kapelle in Fresco gemaltes „Jüngstes Gericht", welches zum Schutze gegen die Witterung mit Blechthüren abgeschlossen, nur zeitweise geöffnet, oftmals übermalt und total ruinös neustens überstrichen wurde. Viele Oelbilder malte

er in die Kirchen zu Altenfrauenhofen, Haidhausen, eine „Klage um den Leichnam Christi" (nach van Dyck) in die Peterskirche zu München (gestochen 1786 von Jungwirth) u. dgl. S. hat auch später mehrere Blätter mit „akademischen Figuren" und Anderes nach van Dyck und Oefele radirt und für die „Lithographische Anstalt der Feiertagsschule" auf Stein gezeichnet. Er starb 1836 zu München.

Vgl. Raczynski 1840. II, 518. — Nagler 1846. XVI, 216 und dessen Monogrammisten. I, 544 (Nr. 1270) und IV, 1098 (Nr. 3894). — Kluckhohn, Westenrieder's Nachlaß 1882. I, 24. — Fr. v. Reber, Gesch. der neueren Kunst. 1884. II, 22.

Hyac. Holland.

Seidl: Johann Gabriel S., österreichischer Dichter, historisch-topographischer und archäologischer Schriftsteller, wurde (nach seiner eigenhändigen Aufzeichnung) am 21. Juni 1804 in Wien als der Sohn eines Hof- und Gerichtsadvocaten geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und die erste Ausbildung zunächst am akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt. Die Lehrkräfte dieser Anstalt bestanden damals zum großen Theile aus Angehörigen des geistlichen Standes, unter denen sich überaus gebildete Männer befanden, einer derselben, Professor A. Rößler, erkannte die schon frühzeitig hervortretende poetische Begabung Seidl's und trug zur Förderung derselben nicht wenig bei. Im übrigen lebte S. mehr zurückgezogen, fand jedoch auf Ausflügen in die schönen Umgebungen Wiens mannigfaltige Anregung zu poesievoller Naturbetrachtung, die auch in späteren Jahren einen Grundzug seiner dichterischen Eigenart bildet. Als sich nicht lange darauf mehrere Studirende zur gemeinschaftlichen Herausgabe ihrer ersten Gedichte in einer Sammlung zusammengethan hatten, welche unter dem Titel „Die Cicade" gedruckt wurde und in Heften erschien, war auch S. darin mit einer „Ode an die Sonne" vertreten. Der Jüngling widmete sich, dem Wunsche seines Vaters folgend, den Rechtsstudien, nachdem er die sogenannten philosophischen Studienjahre durchgemacht hatte, während welcher er mit verschiedenen später litterarisch bedeutend gewordenen Persönlichkeiten verkehrte, so insbesondere auch mit Friedrich Halm (Freih. v. Münch), später mit Franz Exner, Jakob v. Jenny, Bauernfeld, Lenau u. a. m. Damals, etwa 16 Jahre alt, veröffentlichte er schon freundlich aufgenommene poetische Beiträge in Theodor Hell's „Abendzeitung", bald darauf folgten solche in Zschokke's „Erheiterungen" und in Gubitz's „Berliner Gesellschafter", auch in den österreichischen Zeitschriften fanden sich poetische Stücke des jungen Dichters. Freilich gab es bei den damaligen traurigen Preßverhältnissen nicht viele belletristische Blätter in Oesterreich, allein die hervorragendsten derselben, so Hormayr's wissenschaftlich-belletristisches „Archiv", Bäuerle's „Theaterzeitung" und Schickh's „Wiener Zeitschrift", letztere durch lange Jahre das vornehmste Blatt Wiens, boten dem jungen talentvollen Autor manchen Raum für seine Gedichte und erzählenden Aufsätze. Daß der auf diese Weise in die Litteratur Eingeführte mit den übrigen poetischen Talenten der Residenz in einem engeren Verkehre stand, ist leicht erklärlich und spornte S. zu weiterem dichterischen Schaffen an. Grillparzer, Deinhardstein, Castelli und andere hervorragende und für das dichterische Leben der österreichischen Residenz bedeutende Persönlichkeiten wandten dem aufstrebenden Talente ihre Beachtung zu, und der junge Poet erfreute sich ihres Umganges, auch war seine äußere Lebensstellung eine vor Sorgen bewahrte. Aber ein trauriges Ereigniß änderte die Verhältnisse, als am 16. October 1823 Seidl's Vater starb. Es stellte sich heraus, daß keine Mittel vorhanden waren, um die Hinterbliebenen anständig erhalten zu können, und der junge S. war genöthigt, für sich und die Mutter sowie für deren vermögenslose Schwester den Lebensunterhalt zu erwerben.

Er that dies durch litterarische Arbeiten, Theaterreferate, durch übernommene Privatlectionen und durch Abfassung von Bühnenwerken, die er mitunter sogar im Verein mit anderen Schriftstellern wie z. B. Biedenfeld und Halirsch anfertigte, Stücke, welche nicht selten auf verschiedenen Bühnen Wiens und der Provinz zu oft wiederholter Darstellung gelangten. Daß er diese dramatischen Productionen nur als Erwerbsarbeiten betrachtete, zeigt am besten eine im „Humoristen" von 1838 von S. veröffentlichte humorvolle Skizze: „Geschichte meines ersten dramatischen Versuches", welche die Entstehung und Darstellung des von S. gedichteten und im November 1824 im Theater an der Wien zur Aufführung gelangten dramatischen Volksmärchens „Der kurze Mantel" behandelt. Auf diese Weise wurden noch zur Darstellung gebracht das Melodrama: „Die Unzertrennlichen", „Mantel und Becher" u. a. m. Von besonderem Werthe aber erscheint die aus jener Zeit stammende Uebersetzung und Bearbeitung des Textbuches der heitern Oper „Maurer und Schlosser", welches S. nach einem französischen Originale in überaus gewandter Weise abfaßte und dem er hauptsächlich in den eingefügten Liedern sehr sangbare einschmeichelnde Texte bot. S. hatte inzwischen seine Rechtsstudien ebenfalls fortgesetzt, immer aber dabei litterarischer Beschäftigung und philosophischen Studien mehr Aufmerksamkeit zugewandt, in der That sollten letztere seinen späteren Lebensberuf begründen. Damals lernte er auch in Therese Schlesinger, der Tochter eines verarmten Wiener Bürgers seine spätere Frau kennen und es dürfte diese Bekanntschaft der Grund gewesen sein, daß er nun energisch in seinen Studien sich für das Lehramt vorbereitete, sich in den classischen Sprachen ausbildete und dadurch in der That so weit gelangte, daß er mittelst Decrets vom 7. April 1829 am Gymnasium zu Cilli in Steiermark als Grammaticalprofessor angestellt wurde. Er vermählte sich nun noch vor der Abreise und zwei der letzten berühmten Freunde, von denen S. Abschied nahm, waren Anastasius Grün und Nicolaus Lenau. Auf der damals ziemlich langwierigen Reise nach Cilli machte S., da er Graz berührte, daselbst auch die persönliche Bekanntschaft des liebenswürdigen, mit ihm gleichstrebenden Dichters K. G. v. Leitner. Bald hatte sich der Dichter in dem schönen Lande Steiermark zurechtgefunden, und die kleine Stadt, in der er weilte, lieb gewonnen. Neben seiner Lehrthätigkeit betrieb er auch weiterhin eifrig die Poesie, beschäftigte sich jedoch insbesondere mit archäologischen wissenschaftlichen Arbeiten, wozu der alte historische Boden der Claudia Celeja ein weites Feld bot. Da der Dichter schon durch seine poetischen Bilder: „Schillers Manen" (1826) und durch die erschienenen drei Theile „Dichtungen" (1826—1828) sowie durch die Dialectgedichte: „Flinserln" (1828) allgemeine Aufmerksamkeit erweckt hatte, wurde er auch von den litterarischen Kreisen der Steiermark warm empfangen und in der Zeitschrift „Der Aufmerksame", die in Graz erschien, veröffentlichte er seitdem zahlreiche poetische Beiträge, nicht minder topographische und historische Aufsätze in der „Steiermärkischen Zeitschrift", unter denen besonders jene, welche Cilli und dessen Umgebung betreffen, bemerkenswerth sind. Daß seine Mitarbeit an den übrigen österreichischen belletristischen Zeitschriften, in denen Seidl's Name ja schon durch Jahre als der eines beliebten Schriftstellers vertreten war, auch in der neuen Stellung nicht erlahmte, sei hier ebenfalls angemerkt. Mehrere Sammlungen von Novellen und einige Bände Gedichte waren außerdem die Frucht des ruhigeren stilleren Lebens in der Provinz und die schönsten und reifsten der Poesien Seidl's sind in jener Zeit entstanden, insbesondere die Gedichte der „Bifolien", deren erste Auflage im J. 1836 erschien. Mit den Wiener litterarischen Freunden blieb der Dichter übrigens in steter Verbindung, auch hatte er durch die ununterbrochene Herausgabe einiger Taschenbücher, darunter der „Aurora", mit den poetischen Talenten Oesterreichs fort-

währende Fühlung. Verschiedene Reisen im Lande und außerhalb desselben veranlaßten S., das zwar erst 1840 erschienene, aber auch vollständig in Steiermark entstandene Buch: „Wanderungen durch Tirol und Steiermark" (2 Bde. Leipzig, 2. Aufl. 1847) abzufassen, welches anziehende topographische und ethnographische Details enthält. Von den Persönlichkeiten, mit denen S. in dem Lande, wo er nun weilte, verkehrte, sei insbesondere der für das Culturleben der Steiermark so außerordentlich bedeutende, hochbegabte Fürst Erzherzog Johann hervorgehoben, welcher den Dichter und Schriftsteller in S. hochschätzte, und dem auch die „Bifolien" gewidmet sind. Die Stadt Cilli würdigte die Verdienste Seidl's durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes. In dieser Weise lebte der Dichter bis zu Anfang des Jahres 1840 in der kleinen Kreisstadt, als ein eigenthümlicher Zufall seine Rückkehr in die Residenz bewirkte. Es tauchte nämlich zu jener Zeit plötzlich in Deutschland das Gerücht von Seidl's Tode auf, und die Zeitungen brachten Nekrologe und Trauergedichte auf den vermeintlich Verstorbenen. Auch in Wien fand dieses Gerücht Eingang. Die Folge davon war, daß man darauf aufmerksam geworden war, welche Bedeutung der Poet habe und was er auch in wissenschaftlicher Beziehung zu leisten vermöge. Plötzlich erhielt derselbe von dem Oberstkämmerer des Kaisers in Wien M. Graf v. Dietrichstein ein schmeichelhaftes Schreiben, worin er zugleich aufgefordert wurde, sich um die erledigte Stelle eines Custos im k. k. Münz- und Antikencabinet in Wien zu bewerben. Selbstverständlich kam er dieser liebenswürdigen Aufforderung nach und erhielt mit Decret des Oberstkämmereramtes vom 4. Mai 1840 diese Stelle verliehen.

S. verließ also Cilli, von wo ihm nun der Abschied recht schwer wurde, wie sein schönes Gedicht: „Abschied von Steiermark" am besten beweist, und kehrte mit seiner Familie nach elfjähriger Abwesenheit wieder in die Residenzstadt zurück. In seiner neuen Stellung hatte er sich durch ernstes Studium und regen Eifer bald derart zurechtgefunden, daß er wegen seinen schriftstellerischen Leistungen auf dem Gebiete der Epigraphik, Numismatik und Archäologie am 1. Februar 1848 zum correspondirenden und am 28. Juli 1851 zum wirklichen Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Gleichzeitig mit dem Antritte seiner Stellung am Münz- und Antikencabinet wurde dem Dichter von der obersten Polizei- und Censurhofstelle das undankbare Amt eines Censors „aufgedrängt" (wie S. selbst schreibt), welches er bis zum Jahre 1848 nicht nur zur Zufriedenheit der vorgesetzten Behörde versah, sondern auch mit Milde und Rücksicht den Parteien gegenüber dabei waltete. Es ist bekannt, was das Amt eines österreichischen Censors damals in Oesterreich bedeutete und sehr zu beklagen, daß nicht immer Männer wie J. G. Seidl dasselbe handhabten. Es ist deshalb auch vollkommen unrichtig, wenn von der einen oder anderen Seite behauptet wurde, S. sei in der Ausübung seines Censuramtes herzlos und strenge gewesen, so manchem Schriftsteller ebnete er vielmehr die Bahn, damit dieser in die Oeffentlichkeit treten konnte und zeigte sich so entgegenkommend als nur möglich in der Ausübung dieses ihm lästigen Amtes. Auf litterarischem Gebiete waren es fast ausschließlich wissenschaftliche Arbeiten, mit denen sich S. in dieser Zeit beschäftigte. Charakteristisch ist ein Satz aus den handschriftlichen biographischen Aufzeichnungen Seidl's, worin er erwähnt, „daß ihn das Censuramt sowie seine loyale Haltung im J. 1848 und in der darauf folgenden Reformperiode um sein ganzes litterarisches Renommée brachte und er auch der Journalistik gegenüber zu einer persona ingratissima wurde". Selbstverständlich kränkte eine solche unverdiente Zurücksetzung den zartfühlenden Dichter außerordentlich, doch dauerte es nicht lange, bis man auch in weiteren Kreisen das schwere Unrecht einsah, welches dem stets edel Denkenden bereitet worden war. Ein harter Schlag traf ihn, als im Januar 1849 seine nach St. Pölten übergesiedelte

Mutter daselbst starb. Von da an war er wieder auf pädagogischem Gebiete mehr thätig, übernahm sogar vorübergehend im J. 1849 die Professur der deutschen Sprache am Josefstädter Gymnasium in Wien und 1850 betheiligte er sich mit anderen Pädagogen, von denen hier nur Adalbert Stifter genannt sei, an der Redaction der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien", welche er bis zu seinem Tode fortführte. Ein Ereigniß auf poetischem Gebiete war es für S., als er im J. 1853, zur Wettbewerbung aufgefordert, den Text der österreichischen Volkshymne verfaßte und neben mehreren Texten anderer Dichter, die ebenfalls eingelaufen waren, seiner Dichtung der Vorzug gegeben wurde. Dieser Text der Hymne wurde als authentischer erklärt und der Dichter durch eine Ordensverleihung ausgezeichnet.

Nachdem im J. 1854 die Gattin Seidl's gestorben war, führte er mit seiner Tochter ein zurückgezogenes Leben, doch fehlte es ihm nicht an äußeren Ehren, er erhielt 1856 die Stelle eines Hofschatzmeisters, wurde zum Regierungsrathe ernannt, mit dem Orden der eisernen Krone und später durch den Hofrathstitel ausgezeichnet. Im J. 1872 erfolgte seine Pensionirung, nach welcher er nur noch der Redaction der Gymnasialzeitschrift und kleineren Arbeiten sich widmete. Melancholie und Schwermuth bemächtigten sich Seidl's in der letzten Zeit, es war dies wohl auch die Folge physischen Leidens, das ihn immer heftiger ergriff. Am 18. Juli 1875 starb er einen sanften ruhigen Tod, von seiner Tochter und ihrer Familie, aber auch von allen den zahlreichen Verehrern und Freunden echter sinniger Poesie tief betrauert.

Wenn man die litterarische Thätigkeit Seidl's ins Auge faßt, so lassen sich zunächst zwei Hauptgruppen derselben zusammenfassen, nämlich die poetische und die wissenschaftliche Gruppe. Jede derselben weist werthvolle Arbeiten auf, zugleich zeigen diese beiden Gruppen im allgemeinen, daß Seidl's Wirken in jüngeren Jahren fast ausschließlich der Poesie und etwa in der zweiten Hälfte seines Lebens beinahe nur wissenschaftlicher Thätigkeit gewidmet war, denn die nach 1848 erschienenen poetischen Veröffentlichungen sind nur entweder Neuauflagen oder Nachlesen aus älterer Zeit. Die poetischen Werke des Dichters bilden theils lyrische, theils novellistische Stücke in Prosa. Insbesondere gebührt der mundartlichen lyrischen Dichtung Seidl's besondere Aufmerksamkeit. Als Lyriker sowohl auf hochdeutschem als auch auf dem dialektischen Gebiete nimmt S. unter den deutsch-österreichischen Poeten eine überaus angesehene Stellung ein. Es sind nicht hoch emporstrebende Gedanken, welche uns in den Liedern Seidl's mit fortreißen, und vielfach drängt sich darin das subjective Empfinden vor, aber die Töne, welche der Dichter anschlägt, sprechen und dringen zu Herzen, sei es, daß sie sich zum einfachen Liebesliede zusammensetzen, daß sie die Freude an der Natur besingen oder ein Stimmungsbild entwerfen, wie es in wenigen Zeilen kaum bezeichnender entworfen werden kann (z. B. „Am Kamin", I, 248). Sehr selten entschlüpft dem Dichter einer jener Austriacismen, wie wir sie leider bei den österreichischen Poeten des Vormärz, die nicht länger im „Auslande" geweilt haben, öfter finden. Schon der 1825 erschienene Cyclus: „Schillers Manen" (I, 1 ff.) zeigt poetische Gewandtheit, Kraft und Begeisterung, welche von dem kaum 21jährigen Dichter Bedeutendes erwarten ließ. In den späteren Dichtungen, insbesondere in den „Liedern der Nacht" ist es wohl auch mitunter düstere Schwermuth, welche in einzelnen derselben vorwaltet, Lenau's Einfluß dürfte sich bei derartigen Stücken geltend machen. Schon in dieser Sammlung tritt uns jedoch auch hier und da ein gewisser epischer Zug entgegen, der auf des Dichters Begabung für die erzählende Dichtung hinweist. In der That erweisen dies im hohen Grade die schon 1826 gesammelt gedruckten, einzeln

theilweise noch früher veröffentlichten „Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder" (I, 115 ff.). Man ist überrascht von der epischen Gestaltungskraft, welche dem blutjungen Poeten in Gedichten wie „Hans Euler", „Die feste Mauer" oder „Mac-Gregor's Nacht-Ritt" eigen ist, und die man selbst bei den besten Talenten in ihrer ersten Entwicklung nicht gewohnt ist. Die meisten dieser poetischen Erzählungen zeichnen sich auch durch Knappheit der Form aus. Daß S. auch heimische Sagenstoffe schon damals sich ebenfalls zum Vorwurf seiner Dichtungen wählte, ist eine ebenfalls beachtenswerthe, jedenfalls zu erwähnende Thatsache. Waren es in den früheren Sammlungen gemüthvoll zu Herzen dringende Lieder oder einzelne kräftiger angelegte epische Dichtungen verschiedener Art, dazwischen allerdings auch leichtere lyrische Waare, so bot der Dichter im J. 1836 mit den „Bifolien" nach beiden Richtungen hin Gedichte, welche den hervorragenden Poesien der zeitgenössischen Dichter unbedingt ebenbürtig zur Seite gestellt werden können. Es ist ein kleiner Kreis des Empfindens, welcher in den eigentlich lyrischen Teilen der „Bifolien" zur Behandlung kommt, der Dichter besingt seine Häuslichkeit und sein Glück, Freundschaft und Liebe, die Ideale des Lebens bald in ernsten, bald in heiteren Klängen, überall aber begegnen wir der Innigkeit und Gemüthstiefe, welche Seidl's Eigenart ist und gerade in den „Bifolien" zur vollen und ganzen Geltung kommt. Der Dichter offenbart auch hier keine himmelanstrebende begeisterte Natur, aber eine wohlthuende Wärme durchströmt das Herz bei Liedern wie „Meine Uhr" (II, 25), „Mein Wecker" (II, 121), „Mein Stammbuch" (II, 142), „Die Strickerin" (II, 68) und ähnlichen Poesien, welche oft an ein unbedeutendes kleines Ereigniß oder an einen geringfügigen Gegenstand anknüpfend in sinniger Weise manch' fein entworfenes Bild vor dem Auge des Lesers immer weiter aufrollen und dessen Seele empfindungsvoll zu stimmen wissen. Der Dichter weiß dies mit einfachen Mitteln zu bewirken und insbesondere jedes seiner derartigen Lieder in knappem Rahmen einzufügen. Von bedeutender Wirkung sind in den „Bifolien" die erzählenden Gedichte, der Kreis, aus dem sie ihre Stoffe schöpfen, ist ein weiter und umfassender, der Romanzen- und Balladenton waltet vor, Anschaulichkeit der Darstellung, gute Charakteristik der Gestalten, wohldurchdachte und gelungene Zeichnung der Stimmung zeigen sich als Vorzüge der meisten dieser poetischen Erzählungen. Viele derselben sind aus Sammlungen, Anthologien und mit Proben belegten Litteraturgeschichten der neueren Zeit ziemlich allgemein bekannt, so „Das Glücksglöcklein" (II, 3) mit der rührenden Schilderung von der Liebe des Volkes zu seinem Könige, „Aennchen von Tharau" (II, 18), „Die Spielkarten" (II, 40), „Der König und der Landmann" (II, 59), „Die Pestjungfrau" (II, 91), „Der Falschmünzer" (II, 123), „Der letzte Mann" (II, 217), „Der todte Soldat" (II, 248) u. a. m. Ein bunte Fülle von Gestalten zieht an dem Geiste des Lesers dieser „Bifolien" vorüber, Gestalten, welche edle Regungen des Herzens, Hochsinn und Tapferkeit, Heimathsliebe und echte Frömmigkeit verkörpert zeigen. Mit dieser allerdings reichhaltigen Sammlung hochdeutscher Gedichte hat S. eigentlich seine besonders beachtenswerthe poetische Thätigkeit abgeschlossen, die besten seiner Lieder hat er darin vereinigt, und wenn auch späterhin manches Gedicht entstand, das unseres Dichters Eigenart nicht verläugnet und mit verschiedenen älteren Stücken vereinigt, in der „Nachlese": „Natur und Herz" (Stuttgart 1853, IV, 189) enthalten ist, so treten diese Gedichte doch in künstlerischer Beziehung weit hinter die früher veröffentlichten zurück, und man wird manchmal an ein wehmüthiges Epigramm des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren erinnert, das mit den Zeilen schließt: „Doch einen Verlust verschmerz' ich nie — Abhanden kam mir die Poesie!" (V, 102.)

Eine sehr beachtenswerthe Stellung nimmt S. als Dichter auf dem Gebiete der Mundart ein. Schon in früher Zeit ging er den Spuren des Volksthums in seiner niederösterreichischen Heimath nach, sammelte Sagen und andere Volksüberlieferungen und machte sich mit dem volksthümlichen Dialekte überaus vertraut. Als er in Steiermark weilte, übertrug er auch auf dieses ihm lieb gewordene Land die gleiche Thätigkeit, und manches hübsche Volkslied, manche Mythe und Sage aus dem Volksmunde aufgezeichnet, ist durch ihn schätzenswerther Weise erhalten geblieben. In den Jahren 1828 bis 1838 erschienen die vier Hefte: „Flinserln“ (III, 1 ff.). Es sind dies von S. selbst gedichtete kurze und längere Gedichte in der heimischen Mundart, wodurch er in vortrefflicher Weise sein tiefes Verständniß des Volkscharakters sowie seine Vertrautheit mit dem Dialekte darlegte. Die „Flinserln“ enthalten echte warme Herzenstöne, welche der Dichter dem Volke förmlich abgelauscht hat, so daß manches dieser Liedchen wirklich selbst zum Volksliede geworden ist. Daß diese mundartlichen Gedichte zumeist das Bauernleben betreffen, in dessen Dialekt sie verfaßt sind, ist selbstverständlich, übrigens finden sich auch größere Stücke darunter, welche theils Stimmungsbilder, theils Scherze und Schnurren enthalten, welche der Dichter mit gutem Humor vorzutragen versteht. Dieser Gruppe von Dichtungen sind auch die kleinen dramatischen Lebensbilder: „’s letzti Fensterln“ und „Drei Jahrl’n nachm letzt’n Fensterln“ beizuzählen, welche nicht nur auf der Wiener Bühne, sondern auf zahlreichen Provinzbühnen und auch außerhalb Oesterreichs oft zur beifällig aufgenommenen Darstellung gelangten, da auch hierin sich S. als tüchtiger Kenner und inniger Schilderer des Volkslebens zeigte. Endlich gehören zu den von S. in der Mundart veröffentlichten Poesien die drei im J. 1850 erschienenen Hefte: „Almer, Innerösterreichische Volksweisen“ (IV, 3 ff.), welche allerdings nicht vom Dichter selbst verfaßt, aber eben als Sammlung dieser kleinen zumeist unter den Begriff der sogenannten „Schnaderhüpfeln“ fallenden Lieder von Werth sind. S. nahm dabei die Gelegenheit wahr, einige Schilderungen aus dem steirischen Volksleben beizufügen, welche die Beachtung des Ethnographen verdienen, sowie auch die von ihm verfaßten Glossare zu den erwähnten Dialektgedichtsammlungen in sprachlicher Hinsicht von Werth sind. — Verschiedene der von ihm gesammelten Sagen allerdings in Bearbeitungen, welche dem Charakter der bezüglichen Blätter angepaßt waren, hat der Dichter in der „Wiener Zeitschrift“, in „Ost und West“ (1838 und 1839) und in anderen belletristischen Blättern jener Zeit veröffentlicht, auch in Wolf’s Zeitschrift für deutsche Mythologie (1855, 2. Bd.) finden sich steiermärkische Sagen und Volksgebräuche mitgetheilt. Der Verfasser dieser Zeilen hat nach der handschriftlich zurückgebliebenen Sammlung Seidl’s dessen „Sagen nnd Geschichten aus Steiermark“ (Graz 1881) nebst verschiedenen Beiträgen zu des Dichters Biographie herausgegeben. Um das Bild von des Dichters poetischem Wirken zu vervollständigen sind auch dessen novellistische Arbeiten zu erwähnen, sie liegen zumeist in den Sammlungen: „Georginen“ (Graz 1836), „Episoden aus dem Roman des Lebens“ (Wien 1836), „Novelletten“ (Wien 1839), „Pentameron“ (Wien 1843) und „Laub und Nadeln“ 2 Bde. (Wien 1842) vor. (Eine Auswahl in den Ges. Schr. V und VI.) Es läßt sich jedoch über diese zwischen 1828 und 1871 entstandenen Erzählungen wenig Bemerkenswerthes mittheilen, es sind schlichte Novellen, zumeist für die üblichen Taschenbücher berechnet, hier und da reicher an Erfindung, jedoch ohne besonders ausgeprägte Charakteristik, insbesondere in der Darstellung der vorgeführten Personen, manche dieser Stücke, wie z. B. „Der Vogel Curios“, erinnern an E. T. A. Hoffmann’s phantastische Geschichten, einige behandeln historische Stoffe wie „Die Schweden vor Olmütz“, manche sind nach Vorwürfen nichtdeutscher Schriftsteller bearbeitet. Hübsche Schilderungen von Gegenden, in

denen S. geweilt, finden sich mitunter diesen Novellen einverleibt. Es wurde schon hervorgehoben, daß S. in späterer Zeit sich fast ausschließlich wissenschaftlicher Thätigkeit widmete, er hat in der That auf dem Gebiete der Ethnographie, der Numismatik und der Epigraphik überaus beachtenswerthe Arbeiten verfaßt, zu denen ihm insbesondere die Durchforschung des an alten Denkmälern so reichen Cillier Bodens reichen Stoff gab. Abgesehen von historisch-topographischen Aufsätzen in der „Steiermärkischen Zeitschrift“, in der Augsburger „Allgemeinen“ und in der „Wiener Zeitung“ sowie in Schmidl's „Oesterreichischen Blättern“ (1846 und 1847) erschienen als überaus werthvolle Untersuchungen die „Epigraphischen Excurse. Monumenta Celejana“ in den „Wiener Jahrbüchern der Litteratur“ (Bd. CII ff.) sowie in den „Sitzungsberichten und Denkschriften der philos.-hist. Classe der k. Akademie in Wien“ die Aufsätze: „Ueber den Dolichenes-Cult“ (XII. und XIII. Bd.), „Beiträge zu einem Namensverzeichnisse der römischen Procuratoren in Noricum“ (XIII. Bd.), „Das altitalische Schwergeld im k. k. Münz- und Antikencabinet“ (III. und XI. Bd.), „Ueber des Titus Calpurnius' Delos“ (Denkschr. I. Bd.). Eine metrische Uebersetzung der Fabeln des Faërnus von S. erschien schon 1831, auch hat er einzelne Elegien Alfons von Lamartine's noch in seiner früheren Arbeitsperiode geschickt übertragen sowie den litterarischen Nachlaß seines begabten, leider mit 30 Jahren dahingeschiedenen Freundes Ludwig Halirsch mit einer trefflichen biographischen Einleitung versehen im J. 1840 (Wien 2 Bde.) herausgegeben. Damit dürfte im wesentlichen die Bedeutung des Dichters J. G. Seidl gekennzeichnet, die Thätigkeit des wissenschaftlichen Schriftstellers und Gelehrten umgrenzt erscheinen. Eine Ausgabe (Auswahl) von Seidl's gesammelten (poetischen) Schriften, herausgegeben von Hans Max, erschien in 6 Bänden von 1877 bis 1881 in Wien bei dem für die österreichische Litteratur so hochverdienten Verleger und persönlichen Freunde des Dichters Wilhelm Braumüller. Die hier bei Anführung einzelner Werke in Klammern befindlichen Ziffern deuten Band und Seite dieser Ausgabe an.

Als Material zur obigen Biographie überließ mir Herr S. H. Funke, Seidl's Enkel, in freundlicher Weise eigenhändige selbstbiographische Aufzeichnungen des Dichters. — Zu vergleichen sind: Wurzbach's Biograph. Lex. XXX, 333—350. — Wurzbach's Biographie im Album österr. Dichter I. Serie (Wien 1850), S. 333—376. — Goedeke's Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung (Hannover 1859) III, 584 u. 585. — W. Hartel's Nekrolog in der Zeitschrift für österr. Gymnasien 1875. — Die Lexika von Brümmer und Kehrein. — Kurz, Gesch. der deutschen Litt. 3. Bd. — J. G. Seidl und seine Beziehungen zur Steiermark in der Ausgabe der nachgelassenen Sagen des Dichters (Graz 1881) vom Verfasser dieser Skizze u. a. m.

Anton Schlossar.

Seidl: Michael S., Wirthschaftsrath und Secretär bei der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen, ordentl. Mitglied und Cassirer der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, † in Prag am 25. Januar 1842. Er wurde im J. 1769 zu Libeschitz im Saazer Kreise, wo sein Vater Landbaumeister war, geboren und, weil er als Knabe viel musikalisches Talent zeigte, auch zunächst für das Lehrfach ausersehen. Durch sein lobenswerthes Verhalten und seine Leistungen in der Musik erwarb er sich die Gunst des Grafen Adalb. v. Czernin, welcher ihn auch nach Prag zum Besuch einer Bildungsanstalt schickte. Daselbst that er sich zwar bald durch großen Eifer und vorzügliche Fähigkeiten hervor, erzielte auch namentlich in der Mathematik bedeutende Fortschritte, ließ aber dennoch nach kurzer Zeit seinen ursprünglichen Plan fallen und wurde sodann von seinem Gönner veranlaßt, sich der Land-

wirthschaft zu widmen und zur Erlernung derselben auf die Grundherrschaft Zasmuck zu gehen. Als er auch hier durch seine Thätigkeit und Strebsamkeit die volle Anerkennung des Principals gefunden hatte, nahm ihn sein vorhin genannter Gönner zu sich, übertrug ihm zuerst das Amt eines Burgverwalters und ernannte ihn später zum Wirthschaftsrathe mit dem Mandat, die Leitung der ganzen gräflichen Herrschaft zu führen. Hierbei entwickelte S. ebenso große Umsicht wie Sachkenntniß und Energie, er rechtfertigte das Vertrauen seines Wohlthäters in jeder Beziehung, versäumte aber auch keine Gelegenheit, durch Anstellung geeigneter Versuche resp. Beobachtungen weitere Aufschlüsse zu gewinnen und Material zur Bereicherung seiner Fachkenntnisse zu sammeln. Als er durch den Tod seines Principals zwar des Amtes ledig geworden, zugleich aber in den Genuß einer belangreichen Pension versetzt war, ging er wieder nach Prag, nahm eine Stellung bei der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft an und wurde 1827 der Nachfolger des Secretärs derselben. In diesem Amte suchte er seine gediegenen Fachkenntnisse im Interesse der Gesellschaft wie zum Besten der böhmischen Landwirthschaft zu verwerthen, redigirte die Schriften des genannten Vereins und lieferte selbst mehrere beachtenswerthe Abhandlungen dazu. Unter diesen haben namentlich die Schrift: „Ueber Erschöpfung des Bodens durch Ernten und über den nöthigen Ersatz, der jenem mittels Düngung geleistet werden muß", sowie die mit großem Scharfsinn und mathematischer Exactheit durchgeführte Abhandlung: „Ueber den Holzzuwachs im Hochwalde", größere Beachtung gefunden. Nachdem er noch im 72. Lebensjahre bei voller Rüstigkeit, als Abgeordneter seiner Gesellschaft, die V. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Doberan in Mecklenburg besucht hatte, verfiel er in eine Krankheit, welche wider Erwarten tödtlichen Ausgang nahm.

Vgl. Dr. A. v. Lengerke: Landwirthschaftliches Konversationslexikon, Supplementband.

Leisewitz.

Seidler: Johann Friedrich August S., Philologe des 18. und 19. Jahrhunderts. Er war in dem Städtchen Osterfeld in der Nähe von Zeitz am 16. April 1779 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Domgymnasium in Naumburg a. S. und studirte dann seit 1798 in Wittenberg und Leipzig Philologie. Durch seinen Jugendfreund Chr. Aug. Lobeck und seinen Lehrer Gottfr. Hermann wurde er vornehmlich zur Beschäftigung mit der griechischen Litteratur und der griechischen Metrik veranlaßt. 1809 wurde er Lehrer an der Nicolaischule in Leipzig, dann 1816 als ordentlicher Professor der griechischen Litteratur an die Universität Halle berufen. Er verdankte diese Berufung vornehmlich seinem grundlegenden Werke „De versibus dochmiacis tragicorum graecorum" (1811 und 1812), welchem ein „Excursus de dactylo et tribracho in quinta senarii iambici sede" beigegeben war; dasselbe hat „durch die Fülle und Feinheit der Beobachtung einen bleibenden Werth" (Bursian). Von der nach dem Muster der Erfurdt'schen Sophokles-Ausgabe unternommenen Euripides-Ausgabe sind nur drei Bändchen 1812 und 1813 erschienen. — Sein akademisches Lehramt legte S. bereits 1824 nieder und lebte dann über ein Vierteljahrhundert in völlig unproductiver Muße zurückgezogen als sächsischer Hofrath zunächst in Lindenau bei Leipzig, später in Krossen a. d. Elster (zwischen Gera und Zeitz) und seit 1846 wieder in Leipzig. Sein Haus war der Sammelplatz der älteren und jüngeren Philologen; G. Hermann und seine früheren Halleschen Collegen, wie K. Reisig u. a., waren regelmäßige Gäste. „Sein versöhnlicher Charakter machte ihn geeignet zu einem Vereinigungspunkte, in dem Männer von den verschiedensten Meinungen eine gesellige Vermittlung fanden"

(Nachruf der Leipz. Zeitung). Er starb in Leipzig am 14. December 1851 (Eckstein, Nomenclator irrig: 15. December).

Neuer Nekrolog der Deutschen 1851, 2. Th., S. 1280 f. — Bursian, Gesch. d. Philologie, S. 725 f.

R. Hoche.

Seidler: Karoline S., von 1817—38 eine Zierde und Stütze der kgl. Oper in Berlin, wurde ums Jahr 1790 zu Wien geboren. Ihr Vater war der fürstlich Lobkowitzische Capellmeister Anton Wranitzky (1761—1819), der neben seiner achtbaren Begabung für die Composition eine ganz hervorragende Befähigung zum musikalischen Lehrberuf besessen haben muß, wenigstens machten seine beiden Töchter, Katharina (verehelichte Kraus) und Karoline, als Bühnen- und Concertsängerinnen allerorts hochangesehen, seiner Schule und seinem Namen später die höchste Ehre. Ihre ersten Bühnenversuche wagte Karoline, die sich im J. 1812 mit dem trefflichen Violinisten Karl August Seidler (1778—1840) vermählt hatte, wohl unter der Leitung ihres väterlichen Lehrers auf dem Privattheater des Fürsten Lobkowitz. In den ersten Jahren ihrer Ehe bereiste sie dann mit ihrem Gatten die österreichischen Lande und das südliche Deutschland und ließ sich sowohl im Concert als auf der Bühne hören; im J. 1813 findet man das Ehepaar in München und im Sommer 1814 wird aus Pesth der erste bedeutende Bühnenerfolg der „Madame Seidler" gemeldet, in einer mittelmäßigen Oper „Harald" von Franz Xaver Kleinhinz. Der Ruf ihrer Leistungen in der Provinz veranlaßte alsbald die Leitung des Wiener Hoftheaters, die junge Sängerin zu einem Gastspiel einzuladen. Am 23. Februar 1815 stellte sie sich in der Rolle der Julia (Spontini's Vestalin) zum ersten Male vor die anspruchsvolle Zuhörerschaft der Kaiserstadt; der Beifall war allgemein. Ihre „schöne, helle, klare und durchaus reine Sopranstimme", ihre gute Schule, ihr „anständiges Mienenspiel, verbunden mit einer reizenden, ausdrucksvollen Gestalt" gefielen so sehr, daß sie zu weiteren Gastrollen gebeten und, als sie auch durch ihre lieblichen Darstellungen der Marie im „Augenarzt" und der Prinzessin im „Johann von Paris", sowie durch ihre gesangliche Leistung als Sophie in Paër's „Sargines" sich noch fester in die Gunst des Publicums gesetzt hatte, dauernd für die Hofoper verpflichtet wurde (Mai 1815). Nach einem Jahr reicher Thätigkeit und bedeutender Erfolge im Concertsaal — wo sie zumeist in Gemeinschaft mit ihrem Gatten auftrat — wie im Opernhaus, erbat sie im Sommer 1816 einen zweimonatlichen Urlaub zu einer Gastspielreise nach Norddeutschland. Im Juni bis August weilte sie in Berlin und fesselte hier die Opernfreunde durch die Schönheit, Leichtigkeit und Anmuth ihres Gesanges, ihren geschmackvollen Vortrag und ihr lebendiges Spiel. Nachdem sie so in 10 Gastrollen ihre Leistungsfähigkeit erwiesen, darunter als Gräfin (Figaro), Myrrha (Opferfest), Rosina (Paisiello's Barbier), wurde sie durch Vertrag dauernd an das Berliner Opernhaus gebunden. Trotzdem sie ihrer Wiener Verpflichtungen nicht ledig war, trat die Sängerin diese ihr besser zusagende Stellung an und verblieb dann darin auch bis an das Ende ihrer künstlerischen Laufbahn. Am 26. Mai 1838 nahm sie auf derselben Bühne für immer Abschied von den weltbedeutenden Brettern; gegeben wurden, zu ihrem Benefiz, die Oper „Der Wasserträger", in der sie die Constanze sang, und der vierte Act aus „Robert der Teufel", wo sie die Partie der Isabella vertrat. Es war eine überaus reiche und mannichfaltige Thätigkeit, auf die „die schöne Madame Seidler" damals zurückblicken konnte. In den Annalen der Berliner Oper ist sie mit über 70 Rollen eingezeichnet; sie gehören theils dem jugendlich-dramatischen Fache, theils dem Gebiete der Soubrette an, doch wird namentlich in

den muntern und anmuthigen Partien des letzteren Schlages ihre künstlerische Meisterschaft gerühmt. Besonders hervorgehoben werden ihre: Prinzessin von Navarra (Johann von Paris), Rosine (Rossini's Barbier, bei der ersten Aufführung des Werkes in Berlin), Henriette (Auber's Maurer), Susanna, Zerlina, doch scheint sie auch für das lyrische Fach gerne verwendet worden zu sein; sie sang z. B. in der ersten Berliner Aufführung der Euryanthe (1825) die Titelrolle dieser Oper und gab auch die Pamina und die Anna (Weiße Dame). Der größte Erfolg und der unvergänglichste Ruhmestitel ihres Künstlerlebens war ihre Darstellung der „Agathe“ im Freischütz; war es ihr doch vergönnt gewesen, diese anmuthige träumerische deutsche Mädchenfigur bei der ersten Aufführung des herrlichen Werkes, am 18. Juni 1821, zum Leben der Bühne zu erwecken und durch ihre Leistung des Meisters Dank zu erwerben. 91 Male sang die Künstlerin diese Rolle allein in Berlin (1821—36) und erntete auch auswärts auf ihren häufigen Gastspielreisen damit großen Beifall. Karoline S. starb am 4. October 1872 zu Berlin, um dieselbe Stunde, da an der Stätte ihrer langjährigen Wirksamkeit der „Freischütz“ seine vierhundertste Aufführung erlebte.

Ledebur, Tonkünstlerlexicon Berlins, S. 544. — Allgemeine musikalische Zeitung von 1815 an häufig. — Mündliche Mittheilung.

Heinrich Welti.

Seidler: Louise S., Malerin, geboren zu Jena am 15. Mai 1786 als Tochter des Universitätsstallmeisters S., † zu Weimar am 7. October 1866. Unter der Obhut ihrer Großmutter, der Wittwe des fürstlich Eisenach- und Weimarischen Oberconsistorialrathes Johann Wilhelm S., verflossen ihr die ersten Jugendjahre bei heiterem Spiel und Scherz, während doch auch auf ihren Unterricht die größte Sorgfalt verwendet wurde. Sie lernte schon als Kind Zeichnen und erfreute sich in der Musik der Unterweisung tüchtiger Lehrer. Nach dem Tode der Großmutter wurde sie zu ihrer weiteren Ausbildung in das Pensionat der Doctorin Stieler nach Gotha gebracht. Hier schloß sie sich eng an Fanny Caspers an, jenes Mädchen, das in späteren Jahren in der Lebensgeschichte des berühmten Bildhauers Thorwaldsen eine so bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Wichtig wurde für sie der Zeichenunterricht des Bildhauers Döll, der nach elfjährigem Aufenthalt in Rom nach Gotha zurückgekehrt war. Louise berichtet, daß durch ihn zuerst die Liebe zur Kunst in ihr erweckt worden sei. Nach dreijähriger Abwesenheit in Gotha empfand sie die Ruhe des väterlichen Hauses in Jena und den vertrauten Umgang mit gleichaltrigen Freundinnen doppelt angenehm. Sie hatte das Glück, als vollberechtigtes Mitglied in den geistig hochstehenden Kreisen Jenas, wo damals Männer wie die beiden Schlegel, Tieck, Schelling, Hufeland, Loder und Gries lebten, verkehren zu dürfen. Sie gehörte zu den Vertrauten des Frommann'schen Hauses und hatte hier Gelegenheit, Goethe näher zu treten, der sich bald auf das wärmste für sie zu interessiren anfing. Die Ereignisse der Schreckensjahre 1806 und 1807 und die französische Invasion in Jena gingen auch an ihrem Leben nicht spurlos vorüber. Sie wurde die Braut eines zu Bernadotte's Corps gehörigen Oberarztes, Namens Geoffroy. Das Schicksal aber verhinderte die Verbindung der beiden Liebenden. Geoffroy wurde nach Spanien abcommandirt und starb dort im Lazareth am Fieber. Um Louise aus dem Zustande dumpfen Hinbrütens, in den sie beim Empfang dieser Todesnachricht verfallen war, zu befreien, sandten sie die Eltern nach Dresden. Hier war es, wo sie angesichts der Kunstschätze der Galerie den Entschluß faßte, sich für immer der Malerei zu widmen. Da sich der Maler Professor Christian Lebrecht Vogel ihrer annahm, indem er ihr unentgeltlichen Unterricht ertheilte, machte sie nicht unbedeutende Fortschritte. Ihre Copie der

heiligen Cäcilie von Carlo Dolce war so gelungen, daß sie Goethe, der im J. 1810 auf der Rückreise von Karlsbad zehn Tage in Dresden verweilte, beim Gang durch die Galerie auffiel. Er erkundigte sich sofort nach der Urheberin, sprach ihr sein Wohlgefallen an ihrer Arbeit aus und lud sie beim Abschied zum Besuch in Weimar ein, wobei er ihr den Auftrag ertheilte, sein Porträt zu malen. Louise S. entledigte sich desselben während des Winters von 1810 auf 1811 (nach Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildnissen. Leipzig 1888, Nr. 36 wurde das Porträt erst im December 1811 vollendet) und hatte die Genugthuung, daß Goethe sich befriedigt über ihre Leistung aussprach. Während des Winters meistens in Weimar und Jena, arbeitete Louise in jenen Jahren im Sommer in Dresden, wo Gerhard v. Kügelgen sie eine Zeitlang mit Rath und That unterstützte. Im Winter des Jahres 1811 wandte sie sich nach Gotha, um den Herzog August und seine Gemahlin, die Herzogin Karoline Amalie, sowie die Prinzessin aus der ersten Ehe des Herzogs zu malen. Diese Lebensweise fand ein Ende, als die Mutter Louisens am 23. September 1814 starb. Louise mußte dem Vater fortan die Wirthschaft führen und zog daher zu ihm nach Jena, eifrig bemüht, über den neuen Pflichten ihren künstlerischen Beruf nicht zu versäumen. Zu Anfang des Jahres 1816 bestellte Goethe bei ihr die farbige Ausführung eines Cartons von Meyer, die von ihm für die Rochuscapelle bei Bingen bestimmt war. Diese Bestellung gab zu einem lebhaften Briefwechsel zwischen Goethe und Louise Anlaß. Die Künstlerin erwarb sich aufs neue die ganze Zufriedenheit des Dichters und hatte die Freude, daß der Großherzog Karl August ihr auf Goethe's Verwendung ein Stipendium von 400 Thalern aussetzte, damit sie sich ein Jahr lang in München in ihrer Kunst weiter ausbilden könnte. So reiste denn Louise am 4. Juli 1817 über Nürnberg und Augsburg nach München, begleitet von einem Empfehlungsschreiben Goethe's an den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi. Von diesem freundlich aufgenommen, fand sie bald darauf auch in dem Hause Schelling's Zutritt, wo sie unter anderen hervorragenden Männern auch den schwedischen Dichter Atterbom kennen lernte. Unter dem Einflusse des Akademiedirectors Langer und seines Sohnes Robert gewann ihre Kunst eine selbständigere Richtung. Langer hielt nicht viel vom Copiren und wies Louise auf das Studium der Natur, das sie bis dahin vernachlässigt hatte. Er verlangte von ihr die Composition einer Sybille, die ihr jedoch nicht recht gelingen wollte. Nebenbei fertigte sie für den Großherzog von Weimar auf Goethe's Wunsch eine Copie nach einem in München befindlichen Porträt Raphael's und für Goethe selbst eine Zeichnung nach dem die Kämpfe der Centauren und Amazonen darstellenden Fries vom Apollotempel zu Bassae bei Phigalia in Arkadien (vgl. Chr. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen. Jena 1848, I, 289, Nr. 676). Ein Schreiben von Henriette Herz aus Rom, mit der sie in München zusammengetroffen war, erregte den heißen Wunsch in ihr, Italien sehen zu dürfen. Sie übersandte den Brief Henriettens an ihren Vater, der ihn durch Vermittlung der Frau v. Heygendorf dem Großherzog Karl August zustellte. Dieser fühlte sich bewogen, der an ihn gerichteten Bitte der Künstlerin Gehör zu geben, und bewilligte ein abermaliges Geschenk von 400 Thalern, das im J. 1819 noch einmal wiederholt wurde, mit der Erlaubniß, diese Summe zum Studium in Rom zu verwenden. Hoch beglückt über diesen neuen Beweis landesväterlicher Huld von Seiten des Großherzogs, machte sich Louise S. am 20. September 1818 auf die Reise nach Italien, wo sie bis zu Johannis 1823 die glücklichste Zeit ihres Lebens verbringen sollte. Die Erzählung ihrer Erlebnisse in Italien und die Schilderung ihrer dort im Verkehr mit den deutschen Künstlern gewonnenen Eindrücke gehört wegen ihrer Schlichtheit und Anschaulichkeit

zu den anmuthigsten Berichten, die wir über die deutsch-römische Kunst zu Anfang unseres Jahrhunderts besitzen, und muß als eine der wichtigsten historischen Quellen für jene Epoche bezeichnet werden. Louise S. langte am 30. Oct. 1818 in Rom an und nahm ihre Wohnung in einem der üblichen Künstlerquartiere am Monte Pincio, wo damals außer Julius Schnorr v. Carolsfeld auch Johann und Philipp Veit wohnten. Bald war sie mit allen hervorragenden Malern und Bildhauern bekannt, die damals in Rom lebten und wirkten. Sie galt ihnen als eine ebenbürtige Genossin, durfte sich sowohl an ihren gemeinsamen künstlerischen Uebungen als an ihren geselligen Unterhaltungen betheiligen und fand auch bei Niebuhr und Frau v. Humboldt stets ein offenes Haus. Im Frühling 1819 unternahm sie einen Ausflug nach Neapel, von dem sie erst gegen Ende des Jahres wieder nach Rom zurückkehrte. Im Herbst des Jahres 1820 finden wir sie in Florenz. Sie hatte sich dorthin zurückgezogen, um sich von den vielen gesellschaftlichen Zerstreuungen in Rom zu erholen und Zeit zu einer größeren Arbeit zu gewinnen. Sie copirte für ihren Großherzog in der Galerie der Uffizien Raphael's Madonna mit dem Stieglitz, welche Friedrich Preller für die beste ihm bekannte Copie erklärte, sowie die sog. Madonna del Gran Duca und die Madonna Tempi, welches Bild König Ludwig von Baiern im J. 1826 für die Pinakothek in München ankaufte. Im Spätherbst 1821 siedelte sie wieder nach Rom über. Hier entstand im April und Mai 1822 die Copie des Violinspielers, die sich jetzt im Raphaelsaale des Orangeriegebäudes zu Sanssouci befindet; gleichzeitig legte Louise Hand an an eine eigene Composition: „Die heilige Elisabeth, Almosen austheilend." Ihre Vollendung erfolgte erst nach der Rückkehr nach Deutschland, zu welcher sich die Künstlerin im J. 1823 infolge der Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters genöthigt sah. Auf Goethe's und Meyer's Empfehlung wurde ihr in der Heimath der Zeichenunterricht bei den beiden weimarischen Prinzessinnen Maria und Augusta (später Gemahlin Kaiser Wilhelm's I.) übertragen. Kurze Zeit nach ihrer Heimkehr starb ihr Vater. Die Künstlerin, die auf diese Weise wieder frei geworden war, gedachte nach Rom zurückzukehren, ließ sich aber in Weimar festhalten, als ihr im J. 1824 die Custodie der großherzoglichen Gemäldesammlung in Weimar anvertraut wurde. Seitdem blieb sie mit Ausnahme der auf einigen Reisen verbrachten Zeit bis an ihr Ende in Weimar, wo sie in allen Kreisen gern gesehen war und vielfach von vornehmen durchreisenden Personen aufgesucht wurde. Nach wie vor unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel, am interessantesten sind darunter die mit Philipp Veit und seiner Gattin Karoline, sowie mit Dorothea Schlegel gewechselten Briefe. An der Errichtung des sächsischen Kunstvereins durch Herrn v. Quandt hatte sie hervorragenden Antheil. Lediglich ihr Verdienst war es, daß Goethe für die Bestrebungen des sächsischen Kunstvereins ein reges Interesse an den Tag legte. Goethe's Tod versetzte sie in tiefe Trauer; sie bewahrte ihm bis zu seinem Ende die wärmste Dankbarkeit für seine Förderung. Noch im Herbste desselben Jahres (1832) unternahm sie in Begleitung einer Frau v. Bardeleben eine zweite italienische Reise, die sie jedoch nur fünfviertel Jahr von Weimar fern hielt. Unter den nach Goethe's Tod von ihr daselbst unterhaltenen künstlerischen Beziehungen war die zu Friedrich Preller, dem Maler der Odysseebilder, die wichtigste. Ihr verdankte sie einen neuen Aufschwung ihrer Kunst, die sich seitdem hauptsächlich auf die Herstellung von Heiligen- und Andachtsbildern richtete. Louise entfaltete eine große Fruchtbarkeit und hörte nicht auf zu schaffen, bis die zunehmende Erblindung ihr den Pinsel aus der Hand nahm. Sie starb zu Weimar am 7. October 1866. Das schönste Denkmal, das sie sich selbst gesetzt hat, ist ihre von Hermann Uhde herausgegebene Selbstbiographie, die unter dem Titel „Erinnerungen aus dem Leben der Malerin Louise Seidler"

zu Berlin im J. 1874 erschien (2., umgearb. Aufl. ebd. 1875; vgl. Herm. Grimm, Fünfzehn Essays. 1. Folge. 3. Aufl. Berlin 1884. S. 288—309). Das Selbstporträt der Künstlerin s. Illustr. Ztg. Leipzig 1875, Bd. 61, S. 437.

H. A. Lier.

Seidlitz: Karl Johann v. S., deutsch-russischer Arzt, geboren zu Reval am 17. (6.) März 1798, studirte Medicin in Dorpat von 1815—21 und erlangte im letztgenannten Jahre nach Vertheidigung der Inauguraldissertation „De praecipuis oculorum morbis inter Estonos obviis" die Doctorwürde. Er trat dann in den militärärztlichen Dienst und war von 1822—26 Ordinator am Seehospital zu St. Petersburg, gab aber diesen Dienst auf, um zunächst während einer zweijährigen Studienreise mit längerem Aufenthalt in Paris, Montpellier, Genf und Pisa sich zu vervollkommnen. Während des türkisch-russischen Krieges bekleidete er 1829 die Stellung als Oberarzt des Hauptquartiers des 2. Armeecorps, sowie des Pesthospitals in Adrianopel, war nach dem Friedensschluß von October 1829 bis Mai 1830 Gesandtschaftsarzt in Constantinopel, von 1830—37 Medicinalinspector des Hafens und Oberarzt des Marinehospitals in St. Petersburg, von 1837—47 Professor der medicinischen Klinik an der medicinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg, legte aber 1847 seine Stellung nieder, siedelte nach Dorpat über und widmete sich fortab nur noch gemeinnützigen Instituten. Er starb am 19. (7.) Februar 1885. S. war ein klarer und scharfdenkender Kopf, ein energischer und thatkräftiger Mann. Schriftstellerisch hat er sich besonders in seinen jüngeren Jahren beschäftigt. Außer verschiedenen Aufsätzen und casuistischen Mittheilungen in Hecker's Annalen der Heilkunde, Petersburger verm. Abhandlungen der Heilkunde, Simon's antihomöopathischem Archiv, Hufeland's Bibl. der Heilkunde, Dorpater Jahrb. für Litteratur, Statistik und Kunst, St. Petersburger Journal der Natur- u. Heilkunde, Preuß. med. Vereinszeitung u. a. Zeitschriften, deren bis zum Jahre 1844 reichendes Verzeichniß Callisen's med. Schriftstellerlexicon XVII, 506 und XXXII, 270 bringt, hat S. selbständig erschienene Schriften unseres Wissens nicht veröffentlicht.

Vgl. noch L. Stieda im Biograph. Lexicon 2c. von Hirsch und Gurlt V, 348. Pagel.

Seiffart: Daniel S., lutherischer Prediger, zu Zwickau † 1706. S. stammte aus Zwickau, wo er am 12. April 1661 als Sohn des Kleinnaglers Michael S. geboren wurde, und war anfangs „in die 13 Jahre", wie er selbst schrieb, Prediger zu Kleinsommern in Thüringen, danach anderthalb Jahre zu Büchel „bei der Sachsenburg". Im J. 1699 traf ihn eine Berufung in seine Vaterstadt Zwickau, der er Folge leistete. Er wirkte von da an als Diakonus an der Oberkirche daselbst, starb aber schon am 10. April 1706. Neben seiner Predigtthätigkeit hat sich S. als erbaulicher Schriftsteller bei seinen Zeitgenossen einen Namen erworben, so daß z. B. Valentin Ernst Löscher in seinen „Unschuldigen Nachrichten" Jahrg. 1705, S. 300 ff., Seiffart's Arbeiten angelegentlich zur Lectüre empfahl. Doch scheint S. seine erbaulichen Publicationen mehr buchhändlerisch-geschäftsmäßig als aus innerem Drange angefertigt zu haben, wie man aus der erstaunlich schnellen Veröffentlichung seiner dickleibigen Bände schließen darf. Sein dogmatischer Standpunkt ist der lutherisch-gläubige mit stark asketischer Richtung. Die Titel seiner Werke sind folgende: „Christhold's Erbauliche Lieder-Ergötzlichkeiten Erstes Hundert" (Nürnberg, Zieger, 1704, 93 Bogen in 8°); „Mel melicum morientium: Trost-Honig der sterbenden Seelen" (Jena, Bielke, 1704, 40 Bogen in 8°); „Mel melicum: Seelen labendes .... Trost-Honig, welches Fürsten und grosse Herren aus geistreichen Psalmen .... gesogen" (Altenburg, Richter, 1705, 41 Bogen in 8°;

„Christholds Biblia in imaginibus, Bilder-Bibel Erster Theil" (Frankfurt, Rössel, 1705, 95 Bogen in 8⁰); „Singularia Evangelica", (Jena, Bielke, 1705, 95 Bogen in 8⁰); „Bilder-Ergötzlichkeiten aus den ersten 9 Capiteln Genes." (Frankfurt 1712). Mehrere geistliche Lieder, die S. gedichtet hat, ließ er selbst in seinen „Lieder-Ergötzlichkeiten" (1704) S. 1227 ff. drucken; sie entbehren aber der Originalität und der schönen Form. — Die biographischen Nachrichten über ihn schöpfte ich theils aus seinen „Lieder-Ergötzlichkeiten" an der Stelle, wo er sich in der alphabetischen Reihe der Autoren selbst behandelt, theils verdanke ich sie der gütigen Mittheilung des Herrn Superintendenten Meyer an der Marienkirche zu Zwickau, welcher mir aus den bei derselben vorhandenen handschriftlichen Geburts- und Sterberegistern freundlichst die Mittheilungen über Seiffart's Geburt und Tod brieflich zukommen ließ und noch auf „Hildebrand, Beschreibung der St. Marienkirche (zu Zwickau)" verwies, wo unter Nr. 18 entsprechend den angegebenen Quellen über S. gehandelt wird.

Paul Tschackert.

Seifried, Epiker des 14. Jahrhunderts, war nach der gewöhnlichen, aber unbewiesenen Annahme Oesterreicher. In der Martinsnacht 1332 vollendete er sein Alexandergedicht, einen letzten armseligen Ausläufer der reichen poetischen Litteratur, die die mhd. Zeit diesem Stoffe gewidmet hatte. Seine Quelle war, wie bei seinen Vorgängern, überwiegend oder allein die Historia de preliis, die er wol auch meint, wenn er des Virgilius (Valerius?) Alexandries citirt; was er sonst nennt, die Chronik des Eusebius, Augustin u. a., dient ihm lediglich zu gelehrtem Renommiren und kommt als Quelle natürlich nicht in Betracht. Unter seinen deutschen Vorläufern wird er Ulrich v. Eschenbach gekannt haben, den er freilich mit Wolfram verwechselt. Er hält sich erheblich kürzer als dieser; seine Dichtung umfaßt etwa 10 000 Verse, wenig mehr als den dritten Theil des Ulrich'schen Werks. S. erzählt ohne jede Selbständigkeit, ohne jede Fähigkeit zu künstlerischer Gestaltung seine Vorlage in roher Thatsächlichkeit wieder; er will nicht mehr noch minder sein als ein getreuer Ausleger, will nichts dazuthun, nur ein schlichtes Dichten üben; die gute Tradition des mhd. Erzählungsstils wirkt aber selbst bei diesem ungeschickten Spätling noch nach. Die technischen Mängel seiner Reimpaare, die er am Schluß durch Vierreime ersetzt, entschuldigt er selbst durch Unglück und Armuth, durch Lebenssorgen und Ungunst der Herrschaft. Die unverwüstliche Beliebtheit des heroischen Märchenstoffes, den S. gewählt, hat auch seinem schwächlichen Product noch eine gewisse Verbreitung geschafft: wir kennen nicht weniger als fünf Handschriften.

Jahrbücher d. Literatur, Bd. 57 (Wien 1832), Anzeigeblatt S. 19 ff. — Seifried's Gedicht ist noch ungedruckt. R.

Seiler: Burkhard Wilhelm S., deutscher Anatom, geb. am 11. April 1779 zu Erlangen als Sohn des verdienstvollen Theologen und Volksschriftstellers Georg Friedrich S., † am 27. September 1843 zu Dresden. Er studirte seit 1796 in Erlangen, promovirte 1799 und bildete sich in Würzburg, Bamberg, Wien und Berlin weiter aus. 1802 wurde er Prosector und 1807 ord. Professor der Anatomie und Chirurgie an der Hochschule Wittenberg. 1809 übernahm er noch die Stelle des Kreisphysikus zu Wittenberg und die des Stadtphysikus zu Kemberg. Vom August 1813 an prakticirte er in Schmiedeberg, wohin sich die Professoren von Wittenberg infolge der kriegerischen Ereignisse zurückgezogen hatten. Am 21. März 1814 wurde er auf Vorschlag seines in Dresden lebenden Freundes, des Medicinalreferenten Dr. Weinlig, aufgefordert, einen Plan zur verbesserten Wiederherstellung einer medic.-chirurg. Lehranstalt für die Heranbildung von Wundärzten, namentlich für das Militär, zu

entwerfen. Die Regierung stimmte dem von ihm entworfenen Plane zu, so daß mittels Beschlusses vom 15. October 1815 eine chirurg.-medic. Akademie zum Zwecke der Ausbildung „guter Wundärzte und Aerzte für das Heer und das platte Land“ aus den Mitteln des von 1748—1813 bestandenen Collegium medico-chirurgicum in Dresden ins Leben trat. Trotz eines Rufes an die Hochschule Halle-Wittenberg nahm er die Ernennung zum Director der am 3. August 1816 eröffneten Dresdner chirurg.-medic. Akademie und zum Professor der Therapie, Physiologie und Gerichtsmedicin an dieser Anstalt an. Auch wurde 1817 die Leitung der Thierheilschule in seine Hand gelegt. Unter ihm gediehen die genannten Anstalten zu besonderer Blüthe. Im J. 1824, nach Aufhebung des seit 1768 bestandenen Sanitätscollegiums, erweiterte sich der Wirkungskreis der Professoren der Akademie und besonders derjenige ihres Directors durch die Uebernahme der Prüfungen der Bezirksärzte, der auswärts promovirten Aerzte, der Apotheker und Hebammen, sowie durch die Erstattung der staatsmedicinischen Gutachten. Infolge dessen erhielt S. Sitz und Stimme in der Regierung, wurde 1827 zum Hof- und Medicinalrath ernannt und mit der Neubearbeitung eines sächsischen Arzneibuchs, sowie mit der Leitung der Arbeiten der Choleracommission und mit der Einrichtung einer Blutegelzuchtanstalt zu Moritzburg betraut. Nachdem er 1818 die Stiftung der heute noch blühenden Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden angeregt hatte, trat er in die Mitredaction der von den Lehrern der Akademie herausgegebenen Zeitschrift für Natur- und Heilkunde (1818—30). Seine forscherische Thätigkeit wandte sich allen Gebieten der Medicin, vornehmlich aber der Anatomie und Physiologie zu. Einen weit berühmten Namen erlangte S. durch seine Lehre von den Unterleibsbrüchen, die er in seiner Bearbeitung von Scarpa's „Abhandlung über die Brüche“ (2. Aufl. Leipzig 1822), in Rust's „Theoretisch-praktischem Handbuche der Chirurgie“ und in einigen Dissertationen niedergelegt hat. Aus seinen litterarischen Arbeiten sind ferner hervorzuheben: „Anatomia corporis humani senilis“, Erlangen 1799; „De morbis senum particula 1 et 2.“ Wittenberg 1806, 1807; „Observationes nonnullae de testiculorum descensu et partium genitalium anomaliis“. Leipzig 1817; „Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie für Künstler und Kunstfreunde.“ Dresden 1825; „Die Gebärmutter und das Ei des Menschen in den ersten Schwangerschaftsmonaten.“ Dresden 1832; „Beiträge zu der Entwicklungsgeschichte der Eier und des Embryos der Thiere.“ Dresden 1833; „Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen.“ Dresden 1833.

Nachrichten von dem Leben und Wirken B. W. Seilers nach eigenen Aufzeichnungen &c. Dresden 1844 (enthält sein Bild und ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Arbeiten). — Rust's Magazin 1832, XXXVI (enthält Seiler's Bild). — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 21, 1843. — Biographisches Lexicon &c. der Aerzte. Wien und Leipzig 1887. Bd. V. — Allgem. deutsche Real-Encyclopädie (Conversationslexikon) Bd. X. Leipzig 1836. — H. Frölich, Geschichte des K. Sächs. Sanitätscorps. Leipzig 1888.

H. Frölich.

Seiler: Georg Friedrich S., Erlanger Theologe, † 1807. S. wurde am 24. October 1733 zu Creußen bei Baireuth in bürgerlichen Verhältnissen geboren, erhielt seine Vorbildung zu Baireuth und bezog 1754 die Universität Erlangen. Hier studirte er Philosophie und Theologie, orientalische Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte, bis er 1759 als Aufseher eines jungen Adeligen nach Tübingen ging, wo er noch zwei Jahre seiner wissenschaftlichen Ausbildung leben konnte. Seine erste amtliche Anstellung erhielt S.

im Coburgischen, wo er 1761 Diakonus zu Neustadt an der Heyde wurde und später ein Predigtamt in Coburg verwaltete. Im Jahre 1769 erhielt er einen Ruf als vierter ordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen, siedelte im März 1770 dahin über und hielt am 2. Mai dieses Jahres seine Antrittsvorlesung an der dortigen Universität. Von da an hat er dieser Hochschule bis an seinen Tod (1807) angehört. Am 21. August 1771 promovirte er in Erlangen als Dr. theol., disputirte sich im September darauf in die Facultät ein und erhielt 1772 die dritte theologische Professur nebst der Universitätspredigerstelle. Seine akademische Thätigkeit verschaffte ihm bald ein so hohes Ansehen, daß die verschiedensten Berufungen nach auswärts an ihn ergingen, so nach Göttingen, Leipzig, Lübeck, Hamburg u. s. w. Er lehnte sie aber alle ab, und die heimische Staatsregierung belohnte ihn dafür durch ansehnliche Gehaltserhöhungen, Rangauszeichnungen und durch Uebertragung von ehrenvollen Nebenämtern auf ihn. So erhielt er 1773 den Charakter eines geheimen Kirchenrathes, 1775 eine wirkliche Consistorialrathsstelle in Baireuth mit dem Decernat über das gesammte Schulwesen des Fürstenthums Baireuth. 1779 wurde er zweiter, 1788 erster ordentlicher Professor der Theologie in Erlangen und rückte zugleich als Superintendent, erster Prediger der Stadtkirche und Scholarch des Gymnasiums ein. Durch diese seine praktischen Nebenämter ganz von selbst auf die Praxis in Kirche, Schule, Gemeinde und Staat hingewiesen, hat er nie unterlassen neben der Pflege ernster Wissenschaft durch populäre Belehrung und durch Erweisung thätiger Liebe dem Wohle seiner Nebenmenschen zu dienen. — In seiner Denkweise hat er zwar das orthodoxe kirchliche Lehrsystem abgelehnt, aber als ernster Christ sich vor frivoler Aufklärung gehütet und zur Vertheidigung des Christenthums die Harmonie von Vernunft und biblischer Religion zu erweisen gesucht; er gehörte zu den „Aufklärern", aber zu den besonnenen, welcher noch „göttliche Offenbarungen" anerkannte, „die Jesus und seine Gesandten empfangen haben". Von den zahlreichen Schriften, welche seinem nie ermüdenden Fleiße ihren Ursprung verdanken, nennen wir als die wichtigeren in chronologischer Reihenfolge: „Der Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums zur Erbauung" (Th. I) 1769, 6. Aufl. 1779; (Th. II) 1775, 2. Aufl. 1778 (es wurde in mehrere neuere Sprachen übersetzt); „Kurze Geschichte der geoffenbarten Religion, mit Kupfern und Landcharten" 1772; 9. Aufl. 1800 (ebenfalls in mehrere neuere Sprachen übersetzt); „Religion der Unmündigen" 1772; 16. Aufl. 1797, wurde in das Lateinische und in sieben neuere Sprachen übertragen, in's Böhmische sogar in zwei Ausgaben, einer für Katholiken und einer für Protestanten; „Theologia dogmatico-polemica, cum compendio historiae dogmatum succinctae, in usum praelectionum academicarum adornata" 1774; 3 ed. 1788; „Ueber die Gottheit Christi, beides für Gläubige und Zweifler" 1775; „Kleiner und historischer Katechismus ꝛc." Bayreuth 1775; 16. Aufl. 1801 (vielfach in Deutschland nachgedruckt). „Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften, welche Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts betreffen, in Vereinigung mit einer Gesellschaft von Gottesgelehrten", I. bis XXV. Jahrg., 1776—1800; „Das größere biblische Erbauungsbuch, zum Theil aufgesetzt und herausgegeben." Alten Testamentes Theil I bis X, 1785—1795. Neuen Testamentes Theil I bis VII, 1786—1792. Beide in 8°. Neue Ausgabe in 4° 1788—1793. „Schullehrer-Bibel." Des Neuen Testamentes Theil I—III, 1790—1793; „Die Religion nach Vernunft und Bibel in ihrer Harmonie ꝛc." 1798; dazu: „Kurzer Inbegriff der Religion nach Vernunft und Bibel, ein Lehrbuch für Studierende ꝛc." 1799; „Das Zeitalter der Harmonie der Vernunft und der biblischen Religion, eine Apologie des Christenthums gegen Thom. Payne" 1802. Die übrigen Schriften

Seiler's, lateinische nnd deutsche, gelehrte und praktische, theoretische und erbauliche, Programme, Abhandlungen, Recensionen, Predigten und einzelne Blätter, mit den oben citirten zusammen 173, sind aufgezählt bei Fikenscher (Georg Wolfg. Augustin), Vollständige akad. Gelehrten-Geschichte der Universität Erlangen. Erste Abth. (Nürnberg 1806), S. 101—124; ein Abriß des Lebens Seiler's ebendaselbst, S. 95—101; die vorangehende Litteratur zur Biographie Seiler's ebendaselbst, S. 95, Anm. m. An demselben Orte, am Schlusse, Nachrichten über Bildnisse Seiler's.

Paul Tschackert.

Seinsheim: August, Graf v. S., k. b. Kämmerer und Reichsrath, Kunstfreund, Historienmaler und Radirer. Geboren am 11. Februar 1789 zu München als der jüngste Sohn des kurpfalzbaierischen, wirklichen geheimen Rathes und Kirchen-Administrationsraths-Präsidenten Maximilian Grafen v. Seinsheim (gest. 1803) und der Gräfin Marianne v. Seinsheim (geb. Freie v. Frankenstein-Ulstadt), entwickelte sich bei dem Knaben frühe schon die Anlage und Lust zum Zeichnen, welche durch seinen trefflichen Erzieher, den Pfarrer Auranger v. Sünching weiter geweckt und gebildet wurde. So kam es, daß der kaum 16jährige Graf eines Tages im Schlosse zu Schönach, einzig nach der Anleitung eines alten Buches, auf selbst zubereiteter Leinwand und mit Farben, die sein treuer Diener James reiben mußte, nach der Natur zu malen begann. Ein Hirtenknabe saß beim ersten Versuche, es glückte leidlich und nun ging es trotz allen Hindernissen muthig weiter. Durch Vermittelung seines Mentors erhielt der angehende Maler einige Handgriffe durch den Galleriedirector Georg v. Dillis; auch war Graf S. in der Folge sogar so glücklich, einer Sitzung beiwohnen zu dürfen, in welcher der damals berühmte Johann Georg Edlinger (1741—1819) ein Porträt des mit dem Hofmeister Auranger befreundeten Landes-Directions-secretärs v. Schiefl malte. Die Bildnisse in Edlinger's Werkstätte überraschten ihn außerordentlich, besonders ein paar uniformirte Soldatengesichter und noch mehr etliche „alte Köpfe“. Infolge dieser Eindrücke wurde nach eifrigen Besprechungen mit dem geistlichen Mentor die Resolution gefaßt, den greisen Maler zu einer kritischen Consultation der junggräflichen Malerversuche einzuladen und eventuell um weiteren Unterricht zu bitten. Der Meister kam, sah die primitiven Naturstudien durch, lobte den kühnen Anfänger, wies aber dessen demuthsvolles Ansuchen um weitere Förderung zurück mit den Worten: „Nein, das kann ich nicht; Sie sind ein Genie; ich würde Sie nur verderben. Ich weiß selbst nicht — fuhr er ächt Mozartisch fort — wie meine Gemälde entstehen; ich mach' so lang daran fort, bis ich glaube, daß sie gut sind.“ Der gute Edlinger quälte aber seine Originale und ließ sie oft unter siebenzig Sitzungen gar nicht los und zwar zu einem Porträt, für welches er 18 Thaler erhielt! Und doch sind alle seine Bilder äußerst frei, breit und flott behandelt; man gewahrt an ihnen gar keine Aengstlichkeit oder Minutiosität. Aber 70 Sitzungen bei 18 Thaler Honorar!! Und dabei saß man in einer Kammer, deren Fenster auf der Südseite lagen, und Frau Edlinger kochte in demselben Raume und gab, wenn ihr Gemahl sich nicht weiter verwußte, durch Einrede und Beirath ihre kritische Stimme ab. Oh über diese alten Maler! Trotz dieser erfreulichen Diagnose widmete sich Graf S. doch auf der Universität zu Landshut (1809—11) der Rechtsgelehrsamkeit, setzte aber in den Mußestunden seine Kunstübungen fort und zwar unter der Leitung des verdienstvollen Simon Klotz (1777—1825), welcher kurz vorher (1808) als Professor der Theorie der bildenden Künste nach Landshut berufen wurde. Nachdem S. zu Landshut seine Studien vollendet, das Absolutorium erhalten, die gesetzlich vorgeschriebene Praxis bei dem Landgericht Au angetreten, im Sommer 1812 den allgemeinen Staatsconcurs mit-

gemacht und so alle Bedingungen zum Anspruch eines Staatsdienstes erfüllt hatte, entsagte er der Jurisprudenz und ging ausschließlich zur Pflege der Kunst über, besuchte 1813 bis Anfang 1816 die Akademie, wo er unter der freundlichen Leitung der beiden Langer sich in Zeichnung, Composition und Oelmalerei weiter bildete. Im Frühling des Jahres 1816 reiste er mit seinem älteren Bruder, Grafen Karl v. S. nach Italien, wo er sich am längsten zu Rom aufhielt, fleißig studirte und mit den damals daselbst versammelten deutschen Künstlern Cornelius, Schadow, Overbeck, Veit und Anderen in freundliche Berührung kam. Daselbst entstand ein großer Carton zu einem Altarbilde, die Madonna in einer Gloriette von Engeln mit den 14 Nothhelfern, welches sodann zu München 1820—1822 in Oel ausgeführt und in der Kirche zu Grünbach (dem Landgute seines Bruders Karl) aufgestellt wurde. Das Colorit ist kräftig und satt, die Composition einfach und durchgebildet, sie hatte insbesondere Overbeck's Billigung erfahren. Während seines römischen Aufenthaltes machte Graf S. auch einige Versuche in der damals wieder auflebenden Frescomalerei und ging dann über Florenz, Bologna, Perugia und Venedig nach München zurück; hier schloß er 1818 mit der Reichsgräfin Emilie Basselet v. La Rosée eine glückliche Ehe. Bei Gelegenheit der Jubelfeier König Max I. (1824) arbeitete auch Graf S. mit Hauber, Heideck, Rohmberg, Stieler, L. Quaglio und Peter Heß an den Transparentbildern, welche auf dem sog. Dultplatz in nächtlicher Illumination aufgestellt wurden. In demselben Jahre wählte ihn auch die Akademie unter ihre Ehrenmitglieder; S. vollendete beinahe gleichzeitig ein die Uebergabe der Schlüsselgewalt vorstellendes Bild; der Künstler stiftete dasselbe großmüthig in die Stadtpfarrkirche zu Vohburg. Ebenso malte Graf S. nach Kiefersfelden (bei Kufstein), wo König Otto im December 1832 bei seiner Abreise nach Griechenland, von seinen Eltern in der Heimath Abschied nahm und wo dann zur Erinnerung eine spitzbogige Kapelle erbaut wurde, in dieselbe ein schönes Altarbild mit dem Schutzheiligen des kgl. Hauses. So war alles, was der edle Künstler schuf, bedeutsam und sinnig. Graf S. malte viele kleinere Bilder, die er meist an arme Gemeinden verschenkte, manche kamen durch den Missionsverein nach Amerika. Ebenso entstanden viele Porträts von Angehörigen seiner Familie, von Gelehrten und Freunden, darunter das Bildniß des Bischofs Joh. Mich. Sailer (lithographirt von Hanfstängl), des Professor Benedict Patrik Zimmer (1811, gestochen 1821 von Schleich) und allerlei einfache Genrestücke aus dem italienischen und deutschen Volksleben. Außerdem griff er gerne zur Radirnadel und zeichnete 1806 ein Bild nach Salvator Rosa auf Stein — ein Blatt, welches zu den Incunabeln der Lithographie gezählt werden kann und Zeugniß gibt von dem allgemeinen Interesse, welches diese neue Kunsttechnik damals überall erweckte. — Der edle Graf betrachtete sich immerhin nur als einen Dilettanten, der zu seiner Freude die Kunst betrieb; er malte ruhig, zu seines Herzens Erheiterung, unbeirrt durch die Wandelungen der verschiedenen Richtungen und Parteien, auf deren Beifall verzichtend, und blieb so thätig bis in das letzte Jahr seines Lebens. Einem jüngeren Freunde, welchem er noch im letzten Sommer sein Atelier öffnete und der die gute Seite eines Bildes etwas zu bereitwillig hervorhob, antwortete er heiter lächelnd: „Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, mich zu loben, ich weiß recht gut, was mir fehlt; ich bin eben stehen geblieben und über die Langer'sche Zeit nimmer hinausgekommen“. Das hinderte ihn aber nicht, alles wirklich Schöne und Gute bereitwillig überall anzuerkennen. Er hatte ein feingebildetes Auge und weitere Kenntnisse im Bereiche der Kunstgeschichte, als man sonst selbst bei berühmten Größen suchen darf. Sein Urtheil bewahrte immer das liebevolle Gepräge, wie er überhaupt ein Herr war

vom alten guten Ton, welchen die Gegenwart leider vorschnell als veraltet und abgenützt mit übel angebrachter Vornehmthuerei bei Seite setzt. König Ludwig hielt den Grafen hoch in Ehren und überraschte ihn noch im Herbste 1867 mit einem Besuche vor seiner letzten Reise nach Nizza, wo der königliche Maecen am 29. Februar 1868 aus dem Leben schied. Beide ahnten damals schon, daß ihr Leben nahe dem Ende sei. Der Maler starb am 18. December 1869. Er war ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung, ein frommer gläubiger Christ und warmer Patriot. Sein Porträt hat J. Fertig 1843 lithographirt.

Vgl. Nr. 89 Kunstblatt 1823 (Madonna); Nr. 92 ebendas. 1829 (Flucht nach Aegypten). — Raczynski 1840. II, 338. — Nagler 1846. XVI, und dessen Monogrammisten 1858. I, 544 (Nr. 1273). — Beil. 355 u. 363 „Allg. Ztg.“ vom 21. und 29. December 1869. — Beil. 61 „Augsburger Postztg.“ vom 22. Decbr. 1869. — Kunst-Vereins-Bericht für 1869. S. 58. — Andresen, Die deutschen Maler-Radirer des XIX. Jahrhunderts. Lpz. 1869. III, 333—344 (wo auch das Verzeichniß von Seinsheim's sämmtlichen Radirungen). — Reber, Gesch. der neueren Kunst 1884.

Hyac. Holland.

Seip: Johann Nikolaus S., geb. am 20. (22.) December 1724 in Marburg i. H. als Sohn des Kaufmanns Heinrich Daniel S. und dessen Frau Anna Elisabeth, Tochter des Bürgermeisters Rabe, als Enkel des Metropolitan Georg Daniel S. in Königsberg i. d. Wetterau. Anfangs besuchte er das Pädagogium seiner Vaterstadt; nach dem frühen Tod seiner Eltern kam er durch Vermittelung des Superintendenten Breidenbach zu dessen Schwiegersohn, dem Metropolitan Stück zu Wittelsberg. Von diesem wohl vorbereitet, begann er 1742 das Universitätsstudium zu Marburg (am 28. Dec. 1741 inscribirt), zwei Jahre nachdem Christian Wolff von dort nach Halle zurückgekehrt war. Unter Böhm und Spangenberg studirte S. Philosophie und Mathematik; bei Johann Joachim und Nikolaus Wilhelm Schröder lernte er orientalische Sprachen. 1745 ging er auf die lutherische Universität Rinteln, um nun erst Theologie zu studiren. Wigand Kahler, der Sohn des Cartesianers Johann K., und Engelhard Steuber, zugleich ein guter Orientalist, waren seine Lehrer. Die bestimmende theologische und praktische Ausbildung erhielt er indessen erst in Jena, wohin er 1747 übersiedelte. Hier hatte Johann Peter Reusch bereits den Bund zwischen Theologie und Wolff'scher Philosophie geschlossen. Indem sich S. völlig die Methode und Sprache des Wolffianismus aneignete, ist er insbesondere von der Glückseligkeitstheorie seines Lehrers Reusch beeinflußt worden. Johann Georg Walch und der Kirchenrath Halbauer waren neben jenem seine Hauptlehrer. — Auf einer Reise, welche er 1748 unternahm, besuchte er die Universitäten Leipzig, Halle, Erfurt, Göttingen. In Halle machte er die Bekanntschaft des gefeierten Hauptes der Philosophen und des großen Moral-Theologen Siegmund Jacob Baumgarten, dessen Schriften er eifrig studirt hat. Dann kehrte er nach Marburg zurück und erwarb sich 1749 durch eine Dissertation „De pathologia divina seu de affectibus divinis“ und eine Rede „De insigni usu et praestantia philosophiae“ die Magisterwürde. Die Göttinger Zeitung von gelehrten Sachen (1749, S. 615) urtheilt über die Dissertation: „Der Herr V. hat übrigens in dieser Abhandlung bewiesen, daß er die Wolff'sche Philosophie zu gebrauchen wisse“. — Bis 1753 war S. als Docent thätig; er las mit großem Beifall über alle Theile der Philosophie, über theologische Moral und Homiletik, gründete eine deutsche Gesellschaft und wurde selbst von der in Göttingen zum Mitglied ernannt. Ganz in Wolff'scher Manier sind drei weitere Dissertationen gehalten, welche S. während dieser Jahre veröffentlichte: „De conversione philosophica“, „De conversionis philosophicae mediis“, „De cultu Dei mechanico“. — Obgleich er

zum Professor der Logik und Metaphysik vorgeschlagen wurde, entschloß er sich doch — die Gründe sind nicht bekannt — in das Pfarramt überzugehen, legte das nöthige Examen ab und bezog 1753 die Pfarrei Bezgesdorf bei Marburg. Schon im folgenden Jahr wurde er als Subdiakonus nach der Universitätsstadt berufen. Am 26. Mai hielt er seine Antrittspredigt über 1. Petri IV, 11 (gedr. zu Marburg bei Ch. E. J. Weldige). Sie enthält eine ausführliche, von großem Ernst getragene Anweisung zur Führung des geistlichen Amtes und nimmt erst am Schluß Rücksicht auf das Publicum. Mit der Führung des Pfarramts verband er, ohne einen besonderen Auftrag zu haben, eine segensreiche Lehrthätigkeit unter den jungen Theologen der Hochschule. Wiederum ließ er sich die Pflege der deutschen Sprache angelegen sein; in der von ihm gegründeten Gesellschaft hielt er mehrere Vorträge aus dem Gebiet der Moral, die offenbar als Muster gelten sollten. Daneben war er schriftstellerisch thätig. Seine bedeutendsten Schriften aus dieser Zeit sind: „Gedanken von der Zärtlichkeit in der Religion" 1753, „Die Macht der Beispiele, eine Rede" 1754, Vorrede „Von der Wichtigkeit der Beobachtung über die Veränderungen im Reich der Gnaden" zu Heinrich D. Müller's Geschichte bekehrter Seelen, 1755, „Theorie von den Vorhersehungen und Ahndungen der menschlichen Seele nebst einer praktischen Anwendung derselben" 1755. Er verknüpft in diesen Schriften psychologische Beobachtungen mit moralischen Problemen auf dem Boden der theologia naturalis, in dem Schematismus seinem philosophischen Vorbild gleich, an religiöser Innigkeit ihm überlegen. Die Marburger Beiträge zur Gelehrsamkeit 1750 bringen auch eine historische Abhandlung aus Seip's Feder über die Verfassung des hessischen Kirchenwesens, insbesondere über die Superintendentenwahl, — eine ziemlich vollständige, aber nicht fehlerfreie Zusammenstellung der darauf bezüglichen Nachrichten. Ebenfalls ein Product dieser Periode sind die Entwürfe heiliger Reden über die Sonn- und Festtagsepisteln des Jahres 1757, Marburg 1759. Dem Vorgang der Pastoren Schlosser und Mylius in Hamburg, des Seniors Fresenius in Frankfurt folgend, hatte er, um ein besseres Verständniß seiner Predigten zu ermöglichen, die Entwürfe derselben drucken und vor dem Gottesdienst unter seinen Zuhörern verbreiten lassen. Ebenso wie die einzelnen Blätter sollte ihre Sammlung der Erbauung der Gemeinde dienen; thatsächlich aber rechnet dieselbe mehr auf ein theologisches Publicum. Die mathematisch-logische Schulung des Wolffianers ist nicht zu verkennen, aber das rationale Element beherrscht nur die Form des homiletischen Beweises, nicht seine Gedanken. Aus diesen spricht der Geist der vom Pietismus beeinflußten, über die confessionellen Schranken sich erhebenden Orthodoxie. Christus ist das stete Grundthema dieser Epistelpredigten. — 1759 erhielt S. die durch den Tod des Superintendenten Jungken erledigte Ekklesiastenstelle und wurde 1760 auch sein Nachfolger als Superintendent und Consistorialrath. In einem Gedicht, welches ihm einige Schüler zur Einführung am 12. Februar widmeten, wird am Schluß die Hoffnung ausgesprochen, es möge ihm vergönnt sein, die Scheidung der Confessionen in der hessischen Kirche aufzuheben. Sein versöhnliches Wesen und sein philosophischer Standpunkt mochten den Anlaß bieten, solche Erwartungen zu hegen: allein er entsprach denselben nicht, gründete er doch selbst auf streng confessioneller Grundlage 1765 ein lutherisches Waisenhaus. — Seine litterarische Thätigkeit beschränkte sich jetzt auf kleinere Mittheilungen aus seinem Amtsleben. Auf Wunsch ertheilte er anfangs noch Unterricht in der lutherischen Dogmatik. Aber seine Kraft wurde immermehr durch das dreifache Amt ganz in Anspruch genommen. In diesem erwarb er sich durch seine rastlose, das eigne Wohl ganz zurücksetzende Thätigkeit, durch Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit, sowie durch seelsorgerischen Takt, verbunden mit lebhaftem Witz, allgemeinste Verehrung.

Dieselbe kommt zum Ausdruck in dem ihm gewidmeten Nachruf der 16. Beilage zu den Annalen der neuesten theologischen Litteratur und Kirchengeschichte, Rinteln 1789. — S. starb ledigen Standes am 24. September 1789 an einem Magenübel, dessen heftige Anfälle ihm die letzten Jahre seiner Amtsführung sehr erschwert hatten, das er aber bis zuletzt mit bewundernswürdiger Geduld ertrug.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bei F. W. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, XIV, Cassel 1804.

Bernhard Beß.

Seipel: Ludwig Christian S., Marinemaler, wurde als der einzige Sohn des Theatermalers Ludwig S. in Bremen am 13. August 1821 geboren, widmete sich anfangs als Schüler seines Vaters, demselben Fache, weilte dann als Theatermaler in Hannover, Dresden und Berlin, wo er sich unter Wilhelm Krause zur Kunst wendete und die Landschaft nebst der Marine zu seinem Lieblingsfache erwählte. Im Jahre 1845 kam derselbe zur weiteren Ausbildung nach München, ging aber bald wieder über Berlin nach seiner Vaterstadt zurück, um auf kleineren und größeren Seereisen seine Kraft ausschließlich dem Studium der Natur und den wechselvollen Erscheinungen des Meeres zu widmen. Mit welch' erfreulichem Erfolge er dieses gethan, zeigten die nach seiner Rückkehr in München 1846 ausgestellten Bilder, ferner eine „Winterlandschaft“ (1847), „Hafenpartie bei Sonnenuntergang“ (1849), „Meeresküste nach dem Sturme“ (1850) und eine „Marine“ (1851) u. s. w., welche bei einer außerordentlichen Lebendigkeit der Auffassung, durch große Wahrheit und glänzende Lichteffecte, wie sie diesem beweglichen Elemente eigen sind, die Kunstfreunde fesselten. Leider war der Thätigkeit dieses vielversprechenden Künstlers nur ein kurzes Ziel gesteckt. Nachdem er sich im Sommer 1849 verheirathet und mit seiner jungen Frau noch eine Reise in die Heimath gemacht hatte, zeigten sich bald nach seiner Rückkehr die Symptome eines Lungenleidens, welchem er schon am 24. Mai 1851 unterlag.

Vgl. Nagler 1846. XVI, 221. — Kunstvereins-Bericht für 1851, S. 50.

H. Holland.

Seiters: Johann Christoph Anton S., katholischer Geistlicher, geboren am 29. August 1806 zu Thüle in Westphalen (Diöcese Paderborn), † am 2. Februar 1866 zu Hildesheim. Er machte seine Studien an dem bischöflichen Gymnasium und der theologischen Lehranstalt zu Hildesheim, wurde 1827 Erzieher des Grafen Botho v. Stolberg zu Söder. Im Februar 1830 zum Priester geweiht, besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung die Universität zu Göttingen und wurde dann Lehrer an dem genannten Gymnasium. Nach einigen Jahren wurde er Pfarrer zu Söder, dann zu Göttingen. 1845 veröffentlichte er das Werk: „Bonifacius, der Apostel der Deutschen, nach seinem Leben und Wirken geschildert“, und wurde darauf in Würzburg honoris causa Doctor der Theologie. 1847 wurde er zum Pfarrer in Duderstadt und bald darauf auch zum bischöflichen Commissarius des Unter-Eichsfeldes ernannt. Er vertrat mehrere Jahre das Unter-Eichsfeld in der hannoverschen Ständekammer. 1864 wurde er von dem Bischof von Hildesheim zum Domcapitular und Generalvicariatsrathe ernannt.

Mittheilungen aus Hildesheim. Reusch.

Seitz: Alexander S. (Sytz), Arzt des 16. Jahrhunderts, stammte aus Marbach in Württemberg, studirte seit 1488 in Tübingen, Como und Padua, practicirte in seiner Vaterstadt, mußte aber infolge seiner Theilnahme am politischen Leben, namentlich nachdem er seine Schrift gegen den Adel „Thurnier oder adelige Musterung“ veröffentlicht hatte, und seiner Betheiligung an dem Aufstande des armen Konrad gegen Herzog Ulrich von Württemberg nach der Schweiz

fliehen, wo er seit 1514 mit kurzer Unterbrechung durch einen Aufenthalt in Reutlingen lebte. Von seinen späteren Lebensschicksalen ist noch bekannt geworden, daß er 1525 von Straßburg aus an Zwingli, den er während seines Exils kennen gelernt hatte, ein Gesuch um seine Unterstützung für die Beschaffung eines Unterkommens in der Schweiz richtete. S. ist bemerkenswerth als Verfasser einer originellen, auf Veranlassung der Aebtissin Elisabeth Schott des Klosters Lichtenstern bei Marbach 1509 niedergeschriebenen und dieser gewidmeten Schrift über die Syphilis unter dem Titel: „Ein nützlich Regiment wider die bösen Frantzosen mit etlichen clugen Fragstücken" (Pforzheim, 4 Blätter kl. 4, herausgegeben von Moll, Stuttgart 1852). Dieselbe ist wesentlich populärer Art, erörtert aber zugleich die damals geltenden Theorieen und legt ein günstiges Zeugniß für die allgemeine und ärztliche Bildung des Verfassers ab. Man darf aus dieser und den anderen Schriften Seitz's schließen, daß dieser „ein classisch-philologisch und philosophisch gebildeter, ideenreicher und beredter" Mann gewesen ist.

Näheres s. im Biogr. Lexikon, hrsg. von Hirsch und Gurlt V, 352 und den daselbst angegebenen Quellen, ferner in Haeser's Referat in Canstatt's Jahresbericht 1853, II, 16. Pagel.

S. ist auch der Dichter eines eigenartigen protestantischen Tendenzdramas: „Eine Tragedi, Das ist, ein Spile, seines anfangs voller freuden, aber mit seer leydigem ausgang. Vnd ist Vom grossen Abentmal, vnd den zehen Junckfrawen, Alles aus dem Euangelio gezogen, mit seer hüpschen sprüchen. Beschriben durch den hochgelerten Doctor Alexander Seitz". 7½ Bogen, 8°, am Schlusse: „Zu Straßburg, in Knoblochs Druckerey, Durch Georgen Messerschmid. M.D.LX." Offenbar muß die Jahreszahl durch Umstellung der letzten Ziffern in 1540 geändert werden, da der Bl. Evija gedruckte Einladebrief das Datum „Mittwochs nechst vor Ostern Anno M.D.XL" trägt: auch ist das Stück in dem alten Münchener Sammelbande mit vier andern Dramen von 1539 und 1540 vereinigt, und der Vermerk: „Straßburg in Knoblochs Druckerey durch Georgen Messerschmidt" begegnet ebenso 1544 in einem Drucke von Sleidan's Oration (s. A. D. B. XVI, 316). Die Dichtung ist aber vielleicht noch älter und 1540 durch G. Messerschmidt, den Herausgeber des Ritter Brissonetus (Straßb. 1559), nur erneuert worden; das gegen die „schamparen und närrischen Fastnachtspiele" und den Heiden Terenz eifernde, die christlichen Colloquia des Erasmus aber und Reuchlin's Sergius rühmende Vorwort ist undatirt. S. hat die neutestamentlichen Parabeln Matth. 22 und 25 zu einer nicht immer durchsichtigen und einheitlichen Allegorie ohne Acteintheilung verquickt. Zu der Hochzeit Emanuel's von Nazareth ladet sein himmlischer Vater und er selber durch die Apostel „vff Dornstag nechst vor Ostern" ein; die Reichen, Remhart, Wolffhart und Geithart, lehnen ab, die Armen folgen willig, zuletzt auch die klugen Jungfrauen; ein Heuchler, der sich mit einer Landsknechtsrüstung unter der Kutte eingeschlichen, wird hinausgewiesen, ebenso der Kaiser Julianus, der einen Zug Gefangener mit sich schleppt. Die hierdurch veranlaßte große Disputation über Luc. 14,23: „Compelle intrare, nöthige sie hereinzukommen", in der Paulus und die Apostel dem Lucas gegen Julianus und seine Pfaffen und Hofleute beistehen, hat man als einen Protest gegen die gewaltsame Verfolgung der Evangelischen und als eine Anspielung auf das, was man vor dem schmalkaldischen Kriege von Karl V. fürchtete, anzusehen. Bemerkenswerth sind die Klagen der thörichten Jungfrauen Venus, Spritz, Trumpel, Pflantzerin und Schöne, denen der von dem betrügerischen Krämer gekaufte Ablaßzettel beim Pförtner Petrus nichts nützt, und die Hohnreden der mit ihnen abziehenden Teufel in sechs- und fünfsilbigen Reimpaaren. Komische Elemente (Gnato, Davus, Narr, Petrus, der in der Küche nach den Speisen sieht) fehlen nicht;

für die Einrichtung der Bühne (Bruck mit einem Thor, auf den Seiten eine Küche und eine Halle, davor eine Vorbruck), die Kleidung und Redeweise (dapffer, frech, senfft, manlich, ernstlich) der Darsteller giebt S. sehr genaue Vorschriften.

Goedeke, Grundriß 2[2], 390. — Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels, 1882, S. 83 f. — Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses[3], S. 278 f. — Zur Biographie noch G. Linder, Zeitschrift für allgemeine Geschichte 1886, 224—232. — Das Zeitschr. f. deutsches Alterthum 32,10 angeführte Drama des Andreas Khintsch oder Kheitsch gehört schwerlich hierher. J. Bolte.

Seitz: Alexander (Max) S., Historienmaler, der älteste Sohn des nachfolgenden Johann Bapt. S., wurde 1811 zu München geboren und frühzeitig zur Kunst herangebildet, da diese sein ganzes Wesen beherrschte. Schon als zwölfjähriger Knabe besuchte er die Akademie und zählte bald zu den vorzüglichsten Zöglingen. Mit enthusiastischem Eifer schloß er sich an Cornelius; 1829 erschien auf der Münchener Kunstausstellung sein erstes figurenreiches, ganz im Geiste dieser Schule gehaltenes Oelbild (Joseph von den Brüdern verkauft) welches großen Beifall erhielt, ebenso ein in lebensgroßen Figuren gezeichneter Carton mit der Legende von den „Sieben-Schläfern", welcher sogar für eine Arbeit des Cornelius gehalten wurde (E. Förster: Cornelius. 1874. II, 89). Heinrich von Heß wählte diese vielversprechende junge Kraft, nächst J. Binder, Joh. Schraudolph, J. B. Müller u. A., als Gehülfen bei den Frescobildern in der Allerheiligen-Kirche. S. componirte und malte die Sacramente der Taufe, Firmung, Beichte und Ehe (die Cartons waren 1832 auf der Kunstausstellung), nach deren Vollendung Cornelius sich eigens bei dem Könige für S. verwendete und denselben mit nach Rom nahm. Hier schloß sich S. ebenso innig an Overbeck, der nicht nur sein Talent, sondern auch seine Gewissenhaftigkeit hochschätzte. S. zeichnete und malte nun eine „Anbetung der Hirten", die Composition der von Engeln nach dem Sinai getragenen „hl. Katharina" (lith. von P. Lutz), die „Erweckung des Jüngling von Nain", „Christus als Kinderfreund", eine figurenreiche Darstellung des „Zinsgroschen", „Jakob's Versöhnung mit Esau", (1835 für Fräulein Emilie Linder), eine „Findung des Moses", „die Flucht nach Aegypten", die „Erlösung der Erzväter aus der Vorhölle" (1841), eine „Madonna" und andere alt- und neutestamentarische Stoffe. Mit ebenso großem Geschick behandelte S. auch weltliche Stoffe, so z. B. „Saltarello-Tänzer", „Soldaten-spielende Kinder" und andere Genrestücke aus dem römischen Volksleben. Dann arbeitete er mit an der Ausführung der von Overbeck componirten Evangelisten und Apostel in Castel Gandolfo (1844) in der von D. Carlo Torlonia erbauten Kapelle. Besondere Erwähnung fanden eine „Mater amabilis" (rad. von C. Georgi), ein Doppelblatt mit „Petrus und Paulus" (im König-Ludwig-Album, gestochen von C. F. Mayr) und die beiden „S. Antonius als Einsiedler" und „S. Benedict", beide gestochen von Pater Bernardo Jaeckel zubenannt „da Monaco", einem in München ganz vergessenen Künstler, welcher gleichfalls in den dreißiger Jahren nach Rom übersiedelte, dort in den Kapuziner-Orden trat und in dieser Stellung als Baumeister, Maler, Bildhauer, Kupferstecher eine große Thätigkeit entwickelte, einige Zeit sogar auch in Mexiko und Brasilien arbeitete und jetzt noch nach einem langen Wanderleben, wie verlautet in Korfu, sich noch nicht zur Ruhe setzte. S. heirathete eine Tochter des berühmten sächsischen Geschäftsträgers Platner; sein aus dieser Ehe stammender Sohn Ludovico (geb. 1844) offenbarte eine überraschende Begabung für stylvolle Composition und blühende Farbengebung. Beide, Vater und Sohn übernahmen 1869, da Overbeck's Kraft nicht mehr ausreichte, die Ausführung seiner Schöpfungen und die Anfertigung eigener Compositionen zu

den noch fehlenden Bildern für den Dom in Diakovar, zu dessen Bilderschmuck Bischof Stroßmayer zuerst den gefeierten Altmeister und dann die beiden Seitz gewonnen hatte (vgl. Howitt-Binder, Overbeck. 1886. II, 370 ff.) Zu einem von B. Herder in Freiburg bestellten großen Cyclus von Heiligenbildern, welche Ludovico S. in überraschender Manier eines kühnen Cinquecentisten auf Holz zeichnete, lieferte Alexander noch mehrere Blätter (S. Jacobus, Agatha, Cäcilia, Odilia, Hedwig, Zita), dann begab er sich zur wohlverdienten Ruhe, räumte freudig seinem schnell berühmt gewordenen Sohne das Feld und beschloß am 18. April 1888 sein fleißiges, tief-innerliches und spiegelreines Leben.

Vgl. Raczynski 1840. II, 339—41. III, 354 ff. — Nagler 1846. XVI, 224 und dessen Monogrammisten 1871. IV, 671 (Nr. 2130) und 1094 (3864). — Seubert 1879. III, 295.

Hyac. Holland.

Seitz: Eduard S., Jurist, geb. am 11. Mai 1810 zu Dorheim bei Friedberg (Hessen), † zu Darmstadt am 28. Sept. 1868. Nachdem er die Gymnasialstudien in Mainz zurückgelegt hatte, studirte er von 1831 an in Göttingen, von 1833 an in Gießen die Rechte, wurde 1835 Dr. juris, trat in Mainz in die juristische Gerichtspraxis ein, war Accessist in Nidda und Darmstadt und habilitirte sich im J. 1840 als Privatdocent in Gießen, wurde 1844 (12. Jan.) Assessor mit Stimme beim Stadtgericht, 21. Januar 1848 Assessor mit Stimme beim Hofgericht daselbst, 1. Mai 1850 in gleicher Eigenschaft nach Darmstadt versetzt, 31. Aug. 1851 Rath am dortigen Hofgericht, 17. Sept. 1853 Generalstaatsprocurator am Obergericht zu Mainz, 21. Jan. 1866 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Ruhestand versetzt, 15. Aug. 1867 zum Generalstaatsprocurator am Oberappell.- und Cassationshofe in Darmstadt, ernannt. S. war ein höchst ehrenwerther Mann von strenger Rechtlichkeit und Sittlichkeit. Seiner kirchlichen Ueberzeugung nach stand er auf streng römisch-katholischem Standpunkte, wie das in seinen Schriften sich auch ausprägt, seiner politischen nach auf dem sogen. großdeutschen. Aber er war zugleich ein guter Patriot, pflichttreuer Beamter und kein Fanatiker, persönlich durchaus liebenswürdig.

Schriften: „Der Erzbischof von Cöln, Clemens August v. Droste-Vischering, in seinem Verhältniß zur römischen Curie und zum Cabinet von Berlin.“ Friedberg 1838. „Der kirchliche Verkehr zwischen Katholiken und Protestanten und die Discordanz zwischen der Staats- und katholischen Kirchengewalt.“ Das. 1839. „Recht des Pfarramtes der katholischen Kirche. Ein Handbuch für Kirchen- und Staatsbeamte.“ Regensb. 1. Theil 1840, 2. Th. 2. Abth. 1841, 3. Abth. 1845, 2. Th. 1. Abth. 1852, 2. Th. 4. Abth. 1854. Ein quellenmäßiges, gründliches, aber eigenthümliches Werk, dessen Widmung an König Ludwig I. von Baiern besonders dadurch interessant ist, daß sie sagt: „seine Bearbeitungen seien unter der Herrschaft des als unverbrüchliches Gesetz ihm stets vorschwebenden, echt königl. Ausspruches Ew. Majestät ihrer Vollendung entgegen gediehen: daß Höchstdieselben diese Dedication nur unter der Bedingung annehmen könnten, wenn das Buch überall von dem Prinzipe der Confessionsparität ausgehe, da der Grundsatz der Gleichheit der christlichen Religionsparteien, in Höchstdero Staaten kein todter Buchstabe, sondern ein lebender Geist sein solle.“ „Zeitschrift für Kirchenrechts- und Pastoralwissenschaft.“ Regensb. 1842—48. 3 Bde. „Das rechtliche Verhältniß der kath. Bischöfe Deutschlands zu den deutschen Staatsregierungen, mit bes. Rücksicht auf die Verwaltung des kathol. Kirchenvermögens und die Incompetenz der Strafgerichte des Staates, bezüglich der Amtshandlungen der Bischöfe und des ihnen zur Last gelegten Amtsmißbrauchs.“ Mainz 1854 (anonym). Vertritt den Standpunkt der „Denkschrift des Episkopats der oberrheinischen Kirchenprovinz“. „Die katholische Kirchen-

angelegenheit im Großherzogthum Hessen." Mainz 1861. Novellen, Gedichte, Aufsätze in Zeitschriften.

Scriba, Hess. Schriftst.-Lex. II, 688. — Hess. Regierungsblatt.

v. Schulte.

Seitz: Franz v. S., Maler, Kunstgewerbemeister und Kostümier, geb. am 31. December 1817 zu München als der zweite Sohn von Joh. Bapt. Seitz (s. u. S. 663), dessen Vielseitigkeit und Uebermaß von Talenten völlig auf Franz sich vererbte. Da der Vater außer seinen prächtigen Jungen mit keinen besonderen Glücksgütern gesegnet war, so suchte jeder derselben baldigsten Verdienst und Erwerb auf eigenen Wegen. Keiner schreckte vor einer Arbeit zurück, die, je ungewöhnlicher, doch nur um so größeres Vergnügen bereitete und wie spielend aus der Hand lief. Franz half seinem Vater bei dessen mechanischem Theater, machte Figuren aus Pappe und lieferte ganze Regimenter Soldaten aus demselben Stoffe, leitete die Productionen im damaligen „Schwarzen Adler", ging dann mit dem ganzen Apparat auf Reisen, nach Salzburg, Linz und Wien, von wo er aber ziemlich abgekühlt und ausgestöbert nach München zurückkehrte. Hier mag der angehende Künstler heimlich manche Firma heruntergepinselt, manch' rauchenden Türken als Wahrzeichen einer Tabakniederlage gemalt haben. Nach dem Beispiel seines Bruders Alexander kam Franz gleichfalls frühzeitig auf die Akademie und zu Professor Schlotthauer (vgl. A. D. B. XXXI, 554—61), hielt aber nicht lange aus und stellte sich schon auf eigene Füße, ehe er die volle Beherrschung der Form erreichte — ein Mißstand, welcher ihm lange noch fühlbar genug nachging; seiner eminenten Begabung wäre bei gründlicher Schulung manch bittere Erfahrung erspart geblieben. Aber das Leben machte seine Rechte geltend und S. war nicht der Mann, demselben aus dem Wege zu gehen; er wagte den Kampf um's Dasein, wobei sein leichter Sinn und seine elastische Phantasie ihm hülfreich zur Seite standen: und schlug sich tapfer durch. Es gehört auch zu den charakteristischen Zügen dieses Originals, daß S., natürlich ohne die gehörigen Mittel, in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren einen eigenen Herd gründete. Seine wackere Frau Wilhelmine, die Tochter des Kronfiscalrathes Königer, theilte redlich die Sturm-, Regen- und Sonnentage ihres Gatten; sie hat das anfangs wohl auch auf hochgehenden Wogen tanzende Schifflein ihres Haushaltes mit weiser Kunst gesteuert. S. arbeitete aber auch, „vor keiner Mühe bleich", für die Seinen, immer mit Lust und Freude. Eine unübersehbare Reihe von Zeichnungen und Projecten, erst nach fremder, dann immer nach eigener Erfindung, auf Stein und Holz, bezeichnen seinen Weg. So lithographirte S. die „Judith" und die „Fischerfamilie" von Riedel für Piloty und Löhle's Verlag, dann die „Geusenfahrt" nach C. Scheuren und die „Brandschatzung eines Klosters" nach Max Heß (im König-Ludwig-Album), führte die Radirnadel (Porträt des Lithographen Bodmer), lieferte Illustrationen zu dem gereimten „Theater-Katechismus" von Franz Loehle (München 1840), zu Blumauer's „Aeneide" (Lpz. 1842) und erfand, anlehnend an Eugen Neureuther's Vorbild, „Umrisse zu Franz von Kobell's Gedichten in altbaierischer Mundart" 1842 (München 1843 bei Lindauer). Nach der Skizze des Grafen Franz Pocci fertigte S. die große Zeichnung zu dem vom Juwelier Jaud in Silber ausgeführten „Ehren-Schilde", welchen der baierische Adel dem Kronprinzen Maximilian zu dessen Vermählung 1842 verehrte (Abbildung in Nr. 61 der Illustrirten Zeitung, Leipzig vom 31. August 1844. III. Band, S. 141). Dazu kam das „Preisdiplom des Münchener Jockey-Club" (1844). Mit diesen Arbeiten, welchen alsbald ähnliche folgten, betrat S. zuerst jenes Gebiet der kunstgewerblichen, stylgerechten Zeichnungen, worin er in der Folge so unver-

gleichlich durch originelle Schönheit, Frische und überraschende Phantasie excellirte. Beim Beginne der „Fliegenden Blätter“ betheiligte sich auch S. mit Zeichnungen, übernahm dann 1848 die artistische Leitung der von Emil Roller in fünf Bänden redigirten, zahlreich mit Holzschnitten illustrirten „Leuchtkugeln“ (1848 bis 1851) und skizzirte, gleichfalls für Roller's ziemlich radicalen Verlag, einen gegen Alfred Rethel's gleichnamige großartige Composition gerichteten „Todtentanz“ (1849), welcher zur Ehre aller Betheiligten besser unterblieben wäre. Außerdem war S. auch an Trautmann's „Nürnberger Trichter“ mit satyrischen, jene politisch wirre Zeit sattsam charakterisirenden Beiträgen thätig. Seine stark sarkastische Laune gab ihm gerne den Stift zu muthwilligen Caricaturen, mit welchen der doch so gutmüthig und jovial angelegte Mann die Lachlust der Beschauer kitzelte. Außer dem Crayon handhabte er auch das Modellirholz und schuf die köstlichen Charakterfiguren eines Südsee-Insulaner-Paares, eines Chinesen und hausirenden Tabulet-Krämers für die Schaufenster einer Handlung. Indem er wie ein Operateur an alte Gypsfiguren das anatomische Messer legte, hier Arme, Köpfe, Füße abnahm, durch anders bewegte Gliedmaßen ergänzte und neue Attribute beifügte — auf solche Manier construirte er auch eine auf kostbaren Tieger-(Katzen-)Fellen ruhende kleine Bacchantin — bildete sein neckischer Humor allerlei possirliche Gestalten zu Zier-, Haus- und Tafelschmuck. S. ätzte und tauschirte mittelalterliche Waffen, Hellebarden, Helme und Brustpanzer, schnitt in Holz und Elfenbein und imitirte oder restaurirte altdeutsche Plastik so verständnißinnig, daß Manches davon, gegen den Willen seines Urhebers, durch Zwischenhändler verbreitet und von gewiegten Kennern als ächt erklärt, zu hohen Ehren gelangte, darunter beispielsweise ein kleiner „St. Georg“, welcher, schließlich in Rothschild's Besitz, unter dem Namen eines noch unentdeckten, altdeutschen Meisters ersten Ranges auf einer Pariser Exposition prangend, seinem überraschten Verfertiger wieder begegnete. Seiner Vielseitigkeit einen neuen Tummelplatz zu öffnen, betrieb S. auch die Oelmalerei. Er begann mit kleinen Cabinetsbildern, wobei Gisbert Flüggen anfänglich als Corrector noch die Freundeshand bot: Zuerst 1846 mit einem „Architekturbild“, 1849 kam ein „Nächtlicher Ueberfall auf einem Schloß“, 1851 eine „Einquartirung“ und eine „Maurische Halle“, 1852 ein unter seinen Schätzen eingeschlafener „Alterthums-Sammler“; 1856 malte er einen „Mundschenk“, eine „Architektur-Partie“ aus einem Kloster, einen „Zeitungsleser am Kamin“ und 1859 und 1860 zwei große „Weihnachtsbilder“ (in Aquarell). S. wäre, wenigstens theilweise nach der Wahl seiner Stoffe, ganz auf demselben Wege gewesen, wie Meissonier, nur hielt den Deutschen die ungeduldige Rast und die zersplitternde Ubiquität von jeder strengeren Vertiefung zurück. Aber eben diese Vielseitigkeit in allen Gebieten wußte der scharfblickende Dingelstedt zu schätzen, welcher als Hoftheater-Intendant in S. den rechten, langersehnten Mann für seine reformatorischen Projecte erblickte. Dingelstedt legte vorerst die Kostümbranche in seine Hand und übertrug ihm weitere, damit zusammenhängende Obliegenheiten im Gebiete der Beleuchtung und Decoration. S. bethätigte mit der am 13. Mai 1855 nach Dingelstedt's Bearbeitung erfolgten ersten Darstellung des „Macbeth“, eine bahnbrechende, virtuose Kenntniß. Außer Heinrich Wagner's „Trachtenbuch des Mittelalters“ (München 1830) und Hefner-Alteneck's „Trachten des christlichen Mittelalters“ (Frankfurt 1840—55, in 3 Bänden) existirte damals noch kein wissenschaftlicher Apparat; S. blieb eben auf eigene Studien angewiesen. Und doch war seine Regeneration des Bühnenwesens durchschlagend und erweckte auch bei dem ferner stehenden Laien die Ueberzeugung, daß die ganze vordem verwendete Garderobe der Rumpelkammer verfallen sei und bei weiterem Gebrauche höchstens die Heiterkeit und Lachlust des Publicums

reize. S. kam oft genug in den Fall, seine Zeichnungen selbst mit der Scheere in der Hand demonstriren und die Stoffe eigenhändig zuschneiden zu müssen. Seine Bemühungen um Inscenirung der „Antigone“, bei Shakespeare's „Sturm“ u. A. ernteten die lauteste Anerkennung und zogen dem Künstler viele Aufträge von auswärts zu; seine Skizzen wurden bald nach Paris, London, Meiningen, Wien und Berlin verlangt und bestellt. So kostümirte er beinahe alle Tondichtungen Richard Wagner's: „Tannhäuser“, und „Lohengrin“, die „Meistersinger“, „Tristan“, den „Fliegenden Holländer“, „Rienzi“ und die ganze Trilogie vom „Ring des Nibelungen“ — letztere freilich nur für München, da für Baireuth ein anderer Künstler beliebt wurde. Es war eine Freude, ihm zuzuschauen, wie er mit wenigen Andeutungen z. B. aus Ferd. Keller's Pfahlbauten-Funden, Lindenschmit's „Alterthümern der heidnischen Vorzeit“ und etlichen Abhandlungen über die sog. Bronze-Zeit, das ihm nöthige Material schöpfte, geistvoll belebte und für seine Zwecke wirksam gestaltete. Was seine sprudelnde, augenblicklich auffassende Phantasie gestaltete, floß wie ein Spiel aus dem Stift und gewann, in Form von leicht aquarellirten Skizzen, Wahrheit und Leben. Außer den genannten Opern lieferte er auch seinen Antheil für „Wilhelm Tell“, die „Afrikanerin“ und den „Nordstern“, den nach Dr. Grandauer's Bearbeitung neu inscenirten „Don Juan“, zu den Dramen von Ibsen und Björnson „Bergkönig's Braut“, zur „Aida“, Zenger's „Wieland der Schmied“, zur „Königin von Saba“ u. dgl. S., welcher seit 1855 eine bleibende Stellung am Hof- und Residenz-Theater, 1858 den Professor-Titel und am 1. Januar 1859 die Ernennung zum Kostümier erhielt, war lange schon der artistische Director, bevor ihm am 16. Januar 1869 endlich der Förmlichkeit wegen auch dieser Titel übertragen wurde. Seine Thätigkeit blieb unermüdlich. Was leistete er bei eigenen Familienfesten und den Freudentagen der Freunde! Zu seinen „noblen Passionen“ als Jäger und Fischer kam die exquisite Kenntniß in culinarischen Künsten, die der als Gourmand bekannte heitere Mann zum Erstaunen der Beglückten gerne spielen ließ. Er nahm dann nach saueren Wochen des angestrengtesten Fleißes keinen Anstand — was theilweise auch zu seinen erquickenden Morgenspaziergängen gehörte — den Markt selbst zu besuchen und manch' taugsamen, mit Kennerblicken ausgewählten Leckerbissen eigenhändig einzuheimsen und die selbst bereiteten Köstlichkeiten mit strahlendem Bewußtsein aufzutischen. Und wie bethätigte sich S. bei den Gesellschaftsabenden fröhlicher Genossenschaften als Arrangeur, Decorateur und Universalgenie, wie fesselte er Aug' und Ohr mit Ueberraschungen, wie stand ihm dann in Prosa und Versen die immer skurrile Rede mit aphoristischen Impromptus zu Gebote, Eingebungen der jovialsten Laune und des blühenden Mutterwitzes, die stets einen stürmischen Jubel zündeten. Auf einem Album-Blatt (das Farbendruck-Facsimile in der Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins 1883. Tafel 19) hat er sich in ganzer Figur abconterfait. bepackt, ausgerüstet und beladen mit allen möglichen Requisiten: Da liegen zu seinen Füßen die von ihm gezeichneten Tarockkarten, daneben die dampfende Pfanne und der zur Fixirung von Wandbildern durch Wasserglas (er rühmt sich in den das Ganze exegesirenden Versen als einen Maler „in Wasser und Glas“) nöthige Trittapparat mit Gummischlauch und Zerstäuber, dahinter Tafelaufsätze und Pokale; dann Partisanen, ritterliche Stech-Helme und Degen, welche er aus der ächtesten Pappe auf's täuschendste fabrizirte, dazu ein mit Perlen, Email und Edelstein verziertes Schmuckkästchen; er selbst führt in der Rechten den Malstock mit Palette und Pinseln zu allerlei Bedarf; an der Seite hängt der Fischreusen nebst dem stattlichen Zwilling, Angelstock und Netz, welche den Sportsmann kennzeichnen, während ein mächtiger, auf den Rücken hinabhängender Landsknechthut mit wallender Feder sowohl den Kostümier bedeutet, wie auch an

das bewegte Sturmjahr (1848) erinnert, in welcher das schmucke Corps der Münchener Künstlerschaft auch als taktischer Körper hervortrat und unnöthiger Weise eine Menge guter Zeit verlor, — unter dem Arme schleppt S. schwere Albums und Prachtbände; die Linke faßt die Maler-Leinwand-Zange, während zwei andere mächtige Waffen in Gestalt von Schneiderscheere und Küchenmesser die anderweitigen Obliegenheiten unverkennbar andeuten. Und dann erst der Meister selbst: Wie lacht aus dem ganzen Mann mit den behäbigen, rundlichen Formen eine Lebensfrische, eine gewinnende Güte und Bonhommie? Das Blatt giebt den Künstler wie ein ganzes Programm, es ist die echteste Autobiographie! Als seine vielseitigen Gaben einmal ruchbar geworden, da gab es, etwa vom Ende der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durch drei Decennien in München keine Veranstaltung öffentlicher Lustbarkeiten und feierlicher Manifestationen zur Ehrung im Bereiche der Kunst, der Wissenschaft und der Politik, welche nicht den Stempel der Erfindungsgabe unseres Künstlers an sich getragen hätte. Wie glänzte S. als Arrangeur bei den Festen der Gesellschaft „Frohsinn", wovon heute noch die Tradition zu erzählen weiß. Hier inscenirte er mit gleich veranlagten Genossen, wie ehedem der erfindungsreiche Piero da Cosimo zu Florenz, unerhörte Faschingsfreuden, Festzüge und Turniere, oder stellte auch zur Abwechselung „plastische Darstellungen aus der Passion nach classischen Vorbildern" (1845). Ein Beispiel seiner Leistungsfähigkeit aber gab S. mit dem großen historischen Festzug beim siebenhundertjährigen Jubiläum der Stadt München (1858), welcher, obwohl einzelne Künstler die befreundete Hand boten und mithalfen, doch in der ganzen Idee und ihrer detaillirtesten Durchführung als sein eigentliches Verdienst zu betrachten ist. Er verstand dabei, trotz aller Prachtentfaltung und obwohl der Festzug größere Dimensionen annahm als anfänglich projectirt war, doch innerhalb der Kosten des Voranschlags und der vom Magistrat bewilligten Summe zu bleiben. — Was den genialen Mann in allen Kreisen so beliebt machte, war sein eigenartiges Talent aus dem unscheinbarsten Material und den primitivsten Behelfen — womit übrigens, wie seine Brunnenprojecte, Festaufbauten, Prunkwagen und Denkmale beweisen, auch Albrecht Dürer zu handiren verstand — wahre Musterleistungen hervorzuzaubern. Mit geringen Mitteln konnte der zunächst „aus Holz und Grünzeug" bestehende Grundstock beschafft werden, welcher für S. der Hauptsache nach hinreichte, um einem Saale oder einem Hintergrunde festliches Gepränge zu verleihen; das übrige Beiwerk ergab sich dann schier von selbst. Welch' eine Anzahl von neidenswerthen Interieurs schuf S. auf diese Manier aus altem Urväter-Hausrathe, der ohne seine belebende Künstlerhand im Staube der Vergessenheit verschollen geblieben wäre. Er bewährte seine malerische Begabung für Decoration sowohl mit Salonarbeiten, als mit monumentalen Fresken, wozu die Façade und der Thurm des alten Münchener Rathhauses Platz und Gelegenheit boten (1862). Für sich selbst baute S. auf einem von König Maximilian II. geschenkten Restchen des früheren „Holzgartens" ein längst ersehntes eigenes Gelaß, einem stattlichen Patricier-Herrenhaus vergleichbar, und gestaltete die Räumlichkeiten mit Atelier und Garten, heimlich, vergnüglich und imposant zu einem wahren Künstlerheim. Daß ein Mann mit solcher Begabung zur Uebung des Kunsthandwerks ganz geschaffen war, ist selbstverständlich, er gehörte auch mit zu den Gründern des Kunst-Gewerbe-Vereins, dessen Ziele und Bestrebungen S. mit freudiger Begeisterung förderte. In der Zeitschrift des besagten Vereins publicirte er eine Reihe von köstlichen Zeichnungen, z. B. zu Innungsschilden für Zimmerleute und Maurer (1853), allerlei Mustervorlagen für Damastwebereien, zu Tafelaufsätzen, Urkundenrollen, Festdiplomen und anderen Ehrengaben, Projecte zu Prachtkerzen, Standarten (1856), Messer- und Tisch-Nécessaire, für Silberarbeiter

und Juweliere (1865). Besondere Erwähnung verdienen das von einem wilden Mann getragene Straußenei (als Trinkgefäß 1870) und ein „Schiff“ mit den in die silbernen Wellen des Fußes eingelegten grünen Römern, welches, meisterlich durch Harrach ausgeführt, als Ehrengeschenk des deutschen Bühnenvereins dem Frhrn. von Hülsen in Berlin zu dessen fünfundzwanzigjährigem Dienstjubiläum 1876 übersendet wurde (abgebildet in der „Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbe-Vereins“ 1877. Tafel 3). Die Krone aller dieser Erzeugnisse bildete aber jenes Album, welches die baierische Armee ihrem Feldmarschall, dem Prinzen Karl, bei dessen Ausscheiden aus dem Heer überreichte (1867), ein Werk, welches erfunden von Franz Seitz und ausgeführt von dessen Bruder Max Joseph Seitz — welcher, ein Meister der Kleinkunst, die minutiös durchgebildeten Waffentrophäen ciselirte —, von Rockenstein und Anderen (die Eckbilder malte Franz Adam), als ein unschätzbares Kleinod bezeichnet werden muß (photographirt in 2 Blättern von J. Albert) und nach dem Ableben des Prinzen in das Nationalmuseum als bleibendes Zierstück gestiftet und somit dem Publicum zugänglich gemacht wurde. Auch die Miniaturen auf der innen liegenden Adresse malte Franz Seitz, der sich ebenso leicht und gewandt im feierlichen Charakter des Rundbogenstyles, wie in zierlicher spitzbogiger Ornamentik, im heiteren Spiele des graciösen Cinquecento, wie im ausgelassenen Muthwillen der Renaissance und der späteren Perückenzeit bewegte. Eine im Style des königlichen Schlosses Schwanstein ausgestattete Urkunde wurde 1869 in das Fundament dieses märchenhaften Bauwerkes eingeschlossen. Heiteres Gepränge trug die Adresse zu Baron von Perfall's zehnjähriger Bühnenleituug, jene zur goldenen Hochzeitsfeier des Herzog Maximilian (1878, wobei Emil Kirchner den landschaftlichen Theil übernahm), die von den städtischen Collegien Münchens aus gleichem Anlaß an Kaiser Wilhelm I. nach Berlin übersendete Beglückwünschung, die Adresse des oberbaierischen Landraths an den Regierungspräsidenten Freiherrn von Hermann ꝛc. Geradezu unzählig aber ist die Menge der Diplome, Eintritts- und Einladungskarten, Menu-Zettel, welche S. zu Ernst und Scherz, bei Künstler- und Kellerfesten, Zweckessen, Bällen und sonstigen Faschingsfreuden, zu den Banketts der fröhlichen „Pappenheimer“ bereitwillig beisteuerte, immer neu, gefällig und sinnig. Manches davon verwahrt nun die im Besitze der Stadt befindliche „Maillinger-Sammlung“, deren Vorbild auch für andere Städte nachahmenswerth wäre, wie denn überhaupt nicht genugsam empfohlen werden kann, Alles mit Umsicht und Achtsamkeit zusammenzutragen, was sich auf unsere Vergangenheit und Gegenwart bezieht. S. entwarf die Zeichnungen zu den Kostümen der Banner- und Preiseträger und Zieler beim alljährigen Octoberfest (1840), für die Livreen und den artistischen Haushalt des Prinzen Adalbert (1856). Auch der höchst geschmackvolle Kronleuchter im Volkstheater am Gärtnerplatz (nun durch die elektrische Beleuchtung beseitigt) war sein Werk. Was er berührte, sei es zum Hausgebrauch oder zu Schmuck und Zier, erhielt unter seiner Hand eine neue, immer anmuthig-gefällige, geistreiche Form. Auch zu Grabdenkmalen wurde seine Erfindungsgabe in Anspruch genommen, wie denn S. auch beim Ableben seiner Gattin (1880) über sein Familiengrab einen Stein setzte, welcher durch ein sinnreiches, schmiede-eisernes Kreuz in originellster Ornamentirung bekrönt ist. Sehr Vieles entstand im Auftrage König Maximilian II. wie z. B. die Uniformirung der Hartschiere und die malerische Tracht der Georgsritter; auch die Restauration einiger Prachtsäle der alten Residenz. Ebenso wußte König Ludwig II. ein solches Talent zu schätzen und durch zahlreiche Aufträge zu ehren. Im Jahre 1876 wurde S. (gleichzeitig mit seinem berühmten Namensvetter, dem Genremaler Anton Seitz, Hofrath Hanfstängl und Alexander Duncker) Ehrenmitglied der Akademie, nachdem ihm schon früher der Michaels-Orden, das

Ritterkreuz der baierischen Krone und der spanische Isabellen-Orden zutheil geworden. Mit seinem Eintritt in den Ruhestand am 1. Mai 1880 erfolgte die Ludwigs-Medaille für Kunst und Wissenschaft. Nun erst gedachte S. mit ungebrochener Kraft und einer immer gleichbleibenden Jugendlichkeit und Frische die wohlverdiente Ruhe für neue Arbeiten auszubeuten. Er schuf mit neuem Frohsinn und Gelingen. Eine Trübung brachte der nach schwerem Leiden 1880 erfolgte Tod seiner Gattin, welche in musterhaftester Weise das Hauswesen geleitet hatte. Sein Trost, seine Freude und sein Stolz blieb sein Sohn Rudolph, welcher längst schon durch tüchtige Leistungen einen guten Namen errang. Aber nicht lange dauerte die Freude der innig zusammenwirkenden Thätigkeit. Am 13. April 1883 endete eine Herz-Degeneration nach kurzer aber qualvoller Krankheit seine ruhmvolle Künstlerlaufbahn. Auf seinem Arbeitstische lag eine erst begonnene Adresse zur Feier von Franz Lachner's achtzigstem Geburtstage. — Rudolph S. vollendete selbe im Geiste des Vaters.

Vgl. Nagler 1846. XVI, 225 und dessen Monogrammisten 1860. II, 884 (Nr. 2481). — Seubert 1879. III, 296. — Maillinger, Bilder-Chronik der Stadt München 1876. II, 249. — Grandauer, Chronik des Hof- und Nationaltheaters in München. 1878. S. 159 und 205. — Nekrologe in Nr. 104 der Münchener „Neuesten Nachrichten" vom 14. April 1883. Nr. 54 „Sammler" Augsburg, 3. Mai 1883. Lützow. 1883. XVIII, 495. Beil. 158 „Allgemeine Zeitung" 8. Juni 1883 und „Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins" 1883. S. 61—67.

Hyac. Holland.

Seitz: Johann Christian S. (Seiz), mystisch-chiliastischer Separatist im 18. Jahrh. S. stammte aus Baireuth, hielt sich an verschiedenen Orten auf, zu Berlin, Hamburg, in Franken, in Schwaben, wo er 1720 eine Zeit lang weilte und begab sich schließlich nach Holland und England. Zwischen 1712 und 1735 erschienen zahlreiche deutsche und lateinische Schriften von ihm, in welchen er seinen mystischen Subjectivismus, mit welchem er auch socinianische Gedanken verband, auf's eifrigste zu verbreiten trachtete. Charakteristisch orientirt über ihn ein Verhör, welches er am 14. November 1707 vor dem Consistorium in Baireuth gehabt hat. Dort erklärte er sich für christlich und evangelisch, aber weder für lutherisch noch calvinisch wie auch nicht für katholisch; der Satan habe die evangelische Kirche verdorben; einen öffentlichen Gottesdienst habe der Christ für sich nicht nöthig, denn sein Herz sei Gottes Tempel. Schon ziemlich lange habe er sich von Beichte und Abendmahl fern gehalten. Der Satan habe die Administration der Sacramente verderbt. Es könne daher Einer wohl Christ sein, ob er gleich das Abendmahl nicht gebrauche. Christliche Vollkommenheit hielt er für möglich und zwar im Sinne der Erfüllung des Gesetzes Gottes; er wisse aus Erfahrung, daß die Gnade Gottes in uns nach und nach zunehme. (Das Protokoll des Verhörs ist gedruckt bei [Löscher] Unschuldige Nachrichten, Jahrg. 1708, S. 554—561.) Der Titel seiner Schriften, von denen sich mehrere auf die neutestamentliche Offenbarung St. Johannis beziehen, stehen in Georgi, Bücherlexikon (Leipzig, 1742, Fol. 4. Theil, S. 87. 88); in Zedler's Universal-Lexikon, 36. Band (1743), S. 1573 ff.; in Pfaff, Introductio in historiam theologiae litterariam part. II, p. 342, in Georg Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der ev.-luth. Kirche anderer Theil, S. 779—782. Wir erwähnen folgende: „Vorstellung von der recht christlichen Obrigkeit in Religions-Dingen" (1712), in welcher S. allgemeine Religionsfreiheit fordert, weil Religion Gewissensfreiheit verlange und keine Macht noch Zwang über sich dulde. „Christi Kirche kein Weltreich und weltlicher Herrschaft weder fähig noch unterworfen oder: Die Freiheit der christlichen Religion und aller Religionen insgesammt wie auch der

Gewissen, von obrigkeitl. Gesetzes Macht und Herrschaft: und hinwieder die obrigkeitl. Macht und Gewalt in Ansehung aller Religionen und Kirchen, Religions- und Kirchen-Dinge, deutlich gezeiget und gründlich dargethan" (1718). „Kirchen-Historie des Neuen Testaments" (1722), 25 Bogen in 8°. „Apocalypsis luce et veritate neutiquam destituta" (Amst. 1721). „Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Toleranz oder Gewissens-Freiheit" (1728), 35 Bogen in 8°. Lutherische Recensionen einzelner S.'schen Bücher finden sich in (Löscher's) Unschuldigen Nachrichten 1712, S. 856; 1719, S. 280 ff.; 282 ff.; 1722 S. 954.

Paul Tschackert.

Seitz: Johann Baptist S., Kupferstecher, der Stammvater einer jetzt weitverzweigten Künstlerfamilie. Der erstbekannte Träger dieses Namens, welcher sein subtiles Ingenium schon am Hofe des Kurfürsten Max Joseph III. und dessen Nachfolgers Karl Theodor bewährte, war seines Zeichens ein Zimmermann. Aber schon bei dessen Sohn, dem hier in Rede stehenden Johann Baptist S., geboren 1786 zu München, wurden die künstlerischen Fähigkeiten geweckt durch einen Großvater mütterlicher Seite, den Kupferstecher Max Emert, welcher seinen Enkel frühzeitig den Gebrauch von Radirnadel und Grabstichel lehrte, so daß das Wunderkind schon mit zwölf Jahren Heiligenbilder zu stechen im Stande war. Dann übte sich derselbe bei dem durch seine „Arbeiten des Herkules" bekannten alten R. A. Boos (1730—1810) im Modelliren, lernte weil die Kriegsjahre für die Kunst wenig Aussicht boten, die Uhrmacherei, da der Junge zu mechanischen Arbeiten ebenfalls große Lust äußerte. Seine Tüchtigkeit bewies S. nach einiger Zeit auch im Institut des berühmten Georg von Reichenbach, wo ihm die complicirtesten Arbeiten anvertraut wurden. Nebenbei übte er sich im Graviren und Stechen, studirte Geometrie und Architektur und fand, vollkommen dazu gebildet, durch A. von Riedel im königlichen topographischen Büreau zu München eine geeignete Anstellung, anfangs als Dessinateur und dann als Kupferstecher im topographischen Fache, in welchem er ausgezeichnete Arbeiten lieferte. S. war in Baiern auch der erste, welcher „Vorschriften für Schulen" (8 Blätter) im Stiche darstellte; dann kamen „Kalligraphische Versuche" aller Alphabete der üblichsten europäischen Sprachen (1811 in 36 Blättern), allerlei Geschäftstableaux mit geschmackvollen Ornamenten &c. die sich durch Schönheit der Charaktere und Reinheit des Stiches auszeichneten. Als Probeleistung eines Kupferstechers lieferte S. ein Musterblatt mit allerlei minutiösen Schriften und einer Miniaturkarte der Insel St. Helena — ein wahres Attentat auf die eigene Sehkraft. Nach dem Entwurfe von A. von Coulon ging S. mit C. Schleich an die Ausführung einer „Postkarte von Baiern" (1810); zu seinen besten Arbeiten zählt der „Topographische Atlas von Baiern", welchen S. mit Gebhardt und C. Schleich mit 100 Blättern 1843 vollendete. Als Lehrer erwarb S. das Verdienst, den nachmals als Kartographen so berühmten Joh. Georg Mayr in die rechte Bahn geleitet zu haben. Uebrigens leistete S. auch im Fach der Mechanik ganz ausgezeichnetes; dazu gehörte ein mit Hunderten von Figürchen ausgestattetes Theater, dann aber allerlei 14—17 Cmt. hohe Figuren und darunter ein Pferd, welches täuschend die natürlichen Bewegungen nachmachte. Seine gründlichen Kenntnisse in der Vermessungskunst und Architektur bekundete S. mit einer topo-plastischen Darstellung der Stadt München, welche er im 700 theiligen Maaßstabe auf einem Raum von ohngefähr 7 Meter Durchmesser im Auftrage des Königs Ludwig I. ausführte. Einen ähnlichen Plan hatte schon Herzog Wilhelm IV. und dessen Nachfolger Albrecht IV. gefaßt, indem sie durch den Drechsler Jacob Sandtner von Burghausen die Städte Landshut, Ingolstadt und München in verjüngtem

Maaßstabe in Holz darstellen ließen, eine Arbeit, welche derselbe zwischen 1521 bis 1571 löste. S. gewährt mit seiner bewundernswürdigen und mit staunenswerthem Fleiße von 1841—1847 ausgeführten Arbeit einen Ueberblick über die ganze Stadt mit ihren Plätzen, Straßen, Gärten, Monumenten, Häusern, Palästen, Thoren und Kirchen, alles in genauen, kleinen, zierlich in Birnbaumholz geschnittenen Modellen. Bei seinen Aufnahmen und Messungen stieß er eines Tages im sog. Seethaler'schen Kaffeehause am Frauen-Friedhof auf ein unterirdisches Gewölbe, in welchem S. die Gruft Kaiser Ludwig IV. entdeckt zu haben wähnte (Nr. 288 Münchener Tageblatt 17. October 1847). Nach Vollendung des Ganzen wurde dieses „Relief" in einem Local in der Sendlingergasse ausgestellt (1849) und dann in das Reichsarchiv und endlich durch Baron von Aretin mit Jacob Sandtner's Modellen in das neugegründete Nationalmuseum überbracht. Der vielseitig verdiente Mann starb am 15. März 1850 und hinterließ viele treffliche Söhne, welche sich alle in das geistige Erbe des Vaters nach bestimmten Radien theilten: Max Alexander erwählte die Historienmalerei, Franz erbte die ganze Vielseitigkeit des Vaters, beide sind in den vorstehenden Artikeln aufgeführt. Max Joseph (geb. 1820) excellirt noch als Graveur, Ciseleur und Meister in jeglicher Kleinkunst, Karl (geb. 1824 folgte dem Vater ins Topographische Büreau und bekleidete daselbst noch vor kurzem die Stelle eines Inspectors), August, geb. 1829 widmete sich der Kupferstecherkunst und starb 1871. Da nun jeder der Genannten sich wieder eines Nachfolgers erfreute, in welchem die ausgeprägteste künstlerische Begabung, wenn auch in anderer Weise, zu Tage tritt, so ist der Stammbaum dieser durch Enkelkinder schon weitverzweigten und im Bereiche der Kunst gewiß illustren und erlauchten Familie mit vielen Aesten und Sprossen besegnet, welche hoffentlich noch lange und ehrenvoll floriren.

Vgl. Nagler 1846. XVI. 223. — Beil. 158 „Allgemeine Zeitung" 8. Juni 1883.

Hyac. Holland.

Seivert: Johann S., Forscher auf dem Felde der Geschichte Siebenbürgens und namentlich der Sachsen, sowie der siebenbürgisch-sächsischen Mundart, ist am 17. April 1735 in Hermannstadt, der Sohn eines angesehenen bürgerlichen Hauses geboren, am 24. April 1785 als Pfarrer von Hammersdorf, der Nachbargemeinde Hermannstadts, gestorben. Nach dreijährigen Universitätsstudien in Helmstedt (1754—57), wo ihn der Hauch des damaligen Anakreontischen Liederfrühlings berührte (Siebenbürgische Kleinigkeiten von J. S.-Coburg, druckts und verlegts Georg Otto, 1758), diente er von 1758 an als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt und wurde 1764 Prediger (Diaconus) daselbst, bis ihn im November 1771 Hammersdorf zum Pfarrer berief. Von einer erstaunlichen Arbeitskraft und Arbeitsfreude getragen, steht S. mit an der Spitze jener Männer, die der neu aufgehenden deutschen Wissenschaft in Siebenbürgen die Wege bereitet haben. Ein reiner und edler Charakter, dabei ein scharfdenkender, kritischer und feingebildeter Geist steigt er, namentlich auch in den geschichtlichen Fragen, die er behandelt, immer zu den letzten ihm erreichbaren Quellen hinunter; die tiefere und wissenschaftlichere Verwerthung des so reichen Urkundenschatzes für die Geschichte der Siebenbürger Sachsen beginnt mit ihm. Seine Mittheilungen über das Bistritzer Erbgrafenthum Hunyady's (Ungrisches Magazin, Preßburg 1781, 1, 54), Vom Ursprung der Burzenländischen Sachsen in Siebenbürgen (Ungrisches Magazin IV, 211), Beiträge zur Religionsgeschichte von Hermannstadt in den Jahren 1521 bis 1546 (Ungr. Magazin IV, 154) erschließen geradezu neue, bis dahin unbekannte, werthvollste

urkundliche Quellen. Seine Grafen der sächsischen Nation und Hermannstädtischen Königsrichter im Großfürstenthum Siebenbürgen (Ungr. Magazin II. 261, III. 129, 393), die Provinzialbürgermeister von Hermannstadt (Siebenbürgische Quartalschrift II, 184, auch in einem Sonderdruck 1791 erschienen), Chronologische Tafel der Provinzialbürgermeister, Stuhlsrichter und Stadthannen zu Hermannstadt (Quartalschrift II, 55), die sächsischen Stadtpfarrer zu Hermannstadt (Hermannstadt 1777), Skizze der Superintendenten A. C. im Großfürstenthum Siebenbürgen (Hermannstadt 1791), Entwurf der siebenbürgischen katholischen Bischöfe zu Weißenburg (Quartalschrift I, 171) sind Arbeiten mühsamer gründlicher Forschung und von bahnbrechender Bedeutung. Dasselbe gilt von seinen „Inscriptiones monumentorum Romanorum in Dacia mediterranea“ (Wien 1774). Die Skizze: Hermannstadt (Ungr. Magazin, IV, 397) enthält werthvolle Beiträge zur alten Topographie der Stadt. Seine Abhandlung von der siebenbürgisch-sächsischen Sprache (Ungr. Magazin I, 257), worin er „den Wunsch eines großen Leibnitz auch nur einigermaßen zu erfüllen“, in Proben dieser Mundart den ersten Versuch eines Idiotikons derselben machte, und das Hohelied Salomos in siebenbürgisch-sächsischer Sprache (Ungr. Magazin IV, 22) sind die ersten gedruckten Anfänge der, ein halbes Jahrhundert später mit neuer Kraft im Siebenbürger Sachsenland erwachenden germanistischen Studien. Seivert's um mancher andern zu geschweigen, bedeutendste Arbeit ist jedoch das in seinem Todesjahr (Preßburg 1785) erschienene Werk: „Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften“. Es umfaßt „die sächsischen und ausländischen Gelehrten, die im Schoß unserer Völkerschaft gelebt haben“; ein zweiter Theil war für die siebenbürgischen Ungarn und Sekler in Aussicht genommen und ist, was nach seinem Tod sich fertig davon vorfand — bis Istvánfi — in der Siebenb. Quartalschrift veröffentlicht worden. Die „Nachrichten“ enthalten „einen außerordentlichen Reichthum von anziehendsten, lehrreichsten, wissenswürdigsten Daten, aus weithin zerstreuten, seither zum Theil verloren gegangenen Quellen gesammelt, dabei meist mit seltener Genauigkeit nach dem Stand der damaligen Wissenschaft kritisch gesichtet und jede Prüfung aushaltend, in der Einfachheit und Naivität der Darstellung, die der innern warmen Theilnahme niemals entbehrt, immer mit eigenem Reiz anmuthend“. Das Buch wird für alle Zeit der siebenbürgischen Litteratur- und Culturgeschichte unentbehrlich bleiben. Die Geographie des Großfürstenthums Siebenbürgen, welche K. G. von Windisch (Preßburg 1790) herausgegeben, ist zum großen Theil aus Seivert's Handschrift — der mit Windisch, Bürgermeister von Preßburg, sehr befreundet war — entnommen.

Eine kurze Biographie Seivert's hat Windisch als Einleitung zu den Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten veröffentlicht; darnach De Luca, Gelehrtes Oesterreich I, 140, Meusel, Lexikon der teutschen Schriftsteller XIII, 73. — Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Kronstadt 1871, III, 286 und nach ihm Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Band 34, Wien 1877 — beide mit einem Verzeichniß sämmtlicher Schriften von Seivert. — Teutsch im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (1886) XX, 208.

G. D. Teutsch.

Seiwert: Gustav S., siebenbürgisch-sächsischer Historiker, ist geboren in Hermannstadt am 8. Juli 1820. Den Vater, der als Thesaurariatsconcipist im Februar 1820 starb, hatte er noch vor seiner Geburt verloren; zwei treffliche Oheime halfen der geistesfrischen Mutter den Knaben erziehen, der frühe auf verwandten Pfarrhöfen die Schönheit sächsischen Volkslebens kennen lernte und

nach absolvirtem Hermannstädter Gymnasium zunächst am Lyceum in Klausenburg und an der königl. Gerichtstafel in Neumarkt (Marosch-Vascharhely) 1839—43, dann drei Semester 1843—4 an der Universität in Berlin, wo er unter Andern Puchta, Stahl, Homeyer, Ritter, Ranke hörte, sich für die juristische Laufbahn vorbereitete. Nach fruchtbaren Reisen, die ihn an den Rhein bis nach Belgien und Holland führten, in die Vaterstadt zurückgekehrt, trat er als Beamter in ihren und damit zugleich in den Dienst der sächsischen Nation, ging 1855, als die Verfassung dieser vom damaligen Absolutismus aufgehoben worden war, als Conceptsadjunct in das k. k. Handelsministerium nach Wien, woher er als Concipist der Grundentlastungs-Landescommission 1856 wieder nach Hermannstadt versetzt wurde. Hier 1859 zum k. k. Kreiscommissär ernannt, hatte er 1860 die Genugthuung, daß die alte Verfassung wieder hergestellt wurde und die Stadtvertretung ihn 1861 zum Magistratsrath wählte, als welcher er 1872 zum Archivar des sächsischen Nationalarchivs und des damit verbundenen Hermannstädter Archivs berufen wurde, in eine, seinen wissenschaftlichen Neigungen vorzüglich entsprechende Stelle. Mitten in rüstigem Schaffen wurde er hier am 17. Jan. 1875 vom Tode (Gehirnschlag) ereilt.

Seiwert's Bedeutung auf dem Felde siebenbürgisch-sächsischer Geschichte liegt vorzugsweise in seinen Arbeiten über die Entwicklung Hermannstadts, in der allerdings die Geschicke der sächsischen Nation so oft zusammenfließen. Getragen von umfangreicher Kenntniß ihrer urkundlichen Schätze — er selbst hat etwa 2000 Stück bisher unbekannter Urkunden dem Archiv einverleibt — und insbesondere ausgerüstet mit reichem Wissen auf dem Gebiete des sächsischen Zunftwesens — die erste correcte Veröffentlichung der ältesten sächsischen Zunftordnung von 1376 stammt von ihm — hat er in seiner „historischen Skizze" „Die Stadt Hermannstadt" (1859) die Hauptmomente derselben bis 1692 in gedrängter Uebersicht dargelegt, einem Werke, das, wenn auch der vollen Durcharbeitung des großen Stoffes ermangelnd, eine überraschende Fülle von Daten zur Verfassungs-, Gewerbs- und Culturgeschichte der Stadt mittheilt und noch lange Ausgangspunkt für jede weitere derartige Forschung sein wird. In demselben wissenschaftlichen Dienste stehen die „Umrisse zur Geschichte der Hermannstädter Kaufmannsgilde" (Hermannstadt 1860), die „Beiträge zu einer Geschichte der Hermannstädter Münzkammer" (1864 und 1865 im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Band VI), die „Bruderschaft des h. Leichnams in Hermannstadt" (1872, Vereinsarchiv Band X), „Das älteste Hermannstädter Kirchenbuch" (bis in das 14. Jahrhundert zurückgehend, im Vereinsarchiv Band XI, 1874), „Chronologische Tafel der Hermannstädter Plebane, Oberbeamten und Notare" (Vereinsarchiv Band XII, 1875): durchweg Arbeiten aus ernsten Quellenstudien mit Bienenfleiß geschaffen, dauernden wissenschaftlichen Werthes. Aus dem engern Rahmen der Vergangenheit Hermannstadts, zu der noch viele kleinere Beiträge, darunter die Hermannstädter Localstatuten (1869), werthvollen Stoff enthalten, tritt, gleichsehr der geschichtlichen Erkenntniß der Vergangenheit, wie einem actuellen Bedürfniß der Gegenwart dienend, heraus das Werk Seiwert's „Acten und Daten über die gesetzliche Stellung und den Wirkungskreis der sächsischen Nationsuniversität" — der sächsischen Volksvertretung — (Hermannstadt 1870). Der 43. ungarische Gesetzartikel von 1868 „Ueber die detaillirte Regelung der Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens" hält nämlich in § 11 die sächsische Nationsuniversität in dem, mit dem siebenbürgischen Gesetzartikel XIII von 1791 im Einklang stehenden Wirkungskreis, ausgenommen deren gerichtliche Jurisdiction, aufrecht; schon einige Monate früher hatte diese S. beauftragt, alle auf die gesetzliche Stellung und den Wirkungskreis derselben bezüglichen Acten und Documente zusammenzustellen, damit diese

der Benützung zugänglich gemacht würden. Diesem Auftrag entspricht denn jene Arbeit. Es ist eine, mit dem Jahre 1355 beginnende, bis 1846 herabgehende, unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Zusammenstellung von königlichen und andern Urkunden, Verträgen der drei ständischen Nationen Siebenbürgens, Landtagsbeschlüssen, Gesetzen, Staatsverträgen und anderen Acten, die den Wirkungskreis der sächsischen Nationsuniversität als dritten Landstandes bei Verhandlung gemeinsamer Angelegenheiten, bei der Wahl der siebenbürgischen Fürsten, bei Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Staatsverträgen, weiter das eigene geschlossene Territorium der sächsischen Nation, ihre eigene Statutargesetzgebung, ihre eigene politische und Gerichtsverwaltung, ihr eigenes Gewerbs-, Bildungs- und Schulwesen darlegen und im allgemeinen wie im einzelnen ihre alte gesetzliche Stellung als eines, neben den beiden andern „recipirten Nationen" „selbständigen reichsunmittelbaren Gemeinwesens" nachweisen.

Die tiefe Kenntniß des sächsischen Volkslebens in Vergangenheit und Gegenwart, sowie die ernste Liebe zu demselben gab S. auch die Feder der novellistischen Erzählung in die Hand. Seine diesbezüglichen Arbeiten sind gesammelt erschienen unter dem Titel: „Culturhistorische Novellen aus dem Siebenbürger Sachsenland", drei Bände, Hermannstadt 1866, 1867. Sie wollten auch jenem Theil des Volkes, zu dem der Sonnenstrahl der geschichtlichen Wissenschaft nicht dringt, Kunde von seiner Vergangenheit bringen und die herzliche Theilnahme der Leser dafür gewinnen. Und in der That, die in allen Erzählungen widerklingende tiefe Empfindung des Verfassers: „Wenn man bedenkt, welche Wunden Krieg, Hunger, Seuchen und Barbarei diesem deutschen Pflanzvolk geschlagen, so ist das erste Gefühl gewiß die Verwunderung darüber, daß überhaupt dieses Pflanzvolk noch besteht; der zweite Gedanke aber ist der, daß in dem Volke ein unverwüstlicher Lebenskern steckt, der es bis heute erhielt", war geeignet diese Theilnahme zu erwecken; wenngleich bisweilen die Schwere des geschichtlichen Stoffes dem vollen Reiz der dichterischen Gestaltung hindernd in den Weg trat, so haben doch jene Novellen in vielen Kreisen die Volksseele ergriffen und hat ihr Verfasser durch sie, wie durch seine wissenschaftlichen Arbeiten beigetragen, jenen „unverwüstlichen Lebenskern" in ihr zu nähren.

Teutsch, Denkrede auf Gustav Seiwert — im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Band XIII, Heft 3. Hermannstadt 1877; — Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaisertums Oesterreich. Band 34. Wien 1877. — Trausch, Schriftstellerlexicon der Siebenbürger Deutschen. Kronstadt 1871. III, 284.

G. D. Teutsch.

Seiz: Johann Ferdinand S., einer der spätern schwäbischen pietistischen Dichter geistlicher Lieder, war am 5. Januar 1738 zu Lambach auf dem Schwarzwald geboren als Sohn eines Pfarrers. Im Jahre 1752 kam er auf die Klosterschule in Denkendorf, 1754 nach Maulbronn und 1756 auf das Stift in Tübingen, wo er 1758 Magister und 1766 Repetent wurde. Seine erste Anstellung erhielt er 1766 als Diakonus in Besigheim; hier verheirathete er sich mit der jüngsten Tochter Oetinger's (s. A. D. B. XXIV, 538), dessen Schriften schon vorher seine geistige Richtung bestimmt hatten. Im Jahre 1790 kam er als Stadtpfarrer nach Sindelfingen, hier starb er 55 Jahre alt an einer schweren Krankheit am 23. September 1793. S. war ein gewissenhafter und geschickter Seelsorger. In Württemberg ist er bei den Pietisten noch wohlbekannt als Dichter des Liedes „Warten wird doch nie gereuen", das Albert Knapp auch in die spätern Auflagen seines Liederschatzes aufnahm.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, 406 ff.

l. u.

Seiz: Placidus S., Abt von Ettal, geb. zu Pössing bei Landsberg a. L. am 13. September 1672, † am 2. October 1736. Während seiner Studien, denen er zu Landsberg und Salzburg oblag, trat er in das Benedictinerstift zu Ettal. Seine bedeutenden Anlagen befähigten ihn, 1699 das Lehramt der Syntax, 1700 und 1702 jenes der Poesie und Rhetorik zu übernehmen. Späterhin trug er auch Moral und Geschichte vor. Am Gymnasium zu Salzburg führte er mit seinen Schülern in den Jahren 1699—1707 eine Reihe von Schuldramen auf, deren Stoff mehrfach der deutschen Geschichte entlehnt war; so brachte er 1701 den Grafen Heinrich von Calw, 1706 den König Konradin auf die Bühne. Am 22. Januar 1709 wurde er zum Abte seines Klosters erwählt. Alsbald faßte er den Plan, zu Ettal eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge, eine „Ritterakademie" zu gründen und wußte ihn unter den größten Schwierigkeiten schon im Jahre 1711 zu verwirklichen. Er errichtete für diesen Zweck großartige Gebäude, das sog. Collegium zu Ettal und ein eigenes Recreationshaus, die Seeburg zu Bayersoien, berief tüchtige Lehrer, zum Theil aus weiter Ferne, legte vortreffliche Sammlungen an und es gelang ihm, die Blüthe des süddeutschen und österreichischen Adels seinem einsam gelegenen Stifte zuzuführen. Alle ritterlichen Künste, einschließlich der Kriegswissenschaft wurden hier gelehrt und geübt, ansehnliche Statsmänner, Feldherrn und Prälaten gingen aus dieser Schule hervor; das interessante Verzeichniß der hier gebildeten Zöglinge hat uns Westenrieder aufbewahrt. Leider überlebte das Institut seinen Gründer nur um wenige Jahre. Am 29. Juni 1744 wurde Kloster Ettal mit all seinen Gebäuden ein Raub der Flammen; die Ritterakademie trat nicht mehr ins Leben. Abt Placidus vereinigte eine nie ermüdende Arbeitskraft mit großer Klugheit und Milde. Westenrieder rechnet ihm, was er geschaffen, zu unsterblichem Ruhme an.

A. Manhardt, Lob- und Trauerpredigt über den Hintritt des Abtes Placidus von Ettal. Augsburg 1736. — Historia Universitatis Salisburgensis p. 120, 229. — Westenrieder, Neue Beiträge, I, 261—279. — P. Pirmin Lindner's Album Etallense im oberbair. Arch. Bd. 44. S. 248 ff. 253.

G. Westermayer.

Sclafinski: Karl Friedrich von S., königlich preußischer General der Infanterie, am 24. Januar 1786 auf dem väterlichen Gute Vargow im pommerschen Kreise Stolp geboren und im Cadettenhause zu Berlin erzogen, kam 1803, vom Commandeur des letzteren als einer der „Besseren unter den Besten" bezeichnet, als Fähnrich zu dem in Bromberg garnisonirenden Infanterieregimente von Manstein und zog bald durch Eifer und Fähigkeiten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, so daß General von Manstein ihn als Adjutanten wählte und ihn, als er selbst im Herbst 1805 zum Gouverneur von Danzig ernannt worden war, dorthin mitnahm. Dieser Vorzug brachte S. um die Theilnahme an dem im nächsten Jahre ausbrechenden Kriege, da Manstein krankheitshalber seinen Posten an General Graf Kalkreuth abgeben und S. bei seinem Chef ausharren mußte. Nach Friedensschluß auf ein Wartegeld von monatlich 8 Thaler gesetzt ging er mit dem Gedanken um, im englischen Dienste auf der pyrenäischen Halbinsel gegen die Franzosen zu kämpfen, als er zum Secondlieutenant im 3. Ostpreußischen Infanterieregimente ernannt und nicht lange nachher, im Herbst 1811, als Erzieher zum Cadettenhause in Berlin befehligt wurde. Bei Ausbruch des Krieges von 1813 ward er als 3. Adjutant dem General von Yorck zugetheilt; im Hauptquartier, dessen Commandant er war, nahm er bald eine einflußreiche Stellung, soweit von einer solchen, wo ein Yorck commandirte, überhaupt die Rede sein konnte, ein. Er führte hier den Beinamen des Comthur (Lebenserinnerungen des Generals Karl von Röder,

S. 94, Berlin 1861, als Manuscript gedruckt). Daß seine militärischen Leistungen, von denen er bei Groß-Görschen, Bautzen und, als Ordonnanzofficier zu Blücher entsendet, bei Haynau Beweise gegeben hatte, auch York befriedigten, bewiesen dessen Bemühungen, S. nach Beendigung des Waffenstillstandes bei sich zu behalten. Dieselben waren von Erfolg begleitet. S. hat seinem General auch während des folgenden Theiles des Krieges von 1813/14, aus welchem letzterem er zahlreiche Wunden und beide Classen des Eisernen Kreuzes zurückbrachte, zur Seite bleiben dürfen und vorzügliche Dienste geleistet. Als 1815 ein neuer Feldzug in Aussicht stand, wurde S., inzwischen zum Major aufgestiegen, zum ersten Adjutanten des Generals von Zieten, Commandirenden des 1. Armeecorps, ernannt. Wie wichtig und wesentlich seine Wirksamkeit an dieser Stelle gewesen ist, beweist ein im Jahre 1841 an ihn gerichtetes Schreiben seines ehemaligen Chef, in welchem dieser die von ihm bei allen gebotenen Gelegenheiten an den Tag gelegte „Tapferkeit, Umsicht und Thätigkeit" unter Hervorhebung der hauptsächlichsten Begebenheiten rühmend anerkennt. Nachdem der Friede geschlossen war, ward S. Bataillonscommandeur im 25. Infanterieregiment; zugleich ward ihm die Aufsicht über die Unterrichtsanstalten der 8. Division (Erfurt) übertragen, aber schon 1817 erfolgte seine Entsendung nach Frankfurt a. M. als Mitglied der Bundes-Militärcommission, welche die Grundzüge der deutschen Heeresverfassung feststellen sollte. In dieser Eigenschaft war er auch während des Congresses zu Aachen thätig. Im Frühjahr 1822 ward er in den Generalstab versetzt, zuerst als Abtheilungsdirigent im Großen Generalstabe nach Berlin, dann 1825 als Chef des Generalstabes des VII. Armeecorps nach Münster, wo Horn und Müffling seine commandirenden Generale waren. Zehn Jahre später erhielt er das Commando der 13. Landwehrbrigade in Münster, im folgenden (1836) ward er Generalmajor und 1837 wurde er als Director der Ober-Militär-Examinationscommission nach Berlin versetzt. Zugleich ward er zum Mitgliede einer unter dem Vorsitze des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. mit der Ausarbeitung eines Dienstreglements beauftragten Commission ernannt, deren Aufgabe freilich nie erledigt worden ist. 1844 wurde er zum Generallieutenant befördert und 1851, nachdem er dem Frankfurter Parlamente angehört hatte, zum Präses der General-Ordenscommission ernannt, womit er aus dem activen Dienste schied. Gleichzeitig erfolgte seine Ernennung zum General der Infanterie. Er starb am 26. April 1860 zu Berlin, ohne aus seiner Ehe mit Karoline von Knebel, da eine einzige Tochter, vermählte Gräfin Unruh, bereits gestorben war, Kinder zu hinterlassen.

Lebensbeschreibung durch General von Webern in: Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 112 Bd., Berlin 1861.

B. Poten.

Selb: August S., Porträtzeichner und Lithograph, geb. am 9. Februar 1812 als der Sohn des Lithographiebesitzers Joseph S., erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, setzte seine Studien an der Akademie fort und bildete sich zu einem tüchtigen Porträtzeichner; dazu gehören beispielsweise die auf Stein gezeichneten Bildnisse des Hofschauspielers Urban, des berühmten Tenoristen Bayer (1833), des Thierarztes Dr. C. Hahn und der Ballettänzerin Adele Polin. Dann begab er sich 1834 nach Chur in der Schweiz, wo er drei Jahre beschäftigt blieb. Nach seiner Rückkehr zeichnete S. die Porträte der Königin Therese, des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg (1838) und dessen Braut der Großfürstin Maria Nikolajewna (1839), den Landschaftsmaler Edmund de Schampheleer und andere hohe oder berühmte Personen. Infolge dieser Arbeiten wurde S. nach Wien berufen, um daselbst mehrere Glieder der kaiserlichen Familie zu zeichnen. Nach Vollendung dieser Aufträge begab sich S.

1839 nach Triest und Venedig, um den „Räuberüberfall bei Terracina" nach Schindler (1840) und den „Violinspieler" nach Pistorius (1841), beide für den Triester Kunstverein zu lithographiren. Von da übersiedelte S. nach Paris und bewährte sich auch hier im Porträtfach. Leider verlor er infolge der Februarrevolution (1848) seine Ersparnisse, erholte sich aber alsbald in London, wo er bis 1854 seine Kunst übte; dann folgte S. einer Einladung nach Deutschland, um die erlauchte Familie Zu der Lippe in Meerholz in einer Reihe von Bildnissen zu zeichnen. Darauf kehrte S. nach langer Abwesenheit nach München zurück, wo er in gewohnter unermüdlicher Thätigkeit seinem Künstlerberufe lebte, dem ihn am 1. November 1859 der Tod in unerwarteter Weise entriß.

Karl S., der ältere Bruder August's, ist geboren zu Stockach 1774, lernte bei einem landläufigen Heiligenmaler, arbeitete frühzeitig in der Heimath, wurde der Lehrer seines jüngeren Bruders Joseph (s. u.), ging mit diesen nach Düsseldorf und München, wo er sich seßhaft machen wollte, eilte aber durch die Tiroler Erhebung 1809 gerufen, in seine Heimath zurück, wo er für viele Kirchen Bilder in Oel und Fresco malte. Sein Sterbejahr ist unbekannt.

Vgl. Nagler, 1846. XVI, 226, 227. — Kunst-Vereins-Bericht für 1859 S. 53. — Wurzbach 1877. XXXIV, 42, 43.

Hyac. Holland.

Selb: Joseph S., Maler und Lithograph, geb. 1784, † am 12. April 1832. S. wurde im J. 1784 zu Stockach in Tirol als Sohn eines unbemittelten Bauers geboren. Er erhielt seinen ersten künstlerischen Unterricht durch seinen älteren Bruder Karl, in dessen Begleitung er im J. 1799 die Akademie zu Düsseldorf bezog, wo er zwei Jahre lang verweilte. In die Heimath zurückgekehrt, half er seinem Bruder bei der Ausmalung einer Anzahl tiroler Kirchen. Als diese Arbeiten beendigt waren, wandten sich die beiden Brüder zur weiteren Ausbildung ihrer Kunst nach München. Beim Ausbruch des Tiroler Aufstandes im J. 1809 kehrte Karl in das Vaterland zurück, Joseph aber blieb auf sich selbst angewiesen in München. Durch Vermittlung des königlichen Lithographieinspectors Michael Mettenleiter erhielt er eine Anstellung bei der Steuerkatastercommission in München, in welcher unter Senefelder's Oberaufsicht glänzende Leistungen auf dem Gebiete der Lithographie erzielt wurden. Wir hören, daß S. an den Erfolgen dieser Anstalt wesentlichen Antheil hatte. Im J. 1816 übernahm er die Leitung der Zeller'schen lithographischen Anstalt. Später war er für die Fortsetzung des von Strixner und Piloty begonnenen königlichen Galeriewerkes thätig. Er durfte ein guten Theil des Ruhmes, den diese Veröffentlichung weit und breit genoß, für sich in Anspruch nehmen. Einen großen Theil seiner Arbeiten kann man in der Maillinger'schen Sammlung zu München sehen. S. starb zu München am 12. April 1832.

Vgl. Wurzbach, XXXIV, 40—42.

H. A. Lier.

Selchow: Johann Heinrich Christian v. S., Jurist, ist geboren am 26. Juli 1732 zu Wernigerode, als Sohn eines gewesenen preußischen Obristen Heinrich Gottlob v. S., den er in früher Kindheit verlor. Ebenso früh starb ihm die Mutter, deren Vater Stolberg'scher Oberforstmeister gewesen war, so daß sich nun Graf Christian Ernst seiner annahm. Er besuchte das Wernigeroder Gymnasium und bezog 1751 die Universität Göttingen, auf welcher er nicht nur, namentlich unter Pütter, juristische, sondern auch unter Geßner und Ernesti classische Studien trieb; außerdem erwarb er sich große Fertigkeit in der englischen Sprache und hörte bei J. Dav. Köhler politische, bei Mosheim Kirchen-, bei Heumann Litteraturgeschichte. Schon während seiner Studienjahre soll er sich durch Fleiß, Kenntnisse und Scharfsinn so ausgezeichnet haben, daß

er dem Geheimen Rathscollegium in Hannover zu einem Stipendium empfohlen wurde. Im J. 1755 erwarb er die Doctorwürde und bereits 1757 erschienen seine „Elementa antiquitatum iuris Romani publici et privati“, auf welche hin er, durch Vermittlung des Curators Münchhausen, zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Einem Rufe nach Gießen folgte er damals nicht, sondern machte die traurigen Zeiten des Siebenjährigen Krieges in Göttingen mit, wo er 1762 ordentlicher Professor, 1764 außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums, 1770 Hofrath und 1780 ordentlicher Beisitzer im Schöppenstuhl wurde. Im J. 1782 ließ er sich für Marburg gewinnen, wo man nach einem Ersatz für den altersschwach gewordenen Kanzler Hombergk zu Vach suchte; S. kam als geheimer Rath und Vicekanzler hin, 1783 fiel ihm mit Hombergk's Tode die Kanzlerschaft selbst zu. Am 17. December 1788 verlor er seinen ältesten Sohn Heinrich Ludwig Karl und folgte diesem am 21. April 1795 im Tode nach.

Selchow's Arbeiten beschäftigen sich hauptsächlich mit römischen und deutschen Rechtsalterthümern, Staatsrecht und deutschem Recht; sie empfehlen sich alle, lateinisch wie deutsch geschriebene, durch angenehm glatten Stil. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er sich entschieden der germanistischen Lehre Pütter's angeschlossen und, derselben gemäß zuerst die Uebung eingeführt hat, Particulargesetze und -statuten aller Art möglichst vollzählig heranzuziehen, um auf deren Entwicklung ein, wenn auch nicht formal, doch sachlich gemeines praktisch brauchbares deutsches Privatrecht zu begründen. Selchow's „Institutiones oder Elementa Jurisprudentiae Germanicae“ erschienen zuerst 1757, haben bis 1795 acht Auflagen erlebt (welche freilich zum Theil nur Neudrucke sind) und bis zum Auftreten von Runde's Lehrbuch die Herrschaft auf deutschen Universitäten behauptet; sie zeichnen sich aus durch eine bis dahin unerhört reiche Ausstattung mit den verschiedensten Quellencitaten. Ebenso ging er beim mündlichen Vortrag über Deutsches Recht regelmäßig auf die Specialrechte jeder Landschaft zurück, und zwar unter eingehenderer Berücksichtigung der Heimathsorte seiner jedesmaligen Zuhörer. Derselben Richtung entspringen seine abgesonderten Bemühungen um das braunschweig-lüneburgische Recht. Weniger Bedeutung kommt seinem Staatsrecht, seiner Geschichte der in Deutschland geltenden fremden und einheimischen Rechte und seinen Staatsalterthümern zu, obschon bei letzteren der fördernde Einfluß seiner classischen Lehrer und Studien klar hervortritt. Außerdem hat er eine weitgehende kritische Thätigkeit entfaltet, indem er 1754 bis 1763 den größten Theil der Recensionen juristischer Schriften in den Göttinger gelehrten Anzeigen besorgte, 1764—82 aber eine eigene „Juristische Bibliothek“ in fünf Bänden, deren drei erste ausschließlich von ihm herrühren, herausgegeben hat. Wenn er in diesen Besprechungen nicht bloß große Strenge, sondern gelegentlich geradezu Heftigkeit entwickelte und so in manche litterarische Fehde gerieth, so bestätigt dies nur, was wir anderweitig über die Eigenart seines Charakters erfahren; der Zanksucht, Rücksichtslosigkeit, Eitelkeit soll er auch auf dem Katheder, namentlich in den letzten Lebensjahren, bedauerlich freien Lauf gelassen, ebensowenig der Zerfahrenheit zu entgehen gewußt haben, welche sich so leicht bei selbstgefälligem Vielwissen einstellt.

Weidlich, Biographische Nachrichten II, 355 und Nachträge. — Pütter, Akademische Gelehrtengeschichte von Göttingen I, 152 u. II, 73. — Meusel, Lexikon XIII, 75. — Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte XIV, 177. — Nekrolog auf das Jahr 1795 (Schlichtegroll) II, 41.

Ernst Landsberg.

Seld: Albert Freiherr v. S., geboren auf dem väterlichen Gut Russow bei Kalisch, † am 17. April 1867 zu Potsdam. Seine Vorfahren waren früher

in Augsburg angesessen und bekleideten, wie z. B. Georg Sigismund S., der bekannte Kanzler Karl's V. (s. u.), hohe Reichsämter in Wien. Zur lutherischen Kirche übergetreten, verließ die Familie später ihre Heimath und kaufte sich in Preußen an. Seld's Vater war preußischer Major, seine Mutter eine geborene Baronesse v. Blomberg. S. wuchs heran in einer für Deutschlands Erhebung bedeutungsvollen Zeit, welche in seinem leicht empfänglichen Herzen tiefe Furchen gezogen hatte. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Guben wurde er preußischer Gesandtschaftssecretär in Krakau. Auf der Universität daselbst lag er neben seinem Berufe noch dem juristischen Studium ob und beendete dasselbe auf der Universität in Breslau. Hier und später auch beim Kammergericht in Berlin arbeitete er als Auscultator. Infolge anhaltender Studien bildete sich bei seinem schwächlichen Gesundheitszustande ein Brustleiden aus, welches seine Studien oft unterbrach und ihn jahrelang nach Salzbrunn führte, um an den dortigen Heilquellen seine Gesundheit zu kräftigen. Bald darauf nahm er seinen Abschied aus dem Justizdienst, der ihm, zumal bei Bearbeitung von Proceßsachen, nicht mehr zusagte und gab sich in dem Gefühl vollkommener Freiheit und Unabhängigkeit der litterarischen Thätigkeit hin. Bald darauf erschienen seine Gedichte, welche eine gute Aufnahme fanden. Seine juristischen Abhandlungen, sowie eine Arbeit über „Die Unterrichtsmethode in den Preußischen Schulen", welche die besondere Anerkennung des Königs und seines Staatsministers v. Kamptz erhielten, wurden mit einem Staatspreise von 1000 Thalern belohnt. Seine öffentlichen Vorträge, von denen, besonders in den dreißiger und vierziger Jahren, „Die Zukunft der Kunst" und „Der Geist der Buchstaben" hervorzuheben sind, machten berechtigtes Aufsehen und zeichneten sich durch große Gewandtheit in der Form, nicht minder durch überraschende Gedanken und geistreiche Ideen aus. Als Volksredner in den vierziger und fünfziger Jahren sprach er gewaltig, ja hinreißend und diente mit großer Treue damit den Zwecken der inneren Mission und ganz besonders der Enthaltsamkeitssache, welcher er sich, von Baird angeregt, mit dem Feuer seiner ganzen Seele hingab. Eine größere Begeisterung auf diesem Gebiet, eine größere Hingabe als S. hat bis auf diesen Tag kaum Jemand an den Tag gelegt. Er organisirte die Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland und bemühte sich diesen edlen Bestrebungen durch seine langjährigen Reisen und durch seine hinreißenden Vorträge in allen Schichten der Bevölkerung Eingang zu verschaffen. Durch die Art seiner Vorträge, sowie andererseits durch seine persönliche Hingabe verschaffte er der Enthaltsamkeitssache in den Kreisen der Gebildeten, wie ganz besonders bei den kleinen Leuten, denen er mit großer Liebe und edler Selbstverleugnung nachging, schnellen Eingang, so daß viele verkommene, dem Laster des Branntweintrinkens verfallene Personen ihm ihre Rettung verdankten. In den letzten Jahren dieser seiner Thätigkeit gab er den „Kreuzzug wider den Branntwein", eine Zeitschrift heraus, welche die Jahre 1855, 1856 und 1857 umfaßte. Als das tolle Jahr 1848 schwere Gefahren auch für Preußen brachte, vertheidigte er, gerade in einer Zeit, wo das Häuflein der Königstreuen sehr zusammengeschmolzen war, mit gewohnter Treue und mit außerordentlicher Hingabe die Rechte des Thrones und der Ordnung. Er verhalf insbesondere bei seinen fortgesetzten Reisen und durch seine hinreißenden Vorträge, sowol in den Städten als auch auf dem flachen Lande, in schwerer Zeit dieser königstreuen Gesinnung zum Durchbruch. Auch besuchte er die Gefängnisse und Zuchthäuser und wies schon damals überzeugend nach, wie die meisten Verbrechen und Vergehen auf das Laster des Branntweintrinkens zurückzuführen seien. Der König Friedrich Wilhelm IV., welcher ebenso wie seine Gemahlin, S. wegen dieser treuen Gesinnung und zugleich wegen der großen Verdienste um die Enthaltsamkeitssache, nicht minder auch wegen seiner

glänzenden Begabung schätzte, hat ihn später in seine Nähe nach Potsdam gezogen. Hier wurde er öfter zu den berühmten Theeabenden nach Charlottenburg und Sanssouci befohlen, wo geistvolle und verdiente Männer um den König versammelt wurden. Friedrich Wilhelm IV. ist ihm bis zu seinem Tode ein dankbarer König gewesen. S. war ein ganz eigenartig angelegter Charakter. Sein Hang zur Freiheit, zur Ungebundenheit veranlaßte ihn hauptsächlich, seine juristische Laufbahn aufzugeben. Noch kurz vorher sagte der bekannte Minister v. Kamptz, der seine außerordentliche Begabung erkannt und welcher den König Friedrich Wilhelm III. auf die bedeutenden Geistesgaben Seld's aufmerksam gemacht hatte, zu ihm: „Sie müssen im Staatsdienst bleiben, in zwölf Jahren sind Sie Chef-Präsident!" Als darauf S., höchst charakteristisch, erklärte, daß es nicht sein Wunsch sei, was man so nennt, Carriere zu machen, antwortete der Minister entrüstet: „Sie haben keinen Ehrgeiz!" und war sichtlich überrascht, als S. ihm vollkommen Recht gab.

S. hinterließ außer seiner Wittwe eine Tochter und zwei Söhne. Von seinen Schriften sind bekannt: „Erlebnisse auf dem Gebiet der Strafjustiz und der inneren Mission" 1860; „Wunderliche Reisen, Bruchstücke aus dem Leben" 1864, neueste Auflage 1883; „Wenig gekannte Länder und sehr bekannte Menschen" 1864; „Vertrauliche Mittheilungen vom Preußischen Hofe und aus der Preußischen Staats-Verwaltung" 1865, zweite Auflage 1866; „Aus der Verbrecherwelt, Erfahrungen", Bd. 1 u. 2, 1865; „Sechszig Jahre oder ein Leben an Bauern- und Fürstenhöfen, unter Säufern, Kindern und Verbrechern" 1865.

Karl Schindler.

Seld: Georg Sigismund S., bei Volrad v. Waldeck auffallenderweise stets Philipp genannt, wurde angeblich am 21. Januar 1516 zu Augsburg geboren. Sein Vater, Georg S., war ein tüchtiger Goldschmied, und soll auch den Stadtplan von Augsburg 1521 entworfen haben; er war 60 Jahre alt, als Georg Sigismund geboren wurde und in vierter Ehe verheirathet mit Priscilla Schalter, welche dann ihrerseits später wieder heirathete und die Mutter Johann Hegenmüller's wurde. Wir wissen noch von zwei älteren Brüdern unseres S., Nikolaus und Christof. Der erstere begegnet uns als kaiserlicher Commissar 1553 in einem Streite um Holzgerechtigkeiten zwischen dem Bischof von Freising und Graf Ladislaus v. Haag, der andere war 1543 Advocat am Speierer Kammergericht, trat am 1. Febr. 1552 mit 400 fl. Gehalt als Rath in die Dienste Herzog Albrecht's V. von Baiern und starb als solcher zu München Ende 1557.

Gleich den älteren Brüdern widmete sich auch Georg Sigismund der Rechtswissenschaft, nachdem er sich unter Leitung des namhaften Philologen Pönitianus zu Augsburg für die höheren Studien vorgebildet hatte. Im Januar 1531 trug er, drei Monate später als sein Bruder Christof, seinen Namen in die Matrikel der Ingolstädter Hochschule ein. Nikolaus Eberhard Frisius soll den jungen Studenten, nach Pantaleon's Bericht, für die Rechtswissenschaft gewonnen haben; indessen nicht in Ingolstadt, sondern in Italien und Frankreich machte S. die Studien, welche die Grundlage für seine spätere Laufbahn bildeten; neben der Jurisprudenz trieb er auch Humaniora, lernte auch spanisch. In beide Länder zog er als Begleiter zweier Söhne des Raimund Fugger, des Hansjakob und Georg; während S. den beiden vornehmen jungen Leuten ein gleichaltriger Freund sein sollte, stand über ihnen als Präceptor Christof Hager, welcher schon vor 1532 in Frankreich mit Viglius van Zwichem Freundschaft geschlossen hatte und 1535 verstarb. Padua und Bologna wurden besucht, dort Lazarus Bona-

mici, hier Romulus Amaseo gehört, dann ging es für zwei Jahre nach Bourges und Paris; schließlich wurden wieder zwei Jahre in Italien zugebracht. So meldet Pantaleon, feststellen können wir nur nach Friedländer's Acta Universitatis Bononiensis, daß S. 1534 mit den beiden Fugger und mit Christof Hager zusammen in Bologna immatriculirt wurde und daß, als 1536 Georg Fugger in die Heimath zurückkehren mußte, zuerst Wiguleus Hund, dann S. das Ehrenamt eines Procurators der Deutschen Nation bekleidete. Ob er hier oder in Padua promovirte, ist ungewiß; das Tagebuch Volrad's v. Waldeck behauptet sogar, daß er in Frankreich, zu Lyon (!) den Doctorgrad erworben habe. Daß Christof Hager einen hervorragenden Einfluß auf S. ausübte, darf man wohl aus einem Briefe des Viglius vom 21. September 1537 schließen, worin dieser dem jungen S. für Uebersendung einer lateinischen Dissertation „De legatis" dankt, indem er sagt, dem Hager könne man Glück wünschen, einen solchen Schüler erzogen zu haben. Viglius versprach zugleich, er wolle S. gern alle Förderung bei dem Eintritt in das öffentliche Leben angedeihen lassen, demselben die Gunst der Fugger in erhöhtem Maße zu erwirken suchen.

S. wartete anscheinend nicht lange auf eine Anstellung. Die Biographen melden, daß er anfänglich in die Dienste des Bischofs von Freising getreten sei, von wo er dann Rath bei Herzog Ludwig von Baiern († 1545) wurde; er heirathete die Tochter von dessen Kanzler zu Landshut, Thomas Rudolf, der selbst auch ein geborener Augsburger war. Auf einer Verwechslung mit Christof S. beruht vielleicht die Angabe späterer Biographen, welche ihn an das Kammergericht zu Speier versetzen; wohl aber ging er 1544 im Auftrage der baierischen Herzoge zu dem in Speier stattfindenden Reichstage. In bairischen Diensten treffen wir ihn noch nach dem Tode des Herzogs Ludwig; er wurde 1546 von Herzog Wilhelm zum Kaiser als Gesandter abgeschickt. Von einer bestimmten Politik ist bis zu dem Jahre 1547, welches für S. eine entscheidende Wendung bringen sollte, nichts zu spüren. Wir wissen keinerlei Aeußerung, welche einen Schluß auf seine religiösen und politischen Ansichten gestattete. S. wurde 1547 in kaiserliche Dienste berufen und darauf zum Reichsvicekanzler ernannt.

S. übernahm damit ein höchst wichtiges Amt, und zwar in einem besonders bedeutungsvollen Zeitpunkt. Sein Vorgänger, der Luxemburger Naves, starb am 21. Februar 1547 nach kurzer Krankheit, und sein Tod riß eine schwer empfundene Lücke; in dem Augenblicke, wo in der deutschen Frage das Schwert gesprochen hatte und die Arbeit der Feder beginnen sollte, verschwand gerade der Mann, welcher die deutschen Dinge bisher bearbeitet hatte. Es war Mangel an Männern, welche die Erbschaft übernehmen konnten, das ersehen wir aus Briefen Granvella's, in welchen die Frage der Wiederbesetzung besprochen wird. Viglius v. Zwichem war zunächst ins Auge gefaßt, lehnte aber ab, da er dem Hofdienst eine ruhige seßhafte Stellung in den Niederlanden vorzog. Gleichzeitig mit S. wurden noch einige andere Männer, welche im Dienste deutscher Fürsten gestanden, darunter Heinrich Haase, vom Kaiser herangezogen. S. machte den Zug nach Sachsen schon mit im Gefolge des Kaisers; er war Vicekanzler nach Waldeck's Tagebuch schon während des Reichstages 1548, während man nach einer Aeußerung Franz Kram's bei Druffel, Beiträge Nr. 653 annehmen sollte, daß ihm das Amt erst 1551 förmlich übertragen wurde. Seld's Thätigkeit wurde durch die kirchlichen Angelegenheiten vorzugsweise in Anspruch genommen, aber auch mit anderen Fragen staatsrechtlicher Art beschäftigte er sich, wie wir aus den Acten der kaiserlichen Kanzlei ersehen können, wo uns seine ungewöhnlich schöne und regelmäßige Handschrift oft genug begegnet. Indessen war er in den politischen Dingen wohl mehr ausführend als schöpferisch thätig, er selbst sagte dem Grafen Volrad v. Waldeck: „Ich bin ein Hofmann; was der Kaiser

und der Bischof von Arras befehlen, das muß ich thun". Selbständiger war er wohl in Bezug auf die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten. Bei der Abfassung des Interims wird er nicht genannt, später 1555 hat S. ausführlich dargelegt, aus welchen Gründen diese kaiserliche Religionsordnung nicht habe durchdringen können. Daß diese Erkenntniß aber wohl erst durch die Erfahrung der folgenden Jahre in ihm gezeitigt wurde, darf man wohl aus einem von S. verfaßten Entwurf zu einem kaiserlichen Rundschreiben an die deutschen Bischöfe schließen, worin diese ermahnt werden, gemäß den vom Papste erwirkten Facultäten auf die Geistlichkeit einzuwirken durch Ertheilung von Dispensen, durch Ermahnung zu gemäßigter Sprache und zu Besserung des Lebens. Mit Entschiedenheit wird von S. betont, daß die Mißbräuche im kirchlichen Leben vor allem gebessert werden müßten, wenn das Ziel der kirchlichen Einheit wieder erreicht werden solle; der Clerus, welcher die Achtung der Laienwelt eingebüßt, müsse diese sich wieder verdienen. Die kaiserlichen Anordnungen über die Reform des Clerus, welche 1548 ergingen, hält S. auch 1555 noch für vortrefflich und segensreich und er beklagt nur, daß es bei dem bloßen Worte verblieben und die Ausführung gestockt habe, weil der Kaiser die jeden guten Rath verachtende Geistlichkeit doch nicht bei den Haaren zur Erfüllung ihrer Pflicht heranziehen wollte, um keinen Uebergriff in das geistliche Gebiet zu thun, der Papst, dessen Aufgabe es gewesen wäre, hier zu helfen, habe sich um nichts gekümmert. Die Religionsfrage behandelte auch hauptsächlich der Auftrag, mit welchem Kaiser Karl 1549 den S. zu den rheinischen Kurfürsten absandte, hinter welcher Sendung der sächsische Rath Kram große politische Pläne vermuthete. S. war auch mit der Aufgabe betraut, den Prinzen Philipp von Spanien 1549 durch Deutschland zu geleiten. Bei den Reichstagen 1548 und 1550—51 war S. in allen vorkommenden Geschäften thätig. Besonders hervorzuheben und wohl auf seinen Einfluß zurückzuführen sind die Maßregeln des Kaisers gegen Augsburg, Seld's Vaterstadt, wodurch erstlich 1548 deren Verfassung abgeändert und 1551 mehrere protestantische Prediger aus der Stadt verwiesen wurden, weil sie das Interim nicht beobachtet hatten. S. zeichnete sich hierbei nach den Berichten von der Gegenseite durch rohe Unduldsamkeit aus, er solle von lutherischen Buben gesprochen haben, wie es in einem Berichte und in einem gleichzeitigen Liede heißt. Selbst wenn diese Meldung richtig wäre, dürfte man daraus nicht einen Schluß auf die Gesammthaltung Seld's ziehen. Jedesfalls steht fest, daß S. nicht zu den Männern gehörte, welche rücksichtslos die Unterdrückung des Protestantismus, das Wiederaufrichten des Papstthums forderten. In der Zeit vor der Erhebung des Kurfürsten Moritz finden wir S. eifrig den Plan verfolgen, durch die Theilnahme der Protestanten am Trienter Concil die Einheit in der abendländischen Christenheit herzustellen. Er setzte dem Gesandten des Kurfürsten Moritz, Franz Kram, mit warmen Worten auseinander, daß das gar nicht so schwer sei. Man brauche nur auf katholischer Seite die augenscheinlichen und offenkundigen Mißbräuche zu beseitigen und andererseits bei den Protestanten einige im Widerspruch mit der jetzt als Götzendienst verschrieenen Lehre der Väter aufgestellte Lehren aufzugeben, und er setzte hierbei seine Haupthoffnung auf Melanchthon. Er spottet über die Feinheiten der Theologen, welche sich früher in Paris mit der Frage gequält hätten, ob die Heiligen im Himmel stehen oder sitzen; er wäre zufrieden, wenn man sich nur über den Katechismus und die nothwendigen Kirchengebräuche vergliche. Mit dieser optimistischen Auffassung der kirchlichen Gegensätze ging die größte Vertrauensseligkeit bezüglich des Kurfürsten Moritz Hand in Hand. Als von diesem die baldige Ankunft am kaiserlichen Hofe in Aussicht gestellt wurde, jubelte S., daß die von ihm stets vertretene Ansicht sich als die richtige erweise, daß bei den deutschen Fürsten doch noch mehr Ehrbarkeit zu finden sei,

als vielleicht den Feinden Deutschlands lieb sei. Der verhängnißvolle Irrthum, welcher sich hierin ausspricht, bewirkte den schlimmen Ausgang, welchen der Krieg des Jahres 1552 für den Kaiser hatte.

Bei den Passauer Verhandlungen erschien S. neben Herrn v. Rye als kaiserlicher Commissar, jedoch lediglich die Ausführung der Anweisungen, welche der Kaiser und der jüngere Granvella gaben, lag ihm ob. S. begleitete den Kaiser nach Abschluß des Passauer Vertrages auf dem Zuge gegen Metz und folgte ihm dann in die Niederlande. Als der schon oft verschobene Reichstag 1555 wirklich zusammentreten sollte, entwarf S. ein ausführliches Gutachten über alle die Gegenstände, welche auf dem Reichstage zur Sprache kommen konnten, insbesondere die Religionsfrage. Die Vergleichung mit der Instruction für den kaiserlichen Commissar zeigt, daß seine Arbeit meist wörtlich benutzt wurde, nur einige Stellen, worin er die päpstliche Concilspolitik und die verkommenen kirchlichen Zustände scharf tadelte, sind abgeschwächt worden. Auch über die Fehlgriffe der kaiserlichen Politik, insbesondere in dem Verhältnisse zu dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, über die Verschleppung der Geschäfte spricht er sich hier mit nicht minder großem Freimuth aus, als in privaten Briefen.

In Person ging S. nicht zum Reichstage, er blieb in Brüssel, wie es scheint, in recht mißmuthiger Stimmung. Er schrieb im Juli an den brandenburgischen Rath Christof v. d. Straßen: „Was Eure Reichssachen belangt, je weniger ich von denselben höre, je lieber ist mir. Wir haben Euch hievor den Wagen in den Dreck gesetzt, könnt Ihr Herren ihn wiederum herausziehen, so seid Ihr Meister". Er verstand sich augenscheinlich in dieser schwarzen Stimmung mit seinem Herrn, dem Kaiser, welcher mit seinem Vicekanzler schließlich auf vertrautem Fuße gestanden haben muß. In Vlissingen, also einige Tage vor seiner Abreise, soll der Kaiser S. eigenhändig die Treppe hinuntergeleuchtet haben, als beide eines Abends lange zusammen geblieben waren und sie die Dienerschaft eingeschlafen fanden. Nach der Abdankung und Abreise des Kaisers nach Spanien übernahm S. die Ausführung des ihm ertheilten Auftrages, die Kurfürsten von dem Verzicht in Kenntniß zu setzen; am 14. März 1558 verlas er denselben zu Frankfurt. Indem er jetzt nach Deutschland zurückkehrte, meinte er alles verändert zu sehen, es kaum wieder zu erkennen, wie er aus Speier am 29. November 1556 an Viglius schreibt. Von der früher vorhandenen treuherzigen Offenheit, von welcher man noch vor wenigen Jahren wenigstens einzelne Spuren wahrgenommen, sei jetzt nichts mehr zu sehen, mit dem Reichstage werde geradezu Spott getrieben, die französischen Gesandten durchkreuzten ungehindert ganz Deutschland und deutsche Kaufleute gäben sich dazu her, dem Papste auf Frankreichs Fürwort hin, große Geldsummen zukommen zu lassen. Diese letzte Klage berührt den Streit Ferdinand's mit dem Papst Paul IV. wegen der Nachfolge im Kaiserthum, worüber S. 1558 ein ausführliches Gutachten erstattete, welches auch 1612 gedruckt wurde. Im J. 1557 hatte S. zusammen mit Julius Pflug das Religionsgespräch zu Worms geleitet; er hatte in der vor dem Augsburger Reichstag verfaßten Denkschrift ausgeführt, daß der Weg eines Religionsgespräches nicht zu verachten sei, vielmehr die Erfahrung zu Worms und Regensburg Vertrauen erwecke, Bucer und Melanchthon in ihren über das Gespräch verfaßten Büchern sich milder und katholischer ausgesprochen hätten, als sonst je seit 20 Jahren geschehen sei. Die Erfahrung des Jahres 1557 hat S., welcher bei dieser Gelegenheit von Melanchthon wegen seiner Friedensliebe gefeiert wurde, wohl zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Gegensätze tiefer gingen, als er gemeint hatte. Jetzt sah er 1558 einen gefährlichen Streit innerhalb der katholischen Partei ausbrechen: der Papst bekämpfte die

Rechtmäßigkeit des katholischen Reichsoberhauptes, weil die Resignation Karl's V. unzulässig gewesen sei, indem derselbe seine Krone nur in des Papstes Hand habe zurückgeben können. Ferdinand wandte sich um ein Gutachten an S. und dieser legte ausführlich dar, daß des Papstes Anspruch unbegründet sei, und erörtert eingehend das ganze Verhältniß nicht nur zwischen Kaiserthum und Papstthum, sondern auch zwischen dem Papstthum und der Kirche und den Concilien. Er steht hierbei auf dem Standpunkte des Konstanzer Concils und verweist gegenüber den päpstlichen Ansprüchen auf die Zeiten, wo der Kaiser das Recht gehabt hätte, selbst den Papst zu ernennen. An der Hand Aventin's behandelt er den Kampf Ludwig's des Baiern und Philipp's von Frankreich, und fügt seiner Abhandlung Proben der gewechselten Briefe an.

Der Tod Paul's IV. setzte dem Streite zwischen Kaiser und Papst ein Ende; unter der Regierung Pius' IV. trat das Concil von Trient aufs neue zusammen und in Seld's Hand lag die Aufgabe, die Instructionen für die Gesandten und die sonstigen Actenstücke zu entwerfen, mit welchen Ferdinand auf das Concil einwirken wollte. Insbesondere bei dem sogenannten Reformationslibell, durch welches Ferdinand 1562 das Concil zu einer Reformberathung bestimmen wollte, kann man, Dank den Sickel'schen Arbeiten, Seld's Einfluß genau verfolgen. Der Vicekanzler corrigirte die Entwürfe der Theologen in dem Sinne, daß er jede Wendung, wodurch der gegenwärtige Papst angegriffen wurde, beseitigte; er meinte, Pius könne man außer dem fast allen Päpsten gemeinsamen Fehler des Nepotismus keine besonderen persönlichen Vorwürfe machen; andererseits will er nicht, daß die Protestanten als Häretiker bezeichnet werden, da sie von dem Concil noch nicht gehört seien. S. räth dem Kaiser entschieden ab, dem Concil maßgebenden Einfluß auf seine Regierung einzuräumen durch das Versprechen, er wolle alles abändern lassen, was bisher nach des Concils Urtheil verkehrt geschehen sei. S. deutet an, daß auf diese Weise vielleicht der Religionsfriede gefährdet werden könne. Er will das Dispensrecht der Päpste erhalten wissen und beanstandet die Forderung, die Zahl der Cardinäle herabzusetzen, weil dies mit der Reform der deutschen Kirche nichts zu thun habe; er will diesen Punkt nur belassen, wenn, was er nicht wisse, das Concil von Basel diese Forderung schon aufstelle. Auch trägt er Bedenken, den Psalmengesang in deutscher Uebersetzung zu begünstigen; er meint, die alten Gesänge „Christ ist erstanden“ u. s. w. reichten aus, man möge vermeiden daß, wie in den Kirchen der Sectirer, die Mißbräuche begünstigt würden, welche der Wettgesang von Weibern und Mädchen in den Kirchen hervorrufe. Mit der Wendung, daß der Kaiser nur bescheiden mahnen, keineswegs aber dem Concil Vorschriften machen wolle, rieth S. die kaiserliche Eingabe zu schließen, wie er denn bereits früher dem Kaiser vorgestellt hatte, er möge sich nicht allzu sehr in geistliche Dinge einmengen und stets einerseits mit Würde, andererseits mit kindlicher Ergebenheit reden. Dann werde die Nachwelt ihm das Zeugniß eines religiösen und vortrefflichen Kaisers auch dann nicht versagen, wenn seine Mahnungen nicht den Erfolg hätten, welchen sie haben müßten. Daß die verschiedenartigsten Ansichten über das, was schließlich die Curie von S. zu erwarten habe, durch eine solche theoretisch entschiedene aber praktisch schwächliche Haltung hervorgerufen wurden, ist begreiflich. Wir ersehen aus den Berichten des Nuntius Commendone aus dem Februar 1563, daß dem Papste von verschiedenen Seiten versichert wurde, S. und der Kaiser seien des festen Glaubens, der Papst stehe über dem Concil (vgl. dagegen Seld's Rathschlag S. 22), der Kaiser werde nie hartnäckig auf einer Sache bestehen, welche dem Papste Anlaß zur Unzufriedenheit gewähre. Commendone selbst betheuerte dagegen, S. und der Hofmarschall Trautson wünschten dringend die Reform, um durch Milderung im positiven Recht die noch katholisch gebliebenen

der Kirche zu sichern, die Ketzer ihr wieder zu gewinnen, und der Nuntius ermahnte deshalb den Papst, die vom Kaiser geforderte Reform nicht hintanzusetzen. Nicht Commendone's Rath, sondern jener anderen Ansicht folgte Pius IV. und da zeigte sich, daß diejenigen den Vicekanzler überschätzt hatten, welche ihm eine energische und consequente Haltung hinsichtlich der Reformforderung zugetraut hatten. Dem Cardinal Morone gelang es, die kaiserliche Politik zum Verzicht auf die Weiterführung des Concils und damit zum Verzicht auf ihre Reformpläne zu bestimmen. Während Trautson nicht selbst, sondern nur seine Frau beschenkt wurde, nahm S. bei dieser Gelegenheit von dem Legaten einen silbernen, in Frankreich gearbeiteten Pocal von 150 Ducaten Werth entgegen. Morone sagt in seinem Berichte nach Rom: „Es ist ein Wunder, daß er das angenommen hat.“ Der Grund des Staunens lag nicht sowohl darin, daß der hohe Beamte sich beschenken ließ, sondern darin, daß er eine Gabe von so geringem Werthe nicht ablehnte. Um den Gedanken an Bestechung abzuweisen, hat man darauf hingewiesen, daß derlei Gaben im 16. Jahrhundert etwa die gleiche Bedeutung hatten, wie die gegenwärtig ausgetauschten Ordensauszeichnungen; das ist wohl zuzugeben, aber dabei bleibt bestehen, daß die Annahme solcher Geschenke hinterher doch öfter Anlaß gab, die Empfänger zu verdächtigen, was hinsichtlich eines Ordens wohl Niemanden einfallen könnte. Sehr richtig ist, daß Morone's Geschenk verhältnißmäßig unbedeutend war; vom Rathe von Augsburg erhielt S., der mit einem Nürnberger Rathe und dem bairischen Kanzler als kaiserlicher Commissar die Streitigkeiten der Stadt mit dem Bischof von Augsburg unter Max II. beilegte, 600 Goldgulden, während dem Nürnberger 300, dem allzu parteiischen Baiern aber nur 60 Goldgulden zugebilligt wurden. Daß S. von dem Herzog Albrecht von Baiern zur Belohnung für getreuliche Berichterstattung und andere Dienste mit Landgütern belehnt wurde, Menzing und Neuhofen, konnte bei den engen Beziehungen des Herzogs zu dem habsburgischen Hause keiner Mißdeutung unterliegen, zumal S. früher in bairischen Diensten gestanden hatte.

Der Rückzug des habsburgischen Kaisers in der Reformfrage hing damit zusammen, daß er die Unterstützung der Curie nicht entbehren konnte für die Wahl seines Sohnes Max. Hierin war S. thätig zusammen mit dem sächsischen Rathe Franz Kram, demselben, der 1552 mit ihm correspondirt hatte. Kurz nachher zog sich S. auf einige Zeit von den Geschäften zurück und begab sich nach Baiern auf seine Besitzungen. Ob Meinungsverschiedenheiten die Veranlassung boten? wir wissen das Nähere nicht. Pantaleon schreibt, daß Ferdinand vor seinem Tode dringend wünschte, daß „Vater Seld“ — so wurde S. vom Kaiser und auch von dessen Sohn Max und dessen Schwiegersohn Albrecht von Baiern angeredet — möge zurückkehren, erst unter Maximilian sei S. dann zurückgekehrt. Indessen betheiligte S. sich an den Religionsberathungen, welche auf Ferdinand's Veranlassung 1564 stattfanden und einerseits die Einführung des Laienkelches, andererseits die Aussöhnung der Protestanten betrafen, über welche von Wicel und Cassander, sowie Villimos Gutachten erbeten wurden. Die in das Staatsarchiv zu Hannover verschlagenen Acten tragen mehrfach Bemerkungen von Seld's Hand, er wird bei der Sitzung vom 6. Juni 1564 als persönlich anwesend genannt. Daß Pantaleon's Erzählung also nicht so zu verstehen ist, als ob S. in den letzten Jahren Ferdinand's überhaupt dem Hofe fern geblieben sei, dürfte somit feststehen. Als Maximilian seinem Vater folgte, blieb S. dann ruhig in seinem Amte. Aber nur kurze Zeit durfte Max sich seiner Dienste erfreuen. Am 26. Mai 1565 fuhr S. in seinem eigenen Wagen mit Dr. Zasius aus dem Prater in Wien, wo Max II. mit ihnen Rath gehalten, nach Hause, die Pferde scheuten, Zasius sprang zuerst aus dem Wagen,

blieb lange bewußtlos, dann sprang S., fiel auf einen Stein und starb in einer halben Stunde. So meldet Max II. an Herzog Albrecht mit lebhaftem Bedauern über den schwer zu ersetzenden Verlust, indem er zugleich bemerkt, daß weder Zasius noch Weber die Stelle ausfüllen könnten. Herzog Albrecht schrieb dem Kaiser auf dessen Anfrage, daß er keinen wisse, der alle die Eigenschaften des Verstorbenen besitze, ja nicht einmal einen, der viele derselben aufweisen könne. Herzog Albrecht fand, daß Max einen „frommen, treuen, redlichen, aufrichtigen, geschickten und katholischen Diener" verloren habe und rieth den Zasius als Nachfolger an, indem er den Kaiser vor allem ermahnt, einen verus et purus catholicus zu nehmen, „dann was für weitschweiffe Gewissen die Neuen haben, das wissen E. Maj. selbst und haben's zum Theil erfahren". In Herzog Albrecht's Augen erschien S. also damals als gut katholisch, trotz der scharfen Verurtheilung des römischen Wesens, von dem er schrieb, man kenne es in der ganzen Welt so gut, „daß schier männiglich, er sei gleich der alten oder neuen Religion, darüber ausspeict", trotz seiner Spöttereien über den Jesuiten Canisius. Dagegen urtheilten die Jesuiten sehr wegwerfend über den Vicekanzler und ihnen hätte sich Herzog Albrecht einige Jahre später auch angeschlossen. Andererseits wurde S. von den Protestanten lebhaft angefeindet. In einem gleichzeitigen Gedichte bei Raupach, Nachlese S. 95 erscheint der jähe Tod als Strafe dafür, daß S. stets Christum verfolget und geschändet habe.

S. starb kinderlos; die Verwaltung seines Vermögens führte 1552—1557 Christof S.; als dieser starb, wußte der Vicekanzler nicht, ob er zu fordern oder zu zahlen hatte; mit völligem Vertrauen hatte er dem Bruder alles überlassen. Später stand dem Vicekanzler besonders nahe sein Stiefbruder Johann Hegenmüller, welcher gleichfalls zuerst in bairische, dann in kaiserliche Dienste trat. Von ihm erwartete man die Veröffentlichung des Seld'schen litterarischen Nachlasses; eine Geschichte Karl's V., Genealogien deutscher Fürstenfamilien, ein Repertorium juris wird genannt. Aber diese Erwartung erfüllte sich nicht. Nur die Abhandlung über Kaiserthum und Papstthum erschien 1612 unter dem Titel: „Außbündiger treweyfriger Rahtschlag, darinn von der Keyser vnnd Päbst Gewalt .... gehandelt würd" ohne Ort, dann mit dem Bedenken Schwendi's zusammen in Frankfurt bei Peter Kopf, ebenfalls 1612. Ueber den Verbleib der Manuscripte Seld's ist mir nichts bekannt.

Biographien von S. finden sich bei Pantaleon und Schardius, doch ist insbesondere der erstere sehr wenig zuverlässig. Eine gute Sammlung von Nachrichten bietet Veith in seiner Bibliotheca Augustana. In neueren Actensammlungen begegnet uns S. häufig, öfter ist sein Name seltsam verstümmelt, so in den State-papers als „Colt". Sickel in seiner Abhandlung über das Reformationslibell und in den Beiträgen zur Geschichte des Concils von Trient. — Opel, Briefsammlung Christofs v. d. Straßen, bietet unter Nr. 15 einen werthvollen Brief Seld's. — Stetten, Geschichte und Kunstgeschichte von Augsburg enthält mancherlei. — Handschriftliches im Adelsselekt und der Lieb'schen Sammlung des Reichsarchivs zu München, wo auch unter Oesterreich Bd. VII. die Briefe Max II. über Seld's Tod.

v. Druffel.

Seligmann: Johann Michael S., Zeichner, Kupferstecher und Kunsthändler in Nürnberg, geboren 1720, † 1762, bildete sich unter der Leitung der beiden Preißler an der Nürnberger Malerakademie als Zeichner und Kupferstecher aus, wurde 1744 nach Rom und von da nach Petersburg berufen, kehrte aber später nach Nürnberg zurück, wo er außer Bildnissen und religiösen Darstellungen vornehmlich mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführte Illustrationen naturwissenschaftlicher Werke in Kupfer stach. Diese Werke sind: 1. Die Nahrungsgefäße

in den Blättern der Bäume ꝛc., 1748. 2. Sammlung verschiedener ausländischer und seltener Vögel ꝛc., aus dem Englischen des Catesby und Edwards von Huth übersetzt 1749. 3. Der im schönsten Flor stehende Blumengarten ꝛc. von Dr. Chr. J. Trew 1750—1768. 4. Conradi Gesneri Opera botanica etc. von C. Ch. Schmiedel 1753. 5. Des Pater Ludw. Feville Beschreibung zur Arzenei dienlicher Pflanzen ꝛc., aus dem Französischen übersetzt von Huth 1753—1757. 6. Erzstufen und Bergarten mit Farben genau abgebildet, beschrieben durch Dr. Cas. Christoph Schmiedel ꝛc. 1753, und 7. Du Hamel du Monceau, Abhandlung von Bäumen und Sträuchern, I. Theil aus dem Französichen übersetzt durch C. Chr. Oelhafen v. Schöllenbach. Die in seinem Kunstverlage erschienenen Einzelblätter sind am Rande mit den Buchstaben J. M. S. gestempelt.

G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon XV. Bd. (1845). — G. K. Nagler, Die Monogrammisten IV. Bd. (1871). — A. Seubert, Allgemeines Künstlerlexikon 1882. — E. Spieß, Naturhistorische Bestrebungen Nürnbergs im XVII. und XVIII. Jahrhundert, Leben und Werke ihrer Beschützer und Vertreter, in der zweiten Beilage zum Jahresbericht des K. B. Realgymnasiums zu Nürnberg für das Studienjahr 1888/89.

Rée.

Sell: Christian S., geboren am 14. August 1831 zu Altona, † am 21. April 1883 zu Düsseldorf. Den ersten Malunterricht erhielt er von seinem Vater, 1851 bezog er die Akademie zu Düsseldorf, wo er sich an Th. Hildebrandt und W. v. Schadow anschloß, bis 1856. Schon während seiner akademischen Zeit machte er Studienreisen durch Deutschland und Belgien, die er auch später zu einzelnen Bildern fortsetzte. Als Stoff wählte er von Anfang an Kriegsscenen, die er in trefflicher Composition und mit kräftigem Colorit darstellte. Zunächst griff er nothgedrungen in die Vergangenheit und malte Bilder aus dem 30jährigen Kriege: Vertheidigung einer Stadtmauer (1852); Soldaten, die ihren verwundeten Anführer tragen; Ruhe nach zurückgeschlagenem Sturm (1856); Belagerung von Breisach (1861); Hinterhalt kaiserlicher Krieger. Sein Talent wies ihn aber zu sehr auf das wirkliche Beobachten an, als daß er diese Gestalten der Vergangenheit hätte zu vollendetem Leben beseelen können. Seine ganze Kraft entfaltete sich erst, als er in den Jahren 1864 und 1866 die preußischen Heere auf ihrem Siegeszug nach Dänemark und Böhmen begleitete. Von nun an weihte er seinen Pinsel den neuen Ruhmesthaten der preußischen Waffen. Nur selten wählte er figurenreiche Gegenstände, wie die beiden Gemälde aus der Schlacht bei Königgrätz, deren eines, König Wilhelm bei der Verfolgung, sich in der Nationalgalerie zu Berlin befindet (1872), meistens stellte er Einzelgefechte dar: Die Erstürmung der Düppeler Schanze Nr. 6, Gefecht im Walde von Sadowa, Verwundung des Prinzen Hohenzollern bei Chlum, Gefecht bei Liebenau zwischen Ziethen- und Radetzky-Husaren, und malte kleine, äußerst fein durchgeführte Cabinetstücke: Vorposten, Gefangenentransporte, Patrouillen, Feldwachen, Marketender u. s. w., oft mit humoristischen Zügen. Auch den ruhmreichen Feldzug von 1870 machte er mit, eine Frucht desselben ist: Die Gefangenen bei Sedan. Das Colorit war die schwächste Seite in seiner Kunst, doch wird der Reiz seiner Bilder bei dem kleinen Format durch die Buntheit der Farben nicht geschädigt. Auch Aquarelle und Illustrationen, namentlich für die Gartenlaube, hat er geliefert.

M. G. Zimmermann.

Sell: Georg Wilhelm August S., Doctor und Professor der Rechte; geboren zu Darmstadt im November 1804, † am 25. März 1848. S., ein Sohn des 1820 verstorbenen großherzoglich hessischen Hofrathes und Hof-

gerichtsadvocaten Georg Franz Sell, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die Universitäten Gießen und Heidelberg. Nach beendigtem Rechtsstudium erwarb er an ersterer Hochschule den juristischen Doctorgrad und habilitirte sich im nämlichen Jahre an der juristischen Facultät dortselbst als Privatdocent. Vier Jahre später (1834) erhielt er als Professor der Rechte einen Ruf nach Zürich, kehrte jedoch 1841 in derselben Eigenschaft nach Gießen zurück; leider war ihm eine längere Lehrthätigkeit nicht gegönnt. Am frühen Morgen des 25. März 1848 wurde er zu Darmstadt nach längerer Krankheit vom Tode hinweggerafft. S. galt als gewissenhafter Lehrer und kenntnißreicher Jurist; seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten (über Correalschulden, dann über die exceptio excussionis) hat er in Linde's Zeitschrift für Civilrecht und Proceß (Bd. 3. H. 2 u. 3) niedergelegt. Später 1841 gründete er mit seinem Bruder Karl, damals Professor in Bonn, die „Jahrbücher für historische und dogmatische Bearbeitung des Rechtes". Mit gediegener Fachbildung vereinte unser Gelehrter auch einen tüchtigen Charakter. Seiner Familie mit warmer Liebe zugethan, den Freunden ein treuer Freund, genoß er zu Zürich wie in Gießen die ungetheilte Achtung der verschiedenen politischen Parteien, welche sich auch bei seinem Leichenbegängnisse kund gab.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1848.

Eisenhart.

Sell: Johann Jacob S., Schulmann und Geschichtsschreiber, geboren am 11. Januar 1754 in Stettin als Sohn eines wohlhabenden Schmiedemeisters, † ebenda am 23. März 1816, trat mit zehn Jahren als Schüler in die dortige Rathsschule, die sich zur Zeit in keiner besonderen Blüthe befand. Die ziemlich trockene Behandlung der alten Classiker verbunden mit mechanischem Auswendiglernen unverstandenen Stoffes gewährte dem Geiste des lernbegierigen munteren Knaben wenig Nahrung. Dennoch dachte er später dankbar seiner damaligen Lehrer, so der Conrectoren Levezow und Pfennig, des Cantors Kiel und des Baccalaureus Carmesin. Zu Ostern 1771 bezog er die Universität Halle, wo er an Semler einen freundlichen Leiter seiner Studien fand. Bei Nösselt hörte er Kirchengeschichte, Exegese und Moral, bei Vogel und Griesbach Exegese, bei Klotz und Thunmann philologische, bei Träger philosophische Vorlesungen, Geschichte bei Penzel und Bertram. Eng befreundet wurde er während seiner Universitätsjahre mit dem späteren Generalsuperintendenten Löffler und dem nachherigen Rector Lieberkühn zu Neu-Ruppin. Eine nach vollendeten Studien sich bietende Aussicht auf Berufung an die Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg zerschlug sich, S. ging als Hauslehrer zu einem Herrn v. Normann auf Rügen, wurde aber schon 1776 an die Rathsschule seiner Vaterstadt als Baccalaureus berufen und erhielt bereits nach wenig Monaten das Subrectorat an derselben. Die Erfolge, welche er in mehrjähriger Arbeit hier erzielte, lenkten bald die Blicke der Landesbehörden auf ihn und bewirkten schließlich seine Berufung als Professor der Geschichte und Beredtsamkeit an das königliche Gymnasium zu Stettin. Am 5. Mai 1783 fand die Einführung statt, S. stand damals im 29. Lebensjahre. Die Anstalt trug seit der Zeit der schwedischen Herrschaft den Charakter einer Akademie, vor 33 Jahren war derselben auf dringendes Begehren des damaligen Lehrercollegiums die Einrichtung des ambulirenden Rectorats gegeben worden, und so kam es, daß S. dieses Amt stellvertretend bereits 1787 und von 1789 bis 1790 aus eigenem Recht verwaltete. Das geistliche Ministerium sah sich jedoch gerade jetzt veranlaßt, diese der Anstalt in der That nur nachtheilig gewordene Einrichtung wieder aufzuheben und unter gleichzeitiger Neuordnung der Verwaltung des Gymnasiums S. zum alleinigen Rector desselben zu ernennen. Nicht leicht hätte dieses Amt

geschickteren Händen anvertraut werden können: mit großer pädagogischer Einsicht und Directoratsklugheit, mit musterhafter Treue und Hingebung verwaltete S. dasselbe, obgleich ihm die Arbeitslast bald erheblich vermehrt wurde durch die im J. 1805 vollzogene Combination der in ein städtisches Lyceum umgewandelten früheren Rathsschule, an der S. erst Schüler, dann Lehrer gewesen war, mit dem königlichen Gymnasium. Die unermüdliche Thätigkeit, mit der er allen Zweigen seines Berufes, zu dem sich die Aemter eines Mitgliedes der geistlichen und Schuldeputation der Regierung als Schulrath, ferner eines Mitgliedes auch der Stadtschuldeputation, eines Vorstehers der Stadtverordnetenversammlung und endlich die Mitgliedschaft bei mehreren Wohlthätigkeitsvereinen gesellten, zu genügen suchte, war bewundernswerth. Er lebte ganz seinem Berufe und gönnte sich nur selten eine Erholung, wußte sich aber dabei den heiteren Sinn und die frohe Laune zu bewahren. Als Schriftsteller hat er sich meist auf die ihm durch seinen Beruf zur Pflicht gemachten Gelegenheitsschriften beschränkt, dieselben sind vorzugsweise historischen Inhalts und zeugen von sorgfältiger Quellenforschung. Ueberhaupt zeigte er als Lehrer der Geschichte einen seltenen Umfang von Kenntnissen, wobei ihm sein vorzügliches Gedächtniß zu Hülfe kam, das ihn jeden Augenblick in den Stand setzte, die speciellsten Angaben zu machen. Sein Hauptwerk kam erst nach seinem Tode heraus: „Geschichte des Herzogthums Pommern von den ältesten Zeiten bis zum Tode des letzten Herzogs“ (Berlin bei Flittner 1820, drei Theile). Der erste Theil kann vor der heutigen Kritik nicht bestehen, rief auch schon bald nach seinem Erscheinen Widerspruch hervor, die beiden letzten Theile sind noch heute brauchbar. Nach dem Ende der französischen Occupation Stettins versuchte S., das durch die Kriegsunruhen gänzlich aus seinem Zusammenhang gebrachte Archiv der Regierung, das in seinen älteren Theilen die wichtigsten Documente zur Landesgeschichte enthielt, neu zu ordnen und eine für die Verwaltung brauchbare Registratur daraus zu machen. Der Versuch mißlang, weil von unrichtigen Voraussetzungen ausgehend, aber das Verdienst erwarb sich S., auf diese Weise einen großen Theil werthvoller, von seinen Zeitgenossen wenig geachteter Archivalien von dem wahrscheinlichen Untergang gerettet zu haben. Vermählt war S. seit dem 24. April 1777 mit Friederike Behrens.

Koch, Beiträge zur Geschichte der Gelehrtenschulen zu Stettin. Darin auch ein chronolog. Verzeichniß von Sell's Schriften.

v. Bülow.

Selle: Christian Gottlieb S., Arzt und philosophischer Schriftsteller, hieß eigentlich Sell, schrieb sich aber wahrscheinlich des Wohlklanges wegen Selle. Er ist als Sohn eines Grobschmiedes am 7. October 1748 zu Stettin geboren und kam schon von seinem 6. Lebensjahre an, wo seine Wittwe gewordene Mutter sich mit einem Apotheker Koehler in Berlin verheirathete, nach Berlin, erlernte hier bei seinem Stiefvater gleichfalls die Pharmacie und sollte als Gehülfe bereits nach Karlskrona in Schweden auswandern, als der Zufall diese Absicht vereitelte und S. in Berlin bei seinem Vater weiter verblieb. Er erhielt von diesem die Erlaubniß, nebenher medicinische Vorlesungen an der Universität zu hören, entschloß sich dann zu einem regelmäßigen Studium der Heilkunde in Göttingen, wo er u. a. besonders Schüler von Schroeder war und sich speciell mit der Fieberlehre beschäftigte, die auch den Inhalt der Dissertation „Methodi febrium naturalis rudimenta“ bildet, auf Grund deren er 1770 in Halle die Doctorwürde erlangte. Eine Erweiterung dieser Arbeit führte zu der bekannten Schrift „Rudimenta pyretologiae methodicae“ (Berlin 1773, 3. Aufl. ebenda 1789), die S. wenige Jahre, nachdem er sich in Berlin als Arzt niedergelassen hatte, publicirte und die ihm neben einigen anderen schriftstellerischen

Arbeiten, einer Uebersetzung von Brocklesby's „Medicinischen und ökonomischen Beobachtungen zur Verbesserung der Kriegslazarethe" (Berlin 1772) und Cadogan's Abhandlung „Von der Gicht", wegen der darin documentirten Gelehrsamkeit und der Klarheit, mit der sie geschrieben war, einen bedeutenden Ruf verschaffte. Die genannte Arbeit erfuhr auch Uebersetzungen ins Französische (von Rauche, Paris 1802 und 1817, von Montblanc, Lyon 1802, von Clanet, Toulouse 1802). 1774 erlangte er auf Empfehlung des Dr. Stosch eine Stellung als ärztlicher Reisebegleiter der Braut des Großfürsten Paul, der Prinzessin von Darmstadt, nach St. Petersburg, wurde nach seiner Rückkehr Arzt des Fürstbischofs von Ermeland mit dem Aufenthalt in Heilsberg, gab aber dieses Amt 1777 auf und kehrte nach Berlin zurück, wo er seine ganze übrige Lebenszeit bis zu seinem am 9. November 1800 an der Schwindsucht erfolgten Tode zubrachte. Nur zweimal hatte er später Veranlassung, auf kürzere Zeit zum Theil aus amtlichen Gründen außerhalb Berlins zu verweilen. Auf Empfehlung des ihm befreundeten Leibarztes Muzel wurde S. trotz der Gegnerschaft von Cothenius zum Arzt an dem Charitékrankenhause ernannt, wo er eine ausgedehnte praktische Wirksamkeit entfaltete, die ihm zugleich das Material zu seinem berühmten, von 1781—1801 im ganzen achtmal aufgelegten, auch ins Französische (von Coray, Montpellier 1796) und ins Lateinische (von Curt Sprengel, Berlin 1797) übersetzten Werke lieferte: „Medicina clinica oder Handbuch der med. Praxis" (sämmtliche 8 Auflagen in Berlin erschienen), sowie zu seinen weiteren „Neue Beyträge zur Natur- und Arzneywissenschaft" (Th. 1, 2. 1782; Th. 3, 1786; französ. von Coray, Paris 1796) betitelten Arbeiten, die in der Geschichte unserer Wissenschaft besonders wegen der verdienstvollen Leistungen zur Lehre vom Kindbettfieber ein gewisses Andenken besitzen. Nach dem Tode Muzel's wurde S. sein Nachfolger als Leibarzt Friedrich's des Großen, den er bis zu seinem Tode behandelte. Die in dieser Eigenschaft verfaßte „Krankheitsgeschichte des höchstseligen Königs von Preußen Friedrich's II. Majestät" (Berlin 1786) ist bekannt. Auch König Friedrich Wilhelm II. wählte S. zu seinem Arzte. 1780 machte er mit dem berühmten Naturforscher Prediger Herbst eine Reise nach Paris und wurde hier gerade Zeuge der Scenen der großen Revolution. 1795 bereiste er im Auftrage des Königs Südpreußen (im jetzigen Königreiche Polen), um die Ursachen der großen Mortalität in dieser Provinz und den Zustand der dortigen Hospitäler zu untersuchen, wofür er Titel und Rang eines Königlichen Geheimen Rathes erhielt. 1798 wurde er von König Friedrich Wilhelm III. zum zweiten Director des Collegium medico-chirurgicum ernannt. Seit 1786 war S. auch Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und 10 Jahre lang Director der philosophischen Classe dieser Körperschaft. Die schriftstellerische Thätigkeit Selle's beschränkte sich nicht bloß auf die Heilkunde. Bekannt, wenn auch nicht gerade von derselben Bedeutung, sind seine philosophischen Arbeiten, in denen er sich als Gegner der damals gerade Aufsehen erregenden Kantschen Kritik der reinen Vernunft und von dessen transcendentalem Idealismus bekannte. Er schrieb: „Philosophische Gespräche" (2 Theile, Berlin 1780), ferner „Grundsätze der reinen Philosophie" (ebenda 1788), sowie eine Reihe von kleinen Abhandlungen, theils in der Berlinischen Monatsschrift (1783 bis 1790), theils in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften. Auch seine „Urbegriffe von der Beschaffenheit, dem Ursprunge und Endzwecke der Natur" (Berlin 1776) und „Einleitung in das Studium der Natur- und Arzneiwissenschaft" (ebenda 1777, 2. Aufl. 1787, französisch von Coray, Montpellier 1795) enthalten zum Theil philosophische Betrachtungen. In rein medicinischer Beziehung sind noch erwähnenswerth die Uebersetzungen von Pott's „Chirurg. Wahrnehmungen", von Janin's „Physiologische und physicalische Ab-

handlung und Beobachtungen über das Auge" (Berlin 1776), sowie von de la Roche's „Untersuchungen über die Natur und Behandlung des Kindbetterinnenfiebers" (ebenda 1785), endlich ein Aufsatz über thierischen Magnetismus im Jahrgang 1789 der Berliner Monatsschrift. — Bemerkenswerth ist noch, daß S. ein großer Freund der englischen Sprache war. — Zu seinen Ehren las Merian an der Berliner Akademie der Wissenschaften nach Selle's Tode einen längeren „Eloge". — S. war dreimal verheirathet, 1778—1792 mit einer Tochter des berühmten Anatomen Meckel, von 1792—1798 nach dem Tode der ersten Frau mit einer Schwester derselben und von 1798 ab mit einer geborenen Dacke, die ihn überlebte. Nur aus erster Ehe hatte S. Kinder, von denen eine Tochter an den berühmten Berliner Professor und Bibliothekar Buttmann verheirathet war.

Gurlt im Biograph. Lexikon hervorr. Aerzte &c. V, 356 und die daselbst genannten Quellen, ferner Sprengel's Versuch einer Geschichte der Arzneikunde, 3. Aufl. V, 439, 520, 540, 605 u. 678 u. Haeser's Lehrbuch der Geschichte 3. Aufl. II, 622.

Pagel.

Selle: Thomas S. (Sellius), ein sehr fleißiger und tüchtiger Componist des 17. Jahrhunderts, geboren am 23. März 1599 zu Zörbig in Sachsen (auf dem Druck von 1624 liest man „Cervicca-Saxone", auch „Zervicca"), † am 2. Juli 1663 zu Hamburg. Ueber seinen Bildungsgang sind wir nicht unterrichtet, da er aber Schulcollege zu Weslingsbüren (Wesselburen in Ditmarschen) und seit etwa 1624 zu Heide war (Scholae Heidanae p. t. Collega bezeichnet er seine Stellung), so gibt uns dies den Beweis, daß er studirt hatte und ein im alten Sinne gelehrter Cantor war. Die biographischen Lexika nennen ihn einen Rector, doch ist dies unerwiesen, und er wird auch in Wesselburen nur vierter Schulcollege gewesen sein. Seit 1624 trat er als Componist an die Oeffentlichkeit und gab in diesem Jahre in Hamburg zwei Sammlungen dreistimmiger Lieder in „Concertweise nach jetziger newen Manier componieret" heraus. 1627 folgte diesen „10 geistliche Concertlein mit 1. 2. 3. und 4. Stimmen zusampt dem Basso continuo auff jetzo hin und wieder gebraeuchliche italianische Invention". 1630, 1631, 1634—1639 erschienen stets in Hamburg ähnliche Compositionen, dabei auch eine Sammlung Instrumentalstücke zu 5 und 6 Stimmen. (Sämmtliche Werke besitzt die Stadtbibliothek in Hamburg. Einzelnes in Breslau, Hannover, Berlin, Wien, Königsberg, Wernigerode, Leipzig und München.) Diese fruchtbare Compositionsthätigkeit trug natürlich seinen Namen in weite Kreise. Im Jahre 1636 berief man ihn als Cantor nach Itzehoe in Holstein und ein Jahr später ans Johanneum in Hamburg. Sein Ansehen als Componist stieg immer höher, so daß man ihn mit Schütz und Schein, als die berühmten drei S, zusammenstellte. 1641 wurde er in Hamburg zum Stadtcantor und Canonicus minor am Dome ernannt und bald darauf erhielt er das Prädicat: städtischer Musikdirector, die höchste amtliche Stellung als Musiker in Hamburg. Rist bezeichnet ihn in seinem Parnaß von 1649, S. 76, auch als Organist an der St. Katharinenkirche, ob mit Recht, ist bis jetzt unerwiesen; doch konnte Rist es wohl wissen. Vielleicht bekleidete er diese Stelle nur vorübergehend, da alle anderen Quellen darüber schweigen. Seine letzten Werke erschienen im Jahre 1655, von da ab scheinen die vielfältigen Amtspflichten uud vielleicht auch Kränklichkeit seinen Schaffenstrieb geschwächt zu haben. Auch im Manuscript besitzt die Stadtbibliothek in Hamburg noch einen beträchtlichen Theil seiner Werke, darunter auch eine „Kurze Anleitung zur Singekunst". Wie behaglich sich S. in Hamburg gefühlt haben muß, beweist sein Testament, in welchem er der Stadt seine ganze reichhaltige Biblio-

thek vermachte. Auch Rist, der geistliche Liederdichter, zog ihn zur musikalischen Mitarbeit heran, und dies bewog S., sich auch dem Kirchenliede zuzuwenden und Choralmelodien zu schaffen, die aber, wie Winterfeld im evang. Kirchengesang II, 390 nachweist, keine weitere Verbreitung gefunden haben. Er findet die Ursache theils in den Melodien selbst, von denen er in den Musikbeispielen Theil II Nr. 154—157 vier mittheilt, theils auch in der Zeit im allgemeinen, die nicht gern von den allbekannten und eingeprägten Melodien ließ. S. schuf zu den beiden Rist'schen Liederbüchern „Sabbathische Seelenlust“ 1651 und „Neue musikalische Fest-Andachten“ von 1655 die beträchtliche Zahl von 110 Melodien mit einem Baß versehen. 5 davon fanden 1683 in P. Sohr's Musikalischem Vorschmack Aufnahme. Auch in König's Harmonischem Liederschatz sind 3 Melodien von S. aufgenommen und endlich eine im 2. Theile von Freylingshausen's Gesangbuch von 1714 (siehe Näheres bei Winterfeld l. c. bis S. 400). Selle's zahlreiche übrigen Compositionen harren noch der Prüfung und einer Uebertragung in Partitur; sie allein wären geeignet die hohe Meinung seiner Zeitgenossen über sein Compositionstalent zu rechtfertigen und zu erklären, denn wer mit Schütz auf eine Stufe gestellt wird, muß schon ein ganz hervorragender Componist gewesen sein.

Mattheson, Ehrenpforte 336. 398. — Sittard, Gesch. der Musik in Hamburg S. 30. Rob. Eitner.

Selleny: Joseph S., Maler, geboren zu Meidling bei Wien am 2. Februar 1824, † am 22. Mai 1875. S. war der Sohn eines Jägers des Erzherzogs Anton. Von Hause aus ungewöhnlich begabt, erregte er schon auf der Wiener Akademie, an der Thomas Ender und Franz Steinfeld seine Lehrer waren, durch vortreffliche Zeichnungen und Aquarelle Aufsehen. Sie wurden als Vorlagen für die Landschaftszeichenschule angekauft und werden heute in der Bibliothek der k. k. Akademie aufbewahrt. Unter seinen ersten Bildern wird der „verödete Kirchhof“ in der Belvederegallerie als charakteristisch für seine tiefernste Richtung angeführt. Als Anerkennung für seine Leistungen erhielt S. die Erlaubniß, als Pensionär der Akademie nach Italien zu reisen. Er durchstreifte das Land mit fliegender Hast und brachte eine Unmasse von Studien mit heim, die sämmtlich eine eigene Größe der Auffassung verrathen. Leider fehlten ihm die Mittel, um sie in geeigneter Weise zu verwerthen. Um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu beschaffen, mußte er seine beste Zeit auf lithographischen Farbendruck verwenden und gelangte somit nicht dazu, sein glänzendes Talent auszubilden. Im J. 1857 wurde er auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand Max als Künstler der Novaraexpedition beigegeben. Er machte die Reise um die Welt mit, von der er im Jahre 1859 wieder in Wien eintraf. Bald darauf folgte S. dem Erzherzog Ferdinand Max auf einer halbjährigen Reise nach Brasilien. Von beiden Reisen brachte er eine Sammlung von 946 Studienblättern mit in die Heimath, welche nach seinem Tode im Wiener Künstlerhause in 13 Abtheilungen ausgestellt wurden. Die Ungunst des Schicksals wollte es, daß S. niemals in die Lage kam, diesen gewaltigen Schatz für seine Kunst wirklich auszubeuten. Dies ist um so mehr zu bedauern, als er, „wie keiner vielleicht, der Mann zur Lösung der schwierigsten landschaftlichen Probleme war“. Er mußte nach wie vor seinen Unterhalt mit Holzschnittzeichnen und Lithographiren erwerben und scheint in der That in den ärmlichsten Verhältnissen gelebt zu haben. Er starb nach schwerer Krankheit in der Privatheilanstalt zu Inzersdorf bei Wien am 22. Mai 1875. Sein Tod wurde in Wien als ein großer Verlust empfunden. „Mit S.“, sagt August Schäffer, „ging der österreichischen Kunst ein Stern erster Größe unter, der, sei es nun durch sich selbst, sei es durch äußere Verhältnisse, nicht zu vollem Schimmer zu gelangen vermochte.“

Als die bedeutendsten ausgeführten Gemälde Selleny's gelten die Ansicht der Insel St. Paul und die Tempel von Mahamalaipur. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke, deren Zahl sich auf 573 Nummern erhebt, findet man im „Katalog der Selleny-Ausstellung" Wien 1875.

Vgl. Wurzbach XXXIV, 58—66 und (Eitelberger) Die historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877, Wien 1877 S. 247—250.

H. A. Lier.

Selmar: Anton S., katholischer Geistlicher, geb. am 25. März 1757 zu Weihbiechel bei Landshut, † am 10. October 1821 zu Berg bei Landshut. Er studirte zu Ingolstadt, wurde am 23. September 1781 Priester, 1783 Doctor der Philosophie und Licentiat der Theologie (mit der Dissertation: De ordinis et muneris sacri collatione primis undecim ecclesiae saeculis conjungi solita). 1784—1788 war er Docent der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in dem Priesterseminar zu Dorfen (Diöcese Freising). 1788 wurde er Pfarrcooperator zu Albaching, 1794 Pfarrer zu Aibling, 1805 zu Berg, 1812 auch Decan des Landcapitels Landshut. Er war auch Districtsschulinspector. S. war ein achtbarer Vertreter der freisinnigen Richtung unter den damaligen bairischen Geistlichen — in seinen jüngeren Jahren wurde er sogar des Illuminatismus verdächtigt — und namentlich für Reformen auf dem Gebiete des Gottesdienstes (Einführung der deutschen Sprache) thätig. Von seinen Schriften verdienen genannt zu werden: „Ursprung und erste Beschaffenheit der Feste, Fasten und Bittgänge in der katholischen Kirche", 1804 (ein Auszug daraus „zur Belehrung und Beruhigung des Volkes" erschien 1805); „Die öffentlichen Gottesverehrungen der katholischen Christen waren Anfangs anders beschaffen als jetzt und sollten wieder anders werden, aus der Geschichte, Religion und Vernunft dargestellt", 1810; „Ritual für katholische Geistliche bei ihren Amtsverrichtungen", 1812. Er lieferte auch Beiträge zu der Münchener Allg. Litteraturzeitung und zu anderen Zeitschriften.

Felder-Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftstellerlexikon II, 333 (Selbstbiographie). — Münchener Allg. Litztg. 1821, 744.

Reusch.

Selmnitz: Friedrich Eugen Karl Eduard v. S., königlich sächsischer Hauptmann, der Begründer einer auf wissenschaftlicher Grundlage und auf festen Regeln beruhenden Bajonnetfechtkunst, wurde am 7. März 1790 zu Ilmenau geboren, trat am 6. Juli 1804 als Cadet in das damalige Infanterieregiment von Ryssel, in welchem er am 7. Mai 1807, als dasselbe von Bevilaqua hieß, zum Fähndrich befördert wurde, nahm an den Feldzügen des sächsischen Heeres in den Jahren 1806, 1809, 1812 und 1813 bis 1815 theil, erhielt für Auszeichnung in der Schlacht bei Dennewitz (6. September 1813) den Orden der Ehrenlegion, ward 1820 Hauptmann im Infanterieregiment Prinz Maximilian und starb als solcher, nachdem er von 1821 bis 1835 bei den Schützen gestanden hatte, am 16. Juni 1838 im Garnisonlazareth zu Dresden. Nach dem zweiten Pariser Frieden mit den zu dem Besatzungsheere gehörenden sächsischen Truppen in Frankreich zurückgeblieben, interessirte er sich lebhaft für das dort in hoher Blüthe stehende Fechten mit dem Fleuret, lernte auch das namentlich in der Normandie und in der Bretagne viel betriebene Fechten mit dem Stabe (bâton) und dem Flegel (fléau) kennen, wurde ein eifriger Schüler der Meister in diesen Künsten und kam dadurch auf den Gedanken, die Verwendung der Stoßwaffe derjenigen Truppe, welcher er selbst angehörte, des Bajonnetgewehres der Infanterie, nach einer auf durchdachten Grundsätzen beruhenden Weise zu lehren. Es war dies bisher nicht versucht worden. Zwar finden sich, namentlich bei den

Franzosen, schon im 17. Jahrhundert Spuren von der Anleitung zum Gebrauche des Bajonetgewehres als Fechtwaffe; die Ausführung ist jedoch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Erst S. hat die Verwendung der Waffe zu einer Kunst erhoben. Sein Streben fand in weiten Kreisen Beifall und Nachahmung. Das von ihm bei seiner Compagnie angewendete Verfahren wurde zuerst bei der leichten, 1823 bei der gesammten sächsischen Infanterie als förmlicher Dienstzweig eingeführt und fand aus dieser seinen Weg in die Heere der meisten anderen Staaten. Der Werth des Bajonnetfechtens wurde anfangs vielfach überschätzt. Gegenwärtig ist man von solcher Ansicht freilich sehr zurückgekommen und der Betrieb hat jetzt vielmehr den Zweck den Körper zu kräftigen und dem Soldaten Vertrauen zu seiner Waffe zu geben, damit er sich, auch wenn er kein Geschoß mehr zu versenden hat, nicht für verloren halte, als daß man glaubte, er würde die auf dem Uebungsplatze gezeigte Fertigkeit im Handgemenge verwerthen. Der Anleitung zum Erwerbe jener Fertigkeit liegen aber noch immer die von S. aufgestellten Grundsätze und seine Vorschriften zu Grunde. Dieselben haben zuerst in der von ihm ausgearbeiteten „Bajonnetfechtlehre" nebst „Fechtregeln" Ausdruck gefunden, welche dem 1822 erschienenen „Exercirreglement für die königlich sächsische Infanterie" beigegeben wurden; später veröffentlichte er als selbständiges Werk „Die Bajonnetfechtkunst oder Lehre des Verhaltens mit dem Infanteriegewehre als Angriffs- und Vertheidigungswaffe" (Dresden 1825).

Archiv des königlich sächsischen Kriegsministeriums zu Dresden. — Schuster und Franke, Geschichte der sächsischen Armee, 3. Theil, S. 23, Leipzig 1885.

B. Poten.

Selneccer: Dr. Nicolaus S., protestantischer Theolog des 16. Jahrhunderts. Geboren am 6. December 1530 zu Hersbruck bei Nürnberg als Sohn eines Notars, bekundete er frühzeitig eine bedeutende musikalische Begabung und ward deshalb schon als zwölfjähriger Knabe beauftragt, in der Burgcapelle zu Nürnberg die Orgel zu spielen. Als er dies einmal in Gegenwart des damaligen römischen Königs Ferdinand (des späteren Kaisers Ferdinand I.) that, fand dieser so großes Wohlgefallen an seinem Spiel, daß er beschloß, ihn heimlich nach Spanien oder Böhmen entführen zu lassen, ein Plan, der jedoch von dem Vater des Knaben noch rechtzeitig vereitelt wurde. Im Jahre 1549 bezog der junge S. die Universität Wittenberg, wo er sich mit Eifer dem Studium der Theologie hingab und bald auch im Stande war, selbst Vorlesungen in diesem Fache zu halten. Mit Philipp Melanchthon, dem Haupte der Wittenberger Theologen, trat er während jener Zeit in nahe persönliche Berührung.

Nach etwa neunjährigem Aufenthalte zu Wittenberg folgte er 1558 einem Rufe Kurfürst August's I. von Sachsen nach Dresden als Hofprediger und „Reformator" des kurfürstlichen Prinzen Alexander. Er verblieb in dieser Stellung bis 1562. Im März des genannten Jahres vertauschte er sie mit einer Professur an der kurz zuvor gegründeten Universität Jena. Was ihn zu diesem Schritte bewog, war zunächst die Ungnade des Kurfürsten, den S. durch Anspielungen auf seine Jagdleidenschaft in seinen Predigten verletzt hatte. Dazu kam noch, daß er sich die Anhänger von Melanchthon's vermittelnder und den Reformirten freundlicher Richtung, die zu jener Zeit am Dresdener Hofe wie in Kursachsen überhaupt maßgebenden Einfluß besaßen, zu Feinden gemacht hatte. Wohl war auch er lange Zeit hindurch ein eifriger Anhänger des praeceptor Germaniae gewesen, wie er denn selbst später eingesteht, er habe „an dem Gifte der Sacramentsschwärmerei im Spital der Calvinisten eine gute Zeit krank gelegen". Nach Melanchthon's Tode näherte er sich jedoch mehr und mehr den strengen Lutheranern, ein Verhalten, das ihm von seinen ehemaligen Partei-

genossen nicht verziehen wurde und infolgedessen nicht wenig dazu beitrug, ihm seine Stellung in Dresden zu verleiden.

Auch in Jena wurde ihm jedoch das Bleiben nach einigen Jahren durch theologische Händel unmöglich gemacht. Diesmal fiel er allerdings nicht dem Hasse der Philippisten zum Opfer, wiewohl dieselben damals an der thüringischen Hochschule ebenso wie am Dresdner Hofe das Uebergewicht besaßen. Selneccer's Scheiden von Jena war vielmehr erst ein Ergebniß ihrer eigenen Verdrängung durch die extremen Lutheraner, die Anhänger des Zeloten Matthias Flacius Illyricus. Nach der Katastrophe Herzog Johann Friedrich's des Mittleren, des Beschützers der Philippisten, war die Regierung der sächsisch-ernestinischen Lande 1567 an dessen Bruder Johann Wilhelm übergegangen. Derselbe war im Gegensatz zu Johann Friedrich eifriger Lutheraner und eilte daher, seine Parteigänger, die jener im Jahre 1561 wegen ihrer Unverträglichkeit und Unbotmäßigkeit aus Jena verwiesen hatte, dorthin zurückzurufen. Die gemäßigte Partei sah sich infolgedessen den Angriffen ihrer Widersacher schutzlos preisgegeben. Alle Gesinnungsgenossen der Wittenberger mußten das Feld räumen. Auch S. theilte ihr Schicksal, ungeachtet er noch während seines Aufenthalts in Jena von den Reformirten aufs heftigste geschmäht und angefeindet worden war. Hatte er doch auch in Wittenberg, „jener Kloake des Satans", seine Bildung empfangen; Grund genug, um in den Augen der blindwüthenden Flacianer als Calvinist und Irrlehrer zu erscheinen. Durch die Angriffe jener sah er sich gezwungen, sein Amt niederzulegen und 1568 Jena, wo er sich kaum noch vor thätlichen Mißhandlungen sicher fühlte, zu verlassen.

Seinen Bemühungen gelang es indessen bald, wieder eine Anstellung zu finden und zwar in Kurfürst August's Landen. Sehr freundlich war ihm dieser allerdings, wie wir wissen, von früher her nicht gesinnt; da er jedoch zugleich einen tiefen Abscheu gegen seine Vettern, die Ernestiner, und gegen deren Schützlinge, die Flacianer, hegte, so war er leicht geneigt, in S. ein Opfer des Hasses jener Eiferer zu erblicken, und es mochte ihm um so unverfänglicher erscheinen, ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen, als dieser in einem Gesuche an ihn erklärt hatte, „er befinde in des Churfürsten Kirchen und Schulen noch die beste Richtung". Er übertrug demselben 1568 die gerade verfügbare Stelle als Generalsuperintendent und Pastor zu St. Thomä in Leipzig.

S. bekleidete sie jedoch nur bis 1570. Schon in diesem Jahre gab er sie wieder auf, folgte einem Rufe des Herzogs Julius v. Braunschweig-Wolfenbüttel als Hofprediger und entwickelte als solcher eine eifrige Thätigkeit bei der Durchführung der protestantischen Kirchenordnung in den welfischen Landen und in Oldenburg. Unter Anderm war er auch an der Gründung der Universität Helmstedt im Jahre 1571 betheiligt. Seine Wirksamkeit in Niedersachsen dauerte knapp vier Jahre. Wie in Jena, sah er sich auch hier von den strengen Lutheranern, welche in der Geistlichkeit die Oberhand hatten, um seiner Vergangenheit willen aufs heftigste angegriffen, und alle seine Bemühungen, sich bei ihnen ins Vertrauen zu setzen, waren vergeblich. Bereitwilligst nahm er daher zu Anfang des Jahres 1574 die Gelegenheit wahr, in seine Stellung zu Leipzig zurückzukehren. Es war die — vielleicht mit Hülfe seines Schwiegervaters, des strenglutherischen Superintendenten Daniel Greser in Dresden erlangte — Fürsprache von Kurfürst August's Gemahlin Anna, der S. diese Vergünstigung verdankte. Ihren Bemühungen in seinem Interesse hatten die Philippisten, mit denen sie seit langer Zeit bitter verfeindet war, nach allen Kräften entgegengearbeitet, und wenn sie schließlich ihren Willen beim Gatten durchsetzte, so war dieser Sieg nicht ohne Bedeutung, sondern kündigte vielmehr eine Wendung in der Politik des Kurfürsten an, die zunächst die kirchlichen Ver-

hältnisse Kursachsens, dann aber auch, bei August's hohem Ansehen im Reiche, den deutschen Protestantismus überhaupt in neue Bahnen der Entwicklung lenkte. Gleichzeitig mit Selneccer's Wiedererscheinen in Leipzig entzog der Kurfürst den Philippisten seine Gunst, warf ihre Führer ins Gefängniß, wo er sie mit ausgesuchter Grausamkeit martern ließ, und gab sich ganz und gar den strengen Lutheranern hin.

Melanchthon's Anhänger waren nicht ohne eigene Schuld in Ungnade gefallen, zum guten Theil verdankten sie jedoch ihr schweres Schicksal den unablässigen Hetzereien und Verdächtigungen ihrer Gegner. Unter diesen aber zeigte Niemand größeren Eifer als S. Jemehr ihn die niedersächsischen Theologen wegen seiner einstigen Gemeinschaft mit den Philippisten anfeindeten, um so lebhafter mochte er das Bedürfniß fühlen, sich vor aller Welt als Gegner derselben zu bekennen und um so dringender mochte er zugleich wünschen, die Macht der Partei gebrochen zu sehen, die ihn als Abtrünnigen haßte und deshalb seine Rückberufung nach Kursachsen zu vereiteln suchte. Erwünschten Anlaß zum Beginn des Kampfes mit den Wittenbergern bot ihm eine mündliche Verhandlung, die er in Herzog Julius' Auftrage behufs Feststellung einer gemeinsamen protestantischen Lehrnorm im Juli 1570 mit ihnen abzuhalten hatte. Er veröffentlichte im Anschlusse daran unter dem Titel „Exegema collationis Nicolai Selnecceri cum theologis Wittebergensibus 28. Juli anno 1571 Wittebergae institutae" eine Schrift, worin er die Wittenberger der Hinneigung zum Calvinismus beschuldigte. Darauf betheiligte er sich im Frühjahr 1571 an der Abfassung eines überaus gehässigen Bedenkens der braunschweigischen Geistlichkeit über den soeben in Wittenberg erschienenen Katechismus, das dann Herzog Julius an August übersandte, und gab außerdem noch für sich allein eine Streitschrift über eine bestimmte Stelle jenes Katechismus heraus. Beim Kurfürsten von Sachsen hatten Selneccer's Angriffe zuerst durchaus nicht die gewünschte Wirkung; sie verdrossen ihn vielmehr, und er sah sich im Frühjahr 1571 sogar veranlaßt, den Friedensstörer zur Ruhe zu verweisen. Jemehr jedoch August's Mißtrauen gegen die Philippisten zunahm, umsomehr milderte sich sein Groll gegen S., und so gelang es schließlich dem Einflusse der Gattin, die Rückberufung ihres Schützlings bei ihm durchzusetzen.

Daß diesem bei der 1574 beginnenden lutherischen Reaction in Kursachsen nicht die unbedeutendste Rolle zuertheilt wurde, war vorauszusehen. Kein wichtigerer Schritt derselben erfolgte ohne seine Mitwirkung. Zunächst war er, gleich nach seiner Rückkehr, Mitglied des von August I. zu Torgau eingesetzten Glaubensgerichts, das die sogenannten „Torgauer Artikel", ein Bekenntniß über die Abendmahlslehre im Sinne des strengen Lutherthums, abfaßte, dessen Unterzeichnung für die Zukunft allen Theologen der kursächsischen Universitäten zur Bedingung ihres Verbleibens im Amte gemacht wurde. Nachdem dies Gericht dem Willen des Kurfürsten Anerkennung verschafft und an einigen widerstrebenden Theologen die angedrohte Strafe vollstreckt hatte, ordnete August eine Generalvisitation an zu dem Zwecke, den Philippismus in seinen Landen mit der Wurzel auszurotten. Auch hier wirkte S. mit, und nicht minder war er in den folgenden Jahren in August's Interesse thätig. Im Herbst 1576 sehen wir ihn nebst mehreren anderen lutherischen Geistlichen, allerdings vergeblich, bemüht, den gefangenen Führer seiner Gegner, Dr. Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, zum strengen Lutherthum zu bekehren. Gleichzeitig finden wir ihn als Mitarbeiter an der Feststellung der Lehrnorm, durch die der Kurfürst die Zwistigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche beizulegen suchte. Im Mai und Juni 1576 betheiligte er sich an dem Theologenconvente zu Torgau

und der Herausgabe des sogenannten „Torgischen Buches", eine Thätigkeit, die im Jahre darauf, gleichfalls unter seiner Beihülfe, zu Kloster Bergen bei Magdeburg fortgesetzt wurde und deren Ergebniß das sogenannte „Bergische Buch", eine Umarbeitung des torgischen, bildete. Dasselbe war zur Richtschnur für die gesammte protestantische Kirche im Reiche bestimmt, und Kurfürst August ging den Glaubensgenossen in dem Bemühen, es zur öffentlichen Geltung zu bringen, mit dem besten Beispiele voran. An der Ausführung seiner Pläne nahm S. natürlich ebenfalls regen Antheil. Er gehörte nebst Chemnitz und Andreae zu der geistlichen Commission, die in der Zeit vom Juni bis in den Herbst 1577 im Auftrage des Kurfürsten die Kurlande und die augenblicklich unter August's vormundschaftlicher Verwaltung stehenden sächsisch-ernestinischen Fürstenthümer durchreiste, um daselbst von den Lehrern und Predigern insgesammt die Unterzeichnung der neuen Lehrnorm zu erzwingen. Das Exempel, welches August drei Jahre zuvor an den Philippisten statuirt hatte, verfehlte seine Wirkung nicht: binnen wenigen Monaten erreichten seine Commissare im ganzen Lande das gewünschte Ziel. Minder glücklich waren sie allerdings in den folgenden Jahren in ihrem Bemühen, auch die übrigen protestantischen Stände zur Anerkennung der Concordienformel zu bringen; nicht wenige derselben lehnten dieselbe entschieden ab. Gleichwohl wurde sie am 25. Juni 1580, dem fünfzigjährigen Gedenktage der Ueberreichung des Augsburgischen Bekenntnisses, zu Dresden in aller Form veröffentlicht.

Die Vorherrschaft des strengen Lutherthums im protestantischen Deutschland war hiermit entschieden, und S. erlangte als einer der Hauptförderer des Concordienwerkes und eine der „Grundfesten" des Christenthums in Kursachsen hohes Ansehen, besonders als es ihm zu Ende des Jahres 1580 gelungen war, die Entlassung seines Amtsbruders und Nebenbuhlers Jacob Andreae, des obersten Leiters der lutherischen Reaction in August's Landen, durchzusetzen. Er vermochte sich indessen nicht immer auf dieser Höhe zu halten. Im Januar 1586 starb Kurfürst August, und sein Nachfolger Christian I. wandte seine Gunst, im Gegensatze zu jenem, wieder den unterdrückten Philippisten zu. Wie zu erwarten, zahlten diese jetzt den Lutheranern die in den letzten zwölf Jahren zugefügte Unbill mit Wucherzinsen heim, und auch S. fiel ihrer Rache zum Opfer. 1588 ließ Kurfürst Christian auf Anstiften der Melanchthonianer an die kursächsische Geistlichkeit das Gebot ergehen, sich auf der Kanzel des Schmähens zu enthalten und daselbst auch den Namen „Calvinist" nicht zu nennen. S. war der erste, der diesem Befehle zuwiderhandelte. Er ward in Folge dessen 1589 seines Amtes zu Leipzig entsetzt und mußte, obwohl schon in höherem Alter stehend, gleichwie sein Sohn, sein Schwiegersohn und viele andere Gegner der Philippisten, in die Verbannung gehen. Er wandte sich zunächst nach Magdeburg, wo er eine Zeitlang von den milden Gaben seiner Parteigänger lebte, bis er 1590 wieder eine Anstellung als Superintendent in Hildesheim erlangte. Von hier aus folgte er im Jahre darauf einem Rufe nach Augsburg, um daselbst die protestantische Kirchenverwaltung zu ordnen, eine Aufgabe, deren Erfüllung ihn bis ins Jahr 1592 hinein festhielt.

Inzwischen war Kurfürst Christian I. am 5. October 1591 gestorben, und nach seinem Tode hatte das strenge Lutherthum wieder Macht und Einfluß in Kursachsen errungen. S. erfuhr von diesem Umschwung, als er nach Abschluß seiner Augsburger Thätigkeit wieder in Hildesheim anlangte. Sofort kehrte er auf diese Kunde hin nach Leipzig, der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, zurück. Es war ihm jedoch nicht beschieden, dieselbe wieder aufzunehmen. Schon bei seinem Wiedereintreffen in Hildesheim hatte er sich krank gefühlt, und da er ohnehin von schmächtigem Körper und zarter Gesundheit war, so konnte die

Reise nach Leipzig seinen Zustand nur verschlimmern. Er starb daselbst bereits vier Tage nach seiner Ankunft, am 22. Mai 1592.

Unter den Theologen seiner Zeit war S. ohne Zweifel eine der bedeutendsten Erscheinungen. Ob er zugleich auch eine edle und lautere Persönlichkeit gewesen sei, müssen wir freilich von Anfang an in Zweifel ziehen bei der bloßen Erwägung, welch' thätigen Antheil er an den unerquicklichen inneren Kämpfen der protestantischen Kirche zu seiner Zeit genommen hat. Je näher wir ihn aber betrachten, umsomehr werden wir in unserer ungünstigen Meinung von ihm bestärkt. Sind uns die damaligen Vertreter des geistlichen Standes im ganzen ohnehin widerwärtig genug in ihrer grassen Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, so ist es S. ganz besonders, denn er erscheint nicht nur, wie die meisten seiner Amtsbrüder, als ein rechthaberischer, zänkischer Pfaffe, sondern zugleich, wie nachsichtig wir ihn auch mit Rücksicht auf die Anfeindungen von Seiten seiner Gegner beurtheilen mögen, als ein höchst zweifelhafter Charakter. Als solcher offenbart er sich vor allem in seinem Verhalten gegen die Philippisten in den Jahren vor ihrem Sturze. Trotz seiner früheren Zerwürfnisse mit denselben erklärte er sich, wie bekannt, noch 1568 ausdrücklich als Anhänger ihrer kirchlichen Richtung, und schon wenige Jahre danach steht er, ein „Proteus in religione“, wie ihn Caspar Peucer scharf, aber treffend bezeichnet, an der Spitze ihrer Widersacher. Der Gunst Kurfürst August's, die er durch diesen Abfall verscherzt hatte, sucht er sich durch niedrige Schmeicheleien wieder zu versichern. „Er wollte“, schreibt er an denselben, „von Herzen gern auf allen Vieren von Wolfenbüttel nach Dresden kriechen, um nur den Verdacht abzulehnen, in welchen man ihn beim Kurfürsten gebracht habe“.

In ebenso ungünstigem Lichte zeigt sich S. einige Jahre später gegenüber seinem Collegen Jacob Andreae. Mochte ihn dieser auch durch herrisches und heftiges Wesen gekränkt haben, unedel bleibt Selneccer's Benehmen darum doch. Nicht genug, daß er dem Kurfürsten eine überaus gehässige Schmähschrift überreichte, die diesen gegen Andreae einnahm und so das Ihrige zu dessen Sturze beitrug: er that dies obendrein heimlich, ohne Vorwissen seines Gegners, durch Vermittlung seiner Gönnerin, der Kurfürstin Anna.

So gelang es ihm wiederholt, den Kurfürsten durch sein Ränkespiel zu beeinflussen. Glück und Segen hat es ihm freilich nicht gebracht. In kleinlichem Zank und Hader brachte er sein Leben hin; seinen Feinden, den Philippisten und Flacianern, diente er unaufhörlich zur Zielscheibe der leidenschaftlichsten Angriffe, und selbst seinen eigenen Parteigängern vermochte er weder Achtung noch Vertrauen einzuflößen. Kein Wunder daher, wenn er schließlich aufs tiefste verbittert war und innerhalb der neuen Kirche fast nirgends mehr etwas Gutes erblicken wollte. „Man weiß schier nicht“, schreibt er gegen Ende seines Lebens in der Erwiderung auf die Lästerschrift eines philippistischen Theologen, „wie wir mit einander selbst sind, ob wir Christen, Heiden oder Mamelucken sind.“

Seinem hervorragenden Antheil an den kirchlichen Kämpfen der Zeit entsprechend, hat S. auch als theologisch-polemischer Schriftsteller eine rastlose Thätigkeit entfaltet. Die Zahl seiner Schriften beläuft sich auf 175. Ihr Werth beruht zunächst auf den darin enthaltenen Beiträgen zu seiner Lebensgeschichte und Charakteristik, dann aber auch auf den ausführlichen Schilderungen der Zeitverhältnisse sowie der Zustände des Volkes und der protestantischen Kirche. Aus der großen Menge derselben dürften folgende Erwähnung verdienen: „Die Auslegung des Psalters“ Nürnberg 1565, „Commentarius in Genesin“ Leipzig 1569, „Bericht auf das Bekenntniß von der Rechtfertigung, geschrieben von drei Theologen zu Jena“, Leipzig 1569, „Christliche und nothwendige Verantwortung auf der Flacianer Lesterung &c.“ Leipzig 1570, „Warnung, sich vor der Sacra-

mentirer Schwarm zu hüten", Dresden 1576, „Erinnerung vom Concordienbuche", Leipzig 1581, „Erklärung etlicher streitiger Artikel aus der Concordienformel", Leipzig 1582, „Formula concordiae", Leipzig 1582.

Abgesehen von diesen schriftstellerischen Leistungen hat sich S., wie auch sonst viele protestantische Theologen seiner Zeit, als Verfasser zahlreicher Kirchenlieder hervorgethan, von denen sich jedoch die wenigsten im Kirchengesang erhalten haben. Allgemein bekannt sind noch heutzutage: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ" und „Laß mich Dein sein und bleiben". Sein Verständniß für Musik hat er als Hofprediger in Dresden durch Förderung des Kirchengesanges bethätigt. In der auch musikalisch sehr werthvollen Sammlung: „Christliche Psalmen, Lieder und Kirchengesenge. Durch D. Nic. Selneccerum" Leipzig 1587 tragen 134 Gesänge seinen Namen. Seine lateinischen Psalmenlieder „D. Nic. Selnecceri Paraphrasis Psalterii, sive carminum Davidicorum libri V", 1573 fand ebenfalls zu ihrer Zeit große Anerkennung, wie er denn überhaupt neben Ringwaldt und Helmbold zu den fruchtbarsten und am meisten geschätzten kirchlichen Dichtern der 2. Periode des evangelischen Kirchenliedes gehörte. Erwähnt sei noch sein lateinisches Schuldrama: „Teophania. Comoedia nova de primorum parentum conditione." Witeb. 1560.

Anton, Geschichte der Concordienformel der evangelisch-lutherischen Kirche. — Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen. — Ders. Aus dem 16. Jahrhundert. — Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umkreise des lutherischen Bekenntnisses. II. — Henke, Die Universität Helmstädt im 16. Jahrhundert. — — Derselbe, Caspar Peucer und Nicolaus Krell. — Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—1581. — Herzog, Encyclopädie der protestantischen Theologie. — Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. 4—5. — Kluckhohn, Sturz der Kryptocalvinisten in Kursachsen, 1574. — Historische Zeitschrift 18. — Planck, Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs vom Anfange der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel. — Preger, M. Flacius Illyricus. — Pressel, die fünf Jahre des Dr. Andreae in Kursachsen. — Ranke, Zur deutschen Geschichte. (Vgl. Litteraturverzeichniß bei Janssen, Bd. 4 u. 5.) — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. 4. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes, 2³, S. 206 f. v. Egloffstein.

Seltzer: Ludwig S., Theologe, war am 29. Juli 1581 als Sohn des Gießener Rathsschöffen Eberhard S. geboren, besuchte die Schule und dann die Universität zu Gießen, setzte seine Studien in Marburg fort und wurde dort 1600 Baccalaureus, 1601 Magister. 1603 erhielt er eine Stellung als Pfarrer zu Elbenrod und war gleichzeitig Lehrer an der Lateinschule zu Alsfeld, 1604 wurde er Prediger zu Kirchvers, 1605 zu Münster bei Butzbach, 1621 wurde er als lutherischer Prediger nach Worms berufen, kehrte aber 1636 als Superintendent nach Gießen in seine Heimath zurück, wo er am 26. October 1642 starb. Er hat eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, die sich namentlich auf dem Gebiete der Dogmatik und Homiletik bewegte. Eine gewisse Rolle spielte er als Bekämpfer der durch Valentin Weigel (1533—88) begründeten mystischen Secte.

Vgl. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte, XIV, 189—91. Georg Winter.

Semeca: s. Johannes Teutonicus S., Bd. XIV, S. 475.

Semisch: Karl Gottlob S., protestantischer Theologe, † 1888. S. stammte aus dem Städtchen Prettin im preußischen Herzogthume Sachsen, wo

er am 31. December 1810 geboren wurde. Sein Vater war daselbst Zimmermann und lebte in bescheidenen Verhältnissen. Dennoch gelang es dem aufstrebenden Knaben, im Jahre 1823 in das Gymnasium zu Torgau einzutreten und sich dort innerhalb sechs Jahren die für das Universitätsstudium nöthige wissenschaftliche Vorbildung zu verschaffen. 1829 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Hier schloß er sich hauptsächlich an den supranaturalistisch gerichteten Professor Hahn an, wodurch Beziehungen eingeleitet wurden, welche auf Semisch's Leben alsbald einen entscheidenden Einfluß ausübten. Nachdem nämlich der junge Theologe im Januar 1833 zu Halle seine erste theologische Prüfung pro venia concionandi bestanden hatte, siedelte er im Herbste dieses Jahres als Hauslehrer von Hahn's Kindern mit diesem seinem verehrten Lehrer nach Breslau über. Hier bestand er vor dem Consistorium die zweite theologische Prüfung (pro ministerio) im Juni 1834 und veröffentlichte 1835 als Frucht von Privatstudien auf dem Gebiete der Kirchen- und Dogmengeschichte eine Abhandlung über das Todesjahr Justins des Märtyrers in den „Theol. Studien und Kritiken" (Jahrg. 1835, 7 S. 907—952). Nachdem er von diesem Jahre an als Hülfsprediger in Breslau thätig gewesen war, erhielt er 1838 das Diakonat in Trebnitz in Schlesien. Seinen wissenschaftlichen Arbeiten konnte S. hier neben seinem geistlichen Amte so ernstlich nachgehen, daß es ihm gelang, eine umfassende kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie über „Justin den Märtyrer" (2 Theile, Breslau 1840 und 1842, XII und 230 S. und VIII und 491 S. gr. 8) erscheinen zu lassen. Diese Arbeit vermittelte ihm den Eintritt in das akademische Lehramt: im Jahre 1844 wurde er ordentlicher Professor der Theologie für das Fach der Kirchengeschichte zu Greifswald. An dieser Hochschule wirkte er bis 1855, wo er nach Breslau übersiedelte. 1866 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er zugleich die Stelle eines wirklichen Mitgliedes des Consistoriums der Provinz Brandenburg im Nebenamte übernahm. An wissenschaftlichen Arbeiten hat S. seit seiner Erstlingsschrift nur noch eine Arbeit „Die Apostolischen Denkwürdigkeiten des Märtyrers Justin" (1848) und eine kleine Schrift „Julian der Abtrünnige" (1862) veröffentlicht. Zu den über die apostolischen Väter und die Apologeten, besonders über Justin, neuerdings erschienenen Werken, durch welche Semisch's Leistungen sachlich überholt sind, hat er selbst nicht mehr Stellung genommen, weil sein praktisches Kirchenamt — wie er sich äußerte — ihm die wissenschaftliche Muße raubte. Er starb am 20. April 1888.

Vgl. Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, 6. Heft (Breslau 1843), S. 131 ff. — Allg. ev. luth. Kirchenzeitung, herausg. v. Luthardt, Jahrg. 1888, Sp. 411.

P. Tschackert.

Semler: Adam Sigmund Philipp S., praktischer Jurist, geb. am 1. Mai 1754 zu Halle, † am 5. August 1809 zu Magdeburg. Sein Vater, Dr. Johann Salomon S., war Professor der Theologie zu Halle; die mancherlei Verdrießlichkeiten, welchen dieser bei freimüthiger Ausübung seines Berufes ausgesetzt war, veranlaßten den Sohn, statt des ursprünglich beabsichtigten Studiums der Theologie sich dem der Rechte zu widmen. Erst 15 Jahr alt besuchte er die Universität Halle, und begab sich nach vierjährigem Aufenthalte an derselben 1774 nach Göttingen. Auf ersterer hörte er vorzugsweise Nettelblatt, auf letzterer Böhmer, Pütter und Selchow. Gegen Ende des Studienjahres ernstlich erkrankt, kehrte er in's Elternhaus zurück, in dem er fast ein Jahr blieb. 1776 ging er zur Vollendung seines Rechtsstudiums auf ein halbes Jahr nach Leipzig und trat nach bestandener Prüfung in die Praxis, da er wegen seiner schwächlichen Gesundheit dem von ihm angestrebten Lehrberufe entsagen mußte. Nach-

dem er von 1777—84 als Referendar bei der Regierung in Magdeburg gearbeitet hatte, wurde er am 1. September letzteren Jahres Regierungsassessor dortselbst, 1787 Regierungs-Assistenz-Rath, endlich 1789 kgl. preußischer Regierungsrath, in welcher Eigenschaft er 1809 mit Tod abging. Als Schriftsteller hat S. einige kleinere, civilistische Abhandlungen und Aufsätze veröffentlicht, welche in Weidlich's Biograph. Nachrichten und Meusel's gelehrtem Teutschland aufgezählt sind.

Meusel a. a. O. Bd. 7, S. 465. 15, S. 45. — Weidlich a. a. O. Bd. 4, S. 195.

E.

Semler: Christian August S., gelehrter Schriftsteller, geboren zu Weißenfels am 13. Juli 1767, † zu Dresden am 18. December 1825, besuchte in den Jahren 1781 bis 1786 die Landesschule zu Pforta und studirte dann in Leipzig Theologie. Er wirkte nach Vollendung seiner Studien kurze Zeit als Lehrer an dem Pädagogium zu Halle, mußte diese Stellung jedoch wegen Kränklichkeit wieder aufgeben und ließ sich darauf dauernd in Dresden nieder, wo er im Jahre 1800 als Secretär an der kgl. öffentlichen Bibliothek angestellt wurde, nachdem er inzwischen, zuletzt im Hause des Oberkammerherrn und nachmaligen Staatsministers Grafen v. Bose, als Privatlehrer thätig gewesen war. Das Amt eines Unterinspectors am Dresdener Antiken- und Münz-Cabinet, welches ihm 1804 neben seinem Bibliothekaramte übertragen wurde, legte er schon 1807 wieder nieder. Die Mehrzahl seiner größeren schriftstellerischen Arbeiten — ein 1794 anonym erschienener „Versuch über die regelmäßigen Gärten", die „Untersuchungen über die höchste Vollkommenheit in den Werken der Landschaftsmalerey" (1800, 2 Bände) und die „Ideen zu einer Gartenlogik" (1803) — betrifft die Theorie der Gartenkunst und der landschaftlichen Schönheit. Ihnen reihen sich zwei Schriften an, die ihn gleichfalls als Liebhaber theoretischer Betrachtungsweise zeigen: seine „Ideen zu allegorischen Zimmerverzierungen" (1806) und sein „Versuch über die combinatorische Methode, ein Beytrag zur angewandten Logik und allgemeinen Methodik" (1811, 2. Auflage 1822). Studien aus den Fächern der Culturgeschichte und sächsischen Litteraturgeschichte veranlaßten nur die Entstehung kleinerer, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichter Aufsätze, welche zu einer größeren Sammlung zu vereinigen ihn der Tod hinderte.

F. A. Ebert im „Einheimischen" (Beilage zur Dresdner Abendzeitung) vom 31. December 1825.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Semler: Christoph S., Prediger, geb. am 2. October 1669 auf dem Neumarkt vor Halle, Sohn eines Schwertfegers und Beisitzers des Rathes zu Halle. Schon früh zeigte sich bei ihm ein Hang zu mathematischen und mechanischen Studien, und bereits als zwölfjähriger Knabe soll er die Namen aller Sterne am Himmel gekannt haben. Im Jahre 1681 starben seine Großeltern, Eltern und Geschwister an der Pest, und er blieb allein von der ganzen Familie am Leben. Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Halle bezog er 1688 die Universität Leipzig und hörte Carpzow, Seeligmann, Alberti, Thomasius. Von 1691 ab setzte er sodann seine Studien in Jena fort, wo er sich besonders Weigel anschloß. 1693 oder 1694 kehrte er nach Halle zurück und stand in enger Verbindung mit Olearius, Thomasius und Buddäus. 1697 wurde er Magister nach Vertheidigung seiner Dissertation de primo iuris naturae principio, scilicet amore felicitatis suae ordinato und hielt „mit gutem Applausu" Vorlesungen über Philosophie, Mathematik und Theologie. 1699 übernahm er ein Predigtamt am Hospital und der Moritzkirche, mit dem das Inspectorat „derer nie-

drigsten teutschen Schulen" verbunden war, und wurde 1708 als Ober-Diakonus an die St. Ulrichkirche berufen. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem am 8. oder 9. März 1740 erfolgten Tode. Im Jahre 1701 verheirathete er sich mit Dorothea Küchmeister, Tochter eines Halle'schen Kämmerers, welche ihm 22 Kinder gebar. Sie starb vor ihrem Gatten am 6. Mai 1736. Semler's Predigten wurden fleißig besucht, und er galt für einen „oratorem sine pari", bis er im Jahre 1722 heftig erkrankte und für die Folgezeit am lauten Sprechen gehindert wurde. Aber auch vor Anfeindungen blieb er nicht bewahrt. Zwar hielt er sich bei dem schisma pietisticum zwischen der theologischen Facultät und dem Stadtministerium neutral. Aber er wurde angegriffen, weil er nur den ersten und dritten Artikel des Glaubens treibe, wogegen er sich jedoch genugsam vertheidigte mit dem Hinweise auf zahlreiche Predigten auch über den zweiten Artikel. Daneben entfaltete er mit Vorliebe und Erfolg eine praktisch-gemeinnützige Thätigkeit. So hat er den Plan zur Stiftung des Almosenamtes zu Halle entworfen und die Halle'sche Prediger-Witwenkasse gegründet, und als einst bei Winterglätte die Todtenträger einen Sarg hatten fallen lassen und die Leiche herausgeworfen war, veranlaßte ihn dies zur Einführung des Leichenwagens.

Nach dem Zuge der Zeit neigte er zu einer gewissen Polyhistorie und betrieb neben den theologischen Studien mit besonderer Vorliebe Mathematik, Astronomie und Mechanik. Dreißig Jahre hindurch soll er mit einem vergeblichen Aufwande von 6000 Thalern an der Herstellung eines perpetuum mobile gearbeitet haben. Aus Indien ließ er sich Zuckerrohr und Samen der Baumwollenstaude schicken und versuchte, freilich auch ohne Erfolg, diese Pflanzen in Halle anzubauen. Doch gelang ihm dies mit Datteln. Daneben beschäftigte ihn die Erfindung und Zusammensetzung einer ganzen Reihe von astronomischen und physikalischen Apparaten und Instrumenten, die zum Theil in den Francke'schen Schulen zu Halle und in auswärtigen Schulen zur Unterweisung der Jugend benützt wurden. So verfertigte er einen Cylindrum arithmeticum, durch welchen alle Exempel nach den vier Species geschwind und untrüglich ausgerechnet werden konnten. Ferner stellte er Uhren mit zwei Perpendikeln oder mit einem Schwungrade her, um den Gang derselben gleichmäßig zu erhalten und ein Zifferblatt einer Taschenuhr in der Form einer Schneckenlinie, um eine vollkommene Accuratesse des Zeigers zu gewinnen. Auch hatte er eine Einrichtung getroffen, daß eine Stubenuhr zugleich in allen Zimmern seines Hauses die Stunden weisen mußte. Noch werden als Erfindungen von ihm angeführt ein Instrument, das den Takt bei der Musik schlägt und die Stelle eines Cantoris oder Praefecti vertrat; ein Schiff, das mittelst einer Windmühle mit jedem Winde segelte; ein Ofen, durch den das größte Zimmer bei geringem Holzverbrauch geheizt wurde, und der, falls er drinnen nicht Platz hat, auch davor gesetzt werden konnte; ein Pflug, der zugleich pflügte, säete und eggte; eine Dreschmühle, darinnen ein Mann soviel ausrichtete, als sonst fünf; globi caelestes und sphaerae mit einem beweglichen Horizonte; zwei Himmelssphären, das systema Tychonicum und Copernicanum vorstellend, 12 Schuh im Durchmesser, das über tausend Thaler gekostet; zehn astronomische Apparate, welche die Bewegungen der Sterne, die Ab- und Zunahme des Mondes, die Sonnen- und Mondfinsternisse erkennen ließen und Modelle der Stiftshütte, der Stadt Jerusalem und des gelobten Landes. Endlich hatte er mit besonderem Fleiße eine dreifache Methode ersonnen, die longitudinem maris zu finden, und die dazu erforderlichen Instrumente und Seekarten angefertigt. Auf solche Methode war in England ein Preis von 30 000 Pfund ausgesetzt worden, und da S. nicht selbst die Reise dorthin unternehmen konnte, entschloß

er sich, seine Erfindung einem früheren russischen Feldgeistlichen namens Christoph Eberhard (V, 566), mitzutheilen und diesen mit der nöthigen Instruction zur Erhebung des Preises nach England zu schicken; nur einige Handgriffe enthielt er ihm noch vor, damit er nicht untreu werden und sich die Erfindung zuschreiben möchte. Dieser aber glaubte die Sache vollkommen zu wissen und soll sie beim Parlament als seine Erfindung ausgegeben und auch eine Schrift darüber in London geschrieben haben, die nach anderer Ueberlieferung aber wider seinen Willen in Leipzig 1720 von einem S. P. W. unter dem Titel veröffentlicht wurde: „Specimen theoriae magneticae quo ex certis principiis magneticis ostenditur vera et universalis methodus inveniendi longitudinem et latitudinem confectum a Christoph Eberhardo Londini Oct. XXXI anno MDCCXVIII.“ Gleichzeitig erschien von demselben S. P. W. eine deutsche Uebersetzung. Eine Commission von zwanzig Sachverständigen sollte die Methode prüfen und Newton zunächst sein Urtheil abgeben. Da dieser aber sich für incompetent erklärte, trat die Commission gar nicht in eine Berathung ein. Einer der Deputirten aber, namens Whiston soll dem Eberhard sein Geheimniß entlockt haben und nun die Erfindung für die seinige ausgegeben und mit Hilfe bedeutender Unterstützungen vom Könige und einigen reichen englischen Privatleuten weitere observationes auf der See angestellt haben, die aber keinen Erfolg hatten. Semler's Plan, seine Erfindung selbst im Druck vorzulegen, scheint nicht zur Ausführung gelangt zu sein, obwohl Jöcher eine solche Schrift von ihm aufführt; doch soll sich in seinem Nachlaß seine Darlegung in der Handschrift vorgefunden haben.

Was aber Semler's Namen im dauernden Andenken erhalten hat, ist die Eröffnung einer Schule, die als erste den Namen Realschule führte. Schon im Jahre 1705 hatte er eine Schrift ausgehen lassen: „Nützliche Vorschläge von Aufrichtung einer mathematischen Handwerkerschule bey der Stadt Halle.“ Nach seiner Darlegung ist „der Schulen Endzweck, daß die Kinder in denenselben zum gemeinen Leben praepariret werden“, und da „die wenigsten Schulkinder zum Studieren, die meisten aber zu anderen Professionen und zu Handwerkern gelangten“, so müßten schon während der Schulzeit ihnen möglichst viele Anschauungen von den Materialien und Instrumenten gegeben werden, die ihnen in natura oder im Modell vorzuzeigen seien. Denn oculare demonstrationen gäben am besten deutliche Vorstellungen. Die Schrift fand die Beachtung der königl. preußischen Regierung des Herzogthums Magdeburg, auf deren Anregung schriftliche Gutachten der Mitglieder des Collegium scholarchale zu Halle eingefordert werden sollten. Und „da nun einige Stimmen dem Werck favorisirten, einigen aber die Introduction desselben allzu difficil erschienen, so wurde zur Entscheidung der entstandenen Dubiorum bei der Königl. Preußischen Societät der Wissenschaften ein Responsum eingeholt“, welche in einem Gutachten vom 15. December ausführte, „daß gleich wie die hohen und niedrigen Schulen auch die Ritterschulen und Academien zu dem Ende gestifftet worden, damit diejenigen, so dermahleins dem gemeinen Wesen in Officiis Ecclesiasticis et Politicis, Civilibus et Militaribus dienen sollen, von Jugend auf dazu vorbereitet, und Stuffenweise geschickt gemacht werden mögen; also auch allerdings rathsam und thunlich sey, die Knaben, so zu Handwerckern sich begeben sollen, und bißhero meistentheils in nichts, als höchstens in Lesen, Schreiben und Rechnen bey den teutschen Schulen unterwiesen worden, künfftig bey einer gewissen Mechanischen Schule in denen zu solchen ihrem Vorhaben und künfftigen Stande dienlichen, theils allgemeinen, theils bey vielen Handwerckern zustatten kommenden Lehren, Nachrichtungen und Uebungen unterweisen und abrichten zu lassen; damit ihnen der Verstand und Sinnen mehr geöffnet werden, und sie

insonderheit die nöthigen Materialien und Objecta sammt deren Güte und Preiß erkennen; denn den gemeinen wie auch proportional-Circul, Lineal, Winkelmaß und Gewicht, wie nicht weniger auch andere Maße und Maßstäbe, Wage und nach Gelegenheit das schlechte globular Microscopium zu genauer Einsicht der Körper, und sonst andere nützliche Instrumenta samt Werck- und Heb-Zeugen verstehen lernen, mithin sich dieser Erkenntnis hernach zu besserer Begreiff- und Ausübung ihres Handwercks, auch Ersinnung nützlicher Handgriffe bedienen mögen u. s. w."

Das traf genau, was S. in seiner Schrift weitläufiger dargelegt hatte, und gestützt auf diese Empfehlung wagte S. nun mit geringer Unterstützung des Hallischen Almosenamtes und einiger Gönner im J. 1708 eine Schule nach seinem Plane einzurichten, welche er Mathematische und Mechanische Realschule nannte. Den Unterricht leitete unter seiner Aufsicht eine „in solchen Wissenschaften wohl versirete Person, mit Namen Herr Christian Benit", nach dessen „mühsamen Collectaneis" S. im J. 1709 eine Schilderung der Lectionen in der Form der Frage und Antwort herausgab, deren weitschweifiger Titel ein vollständiges Bild gibt über alles, was in dieser Schule betrieben wurde. Derselbe lautet: „Neueröffnete Mathematische und Mechanische Real-Schule, In welcher praesenter gezeiget und nach allen Theilen erklähret wird Das Uhrwerck, das Modell eines Hauses, das Kriegs-Schiff, die Vestung, Salz-Koth, Mühle, Bergwerck, chymisch Laboratorium, Glaß-Hütte, Tuchmacher-Stuhl, Drechselbanck, Pferd- und Pferdeschmuck, Brau-Hauß, Baum-Garten, Blumen-Garten, Honig-Bau, Wagen Pflug, Ege und Ackerbau. Ferner: Alle Arten derer Gewichte, inländische Müntzen, Maaße, gemeine Steine, Edelgesteine, alle Arten der Wolle und Seyde; die Gewürtze, Saamen, Wurtzeln, Kräuter, Mineralien, Thiere, Vogel, Fische, Sceleton; Ingleichen: Die Geometrischen und Optischen Instrumenta, die Rüst-Zeuge der Bewegungs-Kunst, die Arten der Wetter Gläser und Wasser Künste, der Magnet, Compaß, das Wagen, Grundriß eines Gebäudes, Topographie der Stadt Halle, Fürstellung derer Sphaeren des Himmels, u. a. m. Hall im Magdeb. Ao. 1709. Zu finden in Rengerischer Buchhandlung." Die Schule wurde mit 30 Schülern im Alter von 10 bis 14 Jahren eröffnet, und zwar in zwei nur je zweistündigen Cursen, mit den armen Kindern Mittwochs und Sonnabends von 11—12 und mit denen, so etwas geben, von 2—3 Uhr, „weil man bei diesem guten Vorhaben keiner anderen Schule praejudiciren noch irgend einigen Menschen offendiren möchte". Als die Hauptsache sah S. an, daß die Jugend „an eine wahre Realität gewöhnt werde". „Denn hier sind keine leere Speculationes", heißt es in der Vorrede, „oder unnütze Subtilitäten, sondern es sind ipsissimae res, es sind Dei opera, und solche Machinen, welche in der Welt täglichen und unaussprechlichen Nutzen praestiren. Denn der Augenschein wird zeigen, daß man nicht sowohl auf Exotica und curiosa, als fürnehmlich auf quotidiana und necessaria gesehen, und was praesentissimam utilitatem im Leben mit sich führet." Es ist unbekannt, aus welchem Grunde die Schule schon nach dreijährigem Bestande wieder einging. S. selbst war von ihrer Nothwendigkeit nach wie vor überzeugt. Im J. 1739 eröffnete er sie von neuem, da er aber bereits im nächsten Jahre starb, scheint sie wiederum keinen Bestand gehabt zu haben. Aber sein Gedanke hatte Einfluß zunächst auf die Francke'schen Schulen in Halle, fand dann seine volle Verwirklichung in Hecker's Realschule in Berlin, und ist seitdem in immer neuen Formen und unter den verschiedensten Namen auch in den Bürger-, Industrie-, Erwerb-, Fortbildungs-, Fach-, Handwerker-Schulen immer wieder aufgenommen worden. So gebührte hier der Nachricht über Semler's Schule die obige Ausführlichkeit um so mehr, da einmal auf diesem Werke seine Bedeutung beruht und andererseits in den

Geschichten der Pädagogik seiner Anregung nirgends die entsprechende Beachtung gezollt worden ist.

Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. — Universal-Lexikon (Zedler) XXXVII, 1772, wo sich auch ein Verzeichniß seiner Schriften findet.

F. Jonas.

Semler: Gebhard Levin S, seit dem Jahre 1698 Pastor zu Cabelitz und später Inspector und Pastor zu Groß-Mangelsdorf im Herzogthum Magdeburg, wo er im Jahre 1737 starb, ist der Dichter des geistlichen Liedes: „Ich komme selbst zu dir, du meine Schöne"; es enthält dieses Lied eine Antwort auf das Lied eines unbekannten Verfassers: „O Jesu, komm zu mir, mein rechtes Leben." Beide hat Freylinghausen in den ersten Theil seines Gesangbuches 1704 (Nr. 354 und 355) aufgenommen.

Kirchner, kurzgefaßte Nachricht, S. 46. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 180 und S. 475.

l. u.

Semler: Johann Salomo S., † 1791. S. ist der Hauptrepräsentant der theologischen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts; unfähig, die Theologie positiv zu fördern, hat er sich dennoch durch seine destructive Lebensarbeit große Verdienste um die theologische Wissenschaft erworben. Man wird dieselben nur würdigen können, wenn man sich die geschichtlichen Verhältnisse vergegenwärtigt, unter welchen S. arbeitete. Im religiösen Leben des deutschen Protestantismus hatte zwar eben der Piatismus die Herrschaft der Orthodoxie wankend gemacht; aber da dieser auf wissenschaftlichem Gebiete unfruchtbar geblieben war, so beschäftigte man sich innerhalb der theologischen Gelehrtenwelt noch immer fast ausschließlich mit demjenigen Apparat von Gelehrsamkeit, welchen man dem staunenswerthen Sammlerfleiße und Ordnungsgeiste der orthodoxen Theologen verdankte. Deren Wissenschaft aber war eine ausschließlich dogmatische; sie ermangelte noch gänzlich der historischen Kritik; man tradirte hier, was man von den Vätern überkommen hatte, und suchte diesen fertigen Erkenntnißbestand schulmäßig möglichst scharfsinnig auseinanderzulegen und so zu beherrschen. Dogmatismus, Traditionalismus und Scholasticismus kennzeichnen die damals im allgemeinen noch herrschende Theologie. Auf dem Gebiete der Glaubens- und Sittenlehre war allerdings durch die Philosophie Wolf's bereits eine aufgeklärte Lehrweise in die Theologie eingedrungen; Jacob Sigismund Baumgarten in Halle hatte sie bereits mit Erfolg angewandt; aber in der exegetischen und historischen Theologie hatte damals für wissenschaftliche Arbeit noch niemand die Bahn frei gemacht. An dieser Stelle setzte S. ein; und heute ist unter historisch gebildeten Theologen kein Zweifel darüber, daß mit seiner Lebensarbeit die neuere Theologie beginnt; sie gilt als epochemachend für Bibelwissenschaft und Dogmengeschichte. Der Ertrag dieser Arbeit läßt sich mit wenig Worten dahin bestimmen, daß, während die Orthodoxie die Bibel und das Dogma als fertige Größen ansah, denen wandellose göttliche Autorität zukomme, S. alles aus seiner Zeit heraus verstehen lehrte. Der Inhalt der biblischen Bücher solle „lokalisirt" und „temporalisirt", d. h. aus örtlichen und zeitlichen Verhältnissen heraus erklärt, von diesen localen und temporalen Bestandtheilen befreit und so in seinem moralischen Gehalt, zur moralischen Aufbesserung der Menschheit gebraucht werden. Dadurch schuf S. die historisch-kritische Exegese der Aufklärungstheologie. Das Dogma aber sollte man, so forderte er, auffassen als die jeweilige Form der begrifflichen Erkenntniß des Christenthums, also als eine fluctuirende Größe, die als solche eine Geschichte erlebe; dadurch legte S. den Grund zu einer wissenschaftlichen Dogmengeschichte; auch sie ist ein Product der Aufklärungstheologie und zwar hauptsächlich Semler's. Da er als unermüdlich fleißiger Lehrer und Schrift-

steller bis in sein hohes Alter hinein durch Vorlesungen und Schriften seine Anschauungen verbreiten konnte, so hat wesentlich er der theologischen Aufklärung zum Siege über die Orthodoxie verholfen und ihr die Herrschaft gesichert, bis sie von dem entschiedener kritischen „Rationalismus“ abgelöst wurde. Man mag heute über den positiven Gehalt der Semler'schen Wissenschaft gering denken, mag auch wol darüber spotten, daß von seinen 171 Schriften kaum die eine und die andere eine zweite Auflage erlebte, und daß heute überhaupt keine von ihnen mehr gelesen wird; trotzdem sind alle wissenschaftlichen Richtungen in der Theologie darüber einig, daß, formell betrachtet, die Semler'schen wissenschaftlichen Grundsätze Wahrheitsbestandtheile enthalten, welche nicht verloren gehen dürfen. Daß man an den biblischen Büchern den religiös-sittlichen Gehalt und dessen geschichtliche Form zwar sachlich nicht zu scheiden, aber doch theoretisch zu unterscheiden habe, wird heute von der modern-confessionellen Theologie geradeso anerkannt, wie von der modern-rationalistischen; daß ferner im Dogma das lehrhafte Christenthum stets in einer durch die wissenschaftlichen Mittel der jeweiligen Zeitbildung begrifflich ausgearbeiteten Gestalt vorliegt, so daß Christenthum und Dogma nicht identificirt werden dürfen (wenn sie auch, wie ich meine, nicht von einander zu trennen sind), darüber ist innerhalb der wissenschaftlichen Kreise des gesammten Protestantismus heute ebenfalls kein Zweifel mehr. Diese beiden Bestandtheile unserer Erkenntniß müssen in letzter Linie auf S. als Urheber zurückgeführt werden. Gehen wir nach dieser allgemeinen Orientirung über seine geschichtliche Bedeutung auf sein Leben und Wirken näher ein.

S. wurde zu Saalfeld in Thüringen am 18. December 1725 geboren, wo sein Vater Archidiakonus war (derselbe starb als Superintendent daselbst im Jahre 1755). Nachdem S. in der städtischen Schule seiner Heimath und zugleich im Elternhause die nöthige Vorbildung erhalten hatte, bezog er im Jahre 1744 die Universität Halle. Es unterliegt keinem Zweifel, daß pietistische Einflüsse, unter denen er aufgewachsen war, den Ausschlag zur Wahl gerade dieser Hochschule gegeben hatten; denn nicht der Ruf des Philosophen Wolf oder des Theologen Baumgarten, sondern der des Halleschen Waisenhauses und seines Pädagogiums lenkten in den damaligen christlichen Kreisen Deutschlands den Blick auf Halle. So fand denn auch der junge S. zuerst Wohnung auf dem Waisenhause und begann theologische Vorlesungen zu hören und sich mit dem Studium orientalischer Sprachen zu beschäftigen. Bald aber schloß er sich hauptsächlich an den Professor Baumgarten an, welcher die Wolf'sche Aufklärungsphilosophie auf die theologische Glaubenslehre anwandte, und Baumgarten gewann an S. solches Gefallen, daß er diesen strebsamen Jüngling in sein Haus aufnahm. Durch den näheren Umgang mit diesem seinem Lehrer wurde S. ganz für dessen Lehrweise gewonnen, nahm aber mehr die Gelehrsamkeit desselben als dessen logische Schärfe in sich auf. Schon als Student lieferte er Proben einer staunenswerthen Belesenheit und Vielwisserei und einer dem entsprechenden Schreiblust. Am Ende seiner Studienzeit, im Jahre 1750, disputirte er unter Baumgarten's Vorsitz über die vornehmsten Lesarten des Neuen Testaments mit großer Auszeichnung, worauf er zum Magister der Philosophie promovirt wurde. (Die Dissertation hat den Titel „Vindiciae plurium praecipuarum lectionum Codicis graeci Novi Testamenti adversus Guil. Whistonum“. Halae 1750, 4.) Noch in demselben Jahre erhielt S. seine erste amtliche Anstellung zu Koburg unter dem Titel eines außerordentlichen Professors an dem Gymnasium zu Koburg, thatsächlich war er aber dort mit der Redaction der Koburger Zeitung betraut. Schon im nächsten Jahre gelang es ihm indeß durch Empfehlung gelehrter Gönner, eine Professur der Geschichte und der Poesie in Altdorf zu erhalten; 1752 aber zog ihn sein Lehrer und väterlicher Freund Baumgarten nach Halle.

Hier übernahm er eine theologische Professur, in welcher er bald seine Meisterschaft als Gelehrter bewies, nachdem er sich noch 1753 in Altdorf die theologische Doctorwürde erworben hatte. In der späteren Erinnerung erschien ihm das dort verlebte Jahr als ein paradiesisches. Vom October des Jahres 1752 bis zu seinem Tode 1791 gehörte S. ununterbrochen der Hallischen Hochschule an. Bei dem noch recht jungen Lebensalter, in welchem er zur theologischen Professur berufen war, wird es nicht Wunder nehmen, daß er zunächst ganz in den Bahnen des von ihm fast grenzenlos bewunderten Baumgarten wandelte. Hatte S. schon als Jüngling eine ungezügelte Lesesucht entfaltet und als Student neben der Theologie in den ungleichartigsten Arbeiten, philologischen, historischen, ästhetischen, archäologischen und anderen mehr, gleichzeitig sich versucht, so wurde die Berufung des noch nicht ausgereiften jungen Mannes in das verantwortungsvolle Lehramt für ihn eine große Gefahr, zumal er, seiner Vielleserei entsprechend, seine litterarischen Productionen am liebsten schnell fertig zu sehen wünschte, ohne sie inhaltlich ausreifen zu lassen und formell zu vollenden. S. hat diese Gefahr nicht überwunden; darum sind seine Werke so schnell vergessen worden, die meisten schon bei Lebzeiten ihres Verfassers. — Es war ein Glück für S., daß Baumgarten ihn bei seiner Ankunft in Halle zunächst auf das Gebiet der historischen Theologie wies, für welches er ohne Zweifel die meiste Vorbereitung besaß. Dadurch geschah es, daß seine theologischen Studien eine historische Richtung erhielten; diesem Umstande aber verdankte er seine ganze Fruchtbarkeit sowohl auf dem Gebiete der Exegese als auch auf dem der Dogmatik, auf welchen beiden er bald als epochemachender Aufklärer sich hervorthat. Zwar solange Baumgarten lebte, überstrahlte ihn der Name dieses seines gefeierten und auch von ihm bewunderten Lehrers. Aber wenige Jahre nach dem Tode desselben (er starb 1757), etwa um 1760, galt er für den gelehrtesten Theologen Deutschlands und für den bahnbrechenden Aufklärer, bis etwa nach 1780 die öffentliche Meinung umschlug, und S. selbst erleben mußte, daß er von radicalen Geistern, von Ultras der Aufklärung, überholt und bei dem aufgeklärten Publicum in Schatten gestellt wurde. Doch verweilen wir zunächst bei der Arbeit seiner Mannesjahre! Seine historisch-theologischen Studien führten ihn zur Grundlage aller Theologie, zu einem genauen Studium der neutestamentlichen Schriften, und hierbei kam er durch Selbststudium je länger desto entschiedener zu der Erkenntniß, welche vor ihm kein Exeget gehabt, daß nämlich zu einem möglichst authentischen Verständniß der neutestamentlichen Autoren keine andere als nur die historische Interpretation hinzuführen geeignet sei. Was ihm so als Ahnung aufgegangen war, entwickelte er zur Theorie und wandte es praktisch an; aber eine systematische Darstellung dieser seiner Erkenntniß hat er nirgends gegeben. (Proben davon finden sich in seinem Apparatus ad liberalem N. T. interpretationem 1767; in seinen hermeneutischen Vorbereitungen u. s. w. (vgl. Eichhorn [s. u.] S. 27). Auch verstand er noch nicht mit der historischen die grammatische Exegese zu verbinden; denn zu der langsamen Arbeit des Silben und Worte wiegenden Grammatikers fehlte ihm die nöthige Geduld, während er doch die Schriftsprachen der Bibel in außergewöhnlicher Weise beherrschte. Er liebte die Paraphrasen mehr als die genauen Wort-Interpretationen, und zwar wählte er diese Form der Schrifterklärung, weil er in ihr seine eigene Auffassung des Schriftsinnes breit auseinanderlegen und durch hinzugefügte historische und dogmatische Reflexionen seine Ansichten bequem in Umlauf setzen konnte. Leider wählte er dazu die lateinische Sprache, — wozu mit Recht J. G. Eichhorn (s. u.) S. 32 daran erinnert, daß, wenn schon ein Erasmus mit seiner formvollendeten Latinität das Ideal einer Paraphrase nicht erreicht hatte, der formlose S. noch weit weniger dazu im Stande

sein konnte. Die Paraphrasen erschienen nach Eichhorn's Aufzählung (S. 31) in folgender Ordnung: „Paraphrasis epistolae ad Romanos, cum notis, translatione vetusta etc. 1769"; „Paraphrasis in primam Pauli ad Corinthios epistolam" 1770; in secundam 1776; „Paraphrasis evangelii Joannis" P. I 1771; II 1772; „Paraphrasis epistolae ad Galatas" 1779; „Paraphrasis epistolae Jacobi" 1781; „Paraphrasis in epistolam I Petri" 1783; in epist. II Petri et ep. Judae" 1784. „Paraphrasis in I. Joannis epistolam". Rigae 1792.

Nicht mit Unrecht wird man S. auch auf dem Gebiete der neutestamentlichen Textkritik ein Verdienst zusprechen; nur hatte er es hier leicht, da Albrecht Bengel ihm in der Herstellung des originalen griechischen Textes des Neuen Testamentes meisterhaft vorgearbeitet hatte; aber S. war es, der im Gegensatz zu der Mehrzahl der wissenschaftlichen Zeitgenossen Bengel's Leistung aufnahm und weiter führte. Da es hierbei ohne Auseinandersetzung mit Wetstein (der Lesarten mehr aufreihte als abwog) nicht abging, so begegnet uns der Name dieses Gelehrten in den hauptsächlichsten der hierher gehörigen Schriften Semler's. Die Titel derselben lauten: „Vorbereitung zur theologischen Hermeneutik" 1—4. Stück. 1760—1770; „J. J. Wetstenii prolegomena in Novum Testamentum cum notis et appendice". Halae 1764. „J. J. Wetstenii libelli ad crisin atque interpretationem N. T." Halae 1766. Fragen der höheren Kritik über Echtheit oder Unechtheit einzelner Theile des Neuen Testamentes, über die Originalität des vorliegenden Textes u. s. w., hat S. daneben in zahlreichen Programmen behandelt, in nicht wenigen derselben mit Glück und Scharfsinn. Sein Kritiker Eichhorn bezeichnet als solche (a. a. O. S. 56): „Dissertatio, quod Paulus epistolam ad Hebraeos graece scripserit". 1762 (4°); „Dissertatio de tempore, quo epistola ad Galatas scripta fuerit." 1767 (4°); „Dissertatio de duplici appendice epistolae ad Romanos cap. 15 et 16." 1767 (4°).

Das meiste Aufsehen erregte S. aber durch die mit seiner Verbalkritik verbundene kühne Sachkritik. Hier war es, wo er einen geschichtlichen Blick zeigte, wie ihn vor ihm kein Interpret besaß. Zwar verfiel er hierbei in die subjectivsten Hypothesen, aber Anregungen gingen von ihm so mächtig aus, daß Freund und Feind von ihm sich berührt wußte. Der Grundgedanke der modernen kritischen Tübinger Schule von der Entwickelung der christlichen Kirche aus den Gegensätzen des Ebionitismus und des Paulinismus zum Katholicismus, begegnet uns in elementarer Form bereits bei S. Durch alle seine historisch-kritischen Arbeiten zieht sich die grundlegende Hypothese, daß es in der Christenheit des ersten Jahrhunderts zwei Parteien gegeben, eine jüdisch-ängstliche und eine geistig freiere, jene z. B. durch Petrus, diese durch Paulus repräsentirt; aus der Vereinigung beider sei schließlich gegen Ende des zweiten Jahrhunderts die katholische Kirche erwachsen. Nur führte S. die Zweiheit dieser Richtungen auf eine doppelte Lehrweise Jesu selbst zurück, der sich vor strengen Juden einer jüdisch-ängstlichen Denkweise accommodirt, vor hellenistisch-gebildeten Hörern aber als über alle jüdischen Vorurtheile erhaben gezeigt habe. Aus dem Neuen Testamente schrieb S. die Evangelien der jüdisch-christlichen, die paulinischen Schriften der ihr entgegenstehenden freieren Partei und die katholischen Briefe der Vereinigung beider zu. Alle diese Schriften aber sah er als für Zeitgenossen geschrieben an, als Schriften von localer und temporeller Bestimmung, die deshalb so wie sie lauten weder für alle Völker noch für alle Zeiten geschrieben seien, folglich streng genommen auch von uns entbehrt werden könnten. Erwächst daraus dem Interpreten die Aufgabe, den Inhalt der betreffenden Schriften local und temporal zu verstehen, so bringt es dennoch der historisch-kritische Aufklärer fertig, den für die damaligen Leser geschriebenen Inhalt in unsere Denkweise und in unsere Vorstellungen umzuwandeln und so dasselbe Neue

Testament, welches vorhin theoretisch als nicht mehr nothwendig beurtheilt war, nicht bloß als die erste, sondern als die unveränderliche Quelle des christlichen Glaubens hinzustellen. S. hatte sich so die Möglichkeit geschaffen, liberale und positive Theologie zugleich zu betreiben; er hat so einerseits vor seinen theologischen Zeitgenossen und dem breiten gebildeten Publicum eine ungezügelte Hypothesensucht entfaltet, und dadurch sich den Ruf des aufgeklärtesten theologischen Gelehrten erworben, andrerseits vor dem Radikalismus der Aufklärung sich gehütet, welcher dem geschichtlichen Urchristenthum jeden Werth für die Gegenwart absprach. Das Alte Testament hat S. bei seinen Studien nur gestreift, aber im Anschluß an Richard Simon auch hier Winke gegeben, welche von der wissenschaftlichen Kritik nicht ignorirt werden konnten. (Vgl. Semler's Apparatus ad liberalem interpretationem Vet. Test. 1773; Hermeneutische Vorbereitungen Stück 1 und 2, Eichhorn a. a. O. S. 86).

Dieselben Grundsätze, durch deren Befolgung S. die neutestamentliche Forschung in ein neues Stadium geleitet hatte, wandte er mit der gleichen Entschiedenheit auf die gesammte folgende Geschichte der Kirche an. „Wie ein Heros schritt er allgewaltig und gebietend über die unermeßlichen Felder der Kirchengeschichte einher bis an die Grenzen des achtzehnten Säculums; über diese wagte er sich nie hinaus." (Eichhorn a. a. O. S. 97.) Dabei erwarb er sich das Verdienst, daß er seine Hörer und Leser in die Quellen einführte; aber über die Aufhäufung eines kritisch gesichteten Materials ist er nicht hinaus gekommen. Es war ihm nämlich eine Lust, aus unbekannten Quellen Mittheilungen zu machen oder längst bekannte in ein neues Licht zu rücken; wie er z. B. im Jahre 1775 das Schreiben des Pelagius an die Demetrias herausgab, um den britischen Mönch als einen mit den griechischen Kirchenvätern übereinstimmenden Lehrer und Augustin's Lehre von der Erbsünde als eine irrige zu erweisen; aber zu einer irgendwie vollendeten Darstellung der Kirchengeschichte fehlte ihm wieder Sammlung und Geschmack. Auch hat er in der damals gangbaren Methode der eigentlichen Kirchengeschichte nichts wesentlich geändert; denn von dem Schema der „Centurien", der Eintheilung der Geschichte in Jahrhunderte, hat auch er sich nicht losgemacht. Als kirchengeschichtliche Hauptwerke Semlers sind zu nennen: „Selecta capita historiae ecclesiastciae". 1767—69. 3 Bände. „Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchen-Geschichte". 3 Bände. „Commentarii historici de antiquo Christianorum statu". „Versuch christlicher Jahrbücher". 1783. „Novae observationes ad h. e." u. a. m.

Trotz des bunten Vielerleis seiner Mittheilungen verfolgte S. letztlich doch ein dogmatisches Ziel von größter Wichtigkeit: auf geschichtlichem Wege wollte er den Nachweis liefern, daß das herrschende Dogma nicht mit dem Christenthum identificirt werden dürfe, daß kirchliche Theologie und christliche Religion sich zu einander verhalten wie die Lehre von einer Sache zur Sache selbst. S. traf damit den Hauptfehler der Orthodoxie, welche die Religion mit dem Dogma verwechselte. Im Gegensatze dazu lehrte S., daß das Dogma selbst jederzeit eine allmähliche Geschichte durchlebt habe, eine Geschichte mit menschlichen Schwächen, Fehlern und Einseitigkeiten, wie denn z. B. die Lehre von der Erbsünde bloß durch den zufälligen Sieg Augustin's über den Freidenker Pelagius in das kirchliche Lehrsystem eingedrungen sei. Durch diese Art, das kirchliche Dogma nicht als eine fertige und starre, sondern als eine im Flusse befindliche Größe zu betrachten, wurde S. der „Vater der Dogmengeschichte" und wird als solcher in der Geschichte dieser Disciplin stets einen geachteten Namen behalten. (Seine grundlegenden Gedanken darüber hat S. in der historischen Einleitung zu „J. S. Baumgartens evangelischer Glaubenslehre" [3 Theile, 1759—1760] ausgesprochen.) Leider schoß er in seinem auf-

geklärten Eifer dadurch über das Ziel hinaus, daß er in der Geschichte der Dogmen lediglich den Zufall als wirkende Ursache gelten ließ und von der Nothwendigkeit des Dogmas für die Religion keine Ahnung hatte. Daß die christliche Frömmigkeit selbst eine gemeinsame begriffliche Erkenntniß ihrer selbst innerhalb der Christenheit erzeugen muß, um über sich klar zu werden, um die Gewähr der inneren Wahrheit zu erhalten und vor Irrthum sich zu schützen, diese innere Nothwendigkeit des Dogmas für die christliche Religion und damit den inneren Grund seiner Geschichte hat S. nicht erkannt.

In der Folgerichtigkeit der Semler'schen Beurtheilung des Dogmas hätte die Negation desselben gelegen. Nichtsdestoweniger hat S. einen Weg gefunden, auf welchem er dem Dogma Autorität zusprach. Seit dem Jahre 1779, wo er seine „Antwort auf das Bahrdtsche Glaubensbekenntniß" veröffentlichte, bis zu seinem Tode, wie sein „Letztes Glaubensbekenntniß" (herausgegeben von Schütz, Königsberg 1792) beweist, lehrte er die Nothwendigkeit einer öffentlich gültigen Religion im Unterschiede von der moralischen Privatreligion. Durch das Auftreten des frivolen Aufklärers Dr. Bahrdt, welcher als Docent in Halle einen ungeheuren Zulauf erhielt, als er aus dem Christenthum in schamlosem Cynismus den gemeinsten Naturalismus machte, fürchtete S. nämlich, daß in der öffentlichen Meinung „alles in Verwirrung gerathen" könne. Um der vielen guten Seelen willen, welche einmal am hergebrachten Worte kleben, wünschte S. daher, in Volksunterricht, in Katechismen und Andachtsbüchern, keine Abweichung von der lutherischen Kirchenlehre vorgenommen zu sehen. Um Einigkeit und Ordnung unter den Christen eines Landes aufrecht zu erhalten, bedürfe man einer öffentlichen Religion; in dieser finde der große Haufe seine geistliche Wohlfahrt und begnüge sich damit; für diejenigen Christen aber, welche höhere religiöse Bedürfnisse haben, werde diese Form der Religion das Vehikel zur Ausbildung einer privaten Religion, welche jeder sich nach seiner Eigenart bilde. (Semler's abschließende Gedanken darüber stehen in seinem posthumen Werke „Letztes Glaubensbekenntniß" 1792, S. 371 ff.) In arger Selbsttäuschung (vgl. H. Schmid, Die Theologie Semler's 1858, S. 176 ff.) glaubte S. trotz dieses seines Dualismus auf dem Boden der lutherischen Kirche zu stehen. „Ich bin weder ein Rationalist noch ein Socinianer oder Arianer", schrieb er 1779 in der oben citirten „Antwort auf das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß," „sondern ein ehrlicher, treuer lutherischer Professor, der seinen Eid zu bereuen oder zu brechen gar keine Ursache hat." So nahm er keinen Anstand, selbst das Wöllner'sche Religionsedict vom 9. Juli 1788 zu vertheidigen. (Vgl. Semler's „Vertheidigung des königl. Religionsedicts ꝛc." Halle 1788.) Erstaunt bedauerten Semler's aufgeklärte Zeitgenossen den Abfall ihres litterärischen Führers zur Orthodoxie (vgl. Eichhorn a. a. O. S. 160 ff.); die Orthodoxen aber, denen er dreißig Jahre entgegengearbeitet hatte, wollten jetzt trotz seiner Bekenntnisse dennoch nichts von ihm wissen. So stand er wissenschaftlich vereinsamt und beschäftigte sich schließlich sogar mit alchimistischen Studien, unbetheiligt an dem Kampfe der Principien, in welchem der Kantische Rationalismus über die theologische Aufklärung den Sieg errang.

Die wichtigsten Schriften Semler's sind von uns oben an den betreffenden Stellen seiner litterarischen Wirksamkeit aufgeführt; ein vollständiges Verzeichniß aller seiner Publicationen nach chronologischer Ordnung findet sich in J. G. Eichhorn, Johann Salomo Semler. Einige Bemerkungen über seinen litterarischen Charakter. 1793. S. 184—201.

Ueber Semler's Leben orientirt zunächst seine für seine Freunde in behaglicher Breite geschriebene Selbstbiographie „Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt in zwei Bänden, I. 1781; II. 1782. Dazu kommen: Fr. Aug. Wolf, Ueber Herrn D. Semler's letzte Lebenstage für seinen künftigen

Biographen. Halle 1791. — Niemeyer, Semler's letzte Aeußerungen über religiöse Gegenstände zwey Tage vor seinem Tode. Halle 1791. — D. J. A. Nösselt, De Semleri maxime ut interpretis N. T. laudibus narratio, vor Semler's Paraphrasis in primam Joannis epistolam. Rig. 1792; deutsch in Nösselt's Leben von Niemeyer II, 194; Schlichtegroll, Necrolog a. d. J. 1791. Jahrg. II, Band II, (1793), S. 1. — C. G. Schütz in seiner Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Werke Semler's letztes Glaubensbekenntniß". Königsberg 1792. — Zur Beurtheilung der geschichtlichen Bedeutung Semler's ist zu vergleichen Tholuck, Vermischte Schriften 2. Theil 1839, S. 39 und in Herzogs Real-Encyklopädie, 2. Aufl. 14. Bd. (1884) S. 111 bis 119. — Zeller in Theol. Jahrb. 1842, S. 17. — Diestel in Jahrbücher f. Deutsche Theol. 1867, S. 475. — H. Schmid, Die Theologie Semler's. Nördlingen 1858. — Gaß, Gesch. d. prot. Dogmatik, 4. Bd. 1867, S. 26. — Dorner, Gesch. d. prot. Theol. 1867, S. 703. — Frank, Gesch. d. prot. Theol. 3. Theil. 1875, S. 61 ff. — M. A. Landerer, neueste Dogmengeschichte, hrsg. v. Zeller 1881, S. 6—18.

Paul Tschackert.

Semmelweis: Ignaz Philipp S. wurde geboren am 1. Juli 1818 zu Ofen; aus einer wohlhabenden Familie stammend, besuchte er zuerst die Normalschule und das Gymnasium zu Ofen und ging mit 19 Jahren auf die Universität Wien, in der Absicht, Jurisprudenz zu studiren. Diese Absicht gab er jedoch auf, nachdem er mit Freunden den anatomischen Vorlesungen in Wien beigewohnt hatte und trat zur Medicin über, indem er theils in Pest, theils in Wien studirte und 1844 auf Grund eines Examens und der Dissertation „de vita plantarum" in Wien promovirte. Nach beendeten Studien bewarb er sich um eine Assistentenstelle an der ersten Gebärklinik des Wiener allgemeinen Krankenhauses, welche ihm provisorisch für die Sommermonate des Jahres 1846 übertragen wurde. Die enorme Sterblichkeit der Wöchnerinnen, welche damals auf jener Abtheilung 15% betrug, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth und er constatirte eine Reihe von Thatsachen bei derselben, welche gegen miasmatisch-epidemische Einflüsse, also gegen die zu jener Zeit gültigen ätiologischen Anschauungen sprachen und ihn bereits zu der Ansicht brachten, daß eine vorzugsweise auf die erste Abtheilung beschränkte, also eine Art endemischer Ursache vorhanden sein müsse. Im Begriff, nachdem er jene Stelle verlassen, eine wissenschaftliche Reise nach Dublin zu machen, erhielt er durch die plötzliche Berufung von Breit nach Tübingen, eine definitive Anstellung als Assistent derselben Abtheilung für das Frühjahr 1847 und ging zunächst zu seiner Erholung auf kurze Zeit nach Venedig. Als er kaum sein neues Amt angetreten hatte, starb der pathologische Anatom Kolletschka in Wien an einer Leichenvergiftung. Die Ergebnisse der Section desselben, welche vollständig mit denjenigen im Puerperium verstorbener Wöchnerinnen übereinstimmten, waren es, welche S. zuerst zu der Ueberzeugung brachten, daß das Puerperalfieber auch eine Art von Leichenvergiftung sei. Er führte infolge dessen, um die fauligen Stoffe an den Händen der Aerzte zu zerstören, Waschungen mit Chlorwasser oder Chlorkalk ein, wodurch die Sterblichkeit der Wöchnerinnen sehr erheblich sank. Schon im Herbste 1847 machte er dann die Beobachtung, daß eine größere Anzahl Gebärender tötlich inficirt worden war, weil man sie gleich nach der Exploration einer mit Medullarkrebs des Uterus behafteten Parturiens, ohne vorher die Hände gehörig mit Chlorwasser gereinigt zu haben, untersucht hatte. Er kam ferner zu der Ueberzeugung, daß auch durch die Luft eine Infection stattfinden könnte und daß sogar eine Art von Selbstinfection vorkomme; beide jedoch, wie er ausdrücklich betonte, sehr selten. Es ist also durchaus unrichtig, wenn auch

in neueren Biographien von S. behauptet wird, (s. Gurlt-Hirsch, Biograph. Lexikon Bd. V, 359), daß er in etwas einseitiger Weise die puerperale Sepsis auf Uebertragung des sogenannten Leichengiftes zurückgeführt habe. Rokitansky, Skoda und Hebra traten für die Lehre von S. ein und letzterer verglich sie bereits mit der Erfindung Jenner's. Skoda hielt einen Vortrag über dieselbe in der Wiener Akademie der Wissenschaften und diese beauftragte Brücke mit S. zusammen, durch weitere Thierexperimente, welche letzterer bereits mit dem Uterussecret puerperalkranker Frauen und jauchiger Flüssigkeiten bei Kaninchen mit positiven Resultaten ausgeführt hatte, diese Frage nochmals zu prüfen. Während nun Routh die Lehre von S. von Wien nach England importirte und 1848 und 1849 mündlich und schriftlich verbreitete, während G. A. Michaelis und Arneth entschieden von der Richtigkeit derselben überzeugt waren und letzterer mit Helm, Chiari und Rokitansky bei Gelegenheit eines Vortrages von S. über dieses Thema in der Gesellschaft der Aerzte zu Wien im Frühjahr 1850 für S. eintrat, mißlangen leider die von letzterem und Brücke angestellten Thierexperimente und eine Reihe sehr hervorragender Gynaekologen, voran Kiwisch, Scanzoni und Seyfert, sprachen sich gegen seine Theorie aus. Man beschuldigte S. sogar, durch die Erhebung und Veröffentlichung seiner statistischen Daten Denunciationen begangen zu haben; er mußte 1849 seine Assistentenstelle aufgeben und kehrte 1850 nach Pest zurück. Hier wurde er zunächst Primararzt der geburtshülflichen Abtheilung des St. Rochusspitales und im J. 1855 Professor ordinarius und Director der geburtshülflichen Klinik. Inzwischen fanden von Zeit zu Zeit Discussionen über seine Theorie in wissenschaftlichen Gesellschaften statt: so 1851 und 1868 in der Académie de médécine de Paris, ferner in Kiel und Kopenhagen, bei denen sich wiederum hervorragende Geburtshelfer wie Dubois, Litzmann, Levy, C. Braun ganz gegen, oder nur sehr bedingt für dieselbe aussprachen; S. publicirte darauf seine Ansichten in ungarischer Sprache im Orvosi hetilap 1858—60 ausführlich und gab endlich im J. 1861 sein größtes Werk: „Die Aetiologie, der Begriff und die Prophylaxis des Kindbettfiebers" in deutscher Sprache heraus. Während aber zahlreiche Autoren wie Virchow, Spiegelberg, Hecker, Schwarz sich sofort gegen diese Anschauungen aussprachen, begannen andere Forscher die Sache ernstlich zu prüfen und mancher wurde bereits durch eine Reihe auffälliger Beobachtungen ein stiller Anhänger von S.; aber es dauerte doch recht lange, bis die Semmelweis'sche Theorie durchdrang und leider hat S. selbst den Sieg seiner Lehre nicht mehr erlebt. S. war durch die vielen Gegner, die er fand, aufs höchste erregt und machte dieser Erregung durch mehrere offene Briefe an v. Siebold, Scanzoni, Späth und sämmtliche Professoren der Geburtshülfe Luft, in welchem sich seine beginnende geistige Umnachtung schon nicht mehr verkennen ließ (1861/1862); gleichwohl blieb er noch bis zum Sommer 1865 im Amt, dann wurde er jedoch in die Irrenanstalt nach Doebling bei Wien verbracht, wo er am 13. August 1865 an Blutvergiftung starb, welche er durch eine Operation bei einem Neugeborenen sich zugezogen hatte.

Das größte Verdienst dieses Mannes besteht darin, daß er nicht nur die Art der Uebertragung des Giftes auf die Kreissenden durch Finger, Geräthschaften, Instrumente u. a. nachwies, und daß die Infection durch die Luft und die Selbstinfection und Praedisposition von untergeordneter Bedeutung seien, sondern daß er auch genaue Vorschriften über die Vermeidung der Infection und die Zerstörung des Giftes gab. So wird man ihn zu allen Zeiten zu den größten Wohlthätern der Menschheit rechnen und stets das traurige Schicksal beklagen müssen, welches ihm beschieden war. Seit dem Jahre 1857 war S. mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns verheirathet, die durch Herzensgüte

und heiteres Temperament ausgezeichnet, ihm ein glückliches Familienleben schuf und drei Kinder schenkte. S. selbst war wegen seiner persönlichen Eigenschaften bei seinen Lehrern und Studiengenossen sehr beliebt, seine Bescheidenheit, sein anspruchsloses Wesen und kindlich naive Denkungsweise, seine Anhänglichkeit an seine Freunde, sein uneigennütziges Streben und freimüthiges Auftreten war bekannt, und wenn irgend einer so hätte er wohl ein glücklicheres Loos in der Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen und großartigen Entdeckung verdient, während die Mehrzahl seiner Fachgenossen doch erst durch die Pasteur'schen Entdeckungen und die darauf gegründeten Lister'schen Lehren endlich auch zur vollen Anerkennung seiner Verdienste gelangt sind. Aber wie Hegar, dem wir diese Lebensskizze größtentheils entlehnt haben, mit Recht sagt, ist „der Werth und das Verdienst einer jeden neuen Wahrheit um so größer, je weiter sie über das Niveau der zur Zeit ihrer Entdeckung herrschenden Ansichten und Lehren hinausgeht". Das that nun die Lehre von S. in hohem Grade und die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo auch diesem Märtyrer der Wissenschaft einmal ein ehernes Denkmal gesetzt wird.

A. Hegar, J. P. Semmelweis: Sein Leben und seine Lehre. Freiburg i. B. 1882. — Bruck, Jakob Ignaz Philipp Semmelweis. Wien und Teschen 1887.

F. Winckel.

Semper: Ernst Leberecht S., geboren am 1. Juni 1722 zu Heidewilxen im Fürstenthum Oels, wo sein Vater damals als Prediger stand. Er besuchte das Gymnasium in Breslau und studirte dann von 1741 bis 1744 in Jena Theologie. Im J. 1747 ward er Pastor zu Obernigk und 1749 zweiter Diakonus an der evangelischen Kirche vor Landshut in Schlesien. Er starb schon am 8. März 1758, im 36. Jahre, nachdem er wenige Wochen vorher zum Archidiakonus ernannt war; der Schmerz über die Trennung von seinem Freunde Christian Samuel Ulber, der sein Vorgänger im Archidiakonat war und 1757 einem Rufe nach Hamburg folgte, und die durch seine Beförderung ins Archidiakonat vermehrte Arbeitslast sollen seinem Leben ein so frühes Ende bereitet haben. Aus seinem Nachlaß gab Johann Gottlieb Jachmann (vgl. Adelung zum Jöcher II, Sp. 2213) „Gedichte" heraus, Breslau 1760, auch Breslau und Leipzig 1761, welche meistens geistlichen Inhalts sind. Andere von ihm hinterlassene Lieder hat Ulber überarbeitet und mit seinen eigenen Liedern unter dem Titel „Die Gott bittenden und lobenden Stimmen der Andacht", Hamburg 1763, 2. Aufl. 1765, herausgegeben; Ulber sagt in der Vorrede, er habe bei ihnen „vieles verändert, umgeschmelzt, hinzugethan"; im einzelnen läßt sich nicht nachweisen, was jedem dieser Freunde gehört. Diterich hat vier dieser Semper-Ulber'schen Lieder überarbeitet und in sein Gesangbuch von 1765 aufgenommen von wo aus sie weitere Verbreitung, z. B. ins Lüneburger Gesangbuch, fanden. Aus Semper's Nachlaß ist außerdem noch herausgegeben ein Gedicht: „Das Steingebürge bei Adersbach in Böhmen", aufs neue abgedruckt Bunzlau 1778.

Heerwagen, Litteraturgeschichte II, S. 100 f. — Meusel XIII, 107. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd. S. 393. — Bode, Quellennachweis, S. 162. — Goedeke[2], IV, 51 und 54. — Meusel nennt a. a. O. unsern Semper aus Versehen (Druckfehler?) Semler; das veranlaßte Raßmann in seinem „litterarischen Handwörterbuch", Leipzig 1826, aus ihm zwei Personen zu machen: er behandelt S. 137 Semper und S. 205 Semler, sagt aber von beiden so genau dasselbe aus, daß deutlich ist, er meine beidemal denselben.

l. u.

Semper: Gottfried S., Architekt, geboren am 29. November 1803 zu Hamburg als Sohn des in seiner Jugend aus Landeshut in Schlesien nach Hamburg ausgewanderten Fabrikanten Gottfried Emanuel Semper und dessen

Gemahlin, Johanna Marie, geb. Paap aus Hamburg. S. wurde in der französisch-reformirten Kirche in Altona getauft und erhielt in letzterer Stadt auch seinen ersten Unterricht. Sodann absolvirte er die Gymnasialstudien am Johanneum zu Hamburg und bezog am 17. October 1823 die Universität Göttingen, wo er zunächst mathematische Studien (unter Gauß und Thibaut) sowie archäologische (unter Otfr. Müller, v. Heeren u. a.) betrieb. Seinen anfänglichen Plan, als Artillerieofficier in die niederländische oder preußische Armee einzutreten, gab er wieder auf und wandte sich seit 1825 in München unter Gärtner dem Studium der Architektur zu, welches er darauf in Paris unter Gau fortsetzte. 1830 trat er eine längere Studienreise nach dem Süden an. Ueber Südfrankreich, dessen römische Bauten ihn mächtig fesselten, begab er sich zunächst nach Genua, dessen prächtige Palastbauten mit ihrer wirkungsvollen Verwerthung des ansteigenden Terrains einen bleibenden Eindruck auf ihn machten, sodann nach Verona, Venedig, Florenz, wo ihn ebenfalls hauptsächlich die monumentalen Palastbauten eines Sammicheli, Sansovino, Brunelleschi u. a. anzogen. Schon jetzt gelangte er zu der Ueberzeugung, die er für sein ganzes Leben beibehielt, daß die antike, speciell die römische Architektur (vermöge ihrer Universalität) zwar die unverrückbare Grundlage alles architektonischen Schaffens im Abendlande sei und bleiben müsse, daß aber zugleich die italienische Renaissance eine zeitgemäße und harmonische Fortentwicklung der antiken Bauprincipien darstelle und daher für uns den nächsten Ausgangspunkt bilde, um, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der antiken Vorbilder, den geeignetsten architektonischen Ausdruck für die modernen Bedürfnisse im Civilbau zu finden. Von dieser Grundidee geleitet, vertiefte er sich sodann in Rom, Sicilien, Athen und anderen Stätten alter Kunst mit größter Gründlichkeit und Unbefangenheit in das Studium der antiken Bauwerke und Ruinen und machte hierbei, in Bezug auf die Anlage, Proportions- und Compositionsgesetze, sowie insbesondere die Polychromie der griechischen und römischen Baukunst die wichtigsten Entdeckungen. In Rom ließ er sich z. B. an der Trajanssäule hinaufwinden, um Farbenreste davon abzukratzen, welche er hernach von seinem Bruder Wilhelm chemisch analysiren ließ. (Brief an den Secretär des archäologischen Instituts in Rom, Dr. Kellermann, im Bulletino dell' istituto di corrispondenza archeologica. 1833, p. 92.) In Athen gab er sich mehrere Monate hindurch den mühe- und gefahrvollsten Ausgrabungen, Vermessungen und Untersuchungen der altgriechischen Baureste, zumal des Theseustempels und des Erechtheion, hin, wobei ihn vielfach sein Freund, der jungverstorbene französische Architekt Goury unterstützte. Daneben vernachlässigte er jedoch keineswegs das emsige Studium der mittelalterlichen Bauwerke und selbst der übrigen Kunstgebiete, im Gefühle des inneren Zusammenhanges aller Künste und zumal der verschiedenen Architekturstile. In einer später zu Dresden gehaltenen Vorlesung äußerte er sich in dieser Beziehung unter anderem wie folgt: „Es scheint, daß das Studium und die Vergleichung der Monumente aller Zeiten dem Architekten nothwendig sei und recht eigentlich zum Wesen seiner Ausbildung gehöre."

Reichbeladen mit werthvollen Studien und Aufnahmen kehrte S. 1834 nach Deutschland zurück und stattete auf dem Wege zur Heimath Schinkel einen Besuch ab, welcher die Mappen seines jungen Collegen mit großem Interesse durchsah und dessen Ideen über die Polychromie in der Architektur begeisterten Beifall schenkte. S. legte dieselben, nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, zunächst in der geistvollen Broschüre „Bemerkungen über vielfarbige Architektur und Sculptur bei den Alten" nieder und hoffte dadurch die Kunstwelt für eine große Publication empfänglich zu machen, welche in Farbendrucktafeln polychrome Monumente des Alterthums, Mittelalters sowie der Frührenaissance enthalten sollte. Die heftige Polemik jedoch, welche insbesondere Franz Kugler gegen

Semper's Theorie erhob, (zumal in seiner 1835 erschienenen Schrift: „Ueber die Polychromie der antiken Architektur und Sculptur und ihre Grenzen") hielt S. leider davon ab, seine angekündigte Publication herauszugeben, wovon er nur einige Exemplare der ersten, schon fertiggestellten Lieferung an Freunde vertheilte.

Gleichzeitig mit seinem litterarischen Hervortreten begann S. auch seine praktische Thätigkeit als Architekt; er baute das durch treffliche Beleuchtungsvorrichtungen ausgezeichnete Donnersche Museum, sowie das Haus seiner Mutter in Altona; doch weitere Aufträge wollten sich vorläufig nicht einstellen.

Da erhielt er, infolge warmer Empfehlung durch den ihm wohlgesinnten Schinkel, einen Ruf als Director der k. Bauakademie in Dresden, an Stelle des verstorbenen Thürmer, nachdem Schinkel dieses ihm zuerst angebotene Lehramt wegen seines vorgerückten Alters nicht angenommen hatte. Hiermit eröffnete sich für S. eine glänzende Laufbahn sowohl als anregender und einflußreicher Lehrer, der im Gegensatz zur schematisch-theoretischen Richtung seiner Zeit eine gründliche praktische Ausbildung seiner Schüler anstrebte und durchführte, wie auch als praktischer Architekt. In letzterer Eigenschaft sprach er sofort in seiner Antrittsvorlesung vom Jahre 1834 als leitendes Grundprincip der Composition „die Weisheit, Richtigkeit, Kraft und Anmuth in der Auffassung der Motive" aus. Unter Motiven in der Baukunst verstand er „die einfachsten Grundbedingungen der räumlichen Verhältnisse, die zu ordnen und zu gestalten Aufgabe des Architekten ist", dadurch allein erlange man nicht nur die zweckmäßigste Eintheilung der Gebäude, sondern vermeide auch den Fehler der Charakterlosigkeit, der den meisten modernen Bauten vorgeworfen werden könne. Der erste Bau, den er in Dresden (abgesehen von mehr decorativen Aufgaben) ausführte, war der Antikensaal im japanischen Palais (1835), den er nach den bereits am Donnerschen Museum befolgten Principien mit erhöhten Seitenlichtern versah. Es folgten einige Nutzbauten, wie das 1837—38 ausgeführte Maternihospital für betagte Frauen in Dresden sowie die Infanteriecaserne in Bautzen (1838 bis 1840). Aber gleichzeitig führte er auch Monumentalbauten aus, welche seinen Ruf dauernd begründeten, nämlich die Synagoge, welche er 1840 vollendete und das Dresdener Hoftheater, das um dieselbe Zeit entstand, wofür er den ersten Plan aber schon 1835, in Zusammenhang mit einem umfassenderen Projecte entworfen hatte. Der Synagoge verlieh er, trotz der Einfachheit der Ausführung, welche ihm durch die beschränkten Baumittel geboten war, doch einen hohen Grad von Charakter und Monumentalität; nach außen präsentirt sie sich als centraler Kuppelbau mit Vorhalle und Treppenthurm in ernsten romanischen Formen, während die innere, in Holz mit Farbenschmuck und Vergoldung ausgeführte Construction der Pfeiler, Emporen und der Kuppel in reichen, orientalischen Formen prangt. Auch alle Cultusgeräthschaften sind nach Semper's Entwürfen in Einklang zum ganzen Bau ausgeführt worden. Im Theaterbau wandte er zum ersten Mal in äußerst zierlicher und geschmackvoller Weise die Formen der italienischen Frührenaissance im Stadium ihrer höchsten Reife (etwa zur Zeit Bramante's) an und wies sowohl hierdurch, wie durch den charakteristischen Typus, den er diesem Gebäude verlieh, der modernen Architektur überhaupt, wie besonders dem Theaterbau neue Bahnen an. Auch wurde dieser harmonische, zierliche Bau ein Liebling der Fachmänner wie des Publicums wie selten ein Bau zuvor und verbreitete Semper's Ruf durch ganz Europa. Anfangs hatte S. dieses Gebäude in Verbindung mit einer mächtigen, forumartigen Anlage von Gebäuden gedacht, die jedoch in ihrer Totalität nicht zur Ausführung kam. Näheres über Anlage und Einrichtung dieses am 21. September 1869 abgebrannten Theaters, sowie über jene ursprüngliche Idee einer Forum-

anlage findet sich in dem 1849 von S. bei Vieweg und Sohn publicirten Werke über das Theater.

Auch die im echten toscanischen Villenstil behandelte anmuthige Villa Rosa an der Elbe entstand gleichzeitig mit diesen Bauten (1839). Hierauf folgten im J. 1840 der Elimeyer'sche Ladenvorbau am Neumarkt, 1841 das Haugk'sche Haus, Marienstraße 24, 1843 bis 1846 des Privathaus seines Bruders Wilhelm in der großen Bäckerstraße Nr. 22 zu Hamburg, das mit reizvollen Sgrafittos verziert ist, die Projecte für den Dresdener Bahnhof in Leipzig, für eine Schule in Blasewitz, für eine Erweiterung des Schlosses von Schwerin, für ein Schloß des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, für ein Hospital des Fürsten Ghika, sowie für die neue Nicolaikirche in Hamburg. Seinem Plane für letztere wurde ursprünglich von einer Commission Sachverständiger der Preis zuerkannt, ein Urtheil, das jedoch von der Kirchencommission nicht bestätigt wurde, welche der, leider noch heute in kirchlichen Kreisen beider Confessionen vielfach herrschenden, unhistorischen Anschauung huldigte, daß der gothische der eigentliche christliche oder kirchliche Stil sei, und demzufolge das in diesem Stil entworfene Project des Engländers Scott zur Ausführung bestimmte. S. vertheidigte seinen Standpunkt in der geistvollen und kenntnißreich geschriebenen Broschüre: „Ueber den Bau evangelischer Kirchen", worin er nachwies, daß die altchristlichen und romanischen Motive, an welche er in der Anlage und Formenbildung seines Entwurfes angeknüpft hatte, viel geeigneter für den Ausdruck einer protestantischen Kirche und ihrer Culturbedürfnisse seien als der gothische Stil, welcher einer ganz bestimmten Phase des Katholicismus entsprungen sei und auch mit Unrecht als der specifisch germanische Stil betrachtet werde, da er vielmehr französischen Ursprungs sei.

Daß S. trotz einer gewissen Abneigung gegen den damals von den Romantikern ebenso bevorzugten wie in roh schematischer Weise gehandhabten gothischen Stil, dessen Formen gleichwohl vollkommen beherrschte und mit künstlerischer Feinheit anzuwenden wußte, bewies er in seinem zierlichen Cholerabrunnen zu Dresden, welchen er im Auftrage des Freiherrn v. Gutschmied im J. 1843 ausführte.

Den glänzenden Abschluß von Semper's Bauthätigkeit in Dresden bilden das in den Jahren 1845 bis 1848 erbaute Oppenheim'sche Palais an der Bürgerwiese in Dresden, das ein Muster edler Stilbehandlung im Geiste der besten Hochrenaissance ist, sowie das Dresdener Museum, an welchem er von 1847 bis zur Zeit seiner Entfernung von Dresden im J. 1849 baute, ohne es ganz vollenden zu können. Dieses Museum nimmt die Nordseite des Zwingers ein und schließt sich durch seine Gliederung zwanglos und harmonisch den Arkaden desselben an, obschon in seinem Stile der edelsten Hochrenaissance durchaus davon verschieden. Es bildet ein langgestrecktes Viereck mit leise vorspringenden Eck- und Mittelrisaliten. Der Mittelbau, unter welchem ein durch eine achteckige Kuppel überwölbter Durchgang geht, ist an seiner Nord- und Ostseite durch eine prächtige, triumphbogenartige Architektur sowie durch einen erhöhten, durch eine Kuppel bekrönten Saalbau besonders betont und hervorgehoben, während die Flügel mit ihren kräftigen Pfeilerarkaden auf Rusticaunterbau und den majestätisch gegliederten Fenstern des Obergeschosses sich würdig anschließen. Leider wurde die Kuppel nach Semper's Abgange von den Baumeistern Hänel und Krüger schwerer und niedriger ausgeführt, als S. sie geplant hatte. Dieser Bau bildet mit dem Hoftheater und dem Oppenheim'schen Palais eine Trias von classischen Schöpfungen, welche in Deutschland geradezu Epoche machten und nicht nur den italienischen Renaissancestil wieder zu neuem selbständigen Leben erweckten, sondern auch als Muster für ähnliche Anlagen dauernde Geltung erlangten.

Semper's Betheiligung am Dresdener Aufstande im J. 1849 bereitete seiner glänzenden Thätigkeit in Dresden ein jähes Ende und es gehörte die ganze Elasticität und Energie seines Wesens dazu, um ungebrochenen Muthes ein neues Leben zu beginnen und für sich und seine zahlreiche Familie wieder eine Existenz zu gründen. Auch wurde ihm dies anfangs keineswegs so leicht, wenn er auch zunächst in Paris an den Malern Séchan, Dieterle und Déplêchin, die an der Decorirung des Dresdener Theaters mitgewirkt hatten, treue Freunde fand, die ihn mit Rath und That unterstützten. Für Dieterle, welcher Director der Porzellanmanufactur zu Sèvres war, entwarf er mehrere Zeichnungen für Prachtvasen. Da ihm Bauaufträge zunächst keine zugingen und für solche wenigstens in Deutschland auch noch für lange Zeit keine Aussicht war, wendete er sich litterarischen Arbeiten über sein Fach zu. Er entwarf den Plan, seine Dresdener Vorträge zu einem Buche auszuarbeiten, welches den Titel: „Vergleichende Baulehre" tragen sollte. Außerdem nahm er die Polemik über Polychromie mit Kugler wieder auf, dessen oben erwähnte Schrift er in der Broschüre: „Die vier Elemente der Baukunst" beantwortete. In dieser Schrift gab er zugleich die allgemeinen Grundideen an, welche ihn in seinem vorerwähnten größeren Werke, das er zu schreiben begonnen hatte, leiten sollten. Gleichzeitig knüpfte S. auch Beziehungen mit englischen Architekten und Kunstförderern an, wie Falkener, Henry Cole, Donaldson, welch Letzterer gleichfalls ein eifriger Verfechter der Polychromie bei den Alten war. Auch ließ S. Abschnitte seiner Schriften über Polychromie in englischer Sprache erscheinen. Diese Beziehungen in England waren es auch, welche S. im letzten Momente von einer Auswanderung nach Amerika abhielten, zu welcher er sich in seiner schwierigen Lage bereits entschlossen hatte. Er erhielt im J. 1851, bei Gelegenheit der großen Ausstellung in London, den Auftrag, die Abtheilungen von Canada, Aegypten, Schweden und Dänemark zu arrangiren, was ihn veranlaßte, mit seiner Familie nach London überzusiedeln. Diese Ausstellung regte ihn zu der bahnbrechenden Schrift: „Wissenschaft, Industrie und Kunst" an, in welcher er die Geschmacksverwilderung der damaligen Industrie grell beleuchtete und an den Werken der Vergangenheit sowie der orientalischen und der Naturvölker die Grundsätze stilgerechten Schaffens erläuterte. Die Schrift erregte allgemeines Aufsehen und zog ihm die Aufmerksamkeit des edlen, kunstliebenden Prinzen Albert sowie der englischen Fachleute zu. Er erhielt infolgedessen die Professur für Architektur, plastische Decoration und Metalltechnik an der neugegründeten und wesentlich nach seinen Vorschlägen eingerichteten Zeichen- und Architekturschule in Marlboroughhouse zu London. Ebenso wurde das mit genannter Schule in Verbindung gesetzte neugegründete kunstgewerbliche Museum, aus welchem sich das jetzt weltberühmte South-Kensington-Museum entwickelte, wesentlich nach seinen Rathschlägen angelegt. Zahlreiche Ankäufe für jenes Museum wurden auf seine Vorschläge hin ausgeführt. Neben der praktischen Anleitung der Schüler im Marlboroughhouse hatte er auch Vorträge abzuhalten, welche besonders kunstgewerbliche Fragen im Zusammenhange mit der Architektur betrafen. So wandte sich seine Thätigkeit mehr und mehr den Kleinkünsten zu, auf welche sich auch die Mehrzahl der Entwürfe bezog, die er in Auftrag erhielt, so vor allem der prachtvolle Entwurf zum Leichenwagen des Herzogs von Wellington. Architektonische Aufträge wurden ihm nur wenige zu theil und diese nicht ausgeführt. Eine um so regere litterarische Thätigkeit entfaltete S. in London, in welcher er jetzt besonders dem Zusammenhange der Kleinkünste mit der Architektur sein Augenmerk zuwandte und außerdem verschiedene Fragen der Archäologie der Baukunst erörterte, wobei ihm seine gründliche philologische Vorbildung trefflich zu statten kam. Diese Aufsätze erschienen theils in englischen Zeitschriften, theils im „Deutschen Kunstblatt" von Eggers und wurden sammt zahlreichen bis da-

hin ungedruckten Abhandlungen und Vorträgen Semper's aus dieser Zeit in die von seinen Söhnen herausgegebenen „Kleinen Schriften" desselben aufgenommen.

Im Jahre 1855 erhielt S. einen Ruf als Professor der Baukunst an das neugegründete eidgenössische Polytechnikum zu Zürich, welchen er nach einigem Schwanken, namentlich mit Rücksicht auf die schwache Gesundheit seiner Frau, sowie die Erziehung seiner Kinder, annahm. Leider sollte er doch bald darauf, am 13. Februar 1859, seine Frau in Zürich verlieren. Am 1. Mai 1855 begann er seine Vorlesungen in Zürich, zunächst am Vorcurs des Polytechnikums: bei der eigentlichen Eröffnung desselben im October desselben Jahres wurde er zum Vorstand der Bauschule ernannt. Auch in Zürich beschränkte sich Semper's Thätigkeit anfangs auf sein Lehramt und auf litterarische Arbeiten. Er gewann bald einen großen Anhang begeisterter Schüler, die seine Lehren und Anregungen nach allen Theilen Europas trugen und besonders auch in der Schweiz selbst in der Folgezeit einen neuen Aufschwung der Monumentalarchitektur sowie des Kunstgewerbes herbeiführten. Von wissenschaftlichen litterarischen Arbeiten Semper's erschien in Zürich zunächst der geistvolle und elegant stilisirte Vortrag, den er im Rathhaus von Zürich im Jahre 1856 gehalten hatte: „Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes und dessen Bedeutung als Kunstsymbol"; ihm folgte 1859 die Abhandlung: „Ueber die bleiernen Schleudergeschosse der Alten und über zweckmäßige Gestaltung der Wurfkörper im Allgemeinen", eine Schrift, in der S. seine ästhetischen mit mathematischen Speculationen verband. Diese Schriften sowohl, wie die in England erschienenen waren jedoch gewissermaßen nur plänkelnde Vorstöße, welche seine bald darauf (1861—63) erscheinende Hauptarbeit: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, oder praktische Aesthetik" einleiteten und vorbereiteten. Dieses in zwei Bänden erschienene Werk sollte in einem dritten Bande: „Vergleichende Baulehre" seinen Abschluß finden, der jedoch leider als handschriftliches Fragment zurückblieb, obwohl dieser Band gerade den Ausgangspunkt des ganzen Werkes gebildet hatte, an welches sich erst später, in Folge der eingehenden Beschäftigung Semper's mit dem Kunstgewerbe in London, die Conception zu den zwei ersten Bänden angeschlossen hatte. Gleichwohl aber bilden diese schon für sich ein abgeschlossenes Ganze, welches eine solche Fülle von damals ebenso neuen, wie überzeugenden und mit erstaunlichem Wissen durchgeführten Anschauungen über das Wesen des Stiles und über den Zusammenhang des Kunstgewerbes mit den höheren Künsten enthält, daß seit diesem Werk eine völlig neue Epoche in der Entwicklung des Kunstgewerbes und in der ästhetischen und archäologischen Forschung angebrochen ist. Seine letzte Schrift war der ideenreiche Rathhausvortrag vom Jahre 1869: „Ueber Baustile", in welchem er in großen Zügen den Gedankengang des dritten Bandes seines Stils andeutete, welcher, wie gesagt, leider ein Fragment blieb.

Nach zwölfjähriger Pause, die jedoch, wie aus dem Vorstehenden erhellt, keineswegs unfruchtbar blieb, trat endlich wieder eine regere Bauthätigkeit an S. heran, dessen productive Künstlernatur doch allein in dieser ihr volles Genüge finden konnte.

Als sich in dem materiell wie geistig mächtig aufblühenden Zürich allmählich das Bedürfniß nach neuen, öffentlichen Bauten geltend machte, wandte sich das Vertrauen der Behörden zunächst dem inzwischen in der Schweiz völlig heimisch gewordenen S. zu. Im August 1858 erhielt er, gemeinsam mit dem Staatsbauinspector Wolff, welchem die Administration zufiel, den Auftrag, das Schulgebäude des Eidgenössischen Polytechnikums auszuführen, welches er, allerdings unter mancherlei Einschränkungen von Seiten der damals noch von einem Geiste nüchterner Sparsamkeit geleiteten Schweizer Behörden, doch in echt monumentaler Weise bis 1863 ausführte. Das architektonische Schwergewicht verlegte er auf das herrliche Mittelrisalit der die Stadt beherrschenden Westfront, auf das

Treppenhaus, Vestibul der Aula und die Gypssäle im Parterregeschoß, wogegen die Seitenflügel und Rückgebäude einfach, aber doch edel gehalten wurden. Ein Jahr später stellte er die, bei aller Einfachheit durch zweckmäßige und charakteristische Anlage, edle Gliederung und malerische Massenvertheilung ausgezeichnete Sternwarte auf dem Zürichberg fertig. Ein vom edelsten Geiste classischen Griechenthums und geläutertster Renaissance erfüllter Bau ist sodann das in den Jahren 1866—69 ausgeführte Rathhaus von Winterthur mit seinem herrlichen, durch Freitreppe, korinthische Vorhalle und Giebeldach ausgezeichneten Mittelbau, an welchen sich harmonisch die niedrigeren Seitenflügel anlegen.

Andere Bauten, die er um diese Zeit ausführte, sind der geschmackvolle Glockenthurm zu Affoltern bei Zürich, der ihm das Ehrenbürgerrecht dieser Gemeinde eintrug, ferner das in edlem Renaissancestil gehaltene Geschäftsgebäude des Nationalrathes Frey in Zürich, sowie eine Villa in Castasegna. Außerdem führte er noch eine Reihe, zum Theil großartiger Entwürfe aus, die nur theilweise zur Ausführung gelangten. Er entwarf einen Bebauungsplan für das Kratzviertel in Zürich, einschließlich eines neuen Rathhauses; einen neuen Bahnhof für Zürich, der mit Beibehaltung der wesentlichsten, an römische Thermenanlagen erinnernden Schönheiten, vom Architekten Wanner ausgeführt wurde; ein Rathhaus für Glarus, die Kuranstalten von Ragatz und Baden in der Schweiz, eine katholische Kirche für Winterthur und eine Villa für den Obersten Rothpletz daselbst; ein Project für den Umbau des Hotels Schwyzerhof sowie ein Palais für Oberst Segesser in Luzern; ein Denkmal für Bundesrath Furrer. Seine großartigsten, leider unausgeführten Entwürfe waren aber diejenigen für ein Theater in Rio de Janeiro, sowie für das Münchener Festtheater, welche um die Mitte der sechziger Jahre entstanden. Beide Theaterentwürfe zeigen eine logische Fortbildung und Ausreifung des Typus, den er im Dresdner Theater geschaffen, mit jeweiliger Berücksichtigung der besonderen Bedingungen. Das Halbrund des Zuschauerraumes löst sich in diesen Projecten auch in seinem äußeren, oberen Abschluß von dem dominirenden Bühnenraum ab, während die für Festsäle bestimmten Flügel des Münchener Festbaues zu beiden Seiten weiter ausladen, als an Semper's früheren Theaterprojecten. Herrliche atticabekrönte Vorlagen mit Exedren schmücken auf beiden Projecten die halbrunde Front. In demselben Geiste schuf, am Ende seines Züricher Aufenthaltes (1870), S. auch den Plan für das neue Hoftheater in Dresden, welches nach dem Brande des alten (21. September 1869) ihm wieder in Auftrag gegeben worden war. Semper's Sohn Manfred führte den Bau bis 1878 aus.

Semper's europäischer Ruhm hatte Ende der sechziger Jahre seinen Höhepunkt erreicht, den er fortan für alle Zeiten behaupten wird. Nach fast allen Ländern Europas wurde er als Schiedsrichter bei Concurrenzen berufen. Anfang 1869 wurden ihm auch die Concurrenzprojecte der Architekten Löhr und v. Hasenauer für die neuen Hofmuseen in Wien nach Zürich zur Begutachtung geschickt; keines derselben aber konnte er zur Ausführung empfehlen und arbeitete deßhalb ein motivirtes Gutachten aus, worin er vor allem die der Aufgabe entsprechenden Forderungen einer zweckmäßigen und zugleich großartigen Monumentalarchitektur formulirte, die er in den Projecten beider Concurrenten nicht erfüllt fand. Das Oberhofmeisteramt in Wien lud ihn deßhalb, auf Wunsch S. M. des Kaisers, ein, selbst ein Project für die Ausführung auszuarbeiten, unter Zuziehung eines der beiden Concurrenten, welcher ihm als Beihelfer untergeordnet werden sollte. Semper's Wahl fiel auf v. Hasenauer, mit Rücksicht auf dessen decorative Begabung und seine praktischen Localkenntnisse. Seiner generösen Natur widerstrebte es jedoch, seinen Arbeitsgenossen sich untergeordnet zu sehen, weßhalb er ihn sich vielmehr als gleichgestellten Collegen beiordnen ließ. Hierdurch wurde der Keim zu einer Menge von Competenzstreitigkeiten und zum völligen Zerwürfniß zwischen beiden Archi-

tekten gelegt. Zum Theil noch in Zürich entwarf nun S. (1869 und 1870), entsprechend den Ideen, die er in seinem Gutachten über die früheren Concurrenzprojecte ausgesprochen hatte, insbesondere auch unter gleichzeitiger Berücksichtigung eines künftigen Umbaus der Hofburg, welche er als Mittelpunkt der ganzen Gebäudegruppe angesehen wissen wollte, einen Enblocplan, nebst perspectivischen Ansichten des Ganzen, unter Mithülfe seiner Schweizer Schüler, Koch und Reverdon. Außerdem entwarf S. noch in Zürich zwei Blätter mit dem Aufriß des Mittelbaues und der Kuppel des Museums, sowie eines Seitenrisalits. In diesen Blättern war die Physiognomie des Außenbaues der Museen in ihren Hauptzügen bereits festgestellt. In der Längen- und Breitenausdehnung stimmten diese Entwürfe (im Anschluß an das vorgeschriebene Bauprogramm) so ziemlich mit v. Hasenauer's Plänen überein; ebenso hatte S. von Hasenauer's Projecten die Kuppeln übernommen, in die er jedoch nicht, wie Hasenauer, die Treppen verlegte, sondern die er, aus perspectivischen Rücksichten, weiter vorrückte. — Auch die Proportionen der Oberlichtsäle wurden durch Hasenauer bestimmt, welcher zu diesem Zwecke die größeren Museen des Continentes besichtigt und seine so gesammelten Erfahrungen durch Beleuchtungsversuche einer Probehütte zu Wien controlirt hatte. Dagegen war die architektonische Durchbildung der Façaden, mit ihren großartigen Arkaden und römischen Säulenmotiven, mit ihren markigen Gliederungen und den das Glasdach verhüllenden Ballustraden ausschließlich Semper's Werk. Nach seiner Berufung durch den Kaiser nach Wien im October 1871 hat S. sodann mit Hülfe seiner Schweizer Schüler Cattani, Pestalozzi und A. Müller, die Detailpläne sämmtlicher Façaden, die architektonische Ausstattung des Vestibule und des Treppenhauses im naturhistorischen Museum, sowie die Innendecoration der Hochparterresäle im kunsthistorischen Museum entworfen, während v. Hasenauer gleichzeitig durch seine Arbeiten für die Weltausstellung ganz in Anspruch genommen war. Dagegen hatte Baron v. Hasenauer an der decorativen Detailausstattung der Innenräume großen Antheil, nachdem S., „seiner baulichen Praxis gemäß, behufs besserer Beurtheilung der Verhältnisse der anzubringenden decorativen Details, vorerst bis zur Vollendung des Baues im Rohen, nur die Hauptformen und wesentlichsten Gliederungen der Räume festgestellt hatte." (Semper's eigene Worte.) Urkundliche Belege für Semper's hervorragenden Antheil an den Museumsbauten, bestehend in Zeichnungen und Schriften, befinden sich noch im Besitz der Familie.

Die Gebäude, wie sie nun dastehen, gehören zu den schönsten und großartigsten Monumentalbauten unserer Zeit und bilden eine glänzende Verwirklichung von Semper's Bauideal, das er sich aus Roms und Italiens vollendetsten Bauschöpfungen selbständig herausgestaltet hatte. Seiner Idee gemäß, die er bereits im Enblocplan niederlegte, werden die Museen dereinst, in Verbindung mit dem Burgbau, einen ungeheuren, forumartigen Platz umschließen, der in seiner Mitte durch die Ringstraße durchschnitten, jedoch vermittels Triumphbögen an deren Durchschneidungsenden wieder zusammengefaßt wird. Auch für den Umbau der kaiserl. Hofburg hatte S. schon 1869 in Zürich eine perspectivische Skizze in rothen Umrißlinien, sowie den Gesammtgrundriß entworfen, welchen er in den Enblocplan aufnahm. In Gemeinschaft mit v. Hasenauer arbeitete er dann in Wien nach diesen Grundzügen das Project weiter aus, wie es jetzt im wesentlichen zur Ausführung gelangt. Dieser Bau wird aus drei mächtigen Baukörpern bestehen, welche hufeisenförmig den Burgplatz umfassen und deren Mittelbau die alte Burg maskirt. Die Mitte des Centralbaues wird ein achtseitiger Kuppelsaal einnehmen, der zu einem, innen von Colonnaden umgebenen Thronsaal führt. Den rechten Flügel des Mittelbaues wird ein riesiger, ebenfalls von Colonnaden umgebener Festsaal einnehmen, im linken Flügel werden die Galatreppen und Vorsäle Platz finden. Die beiden Gebäudetracte, welche den Platz

seitlich einfassen, werden symmetrisch gebildet sich in zwei ungeheuren concaven Kreissegmenten mit Portiken gegen den Platz öffnen und in der Mitte von einem rechtwinkligen Vorbau durchbrochen, der sich wieder in einer halbrunden Exedra öffnet. Hinter den segmentförmigen Bautheilen wird noch eine nach rückwärts geradlinig abgeschlossene Flucht von Räumen liegen, ebenso werden am Ende der Segmente, gegen die Ringstraße hin, quadratische Anbauten isolirte Paläste bilden, welche mit den gegenüber liegenden Seitenfaçaden der Museen correspondiren. Wir finden in dieser Wiederholung und Abwechslung die schönsten Architekturmotive, welche im Verhältniß zu der Wichtigkeit der einzelnen Theile welche sie schmücken, stärker oder schwächer betont sind, eine ebenso großartige wie harmonische Verwirklichung jener Prinzipien der rhythmischen Subordination und der Raumpoesie, welche S. so oft in seinen Schriften erläutert und in seinen Bauten durchgeführt hat.

Um dieselbe Zeit, da S. an diesen Bauten in Wien beschäftigt war, erhielten er und v. Hasenauer vom Kaiser den Auftrag, jeder für sich einen Plan für das neue Hofburgtheater zu entwerfen, welches nicht, wie anfänglich geplant war, an die Rückseite des einen Burgflügels, sondern selbstständig, dem Rathhaus gegenüber, an der Ringstraße erbaut werden sollte. Semper's Project erhielt den Vorzug und wurde auch ohne wesentliche Aenderungen ausgeführt. Bloß der viereckige Ansatz mit den flachen Loggien an der Front des Theaters ist ein Motiv, welches S. auf des Kaisers Wunsch aus v. Hasenauer's Projekt aufnahm. Dagegen hat er an der Façade eine durchgehende Colossalarchitektur als neues höchst wirksames Motiv eingeführt. Bis zum Hauptgesims ist die Façade des Theaters ganz nach Semper's Plänen ausgeführt, dagegen hat v. Hasenauer an der Bedachung des Zuschauerraumes Veränderungen nach dem Vorbild der großen Oper in Paris vorgenommen, die nicht zum Vortheil ausgefallen sind und das dominirende Emporragen des Bühnenhauses abschwächen. Im übrigen sind die Treppenhäuser, das Vestibul, die Loggien, das Proscenium, der Plafond ganz nach Semper's Entwürfen ausgeführt worden.

Nur in der Eintheilung des Zuschauerraumes, der auf das Drängen der Schauspieler nachmals verkleinert und in welchem, infolge der Ringtheaterkatastrophe für zahlreichere Ausgänge und Verbindungen gesorgt werden mußte, sind Veränderungen eingetreten, an denen S. nicht mehr Theil hatte. Ebenso hat v. Hasenauer innerhalb der von S. angegebenen Eintheilungen und Gliederungen im Foyer und anderwärts eine Fülle von glänzender Decoration eingeführt, welche S. jedenfalls mit mehr Maß angewendet hätte.

In seiner Gesammterscheinung und Anlage ist übrigens das Hofburgtheater den übrigen Theaterschöpfungen Semper's, insbesondere dem Münchener Festbau, dessen Modell jetzt im Nationalmuseum zu München ausgestellt ist, so durchaus verwandt, daß an dessen geistiger Urheberschaft ein Unbefangener wohl kaum zweifeln kann. Auch hierfür finden sich noch urkundliche Belege im Familienbesitz.

Die überanstrengende Thätigkeit Semper's in seinem Greisenalter — er arbeitete oft an Sommertagen von Morgens zehn Uhr bis zum Einbrechen der Dunkelheit ununterbrochen in seinem Bureau im Ballhaus — sowie die zunehmenden Conflicte mit seinem Collegen v. Hasenauer und Kränkungen aller Art durch eine schlecht informirte oder verlogene Presse, die, sei es aus krähwinklerischem Localpatriotismus, sei es aus was immer für Gründen, das Verdienst Semper's an den Wiener Bauten zu schmälern und zu verdunkeln trachtete, rieben endlich seine stählerne Natur auf, so daß er sich von seiner Bauthätigkeit zurückzog und der Pflege seiner wankenden Gesundheit oblag, ohne doch weiteren Kränkungen ganz auszuweichen zu können. Nach einem schweren asthmatischen Anfall im Frühjahr 1877 verbrachte er zur Erholung den Sommer in Reichenhall, wo er sich mit Gregorovius befreundete; den Winter

darauf in Venedig, wo er mit seinem alten Freund, dem Maler Nerly zusammentraf und im Umgange mit jüngeren Künstlern noch immer seine Geistesfrische bewies. Den Frühling 1878 verlebte er in glücklichen Erinnerungen am herrlichen Comersee, den Sommer in Bruneden und Bozen, wo ihn mehrmals der Maler Lenbach besuchte, auf dessen Rath er den Winter auf 1879 in Rom verbrachte. Hier starb er nach mehreren Monaten relativen Wohlbefindens, am 15. Mai 1879 an allgemeiner Entkräftung. Er wurde in dem protestantischen Friedhof bei der Cestiuspyramide bestattet, wo ihm die Familie ein Grabmonument errichtete. Mit ihm verschied einer der genialsten Architekten Deutschlands, dessen umwälzender Einfluß sich auf alle Gebiete künstlerischen Schaffens und Forschens erstreckte.

Semper's Büste wurde im Jahre 1887 im Treppenhaus des Eidgenössischen Polytechnikums zu Zürich in Architekturumrahmung aufgestellt. Die Enthüllungsfeier ist in der „Schweizerischen Bauzeitung" desselben Jahres näher beschrieben.

In Wien stellte im Jahre 1885 der Gemeinderath Ritter v. Goldschmied den Antrag, eine der Straßen nächst dem neuen Hofburgtheater Sempergasse zu taufen und Semper's ehemaliger College Baron v. Hasenauer scheute sich nicht, Einspruch dagegen zu erheben und sich als alleinigen Urheber der Entwürfe zu den Museen, dem Hofburgtheater und der Hofburg zu bezeichnen, im Widerspruch mit allen, durch zahlreiche Zeugen und Urkunden beglaubigten Thatsachen!

Auch in Dresden hat sich ein Comité zur Errichtung eines Semper-Denkmals gebildet, für welches Prof. Joh. Schilling im Frühjahr 1891 das Modell für den Guß vollendete. In Anwesenheit der Wanderversammlung der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine, welche im Sommer 1892 zur Erinnerung an den ersten Architektentag 1842 in Leipzig zusammentritt, soll das Denkmal enthüllt werden. Als Standort wurde demselben von Sr. Maj. dem König von Sachsen der Platz vor dem neuen Ausstellungsgebäude auf der Brühl'schen Terrasse angewiesen.

Bezüglich der Grundideen, welche Semper's Schaffen beseelten, sei nur soviel noch bemerkt, daß das Princip, welches ihn im Leben leitete, auch seinem Schaffen zu Grunde lag, nämlich: „Wahrheit". Ihm war infolge dessen jede absichtliche oder unwissentliche Scheinarchitektur verhaßt, das Gebäude sollte innen und außen seine Bestimmung kundgeben und den Ausdruck dafür fand er am sichersten im Streben nach absoluter Zweckmäßigkeit der Anlage und der Gruppirung der Räume und einzelnen Bautheile, sowie in einer, der praktischen und geistigen Bestimmung entsprechenden, sichtbaren Betonung der Haupträume und Theile, welchen sich die Nebenräume sowohl in der äußeren Silhouette wie in ihrem Schmuck unterordnen mußten. In den architektonischen Ordnungen, Profilen, Ziergliedern und Ornamenten sah er keinen äußerlichen Prunk, welcher dem constructiven Kern beliebig angeklebt werden könne, sondern er faßte sie als bedeutungsvolle Symbole auf, welche theils die dynamischen Functionen des Tragens, Verbindens, Getragenwerdens, theils (auf den neutralen Flächen, von Füllungen, Friezen, Giebelfenstern) die Bestimmung des Gebäudes in idealer Weise aussprechen sollten. Zu letzterer Art von symbolischem Schmuck zählte er also, neben der reinen Ornamentik, die vielfach auch zugleich dynamisch-symbolisch wirkt, vor allem die figurale Plastik und Malerei, welche zum Schmucke der Architektur beiträgt. Im Besitz der Familie sind noch mehrere Programme für die plastische und malerische Ausschmückung von Monumentalbauten Semper's (so der Wiener Hofmuseen, des Dresdener Theaters ꝛc.), aus denen hervorgeht, welch umfassendes, humanistisches Wissen, sowie welche Sorgfalt und Gedankentiefe er auf die Ausarbeitnng dieses Theiles eines Monumentalprojectes verwendete. Die Bedeutung der dynamischen Symbole hatte sich nach ihm im Laufe der menschlichen Entwicklung schon lange bevor eine Monumental-

architektur existirte, in den technischen Gewerben allmählich ausgebildet und wurde von diesen erst in die Architektur aufgenommen und verwerthet. Organisch im Laufe der Jahrtausende allmählich entstanden, müssen sie ihrem ursprünglichen Sinne gemäß verwendet und weiter ausgebildet werden.

Infolge dieser streng logischen, zugleich von einem großartigen Sinne und feinem Schönheitsgefühl getragenen Grundsätze seines Schaffens, hat Semper in der That für die verschiedensten Gebäudegattungen Typen ins Leben gerufen, welche dauernde Giltigkeit besitzen.

Zum Schluß möge hier noch ein genaues Verzeichniß seiner wichtigsten Schriften in chronologischer Reihe folgen: „Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten". Altona 1834, Hammerich, gr. 8°. — „Ueber den Bau evangelischer Kirchen. Mit besonderer Beziehung auf die gegenwärtige Frage über die Art des Neubaues der Nicolaikirche in Hamburg und auf ein dafür entworfenes Projekt". Leipzig 1845, Teubner, gr. 8°. — „Das königliche Hoftheater zu Dresden". Mit zwölf Kupfertafeln. Dresden 1849. Imp. Fol. — „Die vier Elemente der Baukunst. Ein Beitrag zur vergleichenden Baukunde". Braunschweig 1851, Vieweg & Sohn. gr. 8°. — „Wissenschaft, Industrie und Kunst. Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühls. Bei dem Schlusse der Londoner Industrie-Ausstellung". Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1852. gr. 8°. — „Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes und dessen Bedeutung als Kunstsymbol". Zürich 1856, Meyer u. Zeller. gr. 8°. — „Ueber die bleiernen Schleudergeschosse der Alten und zweckmäßige Gestaltung der Wurfkörper im Allgemeinen". Zürich 1859. gr. 8°. — — „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik". 2 Bände. Braunschweig, Vieweg 1861 (Band I), München, Bruckmann 1863 (Band II). 2. Aufl., München, Bruckmann 1879. gr. 8°. — „Ueber Baustile. Ein Vortrag, gehalten auf dem Rathhaus in Zürich am 4. März 1869". Zürich, Fr. Schultheß 1869. Gr. 8°. — Nach seinem Tode erschienen, von dessen Söhnen M. und H. S. zusammengestellt, die in deutschen Zeitschriften publicirten Aufsätze und unedirten Abhandlungen G. Semper's unter dem Titel: „Kleine Schriften". Stuttgart 1884. 8°.

Besprechungen von Semper's Werken und Biographien desselben sind in zahlreichen Zeitschriften und Tagesblättern, sowie auch selbstständig erschienen. Wir citiren hiervon, ohne auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können, eine Anzahl derjenigen, welche in der Absicht geschrieben wurden, Semper's Verdiensten und der Wahrheit gerecht zu werden, wogegen wir die zahlreichen falschen Berichte und Angaben, welche in Wiener Tages- und Winkelblättern und zum Theil leider auch in Kunstzeitschriften und in den Publicationen der Wiener Monumentalbauten zur Verkleinerung Semper's und Vergrößerung seines Wiener Collegen veröffentlicht wurden, sogar im eignen Interesse ihrer Veranlasser und Autoren füglich mit Stillschweigen übergehen können.

I. Artikel in Zeitschriften u. Zeitungen. Deutsche Kunstzeitung von Eggers; Jahrg. 1855, S. 29, 41 (Das neue Museum zu Dresden). — Ueber Land und Meer. Allg. illustr. Zeitung. Stuttg. Hallberger 1867. Nr. 15. — Neues Wiener Tagblatt. 1868. Nr. 109 (Feuilleton von Carl Hoffmann). — Leipziger Illustrirte Zeitung. Nr. 1144. 3. Juni 1865. (Das projektirte Rathhaus in Winterthur); dto. Nr. 1558. 10. Mai 1873. (Das neue Hoftheater in Dresden); dto. Nr. 1594. 17. Januar 1874. (Biogr. Skizze bei Gelegenheit des 70 jährigen Geburtstages von G. S. Mit Porträt.) — Neue illustrirte Zeitung. Wien 1873. Nr. 51. „Gottfried Semper" von E. N. — Presse, 1873. Nr. 327 (Feuilleton: Zu Semper's Geburtstag). — Neue freie Presse. 1873. Nr. 3328. (Feuilleton: „Gottfried Semper"). — Allgemeine Zeitung. Augsburg, Cotta 1874. Beil. Nr. 256 (24. Nov.); dto. 1875. Beil. Nr. 203

(481. Wiener Brief); dto. 1879. Beil. Nr. 140 („Ueber Gottfried Semper's bauliche Thätigkeit in Wien". Von Constantin Jovanovits, mit Benutzung von nachgelassenen Mittheilungen G. Semper's); dto. 1879. Nr. 197 („Gottfried Semper" von Fr. Pecht). — Westermann'sche Monatshefte 1879 (G. Semper von Prof. H. Hettner). — Zeitschrift f. b. Kunst. 1880. („Gottfr. Semper" von Prof. Jos. Bayer.) — Neues Wiener Tagblatt. 1885. Nr. 17 (Feuilleton: „Gottfried S. und der moderne Theaterbau" von V. K. Schembera). — Deutsche Bauzeitung. 1885. Nr. 63 (Professors Antheil an den Wiener Monumentalbauten. Von Schweizer Schülern G. Semper's); dto. 1885. Nr. 67 u. 68 („Zur kunstgeschichtlichen Würdigung Gottfr. Semper's." Von Manfred S.) Beilage zur Allg. Zeitung, 12. Sept. 1889. (Wiener Briefe CCXXVIII v. V.. Deutsche Zeitung. 1889, 4. Jan. Nr. 6112. („Hasenauer und sein Werk") von Hans Grasberger.) — Wiener Allg. Zeitung. 1889, 5. Jan., (Feuilleton: „Zur Reconstruction des neuen Burgtheaters" von O. Berggruen). — Deutsche Zeitung. 1889, 22. Januar (Hasenauer u. Semper. Eine Erklärung in Sachen des neuen Burgtheaters von H. Semper).

II. Artikel in lexicographischen Werken: J. Meyer's großes Conversationslexicon, II. Hildburghausen. Bibl. Institut. — Brockhaus' Conversationslexicon. — Nagler's (G. K. D.) Neues allgem. Künstlerlexicon. — D. Constantin v. Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich ꝛc. Wien 1877. XXXIV. — Chronik von Neumünster bei Zürich. 1889—90.

III. Selbstständige Schriften. Constantin Lipsius, k. Baurath. („Gottfried Semper" Berlin 1880.) — Hans Semper, Prof. in Innsbruck. (Gottfr. Semper. Ein Bild seines Lebens u. Wirkens. Berlin 1880.) — Die Bauten, Entwürfe und Skizzen von Gottfried Semper, k. k. Oberbaurath, gesammelt u. hrsg. von Manfred Semper. I. Lief. Leipzig 1881. Gr. Folio in Kupfertafeln. Bloß eine Lieferung erschienen. — Etude sur l'architecture autrichienne. (Separatabdruck aus der Encyclopédie de l'Architecture, von P. Planat. Paris, Ed. Dujardin & Co. 1889.) H. S.

Sallet *): Friedrich v. S., Dichter der neueren Zeit, wurde geboren am 20. April 1812 in Neisse, wo sein Vater Hauptmann im Ingenieurcorps war. Der Dichter stammt nicht, wie falsch behauptet wird, von einer französischen Hugenotten-, sondern aus einer alten lithauischen Adelsfamilie Salleyde, die im Anfang des 15. Jahrhunderts nachweisbar ist. Ein Stammbuchblatt eines Johann Georg a Sallet, „eques Prussus" Tübingen 1654, besitzt der Sohn des Dichters, Professor Alfred v. Sallet. Wann das Geschlecht nach Schlesien übersiedelte, ist nicht sicher; bestimmt war es dort schon im 18. Jahrhundert, vielleicht früher. Der Vater des Dichters starb schon 1814. Die Wittwe verheirathete sich zwei Jahre darauf mit dem Assessor Jungnitz in Breslau, dem späteren Kanzler der Universität. Des zweiten Vaters gedenkt der Dichter in den „autobiographischen Knittelversen": er saß viel über seinen Aktenstößen, vergnügte sich aber gern damit, das Kind im Korbwagen durch ein großes Zimmer zu rollen. In die Aula der Universität fand der Kleine oft Zutritt. Sein gelehrter Onkel, der ebenfalls in der Universität wohnte, der Physiker Jungnitz, ein stattlicher Mann, in altmodischer Tracht, mit „schöner, krummer Nase" und „nimmer stummen" Augen unter den buschigt dunklen Brauen, beschäftigte sich viel mit ihm und seinen beiden jüngeren Brüdern. Im geheiligten Studirzimmer zeigte er ein dickes Buch mit schönen Kupferstichen, dann auch einen Band voll pudelnärrischer

---

*) Zu Bd. XXX, S. 253. Nachdem der Herr Mitarbeiter, der den Artikel übernommen hatte, zurückgetreten ist, hatte Herr Professor Jacoby die Güte, für ihn einzutreten.

Affen: „es war, um satirisch ein Kind zu machen." Im Guckkasten ließ er sie Bauten und Straßen großer Städte sehen und zauberte ihnen damit eine neue Wunderwelt vor. Wer Sallet's Novelle „Contraste und Paradoxen" kennt, wird dabei sogleich an das Guckglas des Onkels Holofernes denken. Auch über den Eindruck, den eine schöne Mädchengestalt machte, berichten die Verse. Ebendasselbe Ereigniß erzählt der Dichter im Tagebuch aus dem Jahr 1831. Das Theater fesselte den phantasievollen Knaben; auf ihn wirkten besonders die damals beliebten Zauberballets und Zauberpossen.

Zur militärischen Laufbahn bestimmt, kam S. zwölfjährig nach Potsdam in die Kadettenanstalt. Damals las er Schiller's Gedichte eifrig und lernte viele auswendig. Ein Gedicht aus dem Jahr 1825 „der Frühling" zeigt, daß er trotz der Abneigung gegen den Religionsunterricht, wie er selbst erzählt, ein wahrhaft frommes Kind war, erfüllt von der Sehnsucht nach dem Ewigen. Versuche in Lustspiel und in satirischen Gedichten setzte er in Berlin fort, wohin er 1826 kam. Schiller war auch hier sein Lieblingsdichter. In Berlin lebte er froh und an Leib und Seele gesund, wie er einer Tante 1828 schreibt, der er Gedichte zusendet. Siebzehnjährig bestand er die Prüfung als Officier und kam als Secondlieutenant im 36. Infanterieregiment nach Mainz. Das Leben unter seinen Standesgenossen befriedigte seinen ernsten Sinn, sein tiefes und zartes Gemüth nicht. Seine Thatenlust fand in der schlaffen Zeit keine Nahrung. Sah er, um eine Stelle aus dem Tagebuch zu benutzen, auf seinem Tisch das Exercierreglement aufgeschlagen, so rief er mit Goethe's Faust aus: Das ist deine Welt, das heißt eine Welt. Gerade weil er sich dem Soldatenstand mit Begeisterung gewidmet hatte, stieß ihn die Hohlheit, dabei die Aufgeblasenheit seiner Umgebung ab. In dramatischen Scenen, in novellistischen Aufsätzen machte er seinem Unmuth über sich und andre Luft. Dabei war er jedoch seiner Bestimmung zum Dichter noch nicht sicher. Die Malerei, besonders aber die Musik, die er selbst ausübte — er blies auf der Flöte und sang — zogen ihn mächtig an. „Der Musik allein verdanke ich die Ueberzeugung, daß ich überhaupt noch inniger Rührung fähig bin." Eifrig widmete er sich ernsten Studien, las die Ilias in der Uebersetzung, Goethe's Schriften, den er jetzt über Schiller stellte, und vertiefte sich in Shakespeare, den er bald allen Dichtern vorzog. Bei seinem gesunden Sinn fand er die sogenannten Schicksalsdichter lächerlich; „die von einem großen Theil des Publicums verehrte „Schuld" von Müllner verachte ich", so schreibt er 1831 im Tagebuch, „und halte sie für abgeschmackt". Die Aufregungen der Politik blieben ihm fern: noch war er ganz seiner geistigen und sittlichen Entwickelung und Bildung hingegeben. Sein philosophisches Interesse bezeugen mehrere Aufsätze jener Zeit. Im Gegensatz zu manchen seiner Genossen lebte er streng sittlich, seine Mußestunden der Dichtung widmend. Zweifel an seiner Befähigung nahmen ihm den Muth nicht dauernd; Dömming, ein befreundeter Officier, dessen Urtheil er schätzte, stärkte ihn in seiner Hoffnung. Wie gering S. über seine jugendlichen, vorwiegend dramatischen Versuche dachte, beweist der Umstand, daß sich in seinem Nachlaß 4 Bände fanden mit dem Titel „Stümper's Werke".

Die erste Arbeit, die er drucken ließ, brachte ihm keinen Ruhm, wohl aber die unfreiwillige Entfernung aus Mainz. In den „hessischen Blättern" erschien eine Novelle ohne jede politische Tendenz, aber mit Ausfällen gegen seine Berufsgenossen: er war, wie er selbst sagt, unklug genug, seinen ganzen Namen beizufügen. Die Untersuchung dauerte ein Jahr, dann wurde er mit zwei Monaten Festung bestraft. Der König Friedrich Wilhelm III. urtheilte ruhiger und menschlicher als das Kriegsgericht, das zuerst 10, dann 8 Jahre Festung für nöthig gehalten hatte. In Jülich verbüßte er die Strafe. Sein Tagebuch vom April und Mai 1832 und Gedichte bezeugen, daß der Gedanke an Mathilde, ein

Mädchen, das ihm ihre Liebe in der letzten Zeit seines Mainzer Aufenthaltes geschenkt hatte, in der Einsamkeit ihn zum Gesang begeisterte. Eine Reihe wohllautender Sonette entstand damals, die Sallet's große Begabung für diese Dichtungsart bezeugen. Auch mehrere kleine Gedichte z. B. Kuckucksruf, Liebeslied (Sammlung von 1835 S. 53—54) weisen auf das Verhältnis hin. Als es sich später gelöst hatte und S. in glücklicher Ehe verheirathet war, schrieb er an Theodor Paur: „ich kann Dir betheuern, daß jenes frühere Ereigniß den heitern Himmel meines jetzigen Glückes auch nicht als kleinstes Wölkchen trübt."

Nach der Befreiung aus der Haft kam er ohne Nachtheile in seiner Stellung als Officier nach Trier zum 30. Infanterieregiment. Eifrig widmete er sich militärischen Studien, aber auch in der Kenntniß der neueren Sprachen befestigte er sich und übersetzte viel aus französischen und italienischen Dichtern. Um als Dichter etwas zu leisten, vertiefte er sich in die Wissenschaft; „wenn man nichts gelernt hat, kann man auch kein ordentlicher Poet werden". Seine Absicht war, die deutsche Bühne mit einigen guten Trauerspielen und Lustspielen zu bereichern. Jetzt war es ihm gewiß, daß er Beruf zur Poesie habe. Der innige Verkehr mit dem als Schriftsteller schon bekannten, freigesinnten Oesterreicher Eduard Duller (s. A. D. B. V, 457), der seit 1832 in Trier lebte, regte ihn besonders an: in dessen „Erholungsstunden" ließ er einige Gedichte abdrucken.

Nachdem er Ende des Jahres 1834 nach Berlin gekommen war, um die Kriegsschule zu besuchen, erschien daselbst 1835 in der Fincke'schen Buchhandlung die erste Sammlung seiner Gedichte, ein kleines Bändchen mit dem Motto aus Uhland: Singe, wem Gesang gegeben u. s. w. Einige Gedichte dieser Sammlung sind in die spätere, größere von ihm nicht mehr aufgenommen. Mit Feuereifer widmete er sich der wissenschaftlichen Ausbildung. Die Geschichtskenntniß, schrieb er damals seinem Bruder Jungnitz, ist ein unentbehrliches Glied der Bildung. Durch sie gewann er erst seine festen Ansichten vom Rechte und dem Staat. Man hört Savigny's Schüler, wenn er schreibt: „Unsere Gesetze sind ein unorganisches Flickwerk, kaum eine Spur von Volksthümlichkeit an sich tragend," während die kurz nach der Völkerwanderung entstandenen Sanctionirungen uralter heiliger Sitten und Gebräuche gewesen seien. Das Neue, wenn es haltbar sein solle, müsse sich organisch an das Alte anschließen. Besonders die Geschichte der Reformation zog ihn an, ebenso der Freiheitskämpfe in den Niederlanden; Bentivoglio's Quellenwerk las er mit innerstem Antheil. Die Behandlung der Erdkunde durch Karl Ritter und Alexander v. Humboldt fesselte ihn; Ritter's Vorlesungen hat er sorgsam nachgeschrieben. Die Philologie schätzte er hoch. Im Geiste Boeckh's ist es, wenn er schreibt: „die Sprachen erleuchten oft wie ein Blitzstrahl das ganze Volk scharf und zauberisch vor unseren Blicken. Die Philologie ist das Erkennen des Erkannten, hat man gesagt. Ja wohl. Sie ist das noch einmal Durchfühlen, Durchdenken, Durchleben der ganzen Geschichte des menschlichen Gemüthes." Wiewohl er die Meisterwerke der Griechen nur aus Uebersetzungen kannte, hatte er doch ein tiefes Verständniß für ihre Eigenart. Wie Herder wußte er, daß sie an bestimmte Bedingungen ihrer Zeit und ihres Volkes geknüpft waren. Die Schönheit und Harmonie der griechischen Kunstwerke bewundernd, verlangte er für die neuere Kunst Charakter und Ursprünglichkeit. Um die Entwickelung der neueren Sprachen genauer zu erkennen, widmete er sich dem Altfranzösischen und Altenglischen. Aus Percy's Sammlung übersetzte er mit seinem dichterisch begabten Bruder Karl Jungnitz eine Reihe von Balladen. Das Manuscript, zu Anfang des Jahres 1837 beendigt, ist in Theodor Paur's Besitz: es enthält nach dessen Angabe etwa die Hälfte der ganzen Sammlung. Der Aufsatz „linguistische Träumereien" (sämmtl. Schriften 5, 337 f.) beweist, daß S. über die Wirkung der sprachlichen Mittel auch für seine dichterischen Zwecke viel nachgedacht hat. Hegel's Philosophie, die später den größten Einfluß

auf ihn haben sollte, lernte er zunächst durch Vorlesungen bei Henning und Hotho kennen und durch das Studium der Rechtsphilosophie Hegel's. Bei dem Ernst seines Wesens genügten ihm wenig die Berliner Dichter; er verkehrte mit ihnen, Ferrand (s. d.) ausgenommen, nur äußerlich. In dem 1836 bei Krause erschienenen „Norddeutschen Frühlingsalmanach, herausgegeben von dem Verein der jüngeren Berliner Dichter", in denen sich Beiträge von Ferrand, Karl Jungnitz, J. Minding finden, erschienen seine Gedichte: „Der Geiger", „Der starke Hakon", „Der Heimathheerd" (Balladen) und „Der Rhein und die Reben". Der folgende, letzte Jahrgang 1837 enthielt von ihm „Der Rhein und seine Boten", „Don Quixote", „Liedesmacht", „Wellentraum" und die Balladen „Hornissen-Königs Noth", „Der Doge". Diese Gedichte gehören jedoch zum Theil, nach seiner eignen Angabe, einer früheren Zeit an. Denn die sonst so rege Schaffenskraft war in Berlin gehemmt. Nach der Uebersetzung des Percy sehnte er sich nach einer neuen, „frisch poetischen Periode". Die Tage des Zweifels an dem eigenen Talent, der Kampf mit sich selbst blieben ihm nicht erspart. Dazu kam eine Umwälzung in seinen religiösen Anschauungen. Die beim Publicum beliebte Art der Schriftstellerei verachtete er: „mittelmäßige Novellen schreiben, nein! Da käme ich mir vor wie ein kastrirter Mensch."

Im Sommer 1837 kehrte er nach Trier zu seinem Regiment zurück, ohne den Cursus an der Kriegsschule beendet zu haben. Ein andrer Geist spricht aus den Gedichten der folgenden Jahre als aus denen seiner Frühzeit. Wenn er wüßte, so schreibt er einem Freunde mit Heftigkeit, daß die Mehrzahl seiner Gedichte zierlich und niedlich und nichts weiter wäre, er vernichtete sein Geschreibsel und schösse sich eine Kugel durch den Kopf. Eine „dunkle aber innige Kraft" fühlte er in sich, die gerne „ausströmen möchte". Im Jahre 1838 konnte er drei kleine Bücher veröffentlichen, sämmtlich in Trier bei K. Troschel: 1) Schön Irla. Ein Märchen. 2) Funken. 3) Die wahnsinnige Flasche. Auch lieferte er im selben Jahre eine Reihe kritischer Arbeiten für Duller's „Phönix", z. B. eine Würdigung der Gedichte Rückert's. Eine größere „Novelle" „Contraste und Paradoxen", die erst nach seinem Tode gedruckt wurde, war die letzte Arbeit während seines Aufenthalts in Trier.

Mit dem Ende des Jahres verließ er die Rheinlande, nachdem er den Abschied aus dem Militärdienst genommen hatte. Als er wieder in Breslau bei den Seinigen weilte, gedachte er sich zunächst für eine Professur der Litteraturgeschichte vorzubereiten. Eine Zeitschrift „Silesia", zu der seine Freunde, u. a. Friedrich Rückert, Beiträge zugesagt hatten, kam nicht zu Stande. Dafür gab er zahlreiche Beiträge damals bekannten Zeitschriften, z. B. den halllischen Jahrbüchern. Die in Berlin bei Voß erschienenen „Spenden der Zeit" 1838 enthielten die Gedichte: „Nehmt hin", „Glockenzeche", „Ermunterung" und die Ballade „Der Organist". In Chamisso's Musenalmanach für 1837 war „Elfenwirthschaft", für 1838 die tiefsinnige Ballade „Das Volkslied" (S. 146 f.) erschienen, der letzte Jahrgang für 1839 brachte jetzt neun Gedichte von ihm (S. 59—81), darunter „Ein Traum", „Der Gebannte", „Prometheus", „Der Komet", die Ballade „Nero" und Gedichte, die in der Sammlung von 1843 unter „Naturleben" ihren Platz fanden. Das „Laien-Evangelium. Jamben", zu dem die erste Anregung im Frühjahr 1839 durch seinen Freund J. Möcke gegeben wurde, war Ende des Jahres vollendet und erschien zuerst Leipzig 1842 (Volckmar); es erlebte mehrere Auflagen, die zweite, verbesserte erschien nach seinem Tode 1844 zu Breslau (A. Schulz) mit einem Anhang, der die vom Verleger gesammelten Kritiken enthielt, die dritte bis fünfte ebenda 1845, 1847, 1848; die sechste zu Leipzig 1861; die achte 1873. In gewissem Sinne eine Ergänzung zu diesen „Jamben" und eine Erklärung seiner Weltauffassung war die Schrift: „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit" Leipzig 1844 (Reclam).

Mit wenigen, aber treuen Freunden blieb S. in Breslau in Verbindung. Außer mit Th. Paur, J. Möcke, dem berühmten Botaniker Nees von Esenbeck (A. D. B. XXIII, 368 f.) verkehrte er viel mit dem Germanisten Theodor Jacobi, der ihn erst 1839 durch Paur kennen und lieben gelernt hatte. Eine gleichgesinnte Gefährtin fand S. an Karoline v. Burgsdorff († 30. November 1885), seiner Cousine, mit der er sich im Mai 1840 verlobte. Am 20. Juli wurde sie seine Frau. Ihr ist die „Romanze von einem deutschen Weibe" gewidmet; sie feiert er im „Gebet", im Gedicht „Letztes Bedenken"; sie ist die Muse mehrerer Gedichte im Cyklus „Pantheismus und reife Liebe". Da sich der Herausgabe seiner politischen Gedichte Schwierigkeiten entgegenstellten, sammelte er im Sommer 1842 seine sämmtlichen; die politischen bildeten die letzte Abtheilung unter dem Titel „Ernsthafte Gedichte". Die Sammlung erschien 1843 „im Verlage des Verfassers", gedruckt zu Königsberg i. Pr.; 1852 die dritte Auflage; 1862 die vierte (beide Hamburg). Sein häusliches Glück wurde nur zu bald durch Krankheit getrübt. Die letzte Arbeit, die S. selbst veröffentlichte, war ein politischer Aufsatz, in dem er für völlige Preßfreiheit eintrat, in einer schlesischen Zeitung vom 8. November 1842. Am 19. November schrieb er einem Verehrer seines Laien-Evangeliums, Julius Krebs, einen bedeutsamen Brief, der nach seinem Tode erst bekannt wurde. Sein letztes Gedicht war das kurz vor dem Tode mit Bleistift geschriebene „Der Wind" (sämmtl. Schriften 4, 418). Weihnachten reiste er mit seiner Frau und dem am 19. Juli geborenen Knaben nach Reichau zu seinen Schwiegereltern. Dort erlag er am 21. Februar 1843 frühmorgens einem Brustleiden. Theodor Jacobi schrieb damals Paur: Kein Ereigniß habe ihn so tief erschüttert. „Nicht daß ich ihn nie wieder sehen und sprechen soll, nein, daß so viel Talent und Kraft, so reiner und fester Wille, ein so glücklich erhobener und geläuterter Mensch der Welt verloren gehen kann, indem er ihr erst recht nützlich zu werden versprach, das kann ich nicht vergessen." Er und Paur, Nees v. Esenbeck, Möcke und einige andre weihten dem Andenken des Freundes das Buch: „Leben und Wirken Friedrich v. Sallet's nebst Mittheilungen aus dem litterarischen Nachlasse", Breslau 1844.

Eine so rasche und folgerichtige Entwickelung, dabei in so kurzer Lebenszeit, findet sich kaum bei einem andern deutschen Dichter. Ueber diese Entwickelung hat S. das klarste Bewußtsein gehabt. Das zeigt die von ihm gemachte Eintheilung seiner Gedichte. Weil durch seinen Beruf der tiefe Drang nach Erkenntniß lange gehemmt war, holte er das Versäumte mit doppelter Energie nach und liebte leidenschaftlich die schmerzlich erkämpfte geistige Freiheit. Von der Romantik ging er aus: Eichendorff und Tieck wirkten auf ihn wohl vorzüglich; seine aller blinden Nachahmung widerstrebende Eigenart ist jedoch auch in den Gedichten wie in den dramatischen Versuchen der frühesten Jugend erkennbar. Phantasievoll und kindlichen Sinnes, lebt er gern in einer holden Märchen- und Traumwelt; im Widerstreit mit der Wirklichkeit regt sich sogleich der in ihm schlummernde satirische Zug. „Naturleben und junge Liebe" nannte er diese Gedichte der Frühzeit: dazu gehören die meisten aus der Sammlung von 1835, einige auch nach dieser Zeit in Zeitschriften erschienene, so das „Wanderlied". Mit allen Geschöpfen der Natur fühlt sich der Dichter verbunden, er belauscht Blumen und Bäume, Vögel und Käfer in ihrem geheimsten Leben und gibt ihnen Seele und Sprache. Schilderungssucht aber und zuweilen allzu tändelndes Spiel der Phantasie, Mangel an Plastik im Ausdruck stören nicht selten die reine Wirkung auch manches guten Gedichtes. Eigenartige Begabung zeigen Gedichte wie „Die Sternschnuppe", „Zephyr und Rose", „Das Begräbniß der Rose", „Der Rhein und die Reben". Und in den Balladen „Der Derfflinger" und „Ziethen" (1835)

zeichnet er kraftvoll in der Art des Volksliedes einfache und derbe Gestalten. Im „Rhein und seine Boten“ kündet sich der S. der späteren Zeit an: der Rhein schickt den Geist Liebfrauenmilch in die deutschen Lande, daß er „die milde Herrlichkeit“ der deutschen Frauen künde; der Geist von Laubenheim soll Heiterkeit verbreiten, die Großes und Tiefes wirke; der Hochheimer Tiefsinn und Gedanken; der Geist von Rüdesheim aber Thatkraft: die Schwächlinge sollen durch seine Flammenkraft entzündet werden, daß sie ahnen, wie dem Heldenmönch zu Muthe war, als er in die Gluth die Bulle warf, „und was den alten Marschall überlief, wenn vorwärts er mit heitrer Stirne rief.“

Zu dem Märchen „Schön Irla“ gab, wie S. in der seinem Bruder Karl Jungnitz gewidmeten Vorrede in Versen sagt, ein von diesem gespieltes schwedisches Wiegenlied die Anregung. Eichendorff's Verse sind, bezeichnend genug, zum Motto gewählt: Schläft ein Lied in allen Dingen, Die da träumen fort und fort, Und die Welt hebt an zu singen, Triffst du nur das Zauberwort. Schön Irla, ein kleines, schönes Menschenkind im hohen Norden, wird durch den Traum eines Engels zur Sehnsucht entflammt nach der höchsten irdischen Schönheit und nach dem Paradiese. Im Traume durchschwebt sie alle Zustände irdischen Lebens; sie dringt sogar bis an die Mauer aus Diamant, die der Seligen Aufenthalt umschließt. Die Gewalt ihres sehnsüchtigen Schmerzes durchbricht die Mauer: erwacht ruht sie, von irdischer Hülle befreit, in des Engels Arm. „Wenn dem Busen rein entsprießen Unverfälschte Gottgedanken, Dann erst sinken hin die Schranken; Seele darf die Seel' umschließen.“ Das „Märchen“ hat keine epische Handlung, die Gestalten sind nebelhaft und unlebendig: Empfindungen und Schilderungen verschiedener Zustände der Seele wogen auf und ab, so daß Sallet's eigene Bezeichnung des Gedichtes „ein geistiges Concert“ (Widmung) treffend erscheint. Eine Symphonie in Worten hat es Th. Jacobi genannt. Die Sehnsucht des Dichters nach dem Ideal, die Schiller so oft dargestellt hat, ist hier schwächer, zuweilen allzu spielend, mit den Mitteln romantischer Dichtungsweise ausgedrückt.

Einen schneidenden Gegensatz zu „Irla“ bildet die „Wahnsinnige Flasche“, seinem Zech- und Dichterbruder Eduard Ferrand gewidmet. Voll Humor erzählt der Dichter, der vorübergehend auch empfinden konnte, wie leicht sich's leben läßt, in dem „heroischen Epos in zwei Sitzungen“ die Geschichte von dem weinseligen Fiascone. Er galt für toll; so nennt der Hochmuth jeden, der für eine Idee gestorben, die nicht wirklich ward. Denn er hält sich, durch den Anblick eines seltsam gekleideten Fremden verleidet, für eine Weinflasche und fürchtet seine Zerbrechlichkeit, wenn man ihn berührt. Als man ihn einst ohne das gewohnte Schwanken fest und derb schreiten sah, fand man ihn andren Tages todt im Bette. Im „Anhang“ drei feuchte Lieder aus seinem „Nachlaß“, die er auf die verkehrte Seite der Rechnungen geschrieben hatte. Auf sie paßt das Wort aus Hamlet: ist das schon Tollheit, hat es doch Methode.

Die Gefahr des „Verschwebelns“ erkannte S. sehr bald und sah den Forderungen der neuen Zeit entschlossen in's Gesicht. In den „Funken“ bekämpft er in kleinen Epigrammen und Sprüchen zunächst die litterarischen Richtungen der Zeit. Gern will er lieben, aber „Weh uns! der Liebe Rosenlicht, Blüht ohne des Hasses Dornen nicht“. Ganz unabhängig will er werden, frei vor allem auch in religiösen Dingen: „Warum verdirbst Du's mit allen Partein? Ich denk', ich rapple mich durch allein.“ „Ob Dich ein Pfaff' auch thut in Bann, Sein eigner Richter ist der Mann.“ Bei aller Sympathie für Byron wendet er sich gegen die Märtyrer der Liederlichkeit, die die Märtyrer der ernsten Zeit spielen wollen. Das seichte Publicum geißelt er wie die begeisterungslosen Schriftsteller. Goethe und sein „Wunderbuch“ vom Faust verehrt er: der Faust führt

ihn mit heiligen Schauern zum Urgeist. Daß Friedrich Rückert von den „Theefräuleins“ nicht gekannt ist, kränkt ihn: „In Freimund's Sang so süß und klar Sieht man das Wunder offenbar, Wie ein gedankentiefer Greis Ein selig Kind zu bleiben weiß.“ Bezeichnend für ihn ist der Spruch, er könne „den sich teuflisch Verirrenden“ noch lieben, den wilder Drang umhergetrieben; „doch wer sich gar nicht verirren kann, Den spei' ich an.“

Er wußte, woran die Zeit krankte: Shakespeare's Hamlet, schreibt er 1837, ist ein welthistorisches Werk, obwohl ohne eigentlich historischen Stoff. Der Hamlet sei unsere heutige modernste Zeit mit ihrer Gedankentiefe und -Kühnheit und ihrer verächtlichen Impotenz im Handeln u. s. w. (vgl. auch s. Schriften 5, 392). Die engbrüstigen Verhältnisse der Heimath, die Thatenlosigkeit und Schlaffheit rings um ihn, die Erkenntniß des Widerspruchs zwischen der großen Bildung der Nation und ihrer politischen Ohnmacht lasteten um so schwerer auf ihm, als er tiefer eindrang in die politische Geschichte und in die Litteratur Englands und Frankreichs. Die Wahrheit der Worte Börne's: „Der Deutsche reflectirt über alles, sieht alles aus der Vogelperspective und ist darum nie in der Mitte der Sache; er hat alles und ist nichts,“ sie hat wohl kaum ein Dichter jener Jahre so tief gefühlt wie der männliche S. Wie Börne aus reinster Liebe die Deutschen schalt und geißelte, um sie zur Thatkraft zu ermuntern, so S.; vgl. das Gedicht: „Echtes Deutschthum“. Die Novelle „Contraste und Paradoxen“, die den ganzen dritten Band der Schriften bildet, ist von diesem Gesichtspunkt aus erst ganz verständlich. Die Kunst des Erzählens, Einheit und Harmonie des Ganzen vermißt man in diesem Werk, das S. selbst „eine Amphibie zwischen Novelle und Märchen“ genannt hat; es ist aber reich an tiefen Gedanken, an treffenden und scharfen Ausfällen gegen die Schäden der Zeit, auch an ergreifenden Geständnissen über eigene Seelenkämpfe. Der zum Dichter geborene Knabe Junius hat mit allen Hindernissen zu kämpfen. Sein Vater Habich ist ein Geldsack, die Mutter eine im Weibergeklatsch und wüster Romanleserei verkommene Frau. Nur der Onkel Holofernes versteht den Knaben und sucht ihn nach seiner Art zu bilden. Sein wunderbares Guckglas gewährt ihm Einblick in das Leben der Natur: in ihr lernt er Gott erkennen und die „dumpfe Kirche“ derer fliehen, die als eine „Seligkeitsversicherungsanstalt“ die Religion betrachten. Die Umgebung hemmt jedoch allen Aufschwung, der Onkel erscheint nur selten im Hause, und so ist der junge Dichter auf den Umgang mit einer jüngeren Schwester beschränkt, die ihn ganz versteht. Wenn Holofernes erscheint, kommt er in Conflict mit den Seinigen und ihrem Umgang. So vertritt er in einer Gesellschaft den Gedanken, der Dichter sei vom sittlichen Menschen nicht zu trennen; vertheidigt Byron, „den gefallenen Engel“; verspottet das leere Opernwesen in einer „historisch-romantischen“ Oper. Den „guten Vorsatz“ nennt er lächerlich, bei einem Stand und einer Lebensthätigkeit zu verbleiben, die der innersten Natur widerstreben. Dem gequälten Knaben, den der Vater in sein Comtoir steckt, erscheint die Fee, der er Lieder „von der Loreley“ singt. Er wird ein Träumer trotz den Mahnungen des Onkels, wie Shakespeare „das Leben anzubeißen“ und trotz seiner Warnung vor dem „Vernebeln und Verschwebeln“ (S. 218). Der Poesie aber kann Junius nicht entsagen. In's Cassabuch schreibt er ein Lied vom Tannhäuser. Im Traum bringt er aus dem Hain der Fee einen Rosenzweig, den er in den Geschäftsthurm des Vaters mitnimmt. Da sproßt er und blüht; alle Anstrengungen des Herrn Habich und seiner zwölf Gesellen bringen die Rosen nicht weg. Der goldene Vogel, den die Fee ebenfalls mitgab, richtet bei den Schreibern neues Unheil an. Er wächst und wächst und sausend fliegt er mit Junius empor in die reineren Lüfte, bis er zur Fee gelangt. Holofernes aber ist zornig über sich selbst: „ich wollte einen Adler aus dir er-

ziehen und du bist eine Nachtigall geworden." Auch er, der paradoxe Holofernes, ist einseitig, da er über dem Reflectiren nie zum Handeln kommt in kräftiger Selbstbeschränkung; aber die wahre Ansicht des Dichters spricht er doch aus, wenn er meint, die Poesie sei nichts andres als die Verkündigung der echten, d. h. geistig verklärten Wirklichkeit. Goethe, „der einzige, der es in Deutschland gewußt und durch die That gezeigt hat, ist vielfach pfäffisch verketzert und unrein verehrt worden" (S. 115 f.). Wenn aber die Wirklichkeit, das ist doch Sallet's Sinn, so elend und würdelos ist, wie damals in Deutschland, da kann der Dichter weder würdigen Stoff in ihr finden noch auf wahre Theilnahme für seine Gestalten rechnen.

Auch S. hatte eine Epoche der „Zerrissenheit", wie er selbst sie bezeichnet. Aber er blieb nicht in der verzweifelten Stimmung, wie viele begabte Dichter der dreißiger und vierziger Jahre, die mit Lenau empfanden: Das Sterben in der Dämmerung ist schuld An dieser freudenarmen Ungeduld; Hart ist's das langersehnte Licht nicht schauen, Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen. Auch S. haderte mit Gott als ein „frevelnder Titane" und zweifelte an der Harmonie des Weltalls. In der „Dumpfheit" ist es ihm nicht möglich, wie einst der Kinder des Frühlings sich zu freuen und sie zu besingen. Aber er findet „Versöhnung"; es gibt keine Verdammung, denn Gott ist die Liebe: auch die ihn verhöhnen, sprechen durch ihn nur. „Deinen Trotz wird Gott gebrauchen, daß du stark dich an ihm ringst" („Versöhnung"). So fühlt sich der Dichter bald eins mit Gott in der „Sühne": „Zieh in deinen Tempel wieder, Zieh in Haupt und Herz mir ein." Mit der Welt dagegen im Kampfe, bleibt er im trotzigen Entschluß, sein eigenes Gesicht zu behalten und zu zeigen. Im „Hamlet" spottet er der Zeit, die „zum Ueberfluß in Bildung schwimmt" und nicht einmal zum Selbstmord den Muth findet, von dem sie immer schwatzt. „Prometheus" liegt zum Dank dafür, daß er heilige Gluth in den Menschen wecken wollte, in Ketten; der Unmuth, der nimmersatte Geier, frißt an seinem Herzen, aber er bereut sein Thun trotz allen Qualen nicht. Aus der fremden Person redet S. hier wie in anderen Gedichten. Mit Bitterkeit zeigt er, daß Begeisterung, „der Ritter Don Quixote", den Leuten verrückt scheine, „weil die Zeiten elend sind". Und der tolle „Tasso" ist doch unsterblich, der gescheite Alphons aber schmachbedeckt. Im „Ariel" lobt er Prospero ironisch, den praktisch klugen Mann, der die Mitte zwischen dem niedrigen Knechte Kaliban hält und Ariel, der ewig in der Luft schwebt, nie befriedigt; aber so endigt er: „Ariel, ich laß dich nimmer; Durch die Lüfte frisch und froh!"

Nachdem S. sich von allen Fesseln losgerungen, Klarheit, Sicherheit und Heiterkeit gewonnen hat, ruht er fest in sich selbst und fühlt sich berufen zum Erwecker der deutschen Geister. So tritt er uns in den Gedichten, „Pantheismus und reife Liebe" betitelt, entgegen; so in den epigrammatischen Sprüchen dieser Zeit, von denen ich folgende anführe: Man kann im Herzen Milde tragen Und doch mit Kolben drunter schlagen. — Das ist Pietät, ich sag' es frei, Die mit Liebe forscht, was zu ehren sei. — Sich selbst als niedern Wurm erkennen, Heißt das nicht Gott einen Stümper nennen? — In allem Andern laß dich lenken, Nur nicht im Fühlen und im Denken. — Seht unser Geschlecht! aus jedem Gesicht Ein zahm durchkrochnes Leben spricht.

Durch die sittliche und religiöse Erneuerung sollte dem Volke der Muth kommen, die Freiheit zu fordern. Das ist Sallet's wahre Meinung und Denkart gewesen. Von Jugend auf fromm gesinnt, wenn auch kirchlichem Zwang entschieden abgeneigt, hat er das Ewige und Unvergängliche immer vor Augen gehabt. Er faßte seine Aufgabe sehr ernst auf. Im „Gebet" sagt er, Gott habe ihn zu seinem Rüstzeug ausgewählt. „Hast mit Begeist'rung, Zorn und

Spott Mich durch und durch für dich gestählt"; in der „Bitte" wünscht er, daß seine Gedichte nicht zu müßigem und flüchtigem Zeitvertreibe dienen. „Denn vor eurem Angesichte Zum Bajazzo taug' ich nicht; Nein, ich will, daß einst Geschichte Werden soll, was jetzt Gedicht." Daher greift er rücksichtslos, mit Kraft und soldatischer Kühnheit die Feinde an, die ihm die Neugestaltung des Vaterlandes zu hemmen schienen.

Durch das tiefere Eindringen in Hegel's Philosophie war er ein entschiedener Anhänger der pantheistischen Weltanschauung geworden. Zum Verständniß des „Laien-Evangeliums" gibt den besten Schlüssel das oben erwähnte Schreiben an J. Krebs. Während S. das kirchliche, „traditionell-dogmatische" Christenthum bekämpfte, weil es das Erdenleben aller Göttlichkeit entkleidet und dadurch, wie er meint, alle wahre und freie Sittlichkeit untergräbt, tritt er für das ursprüngliche ein und sieht in Christus den ersten Menschen, in dem Göttlichkeit und Menschlichkeit nicht geschieden war, der zuerst Gott in sich als Geist erkannt hat. Wie Christus aber kann und soll jeder von uns Gott in sich erkennen. „Gott ist kein Ding, das man dir vor kann zeigen, Ob er, ein Geist, das Weltall auch durchwallt. Nur als du selbst, in dir, wird er dein eigen, Nicht als ergreifbar fremde Gottgestalt". Ihn hat die Pflanze „in des Wachsthums Traume", das Thier im dumpfen Fühlen, aber im Menschen wird er zum Geiste, der sich selber weiß. So im Capitel: „Wer mich siehet, siehet den Vater". An die Geschichte des Lebens Jesu, an Lehren und Aussprüche der Evangelien knüpft er an, um seine eigenen Gedanken zu verkünden; der Sage weiß er ihren tiefen Sinn auszudeuten: „Doch wenn ihr sie uns aufzwingt als Geschichte, Dann macht ihr sie zum Märchen, zwecklos toll, Und den lebend'gen Geist in ihr zu nichte" („Mariä Verkündigung"). Im Märchen „Schön Irla" hatte er versucht darzustellen, wie die reine Sehnsucht nach dem Göttlichen die Mauer, die Eden umschließt, überwindet: jetzt fällt die Scheidewand zwischen Gott und Mensch für ihn auf andre, natürliche Weise, denn Welt- und Menschenleben sind ihm eins mit dem Geiste Gottes. Wenn die Menschheit zu diesem heitern, freien Gottesbewußtsein gelangt, „wenn erst der Geist, mit lautem Sturmeswehen Ganz hat erfüllt der Erde weite Hallen, Wird jeder Mensch des Bruders Wort verstehen, Dieweil der Geist wird predigen aus allen". Im Grundgedanken zwar hat S. mit dem „Laienbrevier" Schefer's, ebenso mit seinem Landsmann Angelus Silesius manches gemeinsam, aber bei ihm nichts von weicher, friedlich-träumerischer Beschaulichkeit: die religiösen und politischen Kämpfe stürmen überall in seine Betrachtung hinein. Schon die Zeitgenossen wiesen auf Mängel der Form hin, bei aller Anerkennung des Ganzen; die Natur des Stoffes schon war der Einheitlichkeit der Stimmung entgegen, und Reflexion, Lehre und Polemik hemmen oft den ruhigen Fluß der Empfindung. Aber S. hat diese und andre Mängel selbst erkannt: er fühlte sich bei diesem mit innerster Erregung verfaßten Buche mehr als Prophet und Volksredner denn als Künstler. „Möchte man mich doch nicht," so schreibt er seinem Bruder, „als Poeten beurtheilen, sondern auf die Sache eingehen. Meine eigne Leistung hierbei ist nichts als ein Hervorblitzen dessen, wovon unsere ganze Atmosphäre schwanger ist". Und in dem Briefe an Krebs bezeichnet er sich Hegel gegenüber nur als den Kärrner, nennt sich einen Poeten höchstens zweiten Ranges, aber es ist ihm doch gewiß, daß er in dem Ringen und Kämpfen der Zeit eine große Aufgabe zu erfüllen habe.

Er hatte ein Recht zu sagen: Heiß hab' ich nach dem Ewigen gerungen („Prolog"); die ihn „gottlos" nannten, konnten sein strafendes Wort in der oben erwähnten, nach seinem Tode gedruckten Schrift vernehmen. Atheisten nennt er alle, die Gott aus der Welt herausleugnen und irgendwohin bannen, also damit dem Gesetz des Raums, des Sinnlichen unterwerfen, gottlos aber alle,

die nicht im ganzen Umfang ihres Thuns und Lebens Gott zur Erscheinung bringen, sondern nur nebenbei, zu anberaumter Stunde, so zu sagen ihre Aufwartung machen, alle endlich, die der Entwickelung der Menschheit geflissentlich sich entziehen. Ihr Verhältniß zu den Hauptgebieten des Menschenlebens und Menschenstrebens, der Ehe, der Familie, dem Staate sucht er zu kennzeichnen und sie zur Erkenntniß ihrer Richtigkeit zu bringen. Bezeichnend ist, daß der Schrift als Motto die Verse Goethe's voranstehen: Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, Im Kreis das All am Finger laufen ließe u. s. w.

Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, zeigte sich im preußischen und deutschen Volke ein neuer Aufschwung. Der Dichter hatte die übertriebenen Erwartungen nicht getheilt, war daher auch durch Enttäuschung nicht verbittert. Aber er forderte, daß keiner aus Furchtsamkeit und Bequemlichkeit seine Ueberzeugung verleugne. In flammenden Gedichten fertigte er die „zahmen Propheten" ab, kämpfte gegen den „Schlendrian" und verlangte im Gedichte Aut-Aut, daß in dem großen Kampf jeder ehrlich und frei Partei ergreife. Wer S. gerecht beurtheilen will, dem müssen die Zustände der Zeit lebendig vor Augen stehen. In den politischen Gedichten wirkt er durch Parabeln, Erzählungen, ernsthafte und scherzhafte Wendungen, nicht spielend und graciös plänkelnd wie Hoffmann (v. Fallersleben), nicht so übermüthig und auch nicht in wohllautenden, bestrickenden Versen wie Herwegh, aber dafür ernster, bestimmter, gehaltvoller und das Ziel schärfer bezeichnend als die meisten politischen Dichter. Er braucht die Hülfe der Franzosen nicht: ihm klingt Freiheit schöner als liberté: „Auch ça ira zu singen Thut wahrlich uns nicht noth, Wir lassen Lieder klingen Von deutschem Korn und Schrot." Sein Schießpulver ist das Denken, die Kanone das Tintenfaß; verspottet ihr uns die kleine, machtlose Schar, so denkt: auch der alte Fritz wurde einst verhöhnt. „Und unser alter Fritze Ist ewig, ist der Geist." Er weiß, wer „der schlafende Riese" ist, doch darf er es nicht sagen, mit dem die Zwerge ihr Spiel treiben, der nur einmal zu niesen braucht, um sie abzuschütteln. Und im Gedicht „Ecce homo" wendet er sich gegen die „Thoren", die Ehrfurcht predigen vor den Riesenbauten, die in ihrer Jugend die Menschheit erbaut hat. Aber der Mensch, „der Unverwüstliche", kann sie umstürzen, wie er sie gebaut hat: „Himmel und Erde sind ein weicher Teig, Den formt der Mensch, der Meister, wie er's denkt".

Zu jedem Opfer für seine Ueberzeugung bereit, sieht er getrost in die Zukunft; in dem schönen Gedicht „Ergebung" singt er, die Freiheit werde siegen, käme er auch in den Kerker: „Nicht wird sofort der Frühling enden Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall, Weil ihr mit tölpelhaften Händen Erschluget eine Nachtigall". Was er dem 1837 gestorbenen Ludwig Börne im Gedichte nachrief, das paßt auch auf ihn, den allzufrüh der Welt Entrissenen: er gab sein Herzblut hin für die von ihm vertretene Sache; er war ein ganzer Rittersmann, ein Schwert seine ehrliche Feder, die wie der Blitz traf. „Sancta libertas, heil'ger Strand, dich halt' ich": diesen Schlußvers aus seinem Gedicht „der neue Columbus" zeigt der Stein über dem Eingang zur Gruft nach der Angabe seines treuesten Freundes Theodor Paur.

Leben und Wirken Friedrich v. Sallet's (s. oben) Breslau 1844: Lebensgeschichte von Th. Paur; aus dem Nachlaß des Dichters von demselben; Charakteristik der Schriften von Theodor Jacobi; Beiträge von Möcke, Nees v. Esenbeck; Gedichte von Rudolph Gottschall, Th. Opitz, Ed. Duller. — Sämmtliche Schriften 5 Bände (zuerst 1845—1848) mit Einleitungen von Paur. — Kurze Selbstbiographie bei Nowack, Schles. Schriftstellerlexicon 1840, 4. Heft, S. 138—140. Ueber Julius Krebs s. ebenda S. 69—73. — Karl Weinhold, Zur Erinnerung an Theodor Jacobi. Zeitschr. für deutsche Philo-

logie 1874. 5, 96 f. — Gottschall, Nationallitt. des 19. Jahrh., 5. Aufl., 1881, 3, 156—163. — Der Brief an Krebs bei Wagner, Archiv für die Geschichte deutscher Sprache, Wien 1874, S. 468—472, vgl. auch sämmtl. Schriften 5, S. XVII—XXII. — Der letzte Aufsatz Sallet's bei L. Schweitzer, Bestrebungen und Leistungen Breslauer Publicisten in den J. 1842—1844. Breslau u. Oppeln 1844, S. 26—36. — Georg Brandes, Die Litteratur des 19. Jahrhunderts, 6. Bd. Leipzig 1891. S. 417—421 gibt den Inhalt einiger politischen Gedichte an. — Freundliche Mittheilung über die Abstammung des Geschlechts von Prof. Dr. Alfred v. Sallet.

Daniel Jacoby.

Sarcerius*): Erasmus S., eigentlich Schürer, protestantischer Schulmann und Theologe der Reformationszeit. Geboren am 28. November 1501 zu Annaberg (daher Annaemontanus) als der Sohn eines begüterten Metallhändlers, erlangte er seine wissenschaftliche Vorbildung in Freiberg, wo er Schüler des Peter Schade (Mosellanus) war, und machte seine Universitätsstudien in Wien, wo er zum Magister artium promovirt wurde. Er war dann bis Anfang 1530 in einem in der Diöcese Laibach gelegenen Orte „Garsen", wo er vielleicht die Priesterweihe erhielt. Von Ostern 1530 bis in den Winter 1530/31 war er in Rostock, zuletzt als Mitglied der Artistenfacultät und zugleich als Lehrer an dem mit der Universität verbundenen Pädagogium; darauf übernahm er eine Lehrerstelle am Katharineum zu Lübeck, und zwar war er 1533 sicher dort und bis zum Sommer 1536. Schon längst war er für die Reformation gewonnen und wirkte im Geiste der von Melanchthon ausgegangenen Schulreform. Im September 1536 übernahm er das Rectorat der lateinischen Schule zu Siegen und wurde 1538 vom Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg zum Hofprediger und Superattendent der Grafschaft ernannt. Er begann sofort seine organisatorische Thätigkeit als Reformator der nassauschen Kirche, nahm 1540 am Convent zu Schmalkalden theil und wurde 1541 zum lebenslänglichen Superattendent, Pfarrer und Schloßprediger in Dillenburg ernannt. Sein Einfluß erstreckte sich auf die Kirchenverbesserung in den Grafschaften Weilburg, Wiesbaden und in dem Vierherrischen d. i. in den Territorien, die die drei Grafen mit dem Landgrafen von Hessen gemeinsam hatten. 1543 wirkte er an dem Reformationsversuche des Kurfürsten Hermann von Köln im Erzstifte Köln mit und wohnte 1546 einer Kirchenvisitation zu Bonn bei. Sein ausgeprägter lutherischer Standpunkt veranlaßte ihn 1548 mit Entschiedenheit das Interim zurückzuweisen; diese Zurückweisung hatte seine Entlassung aus dem nassauschen Dienst zur Folge, die der Graf Wilhelm nur mit schwerem Herzen genehmigte. S. zog sich zunächst nach seiner Vaterstadt Annaberg zurück und hielt hier Predigten, die er 1549 unter dem Titel „Kreuzbüchlein" in Leipzig herausgab. Nach Jahresfrist folgte er einem Rufe als Pfarrer an St. Thomä zu Leipzig und wirkte als Seelsorger fünf Jahre lang sehr segensreich. Zu dem 1552 ausgeschriebenen Concil zu Trient wurde er vom Kurfürsten Moritz abgeordnet und reiste mit Melanchthon und Valentin Pacäus ab, gelangte aber nur bis Nürnberg, da das Zustandekommen des Concils durch die inzwischen erfolgte Kriegserklärung des Kurfürsten an den Kaiser vereitelt wurde. In Nürnberg hielt S. mehrere Predigten, von denen noch in demselben Jahre zwei im Druck erschienen. Sein Ruf als tüchtiger Kanzelredner erwirkte 1552 seine zweimalige durch Bugenhagen veranlaßte Empfehlung nach Augsburg, die jedoch erfolglos war. Dem in der Schlacht bei Sievershausen gefallenen Kurfürsten Moritz hielt S. am 20. Juli 1553 in der Thomaskirche zu Leipzig die Leichenrede. Sie er-

*) Zu Bd. XXX, S. 373.

schien mit der des Superintendenten Pfeffinger im Druck. Im J. 1554, wo er einen Bericht von dem Abscheiden des Kurfürsten Johann Friedrich veröffentlichte, schied er nach fünfjähriger Wirksamkeit aus dem Pfarramte in Leipzig, um einem Rufe der Grafen von Mansfeld in die Generalsuperintendentur der Mansfeldschen Kirche zu Eisleben zu folgen. In dieser Stellung zeigte sich S. einerseits als Gegner der von Georg Major aufgestellten Lehre von der Heilsnothwendigkeit der guten Werke, anderseits als trefflicher Organisator des Kirchenregiments durch Einführung von Kirchenvisitationen und Kirchensynoden. Er nahm auch an dem im September 1557 zu Worms abgehaltenen Religionsgespräche theil; da er aber auf der Seite der Orthodoxen die Ansichten Melanchthon's und der Philippisten bekämpfte, so verließ er mit den Weimarschen Theologen Worms. Das Gespräch verlief bekanntlich ohne jedes Ergebniß. Seine Stellung in Eisleben wurde dadurch erschüttert, daß die Grafen von Mansfeld, erzürnt darüber, daß er ohne ihr Wissen und ihren Willen einen lüderlichen Geistlichen seines Amtes entsetzt hatte, ihm die Inspection über die Geistlichen der Grafschaft entzogen. Gern nahm S. daher die Berufung des Magistrats zu Magdeburg zur Uebernahme des Pfarramts an der St. Johanniskirche an, mit dem das Seniorat des geistlichen Ministeriums verbunden war. In der Mitte des Jahres 1559 traf er an seinem neuen Wirkungsorte ein, hielt auch noch unter allgemeinem Beifall vier Predigten; aber bald wurde er auf ein hartes Krankenlager geworfen, von dem er sich nicht wieder erhob. Am 28. November 1559 starb S. Johann Wigand, Pfarrer an St. Ulrich, hielt ihm die Leichenrede.

S. war ein Mann von festem, gediegenem Charakter, wahrer Frömmigkeit, unbescholtenem Wandel. Sein Wahlspruch war: „Mein Schwert soll durchdringen Große und Kleine, Herren und Knechte.“

Seine litterarische Thätigkeit war eine ausgedehnte. Seine erste schon 1528 in Basel erschienene Schrift „Methodus divinae scripturae locos praecipuos explicans“ wurde auf Befehl des Königs Heinrich VIII. von England, dem er sie gewidmet hatte, ins Englische übertragen. Er erweiterte sie 1540 zu einer Ausgabe, die er wiederum dem König Heinrich widmete, und 1546 zu einer neuen Ausgabe „Nova methodus in praecipuos scripturae divinae locos“, die er dem Magistrate zu Joachimsthal widmete. Diese Schrift ist das ausführlichste dogmatische Compendium des Sarcerius. — Mit Ausnahme der Erstlingsschrift von 1528 verfaßte er während seiner schulamtlichen Thätigkeit nur pädagogische Schriften: „Exercitia dialectices et rhetorices“; „Libellus in usum puerorum qui primum exponere discunt“ (1533). Die erstere enthält im Anhang eine „Laudatio Lubecae“. Von 1539 an gab S. nur theologische Werke heraus. In diesem Jahre schrieb er Scholien zum Marcusevangelium, denen später Scholien zu verschiedenen Büchern des A. und N. Testaments folgten; ferner erschien eine „Postille zu den Sonntagsevangelien“, „Expositiones in epistolas dominicales et festivales“ (1539), „Conciones annuae“ und „Evangelia dominicalia pro iis qui in ecclesia docent“ (1541). Es kam ihm vor allem darauf an, den Geistlichen Bücher in die Hand zu geben, die ihr wissenschaftliches Studium fördern und sie zugleich für ihr Amt tüchtiger machen sollten. 1537 verfaßte er einen „Catechismus per omnes quaestiones et circumstantias quae in justam tractationem incidere possunt, in usum praedicatorum absolutus“, nächst Melanchthon's loci die erste ausführliche Glaubenslehre des deutschen Protestantismus; 1538 „Loci aliquot communes theologici, pro aperienda et tuenda veritate methodice explicati“, worin die Unterscheidungslehren der evangelischen und der katholischen Religion behandelt werden. Eine zunächst für Studierende der Theologie bestimmte einfache Zusammenstellung Augustinischer

Aussprüche gab S. in den „Praecipui sacrae scripturae loci communes a sanctissimo ecclesiae doctore tractati“, während die Lehren der heiligen Schrift neben denen des Augustin in der Schrift „Locorum communium ex consensu divinae scripturae et auctorum patrum confirmatio“ (1540) behandelt worden sind. Von polemischem Charakter sind: „De vanitate theologiae scholasticae“ (1541); „Dictionarium scholasticae doctrinae“ (1546), „Bericht, daß der Papisten fürnemster Grund, dadurch sie vermögen das Papstthum zu halten, nichtig sey“, „Vom Bann und andern Kirchenstrafen“, „Warnungsbüchlein vor papistischen und andern listigen und täuschenden Lehren“ (gewidmet dem Fürsten Wolfgang von Anhalt), „Der Papisten Tauf und andere Ceremonien und Kirchendienste“.

In die Leipziger Zeit fällt sein damals vielverbreitetes „Hausbuch für die einfältigen Hausväter von den vornehmsten Artikeln der christlichen Religion“ (1553), das er dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg widmete. Nach Heppe (Dogmatik des deutschen Protestantismus, 1857, I, 58) stellt dieses Handbuch den Höhepunkt der patristischen Apologetik in der protestantischen Dogmatik der Reformationszeit dar und zeigt eine so umfassende Belesenheit des Verfassers in der patristischen Litteratur, wie sie außer ihm nur Brenz in gleicher Weise kundgegeben und in der Dogmatik zu verwenden gewußt hat. — In einigen von ihm herausgegebenen Predigten erscheint S. wie ein Prophet, der die schrecklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges voraussieht und mit strengen Worten zur Buße und Besserung des Lebens mahnt. Sie erschienen 1551 zu Leipzig: „Etliche Predigten von Zeichen und Ursachen, wo wir uns nicht bessern und wahre Buße thun, es werde einmal übel mit uns Deutschen zugehen“. Die Widmung ist an die Gebrüder Heinrich und Abraham Einsidel auf dem Gnandtstein und Scharffenstein gerichtet. — Die kirchenregimentliche Seite seiner Thätigkeit zeigt sich in der zu Eisleben 1555 verfaßten Schrift „Von christlichen nötigen und nützen Consistorien oder geistlichen Gerichten Erasmi Sarcerii einfältiges Bedenken auf Erforderung, darinnen zu sehen, was für Händel in die Consistorien gehören und billig darinnen sollen gehandelt werden“. Sie enthält die Grundzüge unserer heutigen Consistorialverfassung, während eine andere ebenfalls im J. 1555 verfaßte Schrift „Von jährlicher Visitation und was hiedurch für Mängel und Gebrechen fast an allen Orten mögen befunden werden und wie dieselben sollen gebessert werden“ eine Hauptquelle für die Kenntniß der sittlichen Zustände der Grafschaft Mansfeld um die Mitte des 16. Jahrhunderts bildet.

Zu den in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche XIII, 400 angeführten Werken, unter denen besonders Engelhardt's Aufsatz in Niedner's Zeitschrift für die historische Theologie 1850, 70—142 wichtig ist, kommen noch: Moller, Cimbria literata II, 759. — Dietericus, Dissertatio de Annaeberga et claris viris inde oriundis, p. 22. — van Seelen, Athenae Lubecenses I, 84; III, 43. — Biedermann, Nova Acta scholastica I, 934. — Unschuldige Nachrichten 1718, S. 769; 1726 S. 200. — Neumeister, Zeitschrift des Harzvereins XX (1887), 515—531. — Röselmüller, Das Leben und Wirken des Erasmus Sarcerius. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Programm des Realgymnasiums zu Annaberg, 1888, Nr. 518. — Krause, Zeitschrift des Harzvereins XXI (1888), 426—428.

H. Holstein.

Schinner *): Matthäus S. (eigentlich besser Schiner, wie er sich immer schreibt; drei Schienen im Wappen weisen auf den Ursprung des Namens

*) Zu Bd. XXXI, S. 303.

hin), um 1465, nach anderen Angaben 1456 oder 1470 zu Mühlebach im Zehnten Goms des Landes Wallis geboren, gehörte einer angesehenen Familie an. Einer seiner Oheime, Matthäus, war bischöflicher Castellan zu Martinach, ein anderer, Nikolaus, bestieg nach der Vertreibung des französisch gesinnten Jost von Silenen 1496 den bischöflichen Stuhl zu Sitten. In Sitten, Bern (bei Heinrich Wölflin), Zürich und schließlich besonders in Como bei Theodor Lucinus erwarb er sich die classische Bildung seiner Zeit; den humanistischen Studien schlossen sich theologische, vornehmlich kanonische, an, die ihm späterhin die Würde eines päpstlichen Notars verschafften. — Gelehrsamkeit und Arbeitstrieb, vorwurfsfreie und dabei einfache Lebensführung, volksthümliche Kanzelberedsamkeit, Eifer und Klugheit, die er bei der Schlichtung von Privatstreitigkeiten zeigte, machten den einfachen Dorfpfarrer bald bei seinem Volke und seinem Bischof bekannt. 1490 wurde er Domherr, unter seinem Oheim Nikolaus, einem ruheliebenden Greisen, 1497 Domdecan auf der Valeria in Sitten und bald auch Verwalter des Bisthums. Am 8. Februar 1499 resignirte Nikolaus; Matthäus wurde, unterstützt von Jörg Uf der Flüe (Supersax, Supra Saxo), dem Haupt der antifranzösischen Partei, welche Jost vertrieben hatte, Bischof von Sitten und damit zugleich Graf und Präfect des Landes Wallis. Alexander VI. bestätigte am 20. September die Wahl, und am 13. October 1499 wurde der neue Bischof zu Rom geweiht.

In dem französisch-mailändischen Gegensatze, der zu jener Zeit die Eidgenossenschaft heftig bewegte, verfocht S. kräftig die Sache der Sforzen. Er tritt uns von da an als erbitterter Feind Frankreichs entgegen, und die unerschütterliche Gegnerschaft gegen den allerchristlichsten König scheint von nun an die eigentliche Richtschnur für alle Handlungen des rastlos thätigen und gewaltigen Mannes zu bilden. — Nach dem Falle Ludovico Moro's ergriff er die Partei Oesterreichs, der von Maximilian 1501 den Eidgenossen angetragenen Erbeinigung kräftige Fürsprache widmend. Gleichzeitig eiferte er auf Kanzeln und in den Rathssälen der Orte kräftig gegen das namentlich von Frankreich genährte Pensionenwesen. Der Friede von Arona 1503, in welchem Ludwig XII. den drei Waldstätten Bellinzona und die Riviera überließ, brachte ihm, der mit Ulrich von Hohensax Bevollmächtigter der Eidgenossen war, einen ersten diplomatischen Erfolg. — Nach der vornehmlich durch Schweizer in französischem Solde bewirkten Eroberung Genuas im April 1507 suchten Kaiser und Papst, obwol von gegenseitigem Mißtrauen erfüllt, die Eidgenossen von Ludwig XII. abzuziehen und für sich zu gewinnen. Im Interesse Beider war S., der soeben auf dem Reichstage zu Constanz die persönliche Bekanntschaft Maximilian's gemacht hatte, unausgesetzt gegen Frankreich thätig. Die Zurückberufung der Knechte und die Bewilligung von 6000 Mann für die Romfahrt des Kaisers war nicht zum mindesten sein Werk. Von da an blieb S. in beständiger Verbindung mit dem päpstlichen Hofe. 1508 betraute der Papst ihn nebst dem Bischof von Lausanne und dem Dominicanerprovincial von Straßburg mit der Aufnahme der Verhöre im Jetzerhandel in Bern. Am 2. September 1508 folgte die Ernennung zum Cardinal in petto.

Eine erste trotz Schinner's eifriger Fürsprache erfolglose päpstliche Bundeswerbung bei den Eidgenossen (Frühjahr 1509) hatte Ende des Jahres eine nicht ohne Gefahr verlaufene Reise nach Rom zur Folge, wo nun der Walliser Bischof als eine der bedeutsamsten Stützen der Politik Julius' II. in das große diplomatische Getriebe eintrat, das ihn bis zu seinem Ende gefangen hielt. Als päpstlicher Gesandter wieder zurückkehrend, schloß er, soeben (6. Februar) zum Bischof von Novara ernannt, das Bündniß zwischen Julius II. und den Eidgenossen ab (März 1510). Aber gleichzeitig brach zu Hause ein schon lange

drohender Zwist zwischen ihm und Uf der Flüe aus, deren gleicherweise herrschsüchtige Naturen sich auf die Länge nicht vertragen konnten, und das Wallis ging zu Frankreich über. Zunächst siegte zwar S., wie ihm auch sonst alles nach Wunsch ging. 6000 Schweizer zogen im August über die Alpen zum Papst. Dieser trennte am 4. September für die Lebenszeit des Bischofs dessen Bisthum vom Metropolitanverband Moûtier en Tarantaise ab. (Am 6. Juli 1513 sprach Leo X. die bleibende Trennung aus.) Uf der Flüe, aus dem Wallis vertrieben, wurde auf Veranlassung Schinner's in Freiburg gefangen gesetzt; nur heimlich begünstigte Flucht entzog ihn der Verurtheilung zum Tode. — Gegen Frankreich geführt, ohne daß die Schweiz sich mit diesem in Krieg befand, durch Mangel an Lebensmitteln und durch französische Waffen, theilweise auch durch französisches Gold aufgehalten, hatten inzwischen die päpstlichen Söldner bei Chiasso sich zur Umkehr entschlossen. Julius verweigerte hierauf den Sold; in der Eidgenossenschaft entstand allgemeine Zufriedenheit gegen S.; in Wallis gährte es: Zu rechter Zeit entzog sich S. dieser mißlichen Lage (Juli 1511), indem er sich verkleidet und mit wenigen Begleitern, da sich auch kaiserliches Gebiet ihm verschloß, nach dem Venezianischen und von da durch die Truppen Frankreichs und Ferraras nach dem päpstlichen Hof durchschlug, wo nun seine Promulgation zum Cardinal (titulus S. Potentianae) erfolgte (11. August 1511).

Der Abschluß der heiligen Liga und der Bruch der Eidgenossen mit Frankreich eröffnete S. eine weit reichende Wirksamkeit. Am 9. Januar 1512 fand seine Ernennung zum legatus a latere für Italien und Germanien statt. Als solcher gewann er im März in Venedig eine schweizerische Abordnung für den Gedanken eines Zuges der Eidgenossen nach Italien und bestimmte die Signorie zu großen Geldzahlungen für denselben, „denn die Signorie kenne die schweizerische Nationalkrankheit, welche rasch zu heilen sei". Als solcher brachte er den Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und Venedig zu Stande, der den Beitritt des Ersteren zur Liga vorbereitete. Als Legat stellte er sich in Verona an die Spitze des schweizerisch-venezianischen Heeres, das im Juni rasch Oberitalien gänzlich von den Franzosen säuberte, als solcher nahm er schließlich, gestützt auf die schweizerischen Waffen, das Herzogthum Mailand in seine Verwaltung. Sein rasches Vorgehen dabei durchkreuzte erfolgreich die Absichten des Kaisers und Spaniens auf das viel umstrittene Land und übte auf den Gang der nachfolgenden diplomatischen Verhandlungen über die Zutheilung desselben wirksamsten Einfluß zu Gunsten des jungen Sforza aus; denn S. bekannte sich laut als Vorläufer der Sforzen. In seiner Verwaltung, die er indessen bald seinem Gegner Ottaviano Sforza, Bischof von Lodi, übergeben mußte, wies er beachtenswerthes Herrschertalent und große Selbständigkeit auf; den schweizerischen Interessen gab er sich so wenig vorbehaltlos hin, wie denen des Papstes, in dessen Besitz er nur ungern Parma und Piacenza übergehen sah (nach Guicciardini). Durch seine Schroffheit brachte er sich aber um seine eigenen Erfolge. Sein willkürliches, ja selbst treuloses Verhalten gegen Venedig war nicht die mindeste Ursache, daß dieses aus der Liga austrat. Sogar mit seinem Gönner Julius II. zerfiel er. Kurz nach dem 29. December 1512, an welchem Massimiliano in Begleitung von S., Lang und Cardona seinen Einzug in Mailand gehalten und sein Herzogthum aus den Händen der Eidgenossen empfangen hatte, eben da S. seine Aufgabe als gelöst betrachten konnte, wurde ihm der Titel eines Legaten genommen und er selbst nach Rom zur Verantwortung berufen; nur der Tod Julius' und die Wahl Leo's X., für den auch S. gestimmt hatte, schienen ihn vor raschem Sturz zu bewahren.

Die beiden folgenden Jahre verlebte S. meist in Mailand in Niemandes Dienst, aber als politischer Berather des Herzogs wie der Eidgenossen, deren Interessen enge verbunden waren, und zugleich vermöge seiner reichen Geldmittel trotzdem bedeutsame Stellung einnehmend. Er hatte nämlich 1512 die Grafschaft Vigevano erhalten und sich 30 000 Dukaten Einkünfte zu verschaffen gewußt; die an diese Summe sich heftenden Anklagen über Unterschlagungen und Erpressungen scheinen aber doch das Maß des Gewöhnlichen nicht allzusehr überschritten zu haben; wenigstens nahm ihn der Herzog selbst nahestehenden Personen gegenüber in Schutz und bezeichnete den Cardinal eher als Gläubiger denn als Schuldner Mailands. Bei Heinrich VIII. von England bewarb er sich im Sommer 1514 um das Erzbisthum York, dem König dafür seinen Einfluß zur Gewinnung der Eidgenossen zusichernd, bei welchen er wirklich Verhandlungen über ein Bündniß mit jenem anregte. Nach der großen Schwenkung Englands auf Frankreichs Seite lehnte er sich wieder mehr an Papst und Kaiser an, indem er das Bündniß zwischen Leo und den Eidgenossen im December 1514 eifrig förderte, des Kaisers Bewerbungen bei diesen unterstützte und nachdrücklich den Abschluß des Bündnisses zwischen Kaiser, Spanien, Mailand und den Eidgenossen (Februar 1515) betrieb, dem ein weiteres allgemeines zwischen dem Papst und den vorgenannten Mächten sammt Genua folgen sollte. Ziel dieser ganzen vielumfassenden Thätigkeit war, dem von S. mit Sicherheit erwarteten neuen Einfall Frankreichs mit starker Hand entgegenzutreten. Schon 1514 hatte er die Eidgenossen zur Besetzung der piemontesischen Pässe gedrängt. 1515 stand er wieder im Mittelpunkt aller politischen und militärischen Operationen, lebhaft bemüht, die Intriguen Ottaviano Sforza's, der selbst mit Uf der Flüe in Verbindung getreten war, und die schwierige Haltung der unter schwerer Last seufzenden Bevölkerung Mailands, das zweideutige Benehmen der päpstlichen Politik und die Zurückhaltung Ferdinand's zu überwinden. Der Bischof von Lodi unterlag schließlich, und Leo, aus Furcht, S. möchte die Eidgenossen gegen ihn aufreizen (nach Vettori), nahm entschiedenere Haltung an und ernannte am 13. August den Cardinal, der sich schon bei dem am Ostfuß der Alpen stehenden schweizerischen Heere befand, zum provisorischen Legatus a latere in Abwesenheit des wirklichen Legaten Giulio de'Medici. Der unerwartete Alpenübergang der Franzosen führte indessen raschen Wechsel der Lage herbei: Die Eidgenossen, unter sich uneins und einem Friedensschluß sich zuneigend, zogen sich nach Arona und Sesto Calende zurück, Lorenzo Medici blieb südlich des Po stehen und Cardona verharrte unthätig in Verona. S. suchte zunächst Pavia, den strategischen Mittelpunkt, zu halten; dann eilte er nach Piacenza, um von dort aus die Vereinigung des päpstlichen und des spanischen Heeres zu betreiben, und hierauf, nachdem er diese erreicht, nach Monza, um auch die dort liegenden Eidgenossen der Central- und Ostschweiz heranzuziehen. Seiner stürmischen Beredsamkeit vermochten sie nicht zu widerstehen; willig ließen sie sich von ihm nach Mailand führen. Um sie dort festzuhalten, wußte er geschickt am Morgen des 13. September vor den Thoren der Stadt ein kleines Scharmützel mit den Franzosen zu veranstalten. Es entwickelte sich aus demselben die Riesenschlacht von Marignano, in welche S. selber zu Pferd auszog, deren Ausgang aber Mailand den Franzosen für lange Jahre überlieferte.

Die Liga fiel sofort auseinander. Mit Francesco Sforza eilte S. nach Innsbruck zu Maximilian, dem einzig übrigbleibenden entschiedenen Gegner Frankreichs, um ihn für einen neuen Feldzug zu gewinnen und um von dort aus vor allem England von Franz abzuziehen und diesem eine neue Coalition gegenüberzustellen. Der Mittelpunkt der antifranzösischen Bestrebungen, einst in Rom, dann in Mailand, wurde damit an den kaiserlichen Hof verlegt. Die Aussichten

waren anfangs keineswegs günstig. Leo X. schwankte mehr und mehr auf Frankreichs Seite hinüber, unterstützte dessen Sache bei den Eidgenossen, mahnte S. von seinen Umtrieben bei den Orten ab und entließ auf Betreiben der französischen Cardinäle dessen Todfeind Uf der Flüe, der in Rom seit 1514, da er vergeblich beim Papst gegen den Cardinal intrigirt hatte, gefangen lag. Die Eidgenossen waren kriegsmüde und die meisten Orte zu Frieden und selbst zu Bündniß mit Frankreich geneigt. Gegen S., der, um dieses zu hindern, selbst nicht unterließ, sich in Bauernaufstände zu mischen, herrschte solche Abneigung und Erbitterung, daß er sich in der Schweiz nicht zeigen durfte. Dafür gelang es aber, Heinrich VIII. zu gewinnen. Dessen unerschöpfliche finanzielle Hülfsmittel und die Rührigkeit des englischen Gesandten bei den Eidgenossen, Richard Pace, brachten, da einzelne Orte zwar nicht ein Bündniß, aber doch Werbungen bewilligten, in kurzer Zeit 15000 Knechte zusammen. Neben Maximilian zog S. an der Spitze derselben und eines kaiserlichen Heeres im März 1516 gegen Mailand. Allein des Kaisers Unentschlossenheit verhinderte anfangs trotz dem Drängen des Cardinals und der schweizerischen Hauptleute jeden Erfolg, und als nach Maximilian's Abgang vom Heere S. den Oberbefehl erhielt, war die günstige Gelegenheit, sich Mailands zu bemächtigen, schon versäumt, und der Feldzug verlief resultatlos. S. gab das Spiel indessen nicht verloren. Er betrieb eine neue allgemeine Liga, die den Papst, den Kaiser, England und Spanien, ja selbst die Eidgenossen umfassen sollte; letzteren verhieß er 80000 fl. jährlicher Pensionen, von England zu zahlen. Im October 1516 reiste er selber nach Brüssel und London. Dort vermochte er Karl und Chièvres trotz der soeben zu Noyon zwischen ersterem und Franz getroffenen Abmachung für seine Pläne günstig zu stimmen; hier schien seine unermüdliche Thätigkeit und überwältigende Beredsamkeit die ganze Welt aus den Angeln heben zu wollen. Der venezianische Gesandte sah schon das Schlimmste kommen, der päpstliche war um Parma und Piacenza besorgt, Chièvres um seinen Einfluß; selbst Sforza glaubte sich in seinen Ansprüchen auf Mailand zu Gunsten des Kaisers zurückgesetzt. Der Friedensschluß zwischen Franz und den Eidgenossen im November 1516 vereitelte indessen zunächst jedes offensive Vorgehen. Immerhin hoffte man sie noch für eine Defensivallianz zu gewinnen. S. sollte persönlich in Rom dem Papst den Plan vortragen und eine Zusammenkunft Heinrich's und Maximilian's in den Niederlanden auf die Beseitigung der zu Frankreich neigenden Minister Karl's hinwirken. Kaum zum Kaiser zurückgekehrt und von diesem mit Jubel empfangen, sah sich S. aber von seinem Rivalen Matthäus Lang aus dem Sattel gehoben. Statt der Zusammenkunft mit Heinrich erfolgte im December 1516 der Beitritt des Kaisers zum Vertrag von Noyon, und die Rückgabe von Verona, für dessen Behauptung S. soeben in London große Summen erlangt hatte, an Venedig (Januar 1517) schob ihn und seine Pläne ganz bei Seite.

Die beständige Abwesenheit des Bischofs, der trotzdem zu Hause seine eigenen Interessen in weitgehendem Maße zu wahren wußte, der üble Ausgang der von ihm beeinflußten schweizerischen Politik und das willkürliche Regiment, das seine Brüder im Lande führten, hatte inzwischen der namentlich im Oberwallis und zwar gerade in des Cardinals Heimath mächtigen französischen Partei zum Uebergewicht verholfen. Uf der Flüe rief die Matze gegen S. an; dieser mußte sich aus dem Lande entfernen, und nach mehrfachem Blutvergießen wurde auch seine Partei vertrieben und das Schloß Martinach erobert und verbrannt (Januar 1518). S. erwirkte in Rom Bann und Interdict und beim Kaiser Acht und Aberacht gegen das Land; im September 1518 versuchte er nochmals, wiewol umsonst, in's Land einzudringen. Im Sommer 1519 gab ein Urtheilsspruch der Rota ihm in den Hauptpunkten Recht; allein vergeblich rief er die Hülfe der Eid=

genossen zur Vollstreckung des Urtheils an: aus seiner Heimath blieb er für immer ausgeschlossen.

Bei der Kaiserwahl 1519 unterstützte S. lebhaft Karl's Sache. Mehrfach zu jener Zeit in Zürich anwesend, half er die Fäden knüpfen, die die Eidgenossen zu entschiedener Rückweisung der französischen Bewerbung führten. Einem Bündniß zwischen ihnen und dem Hause Habsburg, für das er im Jahr 1518 Maximilian noch gewonnen hatte, waren aber die Umstände nicht günstig. Was der Cardinal bezweckte, als er noch im letzten Moment Heinrich VIII. zu einer Bewerbung um die Kaiserwürde aufmunterte, ist nicht klar; denn wie eng seine Interessen mit denen Karl's verknüpft waren, zeigt seine Unterschrift unter der Wahlcapitulation desselben. — Vom October 1521 bis zum Juli 1522 befand sich S. als einer der einflußreichsten Räthe des Kaisers in dessen Umgebung, als solcher auch von Leo X. gewürdigt, der ihn am 1. November 1521 zum Administrator des Bisthums Catania ernannte. Der zwischen Karl und Franz ausbrechende Krieg führte S. im August an der Spitze einer kaiserlichen Gesandtschaft wieder in die Schweiz. Es gelang seinen und des päpstlichen Gesandten Bemühungen, von Zürich, das allein sich vom Bündniß mit Frankreich fern gehalten hatte, 2000 Mann zur Vertheidigung des Kirchenstaates zu erhalten. Mit diesen wußte er noch 5000 Freiwillige mit sich wegzuführen. Seine Rücksichtslosigkeit ließ voraussehen, daß er entgegen ausdrücklicher Verpflichtung die 2000 und mit ihnen auch die 5000 gegen das französische Heer und die in demselben befindlichen Schweizer zu führen versuchen würde. Zwingli erhob seine Stimme gegen ihn: „Auf einen reißenden Wolf stürmt man, aber den Wölfen, welche die Leute verderben, will Niemand wehren. Sie tragen mit Recht rothe Hüte und Mäntel; denn schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen heraus; windet man sie, so rinnt deines Sohnes, Bruders, Vaters und Freundes Blut heraus.“ Schon fingen die Orte an zu berathen, ob man S. nicht an Leib und Gut absagen wolle. Ueber Morbegno, Bergamo, Brescia und Montechiaro am Chiese marschirend, erzwang S. im Mantuanischen die Vereinigung mit Giulio de'Medici und Colonna. Damit war das päpstlich-kaiserliche Heer in die Lage versetzt, kräftig gegen Mailand vorzudringen. Entgegen gegebenem Worte wollte S. auch das zürcherische Contingent in die allgemeine Vorwärtsbewegung hineinreißen, fand jedoch an der Gewissenhaftigkeit von Führern und Truppen Widerstand. Die ohne bedeutende Gegenwehr erfolgende Einnahme Mailands (19. November 1521) schloß den Feldzug ab. — Der Tod Leo's X. am 1. December 1521 schien dem Cardinal endlich die Tiara bringen zu wollen. Im Conclave blieb S. lange Zeit nur um eine oder zwei Stimmen hinter dem relativen Mehr zurück. Unerwartet wurde schließlich Hadrian von Utrecht gewählt. Vom neuen Papst wurde S. sofort die Sorge, die Eidgenossen dem päpstlichen Stuhle zu erhalten, und nebst zwei anderen Cardinälen die interimistische Verwaltung des Kirchenstaates übertragen. Er blieb nun in Rom als einer der bedeutsamsten Rathgeber Hadrian's, einer der wenigen, die auch während der Pest beim Papste ausharrten. Am 20. September 1522 fiel er derselben zum Opfer; in St. Maria dell'Anima fand er seine Ruhestätte. Die bald darauffolgende Sedisvacanz hätte ihn nach der Ansicht Vieler auf den päpstlichen Stuhl geführt. Sicherer ist wohl, daß ihn der Tod vor einer zweiten und diesmal schwereren Täuschung bewahrt hat.

Unleugbar ist S. einer der gewaltigsten Schweizer, die je gelebt haben und neben Ximenes, Wolsey, Amboise und Lang einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit. Uebereinstimmend wird er als eine körperlich und geistig kraftvolle, selbst rauhe Natur von scharfem Verstand, durchdringender Klugheit, unermüdlicher Thätigkeit, ausgedehnter Kenntniß von Personen und Verhältnissen und

staunenswerther Gewandtheit und Energie in der Behandlung großer und schwieriger Angelegenheiten geschildert, „in einzigartiger Weise geschaffen, um Alles aufzuhetzen und wieder zu besänftigen“ (Arluni). Sein Gedächtniß, dem nichts entfiel, was er einmal gelesen oder gehört hatte, erschien so hervorragend, daß man glaubte, ein beschworener Dämon sage ihm alles. Seine klare, scharf treffende Beredsamkeit war so mächtig, daß sie schon in Como selbst von den Italienern bewundert wurde und „daß sie die Eidgenossen bewegte, wie der Wind die Wogen des Meeres“ (Giovio). Franz I. soll gesagt haben, die ungezähmte Redegewalt des Wallisers habe ihm erheblich viel mehr Aufwand und Gefahr verursacht, als die Spieße so vieler Tausende von Schinner's schweizerischen Landsleuten. Die Kehrseite dieser hervorragenden Eigenschaften bildeten große Leidenschaftlichkeit und Herrschsucht. Bei all' seinem Streben hatte er, hierin ein richtiger Vertreter der Renaissance, doch nur seine eigene Größe im Auge; wenn er Andere großmachen wollte, so war es doch nur, damit sie ihm als Folie dienen sollten. Ungeduld und Jähzorn rissen ihn häufig mit sich fort und vernichteten seine Erfolge. Gleichgestellten konnte er mit großer Insolenz begegnen, und in seinem Hasse gegen gewisse Gegner verschmähte er, obwol kein planmäßiger Verleumder, doch auch Verleumdungen nicht. Gegen seinen Körper übte er große Strenge. Als Pfarrer schlief er Nachts auf dem Fußboden, dem Kopf nur einen Balken unterschiebend; noch späterhin war er im Wachen und Hungern, im Ertragen von Hitze und Kälte gleichmäßig geübt. In seiner Lebensführung war er einfach und sparsam, in seinen Sitten nüchtern und mäßig, wiewohl es auch an gegentheiligen Aussagen nicht fehlt. — Den humanistischen Bestrebungen blieb S. stets zugethan, und mit den hervorragendsten Vertretern derselben verbanden ihn persönliche Beziehungen, so mit Claudius Cantiuncula, Ammonius v. Lucca, Glarean und besonders mit Erasmus, den er 1522 nach Rom zu ziehen sich eifrig bemühte. Seinem Bisthum widmete er im ersten Jahrzehnt ausgedehnte Verwaltungsthätigkeit, indem er Visitationsreisen unternahm, Kirchen und Schulen gründete und Hebung der Kirchenzucht anstrebte. Die Rechtssatzungen des Wallis fanden in ihm theilweise einen neuen Redactor und die kirchliche Bauthätigkeit und kirchliche Kunst einen eifrigen Beförderer. Auch weiterhin ließ er sich die kirchlichen Interessen angelegen sein. Er war es, der im berüchtigten Jetzerhandel 1508 den hartnäckig leugnenden Prior endlich zum Reden brachte.

Einmal in das große politische Getriebe eingetreten, wurde aber der gewaltige und wehrhafte Mann gleich seinem mächtigen Gönner und Vorbild, dem kriegerischen Julius II., mit dem ihn auffallende Aehnlichkeit hervorragender Eigenschaften verband, ganz von jenem erfaßt. Als Ziel seiner ungeheuren Thätigkeit ist zunächst ein negatives ersichtlich: die grimmige, nicht zu bezähmende Feindschaft gegen Frankreich. Für seine Zeitgenossen bildete diese derart den Mittelpunkt all' seines Thuns, daß sie sie auf gekränkte Eigenliebe zurückführten, da Ludwig XII. das Angebot seiner Dienste mit den Worten zurückgewiesen habe: einen einzigen Mann pflege er nicht so theuer zu bezahlen. Schwieriger fällt die Bezeichnung eines positiven Zieles. Die weltliche Machtstellung der Kirche ist es nicht; dem widerspricht die selbständige Haltung Schinner's 1512/1513, die ihn sogar zum Zerwürfniß mit Julius führte, und unter Leo X. war ein absoluter Anschluß an die päpstliche Politik noch weniger denkbar. Mailand bot seinem gewaltigen Streben zu wenig Raum. Am Hofe Maximilian's war politische Allgewalt, die auf die Größe Habsburgs hingearbeitet hätte, nicht zu erreichen; denn des Kaisers Eigenthümlichkeit gestattete keinem Rathgeber dauernde Macht. Die Selbständigkeit Karl's erlaubte noch viel weniger eine durchschlagende Beeinflussung der kaiserlichen Politik. Die englischen Interessen

schließlich wurden durch Wolsey eifersüchtig gegen Eingriffe fremder Rathgeber gewahrt. Für eine Wirksamkeit im großen Styl konnte ihm nur die Eidgenossenschaft die nöthige Grundlage bieten. Wie Wenige, erkannte S. die ungeheuere Macht, die die Eidgenossen in die Wagschalen der großen europäischen Politik zu legen im Stande waren. Ihr vornehmster Berather und gewissermaßen ihr diplomatischer Leiter zu sein, an der Spitze der einheitlichen, zweckbewußten Politik eines Landes zu stehen, dessen Fußvolk der Schrecken der Welt war, das mußte in der That auch einem außerordentlichen Thatendrang als lohnendes Ziel vorschweben und weitgehende Befriedigung verschaffen. Klarer als seine Landsleute erkannte S. auch die territoriale Voraussetzung für eine Weltmachtstellung der Schweiz: ihren dominirenden Einfluß in Oberitalien. Seine gesammte politische Thätigkeit zielt denn auch räumlich stets immer wieder auf Mailand; die Bekämpfung der französischen Ansprüche auf dasselbe mußte geradezu Programm jener werden, der sich alle andern Combinationen unterzuordnen hatten. Deshalb bot er sich Julius als kräftigste Stütze der nationalen Politik desselben an, die die Befreiung Italiens vom französischen Drucke bezweckte; deshalb war er bemüht, die Beziehungen zwischen Massimiliano Sforza und den Eidgenossen möglichst eng zu knüpfen; seine enge Anlehnung an Maximilian, die englischen Gelder, welche ihm gelang flüssig zu machen, die Idee einer Verbindung mit den Eidgenossen, für die er auch Karl zu gewinnen wußte: alles war nur bestimmt, die Eidgenossen in die von ihm in's Auge gefaßte Machtstellung einzuführen. Richtig bemerkt daher Pace: „Der Legat ist gänzlich Schweizer, besonders wo seine eigenen Interessen betheiligt sind.“ Dabei hätte sich aber, wenn seine Absichten weiter gediehen wären, wol ergeben, daß die Schwierigkeiten ihrer Durchführung mit der Größe des Apparates, den er aufbot, gesteigert worden und ihm schließlich über den Kopf gewachsen wären. S. kann geradezu als hervorragender Vertreter der gewaltigen Expansionskraft gelten, die die Eidgenossenschaft für kurze Zeit zur europäischen Großmacht emporhob. Solcher Politik fehlte aber schließlich doch die natürliche Grundlage; Schinner's Bestreben mußte an dem inneren Widerspruch zwischen Zweck und verfügbaren Mitteln scheitern, noch mehr an dem weiteren zwischen dem Streben nach eigener Größe und Macht und der Rücksicht auf das wahre Wohl des Landes, aus dem er seine Kraft schöpfte. Deutlich prägt sich derselbe namentlich in seinem Verhalten 1521 aus. Trotz seiner hervorragenden Eigenschaften und seiner rastlosen Thätigkeit vermochte der bedeutende Mann keine bleibenden Erfolge zu erringen, am allerwenigsten in seiner Heimath. Die schwere Krisis, in welche er und Uf der Flüe gleicherweise das Wallis führten, ließ seine Verdienste um das Land rasch vergessen, und in der Eidgenossenschaft bot er, obgleich in seiner persönlichen Lebensführung nicht angefochten, durch seine politischen Umtriebe, welche die Verweltlichung der Kirche in grellem Licht erscheinen ließen, directe Veranlassung zu der patriotischen Seite des Reformationswerkes Ulrich Zwingli's.

Von dem Nachlasse Schinner's sind nur spärliche Reste bekannt. Im vaticanischen Archiv sollen diplomatische Correspondenzen liegen, die aber bis jetzt nicht haben aufgefunden werden können. Anderes ist innerhalb der letzten siebzig Jahre verloren gegangen, so ein einst in Mailand in der Ambrosiana verwahrter Briefband. Aus diesem Grunde und weil das einer Lebensbeschreibung zu Grunde zu legende Material weithin zerstreut ist, steht auch eine Biographie immer noch aus. Die beste Orientirung bieten die Arbeiten W. Gisi's, der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik 1512—16, Schaffhausen 1866, und zwei Aufsätze in Band XV und XVII des Archivs für schweiz. Geschichte. Ferner sind zu nennen zwei Aufsätze von F. J. Joller,

in den kath. Schweizer-Blättern N. F. Bd. V 3 und in den Blättern aus der Walliser Geschichte, Sitten 1889, und ferner ein akad. Vortrag von E. Blösch, Sonntagsblatt des „Bund" 1890 Nr. 12 und 13.

Herm. Escher.

Schlegel: Karl Wilhelm Friedrich S. wurde am 10. März 1772 zu Hannover als jüngster Sohn Johann Adolf Schlegel's geboren und theilweise auf dem Lande bei seinem Oheim und seinem ältesten Bruder Moritz erzogen. Anfangs zum Kaufmann bestimmt, begann er seine Lehrzeit bei Banquier Schlemm in Leipzig, fühlte sich aber von diesem Beruf so wenig befriedigt, daß er bald mit dem unklaren Drang nach einem andern nach Hannover zurückkehrte. Auf den Rath der Eltern widmete er sich zuerst der Rechtswissenschaft in Göttingen, wo sein Bruder August Wilhelm studirte. Dieser ward von nun an sein treuester Freund und für geraume Zeit sein innigster Geistesgefährte. Mit ihm versenkte er sich schon jetzt auch in künstlerische und philosophische Studien; er las Winckelmann, Platon, Hemsterhuis; Heyne wurde auch sein Lehrer. Ostern 1791 bezog er, kurz bevor sein Bruder nach Amsterdam übersiedelte, die Universität Leipzig. Wieder stand zunächst noch die Jurisprudenz im Vordergrund seiner Studien; Kunstgeschichte, Philosophie, Litteratur schloß sich daran; aber auch in das luxuriöse und sittenlose Treiben der durch Eleganz und Frivolität damals ausgezeichneten Stadt tauchte S. tief unter. Aufregungen und Verstimmungen, materielle Opfer und seelische Leiden waren die Folge dieses Lebens; indem S. rücksichtslos überall seine Selbstsucht stillte, gelangte er doch nicht aus dem Schwanken zwischen überstiegenem Selbstgefühl und schwermüthiger Unruhe zu voller Befriedigung des Geistes und Herzens. Aus den pecuniären Verlegenheiten rettete ihn die Unterstützung August Wilhelm's; dem inneren Schwanken machte er im Frühling 1793 theilweise selbst ein Ende durch den nachträglich von den Eltern gebilligten Entschluß, die Jurisprudenz und damit die Aussicht auf eine sichere bürgerliche Versorgung endgültig aufzugeben und frei der Wissenschaft und Kunst zu leben. Noch mehr aber heilte ihn von seiner Weltverachtung, seinem Lebensüberdruß, seinen sittlichen und geistigen Ausschweifungen der Umgang mit der Freundin seines Bruders Caroline Böhmer, die sich, seiner Fürsorge anvertraut, vom Sommer 1793 bis zum Februar 1794 in Lucka bei Leipzig in strenger Zurückgezogenheit aufhielt (vgl. den Artikel Caroline Schelling). Sie gab ihm nach seinem eigenen Geständniß erst die Fähigkeit wieder, das zu werden, was er dann wurde. Auch in seinem Studium raffte er sich jetzt ernster zusammen. Hatte er in den letzten Jahren wahllos Massen von Schriften aus allen Gebieten der Wissenschaft, der älteren und neueren Litteratur gelesen, so wandte sich jetzt sein Interesse vornehmlich der Kunst und dem Alterthum zu: neben den Schätzen der bildenden Kunst, die er gelegentlich bei Ferienbesuchen in Dresden kennen lernte, zogen ihn vor allem die griechischen Dichter an. Schon träumte er von einer Geschichte der griechischen Poesie, in der er namentlich den Geist der Griechen, die Geschichte des sittlichen Menschen bei ihnen zu erforschen gedachte. Geschichte und Staatswissenschaft wurden ihm schon in dieser frühesten Periode seines Lebens Lieblingsbezirke der Wissenschaft. Eine umfassende Geschichte des griechischen Alterthums plante er denn auch zunächst, als er im Januar 1794 zu seiner Schwester Charlotte Ernst nach Dresden übersiedelte; aber auch der Gedanke an eine Kritik seines Zeitalters und Theorie der Bildung, an eine Ergänzung oder Berichtigung der Kantischen Philosophie, an eine Aesthetik und

---

*) Zu Bd. XXXI, S. 376.

Poetik schwebte ihm vor. Angeregt durch Herder's Schriften, wollte er für die griechische Litteratur das leisten, was Winckelmann für die griechische Kunst geleistet hatte. Aber ihm fehlte die wissenschaftliche Muße, um in systematischer Ordnung solche weitausschauende Werke auszuführen. Seine bedrängte äußere Lage nöthigte ihn, um sich schneller seinen Unterhalt zu verdienen, für Zeitschriften zu arbeiten. So zersplitterten die großen Pläne zu einer Anzahl von kleineren Aufsätzen und Fragmenten, die S. selbst nur als Skizzen oder gar als „Skizze der Hälfte der Vorrede des ganzen Werkes" bezeichnete und dereinst als vermischte Schriften oder Beiträge zur Kenntniß der Griechen zu sammeln gedachte.

Das Programm dessen, was er für die antike Litteratur im ganzen leisten wollte, enthielt sogleich sein erster, 1794 in Biester's „Berlinischer Monatsschrift" gedruckter Essay „Von den Schulen der griechischen Poesie", ausgezeichnet durch den klaren Ueberblick über die gesammte Entwicklung der althellenischen Dichtkunst, durch scharfe Charakteristik und keck hingeworfene, gedankenreiche und glücklich formulirte Apperçüs. Der hier schon vielfach bemerkbare Einfluß philosophischer Schriftsteller, besonders Schiller's und Wilhelm v. Humboldt's, trat noch stärker in den unmittelbar folgenden Aufsätzen Schlegel's hervor, welche von der Komödie des Aristophanes, der Tragödie des Sophokles, der Diotima in Platon's „Symposion" ausgingen und auf die Betrachtung griechischer Kunst und Sitte hinüberleiteten. Parteiisch voreingenommen für das griechische Ideal, das er auch in der Gegenwart wieder aufzurichten strebte, pries S. alles, was ihm ästhetischen Werth zu haben schien, auch als ethisch berechtigt; Kunst und Leben fiel für ihn stets in eines zusammen. Klar und geistreich urtheilte er, wo er einen concreten Stoff in's Auge faßte; gerne aber schweifte er von einem solchen ins Unendliche ab und scheute sich bei diesen halbphilosophischen Schwärmereien weder vor verworrenen Aeußerungen noch vor überkühnen Behauptungen. Diese Eigenschaften besaß auch sein bedeutendster Essay aus dieser Periode „Ueber das Studium der griechischen Poesie", 1795 geschrieben, 1797 mit einigen früheren Aufsätzen zu einem ersten (und einzigen) Bande historischer und kritischer Versuche über das classische Alterthum unter dem Titel „Die Griechen und Römer" vereinigt. S. wollte damit einen Beitrag zur Philosophie der Geschichte, eine Art von Philosophie der ästhetischen Bildungsgeschichte der Menschheit liefern. Der modernen Poesie, deren Charakter das Streben nach dem Interessanten, dem Neuen, dem Individuellen, deren Ursprung künstlich, deren Gipfel die Tragödie Shakespeare's, besonders „Hamlet", und deren Endergebniß die höchste Dissonanz, ein „Maximum der Verzweiflung" sei, stellte er die antike Dichtung gegenüber, die, natürlichen Ursprungs, nach dem Schönen, Allgemeingültigen, Objectiven strebe und in der Sophokleischen Tragödie gipfele. Zu der absoluten Schönheit, die sie von Natur besaß, solle die moderne Poesie durch Reflexion gelangen. Die Möglichkeit, dieses Ziel der Sehnsucht zu erreichen, zeige Goethe, dessen Dichtung als Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit schon in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen stehe. Neben ihr erkannte S. unter anderm die Philosophie Kant's und Fichte's, das Eindringen Herder's in den griechischen Geist, die Entwicklung unserer Poesie durch Klopstock, Wieland, Lessing, Bürger und zumeist durch Schiller als Vorzeichen einer neuen, besseren Periode der modernen Dichtung.

Dem Jahr 1795 gehörten zwei Schriften an, denen S. eine bedeutende Vertiefung seiner ästhetisch-historischen Anschauungen verdankte, Schiller's Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung und Friedrich August Wolf's „Prolegomena ad Homerum". Pries er die erstere Schrift namentlich in der Vorrede seiner „Griechen und Römer", so entlockte ihm die letztere nicht nur

1796 einen besonderen Aufsatz über die Homerische Poesie, sondern trieb ihn auch, endlich mit der Ausarbeitung seiner „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ Ernst zu machen. 1798 erschien davon des „ersten Bandes erste Abtheilung“, wieder nur ein Fragment, vorwiegend eine Abhandlung über die griechische Epik, dazu bestimmt, die philologisch-historische Kritik Wolf's durch eine ästhetisch-historische zu ergänzen. Indem S. die Kunsturtheile der antiken Schriftsteller über Homer und die alten Epiker der Reihe nach betrachtete und wiederholt besonders gegen Aristoteles ankämpfte, der keinen Sinn für die ältesten Naturgesänge gehabt und die Homerische Dichtung zu sehr unter Gesichtspunkten betrachtet habe, die einzig für die Tragödie gelten können, entwickelte er vortrefflich den Charakter des Homerischen Epos und seinen Gegensatz zur tragischen Dichtung. Wie für ihn stellenweise Wolf's „Prolegomena“ geradezu „Text und Quelle“ waren, so ist seine feinsinnige, geist- und kenntnißreiche Charakteristik trotz einiger Uebertreibungen im einzelnen grundlegend für jede spätere ästhetische Würdigung der Homerischen Gesänge geworden. Nur ganz skizzenhaft behandelte S. das griechische Epos nach Homer und den ionischen Stil der antiken Lyrik, brach aber gleich, nachdem er sich zur letzteren gewandt hatte, seine Darstellung plötzlich ab und ließ sich auch durch die günstige Aufnahme, die sein Buch in gelehrten Kreisen fand, nicht zu ernster Wiederaufnahme der Arbeit vermögen. Viel dürftiger als diese mannigfachen Fragmente aus der griechischen Litteraturgeschichte fiel Schlegel's schriftstellerische Production auf dem Gebiete der antiken politischen Geschichte aus. Sie beschränkte sich so ziemlich auf die „welthistorische“ Vergleichung „Cäsar und Alexander“ (1796), die richtiger als eine im ganzen vortreffliche Charakteristik Cäsar's mit gelegentlichen Seitenblicken auf Alexander bezeichnet werden könnte. Da Schiller diesen für die „Horen“ ihm angebotenen Aufsatz nicht zum Druck annahm, ließ S. eine weiterhin geplante biographische Arbeit über Tiberius Gracchus ungeschrieben.

Er lenkte sein Augenmerk lieber auf die neueste deutsche Litteratur, für die ja auch sein Bruder in hervorragender Weise kritisch thätig war. Ihm, der sich soeben mit Caroline ein neues Heim in Jena begründet hatte, folgte Friedrich ebendahin schon im August 1796. Lange konnte hier nicht seines Bleibens sein. Mit dem bedeutendsten der in Jena lebenden Autoren, mit Schiller, von dessen ästhetischer Fortbildung Kant's doch S. selbst mit am meisten angeregt worden war, verfeindete er sich im Laufe eines Jahres durch Recensionen seiner „Horen“ und „Musenalmanache“, die er in immer naseweiserem und gröberem Tone für Reichardt's Journal „Deutschland“ verfaßte, so gründlich, daß Schiller im Frühling 1797 nicht nur endgültig mit ihm brach, sondern auch sein bisher warmes Verhältniß zu August Wilhelm erkalten ließ. Desto inniger schloß sich S. in Jena an Fichte an. Seine Philosophie als consequenteste Fortbildung der Kantischen hatte ihm schon für einige noch in Dresden geschriebene Aufsätze, besonders für den (durch Kant's Schrift zum ewigen Frieden veranlaßten) „Versuch über den Begriff des Republicanismus“, inhaltlich und formal manches geliefert; sie machte er jetzt recht eigentlich zur Grundlage und Norm aller seiner Ideen. Gerade das Radicale und Revolutionäre, ja das Paradoxe in Fichte's „Wissenschaftslehre“ zog ihn an. Auf durchaus Fichte'schem Standpunkt zeigte ihn die umfangreiche, durch Schärfe der Charakteristik vor allem ausgezeichnete Recension der vier ersten Bände von Niethammer's „Philosophischem Journal“ in der Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung“ von 1797. Aber schon die um wenige Monate frühere polemische Beurtheilung des „Woldemar“ von Friedrich Heinrich Jacobi, das Meisterstück einer geistreichen, in das Wesen des kritisirten Schriftstellers und seines Werkes tief eindringenden Charakteristik, hatte die unbedingte Zustimmung Schlegel's zu Kant's und Fichte's System gleichsam

zur Folie. Als positives Gegenstück zu diesem Aufsatze entstand 1797 die Charakteristik Georg Forster's, eine Art von Rettung des oft geschmähten Mannes, den S. als classischen Prosaiker, beseelt vom Geiste freier Fortschreitung, als Künstler von echt sittlicher Bildung und als gesellschaftlichen Schriftsteller warm pries.

Bald nach der Vollendung dieser Schrift, die wenigstens indirect gegen die Anschauungen Schiller's und Goethe's gerichtet war, siedelte S. (im Juli 1797) nach Berlin über, in die unmittelbare Nähe Reichardt's, in dessen Zeitschriften bisher seine revolutionären Aufsätze bereitwillig Aufnahme gefunden hatten. Im vollen Gegensatze zu den platten Aufklärern, die ihr in Berlin noch am wenigsten erschüttertes Ansehen gern auf die Autorität Lessing's stützten, verfaßte S. alsbald nach seiner Ankunft in der preußischen Hauptstadt den großen Aufsatz „Ueber Lessing", eine in vielen Beziehungen noch jetzt grundlegende Charakteristik des Lessingischen Wesens und Geistes aus seinen Schriften und Briefen, reich an Witz, Geist, Satire, an glücklichen Apperçüs und prägnanten Schlagwörtern, scharf und vielfach treffend, und doch durchweg einseitig und tendenziös, da S. gerade das immer betonte, was Lessing's Wesen seinem eigenen verwandt erscheinen ließ, die Mischung von Litteratur, Polemik, Witz und Philosophie, den „höheren Cynismus", das Incorrecte, Paradoxe und Revolutionäre, und namentlich das Fragmentarische, das Fehlen jeglichen Systems. Im allgemeinen auf dieselbe Anschauung gründete S. noch 1804 die dreibändige, Fichte gewidmete Sammlung von Fragmenten aus Lessing's Briefen und Werken unter dem Titel „Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert". Den Mangel seiner eignen Natur, die ihn kein größer angelegtes Werk rein abschließen ließ, machte S. jetzt zu einer Tugend: in Fragmenten erkannte er „die eigentliche Form der Universalphilosophie"; in Fragmenten wollte er daher seine neuen Offenbarungen über Litteratur, Kunst und Leben aussprechen. Selbst der innige Verkehr mit dem streng systematisch, geordnet und fleißig arbeitenden Schleiermacher, den er sich in Berlin zum bewundernden Freunde gewann, vermochte ihn nicht von diesem Irrthum zu heilen; vielmehr bestärkte ihn darin die Bekanntschaft mit den Aphorismen eines von August Wilhelm recensirten geistvollen uud satirisch-witzigen Franzosen, des jüngst (1794) verstorbenen Dichters Chamford. Ihnen ähnlich bildete er „Kritische Fragmente", die er 1797 in Reichardt's „Lyceum der schönen Künste" veröffentlichte; Fragmente gleicher Art folgten 1798 und 1800 in der Zeitschrift „Athenäum", die er als Organ der neuen Schule mit seinem Bruder in Berlin begründete (3 Bände, 1798—1800). Diese Schule, bald die romantische genannt, bildete sich zu Anfang des Jahres 1798 durch die persönliche und litterarische Vereinigung der beiden Schlegel mit Tieck, Bernhardi, Schleiermacher; bald trat auch Novalis zu ihnen. Ihre ästhetische Doctrin bestimmten vor allem Friedrich Schlegel's „Fragmente". S. schwankte begeistert zwischen Fichte und Goethe, der nunmehr nebst dem jetzt genauer erkannten Shakespeare und Dante die vorher einseitig verehrten antiken Dichter aus seiner Seele zu verdrängen begann. Er wollte Poesie und Philosophie verbinden und die „absolute Identität des Antiken und Modernen" erkannt wissen; von der „Kunstlehre der Poesie", die überall vom Geist der classischen Poesie zeugen müsse, unterschied er die „Philosophie der Poesie", welche auch das eigenthümlich Moderne umfasse. Als Höhepunkt der Dichtung aber galt ihm jetzt nicht mehr die Tragödie, sondern der Roman, speciell Goethe's „Wilhelm Meister", den er bewundernd im „Athenäum" besprach, neben der französischen Revolution und Fichte's „Wissenschaftslehre" eine der „drei größten Tendenzen des Jahrhunderts". Die echte Romandichtung (oder romantische Dichtung) erschien ihm demgemäß als absolute, ideale Gattung der Poesie, als eine Art von

„progressiver Universalpoesie". Zur Erreichung dieses Ideals forderte S. unter Fichte's Einfluß namentlich Ironie: die Willkür des Dichters soll kein Gesetz über sich leiden, der Künstler auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheinen, die Dichtung die freie, unendliche Subjectivität zum vollendenden Hintergrund haben. Gegen die nüchternen Liebhaber des gesunden Menschenverstandes, besonders gegen die „harmonisch platten" Aufklärer, sollte diese Ironie und die von ihr untrennbare witzige Paradoxie sich zunächst verwirrend kehren.

Friedrich S. gab den Ton in diesen „Fragmenten" an, sein Geist durchwehte die ganze Reihe dieser Aphorismen; vielfach wurden dieselben aber auch von den übrigen Genossen des neuen litterarischen Bundes beigesteuert. Allmählich aber änderte sich das; Schleiermacher's „Reden über die Religion", zu denen S. Anfangs kein rechtes positives Verhältniß hatte, obwohl er sie schon um ihrer stilistischen Form willen laut pries, gewannen, wie auf alle Romantiker, so auch auf ihn mehr und mehr Einfluß, und mit ihnen die Dichtungen des ihm schon von der Universitätszeit her befreundeten Novalis. Unter solchen Einwirkungen schrieb er die dritte Reihe von Fragmenten unter dem Titel „Ideen" (1800). Mystisch, unfertig und ungeordnet, sollten dieselben zwischen Schleiermacher und Fichte gewissermaßen vermitteln, die „Reden über die Religion" berichtigen und überbieten und Schlegel's unklare Ansicht verkündigen, daß Religion die „allbelebende Weltseele der Bildung", die „centripetale und centrifugale Kraft im menschlichen Geiste", das „vierte unsichtbare Element zur Philosophie, Moral und Poesie" sei.

Dieselbe Verworrenheit übertrug S. in dem zu Anfang 1799 geschriebenen ersten Theil des Romans „Lucinde" vom religiösen auf das künstlerische und sittliche Gebiet. Er lieferte damit ein ästhetisches Unding, das in möglichstem Durcheinander verschiedene Formen der prosaischen und dichterischen Darstellung mischte, bald Erzählung, bald Charakteristik, bald Empfindungserguß und Reflexion war, weder eine halbwegs einheitliche Handlung enthielt, noch sinnliche Anschaulichkeit der Schilderung bekundete, bald schwülstig-rhetorisch, bald epigrammatisch-spitz, oft aber unklar geschrieben war und den Leser mitunter viele Seiten lang in Zweifel ließ, ob von einem erdichteten Romanhelden oder von Friedrich S. und seinen Meinungen die Rede sei. Zugleich verstieß das Werk rücksichtslos frech gegen alle Sittlichkeit, indem es einer vielleicht oft bloß äußerlichen Sitte gegenüber Natur und Gesundheit als das einzig Ehrwürdige und Liebenswerthe verkündigte und die ironische Willkür nebst dem Witz und der Phantasie nun auch zum höchsten Princip der Ethik machte, daher eine genußreiche Lebenskunst und als Mittel dazu gesetzlose Leidenschaftlichkeit und raffinirte Sinnlichkeit predigte. Bald cynisch-roh, bald lüstern malte S. Situationen aus, die keine unmittelbare Darstellung vertragen, und philosophirte phantastisch darüber. Schamlos nackt und nüchtern ohne jede künstlerische Veredlung stellte er sein persönliches Verhältniß zu der Freundin, die er in Berlin für's Leben gewonnen hatte, vor aller Welt aus, sein Verhältnis zu Dorothea, der Tochter Moses Mendelssohn's, die 1798 ihre Ehe mit dem Banquier Veit gelöst hatte, um ganz Friedrich S. angehören zu können (vgl. den Artikel Dorothea Schlegel). Aber auch seine eignen früheren Lebenserfahrungen in Leipzig, seine Beziehungen zu Caroline, Schleiermacher und anderen Freunden, zeichnete S. ziemlich unverhüllt in der „Lucinde" wieder ab. Nahezu einstimmig sprachen sich die Führer unserer Litteratur, auch die hervorragenderen Romantiker, gegen den Roman aus, um dessen Fortsetzung S. sich in den folgenden Jahren vergebens bemühte; nur Schleiermacher erklärte sich in seinen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" (1800) unbedingt für das Werk, das er aber mit idealisirenden Augen ansah.

Im Herbst 1799 siedelte S. mit Dorothea wieder nach Jena über; sie fanden zunächst im Hause August Wilhelm's Aufnahme. Hier entstand namentlich als Frucht manchfacher Vorarbeiten über Shakespeare, Cervantes, Boccaccio und andere Dichter das im „Athenäum" 1800 gedruckte „Gespräch über die Poesie", das Klarste und Beste, was S. bis dahin überhaupt geschrieben hatte, in seiner Form ein idealisirtes Abbild des geselligen Verkehrs unter den Romantikern zu Jena. Den Kern des „Gesprächs" bildeten vier Vorträge, ein Aufsatz über die Epochen der Dichtkunst von Homer bis auf die neuesten Erscheinungen in der deutschen Litteratur und, gewissermaßen zu dessen Ergänzung, ein Versuch über den verschiedenen Stil in Goethe's früheren und späteren Werken, beides litterargeschichtliche Essays, im Geiste Winckelmann's und Herder's entworfen, die stellenweise zwar eine umfangreichere Kenntniß (z. B. der spanischen und englischen Litteratur) wünschenswerth machen konnten, überall aber, auch wo sie an Schlegel's erste Arbeiten anknüpften, ein bedeutendes Reifen seiner Ansichten offenbarten; ferner ein Brief über den Roman, der mit der Vertheidigung des Phantastisch-Witzigen und des Sentimentalen in Jean Paul's Werken begann, sich entschieden gegen die englischen Familienromane, dagegen für die Italiener, Spanier, für Shakespeare, Sterne, Swift erklärte und in der Theorie des Romans die Verwandtschaft mit der „Lucinde" nicht verleugnete, und endlich eine neben Fichte besonders auch auf Spinoza, Jakob Böhme, Schelling und den Orient, zumal die Inder hindeutende Rede über die Mythologie, den „hieroglyphischen Ausdruck der umgebenden Natur in der Verklärung von Phantasie und Liebe", deren Schöpfung das künstlichste aller Kunstwerke sein, alle andern umfassen und selbst das unendliche Gedicht sein solle, welches die Keime aller andern Gedichte verhülle.

Zur gleichen Zeit gingen philosophische Pläne verschiedenster Art, Gedanken an ein strenges System der Logik, an eine philosophische Zeitschrift, die er mit Schleiermacher herausgeben wollte, an ein eignes, Fichte und Schelling übertrumpfendes metaphysisches System, dem jungen Fragmentisten durch den Kopf. Als aus all dem nichts wurde, versuchte er es im Wintersemester 1800/1801 mit philosophischen Vorlesungen an der Universität Jena, wo er mit Umgehung des Examen rigorosum im August 1800 promovirt und zur Lehrthätigkeit zugelassen worden war. Aber seine paradoxen, jeder streng wissenschaftlichen Ausbildung ermangelnden Einfälle ließen auch dieses Experiment vollständig scheitern; im Sommer 1801 es noch einmal zu wiederholen, konnte er unmöglich wagen. Neben seinen Vorlesungen besorgte S. namentlich die Herausgabe einer Sammlung vermischter Aufsätze aus seiner eignen und seines Bruders Feder, die zu Ostern 1801 unter dem Titel „Charakteristiken und Kritiken" in zwei Bänden erschien und von neuen Arbeiten Friedrich's besonders einen Aufsatz über die poetischen Werke Boccaccio's in ruhig-anschaulicher Darstellung fast ohne polemische Ausfälle enthielt.

Daneben beschäftigten allerlei poetische Absichten Schlegel's Phantasie. Die metrische Fertigkeit seines Bruders hatte ihn angesteckt; als Schüler desselben leimte er mehrere Gedichte zusammen, die hernach im „Athenäum" und in dem von August Wilhelm und Tieck herausgegebenen Musenalmanach veröffentlicht wurden. Es waren lauter äußerliche Kunststücke der Willkür, rhetorisch gespreizt, meistens in gesucht-künstlichen, spanischen oder italienischen Versformen abgefaßt, dichterisch durchaus von fremden Mustern abhängig, inhaltlich eine neue Wiederholung der von S. schon so oft in Prosa verkündigten Doctrinen und Tendenzen der Romantik. Neben diesen kürzeren Versuchen entstand 1801 das zweiactige Trauerspiel „Alarcos", im folgenden Jahre gedruckt und durch Goethe's Gunst einige Male in Weimar und Lauchstädt zur Aufführung

(ohne jeden wirklichen Erfolg) gebracht. Aus dem jüngst erschienenen zweiten Band der „Schauspiele" von Friedrich Rambach hatte S. eine spanische Ballade vom Grafen Alarcos und der Infantin Solisa sowie den Plan eines Dramas von Lope de Vega und ein Stück des deutschen Verfassers, welche beide den gleichen Stoff behandelten, kennen gelernt. Daraus wollte er eine „Tragödie im antiken Sinne des Worts, vorzüglich nach dem Ideale des „Aeschylus", aber, dem Stoff entsprechend, im romantischen Costüm, machen, eine Mischung des Antiken und des Allermodernsten, äußerlich in den aufs bunteste wechselnden gereimten und reimlosen Versformen aller Art wie innerlich in den dramatischen Motiven, in den Empfindungen, Reden und Handlungen der auftretenden Personen. Bei dem Mangel jeglicher dichterischen Begabung, aller echten Phantasie und alles wahren Gefühls, ebenso wie einer wirklich künstlerischen Behandlung der Sprache wußte S. nicht einmal die für die einzelnen Situationen erforderliche Stimmung zu erzielen; an eine psychologische Motivirung und einen planvollen Aufbau seines Werkes dachte er nicht im entferntesten. Dieser plumpen Fehler seines Trauerspiels und damit der unheilbaren Schwächen in seiner poetischen Anlage überhaupt wurde sich S. auch bei den verunglückten Aufführungen des „Alarcos" nicht bewußt, sondern trug sich noch Jahre lang mit mancherlei Plänen von Lust- und Trauerspielen, die zum Glücke sämmtlich im Entwurf stecken blieben.

Wie der Jenaer Aufenthalt dem Schriftsteller S. wenig Heil brachte, so auch dem Menschen. Mit Caroline, deren Annäherung an Schelling er mit Argwohn und Groll beobachtete, vertrug er sich von Monat zu Monat schlechter; demzufolge lockerte sich auch sein Verhältniß zu August Wilhelm, der, dieses Mal weniger streng als sein Bruder, die Partei seiner Gattin ergriff. Endlich zog Friedrich, mit den meisten Jenensern zerfallen, doch dem Bruder nach, der sich seiner Vorlesungen wegen nach Berlin begeben hatte. Nach anderthalb Monaten aber vertauschte er (im Januar 1802) die preußische Hauptstadt mit der sächsischen; hier, bei seiner Schwester Charlotte, traf auch Dorothea wieder mit ihm zusammen. Gleichwohl fühlte er sich nach der Auflösung des Jenaer Kreises völlig vereinsamt und durch die Nichterfüllung zahlreicher litterarischer Versprechungen, durch die Nichtausführung vieler Pläne und Bruchstücke seinen Verlegern, Freunden und Lehrern gegenüber in peinlichster Verlegenheit. Dem allen hoffte er zu entfliehen, indem er im Frühling 1802 mit Dorothea nach Paris übersiedelte. Dahin lockten ihn unter anderm die hier aus ganz Europa angesammelten wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze, die auch ruhigere Geister wie Wilhelm v. Humboldt und später Uhland anzogen.

In Paris näherte S. sich dem Altfranzösischen, überhaupt dem Studinm der romanischen Sprachen, dann dem der französischen Geschichte. Die nächsten Früchte dieser Arbeit waren eine Geschichte der Jungfrau von Orleans (1802), theils aus altfranzösischen, jüngst von Averdy gesammelten und herausgegebenen Memoiren, theils aus Hume's Geschichte von England übersetzt, und eine Geschichte der Margarethe von Valois (1803), ebenfalls aus gleichzeitigen historischen Quellen geschöpft. Bald aber fesselte ihn mehr als dies alles das Persische und das Indische. Und noch während er sich selbst diese morgenländischen Sprachen so weit vorerst aneignete, daß er die wichtigsten Dichtungen der älteren persischen und indischen Litteratur nothdürftig im Original lesen konnte, plante er sogleich eine persische Grammatik, welche Sprachlehre und Wörterbuch zugleich sein und auch über das Sanskrit mehr Auskunft geben sollte als jedes bisher gedruckte Buch. In der orientalischen Litteratur ging für S. eine völlig neue Welt, namentlich aber eine für seine weitere Geistesentwicklung sehr bedeutsame neue

Mystik auf. In der wissenschaftlichen Erkenntniß der morgenländischen Sprachen und Litteraturen ließ er sich freilich bald von seinem Bruder überflügeln. Als wichtigste litterarische Frucht dieser Studien erschien (erst 1808) Friedrich's Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", das alles, was man bisher in Deutschland aus zerstreuten Quellen einzeln hatte schöpfen müssen, geistvoll zusammenfaßte und dadurch der deutschen Wissenschaft eine reiche und bedeutsame Anregung gab. Schon sprach S. hier die Ahnung aus, daß Indien die Wiege aller occidentalen Völkerbildung sei, ein für die weitere Entwicklung der Sprachwissenschaft, der vergleichenden Litteratur- und Völkergeschichte überaus fruchtbares Wort. Er selbst wies, Wahrheit und Irrthum mischend, auf die Verwandtschaft der indischen Sprache mit andern morgen- und abendländischen Sprachen in ihrem Wortschatz, ihrer Grammatik und ihrem gesammten inneren Bau, sowie auf das Verhältniß der indischen Religion, Philosophie, Poesie und Cultur zu dem Glauben, Wissen, Dichten und Leben der späteren Völker hin. Indem er sich mitunter in trübe Mystik verlor, hoffte er durch die ganz neue Anschauung des orientalischen Alterthums gegenüber der „zu einseitigen und bloß spielenden Beschäftigung mit den Griechen" wieder zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Gesinnung zurückzuführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben gebe. Metrische Uebersetzungen aus dem Ramayana, dem Mahabharata, dem Bhagavatgita und andern Dichtungen machten die deutschen Leser zum ersten Mal mit größeren Bruchstücken altindischer Epik bekannt.

Auf weitere Kreise suchte S. durch die Zeitschrift „Europa" zu wirken, die als eine Art von Fortsetzung des „Athenäum", nur populärer, weniger gewählt und weniger parteiisch, praktischer und vielseitiger im Inhalt, in zwei Bänden zu je zwei Heften 1803—5 erschien. Sie sollte die Kraft der Poesie, das Licht der Schönheit und Wahrheit so weit als möglich verbreiten und in bunter Mannigfaltigkeit der Gegenstände alles berühren, was die Ausbildung des menschlichen Geistes angehe. Aber dazu reichten seine Kräfte, fast nur durch die seines Bruders und Dorotheens unterstützt, nicht aus. Die übrigen Freunde jedoch, wie Fichte, Schleiermacher, Tieck, konnte er nicht zur Mitarbeit bewegen. Hernach traten dafür jüngere Genossen, unter ihnen die spätere Helmina v. Chézy, Fouqué und Arnim, ein. S. selbst eröffnete die Zeitschrift mit Erinnerungen an seine Reise nach Frankreich und mit geschichtsphilosophischen Phantasien, in denen er Gedanken von Novalis weiterzubilden meinte und darum von der verhängnißvollen Trennung aller Kräfte und Geistesrichtungen im modernen Europa und dem dadurch bedingten Untergang jeder höheren Lebenskraft daselbst, der „gänzlichen Unfähigkeit zur Religion" und der „absoluten Erstorbenheit der höheren Organe" in unserm Zeitalter fabelte; wahre Rettung erwartete er nur von Asien, wo noch „alles in Einem mit ungetheilter Kraft aus der Quelle springe". Dann folgten Aufsätze über die neueste deutsche Litteratur und Philosophie, die sich von den früheren Arbeiten gleicher Art besonders durch das Erlöschen des kritisch-polemischen Eifers unterschieden, Nachrichten vom Pariser Theater, von den hier aufgeführten Stücken und von den daselbst wirkenden Schauspielern, Bemerkungen über seltene Werke der italienischen und spanischen Dichtung, über provenzalische Handschriften, eine trotz mancher Uebertreibungen vortreffliche Charakteristik des Camoens, doppelt achtungswerth, da dem Verfasser das nöthige geschichtliche Material nicht stets in genügender Fülle zu Gebote stand, ferner lyrische Gedichte, besonders Sonette, aber auch Stanzen und Glossen, ein Stück von Racine's „Bajazet", mit allerlei metrischen Spielereien übersetzt, endlich Berichte über die in Paris angesammelten Gemälde, darunter etwas aus-

führlichere Betrachtungen über Correggio, Lionardo, Raffael, Andrea del Sarto, die altdeutschen Meister. Noch unter dem Einflusse Wackenroder's und Tieck's, stets im Gegensatze zu der Kunstrichtung der „Propyläen“, erkannte S. nur den altchristlichen Stil und nur die historische oder symbolische Gattung in der Malerei an, sah in Tizian, Giulio Romano, Correggio, Andrea del Sarto die letzten wahren Maler, verwarf mit den späteren Italienern auch die Holländer, die Franzosen und die modernen Schulen überhaupt und trat auch den allergrößten Meistern der italienischen Kunst, einem Raffael oder Michel Angelo, mit nüchterner Kritik nur zu oft tadelnd entgegen. Ueberall ging er von mehr poetischen als malerischen Voraussetzungen aus; überall suchte er auch durch Ausblicke vom Einzelnen auf die Entwicklung der Kunst im allgemeinen anregend zu wirken.

Seinen Unterhalt in Paris gewann sich S. vornehmlich durch Vorlesungen über deutsche Litteratur und über Philosophie; ein glänzender Erfolg war ihm freilich auch diesmal nicht beschieden. Besser wurde seine pecuniäre Lage seit dem Herbst 1803, als sich einige junge Kölner, unter ihnen die beiden Brüder Boisserée, nebst noch ein paar Freunden bei ihm und Dorothea auf Kost und Logis einmietheten. Der Einladung der Brüder Boisserée folgte er dann auch im Spätfrühling 1804 mit Dorothea, die kurz zuvor, am 6. April, getauft und ihm nun auch kirchlich angetraut worden war, nach Köln, wo er vor einem allmählich sich vergrößernden Zuhörerkreis seine philosophischen Vorlesungen fortsetzte (mit tendenziösen Bemerkungen aus seinem Nachlaß von C. J. H. Windischmann in zwei Bänden 1836—37 herausgegeben). Indem S. dabei seine früheren philosophischen Einfälle und Constructionen großentheils aufs neue verwerthete, und in einem confusen Eclecticismus aus Fichte, Schelling, Jakob Böhme und anderen Denkern oder auch speculativen Dichtern schöpfte, baute er sich eine Art von System eines „Idealismus der unbedingten Ichheit“ auf, der alles, auch die Materie, aus einem Geist herleitete, einem göttlichen „Ur-Ich“, einer „unendlichen Ichheit und Einheit“. Für seine äußerlich sich der herkömmlichen Schulterminologie bedienende Schwärmerei war die „höchste Fähigkeit der abgeleiteten Ichheit“ nicht die Vernunft, sondern die Liebe. Von Capitel zu Capitel mischte er zahlreichere mystische und schließlich rein katholisch-kirchliche Elemente in diese Pseudophilosophie ein. Dabei vergaß er niemals die gelegentliche Polemik gegen die „sehr irrigen“ Lehren anderer Denker, von denen er theilweise früher selbst ausgegangen war. Vielleicht das Beste und Klarste in diesen Vorlesungen war der Ueberblick über die Geschichte der Philosophie mit seinen trefflichen (dazu an Paradoxen nicht allzu reichen) Charakteristiken hervorragender antiker und moderner Denker. Nebenher gab S. Bearbeitungen mittelalterlicher Sagen und Rittergeschichten, an denen sich Dorothea und Helmina v. Chézy versuchten, sowie Dorotheens Uebersetzung der „Corinna“ von Frau v. Staël heraus. Er selbst war dichterisch namentlich für das „Poetische Taschenbuch“ thätig, das er in zwei Jahrgängen 1805 und 1806 veröffentlichte. Es enthielt neben Reisebriefen (besonders über die Rheingegenden), eignen und fremden lyrischen Gedichten (unter letzteren mehrere hie und da leicht modernisirte Lieder aus der „Trutznachtigall“ Friedrich v. Spee's) namentlich das Heldengedicht „Roland“ (1806), in fünfzehn, bisweilen etwas äußerlich zusammenhängenden Romanzen nach dem formalen Vorbild des Herder'schen „Cid“, doch mit Beibehaltung der Assonanzen verfaßt. Den Stoff bot zumeist Pseudoturpin, daneben benutzte S. wohl aber noch andere altfranzösische Quellen sowie das altdeutsche, in Herder's „Volksliedern“ erneuerte „Ludwigslied“. Der Held seines Gedichts war mehr Kaiser Karl als Roland; die christlich-lehrhaften und legenden-

artigen Züge der mittelalterlichen Ueberlieferung verstärkte S. hin und wieder noch. So wurde neben seinen Vorlesungen auch diese Dichtung ein Zeugniß seiner von Jahr zu Jahr entschiedener werdenden Hinneigung zum Katholicismus. Unaufhaltsam näherte sich S. dem Uebertritt zur alten Kirche. Auch die öftere innige Berührung mit Personen, die ihm hierin aufs äußerste widerstrebten, so mit seinem Bruder August Wilhelm und dessen Gönnerin, der streng calvinischen Frau v. Staël, zu deren Besuch (ebenso wie zu Ausflügen nach Paris) er mehrmals Köln auf Monate verließ, vermochte ihn von jenem Schritte nicht mehr zurückzuhalten. Am 16. April 1808 legte er mit Dorothea zu Köln das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Bald darauf reiste er über Dresden nach Wien, wo er eine Staatsanstellung zu finden und nach dem Beispiel seines Bruders durch öffentliche Vorlesungen erfolgreich zu wirken hoffte. Im März 1809 wurde er hier zum Secretär bei der kaiserlichen Hof- und Staatskanzlei ernannt und machte als solcher den Feldzug dieses Jahres im Hauptquartier des Erzherzogs Karl mit. In schwungvollen Proclamationen forderte er zum Kampf gegen den Despoten Europas auf; im gleichen Geiste redigirte er die österreichische Armeezeitung. Schon in Recensionen für die „Heidelberger Jahrbücher“ aus dem Jahre 1808 hatte er gegenüber der „ästhetischen Träumerei“ und dem leeren Formenspiel vor allem deutschen Sinn von den Männern unserer Litteratur verlangt. Den vaterländischen Ton schlugen nun auch die besten seiner 1809 zuerst gesammelten Gedichte an. Zwar nahm die national deutsche Begeisterung des nunmehr in österreichischen Diensten arbeitenden Dichters oft einen specifisch habsburgischen Charakter an; das Heil Deutschlands erhoffte S. doch nur von dem festen Anschluß aller Stämme an die katholische Kaisermacht. Doch gehörten seine patriotischen Gesänge zu den frühesten und entschiedensten Vorboten der Lyrik der Befreiungskriege, und zugleich waren sie so ziemlich die einzigen poetischen Versuche Schlegel's, in denen es ihm wenigstens hie und da gelang, einen volksthümlich frischen und echten Ton zu treffen. Von seinen übrigen Gedichten verriethen höchstens einige Romanzen, dann und wann ein symbolisch-parabolischer Versuch und einige seiner spätesten, einer streng kirchlich-mystischen, ja asketischen Tendenz huldigenden Dichtungen (wie das „Klagelied der Mutter Gottes“, „Noah's Morgenopfer“) wirkliches poetisches Talent. Die meisten bekundeten nur vielseitige künstlerische und litterarische Bildung, eine ungemeine Gewandtheit in der äußerlichen Handhabung der künstlichen (besonders romanischen) Versformen und ein gewisses Geschick, Sinnliches anschaulich zu schildern und Gedankliches durch Bilder anzudeuten. Sehr oft lief Schlegel's ganze Poesie auf eine unklare Mischung von phantasievoller (oder auch phantastisch wirrer) Beschreibung und sentenziösen Einfällen hinaus. Volles, warmes Empfinden fehlte eben so sehr wie reife Schönheit des sprachlichen Ausdrucks.

Vom Februar bis zum Mai 1810 hielt S. vor zahlreichen, zum Theil fürstlichen Zuhörern und Zuhörerinnen Vorlesungen über die neuere Geschichte (1811 gedruckt). Was er bot, waren mehr allgemeine, philosophische Betrachtungen über die Geschichte des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte; die Kenntniß der äußeren historischen Vorgänge setzte er voraus. Nur die Geschichte Deutschlands und speciell Oesterreichs kam für ihn in Betracht. Von der Entwicklung der übrigen Völker führte er fast nur so viel an, als mit der deutschen oder habsburgischen Geschichte in unmittelbarem Zusammenhange stand. Seine Darstellung wurde so, noch mehr aber durch seine verschönernde Beleuchtung der meisten früheren Habsburger und ihrer Bestrebungen, sowie durch seine innerste Abneigung gegen alles Französische, oft einseitig. In der mittelalterlichen Kaiser-

macht sah er die Gipfel deutscher Größe; in diesem Sinne conservativ und illiberal, ohne tieferes Verständniß für die Ideen der neuern Zeit, stellte er dieselbe dar, ohne sich jedoch etwa durch seinen Katholicismus zu einer im Wesen ungerechten Schilderung der Reformation oder gar zu persönlichen Angriffen auf die Reformatoren, auf Gustav Adolf und andere Protestanten verleiten zu lassen. Durchaus geistreich, anziehend und anregend, berührte er neben der äußeren politischen Geschichte namentlich auch die innere sociale und nationale, überhaupt die gesammte culturelle Entwicklung Deutschlands in den verschiedenen Zeitaltern. Besonders stark hob er die geschichtliche Bedeutung des Cheruskerfürsten Hermann, Karl's des Großen, Maximilian's I., Karl's V. auch Philipp's II. und Kaiser Ferdinand's II. hervor. Gelegentlich warf er auch ein kritisches Wort über die poetische Darstellung welthistorischer Persönlichkeiten, z. B. über Klopstock's Hermannsdramen, über Schiller's „Jungfrau von Orleans“, dazwischen.

Vor einem nicht minder ansehnlichen Publicum hielt S. im Frühling 1812 zu Wien „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Litteratur“, welche 1815 in zwei Bänden im Druck erschienen und bald in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurden. In der Gesammtausgabe seiner Werke stellte er diese Vorlesungen an die Spitze, weil sie die Ergebnisse seiner früheren kritischen Arbeiten am vollständigsten enthielten und in allgemein verständlicher Klarheit vortrügen. Sachlich beruhte denn auch seine Darstellung großentheils auf jenen litterargeschichtlichen Studien aus jüngeren Jahren, neben denen er freilich auch, und zwar ohne genauere eigene Prüfung, Hypothesen und Forschungsresultate anderer Gelehrten benützte. Selten aber betrachtete er die einzelnen Perioden der Litteratur noch in demselben Lichte, wie früher. So verwarf er die früher hochgepriesene griechische Religion jetzt völlig und vernahm aus dem Innersten aller griechischen Dichtung den Schmerz über den Verlust einer bessern Menschheit und einer bessern Götterwelt. So blickte er jetzt mit einer gewissen Skepsis auf die neueren romanischen Litteraturen, tadelte selbst an Dante den ghibellinischen Trotz und an den italienischen Dichtern überhaupt die Frivolität und pries fast nur Camoens und Calderon, sonst von neueren Autoren noch Shakespeare, unbedingt. Ueberall suchte er möglichst kühl und besonnen zwischen Vorzügen und Nachtheilen abzuwägen; er vergaß nicht, auf die Schattenseiten der großen Entdeckungen und Erfindungen im fünfzehnten Jahrhundert hinzuweisen, und gab — doch wieder ohne fanatische Uebertreibung — allen erdenklichen Zweifeln über die Bedeutung und den geschichtlichen Gewinn der Reformation Ausdruck. Am meisten wurde durch die kirchlichen Vorurtheile des Verfassers seine Darstellung der Philosophie getrübt, und gerade ihr hatte er einen ziemlich breiten Raum zugemessen, weil er unter Litteratur den „Inbegriff des intellectuellen Lebens einer Nation“ verstand. Je weiter die Betrachtung zu der neusten deutschen Litteratur vorrückte, desto genauer ging S. auch auf einiges Nebensächliche ein und desto kritischer wurde er gegen die allgemein anerkannten Meister unserer Poesie. Entschieden eiferte er nun vom nationalen Standpunkt aus gegen das „falsche antikische Wesen“ und gegen das handwerksmäßige Nachdrechseln alter Sprach- und Kunstformen in der deutschen Dichtung, nicht minder aber gegen den „Sauerteig der falschen Aufklärung“ und den in Deutschland tiefeingewurzelten Sectengeist. Liebe zum Vaterland und zur Religion, deutschnationalen und christlich-katholischen Sinn zu erwecken, galt ihm durchweg als Hauptzweck. Auf ein welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung kam es ihm vornehmlich an: daher stellte er die der indischen und sonstigen altorientalischen Litteratur gewidmeten Abschnitte nicht nach streng chronologischer Methode an den Anfang seines Werkes, sondern schaltete sie lieber erst nach der

Schilderung vom Verfall der griechisch-römischen Litteratur ein, weil erst damals das Morgenland überhaupt mit dem Christenthum auf Europa bedeutsam zu wirken begonnen habe. Auf Detailangaben, auch auf kritische Einzelforschung mußte S. im allgemeinen verzichten; aber immerhin verwerthete er überall in geistreicher und selbständiger Weise eine bei dem damaligen Mangel an litterarischen Hülfsmitteln doppelt bewundernswürdige Fülle von Wissen. Stets verband er ästhetisches Urtheil und geschichtliche Betrachtung. Gerne setzte er die einzelnen Erscheinungen in der Litteratur der verschiedenen Völker in Zusammenhang mit und in Gegensatz zu einander. Seine persönlichen Ansichten sprach er möglichst klar und einfach, nüchtern und bestimmt aus; seine Gabe scharf zu charakterisiren verleugnete sich auch hier nicht.

Daneben war S. in Wien vor allem journalistisch thätig. Den auf Metternich's Betreiben im März 1810 begründeten „Oesterreichischen Beobachter" leitete er, da der eigentliche Redacteur, Regierungsrath v. Pilat, damals in amtlichen Angelegenheiten verreist war, während der ersten Zeit und nahm auch später als Mitarbeiter daran regen Antheil. 1812—1813 gab er die Monatsschrift „Deutsches Museum" heraus. Als ihren Hauptzweck bezeichnete er, Geschichte, Philosophie, Kunst und Litteratur in einem vaterländischen und durchaus deutschen Geiste zu betrachten und weiter zu fördern. Philosophie des Lebens, germanisches Recht, ältere deutsche Verfassungs- und Culturgeschichte, altdeutsche Sprach- und Litteraturkunde, Poesie, Theater, Kunst und Aesthetik überhaupt sollte hier eine Pflegestätte finden, Politik im engeren Sinne jedoch ausgeschlossen bleiben. S. selbst steuerte verhältnißmäßig wenig und nicht immer Bedeutendes zu seiner Monatsschrift bei, ein Capitel aus seinen Vorlesungen über Litteratur, gelegentliche Ergänzungen zu denselben, eine Untersuchung und Charakteristik Ossian's, der Edda und Shakespeare's, eine kirchlich einseitige Kritik eines Buches von Friedrich Heinrich Jacobi, Bemerkungen über Gemälde in einem böhmischen Schlosse und noch ein paar Kleinigkeiten. Aber er theilte aus dem Nachlaß des Freiherrn v. Gebler eine stattliche Reihe von Briefen Wieland's, Lessing's, Ramler's und anderer mit und gewann dichterisch oder wissenschaftlich hochbedeutende Mitarbeiter, die ihm bald einen Act aus einem mit Interesse oder Begeisterung aufgenommenen Drama, bald einige lyrische Versuche, bald ausführliche, besonders für die Geschichte der Germanistik wichtige Abhandlungen zur Verfügung stellten. Zu ihnen zählten außer seinem Bruder August Wilhelm Schriftsteller wie Adam Müller, Matthias Claudius, Matthäus v. Collin — auch dem Nachlaß Heinrich Joseph v. Collin's durfte er einiges entnehmen —, Jean Paul, Zacharias Werner, Fouqué, Graf Christian Stolberg, Theodor Körner und sein Vater, Maler Müller, Friedrich Heinrich Jacobi, Wilhelm v. Humboldt, Jakob Grimm, Görres, Docen, Büsching, Kopitar, Heeren, Böttiger, Caroline Pichler, Amalie v. Hellwig geb. Imhoff und zahlreiche geringere. So kam auch die Leserwelt der Zeitschrift wohlwollend entgegen. An ihrem immerhin frühen Abschlusse waren nach Schlegel's Erklärung allein die Kriegsereignisse schuld; Anfangs trug er sich sogar mit dem Gedanken, dereinst nach dem Friedensschlusse sein „Museum" wieder zu eröffnen. Er begnügte sich statt dessen damit, an der größten kritischen Zeitschrift Oesterreichs, den „Wiener Jahrbüchern der Litteratur", fleißig mitzuarbeiten. Noch einmal trat er 1820 als Herausgeber einer Zeitschrift hervor: in diesem und den folgenden Jahren erschienen sechs Hefte der von ihm seit 1816 geplanten „Concordia", 1823 zu einem mäßig starken Bande gesammelt. S. wollte hier den gesammten moralischen Zustand unseres Zeitalters, das ganze intellectuelle Leben des deutschen Volkes untersuchen und vom Standpunkte des Christenthums aus dauerhaft begründen und neu bearbeiten, die streitenden An-

sichten über Staat und Kirche versöhnen. Adam Müller, Zacharias Werner, Franz Baader und andere Gleichgesinnte liehen ihm dazu ihre Unterstützung. Er selbst lieferte außer einer Besprechung der religiösen Gedichte Lamartine's, dessen hohe Begeisterung, Tiefe des Gefühls und innige Beseelung er (mit manchen Seitenblicken auf den „dämonischen" Dichter Byron) rühmte, namentlich eine umfassende Abhandlung „Signatur des Zeitalters" und einen etwas kürzeren Aufsatz über die Seele. Den tiefen inneren Zwiespalt des Lebens suchte er in der letzteren Arbeit zu erklären und zu versöhnen; von dem Mangel an innerem Frieden ging er in der ersteren Abhandlung aus. In diesem krankhaften Zustand des Zeitalters, dessen Gipfel der Parteienstreit zwischen Unverstand und Unverstand sei, sah er nur eine Folge des religiösen, moralischen und politischen Unglaubens, der sich in den Tendenzen der sogenannten Aufklärung, in dem revolutionär gewordenen Nationalgefühl der Franzosen, in dem Genie der Unwahrheit, kurz in der Herrschaft des zerstörenden Princips, des Absoluten, offenbare. Rettung vor diesem allgemeinen Verfall hoffte er nur von dem „Organisch-Lebendigen und Positiven", und so strebte er im Einklang mit den ausdrücklich genannten Burke, Gentz, Bonard, Adam Müller, Karl Ludwig v. Haller, auch mit Görres und dem Grafen Maistre, aber im schroffsten Widerspruch zu allem, was er zwanzig Jahre vorher gedacht und gelehrt hatte, nach der historischen Begründung des christlichen Staates in monarchischer Verfassung.

Etwa zur Zeit der Freiheitskriege hatte S. seine völlige Lösung von seiner litterarischen Vergangenheit und von seinen früheren Genossen vollendet. Damals erst wurde auch sein Uebertritt zum Katholicismus in den weitesten Kreisen bekannt. Im Ministerium Metternich's war er mehrfach thätig, ohne jedoch etwas Selbständig-Bedeutendes zu leisten oder für seine Ideen und Vorschläge die Beachtung und Belohnung zu finden, die er dafür zu verdienen meinte. Während des Wiener Congresses reichte er einen Verfassungsentwurf für Deutschland ein; aber auch dieser wurde ad acta gelegt. Nach der neuen Organisation der vaterländischen Verhältnisse wurde er endlich im October 1815 zum ersten Legationssecretär mit dem Charakter eines Legationsrathes und 3000 Gulden Gehalt bei der österreichischen Gesandtschaft am deutschen Bundestag in Frankfurt a. M. ernannt. Zur gleichen Zeit erhielt er vom Papst den Christusorden. Daraufhin erwirkte er sich die in seiner neuen Stellung ihm werthvolle Erlaubniß, gleich seinem Bruder den alten Adel seiner Familie, um den sich die letzten Generationen derselben durchweg nicht mehr gekümmert hatten, wieder führen zu dürfen. In Frankfurt vertrug sich S. weder mit den subalternen Beamten seines Bureaus noch mit dem Chef desselben, dem späteren österreichischen Minister Graf Buol-Schauenstein; so wurde er denn schon im April 1818 von seiner Stelle wieder abberufen. Doch blieb er noch mehrere Monate theils in Frankfurt, theils zu kürzerem Besuch in Wiesbaden und Aschaffenburg, da über seine weitere Verwendung im Staatsdienste noch nichts bestimmt war. Wieder fühlte er, der sich in Frankfurt an ein behagliches, selbst genußreiches Leben gewöhnt hatte, sich ernsten Geldsorgen ausgesetzt. Bei dieser Unsicherheit seiner künftigen Lage ließ er seine Gattin im April 1818 nach Rom zu zweijährigem Aufenthalte bei ihren Söhnen reisen. Er selbst empfing noch den Besuch seines Bruders August Wilhelm und reiste erst im October und November 1818 über München langsam nach Wien zurück. Hier suchte er sich allmählich in die Wissenschaft wieder einzuleben und begann einen Umriß der Philosophie niederzuschreiben. Aus dieser ruhigeren Arbeit riß ihn eine Reise nach Italien, die er als Begleiter des Fürsten Metternich im Frühling und Sommer 1819 unternehmen konnte. Trotz der Eile, mit der er Italien durchzog, sah er außer

Pisa und Pästum alles Wichtige; in Rom, wo er Dorothea und seine Stiefsöhne antraf, in Neapel und Florenz verweilte er länger. Mit sehnsüchtigem Entzücken dachte er an die Reise zurück; aber einen bleibenden, bedeutsamen Einfluß auf sein geistiges Wesen übte sie nicht aus. Nach der Rückkehr fühlte er sich mehrfach krank, so daß er wiederholt während der nächsten Jahre in Baden bei Wien und in Steyermark Erholung suchen mußte. Aus dem gehofften Wiedereintritt in den Staatsdienst wurde nichts, ebenso wenig aus einer etwaigen Anstellung an einer preußischen Universität, zu der August Wilhelm ihm verhelfen sollte. Seine Vermögensverhältnisse gestalteten sich demgemäß immer trauriger. Und die wiederaufgenommene Schriftstellerei konnte er jetzt auch nicht mehr so fördern wie in jüngeren und gesünderen Jahren. Zunächst besprach er in den „Wiener Jahrbüchern" die deutsche Kunstausstellung in Rom vom Jahre 1819, wieder als warmer Freund der neu blühenden christlichen Kunst, doch etwas maßvoller und weniger einseitig als in den Pariser Aufsätzen. Daran schloß sich ebenda eine sehr umfangreiche Recension der Schrift J. G. Rhode's „Ueber den Anfang unserer Geschichte und die letzte Revolution der Erde als wahrscheinliche Wirkung eines Kometen" (1819), ein Versuch Schlegel's, Religion und Wissenschaft, Bibel und Naturgeschichte (und zwar bis auf die einzelnen Verse der Mosaischen Schöpfungsurkunde) in Einklang zu bringen, nebst allerlei aus Ahnung, Erkenntniß und Irrthum zusammengewobenen Erörterungen über die Urreligion, die Ursprache, den Urstaat, das Urland und den Urstamm. Gleichzeitig beschäftigte ihn die Herausgabe der „Concordia" und die Sammlung seiner Schriften. Zum großen Theil völlig umgearbeitet, seinen nunmehrigen christlich-conservativen Anschauungen möglichst angepaßt, auch von mancher formalen Rauheit und Schroffheit entkleidet, erschienen dieselben zu Wien 1822—1825 in zehn Bänden, keineswegs vollständig: Einzelnes schloß S. absichtlich aus, da er es seinen jetzigen Grundsätzen gemäß nicht umgestalten konnte; anderes war zur Aufnahme bestimmt, als die Auflösung der Verlagsbuchhandlung ihn nöthigte, die Ausgabe lange vor dem Abschlusse abzubrechen. Bitter kränkte es ihn, daß sein Bruder August Wilhelm gegen seine neuesten Arbeiten in verschrobenen Briefen ebenso wohl wie in öffentlichen Broschüren und Vorreden zu eignen Sammlungen eine unzweideutig feindliche Stellung einnahm und so ein Herzensbündniß schroff zerriß, das er trotz aller Gegensätze der Lebensanschauung gerne unverletzt bis zu seinem Ende erhalten hätte. Seine übrigen Geschwister sah er bei einem mehrwöchentlichen Besuche Dresdens im Herbst 1824 wieder; auch frischte er dabei die alten Beziehungen zu Tieck wieder lebhaft auf. Seine eignen und besonders Dorotheens Gesundheitsverhältnisse veranlaßten ihn zu mehrfachen Badereisen, die er im Herbst 1825 und wieder im Herbst 1827 bis nach München ausdehnte.

Im Frühling 1827 hielt er zu Wien wieder vor zahlreichen Damen und Herren, die zum Theil der höchsten Gesellschaft angehörten, Vorlesungen, diesmal über „Philosophie des Lebens" (1828 gedruckt). Indem er im Einzelnen an den Aufsatz über die Seele in der „Concordia" anknüpfte, setzte er den „Irrthümern" des Materialismus und Idealismus einen Spiritualismus entgegen, der von der Seele als dem Anfang und dem Ersten ausging, den Geist aber dennoch als das Höchste aufstellte und auch (im Widerspruch gegen den Rationalismus) Gott als lebendigen und persönlichen Geist, nicht aber als absolute Vernunft oder bloße Vernunftordnung auffaßte. So hoffte S. statt der Philosophie der Schule eine Philosophie des Lebens, statt einem bloßen Vernunftsystem eine „innere Erfahrungswissenschaft der höheren Ordnung" zu liefern, welche die beiden Elemente der Vernunftwissenschaft und der Naturphilosophie in sich aufnehme

und zugleich auch wahre Gottesphilosophie, d. h. gewissermaßen eine „angewandte Theologie" sei. Durchaus auf die Lehren der biblischen und kirchlichen Offenbarung gestützt, dabei von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er in einer entscheidenden, kritischen Uebergangszeit aus einer Weltperiode in die andere wirke, wollte S. für die neue Weltepoche den alten scheinbaren Zwiespalt von Glauben und Wissen zur wesentlichen Einheit des rechten Glaubens und des höchsten Wissens versöhnen. Neben manchen geistreichen oder auch praktisch nutzbaren Aeußerungen fand sich in diesen Vorlesungen auch allerlei skizzenhaft und flüchtig Zusammengestelltes, daher gelegentliche Unfertigkeiten und Widersprüche. Formal litten sie an dem Fehler, daß sie in dem Streben Schlegel's nach Popularität keine streng wissenschaftliche Begründung und Ausbildung eines speculativen Systems darbieten konnten, andrerseits aber für das durchschnittliche Fassungsvermögen seiner Zuhörer doch noch zu hoch, für ihren Geschmack zu streng und zu fachmännisch gelehrt waren.

Indessen ließ sich S. durch den äußeren Erfolg ermuntern, im folgenden Frühling 1828 wieder Vorlesungen in Wien zu halten, nun über Philosophie der Geschichte, welche in zwei Theilen 1829 im Druck erschienen. S. selbst wollte diese Vorlesungen im innigsten geistigen Zusammenhang mit denen des vorausgehenden Jahres betrachtet wissen, gewissermaßen als den zweiten Theil des damals versuchten „neuen Anfangs der Philosophie und des sämmtlichen philosophischen Wissens". Galt ihm als nächster Gegenstand und als erste Aufgabe der Philosophie überhaupt die Wiederherstellung des verlorenen göttlichen Ebenbildes im Menschen, so faßte er die Philosophie der Geschichte insbesondere als eine historische Entwicklung dieser Wiederherstellung nach dem Stufengange der Gnade in den verschiedenen Weltaltern auf. So stellte er sich denn auch hier durchaus auf den Boden der strengsten kirchlichen Lehre, maß daher den altbiblischen Ueberlieferungen über die Anfänge der Erde und der menschlichen Geschichte den unbedingtesten historischen Werth bei, ging auch bei der Betrachtung der folgenden Perioden stets von biblischen Anschauungen oder mindestens von Worten der Bibel aus und machte für die gesammte Darstellung der mittelalterlichen und neueren christlichen Geschichte das (nicht selten parteiische) Urtheil der katholischen Kirche zur Norm des seinigen. Auch die mannigfachen naturwissenschaftlichen Phantasien, die er zur Erklärung unserer jetzigen Erdbildung und ähnlicher physikalischer Vorgänge bedurfte, wußte er in einen gewissen Einklang mit der Mosaischen Urkunde zu bringen. Uebrigens galt es ihm gerade in dieser ältesten Geschichte als eine Hauptregel, man müsse nicht alles erklären wollen; er hielt es vielmehr hier für das Sicherste, das, was uns die Ueberlieferung gibt, so, wie sie es gibt, stehen zu lassen, sei auch einiges darin noch so dunkel und räthselhaft. Ueberall zeigte sich S. ungemein unterrichtet auf den verschiedensten Gebieten; aus den meisten dieser Bezirke, aus der Geschichte der Politik, der Sprachen, der Litteraturen, der Religionen, der Cultur im allgemeinen, nahm er aber auch viel Einzelnes in seine Gesammtdarstellung herüber, was man hier kaum suchen würde. Statt einer systematisch genügend gegliederten, geistig freien und wissenschaftlich tiefen Philosophie der Geschichte lieferte er somit in der Hauptsache eine von religiösem und oft auch philosophischem Geiste durchwehte culturgeschichtliche Betrachtung der Entwicklung der Menschheit. Von einseitigem Fanatismus war seine Darlegung durchaus frei; gelegentliche Polemik (etwa gegen die neueste deutsche Naturphilosophie oder gegen die Aufklärung, gegen das Absolute) vermied er nicht.

Den dritten Theil in dieser philosophischen Encyclopädie, die auf sieben Cyclen von Vorlesungen berechnet war, sollten Vorlesungen über Philosophie der Sprache und des Wortes bilden, die S. im December 1828 und im Beginn

des folgenden Jahres zu Dresden hielt, wohin ihn Familienangelegenheiten geführt hatten. Im offenen Widerspruch gegen fast alle neueren Systeme, so gegen Spinoza und besonders gegen Hegel, dagegen bis zu einem hohen Grade im Einklang mit Saint-Martin, ging S. wieder von der Ueberzeugung aus, daß der gewöhnliche Zustand unsres jetzigen Bewußtseins der eines zwiefachen Gegensatzes zwischen Verstand und Willen, Vernunft und Phantasie sei. Aus dieser vierfachen Spaltung solle das lebendig vollständige, dreieinige Bewußtsein wieder hergestellt werden, dessen drei Principien Glaube, Hoffnung, Liebe sind. Im ganzen äußern und innern Leben suchte S. immer wieder das Walten dieser drei bewegenden Motive und herrschenden Potenzen; die Sinne des Menschen und ihre Wahrnehmungen, seine Triebe, die verschiedenen bildenden und tönenden Künste, alles brachte er in Parallele zu ihnen. Als wichtigstes Verbindungselement des vierfach getheilten Bewußtseins betrachtete er die Sprache, deren Wesen, Ursprung und mannigfacher Entwicklung er eine besondere, von seinen Zuhörern dankbar anerkannte Aufmerksamkeit widmete. Von den Bestandtheilen der Sprache entlehnte er denn auch die bildlichen Ausdrücke für das Grundschema des menschlichen Bewußtseins, dessen gemeinsamen Mittelpunkt das Gefühl, dessen Schlußstein die lebendige Idee des lebendigen Gottes bildet. Auch diese philosophischen Vorlesungen liefen durchweg auf eine überdies nicht immer klare, oft mystische Theologie hinaus und befaßten sich gern mit der gelegentlichen Construction oder minutiösen Erläuterung von Offenbarungswahrheiten.

Aber ehe S. diese Vorlesungen abschließen konnte, wurde er am 12. Januar 1829 zu Dresden durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft. Er erlag einem Stick- und Schlagflusse, dessen Vorboten, Schwindelanfälle und sonstige Kränklichkeit, ihn seit Jahren wiederholt heimgesucht hatten. Unter den schriftstellerischen Plänen, mit denen er sich zuletzt trug, war neben weiteren philosophischen Vorlesungscursen namentlich eine Darstellung seiner philosophischen Lehrjahre. Persönlich scheint S., dessen Egoismus früher keine Rücksicht kannte, in späteren Jahren liebenswürdiger und milder geworden zu sein; dem Toten wurden von den verschiedensten Seiten Worte nachgerufen, die von ungeheuchelter, warmer Liebe zeugten. Geistig anregend wirkte er auch zuletzt noch wie früher, aber in ganz anderen Kreisen und in einem principiell verschiedenen Sinne. Der geistsprühende, revolutionäre Vorkämpfer der neuesten und freiesten Bestrebungen war zum Vertheidiger eines wiederbelebten geistigen Mittelalters geworden; zugleich aber hatte der einstige Fragmentist, der nirgends auch nur das kleinste Stockwerk fertig ausbauen wollte, eine groß angelegte philosophische Encyclopädie in aller Ausführlichkeit systematisch auszubilden unternommen.

Hormayrs Neues Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Litteratur und Kunst. Jahrgang 1829, Nr. 21 und 22: v. Bucholtz, Zur Erinnerung an F. v. S. — Ernst Freiherr v. Feuchtersleben, F. v. Schlegel's Biographie im 15. (letzten) Bande der 2. Originalausgabe seiner sämmtlichen Werke. Wien 1846. — J. A. Moritz Brühl, Geschichte der katholischen Litteratur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Leipzig 1854. S. 175—222 (großentheils von Feuchtersleben abhängig). — Helmina v. Chézy, Unvergessenes, Leipzig 1858 (besonders Bd. I, S. 256 ff.). — R. Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870 (für die erste Hälfte von Schlegel's Leben die beste Grundlage aller weiteren Forschung). — F. Schlegel's prosaische Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor. 2 Bände. Wien 1882. — F. Schlegel's Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausgegeben von Dr. Oskar F. Walzel. Berlin 1890. — Vgl. auch die Litteratur zu August Wilhelm Schlegel und zu Dorothea Schlegel.

Franz Muncker.

Schütz*): Heinrich S. (Henricus Sagittarius, auch Enrico Saettario) ist nach urkundlicher Angabe der Pfarrregister zu Köstritz an der Elster am 9. October 1585 daselbst getauft worden. Da die Taufe entweder am Tage der Geburt selbst oder an dem nächstfolgenden vollzogen zu werden pflegte, so wäre er am 9. oder 8. October geboren. Man hat sich aber für das letztere Datum zu entscheiden, da der gedruckte „Lebenslauf", welcher seiner Leichenpredigt angehängt ist, berichtet, er sei geboren „am 8. Tage des Octobris, Abends umb 7 Uhr". Auffälligerweise muß sich Schütz über seinen eignen Geburtstag im Irrthum befunden haben, da er in einem Gesuch an den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, datirt vom 14. Januar 1651, schreibt, er sei am Tage Burkhardi geboren, was der 14. October wäre. Der Name Schütz kommt noch heute in der Umgegend von Köstritz sehr häufig vor, und manche Anzeichen deuten darauf hin, daß auch die Familie Heinrich Schützens von Alters her in dieser Gegend seßhaft war. Der Großvater indessen, Albrecht S., hauste zur Zeit in Weißenfels, war Eigenthümer des noch heute stehenden Gasthofs „Zum Schützen", welcher vielleicht von ihm erbaut worden ist, und hatte zugleich das Amt eines Rathskämmerers inne. Der Vater, Christoph S., war Besitzer des Gasthofs „Zum goldenen Kranich" in Köstritz und eine Persönlichkeit, welche in der Gemeinde allgemeines Ansehen und Vertrauen genoß.

Köstritz gehörte schon damals zur Herrschaft Reuß-Gera und aus Gera hatte sich Christoph Schütz die Gattin geholt. Sie hieß Euphrosina und war die Tochter des Rechtspraktikanten und Bürgermeisters Johann Berger daselbst. Aus der Ehe gingen, soweit es sich hat feststellen lassen, vier Söhne hervor: Andreas, welcher seiner Zeit das Besitzthum des Vaters in Köstritz übernahm, Heinrich, Valerius und Georg. Die beiden letzteren schlugen die Gelehrtenlaufbahn ein: Valerius erwarb die Magisterwürde, scheint aber nicht zu hohem Alter gekommen zu sein, da er schon 1632 gestorben ist; Georg, der Jurist wurde und welchem Heinrich besonders nahe gestanden haben muß, wird uns noch weiter begegnen. Auch eine Schwester wird erwähnt, die sich in Weißenfels verheirathet hatte.

Als Albrecht S. im J. 1591 gestorben war, siedelte Christoph nach Weißenfels über, um die ihm als Erbe zugefallenen väterlichen Güter in eigne Verwaltung zu nehmen. Sein Name und die Jahreszahl 1616 sind bis heute am Gasthause zu lesen. Vierzig Jahre noch hat er hier gelebt und in hohem Ansehen gestanden, auch das Amt eines Bürgermeisters bekleidet; am 9. Oct. 1630 (nicht am 25. Aug. 1631) ist er gestorben. Seinen Kindern ließ er die sorgfältigste Erziehung zu Theil werden. Daß sein Sohn Heinrich ein ungewöhnliches Talent zur Musik besitze, wurde schon früh bemerkt, da dieser in kurzer Zeit sich zu einem Discantsänger von „besonderer Anmuth" entwickelte. Gute Discantisten waren in einer Zeit, da man Frauengesang bei öffentlichen Veranstaltungen noch nicht kannte, ein sehr gesuchter Gegenstand. Es fügte sich im Jahre 1598, daß Landgraf Moritz von Hessen-Cassel durch Weißenfels kam und in dem Gasthofe Christoph Schützens Nachtquartier nahm. Bei dieser Gelegenheit hörte er den dreizehnjährigen Knaben singen und fand so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn am liebsten gleich mit sich genommen hätte. Die Eltern mochten sich von dem zarten Kinde nicht trennen. Als aber der Landgraf von Cassel aus seine Anträge wiederholte, ihn nicht nur als Sängerknaben gebrauchen, sondern zu „allen guten Künsten und löblichen Tugenden auferziehen" wollte, als die Eltern merkten, wie den phantasievollen Knaben selbst die eröffnete Aussicht reizte, stellten sie einsichtsvoll und selbstverleugnend ihre persönlichen Wünsche zurück, und Heinrich wurde am 20. August 1599 von seinem Vater an den Hof zu Cassel gebracht.

*) Zu S. 125.

Diese Wendung entschied über den Gang seiner Entwicklung und sein Leben. Moritz' des „Gelehrten" glänzende, vielseitige Gaben, sein feuriger Eifer, sie zum Besten des Landes zu verwenden, sind bekannt. Seine zahlreichen geistlichen und weltlichen Compositionen, welche die ständische Landesbibliothek in Cassel aufbewahrt, bezeugen eine ungewöhnliche musikalische Begabung und künstlerische Einsicht. Er spielte Orgel und andre Instrumente mit Beherrschung. Die Hofcapelle wurde von ihm erweitert und gebessert, für die drei Kirchen der Residenz schaffte er neue Orgeln an, und führte in den Kirchen und Schulen seiner Herrschaft zwei von ihm selbst bearbeitete Choralbücher ein. Daneben wandte er auch dem Schauspiel eifrige Pflege und selbstschöpferische Theilnahme zu. Erstaunlicher noch waren seine wissenschaftlichen Gaben, seine Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen, in der Theologie und Philosophie, seine Gewandtheit im Disputiren, seine pädagogische Einsicht. Was er den Eltern Schützens versprochen hatte, hielt er vollauf. Die Sängerknaben der fürstlichen Capellen pflegten in Convicten oder ähnlichen Anstalten von dem Capellmeister oder seinem Vertreter in der Art erzogen zu werden, daß sie hier nicht nur den musikalischen, sondern auch den elementaren wissenschaftlichen Unterricht erhielten. S. erfuhr ein Besseres: er empfing seine Bildung im Collegium Mauritianum, welches der Landgraf 1599 gründete. Da es vorzugsweise ein Erziehungsinstitut für junge Edelleute sein sollte, war es für S. eine große Auszeichnung, als Alumne in dasselbe aufgenommen zu werden. Der vornehme Charakter, welcher der Bildung des gereiften Mannes in unverkennbarer Weise aufgeprägt erscheint, hat in dieser Schule augenscheinlich seine Wurzeln, in welcher nicht nur den Wissenschaften und Künsten obgelegen, sondern auch der Körper durch ritterliche Uebungen gekräftigt wurde. Es währte nicht lange, so that sich S. glänzend hervor, zunächst im Lateinischen, Griechischen und Französischen, dann aber auch in den andern Fächern dergestalt, daß er keinen Lehrer gehabt haben soll, der nicht gewünscht hätte, der Schüler möge das von ihm vertretene Fach zu seinem Hauptstudium erwählen.

Von seinen musikalischen Studien während der Casseler Zeit erfahren wir nichts weiter, als daß er als „Capellknabe mit aufgewartet habe". Lange kann auch dies nicht gedauert haben, da er mit 14 Jahren nach Cassel kam, also bald ins Mutationsalter getreten sein muß. Ob er alsdann eingehender sich mit Composition und Instrumentenspiel beschäftigt hat, muß man auf Grund später hervortretender Erscheinungen ebenfalls bezweifeln. Jedenfalls aber waren die Männer, an die er behufs seiner musikalischen Ausbildung gewiesen war, der fürstliche Capellmeister und sein Vertreter. Letzterer hieß Andreas Ostermaier, ihm fiel ein Theil der Singchorübungen zu. Capellmeister war Georg Otto aus Torgau. S. selbst thut in einer handschriftlich erhaltenen autobiographischen Skizze weder des einen, noch des andern Erwähnung. Georg Otto, schon durch Landgraf Wilhelm den Weisen vom Cantorat zu Salza als Capellmeister nach Cassel berufen, war indessen ein tüchtiger Meister, der auch unter dem anspruchsvolleren Moritz als fleißiger Kirchencomponist seine Stelle mit Ehren behauptete. Seine vollstimmigen Compositionen — es sind deren noch acht-, zehn- und zwölfstimmige vorhanden — verrathen den Einfluß der venetianischen Schule, welcher, wie die folgenden Ereignisse lehren, auch der Landgraf zugethan war. Es mag hiermit zusammenhängen, daß dieser ein Mitglied der Hofcapelle, Christoph Cornett, im Jahre 1605 zur Vollendung seiner musikalischen Ausbildung nach Italien schickte. Cornett wurde später Otto's Nachfolger im Capellmeisteramt, und S. zeigt sich ihm dauernd befreundet.

Nach Beendigung seiner Studien auf dem Mauritianum beschloß S., sich der Rechtswissenschaft zu widmen und begab sich um das Jahr 1607 in Gesell-

schaft seines Bruders Georg und eines Vetters auf die Landesuniversität Marburg, wo er es durch seinen Fleiß bald dahin brachte, eine Disputation de legatis rühmlich durchzuführen. Im Landgrafen muß aber die günstige Meinung von seinem Musiktalent tiefe Wurzel gefaßt haben, und er verlor ihn nicht aus dem Auge. Als er 1609 nach Marburg kam, überraschte er S. mit dem Anerbieten eines zweijährigen Stipendiums von jährlich 200 Thalern, um in Venedig bei Giovanni Gabrieli Musik zu studiren. Natürlich schlug S. das Anerbieten nicht aus. Allein es scheint, als ob ihn mindestens eben so sehr die Ausfahrt in die weite Welt, als die Lehre Gabrieli's gelockt hätte. Wenigstens ging er mit dem Vorsatz davon, nach seiner Rückkehr die wissenschaftlichen Studien wieder aufzunehmen. Er befand sich hiermit im Einklang mit dem Wunsche der Eltern, welchen es durchaus nicht in den Sinn wollte, daß der Sohn Musiker würde, und die daher auch die Excursion nach Venedig nur ungern zugaben.

S. ist von allen großen deutschen Componisten am spätesten zur Musik gekommen. Als er den ersten gründlichen Compositionsunterricht erhielt, war er 24 Jahre alt. Wenn er die anfängliche Unsicherheit des Selbsturtheils über seine schöpferische Begabung mit Gluck und Schumann theilen mag, so ist ihm ganz eigenthümlich der offenbare Mangel an Lust, den Pfad der Kunst zu beschreiten. Die Umstände waren es, welche ihn dahin drängten, mehrfach betont er selbst, wie er es als eine ganz besondere Fügung Gottes ansehe, daß er Musiker geworden sei. Er bekennt auch ganz unbefangen, daß es ihm zuerst fast leid geworden, Marburg verlassen zu haben, nachdem er als Gabrieli's Schüler habe einsehen lernen, wie schwer das Studium der Musik sei und wie gering und unsicher seine Vorkenntnisse. Zunächst war es nur das Gefühl der Pflicht, was ihn Geduld lehrte und bei der einmal begonnenen Arbeit festhielt. So mühte er sich zwei Jahre lang und überraschte dann die Welt und vermuthlich auch sich selbst durch ein Werk der Meisterschaft und des Genies.

Es waren die fünfstimmigen Madrigale über italienische Dichtungen, welche er 1511 (nicht 1512, wie er verwunderlicher Weise 40 Jahre später selbst angibt) bei Gardano in Venedig erscheinen ließ und dem Landgrafen Moritz widmete (Werke, Band IX). Mit diesem Werke überholte er nicht nur sofort die jüngeren Männer, welche wie er in Venedig sich der Tonkunst beflissen, sondern zog auch die Aufmerksamkeit der gereiften Meister auf sich. Sein Lehrer Gabrieli, G. C. Martinengo, der damals Capellmeister an S. Marco war, und andere angesehene Musiker Venedigs ermunterten ihn und redeten ihm zu, die Musik als Lebensberuf zu wählen. Sie hatten wenigstens soweit Erfolg, als S., dessen Stipendium abgelaufen war, sich entschloß, auf eigne Kosten noch länger in Venedig zu bleiben. Ihn lockte noch manches andre dort, als nur die Musik. Seine reiche Natur, gepflegt und angeregt in Verhältnissen, wie sie günstiger für ihn vielleicht im ganzen Deutschland damals nicht zu finden waren, öffnete sich jetzt zum ersten Male den vielfarbigen Erscheinungen der großen Welt. Mit durstigem Blicke sog er sie ein, sinnend durchschritt er die Stätten großer Begebenheiten, bedeutenden Männern suchte er sich zu nähern und von ihnen zu lernen. Zu Gabrieli aber trat er in ein inniges Verhältniß bewundernder Verehrung, welche dieser mit warmer Theilnahme für den genialen Jüngling erwiderte. Noch auf dem Todtenbette gab er seinem Beichtvater, einem Mönch aus dem Augustinerkloster zu Erfurt, wo einst Luther geweilt hatte, den Auftrag, dem lieben Schüler, welcher ihm zur letzten Ruhe das Geleit gegeben hat, einen Ring aus seinem Nachlasse zum Andenken zu überreichen. S. vergleicht in der Zueignungsschrift seiner Madrigale den Gabrieli einem goldführenden Strome, wie es im Alterthum der Tagus und Paktolus waren: reichlich habe er ihm von seinen geistigen Schätzen mitgetheilt. Als er nach

20 Jahren zum zweiten Male Venedig wiedersah, überkam ihn die Erinnerung an Gabrieli und die goldne dort verlebte Jugendzeit mit solcher Gewalt, daß selbst aus den gezierten Phrasen der lateinischen Zueignung der Symphoniae sacrae (Werke, Band V) uns ihr warmer Hauch entgegenströmt.

Nach Gabrieli's Tode verließ S. Venedig, nicht ohne viele Freunde dort zurückzulassen. Die Zeugnisse stimmen darin überein, daß er 1613 wieder in Deutschland war. Genaueres würde sich sagen lassen, wüßten wir das Datum von Gabrieli's Tod. Aber in diesem Punkte widersprechen sich die Angaben. Wenn er 1609 nach Italien ging, und quadriennio toto die Unterweisung Gabrieli's genossen haben will, müßte dieser erst 1613 gestorben sein. Auch in der autobiographischen Skizze ist 1613 das Jahr der Heimkehr, im gedruckten Lebenslauf wird dagegen 1612 als Gabrieli's Todesjahr angegeben. Vielleicht hat hier der abweichende venetianische Kalender eine Verwirrung angestiftet.

Auf der Rückfahrt muß S. in Weißenfels vorgesprochen und mit den Eltern über seine Zukunft Rath gepflogen haben. Diese waren nach wie vor der Ansicht, er solle die Musik nur nebenher treiben. Der Sohn schlug einen vermittelnden Weg ein: er suchte die Bücher wieder hervor, das juristische Studium fortzusetzen, stellte sich zugleich aber dem Landgrafen in Cassel zur Verfügung. Dieser übertrug ihm vorläufig, mit einem Gehalt von 200 Thalern, das Amt des Hoforganisten, als welcher er in der Schloßkirche zu spielen und nach damaliger Sitte auch die Aufführungen der Capelle zu accompagniren hatte. Daß er aber höheres mit ihm beabsichtigte wurde offenbar, als er ihn 1616 zum Hofmeister seiner heranwachsenden Kinder, Anfang 1619 zum Capellmeister an Stelle des kurz vorher verstorbenen Georg Otto bestimmte. Seine Pläne kamen nicht zur Verwirklichung. Von Weißenfels aus war die Kunde von Schützens Künstlerthum nach Dresden gedrungen. Er selbst vermuthet, es sei durch den Kammerrath v. Wolfersdorff, Hauptmann zu Weißenfels, oder den Hofmarschall, Geheimen Rath v. Loß geschehen. Die kursächsische Hofcapelle ermangelte damals einer frischen führenden Kraft. Der Capellmeister Rogier Michael war alt und leistungsunfähig, der Kurfürst Johann Georg aber liebte es, die Feste seines Hofes durch die Kunst verschönt zu sehen und hörte auch sonst in der Kirche und bei Tafel gern gute Musik. Schon hatte der wolfenbüttel'sche Capellmeister Michael Praetorius mehrfach aushelfen müssen. Als nun im September 1614 die Taufe des Herzogs August, des zweiten Sohnes Johann Georg's, welcher später Administrator des Erzstifts Magdeburg und Begründer der Linie Sachsen-Weißenfels wurde, mit großem Aufwande gefeiert werden sollte, erbat sich der Kurfürst vom Landgrafen den S., dabei mit seinem Musiktalente „aufzuwarten“. Es geschah dies in Gemeinschaft mit Michael Praetorius; dieser componirte die Musik für die kirchliche Feier, S. wird für die Tafelmusik in Anspruch genommen worden sein. Bei dieser Veranlassung wurde die Bedeutsamkeit und das Gewicht seiner Persönlichkeit sofort voll empfunden. Der Kurfürst wünschte ihn an seinen Hof zu fesseln, und nun entspann sich eine Jahre hindurch fortgeführte Correspondenz zwischen Sachsen und Hessen, deren keines auf den Mann verzichten wollte. Zunächst erbat der Kurfürst im April 1615 sich den S., welcher im October 1614 nach Cassel zurückgekehrt war, für ein paar Jahre, bis andre geeignete Kräfte zur Hebung der Capelle herangebildet seien. Er wurde im August für zwei Jahre nach Dresden beurlaubt, sollte aber vorkommenden Falls mit seiner Kunst auch dem landgräflichen Hofe zu Diensten stehn. Ende 1616 aber verlangte ihn Moritz schon zurück, da er ihn zum Prinzenerzieher machen wolle. Johann Georg antwortete darauf mit dem Begehren, jener möge ihm den Künstler gänzlich abtreten. Zögernd und mit sichtlicher Ueberwindung entschließt sich Moritz hierzu, nachdem er die Versicherung erhalten hat, es solle S. nicht

gehindert werden, sich gelegentlich auch ferner noch dem Landgrafen mit seiner Kunst willfährig zu erweisen. Moritz suchte aus politischen Gründen sich mit Kursachsen gut zu stellen; dies und die Erwägung, daß S. in gewissem Sinne des Kurfürsten Unterthan sei — die Herren von Reuß waren Kursachsen lehnspflichtig — mochte ihm den Entschluß erleichtern. S. reiste nun im Februar 1617 nach Cassel zurück, seine Angelegenheiten dort zu ordnen und endgültig nach Dresden zur Uebernahme des Capellmeisteramtes überzusiedeln. Wie schmerzlich aber Moritz den Pflegling vermißte, dem er beim Abschied unter warmen Worten sein Bildniß mit einer Kette schenkte, geht daraus hervor, daß er im Januar 1619 nach Georg Otto's Tode noch einen letzten Versuch machte, ihn zurückzugewinnen. Begreiflicherweise schlug der Versuch fehl, und die S. zugedachte Stelle erhielt nunmehr Christoph Cornett.

S. aber trat auf den Platz, auf welchem ihm bestimmt war bis ans Ende seines langen Lebens zu verbleiben. Nicht weniger als 55 Jahre hat er der kurfürstlichen Musik als oberster Leiter vorgestanden. In drei Abschnitte gliedert sich dem überschauenden Blicke diese Zeit. Der erste reicht bis zum Jahre 1633. In ihm entfaltete sich der jugendliche Meister zur vollen Kraft, sah er die unmittelbarsten Wirkungen seines Strebens, lächelte ihm am holdesten das Glück. Die Fähigkeit zu organisiren, zu lehren und zu leiten war ihm angeboren. Ohne vorhergegangene praktische Erfahrung, deren doch die wenigsten bei solchen Dingen entrathen können, gelang es ihm in wenigen Jahren, die kursächsische Capelle zu einer der besten und angesehensten Deutschlands zu machen. Das geistige Niveau des Hofes zu Dresden stand freilich unvergleichlich viel tiefer als dasjenige, welches er von Cassel her gewohnt sein mußte. Aber Johann Georg kargte nicht mit den Mitteln, ließ seinen Capellmeister gewähren und freute sich, Ehre mit ihm einzulegen. Die regelmäßige Beschäftigung der Capelle war eine doppelte: für die Kirche und für die Kammer. Unter letzterer ist in jener Zeit an den deutschen Höfen fast ausschließlich die Tafelmusik zu verstehen. Wir sträuben uns gegen die Vorstellung, den ästhetischen Genuß im Dienste des sinnlichen zu sehen; aber es war so. Und zwar wurde bei Tafel keineswegs nur mit Instrumenten musicirt, sondern auch gesungen, und nicht nur Weltliches sondern auch Geistliches. Ab und zu müssen jedoch in den fürstlichen Gemächern auch erbauliche Versammlungen mit Musik (der eigentliche Nährboden für das Oratorium) stattgefunden haben; man wüßte sich sonst den Titel von Schütz' „Auferstehungs-Historie“ (Werke, Band I) nicht zu erklären. Außerordentliche Veranlassungen zu Musikaufführungen gaben die am Hofe gefeierten Tauf- und Hochzeitsfeste, oder der Besuch fremder Fürstlichkeiten; für solche Zwecke wurde auch wohl einmal eine theatralische Vorstellung gewählt, ein ständiges Opernhaus besaß der Hof damals noch nicht. Außerdem aber liebte es Johann Georg, wenn er außerhalb des Landes zu politischen Zwecken erschien, seine Capelle mit sich zu führen, und solche Gelegenheiten werden es nicht zum wenigsten gewesen sein, die ihren Ruhm verbreiteten. Von den Kindern Johann Georg's waren es nur die beiden ältesten, deren Tauffeierlichkeiten S. durch seine Kunst nicht verschönern half; Hochzeitsmusiken hat er für sämmtliche zehn geschrieben. Eine solche ist die vielgenannte Oper „Daphne“. Sie kam Freitag den 13. April 1627 zu Torgau zur Aufführung, als des Kurfürsten älteste Tochter mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt Hochzeit machte. Opitz hatte nach Ottavio Rinuccini's Muster den Text gedichtet, Schützens Musik ist verloren gegangen. Seine reiche Bildung gestattete ihm übrigens, in solchen Fällen nicht nur als Componist, sondern auch selbst als Dichter aufzutreten. Als am 25. Juli 1617 Kaiser Matthias mit dem böhmischen König Ferdinand und dem Erzherzog Maximilian zum Besuch in Dresden eintraf, hatte er und einige Local-

poeten mehre lateinische und deutsche Begrüßungsgedichte seiner Erfindung drucken lassen, die er dann, mit eigner Musik versehen, gewiß auch aufgeführt hat. Eines derselben hat die Form des Wechselgesprächs und läßt Apollo und die neun Musen auftreten; es würde dies die früheste dramatische Composition Schützens sein, von der wir wissen, die Musik selbst ist auch hier nicht mehr erhalten.

Nach der Schlacht am Weißen Berge hatten allein die schlesischen Stände gezögert, sich dem Kaiser Ferdinand zu unterwerfen. Es gelang der Vermittlung Johann Georg's und seiner Räthe, sie zum Aufgeben des Widerstandes zu bewegen. Amnestie wurde zugesagt und der Dresdener Accord vollendete am 18. Februar 1621 den Vertrag. Nun blieb nur der Act erneuter Huldigung übrig. Johann Georg vollzog ihn im Namen des Kaisers: mit einem Gefolge von 855 Personen mit 878 Pferden brach er am 5. October von Dresden auf und traf am 14. in Breslau ein. S. war mit 16 Mitgliedern der Capelle im Gefolge. Er hatte ein dreichöriges Stück componirt, welches bei der Huldigung zur Aufführung kam und erhalten ist (Werke, Band XV, Nr. 1). Aus dem Titel kann vermuthet werden, daß er auch den Text verfaßt hat: in tadellosen, freilich stark rhetorischen lateinischen Distichen preist er den kurfürstlichen Friedebringer, fordert Schlesien auf, sich seines Geschicks zu freuen und ihm seine Gelübde zu weihen. S. ließ das Werk in Breslau drucken und widmete es den schlesischen Fürsten und Ständen. Solcher Compositionen, die man politische nennen kann, besitzen wir von ihm noch mehre. Auch zum Kurfürstencollegtag in Mühlhausen (4. October bis 5. November 1627) ist er und eine Auswahl der Capelle in „2 Kutschen und einem Rüstwagen vor die Instrument und ander Bagage“ mitgezogen. Das „Da pacem, Domine“ seiner Composition (Werke, Band XV, Nr. 2), welches er hier musicirte, offenbart auf's greifbarste die bahnbrechende Kraft des Meisters. Ein drittes Chorstück: „Teutoniam dudum belli atra pericla molestant“ (Werke, Band XV, Nr. 3) bezieht sich wieder auf ein Staatsfest in Schlesien; auf welches, hat sich noch nicht feststellen lassen. Auch beim Convent der protestantischen Fürsten und Stände, welcher vom 10. Februar bis zum 2. April in Leipzig gehalten wurde, war S. mit der Capelle anwesend, ohne daß sich nachweisen ließe, was er für diesen Zweck componirte.

Unter den Besuchen an fremden Fürstenhöfen ist als auszeichnend und folgenreich für S. zunächst ein solcher in Bayreuth zu erwähnen. Er hat im Sommer 1619 stattgefunden. Zum ersten Male, soviel wir wissen, traf S. hier mit dem Fürsten zusammen, dem er von Geburt als Landeskind zugehörte: Heinrich Reuß Postumus. Samuel Scheidt, der nebst Michael Praetorius ebenfalls anwesend war, hat die Begegnung erzählt. Sie musicirten im Schloß vor einem Kreise von Fürsten und Adligen, und hier zeigte der reußische Herr ein so hohes Interesse und Verständniß für die Musik, eine so liebenswürdige persönliche Betheiligung an dem Auftreten und den Leistungen des Gesangschors, daß er — sagt Scheidt — wie ein Obercapellmeister aller Musiker erschien (Vorrede zu den Concertus sacri, Hamburg 1622). In der Folgezeit stand S. bei ihm in besonderer Gunst, seine Compositionen wurden von ihm vor andern hochgeschätzt und an Huldbeweisen ließ er es nicht fehlen. Als Johann Georg ihn am 17. Aug. 1627 auf Schloß Osterstein bei Gera besuchte, ist S. zweifellos im Gefolge gewesen. Das schönste Denkmal seines Verhältnisses zu dem bedeutenden Fürsten, dessen Vorzüge ihm durch den Vergleich mit Johann Georg nur um so heller erscheinen mußten, hat er ihm nach seinem Tode (3. December 1635) gesetzt. Heinrich Postumus hatte sich, als er sein Ende nahe fühlte, in der Stille einen Sarg anfertigen lassen, welcher auf dem Deckel und an den Seiten mit den=

jenigen Bibelsprüchen und Liedstrophen bedeckt war, welche der fromme Mann besonders liebte. S. faßte sie alle als Text zu einer Chorcomposition zusammen, welcher er die Form einer deutschen Messe gab. Die Psalmworte: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde", welche Heinrich als Text seiner Leichenpredigt, und die Worte Simeon's „Herr nun läßest Du Deinen Diener in Friede fahren", die er zum Grabgesang bestimmt hatte, verwendete S. ebenfalls zu zwei achtstimmigen Chorgesängen. Mit dem letzten verband er aus eigner Bewegung ein „Selig sind die Todten", das, von hohen Stimmen vorgetragen, den Gesang der Engel versinnlichen sollte, welche den aufschwebenden seligen Geist empfangen. Am 4. Februar 1636, dem Tage der Beisetzung, brachte er diese tief in den Duft der Poesie getauchten „Musikalischen Exequien" in Gera zur Aufführung (Werke, Band XII). Keinem deutschen Fürsten ist von einem großen Componisten jemals solch ein deutsches Requiem gesungen worden.

Wenngleich S. am Hofe zu Cassel seit 1617 kein Amt mehr bekleidete, so fühlte er sich doch dem Landgrafen Moritz viel zu tief verpflichtet, als daß er ihn nicht die Früchte seiner Kunst hätte genießen lassen so oft er konnte und willkommen zu sein glaubte. Dies bezeugen die zahlreichen handschriftlichen, zum Theil autographen Compositionen, welche die ständische Landesbibliothek zu Cassel noch heute aufbewahrt. Manche derselben dürften freilich wohl schon zwischen 1613 und 1615 entstanden sein, da er die aus Italien heimgebrachten Keime pflegend, still in Cassel arbeitete und die Zeit erwartete, wo er als Componist mit einem gewichtigen Werke hervortreten könnte. Viele der mehrchörigen mit instrumentalen und vocalen Füllstimmen im Geiste Gabrieli's prächtig ausgestatteten Compositionen, auch manche der weltlichen Madrigale mögen hier noch geschaffen sein. Dagegen hat er sich in jener Art der concerthaften Composition, durch welche er recht eigentlich den deutschen Musikstil seines Jahrhunderts bestimmte, in diesen frühen Jahren wohl noch nicht versucht. Was derartiges in Cassel vorhanden ist, wird er von Dresden aus überschickt haben, doch schwerlich später als 1632, da mit dem Tode des Landgrafen die Bande sich lockerten, oder gar lösten, welche ihn an den hessischen Hof knüpften. Nicht wenige der Concerte, welche er zwischen 1636 und 1650 im Druck erscheinen ließ, finden sich hier in abweichender und zwar älterer Gestalt, was zu dem Schlusse nöthigt, daß zwischen ihrer ersten Conception und der Herausgabe eine Reihe von Jahren verstrich. Auch seine bedeutsame Composition der Sieben Worte Christi am Kreuz (Werke, Band I), die einzig in einer Casseler Handschrift überliefert ist, möchte aus obigem Grunde, dem sich stilistische Gründe gesellen, noch in die zwanziger Jahre zu setzen sein. Aeußere Zeichen directer Bestimmung für Cassel sind nur an zwei Werken wahrnehmbar, einer mächtigen vierchörigen Composition über den Hymnus Veni, sancte Spiritus (Werke, Band XIV, Nr. 2) und einem Concert „Herr, nun läßest Du Deinen Diener in Friede fahren" (Werke, Band VII, Nr. 12), das dem Capellmeister Cornett gewidmet ist.

Das Meisterwerk aber, mit dem er sich im deutschen Vaterlande würdig einführen wollte, ließ er unter dem 1. Juni 1619 im Selbstverlage ausgehen. Es war nicht das Erste, was er in Deutschland drucken ließ: schon 1618 hatte er zwei mehrchörige Hochzeitsgesänge mit Instrumenten veröffentlicht. Aber sie waren als Gelegenheitscompositionen für einen kleinen Kreis bestimmt. Mit den „Psalmen David's sampt etlichen Moteten und Concerten" wendete er sich an die Welt. Dem äußeren Umfange nach bilden diese 26 mehrchörigen Compositionen, bei denen die Zahl der zusammenwirkenden Stimmen bis auf 21 steigt, das größte Werk, welches S. je herausgegeben hat. Der Inhalt bietet das Höchste dar, was zu leisten er sich damals im Stande fühlte. Eine prächtige

Ausstattung sollte den gewichtigen Eindruck der Erscheinung erhöhen. Nicht weniger als neun lateinische Lobgedichte sind beigegeben. Entsprach dies auch einer, wie uns dünkt, unfeinen Sitte der Zeit, die für dergleichen Dinge einen Haufen von Phrasen stets im Vorrath hatte, so bleibt nach Abzug alles Conventionellen in jenen Gedichten immer noch ein Rest übrig, der uns die zwingende Gewalt ahnen läßt, mit welcher der geniale Künstler sich die Geister seiner Umgebung unterworfen haben muß. Den Psalmen folgte 1623 die „Historia der fröhlichen und siegreichen Auferstehung unsers einigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi", nach dieser kamen 1625 die „Cantiones sacrae", 40 vierstimmige Gesänge, welche der Componist dem Fürsten Johann Ulrich v. Eggenberg widmete, dem er 1617 beim Kaiserbesuch bekannt und werth geworden war. Von ihrem Erscheinen nimmt Schützens Ruhm seinen eigentlichen Anfang, der nun stetig wuchs, sodaß er, wie ein Musiker gegen Ende des Jahrhunderts schrieb, um 1650 „für den allerbesten teutschen Componisten gehalten worden" ist.

Neben dem reichen künstlerischen Ernteseld dieses Lebensabschnittes blühte ihm auch das menschliche Glück der Liebe und Freundschaft. Es ist ein rührender und für S. bezeichnender Zug, daß das Datum, mit welchem er die Vorrede seines großen Psalmwerkes unterzeichnet, zugleich das seiner Hochzeit ist. Am 1. Juni 1619 vermählte er sich mit Magdalene Wildeck, der Tochter eines kurfürstlichen Beamten, des Land- und Trank-Steuer-Buchhalters Christian Wildeck zu Dresden. Sie scheint der Augapfel der Eltern gewesen zu sein, denn, wie der Kurfürst an Landgraf Moritz nicht ohne Behagen schreibt, S. erhielt sie von ihnen nur gegen die Verpflichtung, daß er Dresden nicht verlassen wolle. In dem Hochzeitsgedichte Konrad Bayer's ist von den Madrigalen die Rede, die sie ihm dichten helfen werde; sie mag also nicht ohne Kunstbegabung gewesen sein. Zwei Töchter, Anna Justina und Euphrosina, gingen aus dieser Ehe hervor. Nur wenige Monate nach seinem eignen Hochzeitstage, am 9. August, trat auch sein Lieblingsbruder Georg in die Ehe, der sich als Rechtsgelehrter in Leipzig niedergelassen hatte und die nächste Veranlassung sein mochte, daß auch Heinrich in den Juristenkreisen Leipzigs und Dresdens manchen genaueren Freund besaß. Jetzt componirte dieser ihm zum Hochzeitsfeste den 133. Psalm: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen" (Werke, Band XIV). Die Wahl dieses Textes, welche ohne der hochzeitlichen Bestimmung der Composition zu achten nur das innige Zusammenleben der Brüder betont, beleuchtet ebenso zart wie deutlich das Verhältniß, in dem sie zu einander standen. Auf dem Titel des Werkes, das S. zu Ehren des Bruders drucken ließ, finden sich einige lateinische Distichen seiner Feder, in denen er der eben ausgegebenen Psalmen gedenkt: mit ihnen habe er sich an das Volk der Deutschen gewendet, dieses Stück gehöre dem treuen Bruder ganz allein. Zwei Charaktergrundzüge Schützens treten uns in diesem Gedicht vor Augen. Er hat den Bruder lange überlebt. 13 Jahre nach seinem Tode, 31 Jahre nach der Entstehung jenes Psalms nahm er denselben erinnerungsvoll in den dritten Theil seiner Symphoniae sacrae auf (Werke, Band XI, Nr. 5).

Das Jahr 1625 wurde ein Wendepunkt in doppeltem Sinne. Mit den Cantiones sacrae, deren Vorrede den 1. Januar als Datum trägt, lenkte S. in die Bahn des Ruhmes ein. Der Stern seines Familienglücks aber begann alsbald zu sinken. Anna Maria Wildeck, eine Schwester seiner Gattin, war als Braut am 15. August unerwartet und plötzlich gestorben. Ein Zeichen der Innigkeit, mit welcher S. Freud und Leid der ihm Nahestehenden theilte, ist es wieder, daß er dem Andenken der Geschiedenen eine schöne Composition über das Kirchenlied „Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt" widmete und alsbald in Druck erscheinen ließ (Werke, Band XII, Nr. 3). Aria de vitae fugacitate

hatte er sie überschrieben. Wie flüchtig das Leben sei, sollte er aber sogleich noch in viel herberer Weise erfahren. Schon am 6. September starb seine Gattin der bräutlichen Schwester nach. Sechs Jahre nur hatte das Glück ihrer Vereinigung gedauert. Die übrigen 47 Jahre hat S. allein durchlebt, in erschütterndem Gegensatze zu der wachsenden Verehrung der ihn wie Kinder umgebenden deutschen Kunstgenossen in seiner Familie ebenso rasch fast ganz und gar vereinsamend. Während der Zeit tiefer Trauer, die dem Tode der Lebensgefährtin folgte, nahm er das Psalmbuch Cornelius Becker's zur Hand. Schon früher hatte er aus diesem Gegenstück zum Lobwasser'schen Psalter, der an dem streng lutherischen Hofe nicht wohlgelitten war, einige Stücke componirt. Als Capellmeister mußte er in der Zeit, da er einen eignen Hausstand besaß, stets mehre Capellknaben, die bei ihm wohnten, erziehen und unterweisen: mit ihnen pflegte er einfache musikalische Morgen- und Abendandachten zu halten. Ein tieferes Interesse hatte er für die Erfindung schlichter liedartiger Tonsätze bisher nicht gefühlt. Jetzt, da ihm jede andere Arbeit verleidet war, schien es ihm, Gott habe ihn von neuem über den Psalter Becker's gerathen lassen, damit er Trost im Schmerze fände. So schuf er nach und nach zu der Mehrzahl der strophenmäßig gereimten Psalmen Melodien in vierstimmigem Satze und ließ mit ihnen versehen Becker's Arbeit 1628 in Druck ausgehen. Das Bild der Gattin lebt gewissermaßen in diesem Tonwerk fort, wie das der Schwester in der Aria über des Lebens Flüchtigkeit; S. hatte gethan, was ihm Opitz in einem Trostgedichte zurief: „Laß erschallen deine Lieder . . . Soll sie auf das Neue leben Und sich selbst dir wiedergeben. Gieb ihr durch dein lieblich's Singen, Was der Tod hat hingebracht". Noch als 76jähriger Greis veranstaltete er eine neue Ausgabe, die er dergestalt erweitert hatte, daß sie nunmehr für sämmtliche Psalmlieder Musik enthielt.

Es steht gewiß im Zusammenhang mit jenen traurigen Erlebnissen, wenn S. nicht lange nachher den Plan faßte, Dresden auf einige Zeit zu verlassen. Nachdem er im Jahre 1627 wieder mit voller Kraft seines Amtes gewaltet hatte, kam er um Urlaub ein für eine Reise nach Italien. Man machte einige Schwierigkeiten, gewährte ihn aber doch. Ende August 1628 reiste er ab und blieb über ein Jahr fort. Zunächst zog es ihn nach Venedig; ob er auch andre Städte Italiens besucht hat, wissen wir nicht. Die Fortschritte des neuen Musikstiles, welcher sich an die Namen Viadana und Monteverdi knüpft, konnten ihm auch von Deutschland aus nicht verborgen geblieben sein. Da seine eigne Kunst in die italienische tief eingewurzelt war, mußte er wünschen, jene Fortschritte an der Quelle zu studiren. Hierzu war in Venedig, wo jetzt Monteverdi die herrschende Stellung einnahm, die beste Gelegenheit. Die Eindrücke, welche er empfing, wirkten so lebhaft auf seine eigne Schöpferkraft, daß er in kurzer Zeit 20 größere Stücke componirte und als Symphoniae sacrae unter dem 1. September 1629 in Venedig bei Bartolomeo Magni herausgab. Er hat sie dem damals sechzehnjährigen Kurprinzen von Sachsen gewidmet, bei dem er ein tieferes Musikinteresse wahrzunehmen glaubte, und die Folgezeit hat bewiesen, daß er nicht im Irrthum gewesen ist. Immer bedacht, den Zuwachs eignen Vermögens auch für die Zwecke seines Amtes zu verwerthen, kehrte er mit einem werthvollen Vorrathe neu-italienischer Musik gegen Ende des Jahres 1629 in sein verödetes Dresdener Heim zurück. Der „Lebenslauf" sagt, wenn auch in andrer Beziehung, der liebe Gott habe ihm jedesmal das Glück, welches er in der Fremde erfahren, „bey seiner Zurück-Kunfft mit Traurigkeit versaltzen." Am 19. November 1630 starb ihm ein lieber Freund und Kunstgenosse, der hochbegabte Thomascantor in Leipzig, Johann Hermann Schein. S. hatte ihn noch in seiner letzten Krankheit besucht; da nahm ihm Schein, des nahen Todes gewiß, das Versprechen ab,

die Worte des Paulus „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen" in Musik zu setzen und zur Erinnerung an seinen Tod zu veröffentlichen. Der Freund hat das Versprechen treu gehalten: unter dem 9. Januar 1631 erschien die sechsstimmige Motette zu Dresden im Druck (Werke, Band XII, Nr. 2). Als S. 19 Jahre später eine große Motettensammlung herausgab und dem Rath der Stadt Leipzig für deren Thomanerchor widmete, hatte er die Parentationsmotette auf den verstorbenen Thomascantor der Sammlung einverleibt (Werke, Band VIII, Nr. 20). Aber des Salzes der Traurigkeit war noch nicht genug: 1631 starben ihm auch der Vater und Schwiegervater. Inzwischen hatten sich die Wetter des Kriegs über Sachsen zusammengezogen. Die Mittel der Hofcasse wollten zu regelmäßiger Soldzahlung für die Mitglieder der Capelle nicht mehr reichen und die ersten Zeichen ihres Verfalls treten hervor. S. selbst, der ein Jahresgehalt von 400 Gulden erhielt, hatte schon seine italienische Reise ganz aus eignen Mitteln bestreiten müssen, und im Jahre 1630 schuldete ihm die kurfürstliche Rentkammer nicht weniger als 500 Gulden, die er während der folgenden Jahre nur langsam in Abschlagssummen nachgezahlt erhielt. So ging ihm der erste Abschnitt seines Dresdener Lebens nach sonnigen, reichgesegneten Jahren trüb, unter Sorgen und mit zerstörten Hoffnungen zu Ende.

Wie der dreißigjährige Krieg allmählich alle geordneten Verhältnisse aus den Fugen trieb, das spiegelt sich auch in Schützens Leben zwischen 1633 und 1650 deutlich ab. Er war Hofcapellmeister zu Dresden, aber der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag an andern zum Theil außerdeutschen Stätten, wo man die Kunst besser in Ehren hielt. So lange die Unterhaltung der Capelle dem Kurfürsten keine Sorge machte, vergnügte er sich an ihren Leistungen und dem Lob, das er ihretwegen erntete. Als die Jahre der Bedrängniß kamen, ließ er sie rücksichtslos verfallen und die Mitglieder, soweit sie ihm nicht davon liefen, in Hunger und Elend verkommen. Vergebens strengte S. sich an, den Ruin aufzuhalten und den Jammer unter den Capellisten selbst durch Unterstützungen aus eigner Tasche zu lindern. 1639 war die Zahl derselben, die in guten Zeiten 36 betragen hatte, auf 10 gesunken, eine nur halbwegs befriedigende Figuralmusik konnte gar nicht mehr gemacht werden. Die Capelle hätte sich vollständig aufgelöst, wäre es S., dessen organisatorischer Weitblick sich auch in diesen kritischen Zeiten bewährte, nicht 1641 gelungen, wenigstens das Capellknabeninstitut auf etwas erweiterter Grundlage sicher zu stellen. Er wollte mit dieser Einrichtung, wie er selbst sagt, nur einen Samen der Musik ausstreuen, der für bessere Zeiten aufgehen sollte. Wie einem Manne von seinen Eigenschaften unter den kläglichen Trümmern des einst so glänzenden Baues zu Muthe sein mußte, ist leicht vorzustellen. Aber wie er hier seine Hoffnung auf das nachwachsende Geschlecht setzte, so that er es auch beim Kurprinzen. Er hatte dessen musikalischen Neigungen stets seine Theilnahme bewiesen und ihn vielleicht selbst in der Composition unterrichtet. Eine neue dramatische Arbeit seiner Feder war bei des Kurprinzen Vermählungsfeier am 20. November 1638 zur Aufführung gekommen: Orpheus und Eurydike, ein sogenanntes Ballett, gedichtet von August Buchner, dessen Musik aber ebenso, wie die der beiden früher genannten dramatischen Werke verloren gegangen ist. Da der Kurprinz nun einen eignen Hausstand führte, unternahm er mit Schützens Beihülfe die Einrichtung einer eignen Capelle. Obgleich auch er sich oft in Geldnoth befand und 1649 sogar zur Verpfändung seiner Pretiosen, seines Gold- und Silbergeschirrs schreiten mußte, hatte die Capelle doch Bestand, kam sogar zu einer gewissen Höhe, und leistete wenigstens besseres als die kurfürstliche.

Christian II., Johann Georg's I. älterer Bruder, dem dieser in der Regierung nachfolgte, war mit Hedwig, einer dänischen Prinzessin vermählt gewesen. S. hatte der liebenswürdigen Fürstin unter dem 6. September 1627 seine Compositionen der Becker'schen Psalmen zugeeignet. Sie dürfte es gewesen sein, durch welche die Aufmerksamkeit des dänischen Königshauses auf Schütz gelenkt wurde. Der Kronprinz Christian überraschte ihn mit der Einladung, für einige Zeit Dresden mit Kopenhagen zu vertauschen. Schon länger hatte sich S. mit dem Gedanken getragen, dem Kriegsgetümmel zu entweichen und Dresden zu verlassen, wo ihm nichts mehr Freude machte, er sich entbehrlich und überflüssig fühlte. Auch in seiner Kunst konnte er, wie die Dinge lagen, hier nur zurückkommen und war doch in den Jahren der besten Kraft und verlangend, sie als Componist zu bethätigen. Er plante, sich nach Niedersachsen zu begeben, doch erfahren wir nicht, welcher Ort ihm im Sinne lag. Mehrfache Urlaubsgesuche hatte der Kurfürst unberücksichtigt gelassen. Da nun aber der Kronprinz von Dänemark, sein bestimmter Schwiegersohn, Interesse an S. zeigte, wurde diesem auf eine Eingabe vom 9. Februar 1633 sein Wunsch erfüllt. Er hatte nicht versäumt zu bemerken, daß er auf jede Geldunterstützung, selbst die Auszahlung seines wieder rückständig gebliebenen Gehaltes verzichte; ganz bescheiden und mit jenem milden Humor, der ihm eigen war, hatte er nur gebeten, daß wenn überhaupt während seiner Abwesenheit Zahlungen an die Capelle erfolgen sollten, man ihn nicht vergessen möge. Wenn er die Reise, wie er gewünscht hatte, noch im Frühling antrat, muß er unterwegs irgendwo längeren Aufenthalt genommen haben, denn erst am 18. December wird seine Anwesenheit in Kopenhagen sichtbar. Vielleicht weilte er am Hofe des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Güstrow, da er 1637 einmal gegen seinen Kurfürsten verlauten läßt, er habe nicht nur vom dänischen Kronprinzen, sondern auch anderwärts noch Einkünfte zu erwarten, und da 1640 der Herzog Adolf Friedrich desselben mecklenburgischen Fürstenhauses den Schütz-Becker'schen Psalter aus eigenen Mitteln neudrucken ließ. Am 18. December aber giebt König Christian von Dänemark Schützens Anstellung als Capellmeister bekannt; es war also nicht auf eine oberflächliche Berührung, sondern auf die Herstellung eines dauernden Verhältnisses abgesehen. Die bevorstehende Vermählung des Kronprinzen mit Johann Georg's jüngster Tochter und die hierfür in Aussicht genommenen Festlichkeiten mögen diesen Entschluß nahegelegt haben. S. wurde mit umfassenden Vollmachten behufs Schulung der Musiker ausgestattet und mit Auszeichnung behandelt. Seine Wohnung hatte er in der Stadt, die Uebungen aber wurden auf Schloß Croneburg, neben dem Gemache des Königs abgehalten. Ein halbes Jahr vor der im October 1634 gefeierten Hochzeit begannen schon die Vorbereitungen zu den Aufführungen; für Schauspiel (zwei Komödien von Joh. Lauremberg), Ballet und Maskenball hatte S. mit Musik zu sorgen. Nach dem Feste blieb er noch 7 Monate am dänischen Hofe, dessen Gunst er in hohem Grade erworben hatte. Bei seiner Abreise am 4. Mai 1635 beschenkte ihn der König mit einer goldenen Kette im Werthe von 100 Thalern, und einer Summe von 200 Thalern; er gab ihm auch „ein Grußbrieflein“ an den Kurfürsten mit, des Inhalts, daß er seinen „besonders lieben“ Heinrich Schütz gern noch länger behalten hätte, und wenn der Churfürst ihn entbehren könne, möge er ihn bald wieder beurlauben, damit er die Einrichtung der Musik am dänischen Hofe vollends zu Stande bringe. Ein Brief des Kronprinzen, der die „höchstrühmlichen Dienste“ Schützens hervorhob, folgte unter dem 25. Mai nach. Der Meister selbst war in der sicheren Erwartung baldiger Wiederkehr geschieden.

Nach der Herausgabe der „Symphoniae sacrae“ in Venedig hatte S. eifrig fortgefahren, die Form des concerthaften Sologesanges, die er damals in

Italien kennen gelernt hatte, für seine eigene Kunst zu verwerthen. Eine Anzahl größerer Gesangscompositionen war entstanden, welche er mit nach Kopenhagen genommen und nebst solchen, die er etwa dort noch hinzucomponirte, auch in Kopenhagen gelassen hatte. Wußte er doch, daß in Dresden für solche Musik jetzt keine Verwendung sei. Man wird seine Mitwirkung zur Feier des Prager Friedens (Juni 1635) in Anspruch genommen haben. Im übrigen fand er Muße. eine Reihe kleinerer Stücke zu schreiben, die er, weil für Größeres jetzt kein Verleger zu finden war, unter dem 29. September 1636 gleichsam als Vorboten aussandte. „Kleine geistliche Concerte" nannte er sie. Ihre schäbige Ausstattung durch den Verleger Große in Leipzig ist auch ein Zeichen der Zeit. Am Schlusse dieser Sammlung steht jene „Aria de vitae fugacitate" von 1625, nach der gereifteren Einsicht des Componisten umgestaltet. Im Stil hebt sie sich dennoch von den andern Stücken ab. S. mochte das Werkchen, das als schwachlebiger Einzeldruck nur in weniger Hände gelangt war, nicht haben untergehen lassen wollen. Sich des Inhalts zu erinnern, hatte er Grund genug: 1635 war seine Mutter, 1636 die Mutter seiner früh dahin gegangenen Gattin gestorben. In diese Zeit fällt auch die Composition der „Musikalischen Exequien" für Heinrich Reuß Postumus.

Die zweite Reise nach Kopenhagen kann nicht vor dem Frühjahr 1637 vor sich gegangen sein, da S. erst unter dem 1. Februar nachsucht, ihn wieder dorthin zu entlassen. Aus seiner Sehnsucht fortzukommen wird er wohl auch gegen andere kein Hehl gemacht haben; er fühlte sich in Dresden „fast weder Gott noch Menschen, am allerwenigsten aber sich selbst etwas nütze". Vielleicht munkelte man, er kehre überhaupt nicht zurück. Darüber beruhigte er den kurfürstlichen Herrn: er lasse seine Kinder, lasse Haus und Hof dahier und — „allerhand ziemliche Anforderung", d. h. den ihm zukommenden Gehalt, dessen Rückstand chronisch geworden war. Der Aufenthalt in Dänemark scheint dieses Mal nur ein Jahr gedauert zu haben, weil, wie der „Lebenslauf" glaubwürdig berichtet, S. im J. 1638 einer Einladung an den herzoglichen Hof zu Wolfenbüttel gefolgt ist, und wir ihn um Pfingsten 1639 in Dresden finden. Auch durch die Reisen dieser Jahre schlingen die Sterbefälle in seiner schon auf wenige Häupter zusammengeschmolzenen Verwandtschaft ihr schwarzes Band. Der treue Bruder Georg ging 1637 dahin und 1638 gar die ältere seiner beiden Töchter, Anna Justina, vielleicht in Abwesenheit des Vaters. Nun war ihm nur noch ein Kind geblieben, und auch dieses sollte er im J. 1655 begraben. Da die Möglichkeit, seine größeren Werke drucken zu lassen, sich immer noch nicht bot, ließ er 1639 einen zweiten Theil der „Kleinen geistlichen Concerte" erscheinen. Sie sind dem Prinzen Friedrich von Dänemark gewidmet, jüngerem Bruder des Kronprinzen Christian, welcher, da dieser schon 1647 kinderlos starb, nach Christian's IV. Tode den Königsthron bestieg. Auch zu Friedrich war S. schon bei seinem ersten Besuch in Kopenhagen in freundliche Beziehungen gekommen. Um das Jahr 1640 wurde S. von einer lebensgefährlichen Krankheit niedergeworfen. Er kam wieder auf und verließ im März 1641 Dresden, wahrscheinlich um nach Weißenfels zu gehen, dem alten Familiensitz, wo ihm noch eine Schwester lebte, und für den er nun eine immer stärker werdende Vorliebe zeigt. Der „Lebenslauf" läßt ihn dann 1642 sich wieder nach Dänemark begeben und wir wissen nicht anders, als daß er von dort erst im Mai 1645 nach Dresden zurückkehrte. Er war nun vollständig als königlich dänischer Capellmeister „von Haus aus" mit 200 Thalern Jahresgehalt in Dienst genommen. Bei seinem Abschiede hatte er dem Kronprinzen Christian eine umfangreiche Sammlung von Gesangscompositionen im Manuscript überreicht, die er endlich zwei Jahre später als zweiten Theil der „Symphoniae sacrae" er-

scheinen lassen konnte, da zwei seiner jüngeren Verehrer, die Organisten Klemm und Hering, den Verlag übernahmen. Das Dresdner Amt aber wünschte S. nach der Heimkehr aus Dänemark nicht wieder in vollem Umfang anzutreten. Zur Verrichtung des regelmäßigen Dienstes fühlte er sich nicht mehr frisch genug. Für außerordentliche Fälle und zur Führung der Oberaufsicht wollte er sich auch ferner zur Verfügung halten und gegen eine solche Vergünstigung gern auf einen Theil des ihm zustehenden Gehalts verzichten. Er sehnte sich nach Ruhe und Freiheit, um ganz der Vollendung seiner angefangenen Werke zu leben. Er war nur ein Gast im eignen Haus, das er an einen „guten Mann" vermiethet hatte, bei dem während seiner Abwesenheit die Tochter Euphrosina lebte. Gern wäre er ganz nach Weißenfels gezogen. Im Herbst 1645 scheint dies wenigstens vom Kurfürsten für eine Weile zugestanden zu sein. Eine Einladung an den Hof Herzog Wilhelm's zu Weimar, wo er vom 7. bis 13. Februar 1647 glückliche Tage verlebte (S. Werke, Bd. XV, Nr. 11), lieferte ihm einen neuen Beweis, wie man ihn an fremden Fürstenhöfen zu schätzen wußte. Aber von seinen Amtspflichten in Dresden wurde ihm keine erlassen. Es half ihm nichts, daß er in zahlreichen Gesuchen auf sein Alter und lange Dienstzeit hinwies, auf die um ihn her in die Höhe kommende junge Generation, welche seine Weise nicht mehr verstehe und geringschätze, auf die Abnahme seines Gesichts und häufigen Schwindelanfälle, auf den erbärmlichen Zustand der Capelle, der trotz aller seiner Vorschläge nicht wirksam gebessert werde. „Ich befinde es weder löblich noch christlich", schreibt er am 19. August 1651, „daß bei so löblichen großen Landen nicht 20 Musikanten können und wollen erhalten werden und lebe der unterthänigsten Hoffnung noch, Ihre Churfürstliche Durchlaucht sich eines andern besinnen werden." Die Hoffnung trog, wie immer. Auswärtige Verehrer lockten ihn, dem unwirthlichen Sachsen für immer den Rücken zu kehren. Als die Tochter Euphrosina sich am 25. Januar 1648 mit dem Juristen Christoph Pinckert zu Leipzig vermählt hatte, übersandte Christoph Kaldenbach aus Königsberg ein Gedicht, in welchem er beklagt, daß S. den rechten verdienten Lohn seiner Kunst noch nicht erhalten habe. Warum suche er keinen andern Aufenthaltsort? Auch in Königsberg lebten kunstgesinnte Leute, mit Freuden werde man ihn empfangen, und dorthin reiche der Krieg nicht mehr. S. äußert in diesen Jahren selbst einmal, er möchte sich „zu seiner letzten Herberge auf dieser Welt irgend eine vornehme Reichs- oder Kunst-Stadt erwählen". Er ist in Dresden geblieben. Aber nicht ohne Bewegung liest man, wie der größte deutsche Componist seines Jahrhunderts im 67. Lebensjahre es zu bereuen versichert, daß er jemals die Leitung der kurfürstlichen Capelle übernommen und auf die in Deutschland mißkannte und geringgeschätzte Tonkunst die Kraft seines Lebens verwendet habe.

Gleichwohl gelang es ihm, das ihm unverrückt vorschwebende Ziel, seine Werke zu sammeln und herauszugeben, wenigstens zum Theil zu erreichen. 1648 erschien die „Geistliche Chormusik", eine Sammlung von 29 meistens reich ausgeführten Motetten. Wieder war es der treue Dresdner Organist Johann Klemm, welcher die Herausgabe übernahm. Vollgereifte Aehren einer reichen Lebensernte wurden hier geboten; nicht nur die Parentations-Motette auf Johann Hermann Schein ist in sorgfältiger Ueberarbeitung aufgenommen, auch die sechsstimmige Motette „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes" dürfte aus den zwanziger Jahren stammen und wohl noch manches andere. Zu der Herausgabe des dritten Theils der „Symphoniae sacrae" (1650) hatte sogar der Kurfürst selbst einen Theil der Kosten beigeschossen; S. dankt dafür in der Vorrede und widmet ihm, der es sonst nicht um ihn verdient hatte, dieses unvergängliche Werk. Wie viel noch im Vorrath war, ersieht man daraus, daß er die „Geist-

liche Chormusik“ als einen ersten Theil ankündigte und auch in einem Verzeichniß von 1647 (Werke, Bd. VII, S. V) dem großen Psalmenwerke von 1619 den Vermerk „Erster Theil“ beifügt, der sich auf dem Titel des Werkes selbst nicht findet. Aber die Fortsetzungen sind nicht erschienen. Die wenigen neuen Compositionen von S., die späterhin noch gedruckt worden sind, haben andere herausgegeben. Er selbst war des Treibens müde geworden.

Mit dem Tode Johann Georg's I. (8. October 1656), da er nun schon über 70 Jahre zählte, trat endlich für ihn die Zeit der Ruhe ein. Der neue Kurfürst entlastete ihn, der dem Hingeschiedenen noch eine schöne Trauermotette componirt hatte (Werke, Bd. XII, Anhang) vom regelmäßigen Dienst. Die jüngere Capelle wurde mit der älteren vereinigt und die Hofmusik nahm einen neuen Aufschwung, an dem sich der greise Meister aber nicht stark mehr betheiligte. Italienische Künstler, die Johann Georg II. schon als Kurprinz begünstigt hatte, fingen an in der Capelle die erste Rolle zu spielen. Dem konnte S., seinem eignen Bildungsgange zufolge, sachlich nicht zuwider sein. Persönlich empfand er zuweilen schmerzlich die Wahrheit des Worts, daß die Jugend dem Alter gegenüber recht hat. Auch hielt er begreiflicherweise mit den Veränderungen, welche die italienische Musik in der Periode nach Monteverdi erfuhr, nicht mehr gleichen Schritt. Doch stand er zu den jüngeren italienischen Capellmeistern, die ihm beigeordnet waren, in guten Beziehungen; namentlich von Bontempi hatte er eine vortheilhafte Meinung, die dieser durch tiefe Verehrung erwiderte; als er 1660 eine Compositionslehre drucken ließ, eignete er sie dem alten Meister zu. Die Deutschen hingen ihm an wie einem Vater, und was er in den Zeiten bitterer Noth für sie gethan und mit ihnen gelitten, blieb ihm bei diesen unvergessen. Unter ihnen zählte er begabte Schüler, deren hervorragendster Christoph Bernhard war. Jetzt konnte er auch häufiger in seinem geliebten Weißenfels auf eignem Besitzthum weilen; schon im J. 1657 finden wir ihn dort und später noch öfter, auch hatte er seine Bibliothek dorthin schaffen lassen, wo er ungestört arbeiten konnte. Unthätig zu leben, war er weit entfernt. Schon in den vierziger Jahren hatten sich die Beziehungen zum braunschweigischen Hofe in Wolfenbüttel fester geknüpft. Herzog August war seit 1635 in dritter Ehe mit Sophie Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Güstrow vermählt. Wenn die Vermuthung zutrifft, daß S. schon auf seiner ersten Reise nach Kopenhagen an dessen Hofe Station gemacht hat, so erklärt sich leicht, wie er nach Wolfenbüttel kam. Die junge Herzogin war es, die ihn dorthin zog. Seit 1638 vergehen freilich sieben Jahre, ehe wir von einem neuen Besuche etwas merken. Aber auf der letzten Rückreise von Dänemark war er in Wolfenbüttel eingekehrt und hatte Vorschläge gemacht zur Gewinnung tüchtiger Musiker für die herzogliche Capelle. Ein Brief, den er am 17. März 1645 von Braunschweig aus an die Herzogin richtet, läßt schließen, daß er unmittelbar von Wolfenbüttel kam. Ihm lebte in Braunschweig ein befreundeter Künstler, Delphin Strunck, der treffliche Organist an St. Martini, welcher auch seine gedruckten Werke vertrieb. Daß S., von Kopenhagen rückkehrend, in Niedersachsen eine längere Station gemacht hat, sagt er unter dem 30. Juli 1646 selbst: an diesem Tage waren seine „Sachen“, d. h. die Musikalien eigner und fremder Composition, die er auf der Reise mit sich geführt hatte, noch daselbst rückständig. Den Ort nennt er nicht, es wird aber Braunschweig gewesen sein, wo er sich bei Strunck, oder einem befreundeten Kaufmann, Stephan Daniel, aufgehalten haben mag und von wo aus der herzogliche Hof in Wolfenbüttel immer leicht zu erreichen war. Der Verkehr mit diesem hat bis in Schützens hohes Alter angedauert und aus seinem Briefwechsel mit der musikverständigen Herzogin geht hervor, wie lieb und wohlthuend er dem alten, durch

seine Lebensschicksale so vielfach enttäuschten Manne war. Seit Ostern 1655 war er herzoglich wolfenbüttelscher Obercapellmeister von Haus aus mit 150 Thalern Gehalt. Einen Untercapellmeister hatte er in demselben Jahre in dem talentvollen Johann Jacob Löw aus Eisenach angeschafft, der vorher sich in Wien aufgehalten hatte, 1663 als Capellmeister nach Zeitz, 1682 als Organist an die Nicolaikirche nach Lüneburg ging, wo er Sebastian Bach noch erlebte und im September 1703 gestorben ist. S. nannte ihn seinen Sohn und vielgeliebten Freund. Wenigstens bis zum Jahre 1665, da er also 80 Jahre zählte, ist er noch am Wolfenbüttler Hofe thätig gewesen. Persönlich dahin begeben hat er sich 1660 vielleicht zum letzten Male. Die Nachwelt verdankt diesem seltenen Verhältniß die kostbare Sammlung gedruckter und handschriftlicher Werke Schützens, die, von ihm selbst in den Jahren 1664 und 1665 übersandt, die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel noch heute aufbewahrt.

In den letzten Lebensjahren litt er an rheumatischen Beschwerden, von denen er im Mai 1663 in Teplitz Heilung zu finden hoffte. Auch sein Gehör nahm ab. Aber obschon er dergestalt vom Verkehr mit der Außenwelt mehr und mehr geschieden wurde, sein inneres Leben erlitt hierdurch keine Verkümmerung. In frühere Zeiten reichen noch die „Zwölf Geistlichen Gesänge“ zurück (Werke, Bd. XII), welche Christoph Kittel nach und nach gesammelt und 1657 mit Schützens Genehmigung herausgegeben hatte. Aber eine Frucht seines höchsten Alters sind vier biblische „Historien“, deren eine, die Weihnachtshistorie, er auf Anordnung des Kurfürsten um 1664 componirte. In diesem Jahre ist sie in Druck erschienen, leider nur was den recitativischen Theil anlangt (Werke, Bd. I, S. 161 ff.). Sie war mit Anfangs- und Schluß-Chor, außerdem mit acht Intermedien im concerthaften Stile ausgestattet, welche sämmtlich verloren gegangen sind, aber durch ihre Inhaltsangaben einen Schluß auf die reiche Mannigfaltigkeit und Phantasiefülle des Werkes gestatten. Die andern drei sind Passionshistorien nach Matthäus, Lucas und Johannes und erschienen nicht mehr im Druck. Die Johannes-Passion trägt das Datum „Weißenfels den 10. Aprilis Anno 1665“, die Matthäus-Passion das Jahr 1666. Einzigartig wie der Anfang dieses Künstlerlebens war, ist auch sein Ausgang gewesen. Daß ein achtzigjähriger Greis Werke schafft, so voll von Leben, Wärme und Tiefe, wie diese evangelischen Historien, dafür kennt die Geschichte kein zweites Beispiel. Auch noch mehrere Psalmen waren „stattlich“ von ihm in Musik gesetzt, aber sie besitzen wir nicht mehr. Den Text zu seiner Grabrede hatte er voraus bestimmt und ihn auch von Christoph Bernhard, einem seiner Lieblingsschüler, als fünfstimmige Motette componiren lassen. Es ist der 54. Vers des 119. Psalms: „Deine Rechte sind mein Lied in meinem Hause“. Bernhard war damals Cantor an der St. Jacobikirche zu Hamburg und hatte von dorther seine Composition geschickt, über die ihm S. zurückschrieb: „Mein Sohn, er hat mir einen großen Gefallen erwiesen durch Uebersendung der verlangten Motette. Ich weiß keine Note darin zu verbessern.“ Am 6. November 1672, Nachmittags um 4 Uhr, ohne Todeskampf, unter dem Gesange der das Lager umgebenden Freunde, ging das Leben dieses großen, guten Mannes zu Ende. Kinder und Kindeskinder hatte er vor sich scheiden sehen, eine einzige Urenkelin stand an seiner Gruft, die man ihm in der Vorhalle der alten Frauenkirche neben der früh verstorbenen Gattin bereitet hatte. Bei der Trauerfeierlichkeit wurden Bernhard's Motette und mehre von Schützens eigenen Compositionen gesungen. Die sein Grab deckende Marmortafel trug die Worte: Seculi sui Musicus excellentissimus, und eine an der südlichen Wand der Halle eingelassene Broncetafel verkündete ihn als Assaph Christianus, Exterorum Delicium, Germaniae Lumen, Saxoniae Electorum Capellae immortale decus. In der Kunstwelt blieb ihm der Name „Vater der

deutschen Musikanten". S. besaß nicht die stolze Unnahbarkeit Händel's, Gluck's und Beethoven's. Die milde Hoheit seiner menschenfreundlichen Natur erweckte Verehrung und Vertrauen zugleich. Friede und Ordnung gediehen unter seiner liebevoll pflegenden, behutsam glättenden Hand. Tief empfindend und klug erwägend, bescheiden und freimüthig, in seiner geistigen Ueberlegenheit dem Humor geneigt, viel gewandert und welterfahren, aber ebenso ernst und treu beharrend steht er wie eine tröstende Lichtgestalt in einer Zeit des Dunkels und der Wirrniß, ein guter Genius, welcher der deutschen Kunst den rechten Weg wies. —

Die Compositionen Schützens, welche zu seiner Zeit in Druck erschienen sind, dürften mit geringen Ausnahmen erhalten sein, wenngleich manche nur noch in einem einzigen vollständigen Exemplar vorliegen. Außer ihnen ist eine nicht unerhebliche Anzahl in Handschrift überliefert, theilweise gar in der eignen des Componisten. Aber sehr vieles und wichtiges ist in Dresden 1760, in Kopenhagen 1794 durch Feuersbrunst zu Grunde gegangen, und auch in Gera hat wahrscheinlich der große Brand von 1780, welcher sämmtliche Kirchen einäscherte, die dort gewiß zahlreich vorhandenen Compositionen Schützens vernichtet. In Dresden verbrannte sein gesammter musikalischer Nachlaß, welchen er der kurfürstlichen Capelle vermacht hatte. Betrachtet man sein langes, in rastlosem Fleiße hingebrachtes Leben, so kommt man zu dem Schlusse, daß die gedruckten Werke nur den kleineren Theil des von ihm Geschaffenen bilden können und daß jedenfalls ein sehr beträchtlicher Theil als verloren angesehen werden muß. Diejenigen von ihnen, welche zu uns sich hinüber gerettet haben, sind ausschließlich Vocalcompositionen. Daraus folgt noch nicht, daß nicht auch instrumentale dagewesen sein können. Gabrieli, Schützens Lehrer, war ein großer Orgelspieler und -Componist, es wäre verwunderlich, wenn der Schüler sich gegen diese Kunst gleichgültig verhalten hätte. Das scheint nun auch nicht der Fall gewesen zu sein. Mag aus dem Umstande, daß er in Cassel kurze Zeit Hoforganist war, nicht viel geschlossen werden können, da ihm diese Stelle offenbar nur übertragen wurde, um ihn am Casseler Hofe überhaupt zu beschäftigen, so ist doch sehr beachtenswerth, daß ihn der kursächsische Hofpoet Johann Seuße in mehreren Gedichten grade als Orgelmeister preist. Einmal führt dieser den Gedanken aus, daß der Geist beider Gabrieli, des Oheims Andrea und des Neffen Giovanni, in S. vereinigt sei: der eine beseele seine Stimme, der andere beflügle seine Hand. Wäre S. auf seinem Instrument nicht ein über das Mittelmaß hinausreichender Spieler gewesen, so würde es auch nicht leicht zu verstehen sein, wie ein Orgelvirtuos von der Bedeutung Matthias Weckmann's aus seiner Schule hervorgehen konnte, über den wir erfahren, daß er die Kunst, eine Motette „aus dem bloßen Generalbaß auf zwei Clavieren zu variiren", bei S. gelernt hatte. Daß dieser auch in der vollstimmigen Instrumentalsonate Giovanni Gabrieli's sich versucht haben wird, lassen Sinfonien, wie sie z. B. in seinen „Sieben Worten" vorkommen, vermuthen. Indessen daß er der Gesangsmusik den Vorzug gab, darüber würden schon seine Werke selbst keinen Zweifel bestehen lassen, wäre uns dies auch nicht ausdrücklich als sein künstlerischer Standpunkt von einem Zeitgenossen überliefert, dem er gestattete, es in einem Begleitgedicht zu seinen „Kleinen geistlichen Concerten" auszusprechen (Werke, Bd. VI, S. VI).

Die italienischen Madrigale, mit welchen S. 1611 in die Componistenwelt eintrat, sind über sechs Dichtungen von Guarini, acht von Marini, eine von Alessandro Aligieri gesetzt; die Dichter der vier übrigen Madrigale haben bis jetzt nicht festgestellt werden können. Marini's und Aligieri's Gedichte entnahm er vielleicht einer Madrigalsammlung, welche im Januar 1611 unter dem Titel „Il Garregiamento poetico del confuso accademico ordito" in Venedig bei

Barezzi erschien, woraus folgen würde, daß er diese 9 Madrigale sämmtlich in den ersten Monaten des Jahres componirte, da die Vorrede seines Werkes vom 1. Mai datirt ist. Guarini's Poesien bestehen in Bruchstücken seines Hirtendrama „Il Pastor fido“, aus dem S. sie unzweifelhaft selbst ausgesucht hat. Als er diese seine Compositionen herausgab, gedachte er noch andere derselben Gattung folgen zu lassen. Dazu ist es nicht gekommen, und italienische Madrigale kennen wir weiter überhaupt nicht von ihm. Aber mit der Kunstform sich zu beschäftigen, hat er auch in Deutschland nicht aufgehört. Sehr empfindlich mußte ihm freilich sein, daß es in der deutschen Litteratur das Madrigal nicht gab, denn die anmuthige Zwanglosigkeit seines Baues machte es zur Composition besonders gut geeignet. Noch fast ein halbes Jahrhundert sollte vergehen, ehe Caspar Ziegler in Wittenberg, durch seine Schrift „von den Madrigalen, einer schönen und zur Musik bequemesten Art Verse“ (Leipzig, 1653) den Anstoß gab, daß auch bei uns diese Form eine nachträgliche Pflege erfuhr. S., der den Ziegler seinen Schwager nennt, begleitete dessen Versuch mit lebhafter Theilnahme. „Und habe ich zwar“, so schrieb er ihm am 11. August 1653 aus Dresden, „ein Werklein von allerhand Poesie bishero zusammengeraspelt, was michs aber für Mühe gekostet, ehe ich denselben nur in etwas eine Gestalt einer italienischen Musik geben können, weiß ich am besten.“ Hieraus geht hervor, daß S. damals eine Sammlung deutscher Madrigalcompositionen fertig daliegen hatte. Diese ist untergegangen, aber vielleicht gehörten zu ihrem Bestande die sieben Madrigale nebst einer Canzonette, die sich vereinzelt handschriftlich erhalten haben. Ein „Madrigale spirituale“ hat zum Text die 9. Strophe des Weihnachtsliedes „Vom Himmel hoch da komm ich her“ (Werke, Bd. XIV, Nr. 10). Ein anderes ist componirt über eine in Alexandrinern abgefaßte Verdeutschung des beliebten anakreontischen Gedichts: Ἡ γῆ μέλαινα πίνει. Fernere drei nehmen den poetischen Stoff aus den erotischen Ergüssen des Hohenliedes Salomonis, eines derselben versucht auch im Bau und Wechsel der Verszeilen die Madrigalform nachzuahmen (Werke, Bd. XV, Nr. 4) und vielleicht hat man darin Schützens eigne Hand zu erkennen. Die andern beiden sind als Gedichte strophisch gebaut und ebenso die übrigen noch vorhandenen Madrigale, unter welchen eines aus dem Jahre der Oper „Daphne“ (1627) stammt und auch lose mit den Festlichkeiten zusammenhängt, für welche diese bestimmt war. Johann Nauwach, ein Dresdner Kammermusikus, widmete den Neuvermählten eine Sammlung deutscher Villanellen, die er selbst gedichtet und componirt hatte, und eines dieser Gedichte („Tugend ist der beste Freund“) hat S. würdig befunden, von ihm als Madrigal behandelt zu werden (Werke, Bd. XV, Nr. 8). Als die wirkliche Madrigaldichtung in Deutschland in Aufnahme kam, war S. ein alter Mann. Nichtsdestoweniger hat er auch noch mit einem der ersten Nachfolger Ziegler's darob Verkehr gepflogen, mit Ernst Stockmann, welcher 1660 seine „madrigalische Schriftlust“ herausgab. Von ihm hat der Greis einige Male Texte zur Kirchen- und Tafelmusik verlangt und, wie ein Gedicht Stockmann's auf ihn anzudeuten scheint, auch componirt. Wer, wie S., die Gesangsmusik auf seine Fahne geschrieben hatte, sah sich dadurch natürlich auf die gleichzeitige Litteratur hingewiesen. Mit Opitz, Buchner, Johann Lauremberg, David Schirmer und andern hat er nachweislich Verkehr unterhalten; daß er dem Königsberger Dichterkreise nicht fernblieb, bewirkte schon sein Neffe Heinrich Albert. Aber bekanntlich war damals auf dem deutschen Parnaß nicht viel zu holen. Schon aus diesem Grunde würde es begreiflich sein, daß S. sich mehr der geistlichen Musik zuwandte, wo er aus der Poesie der lutherischen Bibel, empfindungstiefen Kirchenliedern und Gebeten sich Anregung holen konnte, wenn nicht auch der Zug der Zeit und die eigne Natur ihn dahin geführt hätten.

Sieht man seine weltlichen Madrigale auf das an, was sie als Musik bedeuten, so muß man ihnen zum Theil einen sehr hohen Rang einräumen. Dasselbe gilt von den lateinischen Staats-Compositionen. Unter dem musikalischen Gesichtspunkt läßt sich Geistlich und Weltlich bei ihm überhaupt nicht scharf trennen; es ist ein und derselbe starke Strom, von dem beide Schiffe getragen werden. Dieser Strom bedeutet das, was wir, wenn S. heute lebte, die moderne Richtung nennen würden. Ihr gab er sich um so entschiedener hin, als er erst verhältnißmäßig spät zur Musik kam, in Jahren, da die Lust zu eignem Schaffen schon mächtig zu sein und das Neue den stärksten Reiz auszuüben pflegt. Hätte ihn Landgraf Moritz nicht nach Venedig, sondern nach Mantua zu Monteverdi geschickt, vielleicht hätte die Reise seiner allgemeinen Bildung die gesunde Entfaltung seines rein musikalischen Talentes gehindert. Gabrieli verband in sich aufs glücklichste Altes und Neues, und S. erstarkte unter seiner Leitung zu einem musikalischen Neuerer, der sich fest auf die erprobte Solidität der älteren Kunst stützt. Allerdings geht er gleich in seinem ersten Werke weit über das Aeußerste hinaus, was Gabrieli jemals gewagt hatte, ja er gab sich den Reizen der neuitalienischen Kunst mit einem Enthusiasmus hin, von dem er später selbst um etwas zurückgekommen ist. In dieser Beziehung sind seine italienischen Madrigale ein rechtes Jugendwerk. Chromatische Schärfungen und antiharmonische Hebungen und Senkungen der Gesangsmelodie, welche den Empfindungsausdruck der Sprachmelodie möglichst treu wiederzuspiegeln sucht, treten hier mit verblüffender Kühnheit nicht nur in einer einzigen Stimme, sondern auch contrapunctisch auf. Sprungweise erreichte disharmonische Intervallschritte, wie Septimen, verminderte Quinten, dissonirende Quarten, Umgehung der regelrechten Auflösung einer Dissonanz sind voll jenes Empfindungsüberschwanges allerpersönlichster Art, der in Monteverdi's „Lamento d'Arianna“ hinreißenden Ausdruck gefunden hatte. Durch Umspielung einfacher Intervallschritte, durch Durchgangstöne auf schwach oder selbst weniger schwach betonten Zeiten gab er der Melodie ein flüssiges und geschmeidiges Wesen, das ihr gestattete, die leidenschaftlichen Accente des Sängers in den verschiedensten Abstufungen aufzunehmen. Dergleichen vollbringen, ohne in ein wüstes Tongewirr zu gerathen, konnte nur ein Talent, welchem zugleich ein lebhaftes Gefühl innewohnte für die logische Ordnung der Grundharmonien, zwischen denen sich die Melodiengewinde hinzuziehen hatten. S. zeigt in den italienischen Madrigalen, daß er dieses Gefühl besaß; auch in gewissen verharrenden Tönen, die vorübergehend harmoniefremd werden, offenbart es sich deutlich. Freilich war von hier bis zur Harmonien-Ordnung im Sinne Bach's noch ein weiter Weg. Noch gehörten die chromatischen Erhöhungen einzelner Töne nicht wesentlich zum System, es waren vorübergehende, zufällige Erscheinungen zur Steigerung des Affects und der Theorie nach galten c und cis, f und fis immer noch als dieselben Töne. So konnte es ihm beikommen, den natürlichen und den chromatischen Ton in verschiedenen Stimmen unbekümmert zusammenklingen zu lassen; die hieraus entstehende Wirkung, für unsere Ohren verletzend und kaum verständlich, sollte ihm eine besonders süße Gefühlsschwelgerei bedeuten. Er wurde so auf Zusammenklänge geführt, welche eine spätere Zeit nicht mehr gutheißen konnte, weil sie von andern Grundanschauungen ausging, und wenn zufällig erhöhte Töne als Grundlage von Dreiklängen benutzt wurden, mußten Harmonienfolgen entstehen, denen nach moderner Auffassung der Zusammenhang fehlt. Aber die Inbrunst der Empfindung und der energische Tiefsinn, mittelst welcher S. beim ersten Anlauf schon weit über das hinausdrang, was je ein Italiener in diesem Betracht erreicht hat, sichert seinen italienischen Madrigalen für immer den Werth einer der bedeutsamsten Erscheinungen jener Zeit.

Die deutschen Madrigale weichen mit Ausnahme des einen geistlichen von der Form der italienischen wesentlich ab. Sie sind nicht unbegleitete mehrstimmige Gesangsstücke, wie es die Madrigale überhaupt bisher gewesen waren, sondern verwenden den Generalbaß und auch andere Instrumente. Sie nähern sich der Form, welche man damals in Italien Canzonetta zu nennen anfing, und auch der Empfindungsart derselben, sind aber meistens weiter und reicher ausgeführt. Die Anlage mehrer dieser Stücke ist bedeutsam durch die Rolle, welche in ihnen das Instrumental-Ritornell spielt: eingangs führt es eine Anzahl musikalischer Gedanken in ununterbrochenem Zuge vor, die später zwischen den vocalen Abschnitten vereinzelt wieder auftauchen, diese verbinden und das so entstehende Ganze gleichsam nur als Erweiterung des Vorspiels erscheinen lassen (Werke, Bd. XV, Nr. 8 und Anhang). Die im 17. Jahrhundert hervorkommende selbständige Instrumentalmusik suchte Formen anzunehmen, welche durch symmetrische Anordnung und Wechselbeziehung der Theile auch ohne den Regulator der Poesie rein musikalisch verständlich wären. An diesem Werk hat S. durch seine deutschen Madrigale mannigfach mitgearbeitet; wenn schon sie Gesangsmusik sind, bilden sie doch Einheiten, die keineswegs nur durch die Form der Dichtung vorgezeichnet waren. Der leichten, canzonettenhaften Empfindung begegnet man auch in den wenigen weltlichen Liedern, die von S. übrig geblieben sind. Schon der Name Aria, welcher dieser Form in Deutschland während des Jahrhunderts eigen blieb, zeigt, daß die Italiener das Muster lieferten. Um uns von der Musik in Schützens Opern eine deutlichere Vorstellung zu machen, fehlen zwar sichere Anhaltspunkte; aber vermuthen läßt sich, daß auch für sie die Canzonette und namentlich die Aria von Bedeutung waren. Einem dramatischen Talente gaben sie, so scheint es, nicht eben reichliche Gelegenheit, sich zu zeigen. Dagegen ist die in gleichem Jahre mit der „Daphne“ entstandene Festcomposition zum Mühlhäuser Kurfürsten-Convent eine dramatische Scene von erstaunlicher Lebendigkeit und Neuheit. Die Vorstellung ist offenbar diese, daß in der Kirche von der Gemeinde um Frieden gebetet wird, während draußen eine Volksmasse sich mit profanen Jubelrufen auf die versammelten Kurfürsten gütlich thut. Jeder der beiden Chöre ist mit großer Kraft charakterisirt, und beide werden eben so scharf aus einander gehalten wie kunstvoll in einander gefügt. Schwerlich hat sich früher schon jemand an eine Aufgabe wie diese gewagt, welche zugleich in ihrer Mischung von kirchlich und weltlich jene freiere Anschauung gewahren läßt, die dem Oratorium zu Grunde liegt.

Auf geistlichem Gebiete schließen sich an die italienischen Madrigale von 1611 die Cantiones sacrae von 1625 und die geistliche Chormusik von 1648. Die drei Werke liegen zeitlich scheinbar weit auseinander. Allein die beiden letzteren fassen nur zusammen, was im Laufe der Jahre allmählich geschaffen war, so daß sie sich in einzelnen Bestandtheilen berühren, ja ineinander übergreifen könnten. Im übrigen bezeichnen sie, als Ganzheiten betrachtet, in der That verschiedene Stationen in des Künstlers Entwicklungsgang und tragen demgemäß unterschiedenes Gepräge. In den Cantiones zeigt sich der ungestüme Jugenddrang beschwichtigt und die gährende Kraft geläutert. Aber in der vollsaftigen Empfindungsweise stehen sie den Madrigalen nicht nach. Wenn man sie den Texten nach als Motetten bezeichnen müßte, so sind sie doch als Musikstücke in der Mehrzahl vielmehr geistliche Madrigale zu nennen, so bis zum Rande gefüllt sind sie mit subjectivem Pathos. S. sagt, sie seien zum Theil im älteren, zum Theil im neueren Stile geschrieben. Der letztere überwiegt stark, doch darf man auch bei ersterem nicht an archaisirende Schulstudien denken. Auch sie, die man leicht herauserkennt (Nr. 9, 10, 19, 20, 29), enthalten Züge voll persönlichen Ausdrucks und frappirender Erfindungskraft, während sie zugleich den

Beweis führen, wie sicher S. die ältere contrapunctische Technik handhabte. Einige wenige Stücke sind noch darin, die weder älteren noch neueren Motetten- oder Madrigalstil, sondern vielmehr den Charakter des neuaufgekommenen geistlichen Concerts tragen (Nr. 32, 33, 34, 35) und dadurch auf eine weit über jene Formen hinausführende Entwicklungsbahn der Tonkunst hinweisen. Umfängt uns bei den Cantiones sacrae das berauschende Gefühl, als sei man in den Frühling einer neu entdeckten Welt eingetreten, so bietet die geistliche Chormusik gereifte Früchte eines gesegnetes Herbstes. Der vollkommene Ausgleich, zu welchem sich die polyphone Vocalkunst des 16. Jahrhunderts in dem ganzen Umfange ihrer Eigenthümlichkeiten mit der vocal-instrumentalen, auf die Monodie und die Harmonieverwandtschaft gegründeten Musik des 17. Jahrhunderts verbindet, erhebt die geistliche Chormusik zu dem schönsten Motettenwerke ihrer Zeit. Neigen die Cantiones mit dem blühenden Gewoge ihrer Empfindungen mehr dem Weltlichen zu, so die Chormusik mit ihrer mildernsten Zurückhaltung dem Kirchlichen, wie denn auch die Ordnung der einzelnen Stücke sich an den Gang des evangelischen Kirchenjahres erkennbar anschließt und die Texte ohne Ausnahme der lutherischen Bibel und deutschen Kirchenliedern entnommen sind. Den kirchlichen Charakter kehrt auch die Mehrzahl der zwölf geistlichen Gesänge von 1657 mit Entschiedenheit hervor.

Wo wir S. als Componisten deutscher geistlicher Werke begegnen, zeigt sich sein Sinn vorzugsweise auf die Psalmen der lutherischen Verdeutschung gerichtet und manche derselben hat er mehr als einmal in Musik gesetzt. Die meisten Psalmen waren wegen ihrer Länge zur motettenartigen Behandlung nicht geeignet; oder man mußte sie in eine Anzahl selbständiger Stücke zerlegen, wie S. beim 116. Psalm wirklich gethan hat, dann aber ging der Psalm als poetische Einheit verloren. Darum versuchte er es mit einer zwar chorischen, aber mehr recitativischen Art der Composition, die rascher von Satz zu Satz fortschritt und nur zuweilen von breiter entwickelten polyphonen Partien unterbrochen wurde. Das Vorbild für diese Behandlung war im einstimmigen kirchlichen Psalmengesange gegeben, und das „Ehre sei dem Vater" (Gloria patri), welches der Mehrzahl dieser Compositionen angehängt ist, beweist, daß S. die kirchliche Bestimmung vor Augen hatte. Stücke solcher Art sind es, die größtentheils den Inhalt seines Psalmwerkes von 1619 bilden. Er schuf mit ihnen für die deutsche Musik etwas neues, das um so kühner gedacht erscheinen muß, als er die Psalmen nicht für einen einfachen vierstimmigen Chor setzte, sondern für deren mindestens zwei, denen meistens noch einer oder mehre ergänzende Chöre hinzugefügt wurden. War schon respondirende Zweichörigkeit eine Eigenthümlichkeit venetianischen Stils, so vollends jene gewissermaßen im Hintergrund gehaltenen Chormassen, die an den entscheidenden Stellen mit ihrem Glanz hervorbrechen und auf seinen Wellen die Hauptchöre dahin tragen sollten. Indem es für solchen Zweck dem Componisten nicht mehr darauf ankommen konnte, jede Stimme der Ergänzungschöre in ein contrapunctisch selbständiges Verhältniß zu den Stimmen der Hauptchöre zu setzen, ergab sich eine neue Satzweise, welche Aehnlichkeit mit der des classischen Sinfonie-Orchesters hat. Den Kern des Satzes bilden die Hauptchöre, in ihnen sind alle Stimmen selbständig geführt. Die Complementchöre oder Capellen dagegen müssen zwar in sich auch rein gesetzt sein, können aber nach Belieben bald die Stimmen der Hauptchöre verstärken oder verdoppeln, bald deren Zusammenklänge durch selbständige Tongänge bereichern, und von strenger Correctheit der Stimmenfortschreitungen wird hierbei zu Gunsten der klanglichen Fülle abgesehen. Sie sind es vor allem, in denen nun die Instrumente: Zinken, Posaunen, Fagotte, Geigen, ihre Wirkungen entfalten, während in den Hauptchören die Menschenstimme herrscht oder doch vorherrscht. Doch findet sich, daß

auch in die Capellchöre Menschenstimmen hineinsingen, und umgekehrt die Hauptchöre durch eine instrumentale Beimischung gefärbt werden; die Aufstellung der verschiedenen Chorkörper, welche S. immer mit besonderer Aufmerksamkeit beachtet wissen will, thut dann das weitere, um alle Factoren zu einem vielfarbig glänzenden Gemälde zusammenfließen zu lassen. Mag S. in der breitwogenden Pracht des Klanges seinen großen Lehrer mindestens nicht übertroffen haben, stärker als dieser ist er in der Kühnheit, mit welcher er, gestützt auf den Generalbaß der Orgel, die Massen regiert, und auch in der Mannigfaltigkeit des Colorits. Nicht weniger als 19 vollständig componirte Psalmen sind in der Sammlung von 1619 enthalten. Den übrigen Stücken liegen kürzere Bibelabschnitte zu Grunde, einem ein Kirchenlied. Indessen herrscht in den vollständigen Psalmen nicht immer die gleiche Compositionsart. Die ersten 17 sind sämmtlich für zwei Hauptchöre gesetzt, während bei den übrigen mehr als zwei verwendet und diese in ein künstlicheres Verhältniß zu einander gebracht werden. Davon abgesehen wird in einige durch Gegenüberstellung von Solostimmen und Chormassen ein stärkerer concerthafter Zug hineingetragen und um den Gegensatz recht wirksam zu machen, auch einmal von der rasch fortschreitenden declamatorischen Behandlungsweise abgesehen.

Der Begriff „Concert“ war im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts noch nicht zu voller Schärfe ausgeprägt. Ursprünglich sollte er nichts weiter andeuten als eine besonders lebhafte Wechselbeziehung der zusammenwirkenden Kunstorgane. Daher konnte am Ende des 16. Jahrhunderts schon ein lebendiger Wechselgesang zweier Chöre ein Concert genannt werden. Seit Viadana erscheint die Mitwirkung des Generalbasses erforderlich, da erst auf dessen Grundlage die einzelnen Factoren sich in voller individueller Freiheit ausgeben konnten. Immer bleibt der Charakter leidenschaftlicherer Bewegtheit, die der feierlichen Würde vorgängiger kirchlicher Kunst sich entgegensetzt, auch für die formale Entwicklung des Concerts maßgebend. S. hat mit den Psalmen einige Werke vereinigt, die er ausdrücklich Concerte nennt. Sie unterscheiden sich von jenen größeren Theils nur durch ein breiteres, mannigfaltigeres und vielfarbigeres Wesen. Ein tiefgreifender Unterschied ist meistens nicht vorhanden, und ebenso verhält es sich mit den zahlreichen Compositionen ähnlicher Gattung, die sich nebenher noch erhalten haben. Sechs Psalmen, mehre lateinische und deutsche Hymnen, vier Hochzeitsgesänge und anderes gehört dahin. Stücke, wie das Domini est terra (Werke, Band XIII, Nr. 1) sind von grandiosem Wuchs und überwältigender Klangpracht. Auch zeigt S. sich deutlich bestrebt, die Massen zu gliedern und durch rein musikalische Mittel in eine übersichtliche Form zu bringen. Mehrfach geschieht dies durch einen vollstimmigen kürzeren Tonsatz, der das Ganze einleitet und dann nach schwächer besetzten, gegensätzlich charakterisirten Abschnitten jedesmal als eine Art Ripresa wiederkehrt (z. B. Band III, Nr. 5 und Band XIV, Nr. 12). Es ist bemerkenswerth, daß S. diese Form unmittelbar der vollstimmigen Instrumentalcanzone Gabrieli's nachgebildet hat. So früh schon macht die Instrumentalkunst ihren Einfluß auf die musikalische Formenwelt geltend, durch den diese in der Folgezeit von Grund aus verändert werden sollte. Das chorische Concert bot nun zwar auch für die Einfügung des Einzelgesanges Raum, und S. hat ihn nicht unbenutzt gelassen. Aber obgleich scheinbar alle musikalischen Mittel in ihm zur Geltung kommen konnten, welche jene Zeit verfügbar hatte, S. ist dieser Gattung des Concerts nicht dauernd treu geblieben. Nach seiner zweiten italienischen Reise dürfte sie für ihn abgethan gewesen sein. Wie in Italien auf die chorische Instrumentalsonate die schwach besetzte, durchaus solistische Kammersonate so unmittelbar folgte, daß man nicht sowohl von einem genetischen Zusammenhang, als von einem plötzlichen Umschlag zu reden hat, ebenso setzte sich der

vielstimmigen Gesangsmusik der Sologesang siegreich entgegen. Auch zeitlich laufen beide Erscheinungen durchaus parallel. Im Jahre 1628 war der Kampf schon entschieden, und diese Dinge sind es, auf welche S. hindeutet, wenn er 1629 von Venedig aus schreibt, daß eine neue Art der Musikübung in Italien aufgekommen sei. Von nun an stützt sich seine Concertcomposition eine lange Zeit fast ausschließlich auf den Sologesang, den er durch den Generalbaß und auch andere Instrumente begleiten läßt; unter diesen erhalten die Violinen bald die Oberhand, die vorher neben den Blasinstrumenten nur eine zweite Rolle gespielt hatten. Die beiden Theile der „kleinen geistlichen Concerte" von 1636 und 1639, der erste und zweite Theil der Symphoniae sacrae von 1629 und 1647 sind mit Concerten dieser Gattung gefüllt. Hier öffnet sich zum Theil eine ganz neue Formenwelt, denn je weniger substantiell das Material, desto williger fügt es sich der bildenden Hand des Künstlers. Wenn aber Peri's und Caccini's erste Versuche in der Monodie ein Bruch mit der Vergangenheit sind, so hat S. die Verbindung wieder angeknüpft, und soviel, als möglich war, von den alten Formen in das solistische Concert hinübergeleitet. Wir finden Stücke von durchaus recitativischem Charakter; wo aber mehr als eine Stimme in Thätigkeit tritt, stellt sich doch der nachahmende Stil wieder ein, und auch die hinzugesellten Instrumente erweisen sich ihm unterthan. Wie in Motette und Madrigal schreitet die Composition satzweise mit dem Texte fort, aber um die Gruppen bestimmter hervor- und von einander abzuheben, treten instrumentale Vor- und Zwischenspiele, sogenannte Sinfonien, ein. Mehr noch: eine musikalische Architektonik wird angestrebt, welche Haupt- und Nebengedanken sondert und jene durch häufigere Wiederholung als die eigentlichen Stützpunkte des Ganzen erkennbar macht. Die Anlehnung an instrumentale Formen, schon im chorischen Concerte wahrzunehmen, erweist sich hier ganz besonders förderlich. Ein längerer Anfangsabschnitt kehrt am Schlusse wieder und umschließt ringartig den Mitteltheil. Eine kürzere Anfangsgruppe wiederholt sich in der Mitte und am Ende. Ein Text wird in verschiedenen Theilen componirt, denen allen derselbe Schlußsatz (Ripresa) angehängt wird. Oder dieser Schlußsatz erscheint in immer neuen Umwandlungen, die jedoch seine Urgestalt stets erkennen lassen. Oder gar eine weit ausgeführte Sinfonie macht den Anfang, und wenn sie cyklisch wiederkehrt, wird sie durch hinzutretende Singstimmen contrapunctisch bereichert (Werke, Band V, Nr. 15). Bedeutsame Sinfonien, die zum Theil einer besonderen Art von italienischen Instrumentalcanzonen nachgebildet sind, finden sich namentlich in den Symphoniae sacrae von 1629, welche in italienischer Umgebung entstanden. Im vocalen Theile stehen neben belebtem, energischem Sprechgesang langathmige Melodien von einer Schönheit und Tiefe, wie sie nicht nur der früheren Zeit, sondern auch den italienischen Zeitgenossen Schützens fremd waren, und als sein eigenster Besitz angesehen werden müssen. Verbraucht erscheint uns das Mittel der Affectsteigerung durch Wiederholung derselben Melodiephrase auf höheren Tonstufen; in jener Zeit war es das noch nicht, und es kommt wohl nur auf die Art des Vortrags an, der das einzelne im ganzen richtig zu gestalten weiß, um das Mittel auch für heute wieder annehmbar zu machen. Bei Concerten für nur eine Singstimme wird oft die Vertauschung einer Sopranstimme durch einen Tenor freigestellt. Hierin zeigt sich der Durchbruch einer ganz neuen Anschauung am einfachsten. Die ältere Kunstmusik abstrahirte auch die einzelne Stimme immer von einem mehrstimmigen Satze, konnte sie daher auch von ihrer ursprünglichen Tonlage nicht loslösen.

In dem dritten Theile der Symphoniae sacrae (1650) tauchen die ergänzenden Chöre wieder auf. S. zeigt dadurch, daß er die beiden Formen des chorischen und solistischen Concerts abschließend zu verbinden strebte, hat er doch

sogar eine vereinzelte Composition des Jahres 1619 in dieses Werk aufgenommen (Band XI, Nr. 5). Indem hierdurch die Massenmusik zum Einzelgesang, die allgemeine Empfindung zur persönlichen innerhalb eines und desselben Ganzen in lebhafteren Gegensatz gebracht wurde, ist der Grundriß für die gesammte kirchliche sowohl wie oratorienhafte Kunst der nächstfolgenden hundert Jahre fertig gestellt, wenn auch zunächst in kleinen Maßverhältnissen. Aber welche Entwicklung immer der Sologesang noch erlebte, er ließ sich in diesen Rahmen einfügen. Der Chorgesang nicht minder, doch hat dieser seine Formen nicht in gleichem Maße mehr geändert, da S. nicht nur den concerthaft leidenschaftlichen mehrstimmigen Satz für den chorischen Charakter empfänglich gemacht, sondern auch der strenger stilisirten Motette schon die Mitwirkung der Instrumente zugeführt hatte. Sowohl Bach wie Händel wurzeln in Schützens geistlichem Concert, doch dieser unmittelbarer und tiefer. Das Oratorium schließt sich um eine Begebenheit, welche es in erbauliche Betrachtung auflöst. Biblische Vorgänge hat S. mehrfach so behandelt: die Verkündigung des Engels Gabriel an Maria, den Knaben Jesus im Tempel, den Pharisäer und Zöllner im Tempel betend. Wenn er die biblischen Historien von Christi Geburt, Leiden und Auferstehung, zu denen auch die Composition der Sieben Worte zu rechnen ist, in Musik gesetzt hat, so ist es zu demselben Zwecke geschehen. Hier waren allerdings kirchliche Gebräuche und liturgische Formen vorhanden, auf die er sich stützen konnte, und in beschränktem Maße hat er es auch gethan. In der Absingung des biblischen Textes mit vertheilten Rollen, auch in der Art wie die Historie eingeleitet wird und ausklingt, folgte er der kirchlichen Tradition. Aber die Verwendung des Lectionstones ist doch nur eine scheinbare, da er in denselben das ausdrucksvollste Recitativ seiner Zeit hineingebildet hat, und wenn er in dem Werk seines Alters, den Passionen, auf jedes begleitende oder stützende Instrument verzichtet, so liegt darin nicht das Anzeichen einer resignirten Rückkehr zu bewährten kirchlichen Kunstformen, sondern vielmehr einer Steigerung seiner durchaus modernen dramatischen Anschauungsweise. Wenn man in unserer Zeit die eine und andere dieser Passionen wieder aufzuführen versucht hat, so hat man unwissentlich mit dem Schwierigsten begonnen, und erschien zu dem Zwecke die Hinzufügung einer Orgelbegleitung nöthig, so ist durch diese ein wesentlicher Charakterzug der Werke verwischt worden. Daß S. sich jeder Begleitung enthielt, dazu war die nächste Veranlassung wohl das Verbot, während der Leidenszeit in der Kirche mit Instrumenten zu musiciren. Aber der äußere Umstand wurde für ihn die Quelle besonderer künstlerischer Anregung. Diese drei Passionen (die Marcuspassion halte ich für unecht, da sie aus Schützens Stil gänzlich herausfällt) sollen, allerdings im Rahmen der Liturgie, die Begebenheit durch die Mittel des musikalisch-dramatischen Vortrags mit größtmöglicher Natürlichkeit versinnlichen. Für die Auferstehungshistorie äußert S. den Wunsch, man möge die Musicirenden so aufstellen, daß nur der Evangelist gesehen würde, alle übrigen aber den Blicken der Hörer entzogen wären. Er meinte dadurch die Phantasie der Zuhörerschaft, die nun ausschließlich auf die Eindrücke des Gehörssinnes angewiesen war, aufs intensivste anzuregen. Wegen der Passionen ist eine solche Vorschrift nicht bekannt geworden, und da sie vielleicht nicht vom Orgelchor herab, sondern im Altarraum gesungen werden sollten, möchte auch ihre Erfüllung schwer zu bewerkstelligen gewesen sein. Aber deutlich erkennt man doch des Meisters Absicht. Die Erzählung des Evangelisten rollt gleichsam die Bilder der Begebenheiten vor dem inneren Auge auf und ersetzt so die fehlende Scene. Ist die Phantasie des Hörers in diese Disposition gebracht, so sollen ihr die handelnden Personen durch Wort und Ton ohne jede Störung unterstützender musikalischer Organe

nahetreten. Der Versuch, die Passionen ganz originalgetreu aufzuführen, würde jedenfalls neue, eigenthümlich dramatische Wirkungen zu Tage fördern.

Das besondere evangelisch-kirchliche Element ist aber in diesen Historien schwach vertreten. Nur an einer einzigen Stelle, im Schlußchor der Johannespassion, hat S. eine gegebene Choralmelodie benutzt. Ueberhaupt nimmt er zum Choral eine unabhängige Stellung ein. Nicht selten componirt er Gesangstücke über Strophen von Kirchenliedern, kümmert sich dabei aber nicht um die zugehörige Melodie, sondern behandelt sie eben als brauchbare Dichtungen. In anderen Fällen nimmt er zwar Rücksicht auf die Melodie, aber nur ganz ausnahmsweise führt er sie motettenhaft als Cantus firmus durch. Sein Verhalten ist gewöhnlich jenes viel freiere, phantasievoll launenhafte, für das die Musiker des 16. Jahrhunderts den Ausdruck ad imitationem gebrauchten: die Choralmelodie erscheint mehr nur als Anregung zur eigenen Composition, nicht als herrschende und führende Macht in ihr. Manchmal begnügt er sich mit verstreuten Anklängen, die sichtlich nur den Zweck haben, den Stimmungshintergrund poetisch zu vertiefen. Oder er verwendet sie wohl vollständig, aber concerthaft pathetisch, mit gruppenweiser Anordnung und Wiederholung der Zeilen, mit Vor- und Zwischenspielen und überhaupt so reichlich untermischter freier Erfindung, daß man deutlich erkennt, die Choralmelodie war ihm eben nur ein Ingredienz neben anderen (s. z. B. Band VII, Nr. 14 und 15). Er treibt es hier nicht anders, als wenn er über ein Madrigal Monteverdi's eine eigene Composition macht. Unrichtig aber ist es, dies Verfahren unkirchlich zu nennen und demgemäß den stilistischen Werth solcher Werke zu bestimmen. Es kann nicht stark genug betont werden, daß das Verhalten des evangelischen Künstlers zu dem Volksgesang seiner Kirche damals ein anderes sein mußte, als hundert Jahre später zu den Zeiten Bach's. S. erwuchs und wirkte in einer Periode, da der weltliche Volksgesang noch unablässig in den geistlichen überging; so wenig wie die Grenzen zwischen beiden genau zu bestimmen waren, standen sie auch unter sich im Gegensatz. In Bach's Zeiten hatten sich die Hauptchoralmelodien zu kirchlichen Symbolen vertieft und forderten demgemäß ihre besondere Behandlung. Für S. war davon noch keine Rede. Eine Choralbehandlung im Sinne Bach's wäre damals garnicht verstanden worden. Ohne Frucht für die Entwicklung der Kunst sind aber Schützens Choralarbeiten nicht geblieben. Merkwürdigerweise war es das Gebiet weltlicher Instrumentalmusik, wo sie gebrochen werden sollte. Es gibt von ihm einige Compositionen über Kirchenlieder, deren Text er vollständig benutzt, während er die Melodie nur bei der ersten (einmal auch noch der letzten) Strophe beibehält. Dagegen bleibt der Grundbaß, über dem sie auftrat durch alle Strophen derselbe; dieser regulirte die Harmonie und hält nun im Hörer die Erinnerung an die Melodie dergestalt wach, daß sie ihm innerlich weiterklingt durch all die wechselnden Gebilde, welche in der Folge sich über dem Grundbasse erheben (Band VI, S. 59 ff., S. 147 ff.; Band VII, Nr. 26). In einem dieser Stücke wirken noch zwei Violinen mit, die durch Zwischenspiele den Charakter der Aria markiren und im Vorspiele eine Probe davon geben dürften, wie der Orgelspieler Schütz gelegentlich eine Choralmelodie durchgeführt hat. Sonst sind sie die bedeutungsvollen Urbilder jener höchsten und kunstreichsten Form der Clavierváriation, die Bach in einem Musterwerke vollendet hat, und Beethoven und Brahms nach ihm gepflegt haben.

Eine Melodie, welche in den Volksmund übergegangen wäre, hat S. nicht erfunden. Dies steht nicht zu verwundern, da es seine Lebensaufgabe sein sollte, die deutsche Kunst gerade durch Zuführung fremdländischer Elemente zu bereichern, hat aber seinen Grund gewiß auch in dem Hinwelken des deutschen Volksgesanges an sich, das wir im Jahrhundert des großen Krieges bemerken. Er hat doch

manch ein Lied geschaffen, das mindestens das gleiche Recht besessen hätte, zum kirchlichen Volkslied zu werden, wie dies und jenes seiner Zeitgenossen. Eine köstliche Sammlung geistlicher Lieder bietet sein Psalter nach Becker's Dichtungen (Werke, Band XVI). Die absichtlichen Anklänge an bekannte Melodien, welche in einigen Gesängen auftauchen, scheinen zu beweisen, daß er sich in ihnen bemühte, volksthümlich zu erfinden, und mehr als einmal ist ihm dies in schönster Weise gelungen. Die meisten Gesänge sind aber zu aristokratischen Wesens, als daß die Masse ihr Empfinden in ihnen hätte wiedererkennen können. Es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Bildung und Geist auch diese kleinen Tonsätze in sich schließen. Nur ein auf der Höhe künstlerischer Herrschaft waltender Meister konnte den alten Tonarten, die schon im Abendroth ihres Tages standen, noch einmal einen solchen Reichthum von Wirkungen abgewinnen. Auch die ältere Rhythmik gehorcht ihm willig, wo er sie braucht. Aber in das Farbenspiel mischt sich zugleich das Licht einer neuen Zeit. In Stimmenführung und Harmonie macht es sich geltend, am meisten in der Melodieerfindung und dem Glanz des poetischen Erfassens. Die Mannigfaltigkeit des Empfindungsausdrucks und der Charakterisirung muß Bewunderung erregen. Stille Ergebung im Leid und feierliche Andacht, leidenschaftliches Rufen aus tiefer Noth, zornige Erregtheit und kriegerische Energie, Lobsingen Gottes in fast bacchantischem Schwung und wieder in tief innigem Genügen, für alles hat der Componist scheinbar unerschöpfliche Ausdrucksmittel bereit. Uebertroffen werden diese Vorzüge fast noch durch die plastische Kraft, mit welcher Schütz auch in dem engen Rahmen der Liedform Charakterbilder auszuführen vermag, welche die poetischen Vorstellungen musikalisch wiederspiegeln. Man hört nicht nur, man glaubt zu sehen. Und dies führt auf eine der größten Eigenschaften des Mannes. Das Eindringen der Musik in die Tiefen der dichterischen Schöpferkraft ist ein Hauptmerkmal jener neuen Kunstbewegung, die um 1600 von Italien aus begann. Sie hat keinen genialeren Apostel gehabt als S., und vielleicht wird man einmal sagen, daß er in dieser Richtung allen älteren und jüngeren Zeitgenossen weit voraus gewesen ist. Es geschah in ihrem Zuge, wenn er seinem Schüler Weckmann rieth, behufs Componirung von Texten aus dem Alten Testament Hebräisch zu lernen, und in seinen Passionen hat er gezeigt, wie tief er durch die lutherische Uebersetzung hindurch in die Urvorstellungen des Evangeliums einging. Er besaß die geheimnißvolle Gabe, jene herzbewegenden Accente und Tonbiegungen zu finden, welche, scheinbar den Modulationen der Sprache abgelauscht, uns in die Tiefen individuellen Empfindens hinabschauen lassen. Die inneren Vorstellungen und Anschauungen, welche die Poesie erzeugt, sog er gleichsam musikalisch aus, so deutlich läßt der Krystall seiner Töne deren ganzes Wesen durchscheinen. Der Stern, welcher den Weisen voranzieht und leuchtend über Bethlehem stehen bleibt, der Engel vom Himmel, der den Stein vom Grabe des Gekreuzigten abwälzt, der Beter, der mit andachtsvoller Bewegung vor Gott niedersinkt, das Klopfen des liebenden Mädchenherzens, die Thautropfen, welche aus den Locken des Geliebten niederfallen — hundertfältig stehen in Schützens Werken die Beispiele, welche derartige und andere Vorgänge, wo sie immer die Poesie darbietet, mit greifbarer musikalischer Plastik versinnlichen. Eine Begabung wie diese mußte naturgemäß zur dramatischen Scene hinziehen. S. hat sich mit ersichtlicher Vorliebe und feinem Takt Abschnitte solchen Charakters aus der Bibel ausgewählt. Einige derselben wurden schon erwähnt als Beispiele der oratorienhaften Tendenz, Begebenheiten ins Lyrische zu verallgemeinern. Die dramatisirende Behandlung ist für die Darstellung dieser Begebenheiten aber nicht die allein mögliche, und wenn S. sie vorzog, zeigte er dadurch, daß sie seinem Wesen am meisten entsprach. Die Scene, wo der selbstgerechte Pharisäer und der zer-

knirschte Zöllner mitsammen im Tempel beten (Werke, Band XIV, Nr. 4), gehört, so knapp gefaßt sie ist, zu den größten dramatischen Meisterwerken des Jahrhunderts, und kaum weniger ergreifend, nur durch die Mehrstimmigkeit etwas gebundener im Ausdruck, ist das Wechselgespräch zwischen dem auferstandenen Jesus und der ihn erkennenden Maria (Band XIV, Nr. 5), oder zwischen der Braut und dem Bräutigam aus dem Hohenliede (Band V, Nr. 18). Auch für den dramatischen Monolog sind die Beispiele vorhanden. Ein Prophet tritt unter seinem Volke auf, um es zu lehren; ihm werden die Anfangsworte des 78. Psalms in den Mund gelegt (Band V, Nr. 14). Daß es S. nicht auf den Inhalt des Textes ankommt, sondern nur auf die Darstellung einer hoheitsvollen Persönlichkeit, ergibt sich daraus, daß der Bassist nichts weiter singt, als die Aufforderung, ihm zuzuhören. Ein Seitenstück ist die Klage Davids um Absalon (V, Nr. 13). Tongänge, Declamation, Gruppirung des Tonmaterials sind hier von so sprechender Natur, daß es durchaus keiner äußeren Zuthaten mehr bedurfte, um die Scene des leidenschaftlich um sein Lieblingskind klagenden königlichen Greises zu vervollständigen. Ganz und gar dramatisch erfaßt und hierin einen entschiedenen Gegensatz zu Bach bildend sind die Vorgänge in den Passionen, überdies hat es der Meister auch vermocht, seine Tonsprache je nach dem verschiedenen Charakter der drei Evangelisten abzustimmen. Daß sich diese Seite seines Talents auch in der Weihnachtshistorie mannigfach bewährt haben wird, können wir aus der Inhaltsangabe der concerthaften Intermedien wohl ahnen. Hier muß sogar manches zur musikalischen Darstellung gekommen sein, was nicht unmittelbar die agirenden Personen betraf, sondern die Scene, welche diese in der Vorstellung des Componisten umgab. Leicht ließe sich aus Schützens Werken eine lange Reihe von Stücken zusammenstellen, in denen seine Phantasie bis zu dieser höchsten Lebhaftigkeit und Vollständigkeit des inneren Schauens vordrang. Das berühmte Concert von der Bekehrung des Saulus (Band XI, Nr. 8) läßt uns nur die göttliche Stimme hören, aber wie in hundertfachem Echo von allen Seiten zurückgeworfen dringt sie auf den am Boden Liegenden ein, der, von der Majestät dieses Eindrucks bezwungen, verstummt. Das erste der Kleinen geistlichen Concerte von 1636 konnte nur der Vorstellung von einer in der Oede Verlassenen entquellen, die weithinaus nach einem Helfer ruft. Im Schlußsatze der musikalischen Exequien klingt Engelsgesang vom Himmel zur Erde nieder. Der Mühlhäuser Festcomposition liegt gleichsam die Vorstellung einer zweigetheilten Bühne zu Grunde: hier das Innere der Kirche, dort der freie Platz vor derselben, auf dem sich das Volk drängt, während in der Kirche fromme Gesänge ertönen. So voll von Poesie war Schützens Künstlerherz, daß nach Composition eines Werkes zuweilen ein Ueberschuß davon zurückblieb, den er dann in tief empfundenen Beischriften ausließ. Die schönen Verse, welche er an den Schluß der Auferstehungshistorie und vor den Anfang der „Sieben Worte“ setzte, der Bibelspruch, welcher das Titelblatt der Auferstehung ziert, und anderes geben davon Zeugniß.

S. hat natürlich eine große Anzahl hochbegabter Schüler gehabt, Bernhard, Weckmann, Adam Krieger, sein Neffe Heinrich Albert gehörten zu ihnen. Aber wenn man sie auch alle namhaft machen wollte und könnte, nicht im entferntesten würde man damit die Grenzen seines kunsterziehlichen Einflusses angedeutet haben. So wie von ihm hat niemals von einem anderen das ganze musikalische Deutschland gelernt. Ob Künstler von Beruf oder Liebhaber, alle sahen sie zu ihm auf als einer obersten Autorität, gingen ihn um seinen Rath und in Streitsachen um seine Entscheidung an, suchten seine Zustimmung und waren seiner Theilnahme froh. Eine stattliche Anzahl Aeußerungen, zu denen S. in diesem Sinne veranlaßt wurde, läßt sich sammeln, und vieles gleicher Art wird im Laufe der

Zeiten noch ans Licht treten. Ueberzeugender noch als aus solchen Aeußerlichkeiten offenbart sich sein unermeßlicher Einfluß aus den Kunstwerken des Jahrhunderts selbst. Bis in die zweite Hälfte desselben hinein stehen sie in unmittelbar zu erkennender Abhängigkeit von ihm, sofern es sich nicht um Gattungen handelt, denen er sich ferner hielt, wie Orgel- und Claviermusik, oder in welchen wir, wie in der Oper, seine Thätigkeit nicht mehr abschätzen können. Vielleicht ist seine erstaunliche dramatische Befähigung in den theatralischen Werken nicht einmal voll hervorgetreten; die Dichtungen waren nicht darnach, ihr den nöthigen Vorschub zu leisten. Im musikalisch-dramatischen Ensemble zeigt er sich seiner Zeit so weit vorausgeschritten, daß ein halbes Jahrhundert triebkräftiger Entwicklung noch nicht genügte, ihn einzuholen. Sein Verhältniß zu Händel und Bach kann nur ideell begriffen werden, ein Zusammenhang in dem Sinne, daß diese einst aus seinen Werken zu lernen versucht hätten, ist nicht nachweisbar. Große Züge hat er mit jedem von beiden gemeinsam: mit Händel die Neigung zum Oratorienhaften, Plastischen, Dramatischen, die freie Empfänglichkeit für die Vorzüge der italienischen Musik, wie für alles, was die weite Welt darbot, mit Bach das Fromm-Beschauliche und die tiefe Gefühlsinnigkeit. Kaum einer unserer größten Tonkünstler hat in gleicher Harmonie, wie Schütz, zu vereinigen gewußt: helle Ausschau ins Leben, unbefangene Würdigung aller seiner Erscheinungen, und stilles Versinken in die mystischen Tiefen des eigenen Gemüths; keiner ist gewesen, der solche künstlerische Eigenschaften in gleichem Maße durch Güte und Hoheit der menschlichen Gesinnung verklärt hätte. Als Vermittler zwischen zwei Kunstperioden von fundamentaler Gegensätzlichkeit hat er dem Verständniß unserer Zeit gegenüber einen schweren Stand. Es fällt leichter, die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts zu begreifen, bei der im voraus angenommen wird, daß auf eine Menge von modernen Voraussetzungen schlechthin verzichtet werden muß, als die Kunst einer Zeit, in welcher die Anschauungen der Gegenwart und fernen Vergangenheit sich unentwirrbar durchkreuzen. Kein Zweifel, daß um einer solchen Musik gegenüber als ästhetisch Genießender sich zu fühlen, eine Erziehung der künstlerischen Urtheilskraft von Nöthen ist, die sich nicht von heute auf morgen verwirklicht. Wir müssen uns zufrieden geben, wenn wir die Gestalt des großen Mannes inmitten der Jetztlebenden wieder haben aufrichten können. Ihn allseitig zu würdigen und innerlich ganz sich wieder anzueignen, wird eine Aufgabe des nächstfolgenden Jahrhunderts sein.

Von der Litteratur über S. kann hier nur einiges Wesentlichste genannt werden. C. v. Winterfeld, Johannes Gabrieli und sein Zeitalter. Berlin 1834. Desselben Evangelischer Kirchengesang. Zweiter Theil. Leipzig 1845. — Karl August Müller, Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Erste Lieferung. Dresden und Leipzig 1838. — Wilhelm Schäfer, Sachsen-Chronik. Erste Serie. Dresden 1854. — Moritz Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters. Erster Theil. Dresden 1861. — Friedrich Chrysander, Jahrbücher für musikalische Wissenschaft. Erster Band. Leipzig 1863. — Philipp Spitta, Heinrich Schützens Sämmtliche Werke. 16 Bände. Leipzig, seit 1885 (bis jetzt 11 Bände erschienen).

Spitta.

Schwarzenberg *): Graf Adam zu S. (er selbst schrieb sich Schwartzenberg), entstammte der rheinischen Linie des alten fränkischen Rittergeschlechts der Herren v. Seinsheim, welche sich seit der im Jahre 1429 vom römischen Könige Siegmund vollzogenen Erhebung in den Freiherrn- und Bannerherrenstand nach den beiden in ihren Besitz gelangten allodialen Herrschaften: Herren zu Schwarzenberg und

*) Zu S. 259.

Hohenlandsberg nannten. (Das heutige Seinsheim liegt am Hohen Landsberg im Steiger Wald.) Die ältere fränkische Linie erlebte mannigfache Theilungen und Spaltungen, bis im Jahre 1617 der kaiserliche Obersthofmarschall und Geh. Rath Georg Ludwig v. S. die fränkischen Stammlehen wieder in einer Hand zusammenzufassen vermochte. Nach dessen Tode gingen sie auf den Sohn des Grafen Adam über.

Der Erbgang des rheinischen Geschlechts ist seit den Tagen des Freiherrn Wilhelm I., seines Begründers, ein ununterbrochener gewesen. Der Urgroßvater des Grafen Adam war aus der Heimath davon gezogen, um gleich so vielen anderen Mitgliedern der fränkischen Reichsritterschaft im Dienste des Kaisers oder anderer großer Herren das Glück zu suchen. Er fand es im Herzogthum Jülich, wo er nach seiner Heirath mit einer Tochter des namentlich im Herzogthum Berg hoch angesehenen und begüterten Geschlechts v. Nesselrode in die Reihen des landsässigen Adels eintrat und auch an den Jülichschen Landtagen Theil genommen hat. Das Rittergut Bovenberg war der erste Grundbesitz des Hauses S., dem Wilhelm II., des ersten Sohn, das Rittergut Gimborn in der Grafschaft Mark und einige andere Landgüter hinzubrachte. Er war in kurkölnische Dienste getreten und verwaltete als Amtmann das Amt Neuerburg.

An lange Seßhaftigkeit konnten sich die Schwarzenberg's aber noch nicht gewöhnen, in ihnen lebte noch der kriegerische Geist ihres ritterlichen Vorfahren, der im 15. Jahrhundert den damaligen Erzherzog Max nach Burgund begleitete und sich später dem Heereszuge zur Befreiung des Römischen Königs aus der Gefangenschaft in Brügge anschloß. Auch Wilhelm I. diente dem Hause Habsburg mit den Waffen und starb als kaiserlicher Generallieutenant, Wilhelm II. dagegen zog sich im Heere Philipp's II. von Spanien bei S. Quentin eine Verwundung zu, der er bald erlag. Bedeutenden Kriegsruhm errang sich erst Freiherr Adolph, der Vater des Grafen Adam. Schon früh erwählte er den Beruf des Kriegsmannes. Nach mannigfachen Heeresfahrten erscheint er als Rath und Hofmarschall des Bischofs Ernst von Lüttich und leistete ihm alsdann als Oberst eines Reiterregiments bei der Vertreibung des Kölner Erzbischofs Gebhard v. Truchseß wesentliche Dienste, wofür ihm verschiedene Gefälle zum Lohn verpfändet wurden. In der Folge litt es ihn aber nicht in kölnischen Landen, obwohl er mehrere Jahre als Statthalter und Landhofmeister die kurkölnische Regierung geleitet hat. Das kriegerische Blut regte sich wieder in ihm: er übernahm als kaiserlicher Oberst die Werbung eines Reiterregiments in den Rheinlanden, um die Türken verjagen zu helfen. Die glänzende Wiedereroberung der Festung Raab (1599) ist ein Ereigniß, welches in damaliger Zeit die größte Bedeutung für die Christenheit besessen hat. Der Ruhm des Schwarzenberg'schen Namens erfüllte alle Lande. Freiherr Adolf ward von seinem kaiserlichen Herrn am 5. Juni 1599 in Prag zum Ritter geschlagen und in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben. Als besonderes Zeichen kaiserlicher Huld galt es, daß dem Schwarzenbergischen Familienwappen ein goldenes Feld hinzugefügt wurde, auf welchem ein Rabe einem Türkenkopfe das eine Auge aushackt. Das Kaiserhaus hat jedoch nicht geglaubt, den Verdiensten seines Feldherrn damit genug gethan zu haben; er selbst fiel zwar schon im folgenden Jahre unter den Schüssen seiner meuternden Truppen, aber Sohn und Enkel des Türkenbesiegers sollten noch von dem Dank des Hauses Oesterreich zehren. Graf Adam hat sich während seines ganzen Lebens bemüht, eine kaiserliche Anwartschaft auf eine Herrschaft im Reich verwirklicht zu erhalten; erst sein Sohn Johann Adolph wurde 1670 in den Reichsfürstenstand erhoben.

Graf Adam war der einzige Sohn seines Vaters und dessen Gemahlin, einer geborenen Wolff-Metternich. Er war am 26. August 1584 geboren. Ueber

seine Jugend und Erziehung sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Sicher ist, daß er beim Leichenbegängniß seines Vaters sich in Wien befand und dort überhaupt längere Zeit verweilte. Kaiser Ferdinand II. erinnerte sich später, ihn dort gesehen zu haben, und Khlesl nannte sich im Jahre 1628 den Freund seines Vaters und seiner Mutter, knüpfte auch mit ihm selbst alte freundschaftliche Beziehungen aus der Jugendzeit wieder an. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die mäßige und vermittelnde religiöse Richtung dieses Staatsmannes und die religiöse Gleichgültigkeit des Kaisers Rudolf II. und seines Hofes nicht ohne Einfluß auf die Gesinnung des jungen Grafen geblieben sind. Ganz im Geiste seiner Vorfahren betheiligte sich Graf Adam an den Kämpfen gegen die Türken und ward wegen seiner Verdienste von König Heinrich IV. von Frankreich mit dem St. Michaelorden beliehen. Leider wissen wir auch darüber nichts Näheres. Seine Mutter erkor sich das Gut Gimborn zu ihrem Wittwensitz. Von hier aus erneuerte Graf Adam die alten Beziehungen zum Erzbischof von Köln. Charakteristisch ist, daß sie Finanzgeschäfte betrafen. Er lieh im Jahre 1603 dem Erzbischof 12 000 Goldgulden gegen Verpfändung der Herrschaft Rösberg. Als er dann im Jahre 1610 sein Verhältniß zum kurkölnischen Staate völlig aufgab, wurden seine vom Vater her noch bestehenden Ansprüche auf verschiedene Pfandschaften abgelöst.

Beim Tode des Herzogs von Jülich (1609) soll er Jülichscher Rath gewesen sein. Jedenfalls war er Landstand des Herzogthums Jülich und der Grafschaft Mark und mußte in dieser Eigenschaft der neuen Lage der Dinge gegenüber Stellung nehmen. Beide Erbfürsten, der Kurfürst von Brandenburg, beziehungsweise dessen Vertreter, und der Pfalzgraf von Neuburg kamen ihm dabei entgegen, besonders allerdings der brandenburgische Abgesandte. Markgraf Ernst, des Kurfürsten Bruder, bemühte sich am Niederrhein für die Bestrebungen des Hauses die Unterstützung hervorragender Patrioten zu gewinnen. Schon vor dem Dortmunder Vertrag (20./10. Juni 1609), der die gemeinsame Verwaltung der Erbländer festsetzte, wandte sich der Markgraf an S. Dieser erzählt selbst, daß er sich gleich damals bereit erklärt habe, der gerechten Sache des Hauses Brandenburg beizustehen. Nach dem Abschluß des Vertrags ertheilte dann der Markgraf verschiedene Aufträge an S., die er zu seiner Zufriedenheit erledigte, so daß ihn der Fürst seinem Bruder am 9. Juli 1609, wo er des jungen Grafen zum ersten Mal erwähnt, dringend empfahl. Ganz besonders bei zwei Gelegenheiten hat S. seine Anhänglichkeit an die Erbfürsten in hervorragender Weise dargethan. Als diese nach dem Abschluß des Vertrags von Dortmund nach Düsseldorf eilten, beabsichtigte der kaiserliche Abgesandte Richard v. Schönberg sie mit Unterstützung des Commandanten von Düsseldorf im Schloß sammt ihren Räthen aufzuheben und dem Kaiser die Verfügung über sie anheimzustellen. S. erfuhr von dieser Intrigue und meldete sie dem Markgrafen. Da die Fürsten noch ohne militärische Bedeckung waren, schaarte sich auf die Kunde dieses Anschlags hin der größte Theil der Stände und Bürger um sie, übermannte die Feinde und geleitete beide in das Schloß. Direct feindlich trat S. bei dem Versuche des Erzherzogs Leopold, die Stadt Düren zu überrumpeln, der kaiserlichen Politik entgegen, indem er wider den Willen des Magistrats der Stadt die Aufnahme kaiserlicher Truppen mit Gewalt verhinderte. So konnte denn der Erzherzog es schriftlich aussprechen, daß keiner von allen gegnerischen Dienern und Landständen dem Hause Oesterreich größeren Schimpf zugefügt, als S., wofür er des Galgens würdig sei. Die Folge war die Verhängung der Acht über den kühnen Parteigänger der Erbfürsten und die Verwüstung mehrerer seiner Güter, wodurch er, nach eigener Angabe, über 18 000 Reichsthaler Schaden erlitt. Auch den Landständen gegenüber trat S. mehrfach für die Interessen

der Erbfürsten wirksam in die Schranken und erregte durch dieses ganze Auftreten die Aufmerksamkeit der fürstlichen Kreise im Deutschen Reiche. Zunächst belohnten ihn die Erbfürsten durch die Erhebung des Schlosses Gimborn, zu dem sie noch einige Dörfer legten, zu einer Unterherrlichkeit der Grafschaft Mark und versprachen ihm die Verwaltung der Aemter Jülich und Düren. Sodann verhandelten beide mit ihm über seine Dienstannahme. Es fand ein förmliches Ueberbieten statt. Den Ausschlag gaben wohl die Aufforderungsschreiben des Kurfürsten Johann Sigismund und seiner Gemahlin, ohne Zweifel dabei auch der Umstand, daß es ein Kurfürst des Reiches war, der sich um des Grafen Dienste bewarb. Von irgend welchen Bedenken wegen des Katholicismus des Grafen scheint damals nicht die Rede gewesen zu sein. Man wußte damals am brandenburgischen Hofe noch nicht recht, ob man den Grafen im Felde oder in der Regierung anstellen sollte, auch trug der Kurfürst der kaiserlichen Acht wegen zur Zeit (Febr. 1610) noch Bedenken, ihn durch die niederrheinischen Lande mit in die Marken zu nehmen. Vielleicht wohl aus diesem Grunde ist daher die Bestallung zum Geheimen Kammerrath und Oberkammerherrn des Kurfürsten vom Markgrafen Ernst und zwar erst am 1. November 1610 ausgefertigt worden. Als jährliches Gehalt für seine Dienste in Regiments-, Rechenkammer- und Renteisachen und für die Uebernahme von Legationen werden ihm darin 1400 Thaler und ein entsprechendes Deputat bei Hofe und auf Reisen versprochen. Man sieht aus dieser Summe, deren Höhe die gewöhnliche Besoldung der übrigen Geheimen Räthe (400—1000 Thaler) erheblich übersteigt, wie theuer man die Dienste Schwarzenberg's hatte erkaufen müssen. Erst 1611 stellte sich S. dem Kurfürsten persönlich in Cüstrin vor.

In den folgenden Jahren hat S., so lange Markgraf Ernst lebte und nach dessen Tode (1613) unter dem Kurprinzen Georg Wilhelm als nächster Rathgeber die Interessen des Hauses Brandenburg in den Jülichschen Landen mit Thatkraft und Energie wahrgenommen. Zu den Zeiten, wo die Fürsten genöthigt waren, die Lande zu verlassen, stand er als Statthalter an der Spitze der Regierung, die er nach außen vertrat, während auch die ganze innere Verwaltung von ihm geleitet wurde. Infolge seines Uebertritts in den brandenburgischen Dienst gerieth er ganz besonders mit dem Pfalzgrafen von Neuburg in Conflict, so daß dieser ihm nach Gütern und Leben trachtete. So unerträglich diese Beziehungen manchmal für S. waren, so harrte er doch getreulich aus, bis ein unliebsames Ereigniß und dessen Folgen ihn im Jahre 1617 dazu trieben, um seine Entlassung in Berlin einzukommen. Adrian v. Flodorf, Jülicher Landstand, entführte im November 1613 auf Jülicher Gebiet in der Nähe von Düren die Braut Schwarzenberg's, Margarethe v. Paland, Tochter des fürstlichen Statthalters in Lothringen Hartrad v. P., als sie sich mit ihrer Mutter und geringer Begleitung auf dem Wege zu ihrer Hochzeit befand. Der Entführer, ein Verwandter des Hauses, gab vor, ältere Anrechte an die Braut zu haben. Da sie sich jedoch entschieden weigerte, seinen Bewerbungen Gehör zu schenken, mußte er sie wieder entlassen. Jetzt führte S. sie zwar heim — nachdem sie ihm zwei Söhne geschenkt, starb sie an den Folgen der Geburt des zweiten schon im September 1615 —, der schmähliche Frevel blieb aber trotz vieler Bemühungen Schwarzenberg's ungerächt, da Flodorf sich in die Niederlande begab. Unter diesen Umständen ist es auffällig und nur als politische, auf Schwarzenberg's Sturz abgesehene Intrigue der Landstände von Geldern zu erklären, daß Kurprinz Georg Wilhelm im Frühjahr 1617 Flodorf freundlich bei sich aufnahm und an seine Tafel zog. In dem nun nach Berlin gerichteten Abschiedsgesuch beklagt sich S. bitter über die ihm angethane Schmach und über die Undankbarkeit des Hauses Brandenburg, dem er die seit 1609 geleisteten

Dienste mit großer Ausführlichkeit und Leidenschaft unterbreitet. Die Geheimen Räthe waren außer sich über diesen Vorgang, man dürfe den Grafen um keinen Preis gehen lassen, da er um so viele Staatsgeheimnisse wisse. Der Kurprinz erhielt eine scharfe Verwarnung und den Auftrag, S. unter allen Umständen zu begütigen. Der Kurfürst schrieb selbst an ihn und verpflichtete sich, eine Privatklage des schwer gekränkten Mannes gegen Flodorf auf dem schleunigsten Wege erledigen zu lassen. Was dann geschehen ist, wird nicht gesagt, jedenfalls blieb Graf Adam in brandenburgischen Diensten. Ende 1618 finden wir ihn mit dem Kurprinzen im Herzogthum Preußen, und als 1619 Johann Sigismund die Regierung niederlegte, richtete S. im Namen des neuen Regenten das Wort an den Geheimen Rath und die Landstände in Berlin.

Während der ganzen Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm hat S. als intimer Rathgeber in den nächsten Beziehungen zu seinem Fürsten gestanden. Er gehörte zwar stets dem Collegium des Geheimen Raths, dem Ministerium des damaligen Staates, an, es scheint aber doch, als wenn sein Rang als Reichsgraf ihm von vornherein ein bevorzugteres Ansehen vor den übrigen Räthen verliehen hätte, er war wohl stets, wenn in der Residenz anwesend, der Leiter der Berathungen dieser Behörde, der Director des Geheimen Raths. Seine Stellung wurde dann noch bedeutend gehoben durch die im Jahre 1625 vom Kurfürsten auf's eindringlichste beförderte und den Ordens-Comthuren geradezu aufgezwungene Wahl zum Ordensmeister der Johanniter-Balley Brandenburg. Der Heermeister von Sonnenburg war der erste Landstand der Kurmark. Hatte man doch bisher mit einer einzigen Ausnahme nur Angehörige des kurfürstlichen Hauses zu dieser Würde erhoben. Der Widerstand, welcher sich namentlich auch gegen den Katholicismus des Grafen regte, mußte verstummen, als der Kurfürst selbst sich verwandte und S. sich durch einen Revers verpflichtet hatte, keine Religionsneuerungen in seinem Ordensstaate vorzunehmen. Von jetzt an wird S. mit bezeichnender Hervorhebung nur noch der „Herr Meister" genannt. Mit den Jahren wuchs im Gange der politischen Ereignisse das Vertrauen und die Verpflichtung des Kurfürsten gegen ihn immer mehr. Nach dem mit der schwedischen Krone (1636) entbrannten Kriege blieb S., als sich der Kurfürst im Herbst 1638 in das Herzogthum Preußen begeben mußte, als Statthalter und Director des Kriegsstaats mit fast unumschränkter Vollmacht in Berlin zurück. „Man pflegt für diese Stellung die vornehmsten Fürsten zu nehmen, die man haben kann", sagt S. einmal selbst und kennzeichnet damit seine Auffassung von dem Rang, der ihm eigentlich gebühre. Vom Beginn seines Dienstverhältnisses an ist S. in die Geheimnisse der brandenburgischen Politik eingeweiht und zu den intimsten Missionen gebraucht worden. Mehrfach hat er versucht, sich seiner schweren Bürde zu entledigen und zugleich den zahllosen Anfechtungen zu entziehen, welche sich gegen ihn erhoben: in jedem Falle hat ihm der Kurfürst ein Vertrauensvotum ertheilt und ihn zum Bleiben bewogen.

Die politische Thätigkeit Schwarzenberg's im einzelnen hat sich vor allen Dingen auf die niederrheinischen Erblande erstreckt. Hier war er am besten orientirt und ist während seines ganzen Lebens der Referent, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, für Jülich-Cleve'sche und damit zusammenhängende Angelegenheiten gewesen. Mit großer Thatkraft und Ausdauer hat Graf Adam versucht, in jene verwickelten Verhältnisse Ordnung zu bringen, die Beziehungen zum Pfalzgrafen von Neuburg, zu den Niederlanden, zu Spanien und zum Kaiser zu regeln, die Landstände an die Ueberordnung der Landesherrschaft zu gewöhnen und die tief zerrütteten Finanzen zu verbessern. Ueber 10 Jahre hat es gedauert, aber es gelang doch schließlich S. einige Erfolge zu erreichen. Die zwanziger Jahre weisen für Brandenburg nur ungünstige Verträge mit den Generalstaaten und

Pfalz Neuburg auf; erst 1632 kam ein Abkommen mit Holland zu Stande, worin man dort auf gewisse regelmäßige Abzahlungen der gegen diese Macht bestehenden finanziellen Verpflichtungen einging. Gleichzeitig hatte Graf Adam versucht, durch Heranziehung einzelner ritterbürtigen Landstände in die Regierung und die Verwaltungskörper des Landes die Einigkeit ihres Widerstandes zu brechen. Durch den Erlaß einer neuen Amtskammerordnung sollte die Domänenverwaltung reorganisirt werden. Zur Ausführung des mit den Landständen vereinbarten Schuldentilgungsplanes wurde versprochen, einer ständischen Deputation Einsicht und Controlle in und über die landesherrlichen Finanzverhältnisse zu gestatten. Wirklich kehrte in den Jahren von 1632—35 leidliche Ruhe in den niederrheinischen Erblanden ein. Dann erfolgte aber ein um so stärkerer Rückschlag. Zunächst vollzog sich der politische Umschwung des Jahres 1635: im Prager Frieden trat der Kurfürst auf die Seite des Kaisers. Von neuem überschwemmten feindliche Truppen das Land. Sodann stellte sich die Unmöglichkeit heraus, bei den überaus harten Forderungen der Generalstaaten den Verbindlichkeiten gegen sie nachzukommen. Endlich zeigten sich die Landstände, die doch allein helfen konnten, infolge wiederholter Verpfändung von Domänen ohne ihre Einwilligung und der Vorenthaltung der Controlle der Domäneneinkünfte von neuem renitent. Hieran war nun besonders auch die Herrschsucht und Habsucht Schwarzenberg's schuld. War er doch selbst bei der Verpfändung der Domänen betheiligt; denn in der Geldnoth, aus welcher Kurfürst Georg Wilhelm nie herausgekommen ist, fand er bei S. stets baare Mittel. Mehrere Aemter wurden dem Grafen verschrieben. Für die richtige Einlieferung der Zinsen sorgte S. schon selbst, auch ist nicht ausgeschlossen, daß er, wie bei den kurmärkischen Aemtern auch hier seine Ansprüche vor denen anderer Personen befriedigt zu erhalten wußte. Bei der Anstellung der Beamten verfuhr er häufig parteiisch und bevorzugte diejenigen, welche ihre Gesuche mit klingender Münze zu unterstützen vermochten. So ging in Cleve-Mark alles drunter und drüber. Auch die Generalstaaten drangen in das Land und besetzten die festen Plätze und einzelne Domänenämter. Nur mit Mühe gelang es am Ende der Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm die drohende Execution zur Deckung der holländischen Zinsansprüche vorläufig abzuwenden. Die Landstände erneuerten ihre Union gegen das landesherrliche Regiment und erstrebten unter beständigem Einvernehmen mit den Generalstaaten die Constituirung einer selbstständigen Landesregierung. Beim Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm waren die niederrheinischen Erblande geradezu wie verloren.

Die geschichtliche Tradition hat S. auch eine wesentliche Schuld an dem Unheil zugeschrieben, welches die Kurmark Brandenburg im 30jährigen Kriege betroffen hat. Auch die Geschichtsforschung unserer Tage hat noch keineswegs alle Pfade dieses vielbewegten Lebens aufgehellt. Des Grafen machtvolle, selbstbewußte, ja fascinirende Persönlichkeit war gewiß ganz dazu angethan, den schwachen, unentschlossenen Charakter des körperlich fast während seiner ganzen Regierungszeit leidenden, zuletzt siechen Fürsten zu beherrschen und zu leiten. Indeß läßt sich nicht nachweisen, daß Graf Adam das politische Interesse des Hauses Brandenburg anders wahrgenommen habe, als aus dem Grunde seiner politischen Ueberzeugung. Dies bezieht sich besonders auf das Verhältniß zu Kaiser und Reich.

In den ersten Jahren des 30jährigen Krieges stand der Kurfürst auf Seiten der Gegner des Hauses Oesterreich. Während er Friedrich von der Pfalz als König von Böhmen anerkannte, verweigerte er nach dessen Besiegung seine Zustimmung zur Verleihung der pfälzischen Kur an den Herzog von Baiern. Als dann der Versuch, eine große Coalition der evangelischen Mächte gegen das

Haus Oesterreich zu organisiren, an der Eifersucht Schwedens und Dänemarks scheiterte und König Christian IV. allein den Krieg in Niedersachsen eröffnete, da war man im gesammten kurfürstlichen Rathe der Meinung, sich beiden kriegführenden Parteien zu versagen und für neutral zu erklären. Diese Neutralität war aber nur mit den Waffen in der Hand aufrecht zu erhalten; es ist der größte Fehler des Kurfürsten gewesen, daß er in diesem Augenblick nicht mit allem Nachdruck die Aufstellung einer größeren Truppenmacht bewirkte, wozu die sonst widerstrebenden Stände eine entsprechende, wenn auch keineswegs die Durchführung der Aufgabe hinreichend garantirende Summe bewilligt hatten, die außerdem nicht genügend einkam. Statt sein Hausrecht energisch wahren zu können, mußte er nun dulden, daß Freund und Feind die Marken zum Schauplatz des Krieges machten. In dieser Zeit war es, wo S. seine politische Ueberzeugung zum ersten Male öffentlich vertrat. Er war 1626 zur Vermählung der Markgräfin Katharine mit Bethlen Gabor nach Siebenbürgen geschickt, als Mannsfeld's Truppen in die Mark eindrangen und Wallenstein sich näherte. Eilig berief der Kurfürst ihn zurück, um sich seines Raths und seiner Hülfe zu bedienen. Um den Landständen die politische Lage auseinanderzusetzen, entwickelte S. dann vor ihnen seinen und des Kurfürsten Standpunkt: die fremden Mächte, welche in das Deutsche Reich einfallen, um Religion und Freiheit zu beschützen, gebrauchen diesen Grund nur als Vorwand, um ihr eigenes Interesse zu verfolgen. Sie werden gegebenen Falls ihre Freunde im Stich lassen und über deren Köpfen hinweg den Frieden schließen. Zu dem Kaiser habe man aber nach der Reichsverfassung ein festes Verhältniß. Zu ihm zu halten, so lange die Freiheit der Religion und des Gewissens von ihm nicht angetastet werde, sei daher die erste Bedingung für den Kurfürsten. Dies sei aber auch aus dem Grunde das Beste, weil man nicht bloß auf die Kurmark, sondern auch auf Preußen und Jülich-Cleve zu sehen habe. Für Preußen müsse man sich Polen zum Freunde halten, wo schon von österreichischer Seite dem Kurfürsten entgegengearbeitet werde, und die Ansprüche Kursachsens auf die Jülich'sche Erbschaft werde man in Wien auch nicht zögern, zu befördern, wenn der Kurfürst fortfahre, sich feindlich zum Kaiser zu stellen. Nur offener Anschluß an den Kaiser, mit dem es seine Vorfahren auch gehalten, werde der Sache des Hauses Brandenburg wieder aufhelfen. Wie damals die Dinge lagen, hatte S. allerdings Recht. Opel hat nachgewiesen, daß es im Frühjahr 1627 keinen andern Ausweg mehr für die brandenburgische Politik gab, als sich enger an den Kaiser anzuschließen; nicht bloß der Bestand der Kurmark war von Wallenstein bedroht, der Burggraf von Dohna hatte den directen Auftrag, in Polen Ränke zu schmieden: nach der Absetzung des Kurfürsten durch den Kaiser sollte der König von Polen ihm das Herzogthum Preußen nehmen.

So versuchte man denn eine Annäherung an den österreichischen Hof. Zuerst wurde im December 1626 der Kanzler S. v. Götzen nach Wien gesandt, um eine Entlastung des Landes von den Wallenstein'schen Truppen herbeizuführen. Als er nichts ausrichtete, erfolgte im Sommer 1628 die Abschickung Schwarzenberg's. Die Befreiung der Marken von den unerträglichen Kriegslasten, die Restitution des Fürstenthums Jägerndorf und der Erlaß eines Restes von 500 000 Gulden an Reichs- und Kreissteuern waren die Hauptgegenstände seiner Instruction. Wirklich erreichte der Graf, daß der Kaiser versprach, den Kriegsrath Questenberg mit einer kategorischen Aufforderung an Wallenstein zu senden, die Marken zu räumen und nur 1500—2000 Mann zur Besetzung von drei festen Plätzen dort zu lassen, um das Land auf alle Fälle zu schützen. Während man aber die Rückgabe Jägerndorfs verweigerte und S. selbst davon überzeugte, daß der

Kurfürst daran kein Recht mehr habe — die Geh. Räthe sind später allerdings der Meinung, das Recht auf Jägerndorf sei für das Haus Kurbrandenburg fest gegründet —, zeigte der Kaiser bezüglich des Erlasses der Kreis- und Reichssteuern großes Entgegenkommen. Nur wünschte er diese Summe mit der von den Zeiten des Markgrafen Hans her noch bestehenden Forderung des Kurfürsten bei der schlesischen Kammer zu compensiren. Als aber S. fest blieb, erklärte sich schließlich der Kaiser mit dem puren Verzicht auf den Rest der Reichs- und Kreissteuern einverstanden.

Außer diesem politischen Erfolg hat die Wiener Reise für den Grafen noch eine große persönliche Bedeutung gehabt. Zum ersten Mal nach seiner Jugendzeit sah er jetzt wieder den kaiserlichen Hof. Er wurde mit höchster persönlicher Auszeichnung empfangen. Der Kaiser und alle hohen Würdenträger wußten sich der großen Verdienste seines Vaters für das Haus Oesterreich und die Christenheit zu erinnern. Man ist allerdings oft auf ihn schlecht dort zu sprechen gewesen, besonders die 1622 abgeschlossene Allianz mit den Generalstaaten hat viel böses Blut in Wien gemacht. Man hätte ihn gern in den Katalog der Geächteten gebracht, worin die Anhänger Mannsfeld's und des Königs von Dänemark zusammengestellt waren. Aber es wären doch allezeit in Wien noch Leute gewesen, die ihn gekannt und für ihn gesprochen hätten. Der Kaiser hat ihn öfter fragen lassen, was er ihm für eine Gnade bezeigen könnte, und hat ihm endlich eine Verschreibung über 200 000 Gulden angeboten, mit einer Anweisung an Wallenstein, sie ihm zu bezahlen oder ein Gut in diesem Werthe einzuräumen. S. hat es mit Dank angenommen, obwohl er, wie er sagt, glaube, daß es ihm damit gehen werde, wie mit seiner bisherigen Exspectanz: er werde seinen Kindern nur einen großen Brief aufheben und ein großes kaiserliches Siegel hinterlassen können. Mit dem alten Cardinal Khlesl, der ihn öfter mit stundenlangen Besuchen ausgezeichnet, hat er die väterliche und mütterliche Freundschaft erneuert. Der alte Herr, den die Wiener Geh. Räthe, wie S. sich ausdrückt, „als eine Registratur oder wie ein alt Protokoll“ gebrauchten, freut sich, daß Graf Adam noch katholisch sei, da man ihn in Briefen und Zeitungen schon öfter für lutherisch ausgegeben. Er lobt den Kurfürsten, daß er Schwarzenberg's treue Dienste mehr ansehe, als seine Religion und betont, wie viel es dem Kurfürsten genützt habe, daß S. die Direction seines Geh. Raths geführt; denn dadurch sei „viel zurück getrieben, was Widerwärtiges zum Oesteren wäre vorgekommen“. Der Kurfürst, fügt S. hinzu, sei jetzt außer allem Argwohn bei dem Kaiser, er wünsche, daß er einige Jahre früher dorthin geschickt sei; dann wäre Vieles anders gegangen. Die Berichte enthalten noch eine Fülle interessanter und wichtiger Nachrichten und zeichnen sich, wie alle eigenhändigen Schreiben des Grafen, durch eine prägnante Kürze des Ausdrucks und durch treffende Bemerkungen aus, die stets das Interesse gespannt halten.

S. hat es offenbar in Wien außerordentlich gefallen; seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer dauernden politischen Verbindung mit dem Hause Oesterreich ist bestärkt und befestigt. Nur zu bald sollte er jedoch merken, daß noch andere Factoren für die Gestaltung der kaiserlichen Politik mitbestimmend waren und daß diese zur Zeit in Wien die Oberhand besaßen. Schon auf der Rückreise erhielt er die Mittheilung aus Berlin, daß Wallenstein, anstatt die Mark zu verlassen, noch mehr Truppen hineingelegt habe. Nun erklärt er, sofort nach Wien schreiben zu wollen; er betheuert, er könne nicht an die Heuchelei aller Personen in Wien glauben; Wallenstein thue es entweder nothgedrungen oder weil er dem Kaiser nicht gehorchen wolle. Die Politik des Hauses Oesterreich steuerte eben mit vollen Segeln auf ihr Ziel los: die Befestigung und Erweiterung der monarchischen Stellung des Kaiserthums im Deutschen

Reiche auf Kosten der deutschen Fürstenrechte, die Restitution des Katholicismus, die Wiedererhebung des Hauses Habsburg zur herrschenden und bestimmenden Macht in Europa.

Es ist nun von Bedeutung für die Beurtheilung Schwarzenberg's, daß ihm in dieser gefahrvollen Stunde doch das Bewußtsein gekommen ist, der Kurfürst dürfe sich nicht ganz und gar in die Arme des Kaisers werfen, sondern müsse sich die Freiheit des Handelns soweit möglich wahren. Bei seiner Rückkehr in die Marken befand sich Georg Wilhelm im Herzogthum Preußen. Gleich in den ersten Tagen kam Graf Hatzfeldt zu S., der Oberst eines Wallensteinischen Regiments, mit der Bitte, ihm doch das in Cleve-Mark stehende, sogenannte Gentsche Regiment, welches der Kurfürst gemäß der Allianz mit den Generalstaaten unterhielt, zu überlassen; dann wolle er sich verpflichten, die Fremden dort aus dem Lande zu jagen und die Erblande dem Hause Brandenburg zu erhalten. S. wurde über dies Ansinnen sehr stutzig. Bei weiterer Nachfrage brachte er heraus, daß Wallenstein selbst dahinter stecke, und nun war es ihm zweifellos, daß der kaiserliche Feldherr nur die Hand nach den niederrheinischen Landen ausstrecke, um sie für den Kaiser zu gewinnen. Ihm war klar, daß auf diesem Wege der kaiserliche Sequester, mit dem Tilly schon beauftragt war, über die Erblande verhängt werden solle. Trotz des Drängens Hatzfeldt's wich er aus und erklärte, ehe er sich entscheide, noch den Versuch einer friedlichen Uebereinkunft mit dem Pfalzgrafen zu Neuburg anstellen zu wollen. Dem Kurfürsten schrieb er zugleich, unter solchen Umständen könne er ihm nur den Rath geben, dem Kaiser gegenüber zurückhaltender zu sein; es solle an ihn wegen der römischen Königswahl und der bairischen Kur eine Sendung von Wien erfolgen. Der Kurfürst möge sich bei diesen Anträgen nur dilatorisch verhalten, das seien zwei Dinge, womit ihm noch großer Nutzen geschaffen werden könne. Er wiederholte seinen Rath im Februar von Düsseldorf aus, wohin er sich zu den Verhandlungen mit dem Pfalzgrafen begeben hatte; denn auch dort hatte man von Wallenstein's Seite das Ansinnen wiederholt. In dieser Zeit erhielt er auch ein Schreiben von Khlesl; der wundert sich sehr, daß S. in der Mark das gerade Gegentheil von dem gefunden, was man ihm versprochen; er danke Gott, setzte der alte Herr hinzu, daß er nichts damit zu thun habe. Für die Unterhandlungen mit dem Pfalzgrafen war S. schon nach Wien mit Instructionen versehen, da man den Fürsten in Prag anwesend glaubte; darin wurden ihm verschiedene Combinationen über die Erbländer mit dem Pfalzgrafen zu treffen freigestellt. Er mußte sie unter dem Druck des Wallensteinischen Ansinnens führen; sie wurden ihm aber noch dazu vom Pfalzgrafen in unerhörter Weise erschwert. Er tractire noch immer mit dem Pfalzgrafen, schreibt er Anfang März 1629, aber mit „solcher Unlust und mit so großer Verdrießlichkeit, daß ich es nit schreiben kann". Der Pfalzgraf ist überaus störrisch und wetterwendisch, dreimal sei der Vertrag schon bis zur Unterschrift fertig gewesen, und immer wieder habe jener zu lesen und daran zu corrigiren. Aus dem Allen geht hervor, daß der ungünstige Ausfall dieser Uebereinkunft nicht S. zur Last fällt, wie dies bis jetzt allgemein angenommen worden ist.

Nach dem Abschluß des Vergleichs finden wir S. im Haag und später noch einmal am Niederrhein. Erst Ende Januar 1630 war er in die Kurmark zurückgekehrt. Im Sommer dieses Jahres ist er dann, wie es scheint, von einer schweren Krankheit befallen, kein Wunder bei all den Aufregungen, die er durchmachen mußte, bei den Anfeindungen, denen er namentlich wegen dieses Vertrages ausgesetzt war, bei den Feindseligkeiten, welche die Gegner des Hauses Brandenburg vor allem auch gegen ihn richteten. Wohl aus diesem Grunde wurde damals von seiner Sendung abgesehen und vielmehr die Räthe Rochow,

Ley und Heimbach nach dem Haag geschickt, um den von den Generalstaaten gegen den Provisionalvergleich erhobenen Widerspruch zu beschwichtigen. Sie mußten sich auf die für den Kurfürsten gleich ungünstige Modification des Düsseldorfer Vergleichs einlassen und brachten das auf den eventuellen Fall acceptirte und ratificirte Vertragsinstrument zurück, zu dessen Ratification dem Kurfürsten selbst ein Zeitraum von 3—4 Monaten Frist gelassen wurde. Da erhielt nun S. im November 1630 die Aufgabe zugetheilt, die Vollziehung dieses Vergleichs und die Beseitigung der im übrigen noch vorhandenen und entstehenden Differenzen bei den Generalstaaten und den rheinischen Landständen zu bewerkstelligen. Er hat dann bis zum November 1632 bald in Holland, bald am Niederrhein geweilt. Erst nach der Schlacht bei Lützen finden wir ihn wieder in Königsberg (Dec. 1632), von wo der Kurfürst ihn zu den Begräbnißfeierlichkeiten des polnischen Königs Sigismund III. nach Warschau beorderte. Erst Anfang Juli 1633 erscheint er wieder in Berlin.

So war S. während des ganzen Zeitraumes, in dem durch das Auftreten Gustav Adolf's die Lage der Dinge im Deutschen Reich eine völlige Aenderung erlitt, nicht in der Kurmark anwesend. In zahlreichen Berichten hat er den Kurfürsten von Allem auf dem Laufenden erhalten, was sich dort im Westen ereignete. Als er nach Beendigung seines Auftrags noch nicht zurückkehren durfte, fühlte er sich sehr unzufrieden; er bittet im Mai 1632 den Kurfürsten, ihn doch wieder heimkehren zu lassen, er wolle sich gerne selbst dem König von Schweden stellen und darthun, daß er seit dessen Bündniß mit dem Kurfürsten ihm nie entgegen gearbeitet. Allein Georg Wilhelm hielt es bei der Feindschaft, mit der Gustav Adolf S. verfolgte, doch für gerathener ihn in Holland zu lassen. Hatte doch S. schon seit den ersten Berührungspunkten brandenburgischerseits mit Gustav Adolf sich gegen die Verbindung mit Schweden ausgesprochen. Ihm war Gustav Adolf nichts weiter, als der fremde König, der wie Christian IV. lediglich um selbstsüchtiger politischer Zwecke willen nach Deutschland gekommen sei, das ideale Moment, welches den deutschen Protestantismus an die schwedischen Fahnen fesselte, ging dem Katholiken völlig ab. So schreibt er noch im Juni 1631: „Diese Conjunction mit Schweden mag vielleicht wohl gerathen und EChD. nützlich sein, aber darum hoffe ich nicht, daß ich soll Ungnade verdient haben, daß ich es nie habe können absehen oder begreifen; es mögen die Sachen durch den Convent zu Leipzig in andern Stand gerathen sein, als sie bei meiner Anwesenheit waren, sonst, so fügt er mit einem Seitenhieb auf seine Collegen im Geheimen Rathe hinzu, hätte ich auch wohl Dank verdienen und dem König die Festungen gönnen mögen, da ich es hätte begreifen können, daß es EChD. nützlich wäre." Im Mai 1632 hat er dann wie gesagt den Nutzen des schwedischen Bündnisses eingesehen und sich mit der Lage der Dinge aussöhnen wollen. Während man nun denken sollte, seine hartnäckige Gegnerschaft gegen Gustav Adolf habe sein Ansehen beim Kaiser bedeutend erhöht, verhielt es sich damit total anders. Der Provisionalvergleich und die dann folgende Verständigung mit den Niederlanden war der kaiserlichen Politik im hohen Grade unangenehm, daher schreibt der Graf um diese Zeit, er solle am kaiserlichen Hofe sehr ins schwarze Register gesetzt sein, als wäre er derjenige, welcher den Kurfürsten vom Kaiser ableitete und mit den Generalstaaten und anderen Feinden des Hauses Oesterreich verbündete. Von allen Seiten angefeindet, konnte er eben damals (Aug. 1631) das charakteristische Wort fallen lassen: „Ich bin am kaiserlichen Hofe seit dem letzten Mal nicht gewesen, aber ich muß viel leiden und allenthalben ein Eckstein sein; zu Wien, zu Rom und an denen Orten sagt man, ich sei calvinisch und gut schwedisch und statisch. Zu Paris, beim König von Schweden und Staten muß es heißen, ich sei ein Jesuiter und gut kaiserisch und spanisch, aber ich bin

gut brandenburgisch und das werden ich und meine Kinder, so lange wir leben, bleiben".

In den letzten Regierungsjahren, seit seiner Rückkehr im Sommer 1633, erlangte dann S. seinen vollen Einfluß und seine Vertrauensstellung beim Kurfürsten wieder. Die Zustimmung Kurbrandenburgs zum Prager Frieden hat man nun bisher ihm zur Last gelegt. Jedoch mit Unrecht. Der Hauptgrund für die brandenburgische Politik, diesen Frieden anzunehmen, lag darin, daß die schwedische Macht nach der Schlacht bei Nördlingen so weit zurückgebracht war, daß der Reichskanzler Oxenstierna nahezu die Auflösung der Armee und den Rückzug der schwedischen Truppen aus Deutschland in Erwägung ziehen konnte. Dazu trug besonders eine allgemeine tiefe Friedenssehnsucht bei, welche nicht nur die weitesten Schichten des Volkes, sondern selbst die niedern und hohen Heerführer im schwedischen Heere, das ja zum großen Theile aus Deutschen bestand, ergriffen hatte. Für den Kurfürsten selbst waren noch zwei dynastische Motive bei der Fassung seines Entschlusses maßgebend, zunächst die Rücksicht auf Pommern, das nach dem Tode des letzten Herzogs an Brandenburg fallen sollte. Er hoffte bei der Schwäche der schwedischen Macht werde es ihm gelingen, den Uebergang Pommerns an sein Haus nach dem Tode des Herzogs durch Oxenstierna versichert zu erhalten, um in diesem Falle, auch ohne auf den Prager Frieden einzugehen, doch auf schwedischer Seite auszuhalten. Allein selbst damals verweigerte der schwedische Reichskanzler die unbedingte Zusicherung des pommerschen Erblandes. Sodann fürchtete man in Berlin, bei einer Ablehnung des Friedens werde der Kaiser die Anrechte des Kurfürsten von Sachsen auf die Jülich'schen Lande anerkennen. Bevor jedoch der Kurfürst sich zur Annahme des Friedens entschloß, hat er nicht nur seine Geh. Räthe, sondern auch die Landstände und ersten Geistlichen des Landes um ihre Meinung befragt. Sie alle, mehr oder weniger, haben dazu gerathen, den Frieden um des Friedens willen anzunehmen; sie knüpften aber daran die weitere Bedingung, daß auch die Krone Schweden mit hineingezogen werden solle. S. ist also nicht der einzige brandenburgische Rath gewesen, der für den Prager Frieden gesprochen hat; selbst der reformirte und bisher mit Eifer für das schwedische Bündniß thätige Kanzler von Götzen erklärte, er habe schon längst eingesehen, daß dem Kurfürsten die Annahme des Prager Friedens nur anzurathen sei. Soweit herrschte also Einmüthigkeit der Anschauung im brandenburgischen Geheimen Rathe.

Es kam nun aber anders, als man erwartet hatte. Die Friedensverhandlungen mit Oxenstierna, welche der Kurfürst von Sachsen leitete, scheiterten, namentlich auch deshalb, weil man zu schroff dabei vorging. Der Krieg begann von neuem; und jetzt war der Kurfürst von Brandenburg gezwungen, seine Truppen den kaiserlichen und sächsischen anzureihen und die bisherigen schwedischen Bundes- und Glaubensfreunde zu bekämpfen. Ein überaus tragisches Geschick wollte es, daß in dem schwedischen Heere sich viele brandenburgische Landeskinder befanden, welche jetzt genöthigt wurden, gegen den eigenen Landesherrn zu Felde zu ziehen. Zweimal, im December 1635 und im Herbst 1636 rückten die Schweden verheerend in die Marken ein, zweimal wurde der Kurfürst gezwungen, im Süden des Landes, in der Festung Peitz, vor ihnen Schutz zu suchen. In dieser verzweifelten Lage ist nun der Gedanke an ihn herangetreten, jetzt noch ein eigenes Heer aufzubringen; ob er selbst darauf gekommen ist, ob S. ihn darauf gebracht hat, wir wissen es nicht; den definitiven Entschluß dazu hat er jedenfalls in der Zeit der Abwesenheit Schwarzenberg's auf dem Regensburger Reichstage im Herbst 1636 unter dem Einfluß des Generals Arnim und anderer Officiere gefaßt. S. war mit dieser Absicht des Kurfürsten einverstanden, die Mehrzahl der Geh. Räthe war jedoch dagegen. Deren entgegengesetzte Meinung

läßt sich dahin zusammenfassen: sie finden, der Kurfürst habe seiner Pflicht dem Kaiser gegenüber dadurch völlig Genüge geleistet, daß er seine Truppen der kaiserlichen Armee zugeführt; andererseits habe er seine friedliche Gesinnung Oxenstierna mehrfach bei den Friedensverhandlungen mit Sachsen kundgethan; dieser wisse auch, daß er an dem Nichtzustandekommen derselben unschuldig sei. Daher solle der Kurfürst die weitere Kriegführung dem Kaiser und den Schweden allein überlassen und versuchen von den Schweden die Neutralität, d. h. die möglichste Schonung der Marken zu erlangen. In diesem Falle behalte er nach beiden Seiten freie Hand und gebe bei den definitiven Friedensverhandlungen den Schweden nicht das Recht, gegen ihn Entschädigungsansprüche zu erheben, so daß sie dann kein Recht auf Pommern aufzuweisen hätten. Verkündige dagegen der Kurfürst ihnen auch seinerseits den Krieg, so hätten sowohl die Dynastie als das Land bei einer endgültigen Niederlage die Kosten zu tragen. Offenbar lag dieser Meinungsäußerung der Geheimen Räthe die Absicht zu grunde, die principielle Frage mit der Frage der augenblicklichen politischen Zweckmäßigkeit in Einklang zu bringen: seit dem Prager Frieden grundsätzlich mit dem Kaiser gegen den Reichsfeind, so lange Mittel und Truppen vorhanden sind; da diese versagen, vom Feinde Neutralität zur Schonung des Landes, zur Wiederaufrichtung des Staats, ohne dem Kaiser gegebenen Falls die aus dem Bundesverhältniß herzuleitende schuldige Rücksicht irgendwie zu verweigern. Das war die Politik, welche der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm später einschlug. S. und sein kurfürstlicher Herr konnten sich damals noch nicht von ihrer Richtigkeit überzeugen, sie wollten noch einmal selbst das Glück der Waffen versuchen. Es wäre absurd, darüber Erörterungen zu beginnen, ob 1636 Krieg oder Neutralität besser gewesen wäre. In der verzweifelten Lage des Landes war das Beginnen ein gewagtes, unzweifelhaft liegt jedoch dem Entschlusse des Kurfürsten ein gewisser Heroismus zu grunde. Das geschichtliche Urtheil kann sich aber nur nach dem Erfolge bilden.

Die Aufstellung und Zusammenhaltung dieses ersten brandenburgischen Heeres ist nun kläglich mißglückt. Was im Jahre 1625 von entscheidender Bedeutung hätte werden können, bot jetzt der Durchführung die größten Schwierigkeiten dar. Officiere und Soldaten waren durch das lange Kriegshandwerk so sehr verwildert und zuchtlos geworden, daß es schon im Herbst 1638, als der Kurfürst sich in das Herzogthum Preußen begab, kaum noch gelang, 3—4000 Mann zur Musterung zu stellen. Es fehlte die machtvolle Persönlichkeit eines im Dienste erprobten Feldherrn, um diese Völker zusammenzuhalten. Trotzdem hat S. noch zwei Jahre hindurch in einem kleinen Guerilla-Kriege mit diesen Truppen den Schweden Widerstand geleistet, zuerst von der kaiserlichen Armee unterstützt, später auf sich selbst angewiesen. Hat er auch ab und zu vermittels der Hülfe verwegener Officiere einige Erfolge davongetragen, so blieben doch, als der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm die Regierung antrat, nur noch die drei Festungen Spandau, Küstrin und Peitz in seiner Hand, während das ganze übrige Land von den Schweden besetzt wurde. Daß S. überhaupt noch soviel von der Kurmark gerettet, ist ihm zweifelsohne als Verdienst anzurechnen, da der Kurfürst Georg Wilhelm auf dem Kriege bestand; aber er hat einen großen Theil der Verantwortlichkeit für die furchtbare Noth dieser Kriegsjahre mitzutragen, da er schon 1639 einsehen konnte, daß mit diesen Truppen nichts Wesentliches zu erreichen sei, und da er doch, bei der Abwesenheit des Kurfürsten in Preußen, allein in der Lage war, den Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatz zu übersehen. Aber damals dem Kurfürsten anzurathen, vom Kriege abzustehen und mit den Schweden irgend ein Abkommen zu treffen, dazu ließ sich sein stolzer, selbstbewußter Sinn nicht herbei. Mit voller Schwere lastete auf dem unglücklichen Lande das Kriegsrecht, und unnachsichtig verfolgte diejenigen Offi-

ciere, wie Konrad v. Burgsdorf, und die Bewohner des Landes, welche mit den Schweden Abkommen über Proviantlieferung oder Schonung einzelner Landestheile eingingen, Schwarzenberg's rachsüchtiges Gemüth, dem jedes Mittel zur Durchsetzung seiner Befehle und Willensmeinungen recht war. Immerhin, wie er auch gehandelt hat, man darf nicht vergessen, daß sein Landesherr ihm noch im letzten Jahre seines Lebens sein Vertrauen ausdrücklich kundgethan. Selbst wenn also S. vermöge seines persönlichen Einflusses den Kurfürsten zum Kriege gegen Schweden getrieben, so könnte man ihm lediglich den Vorwurf politischer Kurzsichtigkeit, falscher Schätzung der vorhandenen Mittel und Kräfte machen, man darf ihm aber nicht eine böse Absicht, den dolus gegen das Haus Brandenburg imputiren, sondern kann überzeugt sein, daß er die brandenburgische Politik vermöge der Rathschläge, welche er dem Kurfürsten Georg Wilhelm gegeben, nach bestem Wissen und Gewissen geleitet hat.

Nur wenige Monate noch hat S. von der Regierung des neuen Kurfürsten erlebt. Friedrich Wilhelm, wegen der bei seinem Aufenthalte in den Niederlanden auf eigene Hand verfolgten Kurprinzenpolitik von seinem Vater bisher ferngehalten von Politik und Staat, dazu weitab von der Kurmark in Königsberg weilend, hat S. zunächst in seiner Stellung belassen, weil er ihn im Anfang nicht entbehren konnte. Sich von ihm leiten zu lassen, das wies er sofort weit von sich. Er zog die Staatsmänner heran, welche S. früher aus dem Geheimen Rathe verdrängt hatte und erließ zugleich eine Reihe von Maßregeln auf dem Gebiete der äußeren und inneren Politik, welche dessen absolutistische Stellung beschränken sollten. Da er nach genommener Einsicht der Lage der Erbländer für deren beklagenswerthen Zustand sehr bald nach dem Tode des Grafen diejenigen Staatsmänner verantwortlich machte, welche sich in Schwarzenberg's unmittelbarer Umgebung an der Regierung des Staates und der Vertretung der Politik der letzten Jahre betheiligt hatten, so ist es zweifellos, daß S. nur durch seinen Tod der kurfürstlichen Ungnade entging. Der Kurfürst selbst hat dies bekräftigt durch die Aeußerung: „Hätte S. noch länger leben sollen, so würde er Unserer Gnade, die Wir zu ihm getragen, und wieweit Wir mit seinen consiliis einig, erfahren haben." S. hat sich dem gegenüber ganz correct benommen. Er erfuhr aus den Verfügungen, daß der Kurfürst geneigt sei, mit den Schweden Verhandlungen irgend welcher Art anzuknüpfen, und nahm seine Entlassung als Director des „Kriegsstaats", während er in seiner Stellung als Statthalter verblieb. Jetzt, wo er seine Stellung ohnehin bedroht sah, konnte sich der bisherige schroffe Gegner dieser Friedenspolitik sofort dazu entschließen, dem Kurfürsten darin Beifall zu geben. Doch beschwor er den jungen Fürsten, wenn es denn nicht anders sein könnte, wenigstens ohne Vorbewußt von Kaiser und Reich nicht auf Verhandlungen einzugehen, und nicht vor dem Abschluß eines solchen Abkommens seine Truppenmacht zu reduciren. Ja, er machte den Kurfürsten sogar darauf aufmerksam, daß zwei gefangene hohe schwedische Staatsbeamte bei der Einleitung dieser Unterhandlungen gute Dienste zu leisten im Stande sein dürften.

S. ist am 14. März 1641 in Spandau, wo sich damals der größeren Sicherheit wegen der Sitz der Landesregierung befand, an den Folgen eines Schlaganfalles gestorben. Die Erregung seines Blutes war hervorgerufen durch die Nachricht von der ihm bevorstehenden Ungnade des Kurfürsten, welche man ihm hinterbracht, und durch eine meuterische Bewegung der Soldaten, die bessere Verpflegung und Besoldung verlangten.

Noch ein Wort über Schwarzenberg's religiöse Anschauungen. Graf Adam besaß keinen großen Eifer für die katholische Kirche und hatte kein rechtes Verhältniß zum katholischen Glauben. Mehrfach spottet er über Gebräuche des katholischen Gottesdienstes und zeigt eine gewisse Unkenntniß derselben. Er

wurde öfter für calvinisch oder lutherisch ausgegeben; man beklagte sich über ihn, weil er die katholische Geistlichkeit in Cleve sehr drücke. In seinem Kirchspiel Huckeswagen gab es nur eine Kirche, dagegen Angehörige der katholischen, lutherischen und reformirten Religion. Um jeder Richtung gleiches Recht zu gewähren, ordnete er eine stundenweise Vertheilung des Gottesdienstes unter die Confessionen an und unterschrieb anstandslos einen Revers, daß er den reformirten Gottesdienst dort stets ungestört gewähren lassen wolle. In Wien ist 1628 eine schwere Versuchung an ihn herangetreten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm ein Cardinalshut angeboten ist. Jedenfalls rühmt er das ruhige, sorgenlose Leben Khlesl's und äußert den für ihn freilich nur frommen Wunsch, auch in solcher Lage sein zu können. Er hat damals von dem beabsichtigten Erlaß des Restitutionsedicts gehört; als ein Jesuit mit ihm darüber sprach, gab er seiner großen Unzufriedenheit Ausdruck, es sei schon genug Zank und Streit in der Welt, man solle es nur lieber unterlassen, noch mehr Unfrieden zu säen. Als das Edict aber veröffentlicht war, hatte er gar kein Bedenken, für sich daraus Vortheil zu ziehen und sich das Bisthum Verden vorzubehalten. Dem Kurfürsten schrieb er, Brandenburg würde nicht davon betroffen, da die Stifter vor dem Religionsfrieden eingezogen seien, was aber nicht der Fall ist. Er ist auch nicht abgeneigt gewesen, sich das Bisthum Camin übertragen zu lassen, aber nur, um es dann dem Kurfürsten Georg Wilhelm oder seinem Sohn zu resigniren und so dem Hause Brandenburg zu erhalten. Daß er nach den brandenburgischen Stiftern gestrebt habe, ist eine Verleumdung gewesen.

Erfolge und Mißerfolge des Grafen S. sind eng mit seiner Persönlichkeit, seinem Charakter verknüpft. Ein Staatsmann von scharfem, durchdringenden Verstande, mit einer seltenen Fähigkeit, die jeweilige politische Sachlage richtig zu erfassen und mit großer Geschäftsgewandtheit praktisch zu verwerthen, in seinen Briefen nicht ohne Originalität und Geist, Menschen und Dinge mit trockenem Humor überschüttend oder mit beißender Satire geißelnd, im ganzen ein klarer Kopf mit sicherem Urtheil, wo ihn die Leidenschaft nicht fortriß, so hat er dem Hause Brandenburg große Dienste geleistet, ihnen steht sein Antheil an der Verantwortlichkeit für die Zerrüttungen der Mark Brandenburg, noch mehr von Cleve-Mark gegenüber. Er ist persönlich aufs schmählichste verunglimpft worden, seine Güter und Besitzthümer sind zerstört, er ist früh gealtert — Khlesl wundert sich 1628, daß er so weiß und gealtert sei — und dahingegangen in der Bedrängniß eines soldatischen Putsches und in dem trüben Gedanken, bei seinem Herrn in Ungnade gefallen zu sein, aber er hat auch die Verpflichtungen, mit denen ihm der Kurfürst verbunden war, auszunutzen verstanden. Nicht bloß einmal, sondern bei verschiedenen Gelegenheiten hebt er ausführlich seine Verdienste selbst hervor und unterläßt es nicht, darauf hinzuweisen, in welcher Form und in welchem Grade man ihn belohnen solle. So ist er in den Besitz einer ganzen Anzahl ihm verpfändeter Domänenämter gekommen, ihm sind mehrere Domänenämter erblich übereignet, und als er starb, fand sich in seinem Nachlaß ein großes Baarvermögen und viele Schuldverschreibungen, während Kurfürst und Land finanziell total zerrüttet waren. Von Anfang seiner Beziehungen zum Kurprinzen Georg Wilhelm an hat er Geldgeschäfte mit ihm gemacht und ihm zahllose Summen vorgestreckt, die dann zum Theil wieder erstattet, zum größten Theil auf Liegenschaften verschrieben sind. Die Forderungen des Grafen Johann Adolph v. Schwarzenberg beliefen sich nach dem Tode des Vaters auf etwa 450000 Reichsthaler und, wie es scheint, konnte Alles belegt werden. Es bedarf noch der Aufklärung, inwieweit Kurfürst Georg Wilhelm S. die Verfügung über seine Finanzen eingeräumt. Als Oberkammerherr hatte er eine gewisse Ver-

antwortung für die Finanzverwaltung. Er ist bald nicht bloß Finanzminister, sondern auch kurfürstlicher Bankier geworden. Die vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm eingesetzte Untersuchungscommission förderte allerlei wunderbare Dinge zu Tage. Bei vielen Anweisungen auf die kurfürstlichen Kassen ließ sich später nicht mehr nachweisen, ob Herr oder Meister sie ausgestellt, und einen großen Posten hat S. aus eigener Machtvollkommenheit angewiesen. Seine Besoldung und seine Zinsen ließ er sich bei Heller und Pfennig auszahlen und sich noch öfter von andern mehr Berechtigten bevorzugen, während dagegen z. B. seine Collegen im Geheimen Rathe und viele Mitglieder anderer Behörden-Collegien sich jahrelang ohne die ihnen zukommende Besoldung behelfen mußten. Besonders viel brachte ihm dann das Johanniter-Meisterthum ein, jedenfalls im Durchschnitt jährlich 10000 Thaler. Dies bezieht sich allerdings nur auf die Zeit bis 1630, da später die Schweden die meisten Güter eingezogen hatten. Als der Kurfürst nach der Annahme des Prager Friedens Abmahnungsschreiben an diejenigen Landeskinder erließ, welche sich in schwedischen Diensten befanden, bei Verlust ihrer Güter die Reichsfeinde zu verlassen, gab es unter diesen viele überzeugungstreue Männer, welche den schwedischen Kampf- und Glaubensgenossen nicht abtrünnig werden wollten. Mit Gütern dieser Landeskinder hat S., wie man annehmen sollte, mit Zustimmung des Landesherrn, nach den berüchtigten Mustern in den kaiserlichen Erblanden, sich und seine Getreuen bereichert. Nach dem Tode Schwarzenberg's hat Kurfürst Friedrich Wilhelm verschiedene Commissionen zur Untersuchung der ganzen politischen und finanziellen Verhältnisse während der letzten Regierungsjahre seines Vaters eingesetzt, nachdem er auf Grund des fürstlichen Hausrechts auf die verpfändeten und verschenkten Domänenämter hatte Beschlag legen lassen. Da der Sohn des Grafen Adam später den Nachweis der Gültigkeit seiner Forderungen zu erbringen vermochte, hat der Kurfürst sie, wenn auch nicht im vollen Umfange, anerkennen müssen und durch einen Vergleich das Verhältniß zur Familie Schwarzenberg wieder geordnet. Bei diesen Untersuchungen stellte es sich heraus, daß in der nächsten Umgebung Schwarzenberg's sich eine Anzahl nichtswürdiger Charaktere aufgehalten, die ihren kurfürstlichen Herrn durch Unterschlagungen und Betrügereien hintergangen und trotz der furchtbaren Nothlage des Staates sich nicht gescheut hatten, sich unrechtmäßiger Weise zu bereichern, alles im Vertrauen auf den Schutz des Grafen S.

Während er diese Leute um sich duldete, hat er seine politischen und persönlichen Gegner mit oft sehr verwerflichen Mitteln verfolgt und unschädlich zu machen gesucht. Er fand es ganz natürlich, daß die Gegner der kaiserlichen Politik unter heftigen persönlichen Verunglimpfungen aus dem Geheimen Rathe entlassen wurden, dagegen blieb er während der Verbindung mit Schweden im Amte, wenngleich er die Absicht bekundete, es niederlegen zu wollen und auch thatsächlich wenigstens von der Kurmark ferngehalten worden ist.

Daß er für seinen Sohn Johann Adolph (der ältere war früh gestorben) ein sorgender Vater war, wird ihm niemand verdenken, wohl aber, daß er als Meister des Johanniterordens ihn widerrechtlich zu seinem Coadjutor erwählen ließ. Er schlug ihn alsdann dem Kurfürsten bei Gelegenheit zum Statthalter der Kurmark vor, ohne daß ein anderer Grund als das verwandtschaftliche Verhältniß dafür hätte vorgebracht werden können. Er scheint auch noch höher mit ihm hinausgewollt und an eine Heirath mit der brandenburgischen Prinzessin Louise Charlotte gedacht zu haben.

Das Bildniß Schwarzenberg's in der Ahnengallerie des Geschlechts weist eine mächtige und imposante Persönlichkeit auf und zeigt ein von weißen Haaren umrahmtes, rundes und ausdrucksvolles Antlitz; sein kräftiger Kopf und Hals ruhen auf starken Schultern, das Johanniterkreuz schmückt die breite Brust.

Berger, Das Fürstenhaus Schwarzenberg (Oesterreichische Revue. 4. Jahrg. 1866. Heft 11 und 12). — Mörath, Beiträge zur Geschichte der rheinischen Linie des Fürstenhauses Schwarzenberg (Zeitschr. d. Bergisch. Geschichtsvereins. Bd. 12. 1876. S. 201 ff.) und Nachträge. — Die Stellen bei Pufendorf, res gestae Friderici Wilhelmi magni electoris. Lib. I, §§ 3 u. 4. — Aufsatz Hertzberg's über die gegen den Grafen Adam v. Schwarzenberg gerichteten Beschuldigungen (Miscellaneen zur Geschichte König Friedrichs des Großen. Berlin 1878. S. 488 ff.). — Cosmar, Graf Schwarzenberg, Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg (Neue Berlin. Monatsschrift. Oct. 1806. S. 233 ff.) Derselbe, Berichte des Grafen Schwarzenberg aus Wien. 1628 (ebenda 1810. S. 24 ff.). Ders. Beiträge zur Untersuchung der gegen den kurbrand. Geh. Rath Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. (Hierin auch die frühere Litteratur.) — Außerdem Cosmar und Klaproth, der kgl. preuß. . . . Staatsrath. Berlin 1805. — Urk. und Aktenstücke z. Gesch. d. Kurf. Friedrich Wilhelm. Berlin 1861 ff. Bd. 1. 4. 5. 10. 13. — Protokolle und Relationen des brandenb. Geh. Rathes aus d. Zeit d. Kurf. Fr. Wilh. (Bd. 41 der Publ. aus d. preuß. Staatsarchiven) Bd. 1. Leipzig 1889. — Zahlreiche Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin, darunter besonders gut zu benutzen die Excerpte und Abschriften Mörner's zur Geschichte des Grafen Schwarzenberg.

Otto Meinardus.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 441. Z. 19 v. o. l.: 1632 (st. 1631).

Band II.

S. 656. Z. 18 v. u.: Sixt Birck wurde 1523 ultimo decembris in Basel immatriculirt. Am 13. Juni 1527 unterzeichnete er hier das Testament des Erasmus als Zeuge (vgl. Sieber, Das Testament des Erasmus. Basel 1889, S. 11). Am 10. Februar 1536 wurde er zum Magister promovirt. Ueber die 84 Briefe von ihm, welche auf der Baseler Bibliothek aufbewahrt werden, vgl. A. Geßler, Basels Antheil an der deutschen Litteratur des 16. Jahrh. Aarau 1889, S. 64.

Band III.

S. 653. Z. 21 v. o. l.: Urach (st. Aurach).

Band IV.

S. 110. Z. 17 v. o. hinzuzufügen: Lehmann, Knesebeck und Schön 58 ff. und die hier 59 A. 1 verzeichnete Litteratur.

S. 581. Z. 14 v. u. l.: Justin statt Joh.

S. 708. Z. 25 v. o. hinzuzufügen: Beaulieu-Marconnay, K. v. Dalberg und seine Zeit, Bd. I u. II. Weimar 1879; Bernays, Schicksale des Großherzogthums Frankfurt und seiner Truppen, 1882; Droysen, Abhandlungen zur neueren Geschichte S. 164 ff.; Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage (die im Register S. 421 s. v. D. verz. Stellen); Varrentrapp, J. Schulze S. 119 ff.

Band V.

S. 302. Z. 20 v. o., S. 303. Z. 17 v. u. und S. 310. Z. 4 v. o. hinzuzufügen: Mittheilungen v. d. Leben des Feldmarschalls Grafen Friedrich zu Dohna. Als Manuscript gedruckt Berlin 1873. Lehmann, Knesebeck u. Schön S. 50, 242 ff.

S. 431. Z. 15 v. u. hinzuzufügen: Ranke, S. W. XLIX/L, 362 ff.; Treitschke, Deutsche Geschichte III, 217 ff. IV, 689 ff.; Nippold, Neueste Kirchengeschichte, 3. Aufl. II, 627 ff., 678 ff., 837 ff.

Band VI.

S. 22. Z. 6. v. o. hinzuzufügen: Wittich, Christian der Halberstädter und die Pfalzgräfin Elisabeth. Zeitschrift für preuß. Gesch. Jahrg. 1869. S. 505 ff. — Opel, Histor. Zeitschrift XXIII, 289 ff.

S. 34. Z. 8 v. o. hinzuzufügen: Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart, Bd. 132, 144, 157, 167. — Bodemann, Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1884, S. 1—66 und Briefwechsel zwischen Sophie von Hannover und Karl Ludwig im XXVI. Bd. der Publikationen aus den Preuß. Staatsarchiven. — Histor. Zeitschrift XLIX, 125 ff., LXIII, 79 ff.

S. 191. Z. 4 v. u. l.: „bieten" statt „sind".

S. 193. Z. 8 v. o. l.: „1800" statt „1795".

S. 193. Z. 24 v. o. l.: „1801" statt „1861".

Band VIII.

S. 242. Z. 25 v. u. l.: Wesen (st. wesen-).

Band IX.

S. 455. Z. 24 v. o. l.: Frhr. Röder v. Schwende (st. Reinhard v. Schwencke).

Band X.

S. 741. Z. 3 v. o. hinzuzufügen: † zu Stuttgart am 2. Juni 1867.

Band XI.

S. 224. Z. 21 v. o. hinzuzufügen: Spindler, Hedion. Straßburger Diss. 1864. — Himmelheber, Hedion (Abdruck aus den Studien der evangelischen Geistl. Badens). Karlsruhe 1881.

Band XII.

S. 728—734. Seit dem Abdruck des Artikels Hölderlin sind folgende wichtige Publicationen über H. erschienen: Ernst Kelchner, Friedrich Hölderlin in seinen Beziehungen zu Homburg vor der Höhe (Homburg v. d. H. 1883); von Karl C. T. Litzmann, Neue Mittheilungen über H. im Archiv für Litteraturgesch. Bd. XV und „Hölderlinstudien" in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgesch. Bd. II und schließlich von demselben Verfasser: F. Hölderlins Leben. In Briefen von und an H. (Berlin 1890). Hiernach erscheinen in dem Artikel der Allg. d. B. folgende Berichtigungen angezeigt:

S. 728. Z. 3 v. o. ist statt im J. 1773 „am 5. Juli 1772" zu lesen,

S. 730. Z. 17 v. o. statt im Frühjahr „muthmaßlich im Juni".

Zu S. 730. Z. 7 v. u. ist zu bemerken, daß nach einem Brief Hölderlin's an seine Mutter vom 10. October 1798 (vgl. Kelchner a. a. O. S. 10) zu schließen — sich der Abschied des Dichters von Herrn Gontard in höflichen Formen vollzog.

Z. 6 v. u. statt September 1798 „Herbst 1798" zu setzen.

S. 732. Z. 5 ff. ist das über Hölderlin's „König Agis" Gesagte zu tilgen, da es nach Litzmann's Ausführungen zweifelhaft erscheint, ob H. ein Drama unter diesem Titel geschrieben hat.

S. 733. Z. 5 v. o. ist statt Ende des Jahres 1800 „im Januar 1801";

Z. 23 f. statt Anfang Juli „in der zweiten Juniwoche";

Z. 27 statt Juni „Mai" zu setzen.

Auf derselben Seite ist Z. 29 zu tilgen und dafür zu setzen: „Erst einige Zeit nach seiner Heimkehr erfolgte der Tod Diotimas (22. Juni 1802),

auf den man früher häufig irrthümlich den Ausbruch von Hölderlin's Wahnsinn zurückgeführt hat".

Ad. W.

Band XIV.

S. 6. Z. 22 v. u. l.: mehr (statt weniger).

Band XVI.

S. 705. Z. 1 v. o. l.: Pankraz.

Band XIX.

S. 615. Z. 11 v. o. l.: Neuenbürg.

Band XXI.

S. 541. Z. 18 v. o. hinzuzufügen: Schwartz' Biographie von M. herausgeg. von Otto in den Annalen des Vereins für Nassauische Gesch. XXI, 43 ff.; XXII, 1 ff.

Band XXII.

S. 410. Z. 5 v. o. hinzuzufügen: Treitschke, in den Preußischen Jahrbüchern XXX u. XXXIX und in seiner Deutschen Geschichte II u. III.

Band XXIII.

S. 340. Z. 1 v. u. hinzuzufügen: Harnack in den Preußischen Jahrbüchern LXIII, 163 ff. und die von ihm verzeichnete Litteratur.

Band XXV.

S. 714. Z. 15 v. o. l.: Pfund, Johann Daniel Christian statt Johann Gabriel. Vgl. W. Sillem, Die Matrikel des Akademischen Gymnasiums in Hamburg Nr. 3504.

Band XXVI.

S. 8. Z. 13 v. o. hinzuzufügen: Hecker, Territoriale Politik des Erzbischofs Philipp von Köln (Histor. Studien, Heft X) herausgegeb. 1883 und die von ihm verzeichnete Litteratur.

S. 699. Z. 15 v. o. hinzuzufügen: Nemeitz, Gedanken über allerhand Materien I, 60 ff. — Jahrb. des Vereins für Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden IV, 415 ff.; V, 466 ff.

Band XXVII.

S. 420. Z. 21 v. u. hinzuzufügen: Ribbeck, Ritschl II, 537 ff.

S. 698. Z. 18 v. o. l.: u. a. Er starb am 2. Juni 1888. Seine.

Band XXVIII.

S. 152. Z. 8 v. u. hinzuzufügen: Ranke, S. Werke II, 362 ff., XXXIII/IV, 125 ff.

S. 327. Z. 2 v. o.: Zum Artikel Fritz Reuter ist noch zu vergleichen: Bailleu, Fritz Reuters Universitäts- und Festungszeit nach den Acten dargestellt. Deutsche Rundschau 1885, Juliheft.

Band XXIX.

S. 25. Z. 1 v. u. hinzuzufügen: Droysen, Abhandlungen zur neueren Geschichte 380.

S. 241. Z. 15 v. o. l.: Hohenhaslach.
Z. 11 v. u. l.: Bebenhausen. Geboren ist R. am 11. October, † am 13. October.

S. 566. Z. 13 u. 20 v. o. l.: Verden (st. Verdün). Rudolf II. Rühl war Bischof von Verden 1366—77. Er vermachte ecclesie et capelle Verdensi ac ministris ibidem 300 flor. — S. Pfannkuche, Aeltere Gesch. des vormal. Bisthums Verden (1830), S. 186—188.
Krause.

S. 683. Z. 14 v. o.: D. th. Eberhard Runge kommt noch 1532 in Hannover vor „als zum Prediger am Franciscanerkloster verordnet", das demnach schon säcularisirt war. Dort beschimpfte er unter geheimer Billigung des Rathes einen von Braunschweig berufenen Prädikanten, ferner einen „Schulmeister" Hoker und Bugenhagen 1533. Als sich die Bürgerschaft dagegen erhob, entwich er und scheint seitdem verschollen. Vgl. Wald. Bahrdt, Gesch. d. Reform. der Stadt Hannover. Hannover, Hahn 1891, S. 34—40. — Hamelmann, Hist. eccl. renati evangelii per Infer. Saxoniam et Westphaliam. P. II (1587). fol. 38. K.

S. 715. Z. 9 v. o. l.: „1. (statt 6.) Februar".

S. 716. Z. 8 v. o. l.: „25. Juni" (statt Januar). Br.

S. 758. Z. 23 v. u.: Schon die älteste der angeführten Quellen, das Museum Helveticum I, 151 nennt als Geburtstag Joh. Heinr. Ringier's (II.) nicht den 29. sondern den 24. Juni (feria S. Johannis) 1668. Als Geburtsort gibt der Verf. Madiswil: es ist jedoch Walkringen, wo Ringier's Vater (s. A. D. B. XXX, 78) vom Juni 1665 bis October 1669 als Pfarrer lebte. In Bern ward R. 1718 nicht Professor der Katechetik (eine solche eigene Professur gab es in Bern nicht, vgl. Schärer, Geschichte der öffentl. Unterrichtsanstalten des Kantons Bern. Bern 1829, S. 157), sondern er war, wie auch der zuverlässige Lohner, Die reformirten Kirchen im eidgen. Freistaate Bern, Thun 1864, S. 58 berichtet, von 1715—20 Prof. der griech. Sprache und der Ethik. Vorher hatte er nicht bloß in Zimmerwald (1699—1707), sondern auch in Seeberg (1707—15) das geistliche Amt bekleidet (Lohner a. a. O. 164 u. 442).
A. Schumann.

Band XXX.

S. 130. Z. 1 v. u.: Ueber einzelne Werke vgl. man: Ph. Wackernagel, Bibliographie, S. 427a. — E. Weller, Annalen der poet. National-Lit., 1. Bd., Nr. 393 u. 416; 2. Bd., Nr. 285. — Wackernagel, Kirchenlied I, 631a—632a. — F. L. Hoffmann in Naumann's Serapeum, 28. Jahrg., Leipzig 1867, S. 261 f. — W. v. Maltzahn, Deutscher Bücherschatz, Jena 1875, S. 42 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, 197. — Was den Namen betrifft, so lautet derselbe unter den Vorreden: Sachs, Sax, Saxs oder Saxo; nur einmal, in einem Akrostichon, kommt „Sachse" vor. Es ist also kein Grund, aus der Titelangabe „Durch Michael Sachsen" die letztgenannte Form herauszulesen. A. Schumann.

S. 411. Z. 17 u. 26 v. o. l.: Rottenburg.
S. 413. Z. 4 v. o. hinzuzufügen: G. Bossert, Blätter für Württembergische Kirchengesch. 1889 S. 10 ff., 1890 S. 1 ff. — Christliche Welt 1891 S. 22 ff.
S. 452. Z. 7 v. o. hinzuzufügen: Ranke, Sämmtl. Werke LI/LII, 496 ff.
S. 745. Z. 25 v. u. l.: Hüfingen in der Baar.
S. 770. Z. 16 v. o. l.: Geiselhöring.
S. 790. Z. 18 v. u. streiche: sich.

Band XXXI.

S. 40. Z. 15 v. o. l.: gegen die Entmündigung.
S. 44. Z. 18 v. u.: In dem jüngst erschienenen Briefwechsel zwischen König Maximilian II. von Baiern und Schelling wird des öfteren Eduard v. Schenk's gedacht. — Der „Charitas" auf 1843 schickte der neue Leiter des Almanachs, Karl Fernau, eine kurze Biographie des Begründers voraus, die einige Stellen aus Briefen Schenk's an Robert v. Langer enthält. J. E.
S. 145. Z. 16 v. o. l.: März 1491 bis Herbst 1497 und daselbst Z. 18 1497 (statt 1498).
S. 180. Z. 19 v. o. l.: Gosbach.
S. 256. Z. 3 v. u.: G. Schilling war nicht Sohn eines protestantischen Predigers, sondern des Cantors und Schullehrers S. zu Scharzfeld, bei Lauterberg unter dem Harz. Krause.
S. 262. Z. 1 v. o. l.: Gargutheniús.
S. 304. Z. 7 v. u. hinzuzufügen: G. Cuvier, Das Tierreich, eingeteilt nach dem Bau der Tiere als Grundlage ihrer Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie, von H. R. Schinz. 4 Bde. 8°. Stuttgart 1821—25.
S. 326. Z. 17 ff. v. o.: Der Geburtstag Schläfli's ist der 30. October 1831. Nach Vollendung der Erziehung im Waisenhause seiner Vaterstadt besuchte er die obere Industrieschule und die Hochschule in Zürich. Nach Bagdad ging er 1861 als Militärarzt, wurde in demselben Jahre nach Samava versetzt. Der Nekrolog von A. Mousson in den Verh. der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft 1864 (Zürich) enthält interessante Mittheilungen aus den Briefen des Reisenden. Unter seinen Arbeiten verdient noch die „Klimatologie von Jannina" im 20. Band der Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft genannt zu werden.
Friedrich Ratzel.
S. 516. Z. 23 v. o. l.: Lockwitz.
S. 517. Z. 15 v. u. hinzuzufügen: F. Kapp, Der Soldatenhandel Deutscher Fürsten nach Amerika. Berlin 1874.
„ Z. 27 v. u. zuzufügen: Es gibt auch noch einen zweiten Band der Betreffnisse, welcher 1840 bei G. Reimer erschienen ist und die Jahre 1794—1799, Bruchstücke von 1800—1801, dann wieder 1805—1815 und Anhänge umfaßt. Die Jahre 1802—1804 sind ganz verloren. Der Band zählt von S. 757—1278. Fr.
S. 521. Z. 25 v. u. hinzuzufügen: Arndt, Zeitschrift für allgem. Geschichte, Jahrg. 1888 und Schmiede, Programm des Wilhelm-Gymnasiums in Berlin 1887 und 1888.
S. 632. Z. 12 v. o. hinzuzufügen: Mejer, Römisch-deutsche Frage II, 42 ff.,

86 f.; III, 181 f. — Nippold, Neueste Kirchengeschichte, 3. Aufl., II, 628 ff., 686 ff. — Treitschke, Deutsche Gesch. III, 217 ff.; IV, 689 ff.

S. 670. Z. 20 v. u.: Verfasser des hier angeführten, in der Biographie Herm. v. Schmid's mehrfach benützten Artikels in der Allg. Zeitg. ist nicht Dr. Frz. Trautmann, sondern Geh. Legationsrath Dr. Ludwig Trost, welcher dem Dichter nahe stand und sich auch im Besitze seines litter. Nachlasses befand.

S. 676. Z. 8 v. u. l.: 1859.

S. 678. Z. 19 v. o. l.: Mezger.

S. 720. Z. 11 v. o.: In der That erschien — im Verlag von Brigl in Berlin — um 1860 unter dem Titel: „Deutsche National-Bibliothek. Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Ferd. Schmidt", eine Anzahl von Bänden historischen Inhalts, hübsch ausgestattet bis zu 16 Bogen stark. Darunter Arbeiten von Biedermann, Falke, Klüpfel, Kutzen, K. A. Mayer, Schottmüller, Joh. Voigt, Wachsmuth, Waitz u. a. Den Bänden ist als Vorwort eine Autobiographie der Verfasser nebst deren Porträt vorangestellt.

S. 746. zum Artikel Joh. Gotthilf Schmidt: In Berlin widmete sich S. als Schriftsteller besonders der Mathematik und gab noch im J. 1842 ein „System elliptischer Bogen zur Erleichterung der Integralrechnung und zur Bestimmung astronomischer Größen" (Berlin, G. Reimer, gr. 4°) heraus, welches auch in französischer Sprache erschien.

Heinrich Klenz.

S. 779. Z. 5 v. o. l.: Gualterio.

S. 792. Z. 21 v. o. l.: Laber.

Band XXXII.

S. 96. Z. 9 v. u. l.: „Pütten"; in den hannoverschen Marschen heißt es „kuhlen".

S. 142. Z. 11 v. o.: Aus der Widmung eines mir nachträglich bekannt gewordenen neunzehnstrophigen Gedichtes Schneider's „Engel Fests Gedancken. Wittenberg, S. Auerbach", 4 Bl. 4° ergibt sich, daß Mich. Schneider's gleichnamiger Vater damals kurfürstlicher Amtschösser zu Wittenberg war. J. Bolte.

S. 789. Z. 5 v. o. l.: Trübung (st. Wirkung).

„ Z. 22 v. u. l.: Entlassung (st. Entlastung).

S. 692. Z. 24 v. o. ist hinzuzufügen: Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums, 9. Lieferung: Der hennebergische Geschichtsschreiber Joh. Adolf v. Schultes, von Otto F. Müller (Meiningen 1891).

Band XXXIII.

S. 7. Z. 24 von oben ist das Wort „sechs" zu streichen.

S. 14. Z. 25 v. u. das Komma zu streichen.

S. 18. Z. 25 v. o. l.: dem statt den.

Verzeichniß

der im 33. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Allgemeine Deutsche Biographie

Bd.: 33

Leipzig 1891